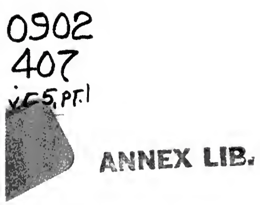


Princeton University Library
32101 045357058


0902
407
v.55, pt.1
ANNEX LIB.


Dei
Sub Numine
Viget



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

[illegible]

65. Jahrgang

Nr. 1

Ausgegeben am 4. Januar 1906

Inhalt — Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig


Jlse
JLSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggons

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

65. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1906

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1906. Erstes Vierteljahr

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)



Feinde ringsum!

Zum neuen Jahre 1906



Ein tiefbewegtes Jahr voll schicksalsschwerer Entscheidungen und voll gefahrdrohender Anzeichen liegt hinter uns. Für uns Deutsche ging es zu Ende mit dem Alarmruf: Feinde ringsum! In diesem Rufe klang die hochernste Thronrede des Kaisers am 28. November aus, er gab am 6. Dezember den Ton an für die große Rede des Reichskanzlers über die auswärtige Politik. Von der höchsten Stelle im Reiche wurde der dünne Schleier zerrissen, der für so manchen unsre Lage noch verhüllte. „Feinde ringsum!“ das heißt so viel als: „An die Gewehre!“

Wie ist das gekommen? Hat die deutsche Reichspolitik unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten durch Eroberungen oder auch nur durch Kundgebungen von Eroberungslust den Argwohn und die Feindseligkeit andrer Mächte erregt? Von allen Seiten heißt es ja, daß wir uns mit kriegerischen Absichten trügen, daß man vor uns auf der Hut sein müsse. Heute haben wir über das unschuldige Frankreich herfallen wollen, gestern haben wir mit der Besetzung von Tsingtau das Signal zur Aufteilung Chinas gegeben und sind nur durch die anerkennenswerte Uneigennützigkeit Englands und Rußlands daran verhindert worden; morgen beabsichtigen wir, uns in Venezuela festzusetzen, übermorgen gedenken wir Deutsch-Österreich an uns zu reißen und Triest zu einem reichsdeutschen Hafen zu machen. Und doch sind alle diese Ausstreuungen im günstigsten Falle Selbsttäuschungen, in den meisten Fällen bewußte Lügen, denen jeder Grund abgeht.

Wir haben uns trotz unsrer hochentwickelten Industrie und unsrer unheimlich schnell wachsenden Bevölkerung in allen Kolonialfragen sehr, wie manche meinen, allzu sehr zurückgehalten, uns mit einem sehr bescheidnen Anteil an der überseeischen Welt begnügt; seit zwanzig Jahren ist nichts hinzugekommen als Tsingtau, Samoa und einige andre kleine Inselgruppen der Südsee. Wir haben allerdings kraftvoll in den japanisch-chinesischen Krieg und dann in die chinesischen Wirren sogar an erster leitender Stelle eingegriffen, wir nehmen uns heraus, in Afrika unser Eigentum gegen schwarze

und gelbe Barbarenhorden, die von unsern dortigen guten Freunden und getreuen Nachbarn aufgehetzt und unterstützt werden, zu schützen, wir haben uns sogar herausgenommen, in Marokko unser gutes Recht zu wahren, als zwei Großmächte uns als quantité négligeable beiseite zu schieben gedachten, und wir sind so dreist, das alles für ebenso selbstverständlich zu halten wie bei andern Völkern. Dafür werden wir ausgeschrieen als die ewigen Friedensstörer Europas und der Welt, und alles, was uns feind ist, Engländer und Franzosen und unsre alten Gegner im Osten, die Slawen aller Stämme, die ohne unsre Kultur gar nicht leben könnten und uns nun hassen, wie der undankbare Schüler den Lehrer haßt, stimmen in den Pereatruf gegen uns ein. Und was mehr bedeutet, man arbeitet daran, uns zu isolieren, uns endlich mit einer übermächtigen Koalition zu unterdrücken. Das cauchemar des coalitions, das zu beschwören Bismarck für seine wichtigste Aufgabe hielt, lastet schwerer auf uns als je. Und doch hat sich England in derselben Zeit die Burenstaaten, ein Gebiet von der Größe des Deutschen Reichs, ruhig einverleibt, als ob das ganz selbstverständlich wäre, ohne daß irgend jemand über ohnmächtige Sympathiekundgebungen für die Buren hinausgegangen wäre, nachdem die Großmut des Zaren auf den schon vorbereiteten Vormarsch nach Indien verzichtet hatte, der die englische Politik auf den Kopf gestellt hätte; die Union hat die letzten Reste der spanischen Kolonialherrschaft zertrümmert, hat die Philippinen an sich gerissen, damit eine starke Position in Ostasien gewonnen, nachdem sie schon Hawai genommen hatte, Frankreich hat sich ein mächtiges Kolonialreich in Nordwestafrika geschaffen und war im Begriff, allen Verträgen zum Trotz mit Englands Zustimmung auch Marokko zu nehmen, wie es mit Deutschlands Zustimmung Tunis genommen hat; Rußland steht auch heute noch in der Mandschurei. Kein Hahn hat danach gekräht. Aber wenn das Deutsche Reich seine in der ganzen Welt natürlich wachsenden Interessen wahrnimmt, wenn es, wahrhaftig nicht irgendwelcher Laune, sondern harter Notwendigkeit folgend, zu den Weltmächten gehören will und sich eine dem notdürftig entsprechende Flotte schafft, dann ist es der freche Friedensstörer, über den alle Welt herfallen möchte.

Und doch hat unser Kaiser das Menschenmögliche getan, ganz persönlich getan, mit unsern nähern und fernern Nachbarn in freundlichem, nicht nur in korrektem Verhältnis zu bleiben, mit England sogar mehr, als es einer starken Strömung im Volke, die freilich mehr vom warmen Herzen als vom kühl abwägenden Verstande ausging, recht war; er hat den Franzosen unausgesetzt Entgegenkommen bewiesen trotz dem französisch-russischen Zweibunde, dessen stärkstes Band freilich jetzt die zwölf Milliarden russischer Staatsschulden sind, die Frankreich aufgenommen haben soll; er hat das alte Verhältnis zu Rußland wiederhergestellt. Noch in der letzten Thronrede hat er gesagt, „der Friede des deutschen Volkes ist mir heilig," und er hat überall die Bewahrung des Friedens als das höchste Ziel seiner auswärtigen Politik bezeichnet, er, der oberste Kriegsherr der besten Armee der Welt! Und diesen Fürsten wagt man ehrgeiziger Eroberungsgelüste zu verdächtigen!

Woher kommt das? Woher all das Mißtrauen, all der Haß?

Die erste Antwort ist: Deutschland ist die jüngste Großmacht Europas und die jüngste Weltmacht. An eine so gewaltige Machtverschiebung gewöhnen sich die ältern Mächte schwer und nur, weil sie müssen, und wenn sie müssen. Längst vergessen hat man draußen, daß Deutschland im Mittelalter die stärkste Macht Europas gewesen ist, daß es diese Stellung nur durch innern Hader, keineswegs durch fremde Waffen verloren hat. Man hat sich dann jahrhundertelang daran gewöhnt, unser Land als gute Beute der Nachbarn zu betrachten, mit Fetzen deutschen Bodens territoriale Ansprüche auszugleichen, auf unserm Boden seine Schlachten zu schlagen, ihn von fremden Heeren zertreten und ausplündern zu lassen, und unser Land schließlich 1815 nach Siegen ohnegleichen so unter die Vormundschaft sämtlicher am Wiener Kongreß beteiligten fremden Staaten zu stellen, daß sie gemeinsam die Garantie für die elende deutsche Bundesverfassung übernahmen, die darauf berechnet war, unsre Kräfte zu teilen und zu lähmen, uns niederzuhalten. Damit ist es allerdings seit vierzig Jahren aus, gründlich aus. Aber während der ganzen Periode unsrer Einheitskriege haben wir uns desselben Übelwollens im Auslande zu erfreuen gehabt, das heute unser Aufstreben zur Weltmacht begleitet. Den angeblichen dänischen Seesieg bei Helgoland am 9. Mai 1864 begrüßte das englische Unterhaus mit lauten Cheers, englische und amerikanische Händler versorgten die Franzosen 1870/71 bereitwillig mit Waffen, die den Widerstand der Besiegten um Monate verlängerten und uns noch Ströme von Blut kosteten, und mit Mühe wurde die auflodernde Eifersucht Rußlands gedämpft. Nur unser gutes Schwert wahrhaftig hat 1870 die Bildung des geplanten großen Kriegsbundes verhindert, der unsre werdende Einheit vernichten wollte. Die italienischen Einheitskämpfe hat man doch in England mit warmer Sympathie begleitet, von Frankreich aus anfangs sogar mit Waffenhilfe unterstützt, später wenigstens nicht gehemmt. Unsre viel gewaltigern Einheitskriege stießen überall auf Mißgunst und Haß.

Woher dieser Unterschied? Es mag sein, der Deutsche hat im allgemeinen, verglichen mit romanischen Völkern, die Gabe persönlicher Liebenswürdigkeit nur in geringem Maße, und er mag deshalb in höflichern Ländern hier und da anstoßen, obwohl er doch niemals an den bornierten Hochmut so vieler Engländer hinanreichen wird, der doch den meisten Leuten so zu imponieren pflegt. Aber das sind doch keine ernsten Gründe für die weitverbreitete Abneigung gegen uns. Nein, die Gründe liegen ganz wo anders und viel tiefer: zu groß, zu mächtig, zu stark sind wir den verehrten Nachbarn geworden, vor allem den lieben „Vettern" jenseits des Kanals. Wir denken nicht im entferntesten daran, England anzugreifen, wir haben eine sehr hohe Meinung von der Bedeutung Englands für die Kultur der Welt; wir planen, ja wir phantasieren uns nicht einmal eine zweite „Schlacht von Dorking" vor, wie sie einmal ein Mitarbeiter der Grenzboten deren Lesern zum großen Schrecken der Engländer als Zukunftsbild vorgezaubert hat; sogar sein publizistischer Nachfolger, Herr Seestern, wagt nur von einer — Niederlage der gegenwärtigen deutschen Flotte gegen eine englisch-französische zu träumen, und in der Tat, wir vermöchten jenes ältere Phantasiebild gar nicht in Wirk-

lichkeit zu verwandeln, auch wenn wir so unvernünftig wären, es zu wollen. Aber das Reich hat sich seit einem Menschenalter durch die energische und umsichtige Arbeit seiner Bürger und dank dem starken Schutze, den sie an der Reichsgewalt fand und findet, zu einer Industrie- und Handelsmacht ersten Ranges entwickelt, die überall in Europa und jenseits des Meeres den Engländern fühlbare Konkurrenz macht, die sie sogar hier und da überflügelt, und die längst nicht mehr in England die Hochschule für die Technik sieht, sondern in Nordamerika. Und doch hat England noch immer einen ungeheuern, gar nicht auszugleichenden Vorsprung, und sein Handel hat höchstens nicht in demselben Verhältnis zugenommen wie der unsre, weil der deutsche noch klein war, der englische längst eine stolze Höhe erreicht hatte. Aber daß die deutsche Handelsflotte, obwohl in weitem Abstande, gleich hinter der englischen rangiert, daß wir die beiden größten Reedereien der Welt, die größten, schnellsten und schönsten Dampfer besitzen, mit denen auch der Engländer am liebsten fährt, daß das deutsche Kapital überall mitarbeitet, wo bisher das englische Kapital allein geherrscht hat, auch in den englischen Kolonien, daß wir einen wahrhaftig bescheidnen Kolonialbesitz erworben haben und energisch festhalten, der allerdings verhindert, daß Afrika ganz englisch wird from the Cape to the Nile, daß endlich das Reich alle diese Interessen schützt und fördert, daß der Kaiser den Satz aufgestellt hat: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser," kurz, daß die verschlafne Landratte, der deutsche Michel, aufs Meer gegangen ist, das verzeiht man uns nicht. Der gemeinste Neid ist es bei denen, die so denken, nicht die ehrliche Furcht vor einem unmöglichen Angriff. Und die auswärtige Politik ist bei den meisten Völkern so materialistisch, so ruchlos geworden, daß sie so ideale Ziele, wie sie etwa unsre mittelalterlichen Kaiser oder gar die Kreuzfahrer oder auch die Araber Mohammeds verfolgten, gar nicht mehr versteht, sondern als überspannte romantische Narrheit verlacht. Ganz natürlich, denn in der heutigen Welt spielt die Zivilisation, d. h. die Technik und die mit ihr zusammenhängende Umgestaltung des äußern Lebens, die dem Durchschnittsmenschen schlechthin als ein unermeßlicher Fortschritt erscheint, die Hauptrolle, die Technik, die sich nicht zum wenigsten in der Erfindung immer neuer und immer schrecklicherer Zerstörungswerkzeuge entfaltet, die die Schlacht zur Schlächterei macht, die in so vielen Betrieben den Arbeiter zur lebendigen Ergänzung einer kunstvollen Maschine hinabdrückt und seiner Arbeit den sittlichen Adel raubt. Geht das so weiter, so wird im zwanzigsten Jahrhundert schließlich die Zivilisation die Kultur totschlagen, und die natürlichen Gegensätze der Völker in ideenlose, brutale Kämpfe um die Futterplätze verwandeln.

Was aber das feindliche Ausland einst ermutigen könnte, über uns herzufallen und uns unsern bescheidnen Platz an der Sonne, den sie uns längst mißgönnen, zu rauben, das sind die unausrottbaren Spaltungen in unserm Volke. Wenn es der Führer der „Dreimillionenpartei" im Reichstage wagen kann, den offnen Landesverrat eben dieser Partei, die ihren Standpunkt „wissenschaftlich" nennt, im Kriegsfalle — nach dem Beispiele des rohen russischen Pöbels — als möglich hinzustellen, wenn die ungeheuern Opfer, die unsre

besitzenden Stände — wie nirgends sonst auf der Welt — für die Durchführung der sozialen Gesetzgebung bringen und seit mehr als zwanzig Jahren gebracht haben, zu weiter nichts führen, als die Begehrlichkeit der Massen zu reizen und Millionen deutscher Männer in ihrem törichten und unsittlichen Ideal der Klassenherrschaft eben dieser handarbeitenden Massen, die praktisch auf die Tyrannei einiger fanatischer Demagogen hinauslaufen würde, zu befestigen, statt sie zu guten Bürgern ihres Vaterlands zu erziehn, wenn sozialdemokratische Blätter tagtäglich Hochverrat begehn, indem sie alles, was unsre auswärtige Politik tut, bekämpfen und hier die Partei Englands, dort der Hereros ergreifen, dann freilich glaubt man draußen — und muß es glauben —, daß so prahlerischen Worten die Tat folgen wird, daß man im Ernstfalle auf eine revolutionäre Bewegung in Deutschland werde rechnen können. Denn so weit reicht ja, wie es scheint, weder der Verstand der Führer noch vollends der verführten Massen nicht, zu begreifen, daß alle unsre Rüstungen zur See, unsre ganze Handels- und Kolonialpolitik niemand mehr zugute kommen als unsern handarbeitenden Massen, und daß diese verhungern müßten, wenn unser Seehandel und damit unsre Industrie vernichtet würden. Überall ist die Sozialdemokratie national, nur in Deutschland ist sie nicht international, sondern antinational, die schlimmste Erbschaft, die unsre lange Zerrissenheit, da sie kein kräftiges Nationalgefühl aufkommen ließ, der Gegenwart hinterlassen hat, und die verhängnisvollste Folge aus unserm eigensinnigen Doktrinarismus. In dieser Beziehung ist unsre Sozialdemokratie allerdings leider ein deutsches Produkt, sonst gilt von ihr der alte grobe Satz: „Ein schlechter Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt." Und da soll auch noch von einer Fortsetzung der Sozialreform die Rede sein? Hier ist nur ein kräftiges Quos ego! am Platze, unsre Zeit bedarf wahrhaftig mehr der Zügelung als erweiterter Freiheit, damit nicht auch bei uns einmal die Bestie im Menschen herausbricht, die das kulturstolze Jahrhundert jetzt in Rußland schaudernd an der Arbeit sieht.

Während die Sozialdemokratie an den Wurzeln unsers nationalen Lebens nagt, wird der konfessionelle Gegensatz von so manchen Stellen aus geflissentlich geschürt, als ob wir nichts besseres zu tun hätten, als alte Spaltungen zu erneuern, alte Wunden, an denen sich die Nation einstmals beinahe verblutet hat, wieder aufzureißen, auf beiden Seiten freilich mit dem Glauben und in dem Bestreben, nur das eigne gute Recht zu vertreten. Das mag man tun, aber wir machen es protestantischen Organen zum Vorwurf, daß sie über die Abwehr hinaus beständig alle Schwächen und Schäden der katholischen Kirche hervorheben, was doch schlechterdings nichts nützt, sondern nur verstimmt, und daß sie jeden etwaigen Fortschritt des Katholizismus als eine Gefahr für den Protestantismus, womöglich für das Reich betrachten, den Katholiken, daß sie im ganzen die historische Berechtigung des Protestantismus durchaus immer noch nicht verstehn wollen, und daß die politische Partei, die vor allem im Reichstag ihre Interessen vertritt, immer wieder dazu neigt, nationale Fragen von kirchenpolitischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen und zu entscheiden, so wirksam auch das Zentrum oft schon an der Förderung nationaler

Politik mitgearbeitet hat. Es ist nur zu hoffen, daß auf beiden Seiten die Gemäßigten, unter denen auch glücklicherweise katholische Kirchenfürsten stehn, mehr und mehr die Führung gewinnen und die Heißsporne zurückdrängen. Das ist eine Frage unsrer nationalen Existenz; ein Volk, das zu einem guten Drittel aus Katholiken besteht, kann in keiner Weise seine Politik von konfessionellen Rücksichten bestimmen lassen.

Ernste Sorge flößt uns endlich das ein, was man die Rückständigkeit der Reichsverfassung nennen könnte. Noch heute, fünfunddreißig Jahre nach der Reichsgründung, gibt es keine genügende Ordnung der Reichsfinanzen, seitdem das Reichseisenbahnprojekt an dem sogenannten „gesunden," in Wahrheit überaus kurzsichtigen Partikularismus der Mittelstaaten, das Tabakmonopol am Widerspruch der Interessenten gescheitert ist, und die unglückselige Franckensteinsche Klausel, die Bismarck leider annahm, die Einzelstaaten dazu verführt hat, auf wechselnde Einnahmen dauernde Ausgaben zu gründen, dadurch ihre eignen Finanzen zu gefährden oder geradezu zu ruinieren und durch knausrige Wirtschaft den alten schönen Satz von der kulturfördernden Macht der Kleinstaaterei zu erschüttern. Und was ist aus der Betriebsmittelgemeinschaft, die wenigstens ein Ansatz zur Ausführung der Vorschrift der Reichsverfassung, daß die deutschen Eisenbahnen „wie ein einheitliches Netz" verwaltet werden sollen, schließlich geworden? Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Bei alledem bewahrheitet sich abermals die alte Erfahrung aus der unseligen Bundestagszeit, daß die deutschen Einzelregierungen, sobald sie durch freie Vereinbarungen etwas zustande bringen sollen, in langer Zeit nichts oder nur ganz ungenügendes zustande bringen. So langsam wächst unser Volk in seine neuen großen Aufgaben hinein, und dabei zeigen sich die Landtage noch partikularistischer als die Regierungen; von keiner Seite kommt ein kräftiger Anstoß, und unsre „bürgerlichen" Parteien versinken immer mehr in kleinlichen Hader, verlieren immer mehr alle großen Ziele aus den Augen, als ob wir nicht mitten in Europa lebten, sondern auf einer weltfernen Insel, Gott weiß wie lange Zeit zu innern Reformen vor uns hätten, und doch drängt die Stunde.

Denn so steht es doch: Wir haben ein Einverständnis Englands und Frankreichs uns gegenüber, das bei jeder Gelegenheit zu einem Angriffsbündnis werden kann, die englische Flotte hat ihren Schwerpunkt in die Nordsee verlegt, richtet also die Spitze gegen uns, wie Rußland unter Alexander dem Dritten in seinen Westprovinzen unverhältnismäßige Truppenmassen anhäufte, die zur Verwendung gegen uns bereitstanden. Das Zarenreich selbst ist gelähmt durch unabsehbare innere Wirren, durch einen Kampf der Intelligenz gegen ein verrottetes absolutistisches Beamtentum auf der einen Seite, auf der andern durch wüste Erhebungen der rohen Massen in Stadt und Land gegen alles, was Besitz und Bildung heißt, durch jäh und stürmisch herausbrechende nationale Gegensätze und durch Ausbrüche unerhörter Zuchtlosigkeit in Heer und Marine, also durch die widerspruchsvollsten Bestrebungen, die, alles zusammengenommen, den völligen Bankerott der bisherigen absolutistischen und russifizierenden Regierungspolitik bedeuten. Dazu kommt der drohende wirtschaftliche und finanzielle

Zusammenbruch. Kurz, Rußland ist so zerrüttet, daß es aus der Weltpolitik vorläufig ausscheidet und weder im Guten noch im Bösen etwas ernsthaftes tun kann. Im fernen Osten beherrscht das englisch-japanische Bündnis das Terrain, denn Rußland ist dort ohnmächtig, und Frankreich auch dort von England abhängig, da es sich in Europa unter seinen Schutz gestellt hat, Nordamerika aber baut am Panamakanal und wird sicherlich bis zu seiner Vollendung warten, ehe es in Ostasien kräftig eingreift. Der Dreibund steht fest, aber der habsburgische Völkerstaat ringt immer noch um die ihm gemäße Verfassung, die sich nicht auf die „historischen Individualitäten,“ die „Königreiche und Länder“ auferbauen kann, sondern nur auf die lebendigen Individualitäten, die einzelnen Nationen, und solange er die Lösung nicht gefunden hat, bleibt er schwach, von den verschiedensten Bestrebungen seiner streitenden Völker zerrissen. Italien, das sich finanziell wesentlich gekräftigt hat, will gewiß seine Bundespflichten ehrlich erfüllen, aber ob es das können würde, wenn etwa eine englisch-französische Flotte an seinen langgestreckten Küsten erschiene, wer kann das wissen? Also bleibt Deutschland im wesentlichen auf sich selbst gestellt.

„Der Starke ist am mächtigsten allein,“ sagt Schillers Tell. Sind wir stark? Ja, Deutschland ist stark durch die konzentrierte Energie und Intelligenz seines Volkes, stark durch sein gewaltiges Heer, das soeben auf dem schwierigsten Boden und in ganz fremdartigen Verhältnissen seine Tapferkeit und Hingebung glänzend, der Vorfahren würdig, bewährt hat, und durch seine junge Flotte, die zwar noch zu schwach, aber an innerer Tüchtigkeit jeder andern ebenbürtig ist, stark durch die feste Bundestreue seiner Regierungen und seiner Fürsten, die nach dem schönen Worte König Friedrich Augusts in Dresden an den Kaiser erst aufhören wird mit dem Tode des letzten von ihnen, und die den greisen Prinzregenten Luitpold von Bayern im Einvernehmen mit dem Könige von Württemberg dazu bestimmt hat, jede öffentliche Feier der Erhebung Bayerns und Württembergs zu Königreichen am 1. Januar 1806 abzulehnen, weil eine solche zugleich die schmachvollsten Erinnerungen, die Gründung des Rheinbunds, das elende Ende des alten Reichs, den Zusammenbruch Preußens, die französische Fremdherrschaft verherrlichen hieße, zu denen jene wahrlich nicht durch eigne Kraft errungne, sondern von der Gunst eines fremden Eroberers gewährte Rangerhöhung die Einleitung war. Ein Jahr, das für ganz Deutschland ein Jahr der Schmach und für den größten Teil des nördlichen Deutschlands ein Unglücksjahr war, dürfen die Süddeutschen nicht feiern, das verlangt die einfachste Schicklichkeit, es wäre ein Hohn auf unsre Einheit. Und endlich vertrauen wir der Leitung unsers Kaisers und seines Kanzlers.

Deshalb hoffen und wünschen wir, daß die Bemühungen einsichtiger Männer diesseits und jenseits des Kanals, das Verhältnis zwischen Deutschland und England, auf denen ein so großer Teil der Weltkultur beruht, wieder freundlicher zu gestalten, trotz allen Gegenströmungen vollen Erfolg haben mögen. Das Einvernehmen beider Mächte sichert den Weltfrieden und allgemeines Gedeihen, ihr Zusammenstoß würde die Welt in unabsehbare Wirren stürzen und nur außereuropäischen Mächten zugute kommen. Und das sollten vernünftige Engländer und Deutsche wünschen? Weiß doch auch niemand, was aus der

russischen Revolution noch werden wird, ob sie nicht gar zu einer Auflösung des Riesenreichs, zu einer faktischen Ablösung wenigstens seiner Grenzlande führen und wie eine solche auf unsre eignen Verhältnisse einwirken würde. Nur das Zarentum bietet dort noch einen festen Halt, und nur eine eiserne Faust, die zugleich der wüsten Anarchie ein Ende macht und die versprochnen Reformen ehrlich durchführt, kann das Ärgste und damit den alles erschütternden Zusammenbruch einer Großmacht, der ganz Europa und Asien in Mitleidenschaft ziehn würde, verhindern. Und da sollte sich Westeuropa selbst zerfleischen?

*



Frankreich vor den Wahlen



Anfang Januar finden Neuwahlen für hundert verfassungsmäßig ausscheidende Senatoren statt, und die französische Erste Kammer wird dadurch in ihrem dritten Teil umgestaltet. Gleich darauf tritt die Nationalversammlung zusammen, um der Republik einen neuen Präsidenten zu geben. Im Mai folgen die allgemeinen Wahlen für das Haus der Abgeordneten. Eine solche Neuschaffung der gesetzgebenden Gewalten und der Leitung der Exekutive innerhalb weniger Monate ist gewiß als ein Ereignis von größter Bedeutung für das staatliche Leben zu betrachten, und rein äußerlich genommen haben die Leitartikelschreiber wohl recht, wenn sie von der bevorstehenden Wiedergeburt des politischen Frankreichs, von der nahenden „Weltwende“ sprechen. Die Wahlbewegung, die jetzt beginnt und nun ziemlich ununterbrochen vierundeinhalb Monate dauern wird, rüttelt und schüttelt sicher die Bestandteile der Nation auf, die sich gewerbs= oder gewohnheitsmäßig oder auch aus staatsbürgerlichem Pflichtbewußtsein oder schließlich aus Liebhaberei mit der Politik beschäftigen. Daß aber die ganze Haupt= und Staatsaktion ein neues, das heißt besseres und gesünderes Frankreich schaffen wird, vermag nur ein unverbesserlicher Optimist oder jemand anzunehmen, der die französischen Verhältnisse nicht kennt, oder der sich selbst und andern etwas vormachen will. Eben so sicher wie uns die Parteiblätter nach dem Ausgang der Wahlen je nach ihrer Farbe die Morgenröte der wahren Republik oder die schwarze Nacht unrettbaren Verfalls verkünden werden, eben so sicher glauben wir selbst als unbefangne Beobachter, daß alle diese Prophezeiungen Blague sind und bleiben werden, und daß wir im Mai einen Senat und eine Deputiertenkammer vor uns sehen werden, die sich weder zu ihrem Vorteil noch zu ihrem Nachteil sonderlich von der gegenwärtigen Volksvertretung unterscheiden. Wie sollte es auch anders sein? Dieselben Kräfte arbeiten morgen in der französischen Staatsmaschinerie, die heute darin arbeiten, und die vor vier Jahren darin gearbeitet haben. Ein oder zwei Dutzend Sozialisten mehr, ein oder zwei Dutzend Radikale weniger, eine Stärkung oder eine Schwächung der Mitte oder der Rechten, das sind Fragen, die für den praktischen Staatsmann, der mit dem Parlament und

im Parlament Geschäfte machen will, großes Interesse haben. Für die politische Entwicklung des Volkes sind sie aber von geringer Bedeutung. Diese vollzieht sich nach ganz andern Gesetzen als nach den Zufälligkeiten von Stimmenmehrheiten. Ein Zeitraum von drei oder vier Jahren genügt nicht, einer Nation eine neue politische Seele zu geben, kaum, daß sich in dieser Frist die Gesichtszüge des Parlaments wesentlich verändern können. Bei jungen, erwachenden Völkern, die ihre eignen Kräfte noch nicht kennen und sie noch nicht abzumessen verstehn, sind jähe Sprünge zu erwarten, bei einer so alten Kulturrasse wie der französischen wären sie nur durch äußere Katastrophen zu erklären. Eine neue Gedankenwelt aber, die das ganze staatliche Leben von innen heraus umgestaltet, siegt viel schwerer in reifen als in unreifen Köpfen. Was für eine Revolution in einem Menschendasein vom sechzehnten zum zwanzigsten Lebensjahre! Der Siebzigjährige aber unterscheidet sich in manchen Dingen nicht vom Fünfundsiebzigjährigen, nicht in seinem Charakter und häufig nicht einmal in manchen Zügen seines Äußern.

Wenn man sich das französische Volk betrachtet, könnte man fast auf den Gedanken kommen, daß auf einer gewissen Stufe der Zivilisation die politischen Leidenschaften stumpf und die politischen Fähigkeiten lahm werden. Die altberühmte gallische Abenteuerlust läßt sich heute an kühnen Kolonialfahrten genügen, in Europa selbst möchten die fleißigen und genußfrohen Massen des französischen Volkes den Frieden erhalten sehen. Sie träumen von Revanche, aber sie hoffen, daß irgendein freundliches Wunder sie ihnen schaffen wird. In der innern Politik zeigt sich dieser Quietismus in einer wachsenden Abneigung, sich mehr, als unbedingt notwendig ist, mit den Dingen des Verfassungslebens zu beschäftigen. Die Monarchisten behaupten, daß diese politische Müdigkeit der Rasse durch die unselige Republik hervorgerufen worden sei, die Nationalisten und die Progressisten meinen, der Bloc sei an allem diesem Unheil schuld. Ob wir aber eine Wandlung im Temperament annehmen oder den schlechten Einfluß des Parlamentarismus als Ursache betrachten, in jedem Falle ist das Phlegma breiter Schichten des souveränen Volkes in allen rein politischen Angelegenheiten auffallend. Der Durchschnittsbourgeois, insbesondre der sogenannte „kleine Mann“ haben weder Zeit noch Geld noch Lust, sich länger mit der Politik zu beschäftigen, als das Durchlesen ihres besondern Leibblattes fordert. Sich aus andern Quellen über die öffentlichen Dinge und über die Anschauungswelt des Gegners, der doch ihr Nachbar ist, zu unterrichten, fällt ihnen nicht ein. Gewiß gibt es viele Ausnahmen, besonders bei den Anhängern der vorgeschrittnen Parteien der Rechten und der äußersten Linken, aber es sind eben Ausnahmen; die große Masse der Bevölkerung zeigt nur dann politisches Leben, wenn die Zeitungsverkäufer auf der Straße Sonderausgaben der kleinen Presse ausbrüllen, und man daraus ersieht, daß irgend etwas los ist. Unter diesen Umständen hat auch die eigentliche politische Presse einen schweren Stand, und die unpolitischen Blätter, mit Bildern reich verziert und mit schauderhaften Unglücksfällen, Mordtaten, Skandalgeschichten, vor allem aber spaltenlangen Sportnachrichten und Abenteuern aus der Halbwelt gefüllt, sie machen glänzende Geschäfte und machen ihre millionenschweren Besitzer zu den eigentlichen Beherrschern der öffentlichen

Meinung. Solche Verhältnisse bieten entschieden große Vorteile: eine Bevölkerung mit matten politischen Interessen ist leicht lenksam und läßt sich von den herrschenden Männern viel bieten, wenn man sie nur mit allzu hohem Steuerdruck und mit Kriegslärm verschont und sie ungestört ihrer Tagesarbeit und ihren Vergnügungen nachgehn läßt. Aber die Gefahren sind doch auch sehr ernst. Gewiß ist die Abneigung gegen die Politik der Erhaltung der gegenwärtigen Verfassung zunächst günstig, und der Franzose ist in Wahrheit mindestens so sehr aus Bequemlichkeit wie aus Überzeugung Republikaner. Die Staatsform wird aber auch kein fester Bestandteil im Volksleben, und kommen die Massen einmal aus ihrer Alltagsstimmung heraus, so ist es nicht schwierig, sie für eine glänzende Persönlichkeit zu gewinnen. Hier liegt auch eine der wichtigsten Ursachen für die verhältnismäßig große Friedensliebe der Demokratie: ein Krieg würde mit allergrößter Wahrscheinlichkeit einen Staatsstreich bringen, sei es, daß sich ein siegender General eine Militärdiktatur anmaßt, sei es, daß die Regierungsform für eine Niederlage verantwortlich gemacht und beseitigt wird.

Die Ursachen für die Erschlaffung dieses einst politisch so leidenschaftlich empfindenden Volkes liegen auf verschiednen Gebieten. Zunächst hat die fieberhafte Überspannung der nationalen Kräfte in einer achtzig Jahre währenden, fast ununterbrochnen Revolution eine natürliche Ermüdung zur Folge. Es zeigt sich im großen, was nach dem Thermidor im kleinen zu beobachten war. Die heutige Gesellschaft ähnelt der des Direktoriums in ihrer Genußsucht und ihrer Neigung, alle wichtigtuerische Politik zu verspotten, da man eingesehen hat, daß alle heroischen Krampfanfälle und alle Aderlasse durch Guillotine und Kanonen doch nicht die Menschheit besser und glücklicher machen. Man hat aber auch gesehen, daß die Politik nicht nur ein nutzloses, sondern auch ein keineswegs sauberes Geschäft ist. Die Leute mit den donnernden Phrasen von Freiheit und Fortschritt wollen sich im Grunde genommen nur an der assiette au beurre der Regierung oder des Parlaments ihre Taschen füllen oder kleinliches Strebertum pflegen, ganz zu schweigen von den endlosen Skandalaffären, die für die dritte Republik charakteristisch sind, und die beweisen, daß in der politischen Welt die Herren mit tadellos weißer Wäsche keineswegs die Regel bilden. Diminutiv-Panamas bringt fast jedes Jahr, und wenn wir auch noch nicht so weit sind wie in der großen Dollarrepublik jenseits des großen Teichs, so weht doch auch in der französischen Politik eine Luft, die den Aufenthalt in ihr für wirkliche Aristokraten des Geistes und der Gesinnung wenig anziehend macht. Dazu kommt schließlich, daß die lange Zeit der unbeschränkten Herrschaft des Bloc einen parlamentarischen Absolutismus gefördert hat, der jede Opposition als unnütz und deshalb überflüssig erweist. Die Opposition aber macht erst das wahre politische Leben — die Opposition aus sachlichen Erwägungen; das haben die Engländer, die politischen Lehrmeister für uns alle, erkannt, und ohne die britische Schule als unfehlbar hinstellen zu wollen, kann man doch sagen, daß eine lebendige volkstümliche Politik nur da möglich ist, wo sich eine von patriotischen Gedanken geleitete Opposition frei regen kann. Das hat man in Frankreich trotz aller Rede- und Preßfreiheit übersehen, und daran krankt heute das Staatsleben.

Der Parlamentarismus ist in der Republik auf Abwege geraten und hat die breiten Schichten des Bürgertums und die besten Kreise der Gesellschaft von der Politik abgewandt; das souveräne Volk überläßt die Leitung seiner Geschicke Leuten, die keineswegs die Blüte der Nation sind. Das Bild wird aber noch trüber, wenn wir uns die Kreise betrachten, die sich für die Staatsangelegenheiten interessieren. Hier zeigt sich eine Zerrissenheit, die man im Auslande nur ahnt, wenn der Lärm aufsehenerregender Enthüllungen die Blicke darauf hinlenkt. Ob Dreyfus, ob Syveton, ob Panama oder Angeberei: wir haben immer dieselbe Erscheinung eines Volkes vor uns, das sich selbst mit unerhörter Erbitterung und schonungsloser Grausamkeit zerfleischt. Mit einer geradezu perversen Lust wühlt man in den eiternden Wunden des Volkskörpers, und kein Mensch hat das französische Volk je so gehaßt und es so beschimpft und ihm so viel Leides angetan wie die feindseligen Mächte, die sich in seinem Staatsleben breit machen und sich gegenseitig zu erwürgen suchen. Die dritte Republik begann mit den Verfassungskämpfen, in denen es in Wahrheit doch nur zwei Parteien gab, die Anhänger der Republik und die der monarchischen Staatsform; die Reste der sozialistischen Kommunemänner spielten keine ausschlaggebende Rolle. In diesen fünfunddreißig Jahren hat die Zersetzung der republikanischen Partei wahrhaft erschreckende Fortschritte gemacht. Die Macht ist von den Opportunisten der Gambettaschen Schule an die Radikalen, von den Radikalen an die Radikalsozialisten übergegangen, und heute versucht die revolutionäre Sozialdemokratie die bürgerliche äußerste Linke aus dem Sattel zu heben. Der den Genossen im Jahre 1905 kapitalistischer und reaktionärer Gesinnungen verdächtige Rouvier tauchte 1871 als Mann der roten Farbe auf; aber nicht Rouvier hat sich so sehr geändert in dieser Zeit, und auch nicht die wahren politischen Anschauungen des französischen Volkes, sondern die Schiebungen im Parteileben haben den Männern mehr Einfluß gegeben, die sich als Erben der 1871 niedergeschlagnen Revolution betrachten. Der Parlamentarismus hat sich nach links entwickelt, nicht das französische Volk, dessen Psychologie man im Spiegelbilde des parlamentarischen Lebens im Palais Bourbon kaum erkennen kann. Der Parlamentarismus hat die Neigung, sich zum Radikalismus und schließlich zum Umsturz weiter zu bilden, zum mindesten in einem Staate, der alle Überlieferungen und die organische Verbindung mit seiner Vergangenheit so jäh zerrissen hat wie der französische im Jahre 1793. Dieser törichte Bruch mit einer jahrtausendealten Geschichte und seine unseligen Folgen sollten für alle Zeiten eine Warnung sein für die Parteidoktrinäre, die nach ihren lebensfremden und ausgeklügelten Rechenexempeln ein neues Staatsleben improvisieren wollen und übersehen, daß man mit Menschen nicht so umspringen kann wie mit blutleeren Zahlen. Die Kraft Englands ist nicht die Verfassung an sich, sondern die Geschichte und die Traditionen dieses Parlaments, das in den Augen des Briten der unantastbare Mittelpunkt des Volks ist. Wer aber Königtum, Adel und die uralten Rechtsgewohnheiten der Städte abschaffen wollte, würde nach der Meinung des Engländers denselben Frevel begehn wie jemand, der das Haus der Gemeinen geringschätzig übersehen wollte. Wer in Wollsack

und Lordmayorsprunk lächerlichen Zopf sieht, hat nicht nur die Wurzeln der englischen Größe verkannt, sondern zeigt, daß er überhaupt keinen Blick hat für die unermeßliche Bedeutung volkstümlicher Geschichte im Staatsleben. Wenn irgendwo, so sind hier die Imponderabilien der Politik zu erkennen, die nicht ungestraft verletzt werden. Das französische Volk ist in seinem Wesen trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Liebe zur Freiheit durchaus konservativ, und auf dieses konservative Volk ist ein Parlament und eine Schicht von Berufs- und Geschäftspolitikern gepflanzt, die von einem verwegnen Neuerungsexperiment zum andern überspringen. Sogar die Departementsverwaltung ist bis heute ein künstliches Schema geblieben und hat in hundertundzehn Jahren nichts weiter erreicht als das Verdorren der einem Fortschritt doch keineswegs im Wege stehenden kräftigen und lebensfähigen Provinzeigenschaft. Seit fünfunddreißig Jahren üben sich die maßgebenden Politiker in Angriffen auf das sich ruhig entwickelnde Volksleben und nehmen dabei die Reformer von 1793 als Muster. Die Jakobiner waren aber entschuldbarer, denn sie hatten keine Erfahrungen, unsre heutigen Radikalen zeigen dagegen, daß sie in mehr als hundert Jahren revolutionärer Geschichte nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Diese Wurzellosigkeit der französischen Politik macht sie so schwankend, so widerspruchsvoll; sie führt von einem Extrem ins andre, hetzt die Angehörigen des einen „brüderlichen" Volkes durch endlose Umwälzungen in einen Parteihaß hinein, der fortwährend mit dem Gedanken des Staatsstreichs spielen läßt. Der Nationalist glaubt nicht nur, daß sich der Radikale in seinen politischen Überzeugungen irrt, sondern hält ihn auch für einen ausgemachten Schurken, der zu allen Verbrechen fähig und der vom Landesfeinde bestochen ist. Siehe die Fälle Dreyfus und Syveton. Der Blocmann erwidert diesen Haß und sieht im Progressisten und Konservativen eine Kreatur der bonapartistischen oder orleanistischen Prätendenten. Der eine Franzose versteht den andern nicht mehr, und eine zügellose Presse gießt fortwährend Öl in das Feuer dieses latenten Bürgerkriegs. Man sollte meinen, daß die Krise vor sechs bis acht Jahren die Geschäftspolitiker zur Einsicht gebracht hätte, und Reden genug sind wahrlich in den letzten Jahren gehalten worden über die Eintracht und die Versöhnung aller Franzosen. Erfolge haben sie aber nicht gehabt, und seit Combes an Stelle der „republikanischen Verteidigung" Waldeck-Rousseaus den republikanischen Angriff verkündet hat, sind wir hier so langsam an den Rand einer völligen Anarchie geraten, und kein Mensch weiß, wann die Stunde der Rettung schlagen wird. Rouvier ist zwar theoretisch ein Anhänger der „erweiterten Mehrheit," wie sein Schlagwort lautet, in der Praxis ist er es aber gerade gewesen, der auf dem Gebiete der Gesetzgebung die combistischen Reformen zum Siege geführt hat, wenn er auch in der Verwaltung liberalere Bahnen einschlägt.

Mit diesen Stimmungen und dieser Kräfteverteilung im Volk und im Parlament treten wir in die Wahlbewegung ein. Sie wird — wenn wir alles Persönliche zur Seite lassen — von zwei Fragen beherrscht, die als Frucht der Ära Waldeck-Rousseau — Combes — Rouvier betrachtet werden müssen: der Trennung von Staat und Kirche, die neben der Kirchenpolitik auch die Schul-

politik beeinflußt, und dem Streit um den Patriotismus, der mit den Gewerkschafts- und Streikfragen eng zusammenhängt. Wir werden sehen, in welcher Verbindung die kirchenfeindliche Bewegung mit der sozialrevolutionären Auflehnung gegen Staatsordnung und Vaterlandsliebe stehn.

Die Trennung von Staat und Kirche wird mit dem 1. Januar 1906 durchgeführt, nachdem sie in beiden Häusern des Parlaments mit großer Mehrheit beschlossen worden ist. Da aber bei den letzten Wahlen die Frage einer etwaigen Kündigung des Konkordats noch keine Rolle spielte, so ist dieses neue Gesetz in Wahrheit ein Abkommen der parlamentarischen Mehrheitsparteien, bei dem die Ansicht des Volkes gar nicht zur Geltung gekommen ist. Das Volk wird erst in den nächsten Monaten sprechen, nachdem die neue Kirchenverfassung schon in Kraft gesetzt ist. Dieses Verfahren der Blocmehrheit ist weder konstitutionell noch vornehm, es ist vor allem ein Schlag ins Gesicht der Volkssouveränität, über den sich freilich unsre demokratischen Zionswächter keineswegs aufregen, da er ja ihren Parteiinteressen dient. Ein klassisches Beispiel des Parlamentarismus, wie er nicht sein soll. Freund und Feind erwarten das Urteil der Wähler mit Spannung und wollen in der Volksstimme die Weisung auch für die zukünftige Politik Frankreichs sehen. Die Radikalen fürchteten, die Rechte erhoffte bisher eine gewaltige Erregung im Volk gegen diesen eigenmächtigen Bruch mit der bisherigen Kirchenpolitik. Beide Teile haben sich geirrt, weil sie dieses Volk, von dem sie immer reden, in Wahrheit gar nicht kennen. Man ist auch in kirchlichen Kreisen verhältnismäßig ruhig geblieben, und in der Provinz ist von Erregung nichts zu spüren. Wir glauben auch, daß sich das Bild nicht wesentlich verändern wird, wenn sich die Folgen des Gesetzes in den kleinen Gemeinden fühlbar machen werden; über ein paar Bauernzusammenrottungen in der Bretagne und der Vendée wird es nicht hinauskommen. Bisher haben die Pessimisten Recht behalten, die mit der völligen Gleichgiltigkeit des französischen Volks in kirchlichen Fragen rechneten, und die eine Wiedergeburt christlichen und besonders katholischen Lebens in der Republik einstweilen für ausgeschlossen halten. Für die große Mehrheit des sich zur Kirche haltenden Volks sind die gottesdienstlichen Handlungen äußerliche Formeln, die es beibehält wie andre, altüberkommne Bräuche, die ihm aber nicht unwiderstehliches Bedürfnis eines überquellenden, innern religiösen Lebens sind. Kosten sie ihm große Opfer, wird es auch ohne sie fertig zu werden suchen. Von einem Aufstand in heiliger Begeisterung für das Kreuz, wie er vor hundert Jahren möglich war, ist bei den heutigen zweifelsüchtigen, kühlen Franzosen keine Rede. Die wahrhaft Gläubigen werden sich inniger als bisher um die Altäre scharen, die Gemeinden werden an eifrigem, lebendigem Wirken gewinnen, was sie an Ausdehnung verlieren. Die Zahl der Priester wird kleiner aber erlesener werden, und die Kirche wird ohne Frage die Krise siegreich überwinden, die sie jetzt durchzumachen hat, wird sogar an Anziehungskraft auf viele Schwankende zunehmen. Das ändert alles aber nichts an der Tatsache, daß die französische Nation in diesem Falle dasselbe Bild wie das französische Parlament zeigen wird: sie wird in den Wahlen die Trennung von der Kirche gutheißen, ohne freilich auch den blöden Verfolgungseifer gegen das Christentum zu teilen, durch den sich Renegaten

wie Combes, Lecomte oder Charbonnel und Jakobiner wie Allard und Vaillant auszeichnen. Man darf nicht übersehen, daß sich das neue Gesetz in der jetzigen Form vorteilhaft von dem ursprünglichen Entwurf unterscheidet, und daß es der Kirche Licht und Luft zum Leben läßt, ja in vielen Beziehungen Vorzüge vor dem der Kirche grundsätzlich gar nicht günstigen Konkordat aufweist. Das Schlimmste ist die Entziehung des Kultusbudgets, auf das die Kirche ein unbestreitbares Anrecht aus der Säkularisierung der Kirchengüter hatte.

Wie dieser Finanznot abzuhelfen sein wird, das ist die wichtigste Frage für die neuen kirchlichen Verwaltungsorgane. Bisher ist keine Antwort gefunden worden, und man kann nur das eine sagen, daß ein völliger Ersatz des allmählich wegfallenden, etwa vierzig Millionen betragenden jährlichen Staatsbeitrags überhaupt nicht möglich sein wird. Daß Papst Pius schließlich den neuen Zustand der Dinge genehmigen und keine kanonischen Bedenken gegen die „Kultvereine" erheben wird, halten wir für wahrscheinlich, da eine Verurteilung der neuen Kirchenverfassung nur dem Katholizismus schaden könnte. Wir glauben sogar, daß die vatikanische Politik zu allem eher als zu ultramontaner „Scharfmacherei" neigen wird; die Kurie wird die so unfreundliche Republik im Gegenteil durch Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen, um nicht den Heißspornen der Linken ersehnte Gelegenheit zu weitern Kulturkampfexperimenten zu geben. Dieses Verhalten wird um so empfehlenswerter sein, als das neue Gesetz sehr weitmaschig und dehnbar ist und eine wahrhaft liberale Auslegung in den wichtigsten Punkten ebenso erlaubt wie eine intolerante. Die Ausführungsverordnungen, die demnächst zu erwarten sind, werden erst die Farbe in die Skizze des Gesetzes bringen. Das letzte Wort über die kirchenpolitische Reform wird erst zu sprechen sein, wenn wir sie in der Praxis beobachtet haben, und zwar nicht nach wenig Wochen, sondern erst nach Jahren.

Über das Gesetz selbst ist so viel geschrieben und gesprochen worden, daß wir uns hier ein näheres Eingehn auf seine Bestimmungen ersparen können. Die wichtigste Seite der Streitfrage für uns ist, daß bisher in keiner Weise der Nachweis geführt worden ist, daß die Beseitigung des Konkordats und eine Revolution in der Kirchenpolitik notwendig war, und daß also die ganze Separation nichts weiter ist als eine Heldentat des doktrinären Radikalismus, der einem theoretischen Parteigrundsatz zuliebe die wahren Bedürfnisse des Volkslebens verkennt und der Nation Beglückungen aufnötigt, von der sie gar nichts wissen will. Gegen das Quieta non movere wird von dem extremen Liberalismus immer wieder gesündigt — und zwar nicht nur in Frankreich. Einstweilen bedeutet jedenfalls die Separation einen Sieg der äußersten Linken, die allmählich die widerstrebende Mehrheit im Parlament und die Regierung unterjocht hat. Dieser Sieg hat eine neue Spaltung im Volke zur Folge und entfremdet die Volksgenossen in neuen Fehden.

Die Sieger waren aber auch unter sich keineswegs einig, und nur der Haß gegen Kirche und Christentum führte sie zusammen. Wir erleben jetzt das alte Schauspiel, daß sich die Verbündeten nach dem Siege noch auf dem Schlachtfelde entzweien. Für die Radikalen ist der Kampf gegen die Kirche das A und O aller wahrhaft republikanischen Politik. Ist der Pfaffe be-

seitigt, kann das goldne Zeitalter freien Menschentums anfangen. Diese Beschränktheit ist vielleicht aus dem furchtbaren Druck zu erklären, der jahrhundertelang durch die Bigotterie der letzten Könige auf dem Lande gelastet und jede Gewissensfreiheit erstickt hat. Nun ist aber seit Jahrzehnten jeder Einfluß der Kirche auf staatliche Angelegenheiten vernichtet, und die Furcht vor der Herrschaft der Geistlichkeit muß lächerlich in einer Republik erscheinen, in deren amtlicher Sprache der Name Gottes unbekannt ist. Der Radikalismus hatte aber nur zwei Programmpunkte: den verfassungsmäßigen Ausbau der Demokratie und den Kulturkampf. Seit die bürgerliche Linke zur Alleinherrschaft gekommen ist, will sie von einer weitern Ausdehnung der Volksrechte nichts mehr wissen, und Männer wie Combes und Pelletan haben mit einer anmaßenden Selbstherrlichkeit regiert, die jedem gemäßigten Ministerium das Genick gebrochen hätte. Es bleibt nur der ewige Kehrreim von der geistigen Befreiung der Nation und der Abschüttlung des sagenhaften Jochs der Kirche. Die Fortsetzung der Hetze gegen alles Kirchentum ist Lebensfrage für den französischen Radikalismus, sonst bricht er aus Mangel an fruchtbaren politischen Gedanken zusammen. Das sah Combes sehr wohl ein, und er hütete sich, die Trennung von Staat und Kirche zu überstürzen, zumal da er wußte, daß die Feindseligkeit gegen die Religion das einzige Band war, das den Bloc, die Grundlage seiner Herrschaft, zusammenhielt.

Für die Sozialdemokratie ist der Kulturkampf nie Selbstzweck gewesen. Für die Genossen ist die Kirche ein so veraltetes Gerümpel, daß sie mit seiner Entfernung nicht viel Federlesens machen und nicht verstehn, weshalb man sich mit solchem Pathos deshalb erhitzt. Sie wollen die Menschheit von allen Autoritäten, von allen Fesseln befreien, und der Vernichtungskrieg, den sie führen, gilt dem Fonctionnaire, dem Kapitalisten, dem Grundbesitzer, der Armee und dem Vaterland ebenso wie dem blauen Dunst des Kirchenglaubens, der die Abhängigkeit der Dummen vom Gewissen und andern transzendentalen Mächten begründet. Diese weitere Reise nach dem Zukunftsstaat wollen die biedern radikalen Bourgeois aber nicht mitmachen und sagen den Sozialisten die Gefolgschaft auf, wo diese nun nach der Kirche auch das Vaterland, die Familie und das Eigentum abschaffen wollen. Die Genossen ihrerseits, um die Leute nicht kopfscheu zu machen, stellen die Vernichtung der Familie und des Eigentums in die Vorratskammer zurück und tragen als nächsten Gang ihres politischen Gastmahls den „Antipatriotismus" auf, nachdem man mit dem Hors d'œuvre der Pfaffenfresserei den Appetit gehörig gereizt hat. Den Radikalen schmeckt aber das neue Gericht nicht, und nachdem sich zuerst vereinzelte Tischgenossen wie Goblet entfernt haben, bricht der größte Teil der Parteifreunde auf, um von den Sans-patrie nicht angesteckt zu werden, und um daheim nach dem Geldschrank zu sehen, denn dem soll es nach dem Vaterlande an den Kragen gehn.

(Schluß folgt)





Innere Freiheit

eute, die glauben, die griechische Philosophie sei ein so abgedroschner Gegenstand, daß sich nichts neues und interessantes mehr darüber sagen ließe, mögen sich eines bessern belehren lassen von einem aus akademischen Vorträgen entstandnen Buche: Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der innern Freiheit von Heinrich Gomperz. Feine psychologische Analysen — am meisten hat uns die des Epikur überrascht — schließen uns das innerste Wesen unsrer alten Bekannten auf und machen, daß sie uns neu erscheinen, und ebenso neu erscheint uns manches in ihren Beziehungen untereinander und zu ihrer Zeit. So das Ineinanderspielen der drei Ideale: des aristokratischen Ideals der Kalokagathie, des edeln Maßes, des demokratischen Ideals der durch Sühnung zu erringenden Heiligkeit, des philosophischen Ideals der Freiheit. Und von diesem aus gesehen kommt Aristoteles zu unterst zu stehn, während die Stoiker, die Philosophen der Verfallzeit, den Gipfel einnehmen. Vor allem aber gliedern sich die Philosophen hier in zwei Klassen: in solche, die, wie Sokrates, Diogenes und Aristipp, ihre Philosophie gelebt haben, ohne sie aufzuschreiben, und in solche, die Bücher geschrieben haben, mit deren Inhalt ihr Leben nicht durchweg oder auch gar nicht übereinstimmte, also in wirkliche Philosophen und in Philosophieprofessoren. Plato macht den Übergang, dürfte aber wohl nicht so viel vom pedantischen Schulmeister gehabt haben, wie Gomperz vermutet; schildert er ihn doch zugleich als den großen Enthusiasten. Hier könnten wir schließen, wenn wir das Buch bloß empfehlen wollten; aber wir fühlen uns verpflichtet, der Empfehlung eine Warnung anzuheften, und diese müssen wir begründen.

In der Theorie der Freiheit, die Gomperz entwickelt, ist vieles, dem wir beistimmen. Bei manchem, worin wir abweichen, handelt es sich vielleicht bloß um Worte, wie wenn er Glück und Lust mit kantischer Strenge voneinander scheidet und jenes in den Willen, diese ins Gefühl verlegt. Wir meinen, die Seele lasse sich nicht in zwei voneinander unabhängige Provinzen zerreißen: der Glückliche empfinde Lust, und der Genießende wolle den Lust erzeugenden Genuß. In Beziehung auf manche andre seiner Ansichten würde sich vielleicht durch Erörterung eine Einigung herbeiführen lassen, so in seiner Unterscheidung von Moral und Ethik. Die Moral beurteile nicht den Menschen als Ganzes, sondern seine einzelnen Gesinnungsweisen, und zwar nicht auf Grund von Achtung und Verachtung, sondern auf Grund von Anerkennung und Entrüstung. Gegen eine Gesinnung, aus der leicht Schädigungen des Nächsten fließen, reagieren wir mit Entrüstung; in der Ethik aber, meint der Verfasser, kommt es nur an auf das Maß von Kraft, das einen Charakter auszeichnet; und

wenn dieses geringer ist als das Durchschnittsmaß, so reagieren wir darauf mit Verachtung, d. i. dem Gefühl unsrer überlegnen Kraft. Es ist richtig, daß wir über ein Verbrechen zwar entrüstet sind, den Verbrecher aber nicht verachten, wenn er dabei Kraft und Kühnheit bewiesen hat, dagegen den gutmütigen und unschädlichen Schwächling verachten, sogar wenn wir edle Gesinnung bei ihm finden. Doch müßte erst noch untersucht werden, ob der Gegensatz dieser beiden Arten von Wertschätzung wirklich, wie der Verfasser meint, mit dem von Gesetz und Gnade oder Gesetz und rechtfertigendem Glauben zusammenfällt, und es müßte über die von ihm vorgeschlagne neue Terminologie eine Vereinbarung getroffen werden. In alledem liegt nicht das Bedenkliche, das wir in seiner Freiheitlehre finden, sondern in folgendem. Er setzt — wogegen wir noch nichts einzuwenden haben — die innere Freiheit in Beziehung zur Religion und erklärt sie für deren Kern. Auf der untersten Stufe der Religion freilich werde diese Wahrheit stark verdunkelt, da dort die Religion darin bestehe, daß man durch Kulthandlungen äußerliche Güter und die Abwendung von äußerlichen Übeln erstrebe. Aber sie wirke doch auch damit schon befreiend, da der Gläubige im Vertrauen auf seine Götter die Schicksalswechsel mit geringerer Furcht und größerm Gleichmut ertrage und so sein inneres Glück in einem gewissen Grade von äußern Zufällen unabhängig mache. Auf einer höhern Stufe ist der Gläubige bereit, um des jenseitigen seligen Lebens willen die Widerwärtigkeiten des Erdenlebens freudig zu ertragen. „Daß diese Hoffnung in Erfüllung gehn werde, glauben die meisten von uns nicht mehr. Aber daß er durch diese Hoffnung gewappnet wird gegen die Widerwärtigkeiten dieses Lebens, daß sie für ihn an Bedeutung einbüßen, ja aufhören, wahre Übel zu sein, daß also auf diese Weise ihm die Wunschbejahung des Universums erleichtert, er selbst in höherm Grade innerlich befreit werde, das kann keiner von uns bestreiten.“ (Die innere Freiheit macht den Menschen unabhängig von seinem äußern Schicksal und dadurch glücklich. Diese Unabhängigkeit ist aber nach Gomperz nur dadurch zu erringen, daß wir die äußern Dinge und Ereignisse als ein Ganzes, als Universum ansehen, dieses Universum billigen, „zum Gegenstand unsrer Wunschbejahung machen,“ und da wir mit der Welt als Ganzem zufrieden sind, auch keinen ihrer Teile als ein Übel anerkennen.) Auf der dritten Stufe der Religion verlieren die Jenseitshoffnungen „ihre inhaltliche Bestimmtheit. Was zurückbleibt, ist lediglich das gläubige Vertrauen zu einem liebenden und väterlichen Wesen, das alles, was uns betrifft, irgendwie zum Guten lenke,“ ein Vertrauen, das die Übel für den Gläubigen gänzlich aus der Welt verbannt, ihn von allem Äußern unabhängig, also frei macht.

Alles schön und richtig, bis auf manchen übertreibenden Ausdruck; aber jetzt kommt das Bedenkliche. „Nun fragt es sich: sollte diese innere Befreiung mit problematischen Annahmen theoretischer Natur unauflöslich verknüpft sein? Sollte der Mensch jene Freiheit vom Schicksal, jene Herrschaft über sein eignes Leben, die er gewinnen kann unter der unerwiesnen Voraussetzung, daß ihm andre Mächte zur Seite stehn, nicht auch bewahren können ohne unbewiesne Annahmen? Sollte er jene Gefühle der Sicherheit und Ruhe, der Freudigkeit und Ergebung sich nur aneignen können durch Vermittlung andrer Wesen, aber

unfähig sein, sie aus sich selbst zu schöpfen? Sollte mit andern Worten die Erlösung nur möglich sein als Fremderlösung und nicht auch als Selbsterlösung?“ Womit eine vierte Stufe bestiegen würde, die man je nach Belieben auch noch Religion oder Philosophie nennen dürfe. Der Glaube an Gott gliche demnach der aus Brettern bestehenden Unterlage, die man beim Gewölbebau braucht, und die nach Einfügung des Schlußsteins weggenommen wird; wir dagegen sind überzeugt, daß dieser Glaube der Schlußstein ist, und daß der stolze Bau der innern Freiheit zusammenbricht, wenn man diesen Schlußstein herausnimmt. Gomperz sucht biologisch zu beweisen, daß die befreiende Kraft im Menschen allein liege. Aber die Tatsachen, die er anführt, scheinen uns mehr gegen die Anwendung der Biologie auf das geistige Gebiet als gegen die Unentbehrlichkeit des Glaubens zu sprechen. Den Menschen erlösen, d. h. vollenden kann nur der, der ihn geschaffen hat. Weil ich mich nicht selbst geschaffen habe, kann ich mich auch nicht selbst erlösen. An meiner Erlösung oder Vollendung arbeiten, das allerdings kann ich nicht bloß, sondern soll ich. Gerade darin besteht ja der Wesensunterschied des Menschen vom Tiere, daß dieses vollendet aus dem Schoße der Natur hervorgeht und nicht das geringste tun kann, sich zu verändern und eine höhere Daseinsstufe zu erklimmen, während dem Menschen die Aufgabe gestellt ist, sich selbst zu vollenden, und er dieser Aufgabe auf die verschiedenste Weise entsprechen oder nicht entsprechen kann, sodaß aus den gleichartigen Menschenkeimen die verschiedensten liebenswürdigen und hassenswerten Persönlichkeiten hervorgehn können. Aber nur mit den von Gott verliehenen Kräften, von Gott dargebotnen und geordneten Mitteln, unter seiner Leitung und Führung kann der Mensch die Aufgabe der Selbstvollendung lösen, und nur der Glaube an den, der ihm diese Mittel zur Verfügung stellt, kann ihm den Mut einflößen, an die Lösung der Aufgabe zu gehn. In diesem Sinne ist die Erlösung (um die von Hartmann geprägten Kunstausdrücke zu gebrauchen) allerdings Autosoterie, und eine Heterosoterie, die nach Art der russischen Kirche, der sich die römische zuzeiten bedenklich genähert hat, mit Zeremonien, Zauberformeln und wundertätigen Bildern erlöst, muß von einem modernen Kulturvolk entschieden abgelehnt werden. Aber eine Erlösung ohne Gott hat keinen Sinn. Die Selbsterlösung durch innere Freiheit wird dadurch noch bedenklicher, daß Gomperz zu dieser die stoische Ataraxie rechnet und diese mit dem ihr gänzlich fremden christlichen Begriff der Liebe zu einem psychologischen Unding verschmilzt. Fremdes Wohl und Wehe berührt und rührt den Freien so wenig wie eigne Lust und eignes Leid; er macht sich nicht durch Mitleid zum Sklaven des Egoismus andrer. „Die Liebe, die aus der innern Freiheit kommt, ist ein Helfen um des Helfens willen, ein sich Hingeben aus innerer Kraftfülle, das an sich selbst genug hat und es nicht als ein Übel empfindet, wenn es sein einzelnes konkretes Ziel nicht erreicht.“ Es gehört zu den Dingen, die uns Gott unbegreiflich und unvorstellbar machen, daß wir uns ihn als liebenden denken müssen und zugleich als nicht leidenden, also von den Leiden derer, die er liebt, unerschütterten. Die indische Mythologie und die christliche Dogmatik haben die Schwierigkeit durch die Inkarnation zu heben gesucht. Der Weise, der ein Mensch bleibt,

macht sich zwar nicht zum Sklaven seiner Lüste und befreit sich möglichst von unverständigen und verderblichen Leidenschaften und Affekten, aber ohne alle Affekte und ohne Abhängigkeit von seinen Mitmenschen möchte er gar nicht leben, denn nur im wechselseitigen Geben und Empfangen, im Fühlen und Mitfühlen von Freud und Leid, im Dienen und Herrschen wird der Mensch ein wirklicher Mensch. Ein fühlloses und unbewegtes Marmorbild kann wohl ein Ideal leiblicher Schönheit sein, aber ist nicht ein Lebensideal. Und wie soll sich der Kranke aus innerer Kraftfülle hingeben, wie der Mittellose helfen um des Helfens willen, wie steht es also um die Unabhängigkeit des Weisen von äußern Dingen? Man vergleiche die frostigen Deklamationen der alten Stoiker, die kalte, trockne Weisheit des Epiktet (Markus Aurelius steht christlichem Wesen schon näher)*) mit den beiden Korintherbriefen, die von leidenschaftlichen Liebesergüssen überfließen, von Zorn flammen und von sorgenvoller Erregung zittern, und man wird verstehn, wie es kommen konnte, daß die griechische Philosophie auf das Leben gar keinen Einfluß übte, während das Christentum umgestaltend in die Welt eingegriffen hat und bis heute eingreift.

Gomperz predigt ein falsches Ideal, das darum gefährlich werden kann, weil er in hinreißend schöner Form predigt und viel verständlicher, logischer, zusammenhängender als Nietzsche, von dem er offenbar beeinflußt ist, auch ohne dessen abstoßende Paradoxien und beleidigende Ausfälle. Hochgemute junge Leute werden sich durch diese Vorträge ermutigt fühlen, es mit der Selbsterlösung ohne Gott zu versuchen, und man hat an Nietzsche gesehen, wie solche Versuche enden. Feinsinnige vermögende Aristokraten aber, die sich äußerer Unabhängigkeit erfreuen, werden den ihnen naheliegenden Wunsch gerechtfertigt finden, ihr Leben, unerschüttert und unbeschmutzt vom pöbelhaften Weltgetümmel, in einem beschaulichen otium cum dignitate hinzubringen. Aber gerade heute brauchen wir nichts notwendiger als tüchtige und edle Männer in gesicherter Lebensstellung, die sich fürs Gemeinwohl aufopfern, die auf ihre eigne Freiheit verzichten, um für ihre unfreien Brüder ein Stückchen Freiheit zu erobern.

Gerade ein Vergleich der griechischen Philosophen mit dem durchschnittlichen modernen Menschen zeigt, wie kläglich es im allgemeinen um die innere Freiheit steht, und in welchem Grade diese, soweit sie errungen wird, von äußern Umständen abhängt. Wir leugnen natürlich nicht, daß jene Philosophen verschiedne Grade innerer Freiheit erreicht haben, und wir erkennen das Verdienst an, das sie sich erworben haben, indem sie den Begriff der innern Freiheit entwickelten und diese mit Worten und durch ihr Beispiel predigten; viel davon ist in das Neue Testament übergegangen, und der christliche Prediger arbeitet bis

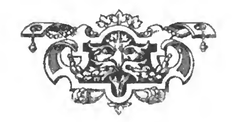
*) Einigermaßen warm wird Epiktet nur, wenn er von der Weisheit und Güte Gottes und seiner Fürsorge für den Menschen spricht. Übrigens wollen wir keineswegs von seiner Lektüre abgeraten haben, sondern empfehlen ihn als sehr nützlich besonders der Jugend und unsern modernen Epikuräern — diesen zur Beschämung. Nachdem Hilty das Enchiridion seinem „Glück" einverleibt hat, bietet uns jetzt Joseph Grabisch eine Auswahl der von Arrian aufgezeichneten Unterredungen mit Epiktet in guter Übersetzung dar. Die beiden deutschen Übersetzungen, die es bisher gab, sind nicht einmal in allen öffentlichen Bibliotheken, geschweige denn im Buchhandel zu haben.

auf den heutigen Tag mit den von ihnen angehäuften Gedankenschätzen. Aber hätten sie die innere Freiheit erreicht oder auch nur die Idee davon fassen können ohne die äußere Freiheit, deren sie sich erfreuten? Ohne die Freiheit von der Sorge ums tägliche Brot und von der Konvention, die der liberale griechische Geist und die auf Sklaverei gegründete Wirtschaftsordnung ihnen sicherten? Sehen wir uns zwei der vielen Anekdoten an, die Gomperz aufgenommen hat! Als Aristipp einst in das Haus einer Hetäre ging, und einer der ihn begleitenden jungen Leute errötete, sprach er: Nicht das Hineingehn ist schlimm, sondern das Nichtherausgehnkönnen. Auf der Reise trug ihm einmal ein Diener einen Sack Geld nach, der diesem zu schwer wurde. Aristipp sagte: Schütte weg, was dir zu viel ist, und behalte nur, soviel du bequem tragen kannst. Die am meisten charakteristische Geschichte, die von Diogenes erzählt wird — die Philologen wissen, welche wir meinen —, läßt sich hier nicht wiedergeben. Die alten Philosophen erfreuten sich der Freiheit der Lazzaroni, der Freiheit, die unsre „Kunden" genießen würden, wenn es keine Polizei und keinen nordischen Winter gäbe. Die Freiheit der Mönche, die freilich durch Sittengebote und Ordensregeln eingeschränkt wird, kommt ihr wenigstens insofern nahe, als sie der Existenzsorgen und der Mehrzahl nach auch der Nötigung zu intensiver Arbeit überhoben sind. Sokrates ist, wie auch Gomperz urteilt, ohne Zweifel dem Ideal der innern Freiheit am nächsten gekommen. Aber hätte er sie erreicht, wenn ihm sein Vaterland nicht erlaubt hätte, mit Vernachlässigung seiner Familie und seines bürgerlichen Berufs im schlechten Kittel seinem höhern Berufe zu leben, der mit seiner Neigung zusammenfiel und nichts unangenehmes forderte? Denn sich auf dem Markte herumtreiben, dort die Männer foppen und ärgern, mit lernbegierigen Jünglingen auf dem Spaziergange und beim heitern Trinkgelage geistreiche, mit Witz und Scherz gewürzte Gespräche führen, das ist wirklich keine harte Arbeit. Denken wir uns nun, dieser Sokrates wäre als Knabe von Menschenfängern geraubt und verkauft worden und hätte sein Leben als Bergwerkssklave in Fesseln und grausamer Pein zugebracht, ohne die Möglichkeit, seine Gaben zu entfalten und anzuwenden, würde er auch dann zur innern Freiheit gelangt sein? Wer wird das zu behaupten wagen? Christen sollen gerade in solcher Lage begeisterte Prediger des Evangeliums geworden sein; aber doch nur, nachdem ihnen ihre frühere Lage, und das war auch im Sklavenstande möglich, die Muße und die Mittel zur Ausbildung ihres Geistes gewährt hatte.

Wir wollen nicht dabei verweilen, daß die meisten dieser Philosophen ledig blieben, daß ferner die Verheirateten — man denke an die Szene im Phädon — Frau und Kinder nur als einen lästigen Ballast ansahen (Aristoteles, der sehr würdig über die Ehe dachte, hat eben auch darin dem Philosophenideal nicht entsprochen), und daß sich die Frau der angedeuteten Freiheit nur erfreuen konnte, wenn sie Hetäre wurde, daß also die Hälfte des Menschengeschlechts, deren Wesen nicht Freiheit sondern liebende Hingebung ist, von der Philosophie, die nach Gomperz mit der Ethik oder der höchsten Stufe der Religion zusammenfällt, ausgeschlossen blieb. Wir wollen nur den Gegensatz hervorheben zwischen der durch äußere Umstände ermöglichten antiken Freiheit

und der äußern Unfreiheit des durchschnittlichen modernen Menschen, die die Erhebung zur innern Freiheit unmöglich macht. Wie kann der Gymnasiast, dessen Lage im 34. Heft der Grenzboten geschildert wird, auch nur auf den Weg zu dieser Freiheit gelangen? Versucht er es damit, und je ärger seine Sklaverei ist, desto stärker wird er sich zu einem Versuche gedrängt fühlen, so geht er unter. Und der Berufsschriftsteller, der Zeitungschreiber, der Beamte, der Offizier — dürfen die auch nur denken, was ihnen beliebt? Unterliegen sie nicht alle dem härtesten Denkzwange? Am schlimmsten ist er bei vielen Bahnbeamten. Bei Zuchthausstrafe darf ein solcher in seiner acht-, zehn- oder vierzehnstündigen Dienstzeit nichts als das Vorgeschriebne denken, denn eine nur minutenlange Abschweifung seiner Gedanken von der amtlich geforderten Tätigkeit oder Aufmerksamkeit kann einen Massenmord bedeuten. Oder denken wir an den geistigen Arbeiter, der bei Strafe des Hungertodes schaffen soll, während er, in eine großstädtische enge Mietwohnung eingesperrt, von dem Gerassel und Geklingel auf der Straße, dem Klavierspiel der Nachbarin zur Linken, dem Kindergeschrei zur Rechten, dem Getrampel über seinem Haupte nervös gemacht und zur Verzweiflung getrieben wird!

Diesen Leuten von innerer Freiheit sprechen, wenn man ihnen nicht ein Stück äußerer Freiheit zu verschaffen vermag, heißt sie verhöhnen. Und die Arbeit an der äußerlichen Befreiung des größten Teils der modernen Menschen wird unterbleiben, wenn die verhältnismäßig wenigen, die festen Boden unter den Füßen haben und dadurch zum Wirken für andre am meisten befähigt sind, ihre gesicherte Lage nur dazu benützen, ihre persönliche Freiheit sei es in der stoischen oder in der epikuräischen Form zu wahren und zu pflegen. Und nicht die Schönheit und die Vollkommenheit des Universums ist es, worauf sich die so gestaltete Freiheit gründet, sondern die Freude darüber, daß man in dieser vielfach recht häßlichen Welt ein wunderschönes Plätzchen erwischt hat. Wenn der gläubige Christ mit dem Weltganzen zufrieden ist, so verleiht ihm die Kraft dazu der Glaube, daß die Guten und die Weisen mit Gottes Hilfe zuletzt die Schlechtigkeit, die Torheit und das Weltelend überwinden werden. Daß diese drei Elemente unentbehrlich sind, sieht er ein und wünscht darum auch nicht, daß sie nicht vorhanden wären. Aber nur im Vertrauen auf die ihm nur bruchstückweise enthüllte göttliche Weltordnung und Weltregierung findet er sie erträglich und als das Objekt, an dessen Überwindung sich seine Kraft zu üben hat. Soll er aber den pflichtmäßigen Vernichtungskampf gegen sie führen, dann darf er nicht der stoischen Einbildung verfallen, daß die Übel keine Übel seien, sondern erst durch die subjektive Schätzung solche würden.





Lenbach

er verstorbne gefeierte Darsteller so vieler seiner berühmten männlichen Zeitgenossen hatte sich seit der Mitte der achtziger Jahre des vergangnen Jahrhunderts mehr und mehr auch weiblichen Bildnissen zugewandt. Bei seiner bevorzugten Lebensstellung in der gesellschaftlich vielseitigsten deutschen Stadt stand ihm eine Auswahl zu Gebote, wie keinem zweiten Frauenmaler unsrer Zeit, und gemalt hat er, so hören wir, nur solche, die ihn künstlerisch reizten, sodaß uns eine Sammlung von diesen Bildern nicht nur eine Fülle menschlicher Schönheiten, sondern auch einen Begriff von dem Lenbachschen Frauenideal wird geben können. Nun hat vor einiger Zeit der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München unter dem Titel: „Franz von Lenbach, Schönheit-Ideale“ in einem feinen Quartbande vierundzwanzig Photogravüren nach Originalen weiblicher Bildnisse nebst einem Selbstbildnis des Künstlers herausgegeben, deren wunderbare Herstellung allein schon ein für die Unterschiede der Reproduktionsarten empfängliches Auge entzücken muß, wenn es sie hier durch alle Stufen, von der leicht hingehauchten Skizze bis zu dem voll ausgeführten Gemälde, verfolgen kann. Der Preis von dreißig Mark ist äußerst niedrig, denn das Publikum ist durch die Einzelblätter dieser Art, die in den Schaufenstern aushängen, an ganz andre Preise gewöhnt.

Wir denken uns das prächtige Werk auf dem Sofatisch eines eleganten Salons, und davor eine Besucherin, die es bis zum Eintritt der Frau vom Hause durchblättert, besonders angezogen durch diese oder jene Schönheit, über deren Herkunft aus der Welt der leibhaftigen Menschen sie nun auch schnell unterrichtet sein möchte. Sie wird, da die Bilder keine Unterschriften haben, einen Umweg nehmen müssen, der überdies ihre Wißbegier nur zum Teil befriedigen kann. Denn eine brillant geschriebne Einleitung von Fritz von Ostini gibt uns in der Hauptsache eine enthusiastische Schilderung der Lenbachschen Kunst mit der Münchner Gesellschaft und ihren Kostümfesten als Hintergrund, wobei uns dann auch wohl einige Figuren unsrer Schönheitsgalerie vorgestellt werden, während andre unerwähnt bleiben. Es mag ja philiströs erscheinen, daß man bei so sublimen Dingen nach Gegenstand und Namen fragt, aber die meisten Menschen sind nun einmal so wie jene Dame, die wir dort im Salon verlassen haben, sie möchten wissen, was ein Bild, das man ihnen zeigt, vorstellen soll, und die wenigsten, die solche Bilder besehen, haben Lust und Zeit, etwas zu lesen, was nicht direkt auf die Bilder hinführt, und um Einleitung oder Vorwort kümmert sich der gewöhnliche Leser erfahrungsgemäß überhaupt nicht.

Treten wir nun ein in den Kreis dieser höchst aparten Gestalten, so finden wir Künstlerfrauen, Schauspielerinnen (Eleonore Duse, die Soubrette Fritzi

Schaff, die Barkany), Tänzerinnen (die Saharet) und andre Angehörige der Bühne, die uns unbekannt bleiben, dazu einige ebenfalls namenlose Damen der großen Welt und des Malers Töchterchen Marion, dreimal, einmal mit der Duse gruppiert, ein andresmal, besonders reizend, mit einer Katze spielend. Das einfache Bildnis einer schlichten Frau fehlt. Und die ausgesuchte Erscheinung dieser „Damen“ wird außerdem noch gesteigert, verfeinert und künstlerisch nuanciert durch gewählte Kostümierung, allegorische Einkleidung, absonderliche Haltung und Anlehnung an berühmte Vorbilder aus frühern Kunstepochen. Wir haben da eine Salome mit dem Haupte des Täufers, eine Diana und eine Pallas, eine Venustas. Wir finden ferner das extrem moderne Motiv eines tief niedergebeugten oder eines in den Nacken zurückgeworfnen Profilkopfes, als wollten diese Frauen an einer Blume riechen, oder als hätten sie daran gerochen und würden demnächst niesen; es stammt bekanntlich aus der archaischen und archaistischen Reliefskulptur der Griechen. Eins dieser Mädchen wirkt geradezu wie ein griechisches Flachrelief, auch im Kostüm. Andrerseits begegnen uns Gainsborough und Paris Bordone, Tizians „Mädchen im Pelz“ wird wieder lebendig, und Vandycks große Augen schmachten uns immer und immer wieder aus diesen Köpfen entgegen. Das alles ist ohne Frage anziehend, pikant und für das Nachdenken eines gebildeten Kunstliebhabers höchst interessant, denn er sieht und fühlt nun deutlich, wie Lenbach, der sich ja vor Jahrzehnten durch seine wunderbaren Kopien nach alten Bildern seinen ersten Ruhm erwarb, zu diesem seinem intensiv verfeinerten Frauenideal gekommen ist, und daß jeder auf eines andern Schultern steht, gilt ja nicht zum wenigsten für die Kunst. Ob aber der einzelne Maler mit seiner aus Anlage, Geschmacksrichtung und Bildungsgang hervorgewachsnen Aufmachung der wahre künstlerische Exponent der weiblichen Natur seiner Zeit geworden ist oder nicht, das hängt nicht von jenen Äußerlichkeiten des Aufputzes ab, auch nicht von irgendwelchen Besonderheiten seiner künstlerischen Laune, seiner Vorliebe für rote oder schwarze Haare, für diese oder jene Stellung und Wendung, noch auch von der Art, wie er den Ausdruck einzelner Gesichtsteile betont oder abschwächt, was alles vielmehr nur für seinen eignen Stil oder auch seine Manier in Betracht kommen kann.

Es muß ein hoher Genuß gewesen sein, den großen Kostümfesten der Münchner Künstlerschaft haben beiwohnen zu können, von denen Fritz von Ostini schreibt: „Selten auf der Welt ist wohl Frauenschönheit prunkvoller und eigenartiger zur Geltung gebracht worden als bei jenem Feste, und sie war das Glänzendste in all dem Glanz, den Lenbach mit den Seinigen dort zu entfalten wußte,“ wiewohl man ja auch noch Erinnerungen hat an andre Feste, die dreihundert Jahre früher Tintoretto und Paolo Veronese leiteten, und wo zweihundert venezianische Edelfrauen mit der Pracht ihrer echten Kostüme einen wirklichen König von Frankreich in Entzücken setzten. Und wir meinen sogar, daß diese Feste für den Anregung suchenden Künstler noch wertvoller sein mußten, weil sie ja mehr zum damaligen Leben gehörten, den Menschen also in einer Erscheinung zeigten, die seinem täglichen Gehaben mehr entsprach, als wenn sich heute Leute an einem Feiertage zu einem Kostümfeste zusammen-

finden, das dann höchstens das Wirklichkeitsbild eines Theaterabends geben kann. Hören wir nun weiter von Fritz von Ostini, daß sich Lenbach seine Modelle mit Vorliebe aus der Theaterwelt wählte, weil er die Freiheit der Bewegungen und die Unbefangenheit der Temperamentsäußerung, die er brauchte, außerhalb der Bühnenkreise nur selten fand, so wird es nicht an uns allein liegen, daß wir seine weiblichen Gestalten anders empfinden, als wie wir die Frauen zu kennen meinen, oder wie wir sie um uns haben möchten, wenn sie lebendig wären und sprechen könnten. Es handelt sich dabei nicht etwa um Gegensätze von künstlerischer Erhöhung und Porträtwahrheit oder von Vornehmheit und bürgerlicher Biederkeit, sondern um etwas ganz andres. Denken wir einmal an Gainsborough, den Lenbach so hoch stellte, daß er ihn in die kleine Reihe seiner engern Vorbilder aufnahm. Dessen Frauen sind eminent vornehm. Vielleicht kleidete sich nicht jede von ihnen jeden Tag so ausgesucht, wie wenn sie dem Maler zum Bilde zu sitzen hatte, und manche hat sich sogar einer mythologischen oder einer allegorischen Rolle unterwerfen müssen, aber alle zusammen geben sie ein echtes Bild ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft, wie es die Porträts von Frans Hals oder Velazquez für ihren Kreis jeder folgenden Zeit überliefert haben. Diesen Dienst werden Lenbachs Frauenbildnisse dem künftigen Kulturhistoriker nicht leisten. Er wird höchstens daraus lernen können, wie man sich Anno dazumal in München kostümierte und amüsierte, wenn man das Geld und die Zeit dazu hatte, aber seine Vorstellung über die äußere Erscheinung einer deutschen Frau aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts müßte er sich schon aus den Arbeiten von Künstlern zusammensetzen, die weit weniger Gunst erfahren haben als Lenbach. Und auch wenn der ganz spezifische Charakter eines Teils dieser Modelle einem spätern Betrachter von natürlichem Gefühl ohne weiteres zum Bewußtsein kommen sollte, so müßte ihm immer noch das wenig Individuelle und das Gezierte an dieser „Damenwelt" — oder Halbwelt — auffallen, wobei es dann ihm überlassen bleiben könnte, ob er den Grund in der persönlichen Laune des Künstlers oder in den herabgerutschten Ansprüchen seines Publikums suchen will. Nach Ostinis Meinung hätte Lenbach als Frauenmaler „zwar nicht seine größere künstlerische Kraft, sicher aber seine stärkere Besonderheit entfaltet," an einer andern Stelle spricht er von dem „feinsten Anhauch des Pathologischen, das uns Kulturmenschen mehr reize als alles Frischgesunde," und sogar das häßliche Epitheton „mondän" wird uns nicht erlassen. Jeder nach seiner Empfindung. Für die unsrige stellt sich hier ein viel einfacherer Begriff ein, uns erscheint diese ganze Richtung dekadent. Wir geben nicht nur den Männerporträts von Lenbach unbedingt den Vorzug, sondern wir gestehn sogar offen, daß uns schon lange die Bewunderung seiner weiblichen Bildnisse merkwürdig gewesen ist, einmal als Beispiel für die uralte Erfahrung, was alles sich ein hoher Herr erlauben kann, sodann als Zeichen der Unsicherheit unsers Kunstgeschmacks, noch dazu im Zeitalter der „Erziehung zur Kunst."

Da wir nun einmal das Wort haben, und da Lenbach jetzt der Geschichte angehört, so verweilen wir noch einen Augenblick bei seiner Porträtkunst überhaupt. Hätte er mit diesem Milieu und mit dieser manierierten Darstellungs-

weise in seiner Männerwelt seine Laufbahn angefangen, womit er als Frauenmaler endete, so würde er sicherlich niemals zu seinem Ruhme gekommen sein! Er hat den Vorzug vor vielen andern genossen, daß er eine Menge ausgezeichneter und weithin bekannter Männer malen konnte, denen das allgemeine Interesse von vornherein sicher sein mußte, während zum Beispiel Rembrandt ebenso viele namenlose Zeitgenossen erst durch seine Kunst berühmt gemacht hat. Seine Gegenstände waren also im höchsten Grade dankbar, und in ihrem gewichtigen Ernste bewahrten sie ihn zugleich vor den künstlerischen Besonderheiten, den mancherlei Manieren und Faxen, die so viele seiner Frauenbilder für jedes gesunde und natürliche Gefühl entstellen.

Lenbach hat ferner gegenüber der Kritik, von der ja doch eines jeden Künstlers Ruf mit abhängt, den Vorteil gehabt, daß er ausschließlich Bildnisse malte, und zwar fast nur Einzelbildnisse, wenigstens keine Gruppenbilder, eine Beschränkung, die sich bei keinem Künstler dieses Ranges in der ganzen Kunstgeschichte wiederfindet. So konnte er seine Kraft früh konzentrieren und mit seinem bedeutenden Talent seine Kunst bald spezifisch, souverän und unangreifbar machen, und während sich andre Maler mit den komplizierten Bedingungen ihrer komponierten Bilder viel leichter dem Vorwitz des Laienurteils aussetzen, galt er nun für den ersten Bildnismaler seiner Zeit, ja für noch mehr, indem er das Vermögen Tizians, Vandycks, Rembrandts, Velazquez, Gainsboroughs und noch vieler andrer in sich aufgesammelt zu haben schien. Und wenn etwa einzelne Betrachter durch manches neue und vielleicht lange vorher angekündigte Bildnis des Meisters seltsam enttäuscht sein mochten: auf die öffentliche Meinung hatten solche naseweise Bedenken keinen Einfluß, sie wurde flugs von der federfertigen Kritik darüber belehrt, was wahre Porträtkunst sei, und daß da der Einzelne mit seinem Privatgeschmack nachkommen müsse. Denn es ist ja einfach fabelhaft, was sich Menschen alles einreden lassen, ganz wie in dem bekannten Märchen die Untertanen des nackten Königs, die zuletzt glauben, er habe schöne Kleider an. Es gehört zum Beispiel zu den Weisheitsregeln kunstverständiger Leute, daß sie sich zwingen, alles Skizzenhafte zu bewundern: mit so wenig Strichen das Ganze herausbringen, das muß doch ungeheuer schwer sein. Auf ihrem überlegnen Standpunkt belächeln sie dann wohl den Münchner Bierbrauer, der sich einmal bei Lenbach beschwert haben soll, er — der Kommerzienrat — habe Finger an den Händen, aber keine Wurzeln, wie auf seinem Bildnis, das doch Geld genug gekostet habe. Lenbach hat auf vielen seiner Bildnisse alles, außer dem Kopf, der dann um so stärker wirken mußte, nebensächlich behandelt, und dieser Kunstgriff (anders kann man es nicht nennen, da es jedenfalls schwerer ist, Hände als „Wurzeln" zu malen) wurde ihm von seinen Bewundrern als Kunst angerechnet. Man erzählte sich, er sei einmal, als er einen regierenden Fürsten zu malen gehabt hätte, in dessen Auftrage von dem Adjutanten verständigt worden, daß der Uniform nicht ihr Recht geschähe, und er hätte dem Abgesandten geantwortet: er male nicht Knöpfe, sondern Köpfe. Gewiß war das recht witzig, aber Tizian hat es manchmal nicht unter seiner Würde gehalten, auch Knöpfe zu malen, und so sehr man auch manche von dessen breit und skizzenhaft hingeworfnen Bildnissen be-

wundern mag, als das Höchste in ihrer Art haben doch immer die andern gegolten, die in voller farbiger Ausführung nicht nur Hände, sondern auch Kleidung und sogar Hintergrundbeiwerk bis in unwichtige Details zeigen. Was ein uraltes Sprichwort, das einem griechischen Bildhauer in den Mund gelegt wurde, sagt, daß die Schwierigkeit eines Werkes, also auch sein Verdienst, mit der Vertiefung seiner Durchführung wachse, das wird jeder nachdenkende Beobachter, wenn er sich weit genug umsieht, bestätigt finden. Es ist nicht so schwer, durch andeutendes Skizzieren einem Betrachter zu imponieren, denn der Skizzierer hat den Reiz auf seiner Seite, den es der Phantasie des Betrachtenden gewährt, die Andeutungen zu ergänzen. Darum machen Skizzen viel eher und leichter den Eindruck des Lebendigen als fertige Bilder; der Betrachter arbeitet gleichsam mit. Aber die Probe auf den wahren Wert eines Kunstwerks gibt erst die Ausführung. Ob es da seine Wirkung behält, ob es auch erfüllt, was die Skizze uns verspricht, darauf kommt es an. Mit Skizzieren und Hinwerfen kann jemand ein interessanter Radierer oder Karikaturenzeichner werden, aber niemand wird um deswillen allein schon für einen großen Maler gehalten, auch Rembrandt nicht. Die Anwendung dieser Sätze auf einzelne Bildnisse Lenbachs würde hier zu weit führen. Daß der Gegensatz zwischen den skizzierten und den ausgeführten Teilen zu der Wirkung seiner Bildnisse in einem ungewöhnlichen Maße beiträgt, ist unbestreitbar.

Und nun noch etwas über die Farbe. Viele bedeutende Maler früherer Zeiten haben bald mit reinern Lokalfarben, bald mehr braun und tonig gemalt; bei manchen drückt sich diese Verschiedenheit in Lebensperioden aus, und dann finden wir öfters, daß die braune oder farblose Periode das Ende einer Künstlerlaufbahn bildet, und nicht selten, daß sie von deutlichen Merkmalen des Verfalls begleitet ist. Beispiele wird der Kundige in Menge zur Hand haben. Ohne Frage hat Lenbach oft mit schönen und leuchtenden Farben gemalt. Ebenso aber, und wohl noch öfter, in Braun und Gelb und Schwarz, im Sepiaton, oder wie man das sonst nennen will, wobei man ja sagen kann, daß sich seine Männer meist dunkel kleideten, und daß auch Schwarz und Braun unter dem Pinsel eines tüchtigen Malers Farbenwerte bekommen können. Andrerseits wird freilich ein nach wirklichen Farben innerlich verlangender Künstler auch auf Bildnissen dunkel gekleideter Personen in dem Beiwerk, einer Hintergrundswand, einem Vorhang oder einer Tischdecke, leicht das Mittel finden, sein Farbenbedürfnis auszusprechen. Beispiele aus allen Zeiten stehn auch dafür zur Verfügung. Wenn wir nun behaupten, daß bei Lenbach die Braunmalerei oft, sehr oft in Manier übergegangen ist, so ist das zunächst nur ein ganz persönliches und unverbindliches Geschmacksurteil. Es ließe sich hinzufügen, daß die farbige Malerei ohne jede Frage die schwerere Kunst ist, und es könnte sogar der Nachweis geführt werden, sowohl theoretisch wie aus der Geschichte, daß sie dem Wesen der Malerei mehr entspricht, also auch die höhere, erstrebenswertere Kunst sein muß, wogegen der „Brunismus" in die Vorstufe der monochromen Zeichnung zurückfällt — aber das alles auszuführen würde viele Seiten fordern. Es soll darum nur noch eine Merkwürdigkeit hervorgehoben werden, nicht über Lenbach, sondern über seine Bewundrer.

Die Schrittmacher unsrer modernen Malerei werden nicht müde anzumerken, daß sich erst unser Zeitalter die Fähigkeit und das Verdienst erworben habe, mit „reinen“ Farben zu malen, und eine Zeit lang war es ja geradezu Mode, über den „Galerieton“ der alten Meister die Nase zu rümpfen. Bei Lenbach hat es sie nicht gestört, wenn manchmal alle Lokalfarbe in Braun und Dunkelgelb versunken war, sie haben ihn dennoch als einen hervorragenden Vertreter der modernen Richtung angesehen.

Was nun übrigens noch den Charakter seiner Porträtkunst anlangt, so hat gewiß mancher von uns vor manchem seiner Bildnisse den befremdenden Eindruck gehabt, daß einer Person, von deren äußerer Erscheinung man eine Vorstellung haben konnte, Gewalt angetan sei, nicht bloß auf Kosten der Ähnlichkeit, sondern auch in willkürlichen Effekten des Ausdrucks und der Haltung, die sich ein Meister dieses Ranges erlauben kann, so lange sein Publikum gehorsam zu ihm hinaufsieht. Die Macht starker Mittel ist so groß, daß sie bald alle Bedenken aufsaugt, und die Empfindung für das Unnatürliche des „Chargierens“ allmählich den Menschen verloren geht. Das Gegenteil davon ist das Einfache und Selbstverständliche, was zum Beispiel eine bestimmte Klasse von Bildnissen Vandycks (aus seiner mittlern Periode, die nicht sehr lange währte) kenntlich macht, ferner viele von Rembrandt, Terborch oder Raffael (der ja nicht bloß unmodern gewordne Madonnen gemalt hat), und man wird nicht gerade behaupten wollen, daß diese Einfachheit bei Lenbach häufig zu finden wäre. Wie wohltuend wirkt ein Bildnis von Leon Pohle, um nur einen zu nennen, der auch von den alten Meistern ausgegangen ist. Es hat aber auch noch andre tüchtige Porträtisten in den letzten dreißig Jahren gegeben, und nicht bloß den einen Agamemnon, der nun hinweggegangen ist, und von dem sie alle redeten. Es ist niemals gut, wenn die Gunst der Zeit einen Einzigen zu hoch hebt. Seine Umwertung durch die Geschichte, die immer das letzte Wort hat, tritt dann gewöhnlich um so schneller ein. Und bei Lenbach wird sie sehr stark sein. Dazu braucht es keiner Prophetengabe, sondern nur eines Rückblicks in die Vergangenheit und der nachprüfenden Frage, mit welchen frühern Malern man ihn wohl am ehesten vergleichen möchte. Selbstverständlich wird auch dann noch genug an ihm zu bewundern bleiben. Aber darüber braucht heute niemand mehr Worte zu machen.



Der Volkswitz der Römer

Von Karl Hosius



Cäsar soll einmal den Ausspruch getan haben, daß er jedesmal ernsthaft werde, wenn er die Ursache des Lachens angeben solle. Er hatte Grund dazu, wenn es auch manchem wunderlich vorkommen mag, daß über eine so alltägliche Erscheinung, wie es das Lachen ist, sich wohl nach seinem äußerlichen Vorgang der Physiologe, nicht aber der Psychologe über seine innere Entstehung mit Sicherheit zu äußern imstande ist. In der Tat sind seit den Tagen des Aristoteles

jeder vorgebrachten Meinung vielleicht Anhänger, sicher aber Gegner entstanden Denn während der Stagirite das Lächerliche als einen gewissen Fehler und eine Häßlichkeit auffaßt, die kein schmerzliches Gefühl verursacht und nicht schädlich ist, und während es nach Cicero in irgend etwas Schimpflichem oder Mißgestaltetem entsteht, ist bei Kant die Grundlage die plötzliche Auflösung der gespannten Erwartung in nichts, ist es für Jean Paul das Kleine, das zu einem Erhabnen in Gegensatz tritt oder ein sinnlich angeschauter unendlicher Unverstand, faßt es Schiller in der Poesie als Untergang des Idealen im Realen. Schopenhauer bezeichnet seinen Ursprung als die paradoxe Subsumtion eines Gegenstandes unter einen heterogenen Begriff, Schelling legt es in die Anschauung des Zwiespalts und des Sieges zwischen Notwendigkeit und Freiheit, Vischer nennt es einen Widerspruch des Selbstbewußtseins mit sich, nach Weiße ist es der Übergang des absolut Geistigen aus der Objektivität in die Subjektivität, der zugleich ein Übergang aus Häßlichkeit in Schönheit ist. Ziegler sagt: „Das Komische ist ein zweckloser Vorgang, der durch Zweckverkehrung Zweckvorstellung hervorruft." Überhorst erscheint „komisch ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer andern Person, wenn an uns selbst keines eben derselben schlechten Eigenschaft zum Bewußtsein kommt und das keine heftigen unangenehmen Gefühle in uns hervorruft," während, um damit zu schließen, für Hecker das Wesen des Lächerlichen ein beschleunigter Wettstreit der Gefühle, d. h. ein schnelles Hinundherschwanken zwischen Lust und Unlust ist.

Wer will es dem nicht philosophisch durchgeistigten Menschen verdenken, daß er vergebens in diesem Labyrinth verschiedenartiger Definitionen nach dem Ariadnefaden des schlichten Verständnisses sucht, daß gar auch in ihm ein beschleunigter Wettstreit der Gefühle entsteht, und er sich zu der wenigstens verständlichen Erklärung des Backfisches rettet: „Komisch ist, worüber man lacht"? So liegt es auch mir fern, mich über das Wesen der Komik auszulassen; ich möchte nur ein Gebiet des Komischen herausgreifen und auch dieses nicht philosophisch behandeln, sondern nur historisch berühren, das Gebiet der subjektiven gesprochnen Komik, des Witzes. Freilich wäre hier der Zwiespalt der Definitionen nicht so groß. Denn wenn man des Ästhetikers Vischer Erklärung: „Sinn im Unsinn, Unsinn im Sinn" mehr geistreich als besonders im zweiten Teil wirklich klar nennen mag, so liegt doch auch ihr wie auch sonst durchweg den noch so vielfach formulierten Deutungen der Gedanke zugrunde, daß für den Witz wesentlich sei die unerwartete Vereinigung einander fremder und widerstreitender Vorstellungen, besonders auch die Vorführung von verborgnen, scheinbaren oder wirklichen Ähnlichkeiten. „Der Witz ist der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert," sagt Jean Paul hübsch, und noch hübscher ergänzt Vischer den Gedanken: „und die Paare am liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen." Die unerwartete Verbindung zweier an sich heterogener Ideen als Grundlage des Witzes, mit dieser Erklärung mag es für uns sein Bewenden haben, mag auch der eine oder der andre sie nicht als erschöpfend ansehen, sie nicht als allen Forderungen der Logik entsprechend finden. Da der Witz oft genug aus dem Reiche der Unlogik stammt, mag dieser Mangel hier hingehn.

Wenn das italienische Volk oder überhaupt die romanischen Stämme dem Wort auf eine ganz andre Art ergeben und untertan sind, als die nicht so empfänglichen der germanischen Rasse, wenn das Überreden hier fast eine größere Bedeutung hat als das Überzeugen, und eine glückliche Wendung besser durchschlägt als alle Vernunftgründe, so sind sie darin eben die Erben der alten Römer. Auch diese zeigen schon die volle Empfänglichkeit des heutigen Südländers für das lebendige Wort. Vor Gericht, auf dem Forum, im Heere war der Sieger, der Richter, Volk oder Soldaten durch ein glänzendes Wort bestach. Wie Cäsar die Meuterei seiner den Abschied fordernden Soldaten mit dem einen Worte Quirites, „ihr Zivilisten," niederwarf, das sie da schon als entlassen hinstellte, wo sie sich unabkömmlich wähnten, so gewann auch in den bürgerlichen Kämpfen der Redner oft durch eine glückliche Wendung den Prozeß, worin er durch Gründe nie hätte siegen können. Vor allem wenn es ihm gelang, die Gegenpartei dem Gelächter auszusetzen, zog er damit leicht auch die Entscheidung auf seine Seite; denn nur zu bereitwillig nahmen Richter und Publikum lachend Partei für den, der sie zum Lachen gebracht hatte. Le ridicule tue ist ein französisches Wort; aber man hat nach dieser Erkenntnis gehandelt, lange ehe der knappe, prägnante Ausdruck geprägt war. Denn der Römer lachte gern, wenn er auch ernster war als der leichtlebige Hellene, in dessen Gruß *χαῖρε* schon seine Lebenslust ausgesprochen liegt; auch für ihn paßte die Definition des Menschen als *ζῷον γελαστικόν*. Die Lehre der Stoiker, die zwar die Freude (gaudium), nicht aber den Affekt der Freude, die laetitia, dem Weisen erlaubte, blieb der großen Masse des Römervolkes fremd. Der Frohsinn steigerte sich nicht nur am Karneval der Saturnalien zur Ausgelassenheit, und auch darin waren sie Vorläufer der heutigen Italiener, die bei jedem Menschen un poco di matto, etwas vom Narren, verlangen. Crassus, der nur einmal sein Gesicht zum Lachen verzog und drob der Lachefeind hieß, fand Tadel auch bei ernsten Leuten.

So wurde das Lachen auch eine Waffe im Streite der Redner, und keiner der großen Männer Roms hat versäumt, zumal gegen das Ende der Republik, diese Waffe zu nutzen. Ridiculum acri fortius et melius magnas plerumque secat res, „es schlägt das Komische meist besser und kräftiger durch auch in entscheidenden Dingen" sagt Horaz, der Mann selbst so geschaffen, lachend die Wahrheit zu sagen, und Cicero wie Quintilian haben, der erste in starker Anlehnung an griechische Vorgänger, in ihren rhetorischen Lehrbüchern lange Unterweisungen über das Wesen und die Eigenschaften des Komischen, besonders den Witz und seinen Nutzen für den Redner gegeben. Cicero war auch selbst Meister in seiner praktischen Betätigung. Wenn er Verres erklärt als den Mann, qui omnia verrit, mit der Bedeutung seines Namens als Eber spielt, vom ius Verrinum, dem Schweinegericht, spricht, ihn den Tempelräuber als einen größern Feind des Herkules hinstellt, als einst der erymanthische Eber dem Zeussohne gewesen sei, wenn er bei seiner Verteidigung durch den dem Judentum zugeneigten Cäcilius fragt: quid Judaeo cum verre? so übte er das praktisch, was er sonst theoretisch lehrte. „Die Gänse aus dem Faleneracker" donnerte er gegen Antonius, als dieser seinen

Dichterling Anser mit Grundstücken in Kampanien beschenkte. Und als Vatinius mit einer Halsgeschwulst gegen ihn auftrat, begegnete er ihm mit dem Ausruf: „Welcher schwülstige Redner." So kränzte er gern die Pforte für den Gegner mit Disteln, auch die Beziehung auf Naturfehler in der Praxis nicht verschmähend.

Wie Cicero sind fast alle Redner durch Schlagfertigkeit und Witz bekannt geworden. Aber auch sonst steckt die Literatur voll von Laune, auch wenn wir ganz von den Zweigen absehen, die wie Lustspiel, Posse und Schwank gerade auf dem Witze beruhen. Sogar der etwas hausbackne Varro läßt den Agrarier Appius über die Bienen, den Scrofa über die Schweine, den Vaccius über das Rindvieh reden und ernennt in der Geflügelzucht zu Beisitzern Römer mit den Vogelnamen Pavo, Pica, Passer, Merula. Ovid steckt voll Witz, Seneca läßt ihn in allen Farben spielen, die Satiriker setzen ihrem moralisierenden Text gern dies Schlaglicht auf. Spaßmacher fast von Profession ist Martial, der seine Epigramme immer mit einem Wortspiel, einer feinen Pointe, einem unerwarteten Aufschluß endet, der Heine des Altertums.

Aber alle diese Berufswitzigen mögen beiseite bleiben, nur der Witz soll hier betrachtet werden, der nicht einem Berufszwecke dient, der nicht vorbereitet noch nach der Studierstube schmeckt, sondern der im gewöhnlichen Leben, vom Augenblick geboren, erscheint und einschlägt, im Wesen ja nicht von dem andern unterschieden und auch bei denselben Leuten betätigt, aber der doch erst den Ruhm des von Natur witzigen Kopfes verleiht, der Witz, der vielleicht noch unter den Begriff des Volkswitzes fallen darf, auch wenn seine Träger zu den höchsten Personen des Staates gehören mögen; aber nicht in Rang und Würden haben sie diesen Witz verwandt, sondern unbestellt und doch zu jeder Zeit kam er als ihr Bundesgenosse in den Streiten des täglichen Lebens. Natürlich ist unsre Kenntnis dieser Momentkinder, die oft genug nur für diesen Moment Geltung und Bedeutung hatten, bei weitem nicht so groß wie bei denen, die wir aus der Literatur noch selbst entnehmen können, aber doch ist ihre Zahl nicht so gering. Denn die geistreichen Worte großer Männer im öffentlichen Leben wie im Privatverkehr wurden damals wie heute eifrig kolportiert, gesammelt und auch, besonders nach ihrem Tode, veröffentlicht. So hatte sich schon der alte Cato eine Sammlung solcher Aussprüche, zum Teil aus dem Griechischen, angelegt und herausgegeben. Seinen eignen widerfuhr dasselbe Schicksal. So stellte Trebonius die facete dicta Ciceros mit dessen Billigung zusammen, und so gab sein Freigelassener Tiro, wie es scheint, die ioci seines Patrons in drei Büchern heraus. Cäsar hatte mehrere Rollen mit witzigen Aussprüchen gefüllt; des Juristen Cascellius bene dicta, des Redners Domitius Afer urbane dicta gehören hierhin, wie vieles, was Melissus den hundertfünfzig Bänden seiner ioci oder ineptiae einverleibt hatte. Zwar sind alle diese Werke verloren gegangen, aber doch haben uns außer Cicero noch Quintilian, Plutarch, Sueton, Macrobius genügende Proben hinterlassen.

Wie wir zwischen Witz, Scherz, Spott, Esprit, Parodie, Ironie usw. unterscheiden, ohne doch in jedem Falle die Grenze scharf ziehn zu können, so

hatte auch der Römer seine verschiednen Bezeichnungen, die er auch zu trennen suchte, die sich zum Teil auch direkt widersprechen, die dann aber auch wieder durcheinanderlaufen. Der umfassendste Ausdruck ist wohl dictum, der geistreiche, schlagfertige Ausspruch, und so ist, gern mit dem erklärenden Zusatz urbane, facete, der Titel, *ἀποφθέγματα*. Die Bezeichnung geht weiter als unser Witz; denn das dictum kann auch ernst, ja traurig sein. Cäsars Ausspruch: „Lieber im Dorf der erste, als in Rom der zweite" fällt ebenso wie des Pompeius navigare necesse est, vivere non necesse (Plut. 50), unter jenen Begriff, nicht auch unter Witz. Und auch die berühmte Siegesdepesche: veni, vidi, vici, inhaltlich nachgeahmt durch des russischen Generals „Hurra, Warschau! Suwarow," und die Antwort der Kaiserin: „Bravo, Feldmarschall! Katharina," aber formell im Wortklang nicht erreicht, gehört ebenfalls nur unter den weitern Begriff. Salsum ist weniger unser starkes „gesalzen" als non insulsum, eine leichte Würze in sich bergend. Eigentümlich ist urbanum, das Erzeugnis des feinen, hauptstädtischen Tons, der meist mit einem leichten Anflug von Ironie versehen als Sondergut des gebildeten Großstädters galt, sich nicht so sehr in einzelnen „Schlagern" als in der ganzen Färbung des Gesprächs äußerte, auch nicht immer ein Lachen zur Folge hatte; ihn möchte man am liebsten mit dem Esprit des Parisers vergleichen. Andre Bezeichnungen, iocus, venustum, facetiae decken sich ebensowenig ganz oder immer mit unserm Begriff. Das Wort ridiculum geht erst recht über ihn heraus, und Quintilian, der sein Kapitel de risu „Vom Lachen" überschreibt, wollte sich auch nicht so beschränken. Daß das Unwitzigste sehr oft am meisten Lachen erregt, ist bekannt, und die Antwort des Germanen, der in Rom beim Anblick eines meisterhaft nachgebildeten alten Hirten ausrief: „Einen solchen möchte ich nicht einmal lebend" (Plin. XXXV, 25), ist zwar ridiculum, aber nicht witzig. Aber wenn Quintilian dort sagt, daß ein ridiculum dictum meist falsch, nie ehrenvoll sei, so hat er sich doch zu sehr von der Tatsache verleiten lassen, daß allerdings dem Witz eine Dosis Spott in den meisten Fällen beigemischt ist, daß er gern an Mängeln und Fehlern haftet und so das Lachen fast immer ein Verlachen ist. Auch Schiller sagt ja:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott.

Aber doch kann der Witz auch heben, das Urteil, das in ihm liegt, eine erfreuliche Kritik üben, eine feine Schmeichelei bergen. Die Bemerkung des Licinius an den Hannibalbesieger Scipio, als der Kranz auf seinem Kopfe immer wieder zerbrach: „Wundre dich nicht, daß er nicht paßt; denn dein Kopf ist zu groß" (Cic. de or. II, 250), ist ehrenvoll und witzig.

Bei der engen Verwandtschaft solcher Bezeichnungen ist eine Gliederung nach ihnen nicht gut möglich. Wohl aber kann man eine andre allerdings äußerliche Teilung, die ebenfalls Cicero von seinen Vorgängern übernommen hat, machen, die Teilung in Sachwitz und Wortwitz. Jener beruht auf der Verknüpfung von Handlungen und Zuständen, auf der unerwarteten Ähnlichkeit im Gedanken, dieser auf dem Gleichklang derselben oder ähnlichen Worte mit wechselnder Bedeutung. Der Sachwitz bleibt bestehn, wie auch die Worte

im einzelnen lauten mögen, der Wortwitz hängt an einem Wort, einem Buchstaben. Jener steht höher; denn der Witz ist mehr innerlich, die Pointe liegt im Gedanken, der ganz geschaffen wird; dieser ist nur zur Hälfte selbständig, zur andern Hälfte wird er vorgefunden, „denn die Lautähnlichkeit und Vieldeutigkeit ist ein Werk der Sprache, die wir vorfinden." Er beruht oft genug auf absichtlichem Mißverständnis, auf Verdrehung, es werden illegitime Begriffe erzeugt, die wir uns dennoch gefallen lassen. Der Sinn leidet, ja fehlt häufig („Amors Pfeilchen, das im Verborgnen blüht"). Aber doch blenden sie oft für den Augenblick, da man bei jedem Wort ja zunächst die Ansicht hat, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Die Griechen und die Römer haben dann noch verschiedne Unterabteilungen gemacht. Sie haben den Sachwitz entstehn lassen aus Ähnlichkeit, Unähnlichkeit, Kontrast, Übertreibung, scheinbarer Zustimmung, Karikatur, den Wortwitz durch Anwendung der Allegorie, der Metapher, der Ironie, der Zweideutigkeit, durch Namensbeziehung und Namensveränderung usw., aber diese einzelnen Rubriken, die nicht nur für den Volkswitz gelten, mag es erlaubt sein, beiseite zu lassen, und für diesesmal das historische Prinzip zu wählen, so unsystematisch es gerade hier erscheinen mag, wo von einer Entwicklung keine Rede sein kann. Aber wie Kleider Leute machen, aber auch Leute Kleider, ebenso macht auch der Autor eines Witzes oft genug das Beste des Witzes aus, und möge es vergönnt sein, statt sich an ein System an Namen anzuklammern, zumal da auch darin die Alten vorangegangen sind.

Daß Kürze die Seele des Witzes sei, wußte der Römer wohl, und ihm, der dem Spartaner näher stand als dem Athener, war es besonders leicht, sich auch die lakonische Kürze anzueignen. Als Cato mit den Athenern verhandelte, erregte seine scharfe, schnelle Ausdrucksweise, die den Dolmetscher zu großen Umschreibungen zwang, ihr Staunen. Natürliche Anlage wie eifriges Studium, auch griechischer Muster, hatte ihn zum Meister einer prägnanten Sprechweise gemacht, die ihn befähigte, in kurzen Sentenzen aufs klarste zu charakterisieren.

Einen Verschwender, der seine Güter am Meer verkaufen mußte, verglich er so mit diesem: „Er ist stärker als die See; denn was diese nur bespült, hat er leicht verschlungen." Als Rom drei Gesandte ausschickte, von denen einer am Podagra litt, der andre eine Wunde am Kopf hatte, während man sich von des dritten geistigen Fähigkeiten nicht viel versprach, sagte er: „Diese Gesandtschaft hat weder Fuß noch Kopf noch Herz." Da manche ihm ihre Verwunderung ausdrückten, daß er im Gegensatz zu andern keine Bildsäule erhielte, entgegnete er: „Ich wünsche mehr, daß gefragt wird, weshalb mir kein Denkmal gesetzt wird, als weshalb eins." Und wie er mit dem bekannten Spruche gegen die Augurn sein Mißtrauen aussprach, so verspottete er auch die Angst vor den Wunderzeichen; denn als ihm jemand ob des vermeintlichen Wahrzeichens bekümmert mitteilte, daß seine Schuhe von Mäusen angefressen wären, tröstete er ihn: „Ein Wunderzeichen wäre es erst, wenn die Mäuse von den Schuhen angefressen wären."

Daß diesen Scherzen durchweg nicht wenig Spott oder Ironie zugesetzt ist, kann man leicht erkennen. Den harmlosen Witz, der erheitert, ohne zu

verletzen, kennt der Römer kaum. Vielleicht daß er ihn früher sein eigen hat nennen können; denn es ist eine leicht zu verfolgende Erscheinung, daß eine hochgebildete Nation immer mehr diese Gabe einzubüßen pflegt. Im Volke mag sie sich erhalten; aber sie kommt selten in die Literatur und damit auf die Nachwelt. Auch wir sehen, daß der rheinische Humor immer mehr schwindet, daß er auch nicht geeignet scheint, einen literarischen Vertreter für weitere Kreise zu schaffen, während sich der Berliner Verstandeswitz immer mehr auch in der Literatur bemerkbar macht, von Wippchen und Familie Buchholz bis herab zur Berliner Range. Wenigen Beispielen römischen Witzes kann man das Prädikat „harmlos“ beilegen. Harmlos ist der Ausruf des M. Lepidus, der während sich die andern auf dem Acker abmühen, im Grase liegen bleibt: „Ich wollte, das wäre arbeiten“ (Cic. 287); harmlos heiter die Selbstironie des Mannes, der am ersten Januar den Juppiter laut um 400000 Sesterzen Schulden bat und den verwunderten Zuhörern erklärte, er hätte eben 800000 (Porph. s. I, 3, 21); fast bis zur Witzlosigkeit gutmütig der Spott des Nasica über Ennius. Als dieser sich bei einem Besuche hatte verleugnen lassen, rief er bei dem Gegenbesuch des Dichters selbst zur Tür hinaus, er sei nicht zuhause; und da jener natürlich verwundert fragte: „aber ich höre dich doch,“ fuhr er fort: „ungebührlicher Mensch, ich habe doch deiner Magd geglaubt, und du glaubst mir nicht“ (Cic. 276). In der Regel aber kratzt der italische Essig, wie Horaz diesen Hang seiner Landsleute nennt. M. Livius hatte Tarent zwar an Hannibal verloren, aber die Burg behauptet. Als nun nach einigen Jahren Fabius auch die Stadt wieder dem Punier entriß, rühmte sich jener seiner tätigen Mitwirkung bei der Wiedererlangung. „Gewiß, entgegnete dieser, hättest du sie nicht verloren, hätte ich sie nie wiedererlangt“ (Cic. 273). Auf groben Klotz ein grober Keil ist so die Parade des Lälius auf den Vorwurf eines Menschen berüchtigter Herkunft, er sei seiner Vorfahren unwürdig: „sicher bist du der deinen wert“ (Cic. 286).

Am meisten zeigt sich die Schärfe des Witzes an Cicero. Aggressiv, wie er in seinen Gerichtsreden war, aggressiv, wie ihn die Opposition gegen Cäsar, Antonius, Clodius im Senat und vor dem Volke machte, so schneidend zeigte er sich auch im Privatverkehr zu seinen nächsten Freunden. Auch er gehörte zu denen, die lieber einen Freund als einen Witz verlieren, von denen man mit einem Verse des Ennius sagen mochte, sie seien leichter imstande eine Flamme im Munde zu behalten als eine gute Bemerkung, ein nimius risus affectator, dem das Maß so leicht fehlte wie dem Demosthenes hierzu das Talent (Quint. VI, 3, 2). Aber witzig war er, ein Meister nicht nur der vorbereiteten Rede, sondern auch der schlagfertigen Entgegnung und der geistreichen Improvisation, der keinen Angriff unerwidert ließ und mit gleicher und besserer Münze zahlte; und die zahlreichen Bonmots, die unter seinem Namen umliefen, nicht alle echt, aber doch auch, wenn sie gut waren, nicht ungern adoptiert, wurden sogar von einem Cäsar eifrig gesammelt.

Als M. Crassus, der selbst diesem Zeitpunkt nicht fern stand, einst erklärte, keiner der Crassi habe das sechzigste Lebensjahr überschritten, es aber einige Tage später mit der Bemerkung widerrief: „Wozu sollte ich so etwas

sagen?", erhielt er die bittre Antwort: „Du wußtest, daß du damit den Römern eine Freude machtest, und wolltest dich populär machen." Dem Verteidiger des Verres, Hortensius, der von seinem Klienten eine wertvolle Sphinx erhalten hatte, warf er, als jener erklärte, er verstehe die Rätsel seiner Rede nicht, entgegen: „Aber du hast doch die Rätselfrau Sphinx zuhause." Sein Gegner Octavius, der vorgab, ihn nicht zu verstehn, bekam zu hören: „Aber du hast doch Löcher in den Ohren," womit Cicero auf seine Herkunft aus Libyen anspielte, wo man Ohrringe trägt (Plut. 25 f.). Auch seine Angehörigen entgingen nicht seinem Spotte. „Wer hat meinen Schwiegersohn an das Schwert gebunden?" rief er beim Anblick des kleinen bewaffneten Lepidus. Und als ihm ein großes Brustbild seines ebenfalls nicht großen Bruders Quintus gezeigt wurde, spottete er: „Mein Bruder ist halbiert größer als ganz." So war er auch nicht übermäßig galant gegen das schönere Geschlecht. Mit Behagen erzählt er die Geschichte von dem Manne, der auf die Klage seines Nachbarn, daß sich seine Frau an einem Feigenbaume erhängt habe, nur mit der Bitte antwortete: „Könntest du mir nicht einen Ableger davon verschaffen?" Und so stimmte er bereitwillig der Fabia zu, die sich für dreißigjährig ausgab: „Das muß wahr sein, denn ich höre es von ihr seit zwanzig Jahren"; ein Witz, der mit der Sache oft wieder aufgelebt ist (Cic. 278, Quint. 73).

Daß seine Laune nicht besser wurde, als die Zeiten seines Ruhmes dahinschwanden, ist erklärlich, wenn ihn auch sein Alter hätte lehren können, das Messer des Witzes in der Scheide der Klugheit zu behalten. Da schonte er auch die nicht, an deren Gunst ihm alles gelegen sein mußte, und man sucht bei seinen Grobheiten oft vergebens nach dem versöhnenden Schimmer des Geistes. Hatte er schon den Pompeius schwer gekränkt, daß er beim Ausbruch des Bürgerkriegs erklärte: „Wen ich fliehen soll, weiß ich; nicht, wem folgen," und ihn dann mit Themistokles verglich, der auch die Stadt preisgab, so besänftigte er ihn nicht, da er bei seiner Ankunft im Lager von Dyrrhachium auf den Vorwurf, weshalb er so spät gekommen sei, entgegnete: „Durchaus nicht zu spät, denn es ist ja noch nichts fertig." Und als jener sich erkundigte, wo denn Ciceros Schwiegersohn Dolabella bleibe, erhielt er zur Antwort: „Nun, bei deinem Schwiegervater Cäsar." Als er vollends bei der Erteilung des Bürgerrechts an einen Gallier ausrief: „O prächtiger Mensch, der Galliern einen fremden Staat zuweist und uns den unsrigen nicht wiedergeben kann," entfuhr dem getadelten Pompeius die Drohung: „Geh zum Cäsar, und du wirst mich fürchten lernen" (Quint. 111, Macr. II, 3, 8).

Wenn er so gegen den Freund und Oberbefehlshaber verfuhr, so ließ er um so mehr andern gegenüber seiner Zunge freien Lauf. Als ein Marcius kam und erzählte, in Rom ginge das Gerücht, Pompeius würde belagert, hörte er die höhnische Frage: „Du bist wohl gekommen, es mit anzusehen?", und da nach der Niederlage ein Nonnius aus dem Erscheinen von sieben Adlern doch noch einen glücklichen Erfolg prophezeite, erhielt er die Dusche: „Jawohl, wenn wir mit Dohlen kämpften" (Plut. 38).

Auch dem Sieger Cäsar gegenüber hielt er weder Zunge noch Feder in Schranken, obwohl er ihm Leben und Gut zu danken hatte, und sein Fern=

bleiben vom politischen Leben ihm den direkten Anlaß zur Opposition nahm. Nicht nur seine Briefe, deren ätzende Schärfe ich hier fast ganz beiseite lasse, sind voll von offnen und versteckten Hieben auf den Diktator, sondern auch sonst fallen Bekannten und Unbekannten gegenüber bissige Bemerkungen auf seine Maßnahmen. Als der Gesandte von Laodicea die Freiheit seiner Heimat zu erlangen hoffte, bat Cicero ironisch: „Ist es dir geglückt, dann bitte auch für uns." Da Cäsar den Senat stark, auch durch unwürdige Mitglieder, vermehrt hatte, gab er einem, der für seinen Sohn um eine Dekurionenstelle bitten wollte, die Auskunft: „In Rom wird er es erlangen, in Pompeji schwer." Bei einer andern Gelegenheit fand er wegen derselben Anzüglichkeit seinen Meister, Cäsar seinen Rächer. Der Ritter Laberius war von dem Diktator gezwungen worden, auf der Bühne aufzutreten, und hatte dadurch seinen Rang eingebüßt. Aber Cäsar schenkte ihm am Ende der Spiele den Ritterring und seine Würde wieder. Doch als Laberius nun einen Platz auf den reservierten Sitzen der Ritter suchte, wiesen ihn diese ab, und Cicero erklärte mit deutlichem Bezug auf die Überfüllung der Kurie durch den Machthaber: „Ich würde dich aufnehmen, wenn ich nicht so eng säße." Aber jener blieb die Antwort nicht schuldig: „Wunderbar, da du doch gewöhnlich auf zwei Stühlen sitzest," mit Beziehung auf die Schaukelpolitik des unentschlossenen Redners (Macr. II, 3, 8, 10 ff.).

Vor allen richtet sich sein Sarkasmus gegen die Kreaturen Cäsars, zumeist vielleicht gegen Vatinius, den er freilich ein andermal auch öffentlich verteidigt. Vatinius, selbst ein gefürchteter Spötter, muß allgemein Gegenstand des Hasses gewesen sein. Bei seinen eignen Spielen wurde er mit Steinwürfen bedacht, sodaß er ein Polizeiverbot durchsetzte, es dürfe nur Obst in die Arena geworfen werden. Als in diesen Tagen der Jurist Cascellius gefragt wurde, ob Tannenzapfen Obst seien, erwiderte er: „Willst du damit Vatinius werfen, so ist es Obst." Über denselben Vatinius gießt Cicero die Schale seines Spottes aus, zumal da, wo er für wenig Tage das Konsulat bekleidet hatte: „Ein großes Wunder geschah im Jahre des Vatinius, weil unter ihm es weder Winter noch Lenz noch Sommer noch Herbst gab. Ich wollte dich in deinem Konsulate besuchen, aber die Nacht überraschte mich." Als sich dann das Gerücht von seinem Tode verbreitete, fragte er seinen Freigelassenen: „Ist alles beim rechten?" und da dieser bejahte, fuhr er fort: „Also ist er wirklich tot?" Da sich aber das Gerücht als falsch erwies, rief er doppelsinnig aus: „Elend komme um, der so elend gelogen!" (Plut. 26, Macr. II, 3, 5). Ähnlich richtet er die Pfeile seines Witzes gegen den fünfstündigen Konsul Caninius Rebilus: „Wir haben einen so wachsamen Konsul, daß er in seinem Konsulat den Schlaf nicht sah. Kein Mensch hat unter ihm gefrühstückt. Eilen wir, ehe er sein Konsulat zu Ende gebracht hat. Früher gab es flamines diales, jetzt consules diales" (Macr. II, 3, 6; VII, 3, 10; Dio 43, 46, 2; Plut. Caes. 58). So geht Ciceros Witz oft über das Ziel hinaus, und Macrobius redet nicht ohne Grund von seiner „Bissigkeit" und sogar von den „Bissen eines zahnlosen Untieres." Wenn Bodmer etwas schweizerisch den Witz eine Krätze des Geistes nennt, so litt Cicero sehr stark an diesem Ausschlag, und er selbst hat erfahren, daß

man nicht ungestraft eine so spitze Waffe führe; auch auf den Schützen fliegt der Pfeil zurück. Die Lacher mochte er auf seiner Seite haben, Freunde schuf er sich so nicht. Seine Verbannung war nicht zum wenigsten eine Folge seiner Spöttereien, und auch sein Todesurteil zog er auf sich ebenso durch seine Schmähungen gegen Fulvia, die Gattin M. Antons, wie durch seine direkte politische Opposition gegen den Triumvirn. Als sich die Mörder seiner Sänfte näherten, soll er seinen Kopf dem Schergen mit den Worten hingestreckt haben: „Wenn du dies wenigstens richtig tun kannst, schlage das Haupt ab," noch im letzten Augenblick mit dem Ausdruck des recte facere spielend (Sen. suas. VI, 18).

(Schluß folgt)



Aus den Meißner Elbdörfern

Von Otto Eduard Schmidt



Die Meißner Landschaft zeigt drei scharf ausgeprägte Typen der Siedlung: die Stadt, das Bauerndorf und das Fischer- und Schifferdorf. Die Stadt ist der größte und stärkste, das Bauerndorf der behäbigste und behaglichste, das Schifferdorf der ärmste und schmächtigste unter den drei Brüdern. Die Stadt offenbart ihre Kraft zwar nicht mehr durch feste Türme und unübersteigliche Mauern, wohl aber durch den unheimlichen Magnetismus, mit dem sie alles Wurzellockere an sich zieht; das Bauerndorf, besonders das der linkselbischen Lößgegend, zeigt seine Behäbigkeit meist schon durch die stattlichen, quadratischen Gutshöfe, die von weißgetünchten, vielfenstrigen Wohn- und Stallgebäuden umgeben, jeder ein in sich geschlossenes Wirtschaftswesen darstellen; das Schifferdorf aber, meist auf der magern Düne des rechten Elbufers, oder wie der Volksmund sagt „auf dem Sande" liegend, besteht aus einer Menge herdenmäßig aneinander geschmiegter, ihre schmalen Giebel dem Strome zukehrenden Häuschen mit keinem oder kleinem Hofraum, denen man es schon von außen ansieht, daß die darin betriebne ländliche Wirtschaft ihre Insassen nicht völlig ernährt, sondern ein Nebengewerbe des Hausherrn fordert.

Natürlich gibt es außer den reinen Bauerndörfern und den reinen Schifferdörfern auch Mischformen. Es wohnen auch links von der Elbe in den den Strom berührenden Dörfern einzelne Schiffer, und auf dem rechten Ufer zwischen den Schiffern auch wirkliche Bauern, namentlich da, wo eine breitere Elbaue reichlichern Feldbau und Wiesenwuchs und damit einen größern Viehstand erlaubt. Aber unwillkürlich hat der Bauer, dessen Fluren der Strom benetzt, etwas vom Schiffsmann angenommen, sind sie doch beide in vielen Dingen vom Wasser abhängig. Deshalb sind die unmittelbar am Ufer liegenden Dörfer, gleichviel ob in ihnen bäuerliche Wirtschaft oder Handwerksbetrieb und Schiffahrt überwiegt, ein Typus für sich, der der Elbdörfer, der sich deutlich von dem der kontinentalen Dörfer in der Lommatzscher oder Großenhainer Pflege abhebt. Aus den Elbdörfern führt der Wasserweg nicht nur nach Torgau und nach Magdeburg, sondern nach Hamburg und nach Bremen, ein leichter Vorgeschmack von Seesalz belebt hier die Luft.

Geschichtlich betrachtet sind die Fischer- und Schifferdörfer wohl die ältesten Siedlungen an der Elbe: sie gehn fast ausnahmlos in die Zeiten vor der deutschen Eroberung zurück. Denn der Slawe ist von Haus aus fast mehr zu Fischfang und Handel als zum Ackerbau geneigt. Sogar vor den deutschen Städten haben

sich solche slawische Fischerdörfer das ganze Mittelalter hindurch erhalten: es sind die eigentümlichen Reihen kleiner Häuser vor den Stadttoren, die in den Urkunden „uf dem Kysse“ oder „auf der Kietze“ (chyzu slawisch = Fischerhütte) genannt werden. Meißen zum Beispiel hat ihrer zwei: die stromabwärts vor dem Wassertore liegende Fischergasse, noch jetzt eine selbständige Gemeinde, die aber längst ein Fabrikvorort geworden ist, und die noch heute von den Meißner Fischern bewohnte Zeile der stromaufwärts vor der Stadt liegenden „Fischerhäuser.“ Übrigens hat der vermehrte Anbau zwischen Meißen, Dresden und Pirna kaum ein Andenken an die alten Zeiten übrig gelassen, wo noch der eintönige Gesang der „Bomätscher“ den steinigen Leinpfad belebte, und wo der Fischfang zu den wichtigsten Nebenberufen gehörte; nur die zwei oder drei schwarz geteerten Holzhäuser auf dem Werder am Rehbock, die die Meißner Fischer zur Zeit des Lachsfangs (Februar bis Juni) bewohnen, wirken, namentlich wenn die „Ahne“ vor der mit einem Kienspan erleuchteten Hütte Netze flickt, wie eine Erinnerung aus der Urzeit. Dagegen sind von Pirna stromaufwärts bis zu den Felsriegeln von Herrnskretschen und von Meißen abwärts bis zur Landesgrenze die alten Verhältnisse noch recht wohl erkennbar, oder sie leben wenigstens noch in der Erinnerung der Anwohner. Die Zustände der obern Schifferorte Rathen, Wehlen und andrer, namentlich während der mit altgermanischer Bärenhäuterei und Traumseligkeit genossenen Weihnachtstage und der „Zwölfnächte,“ hat vor wenig Jahren Georg Stellanus in seiner reizenden Novelle „Die Zwölf Nächte“ (Grenzboten 1903, IV) mit behaglicher Breite und leiser Ironie geschildert. Wir wollen diesesmal den weit weniger bekannten, abwärts von Meißen liegenden Elbdörfern einen Besuch abstatten, der für Kulturgeschichte und für Volkskunde hoffentlich einigen Ertrag abwirft.

Die Gestaltung der Ufer abwärts von Meißen ist zunächst so, daß sie die Ansiedlung von Dörfern kaum erlaubt; nur einzelne Häuser und kleinere Häusergruppen haben auf dem schmalen Saum zwischen dem Strom und den dicht an ihn herantretenden Granitfelsen Platz gefunden. Diese Felsen erscheinen durch tief hineingetriebne Steinbrüche wie aufgeschlitzt; aus ihnen werden zahllose Schiffsladungen bossierter Pflastersteine, aber auch „Klarschlag“ in die steinärmern Gegenden Norddeutschlands verfrachtet. Fast der ganze Steinuntergrund des Nordostseekanals ist hier gebrochen worden.

Das erste typische Elbdorf des linken Ufers ist Niedermuschütz, es folgen Niederlommatzsch und Neuhirschstein. Ihre Häuser liegen unter dem Schutze des wie ein Schiff gestalteten uralten Felsenschlosses Hirschstein fast versteckt hinter hochgewachsnem silbergrünem Weidengebüsch; nur hier und da grüßt ein im Rosengärtlein errichteter Flaggenmast den Vorüberfahrenden; der Schiffer liebt ihn auch in den Zeiten der Rast als Erinnerung an seinen von ihm selbst hochgeschätzten Beruf, gerade wie er auf sein Schiff die Lieblingsblumen des heimischen Gartens, Nelken und Levkojen, in einen viereckigen, sauber umzäunten hölzernen Trog verpflanzt, mitnimmt. Auf dem rechten Ufer ist das zu Füßen des hochliegenden Bauerndorfes Zadel langhingestreckte Kleinzadel, von Steinbrucharbeitern und von Schiffern bewohnt, das erste echte Elbdorf. Es folgen das liebliche Diesbar und Seußlitz. Beide gehörten einst zum Besitze des reichen Klarissinnenklosters Seußlitz, das nach seiner Auflösung (1541) in den Besitz der durch ihre Rechtsgelehrten und Staatsmänner bekannten Familie von Pistoris, später der Bünaus überging. Von dem Kloster ist außer den Grüften und Grabsteinen unter der Kirche nichts mehr übrig, aber noch immer feiert das Volk den in die Zeit der Rosenblüte fallenden „Marientag“ mit Musik und fröhlichen Schmäusen auf dem grünen Plan hinter dem Gasthofe, noch immer öffnen sich an diesem Tage den Besuchern die Pforten des schönen Schloßparkes, des ehemaligen Klostergartens. Auch eine dunkle Sage von einem großen Schatze, den die Nonnen vor ihrem Auszug aus Seußlitz vergraben hätten, lebt noch in den Elbdörfern. Sie scheint bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückzugehn und findet sich in einer wohl von dem Dresdner Geschichtsforscher

F. C. Grundmann († etwa 1780) herrührenden Sammelhandschrift der Bibliothek des Meißner Geschichtsvereins in folgender charakteristischen Form: „Hier in unserm Kloster sind zwei Gewölbe unter dem Boden. Wenn wir nun fortmüssen — vielleicht können wir es mit fleißigen Gebeten noch abwenden —, so wollen wir jetzt unsre Schätze vergraben. Und wenn jemand wiederkommen sollte und weiß die Örter, so kann er suchen. Da wird er zunächst die Schriften (Urkunden) finden. Dann aber wird er nicht mehr weit davon sein: das ist in den Schriften deutlich genug aufgesetzt. Das Gold und andre Sachen, das steht auf einem Bogen Pergament; das wollen wir auch dazu legen in dem Gewölbe zur linken Hand, da wir unsern Alabasteraltar haben, den Kelch und die andern Ciborien haben wir mitgenommen. Im alten Gewölbe aber wird ein Diamant zu finden sein von einem ganzen Pfund, derselbige ist in Gold eingefaßt und sind 200 kleine Diamantchen darein gesetzt, und der Diamant steht in einem elfenbeinernen Kästchen, und das Kästchen steht in der Mauer. Zu dem Merkmale aber ist ein großer vergoldeter eiserner Nagel an der Mauer. Und in dem Stein, da der Nagel steckt, dort ist es nicht, sondern es ist der andre Stein daneben. Können wir wieder herein kommen, und der Landesvater wird unsrer Religion, so wollen wir es ihm verehren. Kommt einer in das Gewölbe, so findet er über fünf Tonnen Goldes darinnen, an barem Gelde zwar nicht, aber an Silberwerk. Die Ketzer werden nicht ewig darinnen bleiben können. Und wer es nun kriegen wird, der streite ja wider die Ketzer, daß sie nicht so einwurzeln." Ob wohl dieses merkwürdige Schriftstück zu dem tatsächlich gegen die Äbtissin Barbara von Haugwitz erhobnen Verdachte, daß sie etwas vom Klostergute heimlich beiseite zu bringen suche, in irgendwelcher Beziehung steht?

Weiter abwärts bei Merschwitz verflachen auch die Hügel des rechten Elbufers, deshalb überschritten hier die langen Warenzüge der von Leipzig nach Breslau führenden „hohen Straße" den Strom. Gegenüber liegt Boritz, die alte Anfahrtstelle zum Elbübergange: es hat seinen mit dem Wetterhahn gezierten schlanken Kirchturm wie einen Vorposten weit gegen den Strom vorgeschoben; vielleicht geschah es in dem naiven Glauben, daß Gottes Haus einen gefährlichen Standpunkt am ehesten aushalte. In der Tat ist Boritz fast bei allen Hochfluten der Elbe arg mitgenommen worden, am schlimmsten am 29. Februar 1784. Damals hatte sich nach einem sehr strengen Winter unterhalb des Dorfes ein gewaltiger Eisschutz gebildet, der beim Ausbruch des Eises das Wasser schnell anstaute. Der Pfarrer war noch bei leidlichen Verhältnissen nach dem nahen Hirschstein gegangen, in der Schloßkapelle zu predigen; bei seiner Heimkehr konnte er schon nicht mehr ins Haus, aus dem seine Gattin nur mit Lebensgefahr gerettet wurde. Den ganzen Tag und auch den folgenden 1. März schwebte die Gemeinde, um ihren Pfarrer geschart, in Lebensgefahr, da niemand bei dem furchtbaren Eisgange helfen konnte. Ringsum gurgelten die braunen Fluten, krachten die riesigen Eisschollen: viele Häuser standen bis zum Dach im Wasser, andre sanken in sich zusammen und verschwanden in den Fluten. Endlich, im Laufe des 1. März, gelang es, wenigstens die Menschen aus der Todesgefahr zu retten. Die Bauern verloren fast ihren ganzen Viehstand, der Pfarrer außerdem ein kostbares, mühsam erarbeitetes Manuskript, die Geschichte des Meißner Afraklosters, das er zum Schutze gegen Feuersgefahr in einem unterirdischen Gewölbe der Kirche verborgen hatte. Der damalige Boritzer Pfarrer war nämlich der grundgelehrte Johann Friedrich Ursinus, der Vater der Meißner Geschichtschreibung, einer der interessantesten Menschen, die in den Elbdörfern gewirkt haben. Er war geboren den 15. August 1735 als Sohn des Torwärters der Fürstenschule in Meißen, in die er aufgenommen wurde ungefähr ein Jahr, nachdem sie Lessing verlassen hatte. Als er später in Meißen Hauslehrer war, fand er zufällig einmal in einem Kaufmannsladen ein altes, in Schweinsleder gebundnes Buch, aus dem die Blätter zum Einwickeln der Waren herausgerissen wurden. Er kaufte es für billiges Geld und rettete es vor dem Untergange. Es war ein Chartularium des Klosters St. Afra, das die

Stiftungsurkunde und andre wertvolle Materialien zu seiner Geschichte enthielt. Dieser zufällige Fund gab seinem ganzen Leben Ziel und Richtung. Als er noch in demselben Jahre (1760) vom Kammerherrn von Bose auf Schleinitz als Pfarrer nach Beicha berufen worden war, fand er nach gewissenhafter Besorgung seines Amts auch Zeit und Kraft, seinen der Geschichte des Meißner Landes gewidmeten Studien zu leben. Er hatte dazu fast keine Vorarbeiten und ging mit unvergleichlichem Eifer daran, zunächst den Stoff zu sammeln. Wie er zum Beispiel die Grabinschriften des Meißner Domes zusammenbrachte, erzählt er uns selbst: „Ich habe mich zu ganzen Tagen in die Kirche einschließen lassen, habe da vor den Steinen gekniet, wie ehedem die Dompfaffen vor ihren Altären, und hätte mich jemand belauschen können, er hätte gedacht, ich wäre nicht klug. Ich war der Urheber, daß der Herr von Z. eine Partie alte Weiber anwarb und die sämtlichen Epitaphien rein abscheuern ließ, und da ich immer gleich hinterher mit der Schreibtafel war, so wundre ich mich nicht, daß ich mir damals einen entsetzlichen Schnupfen und Husten in diesem feuchten Gewölbe holte. Bei dieser Arbeit [bin ich] mit allen Ehren ein leibhaftiger Thomas gewesen, der nicht eher glaubte, als bis er selbst sah.“ Außer zahlreichen kleinern Abhandlungen und Aufsätzen sind drei große, noch heute nicht völlig veraltete Werke von Ursinus im Druck erschienen: 1. Ursprung der Kirche und des Klosters Sanct Afra in der Stadt Meißen (Leipzig, 1780), 2. Die Geschichte der Domkirche zu Meißen (Dresden, 1782) und 3. Dithmars, Bischof von Merseburg, Chronik ... in die deutsche Sprache übersetzt und mit Anmerkungen erläutert (Dresden, 1790). Dazu kommen eine lange Reihe wertvoller ungedruckter Manuskripte, die die königliche öffentliche Bibliothek in Dresden verwahrt. Und bei dieser umfassenden wissenschaftlichen Tätigkeit war Ursinus auch ein ganzer Mann von ausgeprägtem Charakter, der leidenschaftlich zu lieben und zu hassen verstand. Um einer anders gerückten Kirchenbank willen kam er mit dem Rittergutspächter von Hirschstein und dem herrschaftlichen Jäger, schließlich auch mit dem Kirchenpatron, dem Kabinettsminister Grafen Loß und dem Oberkonsistorium in Streit, in dem er natürlich den kürzern zog. Er hatte dabei auf die Unterstützung des ihm befreundeten, auch historischen Studien ergebnen Herrn von Carlowitz auf Stössitz, des Inspektors der Landesschule St. Afra, gerechnet, der „von seinem Stösitzer Tusculum“ ein deutschgeschriebnes „Villaticum“ zu haben wünschte und ihm in vertrauter Stunde einmal gesagt hatte: „Sie könnten das wohl machen.“ Aber „nun ging es mir wie dem lieben Paulus, der einmal ganz frei schrieb: Ich war tückisch. Das Villaticum geriet ins Stocken, und ich war so ärgerlich, daß ich sogar die etlichen Bogen, die ich schon ausgearbeitet hatte, ganz gelassen in Fidibus verwandelte.“

Das interessanteste der Elbdörfer ist meiner Ansicht nach Lorenzkirch, am rechten Ufer gegenüber der hochragenden Stadt und Burg von Strehla. Ich habe es schon auf mancher Fahrt besucht, aber am lebhaftesten stehn mir doch die bei meinem letzten Besuche des Orts, am 30. Juni 1905, gewonnenen Eindrücke vor der Seele. In praller Sonnenglut unter einem tiefblauen Himmel brachte mich der Fährmann von Strehla herüber in die grüne Elbaue, in deren Mitte Lorenzkirch liegt. Das ganze langgestreckte Dorf hat die Gestalt eines Schiffes, der Kirchturm ist der Mastbaum dazu, die Wanten bilden die mit zuckerhutförmigen Eisbrechern ausgerüstete, dem Strome zugekehrte Ummauerung und der das Dorf auf der Rückseite umfassende beraste Damm. Die hinter der Schutzmauer liegenden Häuser des Dorfes sind zum Teil recht ansehnlich durch hochgestaltete Giebel und Dächer und durch den Blumenschmuck der Gärten. Namentlich der mit einem Mansardendach gekrönte rechteckige Steinbau, der die Buden für den Lorenzkircher Markt enthält, und das ehemalige Küchengut des Mühlberger Klosters mit seiner breiten Einfahrt fallen dem Wandrer auf. Das anmutigste Haus aber von außen und von innen ist das, worauf ich zustrebe, das Pfarrhaus. Über die vom Alter gebräunten Ziegel des behaglichen Walmdaches breitet eine goldfarbne Flechte märchen-

haften Schimmer, die gewaltige lange Steinmauer, die das Haus nach der Stromseite zu umfaßt, zeigt über den schirmenden Ecken und Kanten mächtige Steinkugeln und dahinter ein Anwesen von herzgewinnender Lieblichkeit und erquickender Fruchtbarkeit. Schöne Koniferen, darunter wahre Prachtexemplare der Nordmannstanne, schmücken Hof und Garten, dazwischen blühen starkduftende weiße Lilien, rankt die blaue Clematis am Gebälk empor, reifen die Früchte sorglich gepflegter Obstbäume, den Charakter des Ganzen aber bestimmt der laubenbildende, Haus und Wirtschaftsgebäude umspinnende Wein, der eben in voller Blüte steht und einen verheißungsvollen Duft ausatmet. Von dem grünen Vorplatz treten wir in das ehrwürdige, 1687 erbaute Haus; im Flur grüßen uns zwei lebensgroße Ölbilder ehemaliger Pfarrer. Wir steigen die Treppe empor in den heitern, aus Fachwerk gebauten Oberstock. In seiner Studierstube hat der Pfarrer schon seit Tagen die „Historica der Parochie Lorenzkirch" und die ältesten Pfarr- und Gemeindeakten für mich zurechtgelegt und wird nun am traulichen Tische unser Führer und Geleitsmann durch alle Vergangenheit und Gegenwart betreffenden Fragen.

Über den Ursprung des Dorfes, der Kirche und der beiden Filialgemeinden Kreinitz und Jacobsthal — im Volksmunde Cobenthal = Jacobenthal — läßt uns das Pfarrarchiv freilich völlig im Stiche. Ein bis zum Jahre 1600 ausgeübtes Patronat des Bistums Naumburg über die Pfarre von Lorenzkirch weist uns auf den Naumburger Bischof als ältern Grundherrn hin; er hatte von den salischen Kaisern um 1050 den ganzen Winkel zwischen Riesa, Strehla und Ortrand als Lehen erhalten. Auch wird der älteste mir bekannte Lorenzkircher Pfarrer: Cunradus plebanus ecclesiae S. Laurentii prope Strele 1238 in einer Naumburger Urkunde genannt. Mangels andrer Nachrichten sind wir wegen des Ursprungs der genannten drei Dörfer auf Vermutungen angewiesen. Da sie die Namen dreier Heiligen tragen: des Laurentius, des Jakobus und der Katharina — denn Kreinitz ist vielleicht gleich Kathreinitz, war doch die alte Kirche des Orts der heiligen Katharina geweiht —, so scheinen sie von einer geistlichen Grundherrschaft angelegt zu sein, und zwar schwerlich mit binnendeutschen Ansiedlern, sondern mit solchen, denen der Kampf mit dem Wasser etwas vertrautes war. Welche Vermutung liegt da näher, als daß die drei Kirchen des heiligen Laurentius, Jakobus und der heiligen Katharina von Naumburg aus gegründet und mit flämischen Kolonisten besetzt worden seien? Unter Bischof Walram (1089 bis 1111) oder Dietrich dem Ersten (1111 bis 1128) entstanden, bildeten sie wohl die Verbindung zwischen Strehla und dem auch uralten Tiefenau (Difnowo cethla 1013) und damit den westlichen Flügel einer Kette deutsch-slawischer Grenzdörfer, die sich von der Elbe zur Pulsnitz und zum Schradenwalde hinüberzieht. Kirchlich gehörten diese Dörfer — wenigstens später — zum Bistum Meißen, und zwar zur Präpositur Hayn; nach der Matrikel von 1495 zahlt Lorenzkirch dem Meißner Dom den höchsten Zins: zehn Mark Silber, ebensoviel wie die Großenhainer und die Radeberger Stadtkirche.

Aus dem spätern Mittelalter und der Reformationszeit ist in den Lorenzkircher Akten fast nichts erhalten. Lorenzkirch aber war sicher schon damals wichtig wegen seiner auf Frankfurt a. O. hinleitenden Elbüberfahrt und seinen mit dem Feste des Schutzheiligen, dem 10. August, verbundnen Markte. Nebenbeschäftigung der Bauern war der Fischfang, der, ebenso wie in andern Elbdörfern, so auch hier zu jahrhundertelangem Streit mit der Fischerinnung in Meißen und Strehla führte. Diese Innungen beanspruchten das ihnen vom Herzog Georg 1524 bestätigte Recht, von der Dresdner Brücke an abwärts bis zur Landesgrenze der alten Mark Meißen, also bis über Strehla hinaus, allein fischen zu dürfen, und zwar nicht nur in der eigentlichen Elbe, sondern auch in allen vom Strome gerissenen Löchern und mit ihm zusammenhängenden Lachen; nicht zur Innung gehörende „Dorffischere" sollten nicht geduldet werden. Gegen diese dem deutschen Rechtsbewußtsein widersprechenden Privilegien führten die Bauern und die Fischer der Elbdörfer einen förmlichen Krieg, über den die Meißner Ratsakten ausführlich berichten. Im Jahre 1544

klagen die Meißner Fischer, sie hätten, so oft sie im „Winkel bey Sant Lorentz Kirchen“ — gemeint ist vielleicht das sogenannte Kreinitzer Loch — gefischt hätten, den Bauern die Hälfte der gefangnen Fische geben müssen. Ferner sind sie ungehalten, daß wenn die Eisfahrt oder großes Wasser Lachen oder Lücken in die Elbufer gerissen, die Bauern solche „umpfählen und ihres Gefallens zurichten“ und die Fischer, die dort ihr Recht ausüben, mit „schlagen, schießen, pfänden oder gefangennehmen“ bedrohen. Ganz schlimm wird die Sache im Jahre 1554, als die Meißner „etlichen von Seuselitz, so uns enthworden [entwischten], die Khäne genohmmen“ und einige herrschaftliche Fischer ins Amt Meißen haben führen lassen. Da bringen sie „in glaubwürdige erfarung, das dieselben Dorffischere und vornehmlich die zue Seuselitz uns zum heftigsten drawen [drohen] zu ermorden und zueerschießen und seint also wier armen leuthe weder ufn Land noch Wasser vor ihnen sicher ...“ Da soll nun der Kurfürst August helfen. Aber noch im Jahre 1616 werden die Gauernitzer Bauernfischer Martin Richter und Sohn bezichtigt, sie hätten ein geladnes Rohr und einen Spieß neben sich im Kahne. Trotz allen Bemühungen der Meißner und der Strehlaer Innung, sich das Fischmonopol bis zur Landesgrenze zu sichern, blieb es beim alten. Noch 1679 wird im Erbregister des Ritterguts Kreinitz festgesetzt, „daß bei fallendem Wasser im Loche zu Kreinitz zuerst der Herr [von Pflug] fischen darf, darnach der Pfarrer von Lorentzkirch und die Bauern, so eigne Waten [Netze] haben. Die Fischer zu Kreinitz und Lorentzkirch sind schuldig, dem Erbherrn alle gefangenen Fische, ehe sie anderswohin verkaufen, anzubieten und muß ein jeder demselben jährlichen fünfzehn Neun-Augen in natura oder den Wert an Gelde, auch andere Fische dafür entrichten. Sie müssen auch überdies ein stark Gericht Fische dem Erbherrn sechs Pfennige näher geben als einem Frembden und für seine Küche stets ein Gericht Fische im Vorrat halten.“ Seit jener Zeit ist der Fischreichtum der Elbe, besonders infolge der Dampfschiffahrt, sehr zurückgegangen, aber noch immer gibt es in Lorenzkirch berufsmäßige Fischer.

Viel Ungemach hat Lorenzkirch im Zeitalter der Türkenkriege mit den Schulmeistern gehabt. Die Pfarrakten berichten: „Anno 1686 ist der Kirchturm in Brand gerahten durch Unvorsichtigkeit der Schulmeisterin, welche indem sie praeparatoriae zu ihrer Niederkunft gemacht, die Schule bei Aufschlagung des Wochenbetts angezündet, von dannen das Feuer auf den Turm geschlagen ... Als aber in herunterfallen die Glocken zum Theil zerschmolzen, zum Theil zerschmettert worden, hat sich Adam Raffs damahliger Schulmeister belieben lassen, einen Centner Metall zu entwenden, welches er unter den Altartritt verborgen, wurde aber von einem Zimmermann .. gefunden und offenbahret. Er bekam auf Erkänntniß des Schöppenstuhles in Leipzig den Staupbesen und wurde des Landes auf ewig verwiesen. Nach kurtzer Zeit, als er im Herzogthum Magdeburg ein Catechete auf einem Dorfe worden, kam er bey Ihro Churfürstl. Durchlaucht supplicando ein und bath ihn zu verstatten ins Land zurückzukehren, weil er unter den Reformirten in periculo apostasiae versirte und noch in Oschatz ein Haus hätte ... es wurde aber dem Schulmeister seine Bitte abgeschlagen und ist vermutlich in der Fremde gestorben ...“ „Anno 1687 den 18. Jan. .. brannte die Pfarrwohnung ab. Das Feuer kam in Backhaus aus. Es fiel die suspicion auf dem Schulmeister, weil man unweit des Backhauses einen kleinen Wachsstock gefunden, womit gedachter Schulmeister zu handeln pflegte, konnte aber nichts auf ihn gebracht werden, wiewohl er hierüber bey Vorzeigung der tortur instrumenten von dem Scharfrichter (!) befraget worden.“

Unter den ältern Pfarrern von Lorenzkirch ist der interessanteste der, dem wir diese Nachrichten verdanken: George Heinrich Sappuhn. Geboren am 15. Juli 1660 zu Heilsberg in Ostpreußen, aufgewachsen am bayrischen Lech, gebildet zu Graz in Steiermark wurde er mit zwanzig Jahren 1680 Prediger in Eperjes in Ungarn in wildbewegter Zeit, wo auch diese privilegierte Königsstadt deutscher Gründung ihren evangelischen Glauben und ihre „Libertät“ gegen den von spanischen Jesuiten inspirierten Absolutismus und Katholizismus der Habsburger verteidigte. Die Stadt

mußte 1685 kapitulieren, und 1687 führte der General Caraffa das berüchtigte Eperjeser Blutbad gegen die Libertisten und Evangelischen durch; Sappuhn wurde landesverwiesen. Wie kam er nach Lorenzkirch? Ihn berief dahin Johann Siegmund von Pflugk auf Strehla und Kreinitz, des Kurfürsten von Sachsen Kammerherr und Trabantenhauptmann. Das sächsische Heer focht damals mit in Ungarn, es hat 1686 Ofen erstürmen helfen; hatte der mit Weib und Kind exilierte Sappuhn vielleicht im sächsischen Lager Zuflucht gefunden und dort seinen künftigen Patronatsherrn kennen gelernt? Die Akten schweigen, aber die Vermutung liegt nahe. Jedenfalls hatte der Erbherr von Kreinitz die Berufung Sappuhns nicht zu bereuen. Denn dieser war ein getreuer Bekenner des Evangeliums und ein reicher, aufgeklärter Geist voll vielseitiger Interessen: das beweisen seine Niederschriften. Die älteste „Historische Nachricht von den Lorentzkircher Kirchspiel," die das Konsistorium 1716 einforderte, ist von seiner Hand. Sie zeigt durchweg gesundes Urteil und eine gute Beobachtungsgabe. So verdanken wir ihm zum Beispiel die wichtige Notiz über den im Zeitalter Augusts des Starken durch Lorenzkirch gehenden polnisch-orientalischen Handel: „Es gehet auch eine starcke passage durchs Dorf nach der Laußnitz, Schleßien, Pohlen, Siebenbürgen, Moldau und Wallachey, wie denn über die dasige Fähre offt an einer Leipziger Messe vierzig bis funfzig Armenier und Griechen passiren, welche daselbst Waaren einkaufen." Unter seiner Leitung und unter seinem Einflusse wurden die luftigen, heitern Räume des Pfarrhauses erbaut, vor allem aber zeugt von seiner hohen Bildung und seinem reichen Gemüt seine von ihm selbst in flüssigen lateinischen Distichen abgefaßte Grabschrift, die noch heute auf seinem an der Kirche stehenden Epitaphium lesbar ist. Endlich verdanken wir ihm auch die ältesten ausführlichen Nachrichten über den einst hochberühmten und auch jetzt noch nicht bedeutungslosen Lorenzkircher Markt. Dieser besteht seit „undenklichen Jahren" und ist im Anschluß an die Wallfahrt zum heiligen Laurentius entstanden. Dafür spricht auch die Sitte, daß am dritten Markttage den Händlern und dem versammelten Volk eine Predigt gehalten wird. Der Markt wird auf dem großen zwischen Dorf und Elbstrom liegenden Wiesenplan abgehalten, und zwar nicht mehr am Mittwoch nach dem Laurentiustage, der noch in die Ernte fällt, sondern im Anschluß an den Meißner Donatusmarkt, „nach dessen Endigung die Kaufleute auf Schiffen mit ihren Waren von Dresden, Meißen, Pirna, Schandau und aus Böhmen herunter kommen," und zwar Mittwoch nach Bartholomä (30. August) und die folgenden Tage. Der Markt vertrat ehedem auch die Stelle einer Getreidebörse: hier wurde am ersten Markttage der den Herbst über geltende Getreidepreis für das ganze elbländische Gebiet der Mark Meißen festgesetzt. Frühzeitig nahm der Lorenzkircher Markt auch den Charakter eines großen Volksfestes an, bei dem sich die Bauern von weither nach vollbrachter Ernte gütlich taten mit Schmausen und Zechen, Spielen und Tanzen. Es wurden — nach Sappuhns Bericht von 1716 — „zur Bequemlichkeit der Anwesenden grüne Lauberhütten wie auch Bretbuden erbauet, und schenket man auf den Marktplatz unter allerhand Saitenspiel und Vocal-Musik der Bergsänger allerley Biere als Torgauisch, Lommatzscher und Kreynitzer Lagerbier, wie auch allerhand Dorfbiere von umliegenden Örtern als Calbitzer Weißbier, und vormahls wurde auch Finsterwaldisch und Cottbußer Weißbier hier eingeführet und verzapfet, aber wegen des Accises, damit fremde [preußische] Biere beleget werden, bleibet es nach. Am Elbufer schenket man auf den Schiffen Meißnischen Wein." Auch Ärzte, die zum Jahrmarkt „aufgebauet" haben, werden erwähnt; so wird im Jahre 1674 ein Kind getauft des „Herrn Wilhelm Lechner aus dem Stift Bamberg, welcher sich vor einen Arzt ausgeben." Unter den Paten ist: Michael Koch, Glücksbuder und Krämer von Görlitz. Maßstäbe der Größe des Verkehrs sind die Zahl der Händler, die Zahl des aufgetriebnen Viehs und der Verbrauch an Karpfen. Im Jahre 1835 waren da 40 Händler mit Backwaren, 50 Bierschänker, 30 Beutler, 20 Bürstenbinder, 4 Italiener (Südfruchthändler), 24 Kleidermacher, 25 Kurzwarenhändler, 40 Lein-

wandfabrikanten, 80 Leineweber, 25 Mützenmacher, 25 Obsthändler, 20 Pfefferküchler, 300 Schuhmacher, 125 Tuchmacher, 130 Schnittwarenhändler und 25 Zwiebelwagen. Die Zahlen des aufgetriebnen Viehs (ungerechnet der Schafe) betrugen 1844: 3206, 1859 noch 2901, 1866 sank sie zum erstenmal seit langer Zeit unter 2000, 1880 betrug sie 1471, 1890 : 731 (zum erstenmal unter 1000). So ist der Lorenzkircher Markt in den letzten dreißig Jahren in jeder Beziehung zurückgegangen; der Karpfenverbrauch betrug 1839 noch 13 Zentner, jetzt wird kaum der zehnte Teil dieses Edelfischs verspeist.

Während ich mit dem Pfarrer über diese teils den Pfarrakten, teils dem Gemeindearchiv entstammenden Notizen sprach, hat die Sonnenglut draußen etwas nachgelassen. Wir machen also einen Spaziergang durch das Dorf. Zunächst besuchen wir das der Bauart nach älteste bäuerliche Anwesen. Es hat in der Wohnstube noch die sogenannte „Hölle," d. h. einen hochwassersichern Platz über dem in die Stube eingemauerten viereckigen Backofen; in der Hölle steht ein schlichtes Ruhebett für den Hausherrn. Von alten bäuerlichen Gebräuchen hat sich hier und auch in einigen weiter ostwärts nach Großenhain zu liegenden Dörfern das „Brezelsingen" erhalten. Am Sonntag Lätare halten in dunkler Erinnerung an das alte heidnische Frühlingsfest der Göttin Ostara die Kinder einen Umzug von Haus zu Haus und bekommen dafür Brezeln oder Eier. Dabei singen sie:

Summer, Summer, Maier,
S' Gackei kust en Dreier,
De Schüssel hat en guldgen Rand,
Die junge Frau hat 'ne milde Hand.
Sie wird sich wohl bedenken
Und uns das Gackei schenken.
Schenkt se uns das Gackei nich,
Kriegt se unsern Summer nich.

Ein andres bei derselben Gelegenheit gesungnes Liedlein heißt:

Der Summer und der Winter,
Das sein Geschwisterkinder:
Geschwisterkinder müß mer haben,
Und sollt mersche aus der Erde graben.
Der Herbst und der Mai,
Da bleibn mer ooch derbei,
Wir bleibn in unsern Lande,
Das bringt uns keene Schande.

Vom Dreikönigssingen stammt wohl folgender Vers:

Ich bin der kleene Kenig,
Gebt mer nich ze wenig,
Laßt mer nich ze lange stiehn,
Ich will noch ä Heischen weiter giehn;

und das moderne Anhängsel dazu:

Wenn de kleene Glucke bimmelt,
Muß ich in der Schule sein.
Kumm ich nich zer rechten Zeit,
Liegt das Stäckchen schun bereit.

Die Sitte des Brezelsingens wollte vor mehreren Jahren auch in Lorenzkirch einschlafen, weil sich die Kinder der Wohlhabenden scheuten „zu betteln"; aber der falsche Stolz wurde vom Pfarrer in sehr feiner Weise dadurch gebrochen, daß er auch seine Kinder mit zum Brezelsingen schickte.

Um des Gegensatzes halber gingen wir aus dem alten Bauerngute in die Wohnung des ältesten Schiffers der Gemeinde, eines neunzigjährigen Steuermanns. Eine von Reben überschattete, von Blumen rechts und links begleitete Treppe führte in das Häuschen empor, das im Innern bis auf den mit allerlei Raritäten gefüllten Glasschrank eine mehr städtische Einrichtung zeigte. Die Schiffer genießen

in der Gemeinde, wenn auch ihre Wohnstätte und ihr Grundbesitz kleiner sind, dasselbe Ansehen wie die Bauern: die weltmännischere Bildung und der bare Verdienst eines Steuermanns, der zum Ertrage der meist von der Frau betriebnen kleinen Landwirtschaft hinzukommt, gleichen die Differenz aus. Die Erinnerungen des alten Mannes hafteten natürlich besonders an der alten Zeit, wo der Steuermann noch nicht den großen Dampfschiffahrtsgesellschaften verpflichtet war, sondern im Dienst eines Schiffseigners stand, wo überhaupt die ganze schwere Arbeit der Bergfahrt noch nicht von Schleppdampfern, sondern von Schiffsziehern, den sogenannten Bomätschern, geleistet wurde. Diese Einrichtung ist wohl so alt wie die Schiffahrt auf der Elbe; das Wort Bomätscher ist slawischen Ursprungs und bedeutet „Helfer." Diese Schiffszieher waren oft wilde und unstete Gesellen ohne feste Heimat, die mit den Schiffen kamen und gingen. Aber außer den Berufsbomätschern gab es zahlreiche Anwohner der Elbe, die das Schiffsziehen als Nebengewerbe betrieben. Schon Sappuhn erzählt von den Häuslern seiner Parochie, sie „nähren sich ihrer Tage Arbeit und ziehen als Schiffsgehülfen, womit sie bey Blut saurer Arbeit sich und die ihrigen versorgen." Für die Bomätscher an der Elbe gab es feste Stationen und ein Gewohnheitsrecht, das sich allmählich unter ihnen herausgebildet hatte. Solche Stationen waren zum Beispiel der Aussiger Winkel (oberhalb Mühlberg), Kreinitz, der Nixstein, das Gohliser Loch. An diesen Punkten sammelten sie sich, und jeder hing seinen Gurt in der Ordnung, wie er kam, an einem Zaun auf. In dieser Ordnung kamen sie auch ans Ziehen. Der Schiffszieherlohn zum Beispiel vom Nixstein bis ins Gohliser Loch betrug fünf bis sechs Groschen; bei reger Nachfrage und großer Anstrengung konnte ein Schiffszieher an günstigen Tagen annähernd einen Taler verdienen. Die größten Elbkähne — damals mit etwa fünftausend Zentnern Tragkraft — wurden an zwei Leinen von etwa vierzig Bomätschern gezogen. Der erste von ihnen hieß der König; er gab bei dem rhythmischen Gesang, nach dem sie das Schiff an breiten über die Achsel bis zur Hüfte laufenden Gurten zogen, den Ton an, der letzte gab den Nachschlag. Das Bomätscherlied lautete in langgezognen Tönen:

Hüo hopp, bis an'n Knopp,
Daß man siehet, wie er ziehet.

Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist dieser ganze schwerfällige Betrieb allmählich verschwunden, aber die Neigung zur Schiffahrt ist den Elbdörflern geblieben, obgleich das Steuermannsdasein unter der Herrschaft der großen Schleppdampfschiffahrtsgesellschaften viel an Würde und Behaglichkeit eingebüßt hat.

Schon bei der Taufe sehen die klugen Frauen der Elbdörfer einem Buben an den Beinen an, ob er Schiffer werden will; dann verraten es die Spiele der Knabenzeit, die Art, wie er zum Baden ins Wasser läuft, sein Verhalten bei der Hochflut. Aber nicht gleich nach der Konfirmation wird man Schiffer. Der Knabe verdingt sich erst auf zwei bis drei Jahre zum Bauern, um sich „rauszufüttern," dann macht er im Sommer als Bootsmann mehrere Fahrten nach Hamburg, Lübeck oder Stettin und geht im Winter auf die Schifferschule nach Riesa. Der Militärpflicht wird beim sächsischen Pionierbataillon genügt, das seinen Pontonierübungsplatz abwärts von Riesa auf dem linken Elbufer hat. Gerade die Lorenzkircher haben da einen guten Namen: ein Abkömmling der alten Lorenzkircher Fährmeisterfamilie Klemm, von der noch Abkömmlinge in der Kapkolonie und in Australien leben, war vor einem Menschenalter Feldwebel bei den Pionieren; von seinen Söhnen war der eine wieder Feldwebel, der andre aber stieg bis zum Kommandeur der Pioniere und zum Obersten empor.

Das Ziel des jungen Schiffers ist das Steuermannsexamen; hat ers bestanden, so ist er ein gemachter Mann und kann heiraten. Die junge Frau macht ihre Hochzeitsreise auf dem Elbkahn nach Hamburg; später verbietet das die sich mehrende Kinderschar. Oft aber sieht man eine Elbdörflerin am Ufer stehn: sie weiß, daß

der Schleppdampfer, den der Gatte steuert, in der Nähe ist und wartet auf das Signal mit der Dampfpfeife, das ihr gegeben wird. Ein Boot holt sie vom Ufer herüber, und sie fährt einige Zeit mit dem Schiff, etwa bis Riesa. Da werden schnell alle schwebenden Fragen erledigt, und nach wenig Stunden ist sie wieder bei ihren Kindern und dem Vieh. Überdies heiraten die Schiffer vielfach Mädchen aus dem „Hinterlande" — darunter versteht man die nordöstlich nach dem Schraden zu liegenden Wald= und Heidedörfer. Namentlich die Mädchen aus dem anmutig benamsten preußischen Dorfe Cosilenzien gelten als brav und arbeitsam; sie dienen zunächst in den Elbdörfern als Mägde; aber im Dorfe Kleinzschepa zum Beispiel sind so viele Hausfrauenstellen mit Cosilenzierinnen besetzt, daß eine Straße „die preußische Gasse" heißt. Im Winter rastet der Steuermann von den Strapazen der Fahrzeit unterm Weihnachtsbaum, und es galt früher als etwas undenkbares, daß der Schiffseigner dazu keinen Urlaub gewährte; die modernen Aktiengesellschaften sind weniger rücksichtsvoll. Andrerseits haben es die Frauen nicht gern, wenn ein zu langer Winter die Männer zwingt, „den Ofen zu halln (halten)" oder gar, wenn, wie im Sommer 1904, Wassermangel auch die Sommerschiffahrt verkürzt.

Die Schiffer aus den sächsischen Elbdörfern gelten im allgemeinen als ordentliche Leute; nur haben sie in einem Punkt ihre eigne Moral, an die man erinnert wird, wenn man Gerhard Hauptmanns Komödie „Biberpelz" auf den Brettern sieht. Es gilt oder galt nicht für unehrlich, die Ladung da und dort im eignen Vorteil etwas zu erleichtern, aber es ist im einzelnen Falle schwer zu sagen, wer eigentlich der Geschädigte ist, da oft schon in Hamburg viele Zentner Getreide oder in Magdeburg mehrere Zentner Zucker mehr geladen werden, als dann am Erfüllungsort abgeliefert werden müssen. Es ist vorgekommen, daß der von der Behörde konfiszierte Zucker zurückgegeben werden mußte, weil sich kein Geschädigter fand, der Klage erhob oder Rückerstattung beantragte.

Auf dem Heimwege zum Pfarrhaus besuchten wir den Kirchhof. Er ist mir von frühern Besuchen vertraut und einer der stimmungsvollern Dorffriedhöfe in Sachsen. An der ganzen Südseite der altertümlichen, ursprünglich romanischen Kirche hat die japanische Kletterrose ihre auf der weißgetünchten Wand doppelt wirkungsvollen, leuchtend roten Buketts verstreut; ein kleiner Zypressengang leitet auf die noch mit romanischem Putz verzierte Apsis und ihr verwaistes Tabernakel, worin einst eine Figur des heiligen Laurentius stand und — unbeschadet unsers evangelischen Bewußtseins — wieder stehn könnte. Unter den altertümlichen Grabsteinen zeichnet sich besonders der eines unter einer Trauereiche schlummernden Kapitäns und Schiffseigners aus dem achtzehnten Jahrhundert aus, auf dem der Steinmetz mit ziemlicher Kunst voll aufgetakelte Schiffe jener Zeit dargestellt hat. Wie schablonenhaft und armselig nehmen sich dagegen die modernen Grabsteine aus! Es wäre eine eines großen Künstlers würdige Aufgabe, einfache, schöne aber auch charakteristische Formen von Grabdenkmälern für das Volk zu erfinden. Zurzeit ist unsern dörflichen und kleinstädtischen Steinmetzen aller Geschmack und alle Gestaltungskraft verloren gegangen; auch das schmiedeeiserne Grabkreuz, das man auf den Friedhöfen der Alpenländer noch in herrlichem Formenreichtum findet, ließe sich vielleicht für bescheidnere Mittel in moderner Gestaltung wieder verwenden.

Nach dem Abendessen unternahmen wir noch bei beginnender Dämmerung einen Spaziergang quer durch die Flur des Dorfes. Gleich hinter dem Pfarrhof und ebenso hinter den Höfen der andern Besitzer schlängelt sich, der Form des Dorfes aufs engste angeschmiegt, der einige Meter hohe, gut beraste Damm, der, parallel mit der Stromrichtung aufgeführt, bei Hochflut für die Dörfler der einzige Verkehrsweg wird. Vor allem schirmt er aber auch die hinter den Höfen liegenden Fluren vor dem von der Elbe her andringenden Wasser. Diese Fluren bestehn aus dem denkbar fruchtbarsten Erdreich: aus fettem Alluvialboden (Aue), der durch die darunter liegende Kiesschicht ausgezeichnet drainiert wird. Hier trägt der Weizen in unglaublicher Dichtigkeit der Halme seine goldne Frucht, und der Roggen nickt

schwer mit langen Ähren. Diese fruchtbare Aue, stellenweise einen Kilometer breit, ist auf der Nordseite durch einen zweiten Damm vor der Überflutung durch die sogenannten Rückwässer geschützt, die bei Gohlis (eine Stunde oberhalb Lorenzkirch) eintretend in einer tiefer liegenden Flutrinne direkt auf Kreinitz zu fließen und so das Gelände von Zschepa, Lorenzkirch und Kottewitz zur Insel machen. Hinter der Flutrinne beginnt langsam der Sand, der wie eine Riesenhand mit dürren Fingern in die fette Elbaue hineingreift. Mit dem Sande steigt das Gelände dünenartig empor und verändert sich in Vegetation und Fauna. Die Halme des Getreides werden kürzer, die Ähren kleiner, bis endlich auf dem Sandberge, von dem man das ganze Gelände überschaut, die Stranddistel und die gelbe Immortelle herrschen, und anstatt des Lerchensangs der heisere Ruf des Brachvogels ertönt. Weiterhin leiten dürre Kiefernwälder hinüber zu den Einöden des Zeithainer Artillerieschießplatzes, der, ehedem Bauernland, aller landwirtschaftlichen Kultur beraubt, der Natur allein überantwortet ist, die dort nun wieder wie vor Jahrtausenden wachsen und vergehn läßt, was ihr beliebt.

Ein eigentümliches Leben entwickelt sich auf diesem merkwürdigen Gelände beim Hochwasser im Sommer oder im Winter. Zwar ein wenig Wassersnot schreckt hier niemand; die Leute sind zu sehr daran gewöhnt. Kommt es des Nachts, so ruft wohl der Mann seiner Rieke oder Hanne zu: Du, greif einmal unters Bett, wie hoch es am Pfosten steht! und danach berechnet er sich, wie lange er noch schlafen darf. Wird es schlimmer, so wird zuerst das Vieh geborgen. Es kommt jetzt nicht mehr vor, daß es auf Brettern stehn muß, die im Kirchenschiff über die Betstühle gelegt sind, sondern wer keinen hochwassersichern Stall hat, der treibt auf den Damm. Da stehn dann Rinder, Pferde und Schweine friedlich nebeneinander und werden, so gut es geht, unter der Obhut der Frauen und Kinder weiter bewirtschaftet. Denn die Männer sind an der Arbeit, das Gerät in den Oberstuben und den Böden zu bergen und dann die Dämme zu begehn. Dem Pfarrer, der hier ein echter „Wasserpastor“ sein muß, fällt in der Zeit, wo seine Kirche manchen Sonntag unter Wasser steht, das Amt eines fürsorglichen Beobachters für die bedrängten Dörfer zu. Vom Kirchturm oder vom Sandberg aus verfolgt er gleichermaßen das Wachstum des vordern und des hintern Stromes, er kennt aus langer Erfahrung die Symptome der Besserung und der Verschlimmerung, er verabredet mit den Bauern, zu welchem Zeitpunkte die Schleusen der rückwärtigen Dämme geöffnet werden, damit dadurch, daß die draußen sich stauenden Wässer teilweise auf die Fluren abfließen, die Spannung verringert und ein Bruch des kostspieligen Dammes vermieden werde. Auch des Nachts gibt es keine Ruhe: das hohle Brausen und Gurgeln der an die Dämme schlagenden Flut macht eine schauerliche Musik zu dem eigentümlichen Tanze der auf den Dämmen hin und her huschenden Lichter: es sind die Laternen der Dammwächter, die sich ohne Unterlaß auf den Dammkronen bewegen, die Sickerstellen mit Dünger und Steinen verstopfen und namentlich böswillige Frevler abhalten, dem kostbaren Damm irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Während der Pfarrer diese aus eigner Erfahrung geschöpften Eindrücke in lebendiger Erzählung vor mir ausbreitete, waren wir von den Sanddünen wieder in die unter der milden Sommernacht schlummernde Aue und durch sie in den Pfarrgarten gelangt. Es folgte nun die Krone des Tages: das nächtliche Stillsitzen auf der aussichtsreichen Gartenecke vor der gewaltigen Scheuer inmitten des blühenden Weins und der duftenden Rosen und Lilien. Glühwürmchen leuchten durch die Büsche, vor uns liegt schweigend die breite grüne, sich zum stillen Strom niedersenkende Aue, jenseits des Stroms aber erglänzen die Lichter der Stadt und des Schlosses Strehla. In dieser wundersamen Nacht denken wir unsrer ersten Begegnung: es war vor sieben Jahren am Felsenstrande des blauen Tyrrhenermeers in Amalfi und bald darauf „auf Don Paganos Dache“ im meerumrauschten Capri, wo wir fünfzehn goldne Maitage zusammen genossen. Zur Erinnerung

trinken wir heute in der elbländischen Heimat eine Flasche echten Falernerweins, und die Geister dieses feurigen Südländers führen unsre Gedanken hinaus zu allen denen, die im letzten Menschenalter von diesem ehrwürdigen Pfarrhaus ausgegangen sind. Sie hatten alle einen Zug ins Weite, die Söhne des alten Pastors Paul, der 1846 in diese Pfarre einheiratete und das nach seinem Tode geteilte große Amt bis 1887 verwaltete. Der älteste Sohn ist Diakon in der Bodelschwinghschen Anstalt Bethel bei Bielefeld, der zweite war Oberst des Festungsartillerieregiments in Metz und lebt jetzt als Generalmajor z. D. in Dresden; der vierte ist sächsischer Förster, aber sein Forsthaus ist voller Tierfelle, Antilopengehörne, Schlangenhäute und Krokodilbälge, weil er anderthalb Jahre lang für den jüngsten Bruder bei Sebbe in Deutsch-Togoland eine Kaffeeplantage nach den Grundsätzen sächsischer Forstwirtschaft anlegte, die herrlich gedeiht, und dabei auch manchen Jagdausflug ins Innere unternahm. Der fünfte hat sich vom Apothekerlehrling zum Professor der Chemie und Medizin an der Universität Tübingen aufgeschwungen und ist zurzeit Direktor im Reichsgesundheitsamt in Berlin, der sechste ist Großkaufmann in Bremen und betreibt einen lebhaften Handel zwischen Deutschland und unsern afrikanischen Kolonien. Nur der dritte Sohn ist wieder Pfarrer geworden, und zwar als Nachfolger des Vaters in Lorenzkirch. Aber auch seine Gedanken gehn mit dem Strom in die Ferne: er ist Schriftführer der sächsischen Missionskonferenz und verbringt seinen Urlaub gern in England und Holland, um die Einrichtungen zu studieren, die diese Staaten für die Mission in ihren Kolonien getroffen haben. Besonders durch sein Buch „Die Mission in unsern Kolonien“ bemüht er sich, unsre Kolonialpolitik in die Bahnen eines praktischen Christentums leiten zu helfen. Die im vorigen Jahr erschienene dritte Abteilung des Buches: „Die Mission in Deutsch-Südwestafrika“ hat durch die Offenheit, mit der Pfarrer Paul die tiefern Ursachen des Kriegs in Südwestafrika besprach, ziemliches Aufsehen erregt. Wir sehen, der weltbefahrne Geist des alten „ungarischen Malkontenten“ Sappuhn hat hier im ehrwürdigen Pfarrhaus entschieden Schule gemacht, und wenn einmal die Paulschen Brüder wieder in der Gartenlaube zusammensitzen, da schwirren heimatliche, reichsdeutsche und überseeische Kennwörter im lustigen Spiel der Ideen durcheinander.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

Erster Teil



Der Kutscher brachte seine Pferde vor dem Torweg des Schlosses zum Stehn, wo sie mit ihren Hufen eine Art Fanfare auf dem Pflaster stampften, und der Diener glitt behende vom Bock und riß mit einer heftigen, fast unverschämten Bewegung an der Bronzehand am Ende des baumelnden Glockenzugs.

Mittlerweile betrachtete Lady Blanchemain, von der milden Aprilluft umwogt, allein in ihrem großen, hochgefederten Landauer sitzend, die Gegend. Unmittelbar vor ihr lag der übliche italienische Garten mit seinen terrassenförmig abgestuften Rasenflächen und regelmäßigen Blumenbeeten, mit seinen geraden, düstern Steineichenalleen, seinen Zypressen, Springbrunnen, Statuen und Säulengeländern. An ihn schloß sich das von frischem Lufthauch und lachendem Sonnenschein erfüllte wilde, echt italienische Tal: ein Wald von blühenden Fruchtbäumen, durch den sich der glitzernde Fluß zwischen blaugrünen, von Oliven bedeckten Hügeln dahinwand,

denen die schneegekrönten Bergkuppen über die Schultern lugten, während geradeaus in flimmerndem Dunst der See schimmerte.

Es ist lieblich, flüsterte sie begeistert, wirklich lieblich! Und nur eine Generation von Blindschleichen, dachte sie weiter, kann auf den Gedanken kommen, diese Gegend mit einer Theaterdekoration zu vergleichen.

Wer kennt sie nicht, die behäbige, lustige, aufgeregte, herrische, aber doch vor allem auch teilnehmende und gesellige Lady Blanchemain? Mit ihrem welligen, weißen Haar, ihrem hübschen, sanften alten Gesicht mit der glatten Haut über der derben Knochenstruktur? Wer kennt nicht ihre schönen alten, grauen Augen, die so zärtlich und schlau, so neugierig und spöttisch unter den hochgewölbten schwarzen Brauen hervorschauen können? Mit ihren hübschen runden, rosigen Händen, die wie zwei ältliche Putten aussehen, mit den funkelnden Ringen? Mit ihrer glänzenden und feschen Art, sich in hellfarbige, flotte Gewänder zu kleiden, die mit Spitzen, Rüschen und Stickereien überladen sind? Von ihren lustigen kleinen Hüten und ihren Juwelen gar nicht zu reden: Linda, Baronin von Blanchemain, Prince Place in Sussex; Belmore Gardens, Kensington und Villa Antonia in San Remo: die behäbige, lustige, gesellige, gefühlvolle, weltkluge, ungestüme Linda Blanchemain?

Kennst du die? Wenn ja, so bin ich sicher, daß du sie lieben und Freude an ihr haben wirst, und es ist genug gesagt. Wenn nein, dann gestatte mir, sie dir hiermit vorzustellen und zu empfehlen. Ich habe eben ihr „altes“ Gesicht, ihre „alten“ Augen erwähnt: gewiß, wenn man nach dem Taufschein rechnet, ist sie auch eine alte Frau, aber ich hörte sie in der Hitze des Gesprächs einmal sagen, „so ein junges altes Ding wie ich,“ und ich bin der Meinung, daß sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Also der Bediente hatte mit heftiger Bewegung die Glocke gezogen; Lady Blanchemain betrachtete die Landschaft und bildete sich ihre Meinung über ein Menschengeschlecht, das Neigung gezeigt hatte, diese Aussicht mit einer Theaterdekoration zu vergleichen, und im Laufe der Zeit wurde dem Ruf der Glocke entsprochen.

Es wurde ihm entsprochen durch einen Mann, dessen Kleidung auf unsre humorvolle alte Freundin erheiternd wirkte. Es war ein kleiner bleicher Kerl, dessen sonst ganz schlichter Leinenanzug durch scharlachrote, wollne Achselschleifen verschönt und gehoben wurde. Mit matten, ausdruckslosen Augen stierte er hinter dem eisernen Gitter hervor auf die imposante englische Equipage und wartete, bis er angesprochen wurde.

Dies tat Lady Blanchemain in der Mundart von Pistoja. Man könnte doch, erkundigte sie sich in ihrer herablassenden Freundlichkeit, das Schloß besichtigen? Sie stellte diese Frage nur der Form wegen, denn sie war natürlich nicht hierhergefahren, ohne sich in ihrem Reisehandbuch darüber Gewißheit verschafft zu haben.

Der Mann mit den Schulterschleifen aber antwortete ihr französisch — ob er nun mit seiner Bildung großtun wollte, oder ob das Pistojesische, obgleich es von den vielsprachigen Stämmen Italiens als lingua franca anerkannt worden ist, seiner lombardischen Zunge schwerer fiel.

Das glaube ich nicht, Madame, erwiderte er in ziemlich schwerfälligem, ungelenkem Französisch und begleitete diese Worte mit einem zweifelhaften Schütteln des Kopfes.

Lady Blanchemains schwarze Augenbrauen zogen sich erst in die Höhe, um ihre Überraschung auszudrücken, dann zogen sie sich zusammen, um ihre Entschlossenheit darzutun.

Aber natürlich kann man das Schloß besichtigen, es steht doch in dem Führer, erklärte sie, indem sie das rotgebundne Buch in die Höhe hielt.

Der Zweifler zuckte die Achseln wie einer, der jede Verantwortung ablehnt und sich auf Erörterungen durchaus nicht einlassen will.

Was mich anlangt, sagte er, ich glaube es nicht. Aber Geduld! Ich will gehn und fragen. Dabei drehte er sich um und verschwand in den Tiefen des dunkeln, tunnelartigen Torwegs.

Verblüfft und ärgerlich bewegte sich Lady Blanchemain nervös hin und her. Sollte sie diese lange Fahrt für nichts und wieder nichts unternommen haben? So schön das Wetter, so lieblich das Tal auch war — sie gehörte nicht zu den Leuten, die sich durch den angenehmen Weg über ein verfehltes Ziel trösten lassen. Weder liebte sie es, noch war sie daran gewöhnt, ihre Unternehmungen scheitern zu sehen und vor geschlossenen Türen zu stehn. Im Gegenteil — die Türen pflegten schon bei ihrem Näherkommen aufzufliegen. Überhaupt ließ das Benehmen des Burschen, sein anfängliches Anstieren, der Ton, worin er dann sprach, sein Achselzucken, seine Mahnung zu Geduld und etwas in der Haltung seiner Rückseite, als er sich umdrehte, ließ dies alles nicht etwas an der ihr gebührenden Ehrerbietung vermissen? Um ihrem Selbstgefühl Genüge zu tun, jedenfalls aber um zu beweisen, daß das Mißverständnis — vorausgesetzt daß ein solches vorlag — nicht durch sie verschuldet worden war, schlug sie die Stelle im Buche auf. Gewiß, da stand die Angabe unanfechtbar schwarz auf weiß: „Von Roccadoro ein lohnender Ausflug, das schöne Rampiotal (Val Rampio) aufwärts nach dem mittelalterlichen Dorf Sant' Alessina (sieben Kilometer) mit seinem prächtigen, von großen Anlagen umgebnen Schloß; früher Landsitz der Sforzas, jetzt im Besitze des Fürsten von Zeil-Hohenstein, enthält die berühmte Zeil-Hohensteinische Gemäldesammlung. Besondre Sehenswürdigkeit, die — nebst Pfarrwohnung — in den Schloßkomplex eingebaute Kapelle. Mit Ausnahme des Montags täglich von zehn bis vier Uhr zu besichtigen; Eintrittsgeld 1 Fr."

Also! Heute war Mittwoch, zwischen zwei und drei Uhr. Also! Ihre Eigenliebe war befriedigt, sie hatte ja Recht behalten, aber ihr Ärger steigerte sich nur desto mehr!

Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist wirklich schändlich, Sie so lange warten zu lassen! Der Türwärter ist ein Dummkopf. Sie wollen sich gewiß das Haus ansehen?

Diese englisch gesprochnen Worte sprudelte der Ankömmling im Ton ehrerbietiger Entschuldigung hervor, zugleich aber mit der liebenswürdigen Hastigkeit, mit der man einen alten Bekannten begrüßt. Diese frische heitre Stimme mußte einem Engländer gehören!

Lady Blanchemain, die noch mit der Lektüre der Seite in ihrem Baedeker beschäftigt war, fuhr auf, und ungeachtet des günstigen Eindrucks, den die höfliche Entschuldigung und die heimatlichen Laute auf sie hervorgebracht hatten, wäre die Antwort, die schon auf ihrer schlagfertigen Zunge saß, vielleicht etwas heftig ausgefallen, aber die ganze Erscheinung des Sprechers hielt sie zurück. Ein großer, schlanker junger Mann, freundlich lächelnd, zweifellos ein Engländer. Der Mann mit den Achselschleifen, der ihn begleitete, öffnete das Tor und trat ehrerbietig zur Seite, und kurz darauf stand der junge Mann am Schlage des Wagens und stellte sich Lady Blanchemain mit vollendetem Anstand zur Verfügung.

Wäre die Lady nicht gar so voreingenommen gewesen, sie hätte an der Stimme und der Aussprache den Weltmann erkennen müssen. Dabei sah er hübsch und lebhaft aus, gar nicht alltäglich mit seiner rosigen Hautfarbe, den blonden Haaren und dem rötlichen Barte, den gutmütigen blauen, tiefblauen Augen, mit seinem ebenso blauen Anzuge und seiner ziegelroten Halsbinde. Die Erscheinung beruhigte die Lady etwas, und nun begann sie sich selbst zu entschuldigen.

Dieses erbärmliche Buch, sagte sie, indem sie würdevoll auf ihren Reiseführer deutete, behauptet, dem Publikum sei hier der Zutritt gestattet.

Der gefällige junge Mann beeilte sich, sie aufzuklären. Ja gewiß, so ist es auch, versicherte er eifrig. Schade nur, fügte er in komisch kläglichem Tone hinzu, während seine Augen merkwürdig leuchteten, daß das hochverehrte Publikum von seinem Rechte niemals Gebrauch macht — wir liegen gar zu sehr abseits! Von

einem Dummkopf, fuhr er fort, indem er das Wort stark betonte und seinem Diener einen vernichtenden Blick zuwarf, darf man übrigens nicht erwarten, daß er sich in unvorhergesehenen Fällen zu helfen weiß. Darf ich Sie beim Aussteigen unterstützen?

Aha, der stammt von „Eton," dachte Lady Blanchemain, ihr geübtes Ohr taxierte den Tonfall und die Aussprache. Von Eton — ja — und womöglich auch von Balliol, vermutete sie weiter. Aber, fragte sie sich — und ihre Neugierde prickelte sie förmlich —, was hat ein Mensch, der in Eton und in Balliol studiert hat und offenbar in hervorragender gesellschaftlicher Stellung ist, in diesem abgelegnen italienischen Schloß zu schaffen?

Mit liebenswürdiger Ritterlichkeit war er ihr beim Aussteigen behilflich, und unter seiner Führung machte sie die Runde durch das mächtige Grundstück. Ihr Weg führte durch einen großen und einen kleinen Hof, durch Kreuzgänge mit verblichnen Fresken, von denen sich dem Besucher eine herrliche Aussicht nach Norden auf die Berge darbot, durch eine mächtige Rotunde, durch deren Kuppel der Himmel hereinstrahlte, farbenprächtig, einem riesigen Saphir gleichend, über die „Galatreppe," auf deren einzelnen Stufen geharnischte Ritter Spalier bildeten, und schließlich in den piano nobile, diese endlose Flucht großer, leerer und verödeter Prachtgemächer mit Fußböden aus schimmerndem Marmor mit vielfarbig eingelegten Mustern, mit bemalten und vergoldeten Plafonds, teppichbehängten Wänden, kunstvollen Holzschnitzereien und Stukkaturen. Und überall hingen Gemälde, Gemälde und nochmal Gemälde! Eine Atmosphäre erhabner Einsamkeit mit ihren Anklängen an frühere Jahrhunderte, mit ihrer Erinnerung an die Macht und die Herrlichkeit von Menschen, die schon längst Geister waren.

Ihr Begleiter war groß — in ihrer Neugierde beschaute ihn die Lady natürlich fortwährend —, groß und breitschultrig, aber dabei durchaus nicht steif oder ungelenk, eine elastische Gestalt, anmutig in seinen raschen Bewegungen, weich in seinen energischen Zügen, eine Gestalt, die immer etwas ausgeprägt charakteristisches hatte, mochte sie in lässig ruhiger Haltung dastehn oder in lebhafter Bewegung vorwärts schreiten. Das blonde Haar war fein und dicht gewachsen, und nur der kurze Haarschnitt verhinderte, daß es sich lockte. Der Bart war gekräuselt, und an den Spitzen ging das Blond ins Rötliche über. Die blauen Augen waren scharf und dabei so aufrichtig, ehrlich und hübsch „wie die Augen eines Seemanns," dachte Lady Blanchemain, die immer eine Schwäche für die Seeleute gehabt hatte. Den Kopf trug er etwas zurückgeworfen, wie das nur ein Mann tut, der seiner selbst völlig sicher ist und sich ganz natürlich gibt; dadurch lenkte er, ohne es irgend zu wollen, die Aufmerksamkeit auf den kraftvollen Schnitt seines Profils und auf die energischen Linien seiner Stirn und Nase. Die frische, muntre und echt männliche Stimme und das Sprunghafte in seiner Unterhaltung machten ganz den Eindruck, als sei er im Begriff, eine alte gute Bekanntschaft wieder aufzufrischen. Dabei verhinderte seine ausgesprochen gute Lebensart, daß seine Natürlichkeit irgendwie aufdringlich wirkte. Kurz, man mußte ihn gern haben! Seine Lebhaftigkeit und Zuvorkommenheit verriet den vollendeten Weltmann, wobei aber doch ein gewisses Etwas in seinem Wesen ans Knabenhafte streifte. Dieses „Etwas" war ein Zug frischer Aufrichtigkeit, hingebender Überzeugung und jugendlicher Schwärmerei für das, was ihn im Augenblick beschäftigte.

Es ist so eine Art veredelten Naturburschentums, dachte Lady Blanchemain. Dann musterte sie seine Kleidung. Den weiten weichen Flanellanzug von tiefblauer Farbe mit den noch etwas dunklern Streifen, das ungestärkte Hemd mit Umlegkragen und die lose geknotete Halsbinde aus roter Seide. Wenn ihr schon seine Kleidung gefiel, so gefiel ihr noch mehr die Art und Weise, wie er sie trug. Der Anzug kleidete ihn gut: weit, bequem, nicht nach der Allerweltsmode, dabei aber frisch und gut in Stand gehalten, verhalf er dem jungen Manne, obgleich er von der Mode des Tages abwich, zu einem entschieden eleganten Äußern.

Eigentlich könnte ich ihn mir in andrer Kleidung gar nicht vorstellen, dachte die Lady, und unwillkürlich sah sie ihn im Geist in Gesellschaftsanzug.

Aber was in aller Welt hatte der junge Mann auf Schloß Sant' Alessina zu suchen?

Übrigens wußte er gewaltig viel über italienische Kunst zu reden. Lady Blanchemain war selbst keineswegs unwissend und deshalb sehr wohl in der Lage, seine Kenntnisse entsprechend zu würdigen. Mit interessanten Darlegungen und Erklärungen, mit gelehrten und scharfsinnigen Bemerkungen verkürzte er ihr die Zeit ihrer gemeinschaftlichen Wanderung, und sie hörte zu, nicht ohne von Zeit zu Zeit seine Erklärungen mit einigen freundlichen Worten zu ermutigen. Aber alle künstlerischen Sehenswürdigkeiten vermochten es nicht, sie von ihrem „Problem" abzubringen — weder Boltrassio noch Bernardino Luini, ja nicht einmal ein vermeintlicher Giorgione. Was tat der junge Mann auf Schloß Sant' Alessina, das doch — laut Baedeker — einem österreichischen Fürsten gehörte? Welche Stellung nahm er hier ein? Was tat er hier, ohne Dienerschaft, in völliger Einsamkeit? Hatte er das Schloß gemietet? In keinem Falle konnte dieser gut gekleidete, hochgebildete junge Mann ein schlichter Angestellter, ein Hausmeister oder Verwalter sein, nein, höchstens der Mieter. Eine andre Möglichkeit gab es ja gar nicht. Sie lauerte auf ein Wort, das Licht in diese Ungewißheit bringen konnte, das ihr einen wenn auch nur dürftigen Anhalt gegeben hätte.

Ich möchte Sie nicht ermüden, sagte der junge Mann, wie jemand, der sich gänzlich vergessen hat, und dem nun unversehens der Gedanke kommt, man könne vom Bilderansehen auch müde werden. Wollen Sie sich nicht ein wenig setzen und etwas ausruhn?

Das Zimmer, worin sie jetzt weilten, war kleiner als die vorhergehenden, ein achteckiger Raum, durch dessen einziges hohes Fenster der goldne Sonnenschein hereinflutete.

O danke sehr, erwiderte Lady Blanchemain, indem sie sich auf das runde Sofa niederließ, das mitten im Zimmer auf dem glänzenden Terrazzofußboden stand. In Wahrheit war die unermüdliche Lady nicht im geringsten ruhebedürftig, aber sie vermochte auf diese Weise weit eher der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben, als wenn sie die Besichtigung der Gemälde fortgesetzt hätte. Sie ergriff ihre Perlmutterlorgnette, schaute nach den gegenüberliegenden Wänden, ließ das Augenglas wieder fallen und sah mit ihren neugierigen, gutmütigen Augen zu ihrem Begleiter auf.

Es ist eine angenehme Überraschung, im fremden Land und in ländlicher Einöde einem jungen Landsmann zu begegnen, der sich einem in so liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellt, begann Lady Blanchemain, es ist wirklich reizend von Ihnen, daß Sie ein Engländer sind! Und langsam nahmen ihre Augen einen andern Ausdruck an, einen Ausdruck vergnügter Befriedigung, der die Neugierde zurückdrängte.

Des jungen Mannes Gesicht strahlte entsprechend freundlich auf sie herab, und lachend erwiderte er: O bitte, loben Sie mich nicht allzu sehr! Heutzutage ist es furchtbar leicht und ruhmlos, Engländer zu sein — seit fremde Länder zu fern liegenden Vorstädten Londons geworden sind.

In stummer Zustimmung leuchteten Lady Blanchemains Augen auf. Dann aber entgegnete sie mit etwas Ernst: Ja ja, das ist richtig. London hat sich weit über Europa ausgebreitet, aber England ist — Gott sei Dank — doch noch unglaublich klein.

Sehr wahr, gab der junge Mann zu, jedoch im Tone leisen Zweifels; dabei runzelte er nachdenkend die Stirn, offenbar nicht ganz sicher, wie er den wahren Sinn ihrer Bemerkung verstehn sollte.

Lady Blanchemain lächelte und bemerkte mit einem gewissen Nachdruck: Es ist ein Glück, daß die Engländer, natürlich nur die wohlerzognen, sich nie aus dem Wege zu gehn brauchen, wenn sie einander als Fremde treffen, denn vom Hörensagen kennen wir uns alle mehr oder weniger, und jedenfalls dürfen wir beinahe gewiß sein, gemeinschaftliche Bekannte zu haben. Die Kleinheit Englands macht die Leute gesellig und mitteilsam.

Man sollte meinen, daß dem so sein müßte, gab der junge Mann zu, aber ist das auch wirklich der Fall? Ich meine eher, daß Engländer, die einander treffen, ohne sich zu kennen, nur zu sehr geneigt sind, sich gegenseitig blenden zu wollen. Sehen Sie, die meisten von uns haben die größte Angst, daß ein unbekannter Landsmann, der ihnen begegnet, und gegen den sie sich höflich benommen haben, schließlich doch kein Herzog sein könnte.

Na na, rief Lady Blanchemain äußerst belustigt, bitte nicht zu vergessen, daß ich von wohlerzognen Leuten sprach. Ich meine natürlich nur Leute, die wirklich Herzöge sind. Wir sind alle entweder Herzöge oder Handlungsreisende.

Der junge Mann lachte vor sich hin, doch im nächsten Augenblicke machte er ein ernstes Gesicht und sah sie bedeutungsvoll an.

Ich muß Sie doch daran erinnern, daß einige von uns Engländern doch nur Marquis sind — aus dem Hause derer von Carabas, sagte er mit komischem Ernst.

Lady Blanchemain rutschte vergnügt hin und her: Bei Gott ja, rief sie, das sind freilich die allerdurchlauchtigsten, die Marquis aus dem Hause derer von Carabas sind Männer von Kraft und Geist, die alle andern in Schatten stellen und würdig sind, Königstöchter zu heiraten. Nach diesen Worten ließ sie ihre Gedanken wieder umherschweifen. Sie nahm ihr Augenglas wieder auf und musterte die Wände des Gemachs, die mit Gemälden in matten Farbentönen behängt waren. Diese Bilder stellten sämtlich Frauen dar, alle in wundervollen Kleidern, mit herrlichem Haar und prächtigem Kopfschmuck, in schönster Jugend und geschmückt mit allem, was sich ein Frauenherz nur wünschen kann, und alle — tot seit vier Jahrhunderten. Lady Blanchemain empfand ein gewisses Mißbehagen, so starr und leblos war der Eindruck dieser Frauenbildnisse, und dennoch kam es ihr so vor, als wollten diese Gestalten trotz ihrer steifen Haltung, den starren Augen und dem unveränderlichen Lächeln aufmerksam erlauschen, was um sie her vorgehe. Es war ihr wie eine Erleichterung, sich nach dem Fenster zu wenden und hinauszuschauen in die herrliche, Leben und Wärme atmende Natur.

Aber während aller dieser Reflexionen kehrten ihre Gedanken immer wieder zu ihrem Begleiter zurück. Sein äußerer Mensch gleicht ganz dem innern, dachte sie, mit seinem goldblonden Haar und Bart und den blauen Augen; wie ein Held aus den nordischen Sagen sieht er aus, ganz wie — nun wie heißt er doch gleich — ganz wie Odin. Ich muß ihn wahrhaftig so weit bringen, daß er mir endlich sagt, wer er ist, und was er eigentlich hier treibt.

Möglich, daß sich ihr Begleiter zu derselben Zeit in Gedanken auch mit ihr beschäftigte und sie ebenfalls eingehend studierte, vielleicht sogar bewunderte — diese stattliche, anmutige, feingebildete alte Dame in ihrem reich mit Spitzen besetzten Seidengewande, die von weiß Gott woher in seine Einsamkeit hereingeschneit kam und ohne Zweifel „was besseres" war, weiß der Himmel, wer!

Wieder war sie einige Augenblicke in Gedanken versunken; plötzlich raffte sie sich auf und wies mit dem Stiel ihrer Lorgnette auf die gemalten Lauscherinnen an der Wand. Man könnte gerade ihre Großmutter sein, so jung sind sie, seufzte Lady Blanchemain, diese Großmütter aus dem Quattrocento. Nun ja, schließlich sind wir nur einmal alt und müssen das Vorrecht des Alters ausnutzen, so gut wir können. Und alte Leute dürfen ja, Gott sei Dank, auch neugierig sein. Ich bin nun aber geradezu unverschämt neugierig! Nun setzen Sie mal den Fall, es wäre einer von unsern gemeinschaftlichen Bekannten hier — was denken Sie wohl, was ich den jetzt fragen würde? Ich würde ihn nämlich fragen — und mit einem hübschen, koketten Zögern und einem Lächeln, vor dem jeder Unwille im voraus weichen mußte — fuhr sie fort, ich würde ihn fragen, wer Sie sind, und würde ihn bitten, Sie mir vorzustellen.

Oh! lachte der junge Mann, doch sein Lächeln währte nur sekundenlang, und mit einer liebenswürdigen Verbeugung sagte er: Mein Name, wenn er Sie wirklich interessieren sollte, ist Blanchemain.

Seinem Besuch stockte der Atem. Lady Blanchemain fuhr auf und sah ihm starr ins Gesicht: Blanchemain? stieß sie hervor.

Gründe, bei diesem Namen in die Höhe zu fahren, waren für die Lady allerdings mehr als genug vorhanden. Ihre Neugierde hatte den Schlüssel umgedreht, und im Nu befand sie sich in einer völlig veränderten, verwickelten und peinlichen Lage. Aber unsre lebhafte alte Freundin war ja eine Engländerin. Verstellung war ihr zur zweiten Natur geworden; sie verstand es vortrefflich, ihren lieben Nächsten mit flinker, wohlgeübter Hand Sand in die Augen zu streuen. Nebenbei suchte sie fast unwillkürlich jeder Situation das an Humor abzugewinnen, was darin steckte. War sie jetzt auch überrumpelt worden, so ließ sie sich doch nur zehn Sekunden lang verblüffen, in der elften hatte sie schon ihre Fassung wieder gewonnen und ihren Verteidigungsplan entworfen.

In einem aus echt weiblicher Harmlosigkeit und echt britischer Biederkeit und Offenheit kunstvoll gemischten Ton und mit einem ausdrucksvollen Spiel der Augenbrauen, das die Arbeit ihres Gedächtnisses begleitete, sagte sie: Aber natürlich! Blanchemain — die Blanchemain aus Sussex! Es gibt jedoch wohl nur eine Familie dieses Namens?

Wenigstens habe ich nie etwas von einer andern gehört, stimmte der junge Mann zu.

Die Ventmerer Blanchemain, sagte sie, indem sie nachdenklich den Faden des Gespräches weiter verfolgte, nicht wahr, der Lord Blanchemain von Ventmere führt als Oberhaupt Ihrer Familie den Titel?

Ganz recht!

Ich habe den verstorbnen Lord Blanchemain gekannt, ich habe ihn ziemlich gut gekannt, bemerkte sie immer noch mit einer gewissen Nachdenklichkeit.

Oh —? sagte er mit höflicher Teilnahme.

Ja, bestätigte sie, aber seinen Nachfolger habe ich nie kennen gelernt. Soviel ich weiß, standen beide nicht auf dem Verkehrsfuß. Natürlich — mit der bekannten britischen Offenheit und Ehrlichkeit glitt sie spielend über diese delikate Frage hinweg — natürlich, denn es ist ja allgemein bekannt, daß die Familie in zwei feindliche Linien, die protestantische und die katholische, gespalten ist. Der gegenwärtige Lord ist, wenn ich recht berichtet bin, katholisch und war ein entfernter Verwandter des seligen Herrn?

Sie sind ganz recht berichtet, versicherte der junge Mann mit leichtem Kopfnicken und leisem Auflachen. Sie haben denselben Ururgroßvater gehabt. Die paar letzten Familienhäupter sind protestantisch gewesen, aber unsre Linie hat den alten Glauben nie verlassen.

Ja, ich weiß, sagte sie, und soviel ich gehört habe — aber die Geschichte ist mir etwas schleierhaft — war nicht diese — diese — darf man sagen, Halsstarrigkeit? — die Ursache, daß Sie den Titel verloren? Ist man nicht deshalb im vorigen Jahrhundert etwas scharf vorgegangen — auf Ihre Kosten?

Wieder lachte der junge Mann leicht auf.

Ah, keine Rede! erwiderte er. Es war weiter nichts, als daß der Urgroßvater des verstorbnen Lords seinen ältern Bruder als Papisten und Jakobiten denunziert hat — weiter gar nichts. Es war nach fünfundvierzig. Darauf kam der Jüngere in den Besitz von Titel und Gütern. Aber mit dem Tode des zuletzt verstorbnen Lords, vor etwa zwölf Jahren, erlosch die jüngere Linie, und der Titel ist an die unsre zurückgefallen.

Ich verstehe, sagte Mylady, indem sie überlegen ihre Brauen zusammenzog. Nach einem Augenblick fuhr sie fort:

General Blanchemain — wie man den jetzigen Lord ja den größten Teil seines Lebens genannt hat — ist Junggeselle. Da werden Sie wohl einer seiner Neffen sein? Ihre Brauen fuhren fragend in die Höhe.

Der Sohn seines Bruders Philipp, bestätigte der junge Mann.

Wieder fuhr Lady Blanchemain bolzengerade in die Höhe und rief ohne jeden Versuch, ihre Bestürzung zu verbergen:

Aber dann sind Sie ja der Erbe! Philipp Blanchemain hatte nur einen Sohn und ist der nächstälteste Bruder des Generals. Sie sind John Blanchemain, John Francis Joseph Mary Blanchemain — Sie sind der Erbe!

Der präsumtive, der mutmaßliche Erbe werde ich ja wohl sein, sagte der junge Mann, über ihren Eifer lächelnd.

Lady Blanchemain lehnte sich zurück und kicherte vor sich hin.

Da sehen Sie, wie gut ich im Genealogischen Jahrbuch Bescheid weiß! rief sie. Dann fuhr sie ernster werdend fort: Sie sind der Erbe eines ganz besonders guten alten Namens.

Ich hoffe zu Gott, daß noch manches Jahr ins Land zieht, ehe ich etwas andres bin als dies, erwiderte er.

Ihr Onkel ist ein alter Mann, warf sie bedeutungsvoll ein.

O nicht so sehr alt, versicherte er, erst siebzig oder so drum herum, und in mancher Beziehung ist er viel jünger als ich — nein, ich für meine Person wünsche ihm das Alter Methusalems.

Hm! machte sie und begann nachdenklich und zerstreut langsam ihre Handschuhe abzustreifen.

Familienzwiste sind immer etwas unerquickliches, sagte sie nach einer Weile; warum söhnen Sie sich nicht aus?

Der junge Mann gab mit der Hand das Zeichen eines deutlichen non possumus.

Weil niemand mehr da ist, mit dem wir uns versöhnen könnten — die andern sind alle gestorben.

O? fragte sie verwundert, die Brauen in die Höhe ziehend, während ihre Finger noch immer mechanisch an ihren Handschuhen zogen. Ich war der Meinung, der verstorbne Lord habe eine Witwe hinterlassen. Es ist mir, als hätte ich gelegentlich auch von einer Lady Blanchemain reden hören?

Wieder ließ der junge Mann sein leises frohes Lachen vernehmen.

Linda Lady Blanchemain? fragte er. Ja, man hört viel von ihr. Jedenfalls ein höchst eigentümlicher Charakter. Man spricht überall von ihr.

Linda Lady Blanchemains Lippen zuckten, aber sie behielt sich in der Gewalt.

Nun? forschte sie weiter, ihn fest, gewissermaßen herausfordernd anschauend. Schelten Sie mich eine aufdringliche alte Person, die sich in Dinge mischt, die sie nichts angehn, und tun Sie das Schlimmste; aber sagen Sie mir, warum Sie sich nicht mit ihr versöhnen?

Aber er schien ihre Einmischung nicht übel zu nehmen. Er stand unbefangen vor ihr und suchte ihr den Fall von seinem Standpunkt aus klar zu machen.

Warum ichs nicht tue? Oder warum es mein Onkel nicht tut? Mein Onkel ist von einem durch und durch konservativen Temperament und huldigt blindlings seinen Überlieferungen, er ist ein Mann, der niemals etwas zu tun vermöchte, das nicht auch seine Vorfahren vor ihm schon getan hätten. Er würde so wenig daran denken, einen durch Generationen bestehenden Familienzwist auszugleichen, als das Familiensilber zu verkaufen. Und was mich anlangt — nun, mir würde es doch nicht zukommen, den ersten Schritt zu tun.

Nein, da haben Sie Recht, stimmte Lady Blanchemain zu. Der erste Schritt muß von ihr ausgehn. Aber die Menschen haben — auch wenn sie nicht durch und durch konservativ angelegt sind — so eine vertrackte Art, die Dinge gehn zu lassen, wie sie gehn wollen. Außerdem hatte die Dame Sie nie gesehen und konnte deshalb nicht wissen, was für ein netter junger Mann Sie sind. Gleichwohl gebe ich Ihnen zu, wenn Sie darauf bestehn, daß sie allen Grund hat, sich zu schämen. Kommen Sie — wir wollen uns vertragen!

Damit stand sie auf und streckte ihm — ein Bild leuchtenden Wohlwollens — ihre jetzt unbekleidete Hand entgegen — ihre hübsche, rosige, runde rechte Hand mit den blitzenden Ringen.

O! rief der freudig überraschte, ergriffne und gänzlich gewonnene junge Mann, dessen weitgeöffnete, meerblaue Augen vor Vergnügen und Verwunderung förmlich strahlten. Es war ihm wie ein Traum, als Lady Blanchemain auf ihn zukam, er schloß ihre kleine weiße Hand in seine lange, schmale braune.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die „Kriegspartei" in Berlin, besonders am Berliner Hofe, ist ein traditioneller Alpdruck der französischen Botschafter in der Reichshauptstadt. Schon Benedetti hat von ihr berichtet, wie viele vor ihm — bleibe dahingestellt; nach ihm wieder Gontaut=Biron, ferner Herbette, der seiner Regierung nach dem Besuch der Kaiserin Friedrich in Paris zu berichten wußte: Nous sommes deux pouces de la guerre, und nun hat auch Herr Bihourd seine „Kriegspartei," die allezeit bereit ist, auf Frankreich loszuschlagen. Soldaten, die einen Krieg wünschen und den Feldzug dem steten Garnison= oder Hofleben vorziehn, hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es hoffentlich auch in Zukunft geben. Auch werden diese Soldaten ihre Meinung mit allem Nachdruck geltend zu machen suchen, sobald die Beziehungen zwischen zwei Nationen einen Charakter angenommen haben, der die Möglichkeit einer bewaffneten Entscheidung näherrückt. Aber in einem konstitutionell regierten Lande kann und wird die letzte Entschließung nicht bei den Soldaten oder bei der engern militärischen Umgebung des Monarchen liegen, sondern bei den verfassungsmäßigen Instanzen. Der deutsche Kaiser selbst wird sich zu einem Kriege erst entschließen, wenn der Reichskanzler ihm einen solchen anrät, und wenn das Einvernehmen der wichtigsten Bundesregierungen in dieser Frage erreicht ist. Dann aber gibt es keine „Kriegspartei," die sich einseitig und als eine Art Kamarilla geltend zu machen sucht, sondern es sind die geordneten Reichsinstanzen, die die Entscheidung treffen, gestützt auf die Gutachten der berufnen militärischen Ratgeber. Die französische Regierung hat somit ihrem Berliner Botschafter keinen Gefallen getan, daß sie seinen Bericht vom 28. April 1905, worin er von conseillers belliqueux dans l'entourage du Souverain zu erzählen weiß, der Öffentlichkeit übergeben hat. Sache des Botschafters wäre es vielleicht eher gewesen, Herrn Delcassé darüber aufzuklären, daß eine in Paris vielleicht mit guter Absicht vorausgesetzte „Kriegspartei" hier nicht existiert, auch gar nicht existieren kann. Zu Ehren des Herrn Bihourd mag angenommen werden, daß er seinen rastlosen Vorgesetzten damit warnen wollte; wies er ihn doch auch auf une crise délicate et périlleuse hin, die zwischen Frankreich und seinem mächtigen östlichen Nachbar eingetreten sei, wenn anders dieser Bericht nicht etwa besonders für ein Gelbbuch, zu bestimmten Zwecken, verfaßt ist. Für Deutschland kann es nicht erwünscht sein, wenn sich im Auslande der Glaube an eine gewissermaßen amtlich beglaubigte „Kriegspartei in Berlin" festsetzt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch wohl die kaiserliche Äußerung erfolgt, die auf dem Umwege über Paris bekannt geworden ist und ebenfalls zeigt, daß auf deutscher Seite die ehrliche Absicht besteht, nicht nur mit Frankreich Frieden zu halten, sondern auch die schwebenden Fragen im versöhnlichen Sinne zu lösen, falls und so lange ein solcher auch bei Frankreich vorausgesetzt werden darf. Prinz Ludwig von Bayern hat dieser kaiserlichen Äußerung in erfreulicher Weise sekundiert, die jeden Zweifel beseitigt, daß Deutschland einmütig darin sei, seinen Frieden in Ehren zu wahren. Wie es bei uns keine Kriegspartei gibt, so gibt es auch keine Partei eines Friedens um jeden Preis, wenigstens keine irgend ausschlaggebende. Darüber soll man sich im Ausland ebenfalls nicht täuschen. Der Standard weist auf die Differenz hinsichtlich der Polizei in Marokko hin, die Frank=

reich ganz für sich verlange, sodaß es also ein Monopol beanspruche, während Deutschland sie ihm nur für die (im Laufe der Verhandlungen genau definierten) Grenzbezirke zugestehn wolle, für das übrige Marokko aber eine internationale Polizei verlange. Hierbei wird doch übersehen, daß die Polizeifrage den ersten Punkt des deutsch-französischen Abkommens vom 28. September 1905 bildet, und daß Frankreich „die Organisation der Polizei außerhalb der Grenzdistrikte auf internationalem Wege“ ausdrücklich angenommen hat. Nun ist ja nicht ausgeschlossen, daß Frankreich ein Mandat der Mächte für den Polizeidienst in ganz Marokko anstrebt, aber dieses Mandat ist doch nur durch Einstimmigkeit aller Teilnehmer und vor allem des Sultans selbst, dessen Unabhängigkeit dadurch berührt würde, zu erhalten. Ist das nicht ausführbar, so wird Frankreich klug genug sein, sich einem andern internationalen Beschlusse nicht zu widersetzen, zumal da es sich bei der Konferenz in Algeciras doch immer nur um ein neues längeres Provisorium handeln dürfte. Eine friedliche Entwicklung Marokkos würde längstens in einem Jahrzehnt voraussichtlich doch wieder eine neue internationale Regelung fordern, und wer will bis dahin die Gestaltung der Dinge übersehen!

Den Ernst der äußern und der innern Lage, der uns durch das scheidende Jahr begleitet hat, nehmen wir — von einer zu erhoffenden Besserung der Beziehungen zu England abgesehen — voll in das neue Jahr hinüber, das uns auch in Deutschand allem Anschein nach vor neue Kraftproben der Sozialdemokratie stellen wird.

Bei der Aufrichtung des Reichs und der Reichsverfassung ist es nicht die Absicht gewesen, damit die Massenherrschaft in Deutschland zu etablieren. Sie hat sich, zumal seit 1890, in gewaltig anschwellender Weise entwickelt, des Reiches Deichhauptmann hat zu prüfen, ob den immer wilder aufrauschenden Wogen gegenüber die Dämme staatlicher Ordnung noch hinreichende Festigkeit verbürgen. Er rechnet dabei auf die Mitwirkung der bürgerlichen Kreise in strengerer Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten. Diese bürgerlichen Kreise sind in politische und wirtschaftliche Parteien gespalten, die seither allein ihrem Erfolge und von ihrem Erfolge gelebt haben, zur Erreichung und Behauptung dieses Erfolgs aber auf die *Massen* angewiesen sind. Dazu kommt die große Zahl der Indifferenten, die erst die Not beten lehrt, und die an eine Not nicht glauben, solange Polizei und Gerichte zuschauend die Hände in den Schoß legen. Diese „Partei des politischen Indifferentismus“ wartet auf die starke Führung des Staates durch die *Tat*, und sie geht aus ihrer Passivität nicht heraus, solange die Organe des Staates passiv bleiben oder sich auf eine notdürftige Defensive beschränken. *Die Stärke der Sozialdemokratie besteht in ihrer ununterbrochnen Offensive*, zu der die Aufhebung des Sozialistengesetzes ihr die Wege frei gemacht hat. Das ist längst nicht mehr der Kampf „mit geistigen Waffen,“ sondern die unablässige Arbeit am Aufruhr durch rohe Kraft. In dem Kampfe mit geistigen Waffen wäre der gelehrte Kathedersozialismus *vielleicht* der stärkere geblieben, aber nur „vielleicht,“ denn Nachgiebigkeit ist sein einziges Rezept. Er hatte sich sein Schlachtfeld auf ein Gebiet verlegt, wohin ihm ernstlich zu folgen die Sozialdemokratie nie beabsichtigt hatte. Sie unternahm in dieser Richtung nur Diversionen, das Gros ihrer Kräfte setzte sie an ganz andrer Stelle zum Angriff an. Denn das Arbeiterwohl ist ihr nicht Zweck, höchstens *Mittel* zum Austragen des Kampfes *um die politische Macht*. Der Kathedersozialismus hat sich nur als eine neue Ausgabe des Schillerschen „Poeten“ erwiesen: „Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“

Der Staat soll, darf und wird selbstverständlich auf die geistigen Waffen nicht verzichten, aber *siegen* kann er mit ihnen nicht, und der Sieg ist doch gleichbedeutend mit Selbsterhaltung. Die entschlossene Offensive ist das charakteristische Merkmal des preußischen Staats in seinen großen Zeiten gewesen, er wird auch der revolutionären Aktion, die sich vorbereitet, nur durch kräftige Offensive Herr werden. Bis jetzt umfaßt diese revolutionäre Aktion nur die *Führerschaft*! Fest in dieses Wespennest hineingegriffen, und der Spuk ist aus! Dann werden vielleicht auch

die bürgerlichen Parteien erkennen, daß der Weg, den sie mit Komplimenten an die Bebelsche „talentvolle Rhetorik" betreten, nicht zum Ziele führen kann, und sie werden sich endlich den Schlaf aus den Augen reiben. Was Bismarck im Jahre 1848 an Kleist-Retzow schrieb: ein entschlossener Leutnant mit einem tüchtigen Tambour sei ausreichend, den ganzen preußischen Staat wieder in Ordnung zu bringen, ist auch heute noch richtig — aber zur rechten Zeit!

Dazu gehört dann freilich auch, daß unsre bürgerlichen Parteien die irreführenden Scheuklappen endlich ablegen. Die liberale Presse zum Beispiel bringt fortgesetzt die schrecklichsten Schilderungen über die Vorgänge in Rußland auf der einen Spalte, auf der andern aber freut sich der liberale Philister der „russischen Revolution," die doch die alleinige Urheberin aller dieser Scheußlichkeiten ist. Diese Freude an den russischen „Freiheitsbestrebungen" ist es, die bei uns den Boden für die Revolution und für die Explosionen der Massen vorbereitet, die an Wirkung hinter den analogen Erscheinungen in Rußland nicht zurückbleiben würden. Die Bestie im Menschen ist überall dieselbe, das haben wir erst 1871 an der Pariser Kommune gesehen. Unser landläufiger Liberalismus scheint zudem gar keine Idee davon zu haben, daß ein „freies" Rußland vom Panslawismus oder doch von einer zunächst gegen Deutschland gerichteten slawischen Strömung regiert werden wird, und daß dann der Zweibund und die französische Revanchestellung ein ganz andres Aussehen bekommen dürften, als sie unter der Regierung der absoluten Zaren, auch unter der Alexanders des Dritten, jemals gehabt haben. Dann — dem „befreiten" Rußland gegenüber — wird die Zeit der großen Militärlasten für uns erst beginnen, weil mit jedem Siegestage der russischen Revolution der Tag näher rückt, an dem wir um unsre Existenz zu fechten haben werden.

Vielleicht wird unsre liberale Presse in ihren Sympathien für die russische „Freiheit" etwas ernüchtert, wenn sie sich deren Wirkungen auf Deutschland — nach innen und außen — klar macht. Bisher war im Zweibunde der russische Kaiser der führende und gebietende Teil. Er verwandte diese ausschlaggebende Stellung in dem Sinne, daß er es sich ersparte, zwischen Deutschland und Frankreich optieren zu müssen. Er brauchte Frankreich um des Gleichgewichts willen, um Deutschland nicht zu groß werden zu lassen und um England gegenüber einen Verbündeten auf der See und in Ostasien zu haben. Aber er brauchte auch das ebenso friedfertige wie waffengewaltige Deutschland, als Schutzmacht des konservativen monarchischen Gedankens und um der permanenten polnischen Verschwörung willen, die in Galizien die starken Wurzeln ihrer Kraft gefunden hat. Alexander der Dritte hätte wohl nie zugegeben, daß wir über Frankreich herfielen und es niederschlugen, was wir freilich nie beabsichtigten, aber ebensofern hat es ihm gelegen, den Revanchekrieg zu fördern oder zuzulassen, der Rußland in das Schlepptau der französischen Politik, auch der französischen Niederlagen, gebracht hätte, und den bis zum Niederbruch Deutschlands durchzuführen niemals im Interesse der zarischen Macht lag. Aus diesem Grunde hatte Alexander der Dritte bald nach seiner Thronbesteigung ein Bündnis mit Deutschland gesucht, dessen Grundlage die Erhaltung des europäischen Status quo war, hatte es 1884 und 1887 erneuert und sich mit schwerem Herzen erst dann Frankreich ernstlicher zugewandt, als das Caprivische Deutschland die Fortsetzung der russischen Rückendeckung ablehnte. In Zukunft wird das alles anders sein. Die russische Politik wird mit der Stimmung einer russischen Volksvertretung zu rechnen haben, und diese wird nicht freundlich gegen Deutschland sein, wenigstens auf lange Zeit hinaus nicht. Dazu kommt dann noch, daß sich unter einem konstitutionellen Regime die gesamten Kräfte Rußlands ganz anders entwickeln werden, kurzum, daß das neue Rußland viel unberechenbarer als das alte sein wird. Es wird in vieler Hinsicht andre Interessen und mit der Zeit auch andre Mittel zu ihrer Geltendmachung und Durchführung haben.

Gegenüber diesen Unberechenbarkeiten der Zukunft hat unser Volk um so mehr die Pflicht, sich auf sich selbst und seine Interessen zu besinnen. Die Überzeugung,

der an dieser Stelle wiederholt Ausdruck gegeben worden ist, daß sich bei mutigem, zähem Ausharren der monarchische Staatsgedanke in Rußland durchsetzen und in dem überwiegenden Teile der Bevölkerung seine Stütze finden werde, beginnt in den Tatsachen ihre Bestätigung zu finden. Der sozialistisch-anarchistische Terrorismus — zwei Ströme, die aus einer Quelle fließen und sich schließlich in einer Mündung vereinigen — wird aller Voraussicht nach dort eine Lektion erhalten, nach deren Wiederholung er sobald nicht verlangen dürfte. Wieweit dieser Niederbruch die verwandten Strömungen in Deutschland beeinflussen wird, bleibt abzuwarten. Der Größenwahn, der die Leitung unsrer Sozialdemokratie auszeichnet, ist durch die anfänglichen „Erfolge“ in Rußland mächtig gesteigert worden, und sie trägt kein Bedenken, die „Identität“ der „deutschen Revolution“ mit der russischen in der widerlichsten Form zu verkünden. Sachsen hat die Massendemonstrationen schon in der Nähe gesehen, Preußen soll sie kennen lernen. Noch niemals ist von dieser Seite her dem Staate so frech mit der Faust in das Gesicht gedroht worden. Den vulkanischen Eruptionen der sozialdemokratischen Redner und Zeitungsprediger liegen sehr kalte Erwägungen zugrunde, ebenso kalt und entschlossen, mit festem Willen und festen Zielen, muß der Arm sich heben, der diese Ungebühr niederschlägt. Kein Schwanken und kein Zaudern, sondern rückhaltlose Erfüllung einer schweren aber unabweisbaren Pflicht! Es liegt System in diesem stufenweisen Provozieren der Staatsgewalt durch die Sozialdemokratie. Die Massen sollen an den Zusammenstoß gewöhnt werden, sie sollen den Staat, die Obrigkeit und ihre Organe als Gegner und Feinde behandeln lernen; auch trägt man sich wohl mit der Zuversicht, daß das liberale Bürgertum mit seinen unsterblichen Phrasen, mit deutscher Sentimentalität und der Heulmeierei der kurzsichtigen Schwächlichkeit und Unentschlossenheit dem Staate rechtzeitig in den gehobnen Arm fallen werde. Hoffentlich haben aber unsre bürgerlichen Parteien an den Vorgängen in Rußland gelernt und sich überzeugt, mit welcher Leichtfertigkeit, mit welchem Frevelmut sich die Sozialdemokratie an das Blutvergießen, an Mord und Totschlag, an Brand und Verwüstung macht. Darum kann gleich die erste Abwehr, wo immer sie nötig werden sollte, nicht wirksam genug sein, je wirksamer, um so sichrer wird sie die Wiederholung ersparen. Am wirksamsten aber wäre es vielleicht, wenn man es gar nicht erst zur Abwehr gegen die Verführten kommen ließe, sondern rechtzeitig Hand auf die Verführer legte, die ihre eigne werte Haut nicht zu Markte tragen und sich im sichern Versteck oder unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität der von ihnen seit Jahrzehnten gestreuten und nun aufgegangnen Drachensaat freuen. Wohl hat Bismarck zur Zeit der Pariser Kommune am 2. Mai 1871 ausgesprochen, daß in jeder nachhaltigen Bewegung irgendein vernünftiger Kern stecke, und daß es die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst sei, dem Individuum, dem engern Kreise das Maß von Freiheit zu sichern, das mit der Ordnung des gesamten Staatswesens überhaupt vereinbar sei. Es wird aber doch wohl zugestanden werden müssen, daß bei einer so demokratischen Verfassung wie der deutschen, und bei einer so weitgehenden Arbeiterfürsorge, wie sie auch nur annähernd kein andres Land der Welt kennt — der deutsche Arbeiter das mit der Ordnung des Ganzen verträgliche Maß von Freiheit reichlich innehat, und daß der kleine Rest unerfüllter Wünsche, der hier und da noch zu Recht bestehn mag, keine Straßentumulte, geschweige denn eine Revolution oder einen Generalstreik wert ist. Im allgemeinen wird man deshalb zu der Einsicht der großen Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft das Vertrauen haben dürfen, daß die große Mehrheit diese Anschauungen teilt und des sozialdemokratischen Spielens mit dem Feuer überdrüssig ist. Um so nachdrücklicher kann gegen die eigentlichen Brandstifter vorgegangen werden. *S*

Die Küstenpanzerschiffe, die Oldenburg- und die Sachsenklasse. Die neue Flottenvorlage hat bis in Kreise hinein, denen man Marineschwärmerei nicht zum Vorwurf machen kann, durch die Bescheidenheit ihrer Forderungen Befremden erregt. Es ist kein neues Linienschiffsgeschwader verlangt worden, es ist

nicht einmal der beschleunigte Ersatz der Schiffe vorgesehen worden, die bloß Linienschiffe markieren, aber keine wirklichen Linienschiffe sind. Es sollen also, entsprechend den Festsetzungen des letzten Flottengesetzes, die Schiffe der Siegfried- und der Sachsenklasse und die Oldenburg noch eine Reihe von Jahren in der Liste der Linienschiffe geführt werden. Da verlohnt es sich wohl, diese Fahrzeuge einmal genauer zu betrachten und auf ihren Wert zu prüfen. Zuerst die Siegfriedklasse. Diese acht Küstenpanzerschiffe sind in den Jahren 1889 bis 1895 vom Stapel gelaufen. Ursprünglich waren sie etwa 3500 Tonnen groß. Später verlängerte man sie, namentlich um ihr Kohlenfassungsvermögen zu vergrößern, sodaß sie jetzt 4100 bis 4150 Tonnen Wasser verdrängen. Die drei schweren Geschütze, die sie führen, sind 24-Zentimeter-Geschütze von 35 Kaliber Länge, also nicht neuster Konstruktion. Linienschiffen gegenüber sind diese kleinen Fahrzeuge natürlich ohnmächtig. Ihre Artillerie ist gegen moderne Panzerungen nicht wirksam; ihr eigner schmaler Panzergürtel, aus Verbund- oder Nickelstahlplatten bestehend (also nicht aus dem neuen Kruppschen Spezialstahl!) gewährt ihnen keinen ausreichenden Schutz. Ihre Geschwindigkeit von 15,5 Knoten genügt längst nicht mehr modernen Anforderungen. Bei der Abwehr eines feindlichen Angriffs auf deutsche Häfen und Strommündungen mögen sie noch mitwirken können, für die Seeschlacht sind sie völlig unbrauchbar.

Bei der Oldenburg können wir uns kurz fassen, zumal als das Schiff das einzige seiner Art geblieben ist. Es genügt darauf hinzuweisen, daß das Schiff vor einundzwanzig Jahren vom Stapel gelaufen ist, nur eine Wasserverdrängung von 5200 Tonnen hat und 13,8 Knoten läuft, wenn man seinen geringen militärischen Wert kennzeichnen will. Es führt acht 30 Kaliber lange, also veraltete 24-Zentimeter-Kanonen.

Und nun die Sachsenklasse! Die vier Schiffe dieser Klasse sind in den Jahren 1877 bis 1880 zu Wasser gelassen worden. Da das Flottengesetz vom 14. Juni 1900 die Lebensdauer eines Linienschiffes auf fünfundzwanzig Jahre bemißt, vom Jahre der Bewilligung der ersten Rate an gerechnet, so haben diese alten Panzer die gesetzliche Altersgrenze schon überschritten. Eigentlich müßten ihre Ersatzschiffe schon schwimmen! Die Schiffe der Sachsenklasse sind 7400 Tonnen groß und laufen, nachdem sie vor ein paar Jahren neue Kessel und Maschinen erhalten haben, 15 Knoten. In der Wasserlinie schützt sie ein Panzer von 40 Zentimetern Stärke, der sich aber nur über das mittlere Drittel der Schiffslänge erstreckt. Die langen Schiffsenden entbehren gänzlich der vertikalen Panzerung. Aber auch der Panzerschutz der Mitte ist durchaus ungenügend, denn die 40 Zentimeter starken Verbund-(Stahl-Eisen-)Platten sind höchstens so widerstandsfähig wie 20 Zentimeter dicker Kruppscher Stahl, und der durch sie gewährte Schutz wird auch nicht, wie bei modernen Schiffen, durch ein abgeschrägtes, an der untern Panzerkante ansetzendes Panzerdeck vermehrt. Ihre schwere Artillerie besteht aus sechs 26-Zentimeter-Kanonen der ältesten Konstruktion. Diese ehrwürdigen Geschützveteranen durchschlagen an der Mündung 38 bis 39 Zentimeter Eisen oder 12 bis 13 Zentimeter Kruppstahl, d. h. auf Gefechtsentfernung wirken sie gegen den schwächsten modernen Panzer nicht mehr als Vogelflinten. Zum Vergleich sei angeführt, daß das neue englische 15-Zentimeter-Geschütz 60 Zentimeter Eisen an der Mündung durchschlägt. Und dieses Geschütz ist von den neuern englischen Linienschiffen verschwunden, da es für viel zu schwach für die Zwecke der Mittelartillerie befunden wird! Wir glauben nun trotzdem nicht, daß die Schiffe der Sachsenklasse jemals von feindlichen Granaten werden in den Grund gebohrt werden. Denn das Oberkommando der Marine wird nimmermehr die Verantwortung übernehmen, diese Schiffe im Ernstfalle dem Feinde entgegenzuführen. Es hieße das, 1700 bis 1800 tapfere Männer dem sichern Tode weihen, ohne daß es ihnen vorher möglich gewesen wäre, dem Gegner einen Schaden zuzufügen. Solche Schiffe gehören aber nicht in eine Schlachtflotte!

Es mögen schwerwiegende Gründe gewesen sein, die unsre Regierung veranlaßt haben, nicht wenigstens den beschleunigten Ersatz dieser dreizehn Invaliden

zu verlangen. Denn niemals hätte eine verstärkte Marineforderung einen besser vorbereiteten Boden im deutschen Volke gefunden als im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir sehen, wie die feindselige Haltung der Westmächte die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seewehr bis tief in die Reihen der freisinnigen Volkspartei getragen hat. Wenn nun aber auch die Regierung darauf verzichtet hat, diese Gunst der Lage auszunutzen, so müßte doch der Reichstag mindestens darauf bestehn, daß diese dreizehn Figuranten nicht mehr als Linienschiffe in Anrechnung kommen. Als Schulschiffe mögen sie sich noch eine Reihe von Jahren nützlich machen können. Die Ausmerzung dieser für den Geschwaderkampf untauglichen Fahrzeuge ist sogar dann geboten, wenn sich die beschleunigte Inangriffnahme der Ersatzbauten nicht sofort durchführen ließe. Denn die klaffende Lücke, die durch die Streichung dieser dreizehn entstünde, würde die wirkliche Stärke oder vielmehr Schwäche unsrer Linienschiffsflotte erst klar enthüllen. Achtunddreißig Schiffe, mit Einschluß der Materialreserve, soll diese zählen, und in Wirklichkeit haben wir davon erst achtzehn fertig, nämlich die vier übrigens auch schon veralteten Schiffe der Brandenburgklasse, zehn der Kaiser- und der Wittelsbachklasse und die vier bis jetzt vollendeten Panzer des Braunschweigtyps. Inland und Ausland würden dann erkennen, wieviel am Sollbestande der Schlachtflotte noch fehlt. Dabei stehn unsre bisher gebauten Linienschiffe an Größe und danach an Kampfstärke hinter den Linienschiffen der andern Seemächte zurück. England hat vor Jahresfrist eine große Anzahl von Fahrzeugen aus der Liste der aktiven Kriegsflotte gestrichen, darunter dreizehn Linienschiffe. Von diesen sind elf jünger als unsre Sachsenklasse. Unter diesen elf sind sechs erst in den Jahren 1884 bis 1887 vom Stapel gelaufen, haben eine Wasserverdrängung von 10500 bis 10800 Tonnen, laufen 16 bis 17 Knoten und übertreffen unsre Sachsenklasse an Kampfkraft bei weitem!

Unsre Flotte wird immer kleiner sein als die englische, um so mehr sind wir verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sie nur aus Schiffen erster Güte besteht. Möge sich der Reichstag dieser Pflicht bewußt sein!

Meminisse honestum est. Kurz vor Weihnachten las ich in einem Schüleraufsatze den Satz: „Infolge dieser Vorzüge der französischen Küste werden wir an unserm westlichen Nachbar allezeit einen gefährlichen Feind haben, den wir im Kriegsfalle wahrscheinlich nicht wieder so leicht besiegen werden wie im Jahre 1870.“ Wehmütig machte ich einen roten Strich unter die Worte so leicht und ein Notabene an den Rand.

Als ich darauf am Nachmittag zum Dienste ging, sah ich im Schaufenster einer Buchhandlung die beiden neusten Künstlersteindrucke des Verlags von R. Oldenbourg, die die dritte Schwadron des dritten bayrischen Chevaulegersregiments in der Schlacht bei Wörth und die vierte Batterie des dritten bayrischen Artillerieregiments im Gefecht bei Villepion bei ihrer „leichten“ Arbeit darstellen.

Das unbedachte Urteil des Schülers hatte mich verstimmt, die beiden Schlachtenbilder erhoben mich. Nicht daß ich dem Worte des Knaben zu viel Gewicht beigemessen hätte. Er ließ sich ja auch leicht belehren.

Aber es war mir neuerdings deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß die schweren Opfer der Jahre 1870 und 1871 erschreckend schnell der von den Sozialdemokraten, den Friedensliguisten und dem kosmopolitischen Phäakentum geforderten und geförderten Vergessenheit verfallen, daß Enkel und spätgeborne Söhne der Kämpfer des großen Jahres nicht mehr wissen, daß sie den Gartenfrieden, der den Fruchtbaum des nationalen Wohlstands und leider auch so manches seltsame Literatur- und Kunstgewächs zum Gedeihen brachte, den Vätern danken, die vor fünfunddreißig Jahren der Sturmflut aus Westen trotzten und einen sichern Deich gegen die Weststürme errichten halfen.

Ich erkannte, daß die Bilder von Deutschlands Heer und Flotte, die der Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin herausgibt, eine noch höhere Aufgabe zu erfüllen haben als die, die ihnen der Verlag gestellt hat.

Der Verlag will „den in jedes Bauernhaus gedrungenen Brauch, dem Stolz auf deutschen Kriegsruhm, deutsche Kriegstüchtigkeit durch das Bild an der Wand Ausdruck zu geben," durch Bilder unterstützen, die „nicht nur dem reflektierenden Geist, sondern auch dem Auge Freude bereiten." Er will die wertlosen Ölfarbendrucke aus dem Wohnzimmer des Bauern- und des Bürgerhauses verdrängen und die Schwarzdrucke, die zum Schmuck eines Raumes oft so ungeeignet sind wie grau bedrucktes Zeitungspapier, aber durch ihre historische Treue und durch den künstlerischen Wert des Originals legitimiert in die Arbeits- und Wohnräume historisch und ästhetisch gebildeter einen bleichen Schein der großen Zeit senden, durch Bilder ersetzen, die den Opfermut der tapfern Kämpfer in dem hellen, farbigen, die Erinnerung weckenden, die Vergessenheit verscheuchenden Lichte der Sonne zeigen, die zu der schweren Arbeit geleuchtet hat. Der Verlag hat erkannt, daß die Episode beredter ist als das Schlachtenbild, das ein Panorama sein will. Er hat für seine Bilder die richtige Reproduktionstechnik und die richtigen Künstler gefunden, die die schlichten Erzählungen und Schilderungen des Generalstabswerks und der Regimentsgeschichten mit Stift und Farbe ergreifend nacherzählen.

Da steht und kniet im Vordergrund ein Trüpplein Pioniere vom elften Bataillon. Eine Woge französischer Kürassiere ist schon an ihm zerschellt, aus der Tiefe des Bildes rasen neue heran. Andre Bilder, die von demselben Tage erzählen: Bayrische Chevaulegers vom dritten Regiment nehmen auf der Verfolgung bei Wörth im Feuer französischer Infanterie zwei bespannte Geschütze — die Vierundsiebziger haben den roten Berg bei Spicheren erklommen und feuern in die fliehenden Franzosen. Bilder von andern heißen Sommer-, Herbst- und Wintertagen: das Magdeburgische Kürassierregiment mitten in einer der Batterien, die noch nicht aufhören wollen, Tod und Verderben zu speien — die Bayern in schwerem Ringen um einige der Burgen von Bazeilles — Leibhusaren vom zweiten Regiment auf der Verfolgung des fünfzehnten französischen Korps bei Artenay — die badischen Leibgrenadiere in Schützenlinie bei Nuits — zwei Batterien im Feuer: die eine unter der Glut eines lichtblauen Sommerhimmels auf gelblichbrauner Erde. Wie weiße Sommerwolken, die sich zur Erde gesenkt haben, legt sich der Pulverdampf weich um die Geschütze und um kämpfende, gefallne und leidende Menschen und Tiere, aber alles kann er nicht verhüllen. Die andre unter dunkelm Winterhimmel auf einer dämmerblauen Schneedecke. Was hoch ragt — das Haupt des Führers, scheuende Pferde, eine Windmühle und ein paar Häuser in der Ferne —, wird von dem warmen gelben Lichte der untergehenden Sonne getroffen. „Es sind noch drei Pferde. Die andern liegen an der Erde. Und noch drei Mann am Geschütz. Die andern liegen an der Erde." Die Bilder fangen mit Frenssens Worten zu reden an, wenn man sie betrachtet. Man sieht den Artilleriekampf, den Frenssen so furchtbar schön schildert, in diesen Bildern sich vollziehn, die eine preußische reitende Batterie, die Batterie Hasse des siebenten Korps, bei St. Hubert am 18. August und eine bayrische Feldbatterie des dritten Artillerieregiments, die des Prinzen Leopold von Bayern, bei Villepion am 1. Dezember 1870 darstellen.

Der Verlag hat sich, von tüchtigen Künstlern — K. Röchling, R. Knötel, Anton Hoffmann, C. Becker, Ludwig Putz, Willy Stöwer, Angelo Jank, Zeno Diemer und andern — unterstützt, die Aufgabe gestellt, nicht nur das Heer, sondern auch die Flotte in ihrer schweren Arbeit für die Größe und die Sicherheit Deutschlands zu schildern und dabei „in geschichtlichen Darstellungen dem Volke recht eigentlich vor Augen zu führen, in wie alten Traditionen, natürlichen Entwicklungstrieben des Deutschtums die heute zu neuem Leben erwachte Machtentfaltung zur See wurzelt."

Drei Bilder dienen bis jetzt diesem Zwecke. Sie stellen den Kampf des preußischen Kanonenboots „Meteor" mit dem französischen Aviso „Bouvet" vor Havanna am 9. November 1870, den Untergang des Kanonenboots „Iltis" an der Küste von Schantung am 23. Juli 1896 und den Kampf des zweiten „Iltis" mit den Takuforts am 17. Juni 1900 dar.

Solche Bilder sollen „nicht nur dem reflektierenden Geist, sondern auch dem Auge Freude bereiten“? Wer kann sich über die Greuel des Krieges freuen? Wie roh muß ein Gemüt sein, das ein mit modernem, wenn auch nicht mit Wereschtschaginschem Realismus gemaltes Schlachtenbild um sich haben kann! Und wie fügt sich der Wehschrei eines solchen Bildes in den feingestimmten, beruhigenden Wohlklang moderner Innendekoration?

Es geht eine große Ruhe von diesen Bildern aus. Sie wirken beruhigend wie die größten Worte der Bibel. Ich habe ein solches Bild in meinem Arbeitszimmer hängen, eines der beiden Batteriebilder. Ich hebe oft den Blick zu ihm und schöpfe aus ihm Arbeits-, Lebens-, Kampfesmut. Jede Gestalt auf diesem Bilde predigt: Sei getreu bis in den Tod — wie wir. Ein Blick auf die Söhne des Landes, die eine furchtbar schwere Pflicht standhaft erfüllen, macht schwere Stunden, trübe Tage, harte Zeiten leichter tragen.

Aber das schwere Wort „Pflicht,“ das diese Bilder mit kämpfenden, verwundeten, gefallnen Kriegern an die Wände schreiben, macht sie zum Schmucke der Wohnräume moderner Phäaken ungeeignet.

Nicht als ob die moderne Dekorationskunst das Grauen scheute. In allen Ausstellungen, aus Bilderrahmen und von Piedestalen, von Tausenden von Photographien, von der Bühne, aus Hunderten von Flagellantenromanen grinst einem die Personifikation der Perversität — Salome — entgegen. Sie ist in zahllosen plastischen und graphischen Reproduktionen größerer Kunstwerke im modernen Wohnraum daheim. Das Bild eines entarteten Wesens, dem das Töten ein Genuß ist, ertragen die Modernen, das Bild ehrlich kämpfender, im Dienst eines großen Gedankens tötender, verwundender, leidender, sterbender Soldaten ist vielen Modernen unerträglich.

Mit dieser Schwierigkeit wird der Verlag rechnen müssen. Was er will, ist gut. Aber er erstrebt unbewußt ein höheres Ziel als das, das er sich gesetzt hat. Er glaubt nur eine ästhetische Aufgabe zu erfüllen und erfüllt eine ethische.

Ein großer Teil des deutschen Volkes ist im letzten Jahrzehnt, seit der Jubiläumslorbeer die Fahnen und die Geschütze geschmückt hat, von modernen Künstlern und Literaten durch Darstellungen der Friedenskrankheiten des deutschen Heereskörpers gewöhnt worden, in diesen Krankheiten, die das Volk in Waffen mit dem Gesamtvolke gemein hat, eine Schuld des Heeres, und im Heere, besonders im Offizierkorps, eine Mischung von Barbarei und Sybaritentum zu sehen.

Der Verlag der Heeresbilder zeigt dem deutschen Volke, das auf dem Wege ist, sein Heer mit den Augen der Simplicissimuskünstler sehen zu lernen, dieses Heer nicht durch das Monocle blinzelnd oder in der falschen Eleganz der von gewinnsüchtigen Schneidern variierten „eignen“ Uniform, sondern in der feierlichen Schönheit der noch neuen, der geflickten, der zerlumpten, mit Kugel- und Blutspuren geschmückten Kriegsgarnitur, nicht auf der Promenade, im Tanzsaal, im Salon, sondern bei seiner schweren Kriegsarbeit. Damit erwirbt sich der Verlag ein großes Verdienst. Feldklatsch, der durch unbedachte Veröffentlichungen der verdienten Vergessenheit entrissen wurde, hat in den letzten Jahren fast den schwer verdienten Ruhm süddeutscher Heeresteile beeinträchtigt. Wenn die Heeresbilder erst verbreitet sind, werden keine Feldbriefe mehr das Volk verführen können, zerschossene Truppenteile für zerlumpte zu halten. Das wird ein weiteres Verdienst des Verlags sein. Er tut nichts Überflüssiges, wenn er an die Taten der Großväter und der Väter erinnert — sie sind von vielen vergessen. Er tut auch nichts Überflüssiges, wenn er an die Gesundheits- und Kraftproben unsrer Marine, an das mutige Sterben der Besatzung des ersten, an das mutige Kämpfen der Besatzung des zweiten „Iltis“ erinnert. Ich habe über das Sterbelied der Männer vom ersten „Iltis“ und über das blaue Ordenskreuz, das der Kaiser dem zweiten „Iltis“ verliehen hat, manches skeptische, höhnische Wort gehört.

Der Verlag wird auch nichts Überflüssiges tun, wenn er den Deutschen, für die die leidvollen Nachrichten aus Südwestafrika wie die Kunde von Kämpfen „hinten weit in der Türkei“ nur eine Würze des Schoppens oder der Maß sind, ein Bild der schweren Kämpfe unsrer Südwestafrikaner vor die blöden Augen stellt.

Zwischen dem 31. Dezember und dem 4. Januar ist es ein Jahr gewesen, daß die Abteilung Meister durch Tagesglut und Nachtfrost, durch Dünen und Klippen auf Großnabas marschierte, vierundfünfzig Stunden fast verschmachtend gegen eine wohlgedeckte fünffache Übermacht im Feuergefecht lag und endlich am dritten Kampftage die Wasserstelle erstürmte. Die Batterie der Abteilung verlor sämtliche Offiziere, bei zwei Geschützen fielen sämtliche Bedienungsmannschaften. Der Gesamtverlust der Abteilung betrug fast fünfzig Prozent der Gefechtstärke.

Denken in diesen Tagen außer den Angehörigen so viele so warm der fernen Toten, wie es dem deutschen Volke ziemt, und wie es die tapfern Kämpfer verdient haben? Vielleicht trägt der Verlag der Heeresbilder Sorge, daß übers Jahr die fernen Gräber weniger vergessen sind.

München Ludwig Kemmer

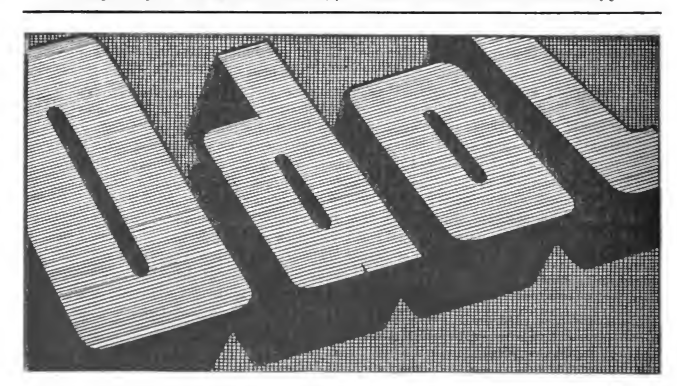
Krauskopf.*) So wäre denn unser Herzens- und Schmerzenssohn Detmar glücklich ans Ziel gebracht! Kein kleines Stück Arbeit für seinen Schöpfer! Denn dieser Detmar ist ein Universalgenie, das mit einundzwanzig Jahren schon drei Fakultäten durchschmaruzt und Wunderkuren verrichtet hat — Doktor und Professor mag er nicht werden, nur praktischer Arzt und Menschenfreund —, dabei auch aller schönen Künste Meister ist, sodaß er beinahe Wagnersänger geworden wäre; und um ihn mit allen diesen Vorzügen ausstatten zu können, mußte sie sein Schöpfer doch selbst erworben haben. Wir finden das Urbild des deutschen Jünglings in Bonn wieder, am Arndtdenkmale, mit himmelhochjauchzendem und zum Tode betrübtem Herzen. Denn sein Freund Ferdinand hatte ihm vor der Abreise aus der westfälischen Heimat den gefährlichen Auftrag gegeben, für ihn bei der holden Agnes zu werben, und er hatte — natürlich unbewußt — für sich selbst geworben. Der Gefahr, zum Verräter am Freunde zu werden, entrückt ihn dieser, indem er, von einem Frömmigkeitsraptus ergriffen, irdischer Liebe entsagt, aber um die Geliebte bringt ihn der Saufteufel. Des gläubigen Vaters Gebot gehorchend, tritt er in die katholische Verbindung Bavaria ein, deren Mitglieder die Glaubenszweifel im Bierdusel ersticken, und dort ersäuft er seinen Liebeskummer. Zwar treibt ihn rohes Geschimpf auf Luther aus dieser Gesellschaft in eine andre Verbindung, die mehr Geist hat — die Vertreter zweier Verbindungen verschiedner Richtung werben um ihn und erörtern dabei die großen Fragen der Menschheit im drolligsten, ulkigsten Studentenjargon —, aber die bei den „Papparen“ angenommne Gewohnheit eines überreichlichen Früh- und Abendschoppens behält er bei, und als Tante Johanna und Agnes einmal zum Besuch kommen, macht er den Eindruck eines Säufers. Entsetzt flieht Agnes vor ihrem verpfuschten Ideal ins Kloster, und Detmar will sich entleiben. Eines Drehorgelspielers „O du lieber Augustin“ und ein Sozialdemokrat, ein ausnahmsweise feiner Genosse, bewahren ihn vor der Torheit. Der sozialistische, philosophisch gebildete Gerbermeister führt ihn in Feuerbach, David Strauß, Vogt und Büchner ein, und als vollendeter Stoffpintscher, wie der Patohm die Sorte nennt, geht er nach München. Dort lebt er ausschließlich ernstem Studium und arbeitet sich aus der Stoffpintscherei wieder zum Licht und zu Gott empor.

Szenen wie der Studentendisput über die Weltanschauung oder Detmars Versuch, die Liebe physiologisch zu erklären, oder die Mensur zwischen den zwei Seelen unsers Helden, der ernsten Denker- und Gottsucherseele, die Detmar, und der fidelen gemütlichen Künstlerseele, die Krauskopf heißt, um die Tracht — jene kämpft für den schwarzen Rock und Zylinder, diese für Joppe und Kalabreser — würden Jean Paul und Wilhelm Raabe Ehre machen. Über den Birnbaum, auf dem der verliebte alte Narr, der Agnes Vormund, Zeuge sein muß, wie sein Mündel dem verhaßten Krauskopf ihre Liebe gesteht, würde sich Boccaccio freuen, nur daß unsre beiden reinen Heldenseelen von keinem Hauch boccacciesker Lüsternheit befleckt sind, und die Gedichte, in denen Detmar und Agnes nebst Oheim und Tante gelegentlich ihre Gefühle ausströmen, würden ein ganz anständiges

*) Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Drittes Buch: Vom Jüngling zum Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1905.

Bändchen ergeben, das sich neben den Gedichtsammlungen unsrer besten Lyriker nicht zu schämen hätte. Am meisten haben uns angesprochen das Lied „der holden schönen Fraue: Wenn uns Männer Sorgen drücken" und das herzinnige in Platt: „O Dütskland, du min Vaderland!" Der Patohm bewährt sich übrigens nicht bloß als Dichter, sondern auch als ein Kritiker, dessen neue, höchst originelle Methode unsern Kritikern, die schon anfangen, langweilig zu werden, dringend zu empfehlen ist. Drei- und mehrbändige Romane sind vor einigen Jahrzehnten viele geschrieben worden, aber außer den autobiographischen wie Copperfield und der Grüne Heinrich wohl kaum einer, den die innere Entwicklung des Helden so vollständig ausfüllte wie Krauskopf. Wir dürfen ihn also wohl ebenfalls als eine Art Autobiographie ansehen. Wie weit das für die äußern Schicksale des Helden zutrifft, begehren wir nicht zu wissen, aber daß der Verfasser in der religiösen Entwicklung Detmars seine eigne darstellt, läßt sich nicht verkennen. Sie endet damit, daß Detmar lutherisch wird: kein korrekter, orthodoxer Lutheraner — auch von seinen neuen Glaubensgenossen wird er verketzert —, sondern ein Christ, der an Gott glaubt und Jesus liebt, und der nur darum einer protestantischen Gemeinschaft beitritt, weil Leute, die aus ihrer Abneigung gegen gewisse Dogmen und Bräuche kein Hehl machen, in der katholischen Kirche nicht geduldet werden, und weil der moderne Katholizismus dem deutschen Wesen widerspricht, auch warmen Patriotismus nicht aufkommen läßt. Mit schlicht frommen Katholiken wie dem seraphischen Pastor Wiemer bleibt Detmar gut Freund. Der Verfasser läßt Agnes im Kloster ein Tagebuch schreiben, und dieses ist nun im höchsten Grade charakteristisch für die feine Psychologie, die er in der Würdigung der Konfessionen bewährt. Der Pater Arsenius, zwar ein Fanatiker und im Fanatismus auch der Lüge fähig, sonst aber ein edler Mann voll Geist, und die Nonnen sind keine Karikaturen, weder lasterhaft, noch dumm, noch Heuchler. Es sind tüchtige Menschen, die Nützliches wirken, nur daß Bigotterie ihrem Wirken einen unangenehmen Beigeschmack verleiht, und daß ihre eingebildete Engelhaftigkeit durch verzeihliche und unvermeidliche Menschlichkeiten verdientermaßen kompromittiert wird. Möge Krauskopf, nachdem er auf dem Wege seiner innern Entwicklung sein schönes Ziel erreicht hat, nun auch auf dem Büchermarkte seinen Weg zu den Lesern finden; ist er einmal dort, den Weg zu ihren Herzen findet er dann sicherlich.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 2

Ausgegeben am 11. Januar 1906

Inhalt

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Der russische Bauer vor und nach der Emanzipation



Die russische Leibeigenschaft ist im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entstanden. Obgleich Beschränkungen der persönlichen Freiheit des Landarbeiters schon früher vorkamen, folgte sie doch erst aus dem Gesetz, das Boris Gudonow am Georgstage 1601 erließ. Durch dieses Gesetz wurde den Bauern verboten, vom Moskauer Zentrum nach den Grenzgebieten zu ziehn, und von nun an wurden sie allmählich an die Scholle gefesselt. Mit dieser Maßnahme bezweckte der Zar, dem beständigen Mangel an Arbeitskräften im Interesse des Staates zu steuern. Denn der geldarme Staat handelte so, wie man im Westen in ähnlichen Fällen handelte: er bezahlte den heerespflichtigen und dienenden Adel mit Grund und Boden, aber nicht mit bloßem Boden allein, der ja im Moskauer Reich nichts kostete, sondern mit dem von Bauern bevölkerten Boden. Jedoch konnte damals noch immer der Bauer den Herrn wechseln, sofern er die vereinbarten Bedingungen erfüllt und ordnungsmäßig gekündigt hatte. Aber nur in den seltensten Fällen vermochte er von diesem Rechte Gebrauch zu machen, weil er von seinem Herrn in der Regel ein Darlehn hatte, das zu bezahlen ihm unmöglich war. Oft hatte er anstatt des einfachen Kontrakts einen sogenannten Darlehnsschein ausgestellt. Hierin verzichtete er für immer auf das Recht, das vom Herrn entnommne Darlehn zu bezahlen, und verpflichtete sich, „nirgends vom neuen Herrn wegzuziehn"; der Herr erhielt von vornherein das Recht, „ihn überall suchen und ihn von überall holen zu lassen." Seit dem Jahre 1648 galten alle Bauern, die bei der neuen Höfezählung eingetragen waren, als Leibeigne, und der Übergang zu irgend jemand wurde von nun an als Flucht behandelt.

In dem Maße, wie jetzt der Bauer an den Grundherrn gekettet wurde, wuchs dessen Macht über ihn. Niemand mischte sich in die gegenseitigen Beziehungen hinein, die Regierung war nur besorgt, daß der Bauer aus der Bauernschaft nicht austrat, d. h. daß er nicht aufhörte, Steuerzahler zu sein; alles übrige ging sie nichts an. Das Leibeigenschaftsrecht erscheint somit schon im siebzehnten Jahrhundert, wo es sich formell kaum gebildet hat, mit allen Attributen der unbeschränkten Macht des Menschen über den Menschen. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts nahm der Gutsbesitzer ohne weiteres dem

Bauern seinen Boden, führte ihn zum Hofdienst über, schickte ihn auf andre Güter, riß die Familien auseinander, teilte und vertauschte sie. Damals begann zweifellos auch der direkte Verkauf der Bauern. Richter seiner Bauern war der Gutsherr wahrscheinlich schon im sechzehnten Jahrhundert, im siebzehnten konnte man auf dem Herrenhofe schon Gefängnis, Fesseln, Halseisen antreffen, während im Moskauer Gerichtsarsenal die ausgesuchtesten Martern aufkamen. Das Strafrecht wurde durch keine gesetzliche Bestimmung beschränkt. Zwar befahl das Gesetzbuch in einem Einzelfall, es müsse dem Herrn eingeschärft werden, daß er seine Leibeignen nicht töte, nicht verstümmele und nicht mit dem Hungertode peinige; aber auch innerhalb dieser bescheidnen Grenzen sicherte das Gesetz die Person des Leibeignen keineswegs.

Bei alledem galt der Besitz von Leibeignen noch immer nur als eine Entschädigung der dienenden Herren für ihren Staatsdienst, d. h. er war eine Form staatlichen Lohnes. Diesen staatlichen Charakter behielt die Leibeigenschaft, solange sie mit dem obligatorischen Militärdienst der Gutsbesitzer verknüpft war. Der Bauerndienst erschien als die natürliche Folge des Kriegsdienstes des Gutsbesitzers dem Staate gegenüber: die Kettung des Bauern wurde durch die Kettung des Adels gerechtfertigt. Im achtzehnten Jahrhundert wurde die schon herrschende Praxis gesetzlich sanktioniert. Es begann nämlich die Befreiung des Adels und seine Umwandlung in einen privilegierten Stand. Der erste Schritt zu dieser Befreiung war die Trennung des Adelsdienstes vom Adelsgrundbesitz. Die Dienstpflicht wurde beibehalten und von Peter sogar verstärkt, der Besitz an dem frühern Dienstanteil war aber nicht mehr vom Dienst abhängig: das Dienstgut wurde Eigentum des Edelmannes. Katharina die Zweite vollzog den letzten Schritt, der noch zu machen war: der Adel wurde 1785 vom obligatorischen Dienst vollständig befreit und erhielt zu derselben Zeit eine Bestätigung und sogar Erweiterung aller seiner Eigentumsrechte. Es fragte sich nun, was mit den Leibeignen geschehen sollte. Ihrer Auffassung nach hatten sie das zarische Beamtentum zu ernähren; wenn der Zar dieses vom Dienst befreite, so mußte er auch die Bauern von der Pflicht, es zu ernähren, befreien. Nach der Befreiung des Adels erwarteten also auch sie ihre Befreiung, und als sie nichts davon vernahmen, glaubten sie, daß das Manifest ihrer Befreiung schon erlassen sei, daß die Gutsbesitzer es aber geheim hielten. In dieser Überzeugung verharrten sie unerschütterlich, und auch später verstanden sie die Befreiung nicht anders, als daß der Zar ihnen auch den Boden, den sie hartnäckig für ihr eigen hielten, endlich zurückgeben würde, während er seine Diener für ihren Dienst aus Staatsmitteln belohnte.

In demselben Augenblick aber, wo die Bauern ihre Befreiung erwarteten, machte sie die Regierung zum völligen Eigentum des Adlichen. Der staatliche Charakter ihrer Pflichten wurde ganz verwischt, und ihre Rechtlosigkeit gesetzlich festgelegt. War das Recht, die Leibeignen zu verkaufen, schon vorhanden, so wurde es im Jahre 1747 formell bestätigt; ohne weiteres konnte auch der Gutsbesitzer den Bauern nach Sibirien schicken, während diesem selbst jedes Recht, auch das, gegen den Grundherrn zu klagen, genommen wurde. Der Staat bekümmerte sich nur wenig oder gar nicht um die Leibeignen, von den Guts-

besitzern aber verlangte er, daß sie die Verantwortung für die regelmäßige Zahlung der Steuern und die Stellung der Rekruten aus ihren Leibeignen übernähmen, legte ihnen aber zugleich auch die Pflicht auf, in Hungerszeiten den Bauern zu verpflegen und ihn bei Mißernten mit Saatkorn zu versorgen. Im übrigen aber hielt sich die Regierung von aller Einmischung in die innern Beziehungen der Gutsbesitzer zu den Leibeignen fern.

Herkömmlich stand dem gutsherrlichen Bauern ein Stück Land zu, das ihn und seine Familie ernährte. Während in Kleinrußland das Grundstück, das der Bauer zur Nutznießung erhielt, in der einzelnen Familie blieb, hatte sich in Großrußland die altslawische Einrichtung erhalten, daß die bäuerlichen Grundstücke des Gutes als ein gemeinschaftlicher Besitz von der Gemeinde bewirtschaftet wurden. Jede Familie erhielt ihren Anteil zugewiesen, und zwar durch eine Verlosung, die in gewissen Perioden, gewöhnlich bei jeder neuen Volkszählung, wiederholt wurde. Seine Einkünfte erhielt der Gutsherr von den Leibeignen hauptsächlich auf zweierlei Weise. Er setzte entweder eine jährliche Abgabe, den Obrok, fest und ließ die Bauern wirtschaften, oder aber er verpflichtete sie, für ihn zu arbeiten, und zwar gewöhnlich nach Familien drei Tage in der Woche, zur Erntezeit aber das ganze Dorf zu gleicher Zeit. Um die Einkünfte zu vermehren, pflegten die Gutsbesitzer die tätigsten unter ihren Leibeignen zum Handel oder zum Gewerbe zu geben, wobei natürlich der so Entlassene um so mehr zahlen mußte, je besser es ihm ging. Das schlimme bei diesem Verhältnis bestand eben darin, daß sich die Willkür des Gutsherrn oft nicht an die wenigen gesetzlichen Schranken kehrte und die Leistungsfähigkeit seiner Leibeignen bis zum äußersten treiben konnte. Reiche Gutsbesitzer mißbrauchten ihre Macht gewöhnlich nicht, sodaß die Lage ihrer Bauern erträglich, mitunter sogar recht gut war; dafür stand es mit den Leibeignen weniger bemittelter Gutsbesitzer um so schlimmer.

Für den Verkehr der Herrschaft mit den Bauern war der Starost eine wichtige Person. Er empfing die Befehle von dem Herrn oder dessen Verwalter und hatte für ihre Ausführung Sorge zu tragen, wobei er vor allem das Interesse seines Herrn wahren mußte, in der Regel aber auch seinen eignen Vorteil nicht vergaß. Oft war er ein arger Tyrann, und besonders wenn der Herr nicht auf seinem Gute lebte oder keinen Verwalter hatte, hing alles Wohl und Wehe seiner leibeignen Brüder von ihm ab. Selten aber wagte es jemand, sich zu beklagen, denn der Starost konnte den Kläger geradezu vernichten: irgendein Vorwand genügte, ihn beinahe zu Tode prügeln zu lassen oder ihn sonst bei allen Gelegenheiten zu benachteiligen; er konnte zum Beispiel die Söhne bei der nächsten Rekrutierung zum Militär einstellen lassen, was die russische Bevölkerung immer als ein großes Unglück betrachtet hat.

Nicht selten kam es auch vor, daß nachlässige und verschwenderische Herren ihre Bauern zu Bettlern machten; diese ertrugen wohl den harten Druck so lange, als sie es vermochten, dann aber ließen sie sich auch zu blutigen Gewalttaten hinreißen, gingen von Haus und Hof und flohen in die Wälder, wo sie sich mit Jagd oder auch mit Ackerbau so lange nährten, bis sie aufgespürt und gefangen wurden und meist ihre Laufbahn in Sibirien endeten.

Menschenwürdig war somit die Lage der Leibeignen gewiß nicht. Aber man darf nicht vergessen, daß die schlimmsten Seiten dieses Verhältnisses bei weitem nicht überall zum Ausdruck kamen, weil die patriarchalische Auffassung der Dinge dieses nicht zuließ. Der im Zustand einer gewissen Kindlichkeit hinlebende Bauer glaubte, ein guter Herr wäre ein Geschenk Gottes, ein schlimmer aber eine Strafe für den sündigen Bauern. Der Herr dagegen glaubte, für seine väterlichen Pflichten billig alle seine Rechte beanspruchen zu können. Man würde also Unrecht tun, wollte man den russischen Adel samt und sonders verdammen, wie man das seinerzeit oft im Westen getan hat. Auch unter den ungünstigsten Verhältnissen verleugnete der Adel im allgemeinen nicht eine gewisse Humanität, die dem russischen Nationalcharakter eigentümlich ist. Zu seiner Rechtfertigung muß ferner angeführt werden, daß der Adel nicht wenig zur Aufhebung der Leibeigenschaft getan und sogar die begeistertsten Apostel der Emanzipation gestellt hat, daß besonders in den ersten Jahren nach der Aufhebung der Leibeigenschaft viele Gutsbesitzer durchaus nicht ängstlich ihre augenblicklichen Vorteile zu wahren suchten, sondern sich vielmehr zu bedeutenden Opfern bereit zeigten, um den Bauern ein erträgliches Los zu ermöglichen.

Das Manifest vom 19. Februar 1861 verkündigte dem großen russischen Reiche die Befreiung der Leibeignen. Mit Dank und Jubel wurde es vom Volke begrüßt. Und in der Tat, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die größte Revolution auf sozialem Gebiete, die jemals auf friedlichem Wege ausgeführt worden ist, bleibt die denkwürdigste Tat des zweiten Alexanders. Sie hat aber nicht die Frucht gebracht, die zu erwarten man sich berechtigt glaubte. Absehend von dem idealen Gute der Freiheit, das als absoluter Gewinn bestehn bleibt, beobachten wir nach der Aufhebung der Leibeigenschaft eine allmähliche Verschlimmerung der materiellen Lage der Landbevölkerung. Wie sich diese gestaltet hat, werden wir weiter unten sehen; hier haben wir zunächst einige Worte über die Person zu sagen, von der die gewaltige Reform ausging, und über die Organe, die zu der Ausführung berufen waren. Alexander der Zweite ist nicht ein strammer Despot gewesen, sondern ein fühlender Mensch. Er erkannte die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform des ganzen Staatswesens, und mit dieser Einsicht verband sich in ihm ein hohes Maß von humanen Regungen. Alexander empfand warm für sein Volk und wollte aufrichtig das Gute und Rechte. Aber der Zar-Befreier, ein Ehrenname, den er trotz alledem verdient, hätte samt seiner Einsicht, seinem Wohlmeinen und Wohlwollen mehrere Eigenschaften Peters des Großen haben müssen, wenn er seine riesengroße Aufgabe mit Hoffnung auf Erfolg lösen wollte. Nur ein Mann von Genie und unbeugsamer Willenskraft hätte ein wirklicher Reformator für Rußland werden können. Ein solcher Mann ist Alexander der Zweite nicht gewesen. Wollte er Rußland zu einem ganz europäischen Rechtsstaat umformen, so mußte er sich vor allem sagen, daß die Aufopferung der Autokratie die Voraussetzung sei. Alexander aber wollte der Regenerator Rußlands sein und dennoch Zar im vollen Sinne des Wortes bleiben; dadurch aber verwickelte er sich und seine Umgebung von vornherein in ein Netz von Widersprüchen, aus dessen Maschen man niemals herausgekommen ist. Kurz, ihm fehlte der klare, umfassende Blick

und das scharfe, nüchterne Urteil, Vorzüge, ohne die sein Reformwerk nicht gelingen konnte.

Zunächst hatte er nicht bedacht, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft eine evident staatliche Angelegenheit war, die weit über die Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern hinausging. Mit der Befreiung der Bauern wurde sozusagen der Eckstein des ganzen Staatsgebäudes ausgehoben, wobei die Haltlosigkeit des übrigen Gebäudes recht deutlich zutage treten mußte. Es war also zu erwarten, daß die erste Reform unmittelbar von einer Reihe andrer Reformen begleitet ins Leben treten werde. Die Emanzipation führte ein neues Prinzip, die freie Arbeit, ins Leben ein. Dieses neue Prinzip mußte die wirtschaftliche und die soziale Lage des gesamten Volkes vollständig umgestalten. Natürlich bedurfte es somit einer Gesamtheit von Reformen, die zu derselben Zeit erscheinen und einander stützen und ergänzen mußten. Anstatt dessen sind einzelne Reformen nach und nach erschienen, getrennt und ohne organischen Zusammenhang, und waren sie an sich auch noch so wertvoll, so hatten sie unter diesen Umständen doch nicht die Lebensfähigkeit, die auf sie gesetzten Hoffnungen zu erfüllen.

Vielleicht wäre dieser Fehler nicht so zutage getreten, wenn Alexander tüchtige und ihm gleich wohlgesinnte Leute in den leitenden Stellen gehabt hätte. Daß dies nicht der Fall war, machte das Maß voll. Während er selbst neue und weittragende Reformen in Angriff nahm, blieben seine Werkzeuge fast ausnahmlos die des alten Regimes. In den Komitees, die das Emanzipationsgesetz vorbereiteten, waren die Gegner dieser Maßregel die Mehrheit. Träger des frühern reaktionären Regimes arbeiteten mit Männern der liberalsten Richtung, und entsprechend dieser disparaten Zusammensetzung verfuhren die einen Verwaltungschefs nach alter, die andern nach neuer Methode. Hier erlaubte sich die Administration die gröbsten Willkürlichkeiten, dort wich sie vor dem Ansturm der öffentlichen Meinung ängstlich zurück. So kommt es denn, daß die Regierung des menschlichsten und wohlmeinendsten aller russischen Monarchen niemals, und auch nicht zu ihren besten Zeiten, aus unlösbaren innern Widersprüchen herausgekommen ist, daß sie es niemals zu einem einheitlichen, konsequent durchgeführten „System" gebracht, daß sie ihre besten Kräfte vielmehr an die Vereinigung unvereinbarer Gegensätze gesetzt und in dem Bestreben, dem Entgegengesetzten gerecht zu werden, alle Parteien und alle Ansprüche unbefriedigt gelassen hat.

Das gilt auch für die bäuerliche Bevölkerung Rußlands. Die Emanzipation hat für sie bis heute noch nicht die wohltätigen Früchte gezeitigt, die eine besonnene Regierung vielleicht alsbald schon zur Reife hätte bringen können. Hier ist es wohl angezeigt, einige Hauptbestimmungen dieses Gesetzes kurz anzudeuten; wir haben, wie überhaupt in diesem Aufsatze, nur die gutsherrlichen Leibeignen dabei im Auge. In 29 großrussischen Gubernien verbleibt der kommune Besitz. Jedes erwachsne Mitglied der Kommune hat vom Gutsbesitzer drei bis acht Desjatinen Land zu bekommen. Die Ablösung geht im ganzen Reiche gleichmäßig vor, und zwar nach dem Prinzip eines freiwilligen Übereinkommens mit dem Besitzer. Nur wenn dieses nicht zustande kommt, gilt

folgendes Verfahren: Die Ablösungssumme besteht dann aus dem sechzehnzweidrittelfachen Betrage der bisherigen jährlichen Abgabe oder der in Geld berechneten jährlichen Arbeitsleistung. Die Ablösungssumme wird unter Zugrundelegung des Urbars auf die Häuser verteilt. Der Staat übernimmt 80 Prozent der Ablösungssumme, die als Schuld hypothekarisch sichergestellt und mit einer Verzinsung und Amortisation von sechs Kopeken auf den Rubel in neunundvierzig Jahren bezahlt wird. Der Gutsbesitzer bekommt 5prozentige und $5^1/_2$prozentige Staatsobligationen; 20 Prozent der Ablösungssumme muß die Gemeinde dem Gutsbesitzer entweder sogleich oder in vertragsmäßigen Fristen bezahlen.

Die Ablösung ging anfangs rasch vonstatten, dann aber trat ein Stillstand ein. Der Gutsbesitzer war nämlich an einen Termin für das Zustandekommen der Ablösung nicht gebunden und konnte die Bauern somit in einer zeitweiligen Abhängigkeit von sich erhalten. Das geschah oft im Süden, wo das Land fruchtbar und ertragreich ist, denn hier war die normierte Ablösungssumme zu gering, und es kam vor, daß der Besitzer ein Viertel der Anteile den Bauern lieber schenken wollte, als die gesetzliche Anzahl Desjatinen um die festgesetzte Summe abzutreten. Im Norden, wo der Boden gering ist, trat der umgekehrte Fall ein. Dort mußte der Bauer den Anteil von den Gutsbesitzern um eine 50 Prozent und mehr den Bodenwert übersteigende Ablösungssumme annehmen, sodaß er nicht einmal seine jährliche Grundentlastungsquote zu gewinnen imstande war. Weiter erwies sich der Landanteil vielfach zu klein, als daß er den Lebensunterhalt hätte sichern können. Auch konnte der Fall nicht ausbleiben, daß größer gewordne Familien eine Neuteilung verlangten, wodurch aber der Anteil eines einzelnen auf ein solches Minimum hinabsinken mußte, daß es kaum der Mühe wert schien, ihn zu bearbeiten. So waren denn manche Bauern gezwungen, sich zur Beschaffung des Bargeldes für die Abgaben und andern Bedürfnisse Nebenerwerb in den Fabriken und Manufakturen zu suchen. Aber auch da, wo die Dinge ganz leidlich standen, war es nicht gut bestellt. Die Bauern wußten sich mit ihrer Freiheit nicht zurecht zu finden. Sie hatten nie gelernt selbständig zu sein, hatten sich immer auf den Herrn verlassen und waren nun auf sich selbst angewiesen. In Mißjahren hatte der Herr die Bauern ernährt und beizeiten Vorräte aufgehäuft. Jetzt sollten sie für sich selbst sorgen, in die Zukunft sehen, überlegen und berechnen; dazu hatten sie kein Talent, zumal da Sorglosigkeit ein ausgeprägter Zug des russischen Volkes ist. So begann die Lage der Bauern in manchen Strichen viel unerquicklicher zu werden, als sie früher jemals gewesen war. Schon im Jahre 1872 erklärte eine kaiserliche Kommission, daß in Bessarabien und in den ehemals polnischen Provinzen die Ablösungsgelder normal wären, auch dort, wo die Eisenbahn und andre Umstände den Wert des Bodens gegen die Schätzung des Jahres 1861 erhöht hätten; aber im Zentrum, im Nordwesten und in den übrigen Provinzen gäbe es Ortschaften, wo der Ertrag des Bodens durch die Ablösungsgelder weit überschritten werde; diese Gegenden litten Not, die Landwirtschaft gehe zurück und werde kraftlos unter der Last der sich häufenden Steuerrückstände. Die Regierung suchte die Lage der Bauern zu

erleichtern, indem sie die Ablösungsgelder ermäßigte und Landbanken errichtete, um den Bauern den Ankauf von Grundstücken zu ermöglichen. Im großen und ganzen war nichts damit geholfen, denn kaufen konnte der Bauer nicht, weil er kein Geld hatte.

Wenn man gesagt hat, Rußland habe kein ländliches Proletariat, so mag das für frühere Zeiten wohl zutreffen, nach der Aufhebung der Leibeigenschaft hat sich das wesentlich geändert. Im Jahre 1882 gab es in der Provinz Moskau nicht weniger als zehn Prozent landlose Familien, wie ehemalige Hofbediente, verabschiedete Soldaten, Gebrechliche, Greise und Witwen mit Kindern. Diese zahlten keine Steuern und waren eine Last für die Gemeinde. Dazu kamen fünfzehn Prozent Familien, die zwar Landanteile besaßen, aber aus verschiednen Ursachen keine Landwirtschaft trieben. Insgesamt hatten demnach fünfundzwanzig Prozent der Familien den Betrieb der Ackerwirtschaft eingestellt; ferner fand sich ein Prozentsatz kleinerer Leute, die zwar Land hatten, aber kein eignes Pferd halten konnten und deshalb nur mietweise ihren Acker bestellten. Endlich gab es eine nicht unbeträchtliche Anzahl Familien, die kein eignes Obdach besaßen. Angesichts solcher Verhältnisse und mit Rücksicht auf die Überbürdung der Bauern mit Abgaben wird es wohl verständlich, daß die Steuerrückstände in der Provinz Moskau einundvierzig Prozent der jährlichen Abgabensumme betrugen. Auch ließ sich die Tendenz einer schärfern Scheidung zwischen reichern und ärmern Bauern und eine Verschlimmerung der ökonomischen Lage der armen nicht verkennen. Lähmend auf die Landwirtschaft wirkte vorzüglich der Schutzzoll, indem er auch solche Artikel, die im Lande nicht genug erzeugt werden konnten, wie zum Beispiel landwirtschaftliche Geräte, ganz ungerechtfertigt besteuerte. Als die Regierung im Jahre 1892 Umfrage hielt, ob es ratsam sei, den Zoll auf Ackerwerkzeuge zu erhöhen, sprachen sich alle landwirtschaftlichen Vereine dahin aus, daß die Landwirtschaft in den letzten Zügen liege. Die Rückwirkung des Zolles stellte sich in vielen Fällen geradezu als ein äußerst wirkungsvolles Hindernismittel gegen jeden Fortschritt dar, dessen Abdämmung notwendigerweise zur Stagnation und zum Ruin führen mußte.

Es fehlt in der Tat auch heute noch an den gewöhnlichsten Ackergeräten; strichweise hat man keine Sensen und behilft sich mit einem äußerst unpraktischen Instrumente. Pflüge sind bei den kleinen Landwirten so selten zu finden, daß die Moskauer Sjemstwos jedes Jahr eine Anzahl von ihnen umsonst an die Bauern ausleihen, in der Hoffnung, sie dadurch zum Kaufen zu veranlassen. Dazu ist an manchen Orten der Boden aus Mangel an künstlichen Düngemitteln beinahe erschöpft, und doch sind in demselben Verhältnis, wie sich die Erträge vermindert haben, die Steuern in beständigem Wachsen geblieben. Daß diese fortwährend seit der Emanzipation zunahmen, und die Steuerschraube immer kräftiger angezogen wurde, erklärt sich daraus, daß die Einführung der neuen gerichtlichen und politischen Institutionen, obschon sie den bestehenden lokalen Organen den größten und wesentlichsten Teil ihrer Tätigkeit abnahmen, durchaus nicht auf eine Verringerung von deren Unterhaltungskosten eingewirkt hatte; im Gegenteil, diese Kosten haben sich fast verdoppelt, und der Unterhalt der

neuen Institutionen belastete das Volk alsbald mit weitern dreißig Millionen. Diese Erscheinung, die nur Rußland eigentümlich ist, wird ganz begreiflich: wenn die Reform das Alte nicht umbildet, sondern durch etwas neues ergänzt, so wird sie allerdings ohne vorherige Erhöhung der Einnahmen unmöglich gemacht. Hieraus folgt schon, daß das bureaukratische System, indem es die Oberhand behalten hat, auch wirklich herrscht und das Neue auf Kosten des Alten nicht aufkommen läßt, daß es tatsächlich den Intentionen des Gesetzgebers ein Veto entgegenstellt.

So seufzte denn der Bauer unter einer unerträglichen Last. Wenn er seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte, fand er anfangs einen leichten Weg, sich durch Privatkredit zu helfen, indem er die Steuern in Schulden verwandelte, die dann aber von Jahr zu Jahr so anwuchsen, daß sie zuletzt einen überwältigenden Umfang annahmen und nicht mehr gedeckt werden konnten. In diesem Falle wird das Land von Staats wegen verkauft, seine einstigen Besitzer werden hinausgetrieben und helfen das große Heer des Lasters und des Verbrechens vermehren. Während nun der Kredit in andern Ländern dem Landwirt in materieller Beziehung über harte Zeiten hinweghilft, ruiniert er den russischen Bauer durch den hohen Zinsfuß. Dieser beträgt für gewöhnlich hundert Prozent, steigt aber unter Umständen viel höher. Das unter solchen Bedingungen geborgte Geld wird hauptsächlich zur Zahlung der Steuern gebraucht. Im Gouvernement Twer werden, wie die Statistik lehrt, zwei Drittel der zu zahlenden Steuern jedes Jahr nur dadurch aufgebracht, daß sich die bedürftigen Bauern das Geld bei privaten Wucherern leihen. Natürlich ist das Ende der unvermeidliche Ruin. Die Verworfenheit des russischen Wucherers können wir uns kaum vorstellen; er hat etwas satanisches an sich und übertrifft an Gewissenlosigkeit alle andern der Welt. Wenn es im Winter an Nahrungsmitteln fehlt, und keine Arbeit zu finden ist, verkauft mancher Bauer die noch im Schoße der Erde ruhende Ernte für ein Geringes, um sie dann einige Monate später zu einem viel höhern Preise wieder zu kaufen, nur damit er seine Familie zu ernähren vermag. Die Schuldner werden gezwungen, für ihre Gläubiger zu arbeiten, es ist ihnen verboten, an irgend jemand anders als an diese etwas zu verkaufen, und ihnen nicht erlaubt, über Druck, den man auf sie ausübt, über Erpressungen, deren Opfer sie sind, Klage zu führen. Der Bauer aber läßt alles stumpfsinnig über sich ergehn, die Urheber seiner Leiden sieht er in den Steuerbeamten. An dem Zaren hängt er noch in fast blinder Ergebenheit, und er tröstet sich mit der alten Mär, der Kaiser wünsche einen Ukas zu erlassen, der die Verteilung der Domänen unter die Bauerngemeinden verfüge, doch werde er von den Adlichen und den Beamten daran gehindert.

Eins der furchtbarsten Laster, das auf dem Lande grassiert, ist die Trunksucht. Diese Leidenschaft verzehrt nicht wenig Kräfte des russischen Volks. Da der Detailhändler mit Branntwein zugleich in der Regel der Geldleiher ist, kann man die Tiefe des Verderbens ahnen. Zugleich läßt sich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß mehr als ein Drittel der Staatseinkünfte durch die Branntweinsteuer aufgebracht wird, und die Regierung tut nichts, eine Verminderung des Konsums herbeizuführen; im Gegenteil, der Bauer, der nicht

trinkt, wird mit Mißtrauen betrachtet, und es bedarf dann häufig nur noch der Andeutung, daß er nicht regierungstreu oder daß er ein Ketzer sei, ihn zu verderben.

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß das Elend der Bauern zum großen Teil ihrer krassen Unwissenheit zuzuschreiben sei. Ohne Zweifel würde eine bessere Schulbildung der Bauernbevölkerung die Augen öffnen und dazu beitragen, sie allmählich in eine menschenwürdigere Lebenshaltung hinüberzuführen. Hier aber muß man der Regierung wieder den Vorwurf machen, daß sie für die Aufklärung ihrer Untertanen kein gleichmäßiges Interesse zeigte. Hunderte von Schulen wurden unter Alexander dem Zweiten eröffnet, aber eine ganze Anzahl sind unter Alexander dem Dritten als unnötig wieder geschlossen worden. Darum herrscht im Volke eine große Unwissenheit, und uns scheint der Zeitpunkt noch fern, wo es sich wirklich erfolgreich im öffentlichen Leben betätigen könnte.

Als die Emanzipation verkündigt wurde, wähnte man den Anbruch einer neuen Zeit. Das russische „System“ hat die Hoffnungen zuschanden gemacht: an Stelle des Grundherrn trat der despotische Staat, ein Tausch, bei dem der Bauer wenig oder nichts gewann. Kein Volk der Erde hat so viel Geduld und Ausdauer wie das russische, dessen blinder Gehorsam und vollkommne Entsagungsfähigkeit fast sprichwörtlich geworden sind; dennoch kann man sich nicht darüber wundern, wenn es unter so mißlichen Bedingungen unruhig zu werden beginnt und mit seinem Wogenschlage das Reich zu erschüttern droht, dessen eigentlichen Grundstein es bildet.

Groß-Lengden — A. Spanuth



Frankreich vor den Wahlen

(Schluß)



Der Streit um Patrie und Armee droht heute die Franzosen noch mehr zu entzweien als der Kampf um die Freiheit des Glaubens und jakobinische Unduldsamkeit. Zum mindesten wird um die Vaterlandsfrage lauter und wilder gerauft als um die Kirchenpolitik. Der Antipatriotismus ist die Folgerung aus dem kollektivistischen und marxistischen Programm, die vielen französischen Genossen als die wichtigste erscheint. Die eigentlichen Theoretiker des neuen Evangeliums sind die Lehrer. Sie sind zum großen Teil der Umsturzpartei verfallen und bilden sogar ihren verwegensten und unternehmungslustigsten Flügel. Auch Jean Jaurès war ja Professor und ebenso Hervé, Thalamas und andre Apostel der Vaterlandsfeindschaft. Die Lehrer waren die verwöhnten Lieblinge der combistischen Regierung, denn sie waren freiwillige Wahlagenten für den Bloc und die leidenschaftlichsten Feinde der Kirche. Da konnte man sie wohl brauchen. Es begab sich aber, daß die Lehrer weiter vom Baum der Erkenntnis aßen und fanden, daß die Sozialdemokratie ihnen doch noch viel

mehr bieten könne als der Radikalismus. Sie warfen nach den kirchlichen Legenden auch das Kindermärchen vom Vaterland über Bord und fühlten sich plötzlich ganz als Proletarier, als versklavte Brüder der Handarbeiter. Bei Leuten, denen der erleuchtete Staat, der so viel mit seiner „laicisierten" Schule renommiert, ganze achtzig Franken im Monat zahlt, kann man sich über solche Gedanken nicht wundern. Bei den Hilfselementarlehrern begann es und griff reißend schnell auf die andern Klassen über. Man haßte den Herrn Direktor, man haßte die vorgesetzten Behörden, man haßte die Regierung als den Fronvogt im Dienste der ausbeuterischen, kapitalistischen Bourgeoisie. Staat und Vaterland sind nur Konstruktionen, die dazu dienen, die besitzenden Klassen zu mästen und sie ihren Raub in Muße genießen zu lassen. Proletarier aller Länder, Proletarier aller Berufszweige, vereinigt euch! Nieder mit Vaterland und Landesgrenzen, diesen Resten chinesischer Reaktion, nieder mit dem Heer, diesem Söldling des Kapitals! Die Amicales, die freien Lehrervereine, genügten nicht mehr den Ansprüchen an eine politische Organisation, die Syndikate, die Gewerkvereine, sollten an ihre Stelle treten. Dieser Kampf um die Syndikate der Lehrer, denen Gewerkvereine aller andern Beamtenklassen, zunächst der Postbeamten, folgen sollen, ist der Brennpunkt aller Bestrebungen der äußersten Linken. Hier tritt die Reibung mit dem Radikalismus ein, der allenfalls bereit wäre, das Syndikatsgesetz von 1884 auch auf Beamte auszudehnen, der aber vor den antipatriotischen Folgerungen, vor dem Generalstreik der Staatsdiener, der Umbildung des ganzen Staatswesens in eine Organisation gewerkschaftlicher Autonomien zurückschreckt. Wer in diesem Kampfe Sieger bleiben wird, ist nicht schwer zu sagen, wenn man die bisherige Unentschlossenheit der Regierung gegen die aufrührerischen Lehrer und die Tatsache in Betracht zieht, daß die parlamentarische Linke bei den Wahlen abhängig ist von den Zehntausenden von Lehrern und den Vereinen, die die Emanzipation der Lehrer unterstützen wollen, der Liga der Menschenrechte, dem Freidenkerbund, den Logen, die hier rein politische Klubs sind. Bisher hat das Ministerium nichts von den Lehrersyndikaten wissen wollen und sich dabei auf das Gesetz von 1884 berufen. Aber Gesetze können ja abgeschafft werden, und wie wenig ernst es der Regierung mit ihrem Kampf gegen die Lehrerrevolution ist, sieht man daraus, daß sich jetzt schon eine ganze Reihe von Lehrergewerkvereinen gebildet hat und unter den Augen und zum Hohn der Regierung blüht und gedeiht, so zum Beispiel im Departement Var, Loire-Inférieure, Somme, wo man sich in aller Form in den Matrikeln der Gewerkschaftshäuser, der bourses du travail, hat eintragen lassen. Auch in den Departements Rhone, Ostpyrenäen, Deux-Sèvres, Morbihan, Drôme, Corrèze haben sich syndicats des instituteurs gebildet. Hier sind die eigentlichen Kultstätten der Vaterlandsfeindschaft zu finden. Von den sozialistischen Doktrinären haben die Lehrer ihre Weisheit und verbreiten sie jetzt in vermehrter und verbesserter Gestalt nicht nur unter der Jugend, sondern auch unter den Arbeitern. Die abscheuliche und landesverräterische „Geschichte Frankreichs" des überspannten Hervé ist die Bibel der neuen Sekte; die Trikolore auf den Misthaufen, das ist nach den Worten desselben Hervé das Feldgeschrei dieser

Geistesstreiter, und die „Internationale," in der ermahnt wird, die Flinten umzukehren und zuerst die Offiziere vor der Front wegzuschießen, die befehlen, auf die Brüder jenseits der Landesgrenze anzulegen, diese „Internationale" wird von den Kindern gesungen und von den Reservisten nach ihrer Übung von achtundzwanzig Tagen angestimmt, ohne daß sich jemand noch deshalb aufregt. Haben doch der Marineminister Pelletan und der Kriegsminister Berteaux, zwei Chefs der Landesverteidigung, mit aller Ehrerbietung diesen Worten gelauscht und die rote Umsturzfahne gegrüßt. Die Ecole patriote zählt ganze 87 Abonnenten, die anarchistische Revue socialiste de l'Enseignement primaire aber 14000. Vor einem Jahre rechnete man 30000 sozialdemokratische Lehrer, heute dürften an 100000 nicht viel fehlen. Wer will die Feindschaft einer solchen Gesellschaft und ihrer Hinterleute im Lande des Parlamentarismus und des allgemeinen Wahlrechts auf sich laden? Auf dem Lande die Jacquerie, in den Städten die Barrikaden und die Bomben.

Denn die Lehrer marschieren nicht allein; in den Arbeitsbörsen der großen Städte arbeiten die anarchistischen Gewerkschaften. Hier werden die Aufrufe zur Fahnenflucht an die Rekruten, zur Desertion und zum Generalstreik im Kriegsfalle an alle Truppen verfaßt und gedruckt. Hier fand man in Tausenden von Exemplaren Anweisungen zur Anfertigung von Dynamitbomben in den Tagen des Besuchs Alfons des Dreizehnten in Paris. Hier haben die Verschwörer zu den letzten Attentaten verkehrt, hier werden die russische Revolution und ihre Praktiken als ruhmvolles und nachahmenswertes Beispiel verherrlicht. Hier werden alle Streiks vorbereitet, und hier wird der Sabotage gepredigt, die Vernichtung der Produktionsmittel und die Unbrauchbarmachung der Arbeitserzeugnisse zur wirkungsvollern Durchführung der Ausstände. Die Gewerkschaften, die hier im Gegensatz zu den deutschen Verhältnissen der extremste Flügel der Sozialdemokratie sind, und die den schlappen parlamentarischen Sozialismus verhöhnen, reichen den Lehrern und den Lehrerinnen die Hand, um die Liebe zum Vaterlande auszurotten und die Revolution im Fall eines Krieges vorzubereiten.

Wir glauben nicht, daß diese Wahnsinnigen im Ernstfalle große Erfolge haben würden, die Masse der Franzosen hat zu viel bon sens und ist zu patriotisch, als daß sie den rasenden Derwischen der Vaterlandsfeindschaft folgen würde. Aber eine große Gefahr sind diese Sanspatrie doch, und die bedrohliche Gärung im französischen Volke wird durch dieses anarchistische Fieber noch vermehrt. Zu spät suchen die Führer des Radikalismus die frühern Verbündeten zu verleugnen. Der Sansculottismus hat die größere Folgerichtigkeit für sich, und bei den Wahlen müssen die Pelletan und Berteaux mit ihm paktieren. Die bürgerliche Linke wird schließlich aus Fraktionsinteresse vielfach unter dem Joche durchgehn müssen, das man ihr auf dem Parteitage der Sozialisten in Chalon aufgerichtet hat.

Man darf bei den Betrachtungen über den Patriotismus und seine Gegner nicht übersehen, daß wir hier zum Teil auch eine Reaktion gegen den überheizten Chauvinismus Déroulèdes, der als unverbesserlicher Revanchemann heimgekehrt ist, vor uns haben und gegen die oft lächerliche Vergötterung

jedes hergelaufnen Gesellen, wenn er nur die Uniform trägt. Eine Auflehnung gegen die Anmaßung des Offizierkorps konnte man schon in der Bewegung zugunsten des herzlich unsympathischen Exkapitäns Dreyfus sehen, ebenso in den Angebereien der André und seiner Handlanger, die den Kastengeist und den Hochmutsteufel zugleich mit dem Klerikalismus aus der Armeearistokratie entfernen wollten, und denen dazu jedes Mittel recht schien.

Stoß und Gegenstoß erfolgen immer nach denselben Gesetzen. Die Reaktion gegen die vaterlandsfeindliche Hetze beginnt heute schon, und die gemäßigten und konservativen Parteien werden mit einer möglichst starken chauvinistischen Note in den Wahlkampf ziehn. Sie kennen ihre Leute und wissen ganz genau, was in den Tagen der Marokkoerregung und der Furcht vor einer deutschen Invasion am meisten „zieht." Diese neue patriotische Bewegung hat man zum großen Teil aber auch nur künstlich gemacht, um eben den Blocgegnern das Wahlgeschäft zu erleichtern. Seit langer Zeit ist in der französischen Presse nicht so unverschämt gegen Deutschland gehetzt worden wie in den letzten Wochen. Es gibt nur ganz wenige ruhmvolle Ausnahmen. Meist folgen die Blätter nach englischen Leitmotiven dem Reigen, der vom Matin, Echo de Paris, Figaro angeführt wird. Es ist sehr auffallend, daß diese systematische Verunglimpfung und Verdächtigung Deutschlands im Volke so gar keinen Eindruck macht. Man ist zwar mißtrauisch gegen die deutsche Regierung geworden, von einer deutschfeindlichen Bewegung in der Bevölkerung und in der sogenannten Gesellschaft ist aber nichts zu bemerken. Das schließt aber nicht aus, daß die Hetzer nicht doch eines schönen Tags Erfolg haben können; die Erinnerung an den Umschlag in der französischen Stimmung im Juni 1870 macht es ratsam, sich auf alle Fälle auch gegen unliebsame Überraschungen in dieser Beziehung zu rüsten. Eine Springflut des Chauvinismus könnte sicher gerade für Frankreich und die Republik viel gefährlicher werden als aller antipatriotischer Lärm, mit dem sich die Sozialdemokratie ergötzt.

Antipatriotismus und Kirchenfeindschaft, Vaterland und Christentum, Staatsautorität und Gewerkschaftsanarchie: das sind die Schlagworte, mit denen Frankreich in den Wahlkampf geht. Daneben haben die Eisenbahnverstaatlichung, die sozialpolitischen Gesetze, die handelspolitischen Fragen, die, wie der Zollstreit mit der Schweiz zeigt, sehr interessant werden können, und ähnliche Leckerbissen für den politischen Fachmann nur geringe Anziehungskraft für die breiten Wählermassen. In den Angelegenheiten der äußern Politik, die seit einiger Zeit so ungemütlich geworden ist, ist eine Meinungsverschiedenheit im Volke nicht vorhanden. Auf diesem Gebiete wird man keine Parole für den Wahlkampf finden können; alle Welt will den Frieden, alle Welt will aber auch die teuer erkauften Ansprüche auf Marokko nicht ganz fallen lassen. Die verschiednen Ententen sind gut, aber Begeisterung kann man damit nicht erregen. Von dem Zweibund ist es am geratensten, möglichst wenig zu sprechen, da man nicht weiß, was aus dem moskowitischen Hexenkessel herauskommen wird. Ob Zar, ob Republik, das ist den Leuten gleichgiltig; wenn die lieben Verbündeten nur nicht Bankrott machen und den französischen Gläubiger hineinfallen lassen, mögen sie sich untereinander nach

Herzenslust die Hälse abschneiden. Auf dem ganzen weiten Gebiet der Politik bleiben also Patriotismus und Kulturkampf die beiden einzigen Begriffe, mit denen man so oder so Geschäfte machen kann, und um die sich die andern gegenwärtig interessierenden Fragen gruppieren lassen.

Wir haben gesehen, daß sich Seine Majestät das Volk auch bei diesem Feldgeschrei nicht hat aus seiner Ruhe bringen lassen, obwohl man doch jeden Tag die rote und die blau-weiß-rote Fahne abwechselnd vor seinen Augen hin und her schwenkt. Vielleicht ändert sich das bis zum Mai, wo der Staatsbürger an die Urne schreitet — diesesmal vielleicht sogar ins „Isoloir“ nach dem geplanten französischen Klosettgesetz. Einstweilen handelt es sich aber ja nur um die Senatswahlen, bei denen das direkte und allgemeine Stimmrecht nichts zu sagen hat, und um die Präsidentschaftswahl. Prophezeiungen sind ein übel Ding in der Politik, vor allem aber bei Wahlen, zumal in Frankreich und bei einem Volk, das so unberechenbar ist wie das französische. Wir beschränken uns deshalb darauf, nachdem wir die Hauptströmungen in der „öffentlichen Meinung“ darzustellen versucht haben, die bei den kommenden Kämpfen eine Rolle spielen werden, die Parteien zu betrachten, die jetzt vor dem entscheidenden Volk aufmarschieren werden, und ihre Stellung zu den vorliegenden Aufgaben zu skizzieren. Wir werden schließlich noch einen Blick auf die gegenwärtige Regierung werfen.

In jedem Wahlkampfe haben es die Parteien auf den äußersten Flügeln insofern immer am besten, als sie nur eine Front zu bilden brauchen und nicht nötig haben, sich nach rechts und nach links zu verteidigen. Die Konservativen und die Monarchisten sind und bleiben die unwandelbare Opposition gegen jede Regierung, die heute in der Republik möglich ist. Ihr Patriotismus ist nicht zu bezweifeln; sie scheuen sich aber nicht, gegebnenfalls mit den Kommunarden gemeinsame Sache zu machen, um das jeweilige Ministerium und die geltende Verfassung zu stürzen, und würden für ihr Leben gern die übrigen Parteien so aneinanderhetzen und sie so schwächen, daß es irgendeinem Prätendenten nicht schwer würde, in Paris einzuziehn. Natürlich sind sie auch für die Kirche, aber es gefällt ihnen nicht, daß der Papst mit dieser Bande von Jakobinern so viel Nachsicht hat und nicht einfach einen Kreuzzug gegen die combistischen Kirchenschänder anbefiehlt. In der Bretagne und der Vendée sucht man dem Gegner lieber mit Flintenkugeln oder mit den Fäusten als mit Vernunftgründen und Wahlzetteln beizukommen. Ebenso ist für die äußerste Linke die Entscheidung in den vorliegenden Fragen nicht schwer. Die Kirche ist eine ebenso überflüssige und tyrannische Autorität wie der Staat, und die Ammenmärchen der Religion der Befreiung des Proletariats ebenso hinderlich wie die ideologischen Hirngespinste von Nation und Vaterland. Die Regierung, auch die republikanisch-demokratische, erinnert noch viel zu sehr an das überwundne feudalmonarchische Verwaltungssystem. Der Haß gegen das Beamtentum ist übrigens im ganzen Frankreich durchaus populär, und es gibt wohl kaum eine Figur, die so viel in Singspielhallen und in den Witzblättern mit Hohn überschüttet wird wie der Polizeiagent, über den man sich Tag für Tag in den Straßen ärgert, und dessen Anordnungen man doch in schweigender Disziplin gehorcht.

Der satte Fabrik- und Handelsherr soll ebenso in die Luft fliegen wie der Landjunker und der Pfaffe. Es soll alles „verrunjeniert“ werden, was sich der Herrschaft des vierten Standes entgegenstellt. Die grimmigste Feindseligkeit richtet sich deshalb gegen das Heer, das nicht nur das Bollwerk für den heutigen Staat und die heutige Gesellschaft ist, sondern auch in der Verteidigung der verspotteten und veralteten Landesgrenzen seine Hauptaufgabe sucht. Die französische Sozialdemokratie in ihrem Gewerkschafts- und Arbeitsbörsenflügel ist eben die Macht, die alles verneint, die alles Bestehende als zum Untergang reif ansieht. Leute wie Jaurès werden das leugnen, aber sie haben die Herrschaft in der neugeeinten, das heißt der revolutionären Partei verloren. Der starre Doktrinär Guesde ist heute der geistige Berater der Massen, und die Barrikadenmänner Allard und Vaillant geben den Ton an. Der Exprofessor Hervé ist der Marat der neuen Zeit, die jeden andern Krieg verhindern will, um desto ungenierter im Blut der Bourgeoisie waten zu können. Die Königsmörder des Anarchismus und die Mordbrenner der russischen Revolution sind die angestaunten Helden.

Wenige unabhängige Geister haben es gewagt, sich von der roten Schar zu trennen; auch die Streber in der Partei, die noch hoffen, einmal zu Amt und Würden kommen zu können, wollen nicht unter den Sembat und Jaurès weiter dienen. Herr Augagner, der ehemalige Arzt und sozialistische Maire von Lyon, heute Gouverneur von Madagaskar, gehört zu diesen Revisionisten wie Aristide Briand, der eigentliche Schöpfer des neuen Separationsgesetzes, den wir wohl bei der nächsten Gelegenheit in ein Ministerium eintreten sehen werden; auch Gérault-Richard von der Petite République, Viviani und vor allem Millerand, der ausgestoßen worden ist, weil er aus der Sozialdemokratie eine Partei für ernste Arbeiterfürsorge machen und den revolutionären Phrasenplunder über Bord werfen wollte; diesem Mann ist es vielleicht noch vorbehalten, eine große Rolle in der Republik zu spielen. Im bevorstehenden Wahlkampfe beruht die Schwäche wie die Stärke dieser parlamentarischen „unabhängigen“ Sozialisten auf ihrem wenn auch noch so verschämten Bekenntnis zum Vaterlande und ihrem Eintreten für das Heer. Das macht sie den heutigen Sansculotten verdächtig, die im Gegensatz zu ihren patriotischen Ahnen, den Jakobinern, nichts von der Trikolore wissen wollen. Die revolutionären Genossen haben denn auch auf dem Parteitag in Chalon beschlossen, in dem bevorstehenden Wahlkampf unter allen Umständen gegen die Lauen und die Schlappen in den eignen Reihen einzutreten, während ein Zusammengehn mit der bürgerlichen Demokratie nicht ganz von der Hand gewiesen wird. Dafür haben die „Unabhängigen“ Aussicht, überall von den Radikalen unterstützt zu werden, denn sie, die Revisionisten, sind die Hauptträger des Blocgedankens, der Gemeinbürgschaft der ganzen Linken. Auch die Arbeitermassen in der Provinz teilen keineswegs so unbedingt die intransigenten Anschauungen der Parteitheoretiker und der anarchistischen Arbeitsbörsen in Paris und in den Hafenstädten. In den kirchenpolitischen Fragen sind die gemäßigten Sozialisten eifrige Befürworter der Trennung von Staat und Kirche gewesen, glauben aber, daß es nun endlich an der Zeit sei, sich neuen und ersprießlichern Aufgaben zuzuwenden.

Das unterscheidet sie von den Radikalen aller Schattierungen. Dieser äußerste linke Flügel des Bürgertums teilt den Fluch der Unfruchtbarkeit mit allem einseitigen Doktrinarismus. Die Partei versagt, sobald sie aufbauen soll; sie ist nur im Zerstören groß. General André und Berteaux haben den Gehorsam in der Armee untergraben, Pelletan hat die Marine völlig verwildern lassen, Combes durch die Angeber und Vertrauensmänner in den Departements die Verwaltung, durch die Blocdelegation die parlamentarische Arbeit gelähmt oder ganz bedeutungslos gemacht. Die Erfolge der Linken sind der Einigkeit der Mehrheit in der Kirchenpolitik zu danken. Der Bloc zerfällt, seit das Konkordat zum Tode verurteilt ist. Man hat versucht, die Kulturkämpferei von neuem zu beleben; es war vergeblich: für weitere Verschärfungen in dieser Richtung sind die Deputierten nicht mehr zu haben. Die Radikalen haben die vaterländische Idee nicht aufgeben wollen und werden darum den Ansturm der Revolutionäre aushalten müssen. Ganz hat man die Hoffnung freilich noch nicht aufgegeben, mit denen um Guesde und Jaurès zu einer Verständigung zu kommen. Der letzte Vertretertag der Radikalen hatte zuerst als Bedingung für Wahlbündnisse „Verteidigung der Republik nach innen und außen" festgestellt, dann aber, um die zarten Seelchen der Sans-Patrie nicht zu verletzen, das „nach außen" gestrichen. Das ist sehr lehrreich und zeigt, daß der Kampf gegen die Kirche den Radikalen zwar bittrer Ernst, die nationale Gesinnung aber nur ein Ausputz ist, den man gelegentlich auch zuhause lassen kann. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß sich gerade im Lager dieser Herren grimmige Deutschenfresser finden, die im Reiche den schlimmsten Hort der internationalen Reaktion sehen. Auch Revancheleute sind hier gar nicht selten, und General André hat sich in der letzten Zeit als neuer Déroulède entpuppt. Es ist nicht unmöglich, daß sich die Radikalen in der nächsten Kammer auf die Schulpolitik als die notwendige Ergänzung der Kirchenpolitik werfen werden. Die Schließung der Klosterschulen hat wenig genützt, da sich dafür Privatschulen aufgetan haben. Das Ziel ist deshalb die Staatszwangsschule und Verbot jedes nichtstaatlichen Unterrichts. Die Religion ist jetzt schon aus den Lehranstalten verbannt und durch „Moral" und „Bürgerkunde" ersetzt worden. Das genügt aber der Liga für Unterricht, dem Freidenkerverbande, noch nicht. Die Moral gründet sich immer noch auf transzendentale Begriffe, und das ist ganz ungehörig. Herr Buisson und die andern Reformpädagogen wollen eine Moral auf materialistischem Boden lehren. Um dem Einfluß der Familie außerhalb der Schule zu begegnen, soll Religionsgeschichte auf den Zwangsschulen gelehrt werden; durch die „mit der modernen Naturwissenschaft im Einklang stehende" Kritik aller Glaubenssätze, ob konfessioneller, ob freireligiöser, soll das Unkraut der Dogmen aus der Kinderseele weggeätzt werden. Graut diesen Fanatikern nicht vor der Jugend, die dann heranwachsen wird? Haben sie denn keine Empfindung für die Wahrheit des Goethischen Satzes, daß Ehrfurcht die Grundlage jeder Erziehung des Menschen sein müsse? Glauben sie, daß sich dieses neue Geschlecht damit begnügen wird, die Kirchen zu Theatern oder Hörsälen zu machen? Fürchten sie nicht, daß man auch wie 1871 versuchen wird, das Louvre mit Petroleum zu begießen und den Flammen zu übergeben? Es ist nicht ver-

ständlich, weshalb die Kunst bei Barbaren mehr Respekt erwarten soll als Religion oder sittliche Gebote.

Eine empfindliche Schwäche der Radikalen ist ihre Unsicherheit in den sozialen Fragen. Sie möchten den Lehrern, den Postbeamten usw. die Streik- und Gewerkschaftsfreiheit nicht lassen, weil sie Gefahren für den Staat wittern; sie wollen das aber nicht ehrlich sagen, weil sie die Rache bei den Wahlen fürchten. Sie möchten der Parteireklame wegen Arbeiterpensionen und andre Sozialreformen; die letzten Wochen haben aber gezeigt, daß man auf der bürgerlichen Linken das Wesen der neuen Gesetze gar nicht versteht und die großen Kosten der Arbeiterversicherung scheut. Ebenso liegen die Dinge bei der Eisenbahnverstaatlichung und der so dringend notwendigen Steuerreform. Die Radikalen gleichen da dem Jüngling des Evangeliums, der für die Lehre des Heilands gewonnen worden war, aber seine Habe doch nicht den Armen geben wollte — denn er war sehr reich. Die Linke möchte etwas für die Armen tun, aber sie ist kapitalistisch durch und durch, und der deutsche „Staatssozialismus" in allen seinen Formen dünkt sie ein Verbrechen.

Da haben es die Progressisten bequemer. Ihr Patriotismus ist ehrlich und ebenso einwandfrei wie ihre republikanische Gesinnung. Im übrigen sind sie die Liberalen nach altenglischem Muster. Innerlich sind sie freilich mit der Kirche zerfallen, aber sie betrachten die Kirchen- und Schulpolitik des Bloc als Eingriff in die persönliche Freiheit. Laissez faire, laissez passer. Der Staat soll nur da eingreifen, wo er es zum Schutze der öffentlichen Sicherheit unbedingt muß. Freiheit der Kirche und Freiheit des Unterrichts; nur keine neuen Monopole! Man ist gegen die städtische Gasregie, man ist gegen die Verstaatlichung der Bahnen, man ist gegen die Zwangsversicherung der Arbeiter, da die Mutualités, die Privatversicherungen auf Gegenseitigkeit, allen Ansprüchen genügen. Man ist gegen die Steuerreform, da das Hineinschnüffeln des Staates in die Eigentumsverhältnisse als ganz ungehörig angesehen wird. Wo der Staat aber etwas zu sagen hat, da soll er auch mit aller Kraft seinen Willen durchsetzen und Gehorsam erzwingen. Die Progressisten sind deshalb für die energische Unterdrückung der ewigen Streikunruhen, für Versagung des Syndikatsrechts gegenüber allen Berufsklassen, die irgendwo im Dienste des Staates stehn, sie sind für eine kräftige Entwicklung der Landesverteidigung und für die Abschaffung der André-Berteauxschen Mißwirtschaft in der Armee und der Pelletanschen Experimente in der Marine.

Die Nationalisten schließlich sind die patentierten Patrioten; sie sind auch für die Kirche eingenommen, aber weniger aus Gläubigkeit als aus Opposition gegen die atheistische Regierung. Sie streben eine Verfassungsreform an, die den schreienden Mißständen des Parlamentarismus ein Ende machen soll. Ihre plebiszitären Pläne sind aber gefährlich, da sie dem Staatsstreich und dem Imperialismus die Tür öffnen. Der nationalistische Einfluß ist in den letzten Jahren sehr gesunken. Paris und der Nordosten sind noch sein Gebiet, im Parlament fehlt es der Partei an politischen Köpfen und einheitlicher Führung, und das Kokettieren ihres rechten Flügels mit den Bonapartisten macht sie unbeliebt. Auch die Konservativen und die Monarchisten können keine staats-

männische Persönlichkeit aufweisen, die fähig wäre, die rechte Seite des Hauses zu einer gefährlichen Macht umzuschaffen. Heute lebt man von kühnen Ausfällen, von Überrumpelungen, von der Schikanierung der Mehrheit, vom Kleinkrieg; irgendein großzügiger Plan fehlt, und die Donquichotterien von Baudry d'Asson, von Syveton oder Déroulède sind nicht danach angetan, die Achtung vor der Bedeutung der Rechten zu vermehren.

Die durch die Zersetzung der alten Mehrheit und durch die staatsmännische Unfähigkeit der entschiednen Opposition geschaffne parlamentarische Lage ist einem Premierminister wie Rouvier sehr günstig. Dieser Verächter aller geheiligten Parteilehrsätze hat den Opportunismus bis zur Virtuosität entwickelt und kann schließlich mit jeder Partei arbeiten. Der alte Gambettist wirtschaftet heute mit einem stark radikal-sozialistisch gefärbten Ministerium und legt sich für die Kulturkämpferei ins Zeug, die ihm in Wahrheit abgeschmackt vorkommt. Dabei bleibt er sich in Wahrheit doch selbst treu, da er die Verwaltung in seinem eignen liberalen Sinne führt und den radikalen Nullen, die er in sein Kabinett aufgenommen hat, keinen Einfluß einräumt. Die parlamentarische Zerfahrenheit gibt ihm keine feste, auf seinen Namen eingeschworne Mehrheit, ermöglicht ihm aber in kritischen Augenblicken immer, eine starke Majorität um sich zu sammeln. Rouvier ist kein großer Staatsmann, aber der geschickteste Parlamentarier, den die Regierung seit Waldeck-Rousseau gehabt hat. Dieser Mann ohne Ideale, aber auch ohne Vorurteile kann den Wahlen ruhig entgegensehen. Mit Ausnahme der revolutionären Sozialdemokraten und der Konservativen gibt es keine Partei, die ihn unter allen Umständen beseitigen möchte; er hat so laviert, daß er auch mit einer progressistisch-nationalistischen Mehrheit leben könnte. Seine äußere Politik hat ihm ein großes Vertrauensvotum noch vor Kammerschluß gebracht, und der Widerstand der Delcassisten schwindet, je mehr Rouvier selbst in die Bahnen seines Vorgängers eingelenkt hat.

Die bevorstehende Staatspräsidentenwahl hat nichts mit den Stimmungen im Volk und den Parteiströmungen zu tun, die wir zu schildern versucht haben. Im Nationalkongreß siegen die geschicktesten Intriganten, und persönliche Gunst und Feindschaft treten an die Stelle politisch sachlicher Erwägungen. Das Amt des Staatschefs verlangt ja auch in Wahrheit eine Persönlichkeit, die nicht zu sehr auf eine Partei eingeschworen ist. Die Gesinnungstüchtigkeit ist hier weniger von Bedeutung als eine Reihe von Eigenschaften, die sich in der Kammer oder dem Senat nicht zeigen können. Doumer, Bourgeois, Fallières, Deschanel sind die gegenwärtig am meisten genannten Kandidaten. Wenn Rouvier Staatspräsident werden wollte, könnte er wohl alle Nebenbuhler schlagen. Vielleicht zieht er aber ebenso wie sein Meister Gambetta das Wesen der Macht ihrem Scheine vor. Jedenfalls ist der Ausgang dieser Wahl in der Nationalversammlung noch mehr jeder Berechnung entzogen als die Wahlen zur Erneuerung des Parlaments.

Paris — Franz Wugk





Wißmann

Gedächtnisrede, gehalten am 18. November 1905 im Saale des alten Rathauses zu München von Eugen Wolf in München



eute, wo ein großer Teil unsers afrikanischen Besitzes in Flammen steht, wo in Südwestafrika Tausende von Deutschlands Söhnen für die Rückerwerbung und die Sicherung deutschen Kolonialbesitzes ihr Leben oder ihre Gesundheit einbüßen, wo in Deutschostafrika die Negerstämme von der Seeküste an gerechnet bis zu unsrer westlichsten Grenze in Aufruhr geraten, liegt die Veranlassung, eines Hermann von Wißmann zu gedenken, mehr als je nahe. Denn Wißmann ist es, dem wir die Erforschung eines großen Teiles des zentralen Afrikas, die Erhaltung einer unsrer wertvollsten Kolonien, die Ausrottung des Sklavenhandels und der Menschenjägerei verdanken. Bei so großen Verdiensten des vor nicht langer Zeit durch einen Jagdunfall aus dem Leben geschiednen Kämpfers für die Menschheit, für die Wissenschaft und für Deutschlands Größe darf wohl bei allen Deutschen ein Interesse für seinen Entwicklungsgang vorausgesetzt werden.

Hermann Wißmann, der einem alten preußischen Adelsgeschlecht angehörte, wurde als Sohn des Regierungsrats Wißmann am 4. September 1853 zu Frankfurt a. d. Oder geboren. Sein Vater hatte den Adel abgelegt, seine Mutter, eine geborne Schach von Wittenau, lebt noch in Lauterberg im Harz.

Schon als Gymnasiast zeigte er eine lebhafte Neigung für Naturwissenschaften; dann besuchte er die Kriegsschule in Anklam, machte sein Offiziersexamen und wurde 1874 Sekondeleutnant. Im Jahre 1870 bei Beginn des Feldzugs meldete sich Wißmann, noch nicht siebzehn Jahre alt, als Freiwilliger für Kriegsdauer zum Eintritt in die Armee, wurde aber, weil er noch zu jung war, nicht angenommen. Im Herbst 1871 trat er in die oberste Klasse des Kadettenkorps zu Berlin ein. Schon im Frühjahr bestand er glänzend das Fähnrichsexamen und wurde dem Mecklenburgischen Füsilierregiment Nr. 90 in Rostock zugeteilt. Während seiner Leutnantszeit rettete er mehrmals Menschen vor dem Ertrinken, 1875 erhielt er seine erste Rettungsmedaille, und ein Jahr darauf für die Rettung zweier Menschen den Kronenorden am schwarz-weißen Bande.

In Rostock lernte er Pogge kennen. Diesem waren die mecklenburgische Erde und sein Jagdgebiet im Heimatlande nicht mehr groß genug, und wenn Pogge, von seiner ersten großen afrikanischen Jagdexpedition zurückgekehrt, am runden Honoratiorentisch bei Friemann in Rostock von Afrika und den vielen Wundern des unerschlossenen Landes, von der Unermeßlichkeit der Jagdgebiete, von der goldnen Freiheit sprach, die man im dunkeln Afrika genieße, leuchteten die Augen des „tollen Wißmann" — so wurde er damals genannt — auf.

Die Beschreibungen der epochemachenden Reisen Schweinfurths, Stanleys, Livingstones und andrer hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Noch mehr weckten Pogges lebhaft und einfach geschilderte Reiseerlebnisse den Wunsch in ihm, mitzuarbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Weltteils. Von dem Präsidenten der Afrikanischen Gesellschaft, dem im Frühjahre 1885 an der Westküste Afrikas in seinem Berufe gestorbnen Generalkonsul Dr. Nachtigal ließ er sich die Bedingungen mitteilen, unter denen er als Geograph für die nächste Expedition in Aussicht genommen werden könnte. In der Seemannsschule in Rostock machte er während seines Offiziersdienstes ein halbes Jahr lang geographische und meteorologische Studien, bildete sich weiter in der Fertigkeit topographischer Aufnahmen aus und studierte Zoologie und Geologie.

In Rostock galt er in Studentenkreisen als unanfechtbare Autorität in allen Ehren- und Waffensachen, und bei Ehrenforderungen wurde er als Unparteiischer gebeten. Es war ihm immer daran gelegen, durch einen Versöhnungsversuch die Sache gütlich beizulegen. In dem jungen Leutnant zeigte sich damals schon der urwüchsige ernste Mann.

„Schneidig," frisch und freundlich wie er war, ohne eine Spur von Hochmut, sich dabei aber nichts gefallen lassend, war er allgemein beliebt: eine sonnige Natur, aber eisern, unverwüstlich; keiner von denen, die bei Liebesmahlen, Kompagniefeiern und sonstigen Festen lange vor einem leeren Glase sitzen konnten, und wenn er die ganze Nacht durchzecht hatte, so stand er früh um fünf Uhr feldmarschmäßig und stramm vor seinem Vorgesetzten, tat den Tag über Dienst und fing Abends auf der Kneipe wieder von vorn an.

So war der „tolle Wißmann" schon als Leutnant der überschäumende Kraftmensch im guten Sinne. Der Drang nach Freiheit, eine gewisse Abenteuerlust mögen es gewesen sein, die in ihm den Entschluß reiften, den Versuch zu machen, sich Pogge bei dessen nächster Forschungsreise anzuschließen. Aber Pogge, der den „tollen Wißmann" gleich in sein Herz geschlossen hatte, verhehlte ihm nicht die großen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe, für deren Erfüllung Wißmanns Kenntnisse bisher noch ungenügend seien. Mit einem Aufwand von Energie setzte sich der von Leichtlebigkeit sprudelnde Leutnant wieder hinter die Bücher. Die gesamte freie Dienstzeit widmete er nun der Navigationsschule, den fremden Sprachen und der Universität.

Von den vielen Offizieren, die sich damals bei Pogge gemeldet hatten, um dessen Expedition mitzumachen, empfahl der preußische Kriegsminister Wißmann als den geeignetsten.

So wurde Wißmann als Begleiter Pogges gewonnen, erhielt einen zweijährigen Urlaub und schiffte sich am 18. November 1880 in Hamburg ein.

Pogges und Wißmanns Ziel war des mächtigen Negerfürsten Muata Jamvo Hauptstadt Mussumba, wo eine Station der Afrikanischen Gesellschaft gegründet werden sollte. Es sollte von der portugiesischen Provinz Angola von der Westküste aus das Lundareich erreicht, und von da Vorstöße nach unbekannten Gebieten, hauptsächlich nach Norden gemacht werden, ferner botanische und zoologische Sammlungen und Wegaufnahmen, mit einer vom Reich gewährten Summe von

nur 20000 Mark. Die Afrikanische Gesellschaft setzte für jedes weitere Jahr 20000 Mark Unterstützung aus. Mit den zur Verfügung stehenden geringen Mitteln konnte sogar das heute ganz unentbehrlich erscheinende, wie Zelte, Reisebetten, Moskitonetze usw., nicht angeschafft werden, auch war die Ausrüstung mit Waffen sehr beschränkt, ebenso mit Lebensmitteln, Konserven und Getränken, da der größere Teil der zur Verfügung stehenden Summe für die im Innern Afrikas nötigen Tauschwaren verwandt werden mußte.

Wißmann und Pogge zogen über die Küstenkette in das innere Hochland Afrikas nach Kimbundo und von dort an den mächtigen Kassaistrom, einen der größten Nebenflüsse des Kongos; von hier aus nach Osten über den Lulua und nach Nyangwe, wo sich auch Livingstone lange aufgehalten hatte.

Hier trennten sich die beiden Freunde, die soviel Leid und Entbehrungen, aber auch Freuden zusammen geteilt hatten. Pogge ging von Nyangwe aus nach der Westküste zurück und starb nach seiner Ankunft am Meere, aufgezehrt durch die Malaria, nachdem er sehr lange mit zerfressenem und eiterndem Kinnbacken gereist war, schließlich an einer Lungenentzündung.

Wißmann, der während seiner Reise mit Pogge sehr viel von ihm gelernt und schon damals eine große Fülle von Erfahrungen gesammelt hatte, traf in Nyangwe den arabischen Sklavenhändler Tippu Tipp, der ihm, da Wißmanns Mittel ganz erschöpft waren, Tauschwaren auf Kredit gab, und mit Unterstützung von Tippu Tipp setzte Wißmann seine denkwürdige Reise nach Osten durch die Gebiete der Menschenfresser Manyema nach dem Westufer des Tanganjikasees, von da nach Udjidji auf dem östlichen Ufer des Sees und durch das spätere deutsche Gebiet über Tabora und Mwpapwa nach Saadani an der afrikanischen Ostküste fort.

So war der Kontinent südlich vom Äquator zwischen den beiden Durchquerungsrouten Stanleys und Camerons im Norden und Süden zum erstenmal von West nach Ost durchreist worden. Die Ansicht, daß man vom Westen aus nicht weiter ins Innere vordringen könne, war widerlegt.

Die Reise vom Kassai bis Nyangwe war die zweite durch Völker, die von der Zivilisation bisher ganz unberührt geblieben waren, und die erste zu Lande, da Stanley vorher die Reise nördlich von Wißmanns Routen zu Wasser gemacht hatte.

Vor der Wißmannschen Expedition war dieses ganze Gebiet unerforscht gewesen, der Kassai und seine Nebenflüsse, der Lubilasch oder Sankurrufluß, der Lomami, der Lualaba und viele andre waren unbekannt, auch war die Aufsuchung eines im zentralen Afrika vermuteten Sees geographisch von großer Wichtigkeit; von besonderm Werte war das Auffinden des Stammes der Baschilange, die viel zu Wißmanns Erfolg beitrugen und unter seiner spätern Führung ihm zuerst nach dem Flußgebiet des Kongo und später in noch unbekannte nördliche Gebiete folgten.

Schon von dieser ersten Reise her kam Wißmanns Name als der eines zuverlässigen Forschungsreisenden ersten Ranges in aller Mund.

Im folgenden Jahre sehen wir Wißmann an der Spitze der belgischen Kongoexpedition, mit deren Leitung ihn, den großen Wert Wißmanns für sein

Unternehmen erkennend, der König von Belgien betraut hatte. Es war dies eine bedeutend größere und schwierigere Aufgabe als die erste. Sie hat sich über drei Jahre erstreckt.

In Geographenkreisen hatte man angenommen, daß innerhalb des großen Bogens, den der Kongo von Süden nach Norden und dann weiter nach Westen beschreibt, größere Seen liegen müßten. Dem König der Belgier, der mit weitem kaufmännischem Blick die große Zukunft des Kongostaats voraussah, erschien deshalb die Wichtigkeit des obern Kongogebiets und seiner großen Adern sehr bedeutend, und er erlaubte Wißmann, zum Zwecke der Erforschung noch fünf andre Deutsche heranzuziehn.

Der große Kassaistrom wurde erforscht, und man gewann erst jetzt eine absolute Übersicht über den Lauf dieser gewaltigen Wasserader. Man brach wieder von der portugiesischen Westküste Afrikas auf und erreichte nach fünf Monaten Mukenge am Lualaba. Wißmann errichtete die Station Luluaburg, ließ dort Kähne bauen, setzte sein zerlegbares Stahlboot zusammen, trat im Frühjahr 1885 die Fahrt auf dem Kassai an und erreichte die Mündung des Kassai in den Kongo anfangs Juli und Mitte Juli Leopoldville am Stanleypool. Damit war eine mächtige Verkehrslinie im dunkelsten Afrika für die Schiffahrt geöffnet; aber Wißmanns Gesundheit war stark erschüttert. Seine Krankheit, ein nervöses asthmatisches Leiden, nahm alsbald einen so ernstlichen Charakter an, daß er Stabsarzt Wolf die Führung der Expedition übertrug und sich dann, kaum transportfähig, nach der Küste und von dort nach Madeira begeben mußte, wo wir uns kennen lernten.

Aber Wißmann hielt es nicht lange in der Ruhe und in dem Schlaraffenleben Madeiras aus. Sobald er wieder „piep" sagen konnte (ich gebrauche hier seinen eignen Ausdruck), ließ ihm Afrika keine Ruhe, und schon 1886 sehen wir ihn zur weitern Ergründung des Kassai und seines großen Quellgebiets wieder im Innern. Er nahm die von ihm gegründete Station Luluaburg als Ausgangspunkt, um dieses ungeheure Stromnetz festzustellen. Er drang nach Osten vor; die Baluba waren ihm damals feindlich gesinnt, er wurde zur Umkehr genötigt.

Schon im November desselben Jahres zog Wißmann, begleitet von dem belgischen Offizier Le Marinel und seinem getreuen Schiffszimmermann Bugslag, wieder nach Osten und wollte unterhalb der Luluamündung den Lomami erreichen, aber das furchtbare Sumpf- und Urwaldgebiet machten dies unmöglich. Entbehrungen aller Art, Hunger und Krankheiten in der Karawane zwangen ihn zur Umkehr nach Süden. Viele seiner Leute starben an Hunger.

Nur unter den schauderhaftesten Entbehrungen konnte die Reise fortgesetzt werden, und er gelangte krank und ausgehungert nach Nyangwe, wo ihm die Araber aushalfen. Wißmann erreichte die ostafrikanische Küste über den Tanganjika und den Nyassasee, den Sambesi und Quaqua abwärts im August 1887. Abgesehen davon, daß er durch seine geographischen Forschungen in den Stand gesetzt worden war, einen großen Teil des weißen Flecks im Kongobecken auszufüllen, hatte sich Wißmann mit ethnographischen Arbeiten stark beschäftigt, so zum Beispiel mit Studien über das Volk der Baschilange. Es waren seine treuen Freunde, denen er für so vieles dankbar war. Im Jahre 1881 war er

zuerst mit Pogge bei ihnen erschienen, und nur mit ihrer Hilfe war es ihm gelungen, den Lualaba zu erreichen.

Im Jahre 1884 war er wieder von Westen in das Land Lubuku zu seinen alten Freunden gekommen und hatte die versprochnen vielen Weißen mitgebracht. Auch die Erforschung des Kassai wurde ihm nur durch die Hilfe der Baschilanges möglich. Und bei seiner dritten Rückkehr war großer Jubel bei seinen Freunden. Dort war Wißmann zuhause; jedes Gesicht der Hunderte von Negern erkannte er, und jeder der ihn Umdrängenden freute sich.

Wißmanns Kräfte waren erschöpft. Hunger, Nässe, Kälte, Hitze, Entbehrungen aller Art hatten an seinem Lebensmark genagt. Nur wer es selbst erlebt hat, kann verstehn, was es heißt, sich in der Wildnis durchringen, Schritt für Schritt erkämpfen zu müssen, kann verstehn, welchen Aufwand von Zähigkeit und Energie, von Spannkraft des Körpers und des Geistes dieses sich „Vorwärtswürgen" fordert; er beschreibt einen solchen Tag in der Wildnis, der sich doch für den Forscher tagtäglich und oft monatelang wiederholt:

„Weiter wandern wir nach Norden durch eine Graswildnis, in der man sich buchstäblich jeden Schritt erkämpfen muß, fortwährend festgehalten von den feinen, wie Angelhaken gebognen Spitzen der Akaziengebüsche. Fast unausgesetzt ist der Weg mit Wasser bedeckt, und wir marschieren bis zu den Hüften und den Schultern im Wasser, das langsam durch Schilf, Papyrus und Mariankagras treibend in den Lukubu mündet.

Die wilde Üppigkeit der Natur würde große Genüsse gewähren, wenn nicht gleichzeitig für uns der Marsch so qualvoll wäre! Bald verschwinden wir in Niederungen mit zwölf Fuß hohen Gräsern, das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum hält er noch die Nase über Wasser. Man springt herunter selbst bis an den Hals ins kalte, feuchte Element und führt das Tier. Weiter geht es in baumhohes Mariankagras, dessen daumendicke, geknickte, in den Weg starrende Halme schmerzhafte Stöße gegen Rippen, Schienbein und ins Gesicht verabreichen, sodaß das fortwährende Bücken, das Schützen mit der Hand, Wegdrücken, Ziehen und Durchwinden sehr ermüdet. Manchmal rennt sich der Stier so fest, daß er wie gefesselt steht und mit dem Messer befreit werden muß von den zahllosen feinen aber zähen Ranken, die, sich an dem Mariankagras hochwindend, sich wie zu einem dichten Netz verschlingen. Das reife Gras läßt bei der geringsten Berührung befiederte feine Samenstacheln regnen, die sich am Hals und an den Ärmeln ins Unterzeug hineinarbeiten und ein höchst peinliches Jucken und Stechen veranlassen. Dornenbüsche mit ihren Haken sind nur mit Verlust eines Fetzens Zeug oder mit schmerzhaften Hautrissen zu passieren. In aller Frühe schon öffnen sich die Schleusen des Himmels, und bald ist der schmale Pfad in einen Gießbach verwandelt, in dem sich die müden Träger rutschend und gleitend vorwärtsquälen. Kalte Windstöße machen die vom Regen triefenden erzittern. Bis an den Mund im Wasser watend, erreiche ich nur den Anfang einer überschwemmten Brücke und bin gezwungen, mich an dem Lianengeländer vorwärtszuziehn, da von der starken Strömung meine Füße vom Unterbau der Brücke, einem Baumstamme, fortgerissen werden."

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen Wißmanns Kräfte zusammenbrachen, und so sagt er auf dem Wege zum Tanganjikasee:

„Noch einmal versuchte ich, mich einen Tag weiterzuschleppen, kam jedoch nach einem schweren Marsche durch hohes, trocknes Gras und bei furchtbarer Hitze so erschöpft und mit einem Fieber in Mabunga an, daß ich sehr krank und schwach mich niederlegen mußte. Ich war unfähig, mich zu erheben. Ich warf viel Blut aus, litt an starkem Herzflattern und Kreuzschmerzen. Nach anhaltendem Erbrechen wurde mein Zustand etwas besser. Ich ließ mich bis zum Luikabach tragen, wo Millionen von kleinen Bienen mit verzweifelter Konsequenz trotz unablässigen Abwehrens in Augen, Ohren und Nase fliegen. Ich lebe schon seit vier Tagen nur von Reiswasser. Morgens ist es so kalt, daß ich bei meiner Schwäche vor Frost zittere."

Vom Fieber geschwächt, von seiner gedrückten Stimmung überwältigt, klagt er:

„Welch wunderbaren Beruf habe ich mir gewählt! Wie anders denkt man sich daheim das Leben in der Wildnis! Wo ist das Gefühl der Befriedigung in der Arbeit, wo der Reiz der Gefahr, wo die Genugtuung, sie überstanden zu haben, wo endlich die geringste Poesie des Lebens! Was ist es, das uns hier so selten zum Genusse der Schönheit der Natur kommen läßt? Niemals hat man unter den sengenden Strahlen der hiesigen Sonne das Gefühl der unbezwingbaren Kraft wie daheim, nie jenes Schwellen der Brust im Vollbewußtsein seines Könnens. Kein einziger der vielen hohen Genüsse unsrer Heimat bietet sich hier. Welch elendes Dasein ist es, mit welchen Entbehrungen, Sorgen und Enttäuschungen hat man zu kämpfen, und in welch häßlicher Umgebung! Die Natur bietet meist nur ein wüstes, wildes Einerlei, das unter sengender Sonnenglut gedrückt erscheint oder triefend und modernd. Wie ein Gefangner klebt man am Wege, eingeschlossen von der fast undurchdringlichen Vegetation, die selbst dem Auge nicht gestattet, an einem Weitblick sich zu laben.

Wer sind die Gefährten dieses Lebens? Arme, nackte, stumpfsinnige Kinder ohne Treue und Glauben, ohne Herz und Gefühl für etwas hohes, an nichts denkend als an die Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse, ohne jeden höhern Gedanken, ohne jedes hohe Ziel. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das nur auf den eignen Vorteil bedacht, kein Mittel scheut, um seinen Patron zu übervorteilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benützt, um eine Bettelei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugeteilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondre Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Jedes Wort, das für das Ohr des Weißen berechnet ist, ist Hunger, jedes Geschenk, das sie erhalten, eine Veranlassung zur Forderung nach mehr. Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht. Ringsum nur Jammer, Elend und Stumpfsinn oder Roheit, Wildheit und Gefühllosigkeit. Ein ewiger Kampf gegen das feindliche Klima, ewige Sorgen ob des

Gelingens der Pläne, Kummer und Fehlschläge beschäftigen unausgesetzt den Geist."

Doch solche Gedanken quälten ihn nur, wenn er körperlich litt — ein Wißmann kam immer wieder hoch —, und hatte er ein Ziel, das ihm vorgeschwebt, erreicht, „dann, meint er, war alles schwere, das dies Leben mit sich brachte, wohl zu ertragen." So jubelt er in dem erhebenden Augenblick der Entdeckung des „Sankurru":

„Hinüber ging es über den Rand des Plateaus, der ihre Strahlen auf uns herabsendenden Sonne entgegen.

Nach dem Namen fragend, zeigte ich auf den Fluß, um zu erfahren, wie unsre neuen Freunde ihn nannten. »Sankurru« erklang es deutlich von den Lippen, und fast hätte ich einen Luftsprung im schwanken Kanu ausgeführt. Der Führer sah mich ganz ängstlich an, er mochte meinen, ich sei meiner Sinne nicht recht mächtig. Also endlich der Sankurru, endlich das Objekt so vieler Fabeln, Annahmen und Voraussetzungen! Sankurru und Lubilasch waren identisch!

Zwanzig Meter noch vor dem rechten Ufer nahm ich dem Fahnenträger die deutsche Flagge aus der Hand. Hoch durch die Luft sauste der Speer hinüber und bohrte sich tief in den Ufersand. Bald hatten wir ihn erreicht, und hinüber zu Pogge schwenkte ich mit unserm Schwarz-Weiß-Rot einen Gruß, den er mit Winken des Hutes beantwortete."

Und wir sehen Wißmann am Geburtstage seines Kaisers der erschöpften Karawane einen Ruhetag gönnen und mit frischem Palmwein die Gesundheit des greisen Heldenfürsten trinkend, stolz in dem Bewußtsein, daß wohl kein Deutscher in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildnis seines kaiserlichen Herrn gedenke.

An diesem Tage sagt er: „Im fremden Lande empfindet man mehr, was es heißt, einer großen, geachteten Nation anzugehören. Während im Vaterlande der Einzelne unter seinen zahllosen Gesinnungsgenossen ein kleines Teilchen vom Ganzen bildet, ist er im fremden Lande das Ganze selbst; er ist Repräsentant seiner Nation. Der nationale Stolz und das nationale Bewußtsein treten lebendiger vor seine Seele, und wohl dem, der die Berechtigung für seinen Patriotismus so allgemein anerkannt findet wie der Deutsche, wohl dem, dessen Monarch so ungeteilte Sympathien, allgemeine Liebe und Verehrung besitzt wie unser greiser Heldenkaiser!"

Und auch seinen schwarzen Kindern kann er nichts lange nachtragen. Er sagt: „Der Neger ist nun einmal ein Kind, und wer ihn kennt und studiert hat, wird mir beipflichten, daß man herausfühlt, daß alles schlimme natürlichen Trieben entspringt, nicht ruhig überlegt und raffiniert ist, und der gerechte Zorn schmilzt bald dahin, ja man ist erstaunt, daß man sich so erregt hat. Der schlagendste Beweis für diese Auffassung ist der Umstand, daß auch der Neger selbst nicht nachträgt; Rache oder Wiedervergeltung nach Beruhigung der ersten Aufwallung kennt er nicht. Er vergißt Böses ebenso wie Gutes schnell.

Die Behandlung des Negers soll in erster Linie eine gerechte, streng unparteiische sein, denn der Wilde hat wie das Kind ein feines Gefühl für ungerechte

Behandlung, Zurücksetzung oder Bevorzugung. Ich bin durchaus kein Freund davon, jedem schwarzen Bruder die Hand zu schütteln, aber der Neger soll erkennen, daß man ein Herz für ihn hat, und daß man seinen Eigentümlichkeiten Rechnung trägt. Der Europäer kann die guten Eigenschaften, die in dem Neger schlummern, zur Entwicklung bringen, er kann ihn entflammen zu hohen Leistungen, ja zur Selbstverleugnung. Die richtige Behandlung des Negers ergibt sich erst aus einem längern Studium seines Charakters und aus längerer Praxis. Man sollte mit allen möglichen Mitteln darauf hinstreben, darin bewährte Kräfte sich zu erhalten. Man soll die Religion, Sitten und Gebräuche des Afrikaners strengstens respektieren, damit man nicht das Gefühl der Anhänglichkeit durch das Bewußtsein eines Glaubens- und Rassenunterschiedes stört. Man habe ein williges Ohr für Klagen, für Einholen von Rat, für die Mitteilung von Sorgen und Wünschen, und das befestigt das Zutrauen, wenn auch dabei die Geduld auf eine harte Probe gestellt wird. Der aufmerksame Beobachter wird beim Afrikaner bald Anklänge an die alttestamentlichen patriarchalischen Verhältnisse finden und daraus für seinen Verkehr mit ihm richtige Schlüsse ziehn können."

Wißmann hat nie vergessen, daß auch unter der schwarzen Haut ein menschliches Herz schlägt, und er wurde belohnt dafür durch das unbegrenzte Vertrauen, das ihm die Neger entgegenbrachten; denn als er auf seiner dritten Reise — grau der Himmel, grau die Zukunft, grau die Leute vor Frost und Hunger — wieder einige dem Hunger erlegne Baschilange begraben muß, da wird kein Wort des Vorwurfs gegen ihn laut — im Gegenteil: das Klagen der Mütter — die ihre Kinder nicht mehr zu nähren wissen — wird beschwichtigt mit dem Zurufe: „Kabassu Babu wird es schon wieder gut machen — er wird uns bald dahin führen, wo wir essen können!"

Und als er sich während seiner dritten Reise von seinen Balubas in der Wildnis trennen mußte, kaufte er für sie bei einem Häuptling ein Dorf, ließ ihnen Gewehre, Zeug, Haus- und Ackergeräte, Tauschwaren, um sie zu nähren, bis sie von den Feldfrüchten leben konnten. Er ernennt einen seiner besten Baluba zum Häuptling der neuen Gemeinde und gründet so für den Kongostaat einen erwünschten Stamm von Leuten, die aber, falls sich eine Gelegenheit bieten sollte, sich einer sichern Karawane nach ihrem Heimatlande anzuschließen, dies tun möchten.

Doch wie groß auch seine Herzensgüte für die Schwarzen war — sie war doch gepaart mit weiser Strenge, absoluter Konsequenz, also absoluter Gerechtigkeit; er kannte eben die Natur des Negers wie kein andrer und behandelte ihn dementsprechend. Das Kraftwort: „Man soll den Neger nie prügeln, wenn aber, dann feste!" stammt von ihm.

Seine Herzensgüte erstreckte sich nicht nur auf jeden Armen und Bettler, den er sah, sondern häufig auf seine eignen Kameraden, und wohl manche Ehrenschuld von Offizieren, deren Namen für immer ungenannt bleiben mögen, hat er bezahlt. Große Beträge, die ihn einen Teil seines eignen, damals recht unbedeutenden Habes kosteten.

Wißmanns Bescheidenheit war bei allen, die ihn kannten, sprichwörtlich. Nie drängte er sich vor, sondern er wartete, bis man an ihn herankam, und

die großen Verdienste, die er sich erwarb, wollte er nicht für sich allein in Anspruch nehmen, sondern er meinte immer, sie mit andern teilen zu müssen. Äußerte sich doch Pogge über seinen Reisebegleiter: „Ein fast einfach zu nennender Mann, dabei aber äußerst zartfühlend, tüchtig in seinem Handeln und mehr als bescheiden.“

Und so ist Wißmann bis zum letzten Augenblicke seines Lebens der einfache, bescheidne und vor allen Dingen seinen Nebenmenschen gegenüber bis aufs zarteste empfindende rücksichtsvolle Mann geblieben.

Kaum war er nach der dritten Reise fest auf den Beinen und nach Deutschland zurückgekehrt, so hieß es abermals: Wißmann vor die Front! Stanley war aufgebrochen, um den Deutschen Emin Pascha in den äquatorialen Provinzen Afrikas aufzusuchen und ihn zu „befreien.“ Was wir von dieser Befreiung Emin Paschas durch Stanley zu halten haben, das ist heute allzusehr bekannt. Es bildete sich in Deutschland ein „Emin-Pascha-Entsatzkomitee,“ und es wurde beschlossen, daß Wißmann die Vorhut dieser Entsatzexpedition bilden solle, um in Eilmärschen von der Ostküste Afrikas aus auf dem nächsten Wege und durch unbekannte Gebiete zu Emin Pascha zu gelangen und ihn zu veranlassen, sich in deutsche Dienste zu stellen. Hier war es, wo Wißmann mich bat, an seiner Emin-Pascha-Entsatzexpedition teilzunehmen.

Die Expedition war ausgerüstet, die unentbehrlichsten Lebensmittel, ebenso Tauschwaren waren angekauft worden, und alles war vorbereitet. Sogar Brillen und Kleider waren für Emin Pascha eingepackt. Wißmann hatte schon Briefe an ihn von seinen Lieben übernommen, als eine andre Wendung kam. Unter dem 15. September 1888 hatte die Deutschostafrikanische Gesellschaft in Berlin eine Eingabe an den Fürsten Bismarck gerichtet, worin sie den Ernst der Lage in Ostafrika darlegte und außerordentliche Machtakte als notwendig erklärte. Die Araber an der Küste waren nicht einverstanden mit der Erhebung der Zölle durch die Ostafrikanische Gesellschaft und mit der ganzen andern Verwaltung. Sie brannten einige Stationen nieder und ermordeten zwei angestellte Europäer. Hier galt es, die Niederwerfung des Aufstandes einem sehr resoluten Manne zu übertragen, von dem man wußte, daß ihm eine genaue Kenntnis der Verhältnisse sowie der Araber und Eingebornen eigen sei.

Fürst Bismarck hatte seinen Blick auf den Leutnant Wißmann gelenkt. Er sagte zu ihm: „Ich betraue Sie mit der Niederwerfung des Aufstandes der Araber an der ostafrikanischen Küste, dafür sind Sie allein der richtige Mann. Sie haben unter allen unsern Afrikamännern jedenfalls die genauste Kenntnis und reichste Erfahrung betreffs der Verhältnisse Ostafrikas, wenn nicht Afrikas überhaupt. Sie haben Afrika zweimal durchquert, niemals eine Dummheit gemacht und außerordentlich viel Takt und Tapferkeit bewiesen.“ Als Leutnant Wißmann um Instruktionen bat, sagte der Fürst zu ihm: „Ich bin doch nicht der selige österreichische Hofkriegsrat, wie soll ich Ihnen da Instruktionen zukommen lassen; ich kann Ihnen nur eine Instruktion mitgeben, die: zu siegen.“ Der Fürst hat zeitlebens dem verdienten Forscher seine Freundschaft und seine Hochachtung bewahrt. So sagte er später unter anderm einmal zu Wißmanns junger Frau, als sie sich von ihm verabschiedete: „Pflegen Sie mir meinen Wißmann gut.“

In wie glänzender Weise Wißmann die Instruktion des großen Kanzlers durchgeführt hat, ist uns allen bekannt. Der Kanzler empfahl Wißmann, in der Kolonie so zu walten, als wenn er des Kaisers Reichskanzler für Ostafrika wäre. Am 1. Januar 1889 wurde Wißmann zum Hauptmann im zweiten Garderegiment zu Fuß ernannt und als kaiserlicher Kommissar für Deutschostafrika in das Auswärtige Amt berufen.

(Schluß folgt)



Der Volkswitz der Römer

Von Karl Hosius

(Schluß)



Viel feiner und liebenswürdiger ist in seinem Witz das Haus der Cäsaren. Von dem Redner Cäsar Strabo weiß Cicero den anmutigen Witz zu rühmen, wie er Tragisches komisch, Ernstes heiter zu behandeln und Dinge des gewöhnlichsten Lebens auf die anmutigste Weise in ein schöneres Licht zu stellen wußte (de or. III, 30). Ebenso sind die Aussprüche des Diktators Cäsar, weniger an Zahl, als man erwarten sollte, durchweg fein, charakteristisch und nur soweit ironiedurchsetzt, daß man bei ihnen das Salz nicht vermißt. Augenscheinlich von dieser, der mütterlichen Seite her hatte dann Augustus die Frohnatur, die Lust zu fabulieren, die er so gern in guten Stunden zeigte, zumal in den gesicherten Zeiten, wo er den Versuch wagen durfte, durch persönliche Leutseligkeit und frohe Laune die Römer den Augustus der Proskriptionen vergessen zu machen. Sein Witz trifft meist nur, aber läßt keinen Stachel zurück. Zu einer sehr mäßigen Mahlzeit eingeladen, hatte er kein Wort des Tadels, sondern flüsterte nur beim Abschied dem Gastgeber zu: „Ich dachte nicht, daß ich dir so nahe stünde." Einem Regimentskommandeur, der seinen Abschied erhalten hatte, aber das Ansinnen an ihn stellte, zur Verschleierung der tatsächlichen Ungnade ihm doch noch ein Geldgeschenk zu machen, wies er an: „Behaupte du nur, es erhalten zu haben, und ich will seine Auszahlung niemals leugnen." Einem andern, der in ähnlicher Lage verzweifelnd fragte: „Was soll ich meinem Vater sagen?" versetzte er: „O sage, ich hätte dir mißfallen." Bei der Auktion eines tief verschuldeten Ritters ließ er dessen Kopfkissen kaufen, weil jener trotz seiner drückenden Sorgen darauf hätte schlafen können. Den Tarrakonensern, die ihm eine frohe Botschaft zu bringen glaubten mit der Meldung, daß eine Palme auf seinem Altar aufgesproßt sei, gab er die niederschlagende Antwort: „Jetzt sehe ich, wie oft ihr mir da opfert" (Quint. VI, 3, 77). Auch dadurch zeigte er sich als einen von den besten, daß er auch sich selbst zum besten haben konnte. „Mein Aiax hat sich in den Schwamm gestürzt," so teilte er seinen Freunden mit, als er die begonnene

Tragödie selbst vernichtet hatte (Suet. 85, Lydus mens. III, 39). So hatte er nichts dagegen, anstatt Schütze auch einmal Scheibe zu sein; auch ihm war von allen Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last. Wenn der Kaiser den Palast verließ, so nahte sich ihm regelmäßig ein Grieche und überreichte ihm ein Gedicht. Augustus aber schien die versteckte Absicht nicht zu merken. Endlich aber der immer wiederholten Szene überdrüssig, ließ er das nächstemal dem verkappten Bettler seinerseits ein schnell hingekritzeltes Epigramm überreichen. Jener ergriff es, drückte durch Wort und Miene das höchste Entzücken aus und überreichte sodann dem Kaiser ein paar Denare, die er aus seinem Beutel geholt hatte, mit den Worten: „Bei deinem Glück, Augustus; hätte ich mehr, ich gäbe dir mehr.“ Unter allgemeinem Gelächter sah sich der Kaiser besiegt und ließ ihm 100000 Sesterzen auszahlen. So ließ er auch sonst manche kecke Antwort durch. Er half dem Veteranen von Actium, dem er zuerst nur einen Advokaten geschickt hatte, persönlich vor Gericht, als ihn dieser erinnerte, daß er auch in jener Entscheidungsschlacht nicht durch Stellvertreter für ihn gefochten habe (Macr. 27), und ließ den Ritter ungestört bei seiner Mahlzeit im Theater, als ihm dieser auf die Vorstellung, wenn er, der Kaiser, Hunger verspüre, zöge er sich in sein Haus zurück, die Entgegnung bekam: „Du brauchst auch nicht zu fürchten, daß dir jemand den Platz wegnimmt“ (Quint. VI, 3, 63). Auch seine Tochter Julia hatte vieles von dem Geiste des Vaters, aber ihre Bemerkungen, die sie auch dem Vater nicht vorenthielt, entsprachen durchaus ihrem lockern Leben.

Schwerfälliger als Augustus war sein Nebenbuhler Antonius. Aber doch war auch er, zumal beim Becher, dem Witz nicht abhold; er lachte gern über andre, aber freute sich auch, wenn er auf geschickte Parade stieß. Freilich nicht immer war reines Lachen auf seiten dessen, der ein Ziel seines Witzes wurde; und Athen fühlte sich einst schwer betroffen, als es eine übertriebne Schmeichelei in dieser Weise beantwortet sah. Antonius war in die Stadt eingezogen im Kostüm und mit dem Gefolge des Dionysos. Die Einwohner begrüßten ihn nicht nur mit diesem Namen, sondern erklärten auch, sie vermählten ihm, dem Zeussohne, ihre Stadtgöttin Athene. Antonius nahm die Braut huldvoll an, bat sich aber als Mitgift die Summe von tausend Talenten aus. Zwar wiesen jene darauf hin, daß auch Zeus seine, des Dionysos, Mutter Semele ohne Mitgift aufgesucht habe. Aber der Römer hielt sich nicht so streng an die griechische Mythologie, und die Athener, die zum Schaden auch noch den Spott besahen, mußten ihre zu weit getriebne Unterwürfigkeit mit der Summe von fast fünf Millionen Mark besteuern (Sen. suas. I, 6, Dio 48, 39, 2). Artig wußte aber Kleopatra ihren Liebhaber zu foppen. Denn als dieser einst am Nil dem Angelsport oblag, heimlich aber durch Taucher sich Fische an seine Angel stecken ließ, sodaß er sich reichen Fanges rühmen konnte, ließ sie das nächstemal einen getrockneten Thunfisch an dieselbe Stelle schaffen, sodaß allgemeines Gelächter über diese seltsame Beute entstand; sie beschwichtigte ihn dann aber durch die feine Schmeichelei: „Überlaß die Angel den Königen von Pharus und Canobus, dein Fang sind Städte und Throne und Länder“ (Plut. 29).

In der Kaiserzeit nahm das Spiel des Geistes immer mehr zu. Die allgemeine Bildung und die zunehmende Geselligkeit trugen viel dazu bei, auch in dieser Richtung den Geschmack für das geistreiche Wort zu steigern. Wer in dem Rufe stand, die Gabe der witzigen Unterhaltung zu haben, den zogen die Großen des Reichs, vom Kaiser angefangen, an ihren Tisch, in ihre Kreise. Gerade die Rhetorenschulen, in denen der Sinn weniger auf reale Gründe als auf Überraschung und Blendung gerichtet war, gaben dem Zeitgeschmack seine Richtung. Diese Sucht nach verblüffenden Antithesen und glitzernden Pointen, dieses Hereinziehn des Fernstehenden und Entgegengesetzten, dieses Haschen nach Frappierendem, dieses Spielen mit Geistreichigkeit, dem der reale Untergrund so gänzlich fehlte, daß der Rhetor verloren war, wenn er in die Praxis hinaustrat, diese Übung in Lufthieben gegen fingierte Gegner, alles schuf doch eine große Beweglichkeit des Geistes, und in den Proben dieser Schulen bewundern wir ebenso ein außerordentliches Geschick, eine theoretische Frage von allen, auch den unmöglichsten Seiten anzufassen, wie wir über die Torheit dieser dem Leben völlig fremden Themen selbst staunen. Dieses letzte empfanden nur wenig Zeitgenossen. Die Lehrer sonnten sich in der Begeisterung ihrer zahlreichen Zuhörerschar und wußten von der eignen Bedeutung den Mund recht voll zu nehmen, unter dem Beifall des Auditoriums und ungestraft, wenn nicht etwa ein konkurrierender Professor der Eloquenz im Hörsal saß. „Wäre ich ein Fechter, so wäre ich Fusius; wenn ein Ballettmeister, Bathyllus; wenn ein Pferd, Melissio!“ rief geschwollen Cestius seinen Schülern zu. „Und wärest du eine Kloake, so wärest du die Cloaca maxima!“ tönte es ihm aus dem Munde des zufällig anwesenden Kollegen Cassius Severus entgegen. Liebenswürdigkeit war dessen starke Seite überhaupt nicht: „Du bist beinahe beredt, beinahe schön, beinahe reich, eins nur bist du nicht beinahe: ein verkommner Mensch!“ sagte er zu Fabius Maximus. Aber er war auch ein ehrlicher Mensch. Denn als mit den Büchern des Labienus auf Befehl des Senats das erste literarische Autodafé veranstaltet wurde, erklärte er offen, dann müsse er lebendig verbrannt werden; denn er habe sie ganz im Kopf (Sen. controv. III, pr. 16; II, 4, 11; X, pr. 8).

Wenn die Gabe des Witzes auch angeboren sein muß, so trug eine solche Schulung doch viel dazu bei, diese Gabe weiter auszubilden und die Empfänglichkeit dafür in weite Kreise zu tragen. Und sicher würde den aus der Republik genannten Größen dieselbe Anzahl aus den Zeiten der Kaiserherrschaft zur Seite treten, wenn die Folgezeit ein Buch wie die Ciceros oder Quintilians geschaffen hätte, wenn Macrobius nicht vorzugsweise hier aus ältern Quellen geschöpft hätte. So wissen wir von witzigen Bemerkungen eigentlich nur von den Kaisern und den mit den Kaisern in Berührung stehenden Kreisen. Hier werfen allerdings diese kurzen Anekdoten nicht selten ein glänzendes Schlaglicht auf den Charakter des Herrschers. Anders scherzt der argwöhnische Tiberius, anders der biedre Nerva, frivol witzelt Nero, derb Vespasian; und auch der Scherz der Höflinge äußert sich anders, je nach dem Kaiser sich biegend und schmiegend.

Als die Gesandten von Ilium dem Tiberius zum Tode seines Sohnes kondolierten, aber zu spät, durften sie die Versicherung mit nach Hause nehmen,

daß auch er herzlichen Anteil an dem Tode ihres trefflichen Hektors nehme (Suet. 52). Schwer rächte er, anders als sein Vorgänger, einen Spott gegen sich. Als ein Ungeduldiger einer Leiche auftrug, dem Augustus zu melden, seine Legate an das Volk seien noch nicht vollzogen, ließ er diesem den auf ihn fallenden Teil auszahlen, ihn aber dann hinrichten, damit er selbst dem Augustus die Erfüllung der Testamentsbestimmung berichte; und so wurde der Tragiker Scaurus, der ihn durch einen Vers verletzt hatte, zum Selbstmord verurteilt durch die Bemerkung: „Ich werde ihn zum Aiax machen“ (Suet. 57; Dio 57, 14; 58, 24). Nero nannte Pilze eine Götterspeise, weil Claudius durch einen vergifteten Pilz zu Tode und damit zur Gottheit gekommen war (Dio 60, 35). Vespasian zeigte seine sparsame Natur, indem er denen, die ihm eine Bildsäule stiften wollten, die Hand hinstreckte mit den Worten: „Legt das Geld hier hinein, dies ist die Basis“ (Dio 66, 14), und als ihm sein Sohn Titus die Unschicklichkeit der neuerfundnen Abtrittsteuer vorhielt, hielt er ihm die Hand mit den eingekommnen Geldstücken unter die Nase: „Nun, riecht es?“ (Suet. 23). Von Domitian berichtet Sueton viel blutige Worte, aber auch den harmlosen Scherz: „Wäre ich doch so schön, wie Mätius sich scheint.“ Unter Nerva fand Herodes Atticus einen großen Schatz in seinem Hause. „Gebrauche ihn,“ wies ihn der Kaiser an, dem er es anzeigte. „Aber er übersteigt meine Verhältnisse!“ „So mißbrauche ihn“ (Philostr. v. soph. p. 56). Fein weiß Hadrian den erkannten Betrug anzudeuten, als der Bittsteller, der schon einmal abgewiesen war, ein zweitesmal mit gefärbten Haaren den Versuch wiederholte: „Ich habe dies schon deinem Vater verweigert“; und so wußte er auch den Sturm auf seine Börse von seiten der Veteranen abzuschlagen, die sich, als sie hörten, daß der Kaiser einen ihrer Kameraden, der sich aus Mangel eines Sklaven im Bad an einer Säule scheuerte, mit Dienerschaft und Geld beschenkt hätte, bei seinem Erscheinen in derselben Stellung präsentierten. „Kratzt euch gegenseitig,“ war die Aufforderung (vita 17, 20). Und um auch einen der Höflingswitze anzuführen: Domitian fand Vergnügen daran, eigenhändig die Fliegen mit dem Schreibgriffel zu durchbohren; deshalb erhielt ein Audienznachsuchender auf die Frage, ob jemand bei Majestät sei, die Antwort: „Auch nicht eine Fliege“ (Suet. 3; Dio 66, 9). Die feinsinnige Mahnung Senecas aber an Nero: „So viel du auch tötest, deinen Nachfolger wirst du doch nie töten!“ rettete vielen Unschuldigen das Leben.

Doch es mag mit diesen Proben des Sachwitzes genug sein; denn zu viel Salz, auch des attischen, verdirbt, was aufgetragen und was vorgetragen wird; auch eine Reihe von guten Witzen kann wie die von guten Tagen ermüdend wirken, und auf das Prädikat „gut“ machen doch bei weitem nicht alle Anspruch. So will ich mich denn bei den Wortwitzen um so kürzer fassen, zumal da hier eine Übersetzung schwierig, oft unmöglich ist. Der Wortwitz besteht, wie schon oben bemerkt, darin, daß dieselben Worte in verschiedner Bedeutung gefaßt oder leicht geändert im Sinne des Hörers ein andres, neues Bild schaffen. „Er ergreift das Nächste, was sich ihm in dem Gebiete seiner Ausdrucksmittel, der Sprache, darbietet, die sinnliche Verwandtschaft des Wortklangs für das Ohr, um durch sie das Schlaglicht einer Einheit entlegner Vorstellungen hervor-

zubringen.“ Dieser Witz, von Schiller in der Kapuzinerpredigt angewandt, von Shakespeare zuweilen fast zu Tode gehetzt, ist heute sehr beliebt, beliebter, als dieses Spiel auf der Oberfläche der Vorstellungen, dies Verdrehn und Mißverstehn verdient. Gerade die Reichshauptstadt hat hier ihre Stärke. Wenn der Berliner von den von Begas modellierten Gestalten am Rande des unter dem Bürgermeister Forckenbeck geschenkten Neptunbrunnens als von den Bekassinen des Forkenbeckens redet, sie die schweigsamsten Frauenzimmer Berlins nennt, weil sie beständig den Rand halten, wenn er die Aufführung der Antigone charakterisiert: „antik, o nee!“, so sind das bekannte Beispiele. Der Römer, der noch ganz anders auf den Klang der Worte achtete, wußte von diesem Mittel aufs reichste Gebrauch zu machen, wenn er Lachen entfesseln wollte. Am gefälligsten wirkt es, wenn sich der Witz ohne jede Vertauschung von Buchstaben gleichsam von selbst ergibt, wenn er nicht aus der bloßen Ähnlichkeit des Klangs, sondern aus der Vieldeutigkeit derselben Worte geboren ist, wenn er sich in diesem Labyrinth zurechtfinden muß. „Nach deines Herzens Meinung (d. h. »auf dein Wort«), hast du eine Gattin?“ fragte der Zensor den römischen Bürger bei Aufnahme seines Familienbestandes. „Ich habe eine Gattin, aber fürwahr nicht nach meines Herzens Meinung,“ erklärte Nasica, sah sich allerdings gleich wegen Respektlosigkeit bestraft (Cic. 260. Gell. IV, 20). „Dies ist mein Kiel,“ sagte bitter Pompeius, als er auf seinem Schiffe die Triumvirn, die ihm sein väterliches Gut Kiel (carinae) entrissen hatten, empfing (Plut. Ant. 32. Dio 48, 38). „Haben meine Worte wohl das Mitleid, wie ich wollte, erweckt?“ fragte ein Redner den Catulus. „Sicherlich ist deine Rede jedem mitleiderregend erschienen,“ war die Antwort (Cic. 278). „Ich warte sicher nicht auf deinen Tod,“ beteuerte der Sohn des Prokuleius diesem, der glaubte, daß er jenem zu lange lebe; „ich bitte, warte doch lieber drauf,“ entgegnete der Vater (Quint. IX, 3, 68). „Ich werde dich doch nicht stören, wenn ich morgen vor Tagesanbruch zu dir komme?“ „Sicher wirst du mich nicht stören,“ war die Erwiderung des Crassus (Cic. 259). So weigerte sich Asinius, von Augustus durch Spottreden geneckt, gegen einen zu schreiben, der den Tod verschreiben könne (scribere — proscribere Macr. II, 4, 21). Sehr künstlich ist das Wortspiel Cäsars und kaum zu übersetzen: Sullam nescisse litteras, qui dictaturam deposuerit (Suet. 77). Auch Nero änderte die Quantität einer Silbe, als er von seinem gelehrten und verkehrten Vorgänger auf dem Cäsarenthron sagte: mŏrari (ein Narr zu sein) desiit inter homines (Suet. 33). Aber bittrer noch war das Epigramm, das auf ihn das Volk nach dem Muttermorde machte (Suet. 39):

Wer erkennt in Nero jetzt nicht den großen Ahnen Äneas?
Denn die Mutter schafft er, jener den Vater einst fort.

In dem gleichen Worte tollere hatte Cicero einst in seinen Briefen (ad fam. XI, 20, 1) mit dem bedenklichen Doppelsinne gespielt: „Oktavian sei zu loben, auszuzeichnen und — zu befördern.“ Sehr hübsch schlägt Hannibal — allerdings kein Römer, aber der Witz wird auf römischem Boden erwachsen sein — die Prahlsucht des Antiochus, der ihm seine reichgeschmückte Reiterei, seine silber- und goldstrotzenden Garden, seine Elefanten und Sichelwagen mit der

Frage vorführte: „Glaubst du, daß das für die Römer genügen wird?“ „Sicherlich, und wenn sie noch so habgierig sind“ (Gell. V, 5). Vielfach muß zu Wortspielen der Name herhalten. Domitius Ahenobarbus zog sich den Spott des Crassus zu, daß er außer dem ehernen Bart auch noch einen eisernen Mund und ein bleiernes Herz habe (Suet. Nero 2); Asellus muß das Sprichwort agas asellum hören; das Brüderpaar A. und Sempronius Musca die Weisung an den Sklaven: „Weg mit den Mücken“ (Cic. 247; 258). Als Carbo nach dem Tode seines Feindes Crassus bekannter wurde, sang das Volk: Postquam Crassus carbo factus, Carbo crassus factus est: „Als Herr Dick zum Kohlmann (d. h. verbrannt) wurde, ward Herr Kohlmann mächtig dick“ (GLK VI, 461). Sogar die Orakel der Götter haben davon Gebrauch gemacht, mit den Farben in Albinus und Niger gespielt und Diokletian zur Eberjagd angefeuert, bis er den richtigen, den Gardepräfekten Aper niedergestoßen hatte (vita Numer. 14). Cicero findet solche Witze nicht gerade bedeutend, aber er selbst wendet sie in Reden und Briefen vielfach an. Wie mit Verres und Anser spielt er mit den Namen Brutus, Lepidus, Chrysogonus, Publicola, Balbus, Cimber, Bulbus, Curio, stellt sich, als ob er den Zeugen Sextus Annalis für das sechste Buch der Annalen des Ennius hielte (Quint. VI, 3, 86) u. a.

Oft wird der Name leicht umgeändert. So nennt Cato seinen Gegner Nobilior Mobilior, macht gleichsam aus einem Nobeln ein Mitglied des Mobs, aus dem Placidus wird ein Acidus, aus Tullius, der die Hände nicht rein hielt, ein Tollius, aus Labienus ein Rabienus, aus Commodus ein Incommodus, aus dem Kirchenvater Cyprianus ein Koprianus (Cic. 256. Quint. 53. vita Taciti 6, 4. Sen. contr. X, pr. 4, 5. Lactant. V, 1). Als Caracalla seinen Bruder Geta aus dem Wege geräumt hatte, antwortete er auf die Anregung, ihn nun doch zum Gott zu erheben: sit divus, dum non sit vivus: „er sei Gott, wenn nur tot“; der Rat aber, den ihm Pertinax gab, seinen Ehrentiteln Germanicus, Parthicus, Alamannicus jetzt auch den neuen Geticus hinzuzufügen, kostete dem vorwitzigen Ratgeber später den Kopf (vita Getae 2, 8; 6, 6. Carac. 10, 5).

Noch frostiger, da gar keine inhaltliche Berührung stattfindet, sind Wortspiele, wie daß bei amari man sorgen müsse, ne quid insit amari, oder veniam, si mihi senatus det veniam (ad Herenn. IV, 14, 21).

Alle diese Witze, Sach- wie Wortwitze, knüpfen sich mit wenig Ausnahmen an bestimmte Namen an, meist der literarisch oder politisch bedeutenden Männer Roms; sie sind erwachsen auf dem Boden der Bildung. Wie verhält sich dazu der eigentliche Volkswitz? Hat das römische Volk auch in seinen niedern Kreisen Sinn für Witz? Und wenn, ähnelt er dem Berliner Witz oder dem rheinischen und dem sächsischen Humor? Das Material, könnte es scheinen, reicht dafür nicht aus. Aber wir dürfen doch eine Antwort geben. Wir wissen: Spott- und Scherzreden würzten die Feste der Landleute, spottend wurde dem späten Arbeiter auf dem Felde und im Weinberge der Kuckucksruf zugejubelt, der Zwiegesang der Hirten enthält sich nicht derber Neckereien, die Hochzeitslieder sind voll Ausgelassenheit und ungebundnen Mutwillens, die

kecken Spottreden der Sklaven fanden überall ein Ohr, die kunstmäßig ausgestatteten, aber doch ureignem römischem Wesen entsprungnen Possen, „wenn in wechselndem Vers sich ergossen ländliche Scherze,“ so wenig von ihnen erhalten ist, weisen doch auf einen großen Vorrat derblustiger Ideen, „der italische Essig“ schmeckt überall durch, und so dürfen wir von vornherein annehmen, daß Volkswitz und Bildungswitz, um diesen Ausdruck zu prägen, generell nicht verschieden sind. Die Musikanten auf der Straße spielen nicht anders als im Orchester des Residenztheaters, höchstens sind die Töne noch etwas schriller. Die wenigen Proben bestätigen es. Diese im Lärm des Alltagslebens gebornen Eingebungen des Augenblicks gehn auch im Alltagsleben wieder unter; nur der schwache Nachhall eines einst vielstimmigen Chors klingt an unser Ohr. Es fehlt die Berührung mit der Literatur, die am Leben erhält. Sie mit ihrem odi profanum vulgus hält sich fern von diesen Äußerungen der Volksseele; höchstens der Historiker nimmt Notiz davon, wenn sich der Mob etwas zu bedenklich dem Kaiserthron und den obern Zehntausenden näherte, es ihm einfiel, sich mit wörtlicher oder tätlicher Kritik an jenen zu vergreifen. So hören wir Proben des Volkswitzes eigentlich nur, wenn sie einen leichten oder auch starken Beigeschmack von Majestätsbeleidigung haben, mag diese Majestät nun der Imperator der Kaiserzeit oder nur der der Republik sein. Hier übte das Volk die Kritik, die ihm in den Volksversammlungen immer mehr versagt wurde, und diese Bonmots unbekannten oder doch ungenannten Ursprungs waren eine Art Unterströmung gegen die offizielle, von der Regierung geschaffne oder beeinflußte Stimmung.

Das Konsulat des Cäsar und des Bibulus ging beim Volk unter dem Namen des Julius und des Cäsar wegen der Untätigkeit des Bibulus, der selbst über seine Zurücksetzung spottete und erklärte, es ginge ihm wie dem Pollux bei dem Brüderpaar der Dioskuren; denn wenn auch der Tempel beiden gemeinsam sei, so rede man doch nur vom Tempel des Castor (Dio 37, 8). Das Volk aber sang auf der Straße:

Nichts geschah unter Bibulus jüngst, unter Cäsar nur alles;
Denn unter Bibulus, nein, wüßt ich nicht, daß was geschehn.

Aber auch gegen Cäsar wandte es sich, als er die Hand nach der Krone ausstreckte:

Brutus ward der erste Konsul, weil die Könige er vertrieb;
Weil die Konsuln er vertrieb, wurde Cäsar nunmehr König.

Ein Anschlag forderte die Bürger auf, den von Cäsar aus den Provinzen eingeführten Senatoren den Weg zur Kurie nicht zu zeigen, und sie umtönte der Gassenhauer:

Gallier führte im Triumphe Cäsar, führt sie in den Rat;
Gallier legen ab die Hosen, machen mit dem Purpur Staat.

Den Augustus nannte das Volk, da er einmal, wie das Gerücht ging, im Ornate des Apollo gespeist hatte, mit einem Beinamen, unter dem der Gott in einem Teile der Stadt verehrt wurde, den Schinderapollo; und da er wegen ihrer korinthischen Gefäße einige auf die Todesliste gesetzt hatte,

erhielt seine Bildsäule von unbekannter Hand die Unterschrift: „Mein Vater handelte mit Silber, ich mit korinthischem Erz" (Suet. 70). Den Tiberius (Claudius Nero) mit seiner Neigung zum Trunk nannten die Soldaten Biberius Caldius Mero, wo jede Änderung eine Beziehung auf Trunk und Getränke schafft. Tiberius in Tiberim war der Ausruf bei der Kunde von seinem Tode (Suet. 42, 75). Nero, auf dessen Muttermord das obige bittre Wortspiel gemünzt war, verglich man wegen seines Zitherspiels als Nero Päan mit Apollo, aber ebenso den König der bogenkundigen Parther durch den Beinamen des Ferntreffers; und als der Gallieraufstand unter Vindex losbrach, hieß es, endlich hätten ihn die Hähne (galli) durch ihr Krähen geweckt (Suet. 39, 45). Vespasians Knausrigkeit verspottete der Possenreißer in seinem Leichenzuge, indem er in seiner Maske ausrief: „Gebt mir 100000 Sesterzen und werft meinen Leichnam in den Tiber." Traian, der viele der verfallenden Bauwerke restaurierte, dafür aber überall auch seinen Namen als den des Erbauers einmeißeln ließ, hieß das Mauerkraut (Amm. XXVII, 3, 7; Victor epit. 41, 13), während Antoninus Pius den Titel „Kümmelspalter" bekam, weil er auch Kleinigkeiten nicht außer acht ließ (Dio 70, 3). Pertinax, der seinen Grundbesitz nicht immer auf rechtmäßige Weise ausdehnte, erhielt den aus Lucilius entlehnten Spitznamen „Ackerschlund" (vita 9), während den gegen seine Sklaven unmenschlichen Macrinus diese in Macellinus „Schlächter" umtauften (vita 13).

Alle diese unterscheiden sich durch nichts von den obigen. Wort- und Sachzusammenhänge, mit starker Satire, ja Grimm gewürzt, sind ihr Grund. Ganz eng mit ihnen berührt sich, auch in dem angegriffnen Objekt, die Unterabteilung des Volkswitzes, der Soldatenwitz. Wenn beim Triumphe der Wagen mit dem lorbeergeschmückten Feldherrn vor den Zuschauern vorübergezogen war, dann folgten die Scharen der siegreichen Truppen im Waffenschmuck jubelnd und jauchzend und Lieder singend zu Ehren, aber auch zu Spott des Führers. Denn ihrem Mutwillen war keine Schranke gesetzt, glaubte man doch so dem Neide der Gottheit entgegenzuwirken:

Bürger, acht auf eure Frauen, denn es kommt der kahle Schelm.
Hast dein Geld verpraßt in Gallien, das du hier in Rom geborgt.

So und noch derber sang das cäsarianische Heer beim gallischen Triumph auf seinen doch so begeistert verehrten Führer mit Anspielung auf seine Glatze und seine zahlreichen Liebeleien (Suet. 51) und verglich die sparsamen Belohnungen mit den Kräutern, von denen es in Epirus gelebt hatte (Plin. XIX, 144). Bittrer noch war das Spottlied auf die Konsuln Lepidus und Plancus (Vell. II, 67):

Nicht den Galliern, nein Germanen gilt des Konsulpaars Triumph.

Aber germani sind hier die Brüder, die jene selbst auf die Proskriptionsliste gesetzt hatten, und der Soldatensang war so eine Nemesis von seiten des bei aller Roheit oft richtig empfindenden kleinen Mannes. Aber auch das Loblied auf den starken Aurelian stammte aus Soldatenkreisen:

Tausend haben wir getötet, wahrlich tausend, tausend Mann;
Ja ein einzger hat getötet tausend, tausend er allein.
Der die Tausend hat getötet, lebe hoch viel tausendmal.
So viel Wein hat wahrlich niemand, als er Blut vergossen hat.

Soldatenwitz verdankte Caligula seinen von seinen Stiefeln genommnen Beinamen wie vielleicht auch Caracalla den seinigen, Censorinus sein Claudius „Hinkefuß," und der haarige Firmus sein Cyclops. Dem Valens zog seine Liebe zum heimischen Gerstensaft den Beinamen Sabiarius zu, während der Vater Valentinians Funarius hieß, da ihm fünf Mann einen Strick nicht entwinden konnten, und Galerius „der Rinderhirt" an die Beschäftigung seiner frühern Jahre erinnerte. Den ermordeten und in den Tiber gestürzten Heliogabal machte die Soldateska zum „geschleppten Tiberfisch," während sie den Regalianus nur wegen seines Königsnamens auf den Thron erhob.

Auch seinesgleichen verschonte der Soldat nicht mit seinem Spott. Der gewaltige Esius hatte den Beinamen Colosseros, und der Unteroffizier, der nicht schnell genug, wenn sein Stock zerbrach, einen andern zur Hand nehmen konnte, hieß der „Lucilius her mit dem andern" (Tac. a. I, 23). So hatten die, die sich durch Selbstverstümmlung dem Dienste zu entziehn suchten, ihren verächtlichen Spitznamen Murci; das Privatgefolge nannte man von dem feinern Brot, das ihnen zuteil wurde, die Bucellarii, und die Söldner, die oft da ernten mochten, wo sie nicht säten, die Metelli. Auch den Ausrüstungsgegenständen wurden wie bei uns scherzhafte Bezeichnungen gegeben, so den von Marius erfundnen Gabeln, die das Gepäck trugen, und den Trägern die der „Maultiere des Marius," und den Zelten „Schmetterlinge"; „Stiefmütter" endlich hießen Schwierigkeiten des Terrains.

Immer sind es nur wenig Blicke, die wir hier in die Volksseele tun können, wenn auch ein reicheres Material kaum neue Seiten erschließen würde. Auch die Inschriften liefern wenig Ausbeute. Der Grund ist klar. Neun Zehntel aller Inschriften sind Grabschriften, wo wohl ein einzelnes mal ein meist trauriges Wortspiel mit dem Namen versucht wird, wo hier und da eine Antithese vorkommt, wie das sepulcrum hau pulcrum pulcrai feminae, wo aber dem eigentlichen Witz der Platz versagt ist. Wenn der Gatte, der noch gerade die Dauer der Ehe mit der „heißgeliebten Gattin" bis auf Stunden angegeben hat, fortfährt: „Am Tage ihres Todes habe ich lauten Dank bei Göttern und Menschen abgestattet" (CIL VI, 29149), so wird das auch der nicht für fein erklären, der analoge Quittungen über eheliches Verhalten auch auf modernen Friedhöfen kennt. Humoristischer sicher äußert sich der Mime, der oft genug auf der Bühne erdolcht und vergiftet sein mochte: „Einigemale bin ich schon gestorben, aber so noch nie" (III, 3980).

Auch sakrale und Ehrentitel, Urkunden des Staates und des Privatlebens haben auf ihrem kostbaren Material und in ihrer mühsamen Schrift nur Raum für den Ernst der Sache, nicht für den verschönernden, aber an sich überflüssigen Witz. Sogar die Wandinschriften geben nicht so viel aus, als man denken möchte.

Gerne würde ich dir leihen, doch fürcht' ich den Freund zu verlieren;
Hab ich das Geld dir geliehen, werd ich so oft dich nicht sehen,

lautet die menschenkundige Antwort auf einen Borgversuch (III suppl. 11411). Wenn ebensogut wie alle Stände und Gewerke auch die Spättrinker, Langschläfer und Spitzbuben ihren Kandidaten für den Bürgermeisterposten von Pompeji aufstellen und empfehlen, so ist das ihr heiteres Recht (IV 575f., 581). Wer sich an der Inschrift: „Wer mich zu Tisch nicht lädt, ist der reine Barbar“ (ebenda 1880) oder an der feierlichen Geburtsanzeige des Eselchens (1555) erheitert, wem die artigen und unartigen Liebes- und Wirtshausszenen mit ihren Randglossen ein Lächeln abzwingen, wird doch zugeben müssen, daß ein eigentlicher Witz damit sehr selten verbunden ist. Er kann sich auch nur selten einstellen; denn der Witz ist in der Regel eine Antwort auf eine Frage, eine Bemerkung oder auch auf ein Tun. Das alles fehlt meist ganz, oder wenn es da ist, gibt es sehr selten die Grundlage zu einer witzigen Replik. So fehlt es auch in Pompeji nicht für uns an erheiternden Äußerungen und Szenen, wohl aber an solchen, die wir unsrer Sammlung einverleiben möchten, wenn es auch dem Volke sicher nicht an Witz gefehlt hat, aus dessen Nachbarstadt Atella für Rom ein nationales Possenspiel erwuchs.

Eins aber fehlt dem ganzen Römervolke, der Bruder oder der Meister des Witzes, den er spielen läßt, und der selbst mit ihm spielt, der Humor; kaum daß bei dem menschlichsten und modernsten der römischen Dichter, Horaz, etwas von dieser Saite auf der Leier der menschlichen Gefühle erklingt. Das Volk des logischen Verstandes war imstande, der Welt die großen Juristen, nicht aber auch Humoristen zu geben; dem rücksichtslosen Weltzertreter steht die Sammetbürste des Humors nicht an, nur die Kratzbürste des Spottes; es fehlt ihm der sentimentale Zug, der dem Humor eigen ist. Die Zwiegestalt, die mit dem einen Auge lächelt und im andern die Träne zerdrückt, ist eine Gottheit der germanischen Rasse und ist es geblieben bis in unsre Zeit.



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

4. Santiago



Wenn Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, so gilt dies besonders auch von Chile. Als ich nach kurzem Aufenthalt in Valparaiso eines Morgens der Eisenbahnstation Puerto zustrebte, um nach Santiago zu fahren, meinem eigentlichen Reiseziel, wo mir akademische Tätigkeit an der dortigen Universität winken sollte, da hatte ich eben die Rechnung ohne die eigentümlichen Zustände des Landes gemacht, wo die Politik alles beherrscht — auch die Wissenschaft. Ich hatte von meinen Bekannten Abschied genommen ohne Ahnung davon, daß ich nur wenig Wochen abwesend sein und später einen langen Aufenthalt in Valparaiso machen würde. Ein prachtvoller Sommermorgen

voll köstlicher Frische gab mir Mut, dem Unbekannten mit Hoffnungsfreudigkeit entgegenzuziehn. Diese sollte jedoch sehr rasch einen ersten Stoß erhalten. Ich hatte es unterlassen, mich nach dem Preise meiner Fahrkarte von Valparaiso nach Santiago zu erkundigen. Mit zwei Banknoten zu zehn Pesos in der Hand verlangte ich an der Kasse mein Billett für den Expreßzug. Der Beamte warf es mir zu, nachdem er mit kühnem Griffe meine beiden Banknoten an sich genommen hatte, nebst 55 Centavos als Differenz. Mit Erstaunen lese ich $ 9,45 I[a] Clase Espreso Valparaiso Puerto-Santiago Alameda. Auf mein Rufen und Pochen am Schalter erscheint endlich der Beamte wieder, der nach meiner Abfertigung auffallend rasch verschwunden war. „Ich habe Ihnen zwei Banknoten zu je zehn Pesos gegeben," sagte ich etwas entrüstet; „das Billett kostet aber nur 9,45 Pesos, mithin schulden Sie mir außer den 55 Centavos noch zehn Pesos." Ich vergesse das häßliche Lachen nie, das der Beamte auf meine Reklamation hin anschlug. Was will denn so ein grüner Gringo? Kaum erst ins Land gekommen, braucht er sich nicht zu beschweren, wenn ich ihn rupfe; so etwa mochte der Mann denken, als er mir keck erwiderte: „Ich habe heute noch gar keine Banknoten zu zehn Pesos eingenommen; da, sehen Sie her!" Mit diesen Worten zog er eine Schublade auf, in der allerdings meine beiden Zehn-Pesos-Noten nicht lagen, dagegen die anders gefärbten kleinern Wertzeichen von ein, zwei und fünf Pesos. Was sollte ich tun? Der Dialektik des Chilenen, der mich nun, da ich verdutzt dastand, mit einem Wortschwall übergoß, war ich nicht gewachsen, und so zog ich als der Geschlagne ab, um zehn Pesos zwar ärmer, aber um eine wichtige Erfahrung reicher. Und über dieses Debut war ich bei näherer Reflexion nicht einmal stark aufgebracht; ich zog die Konsequenzen und wurde nachher nie wieder direkt begaunert.

Auf dem Perron stand der Zug. Zudringlich und frech trieben sich die Zeitungsjungen herum, zum Teil mit Gesichtern, die den Stempel des künftigen Verbrechers trugen. Die Passagiere stiegen nach und nach ein. Eine Gepäckkontrolle gibt es in Chile nicht; jeder nimmt mit in den Wagen, was er eben will. Wegen der angebornen Höflichkeit der Chilenen bessern Standes gibt es keine Beschwerde; ja sie ertragen mit bewunderungswürdiger Nachsicht persönliche Einengungen durch Passagiergepäck. Wie würde in solchem Falle bei uns gewettert werden! Der Expreßzug soll in etwa fünf Stunden die 184 Kilometer lange, sehr gewundne Bahnstrecke von Valparaiso bis Santiago zurücklegen. Ich sage absichtlich: er „soll"; denn gewöhnlich braucht er mehr Zeit dazu, fährt länger, auch wenn sich nicht, wie dies häufig der Fall ist, Unvorhergesehenes ereignet, wie Geleiseversperrung durch Vieh, Brand einer Wagenachse, Entgleisung und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Über dies alles aber setzt man sich in Chile hinweg. Es ist zu alltäglich, und wehe dem, der sich nicht daran gewöhnen kann! Einem solchen Menschen wäre es besser, er wäre nie nach Chile gekommen! Der Stationsvorsteher klatscht in die Hände zum Zeichen der Abfahrt; die Glocke der Lokomotive läutet; der Zug setzt sich langsam in Bewegung und nimmt noch eine Menge blinder Passagiere mit, die auf die Trittbretter der Wagen springen und ein paar Stationen frei auf Kosten des Staats mitfahren. Wie viele wohl los ferrocarriles del Estado umsonst benutzen?

Links liegt das Meer, ein ewig schöner Anblick. An verschiednen Stationen, Bellavista, Baron, die noch zu Valparaiso gehören, hält der Zug. Dann passiert er einige Forts, die zum Schutze der Bucht von Valparaiso errichtet sind, und verläßt bei Viña del Mar endgiltig die unmittelbare Nähe der See. Viña del Mar, ein Villenort mit üppiger Vegetation, mutet, von der Bahn aus gesehen, jetzt wo die Natur in vollstem Blühen und Weben ist, ungemein an. Hier möchte ich wohnen, leben, denke ich beim Vorüberfahren. Auch die Station Salto, förmlich versteckt im Grün der Bäume, gefällt mir. Dann windet sich die Bahn durch enge Einschnitte der Küstencordillera, an dem um diese Zeit fast trocknen Bette des Aconcagua vorüber, mehr landeinwärts. Mit Entzücken genieße ich von meinem Fenster aus die wechselnden Bilder der chilenischen Landschaft und bewundre immer von neuem wieder die unvergleichlich durchsichtige Luft, die mich in ihren Effekten an die Wüste erinnert. Gegen die größere Station Limache zu schieben sich schon in stattlicher Höhe die Ausläufer der Cordillera, unter denen sich der „Glockenberg," die Campana, stolz abhebt.

Quillota, die Blumenstadt, ist erreicht. Hier ist die Landschaft äußerst anmutend, malerisch. Ein flaches, breites Tal, gut bewässert, in herrlicher Fruchtbarkeit, verrät die fleißigen Hände vieler seiner Bewohner. Das tiefe, satte Grün der Gärten mit ihren Feigen-, Orangen- und Zitronenbäumen, den Palmen und andern Kindern tropischer Herkunft bildet einen stimmungsvollen Kontrast gegen die umliegenden hohen, kahlen Berge. Bei Llai-Llai ist ungefähr die Hälfte der Bahnstrecke nach Santiago zurückgelegt. Hier zweigt die Schmalspurbahn nach Los Andes ab, eine Bahn, die Chile mit Argentinien bis heute zwar noch nicht völlig verbindet, immerhin aber im hiesigen Sommer einen raschen Übergang über die Cordillera nach Buenos Aires ermöglicht und auf diese Weise einen relativ schnellen Post- und Personenverkehr zwischen Chile und Europa gestattet. Wird Quillota mit Recht die Stadt der Blumen genannt, so ist Llai-Llai die Stadt der Früchte. Von Erdbeeren, Pfirsichen, Frühbirnen in ungeahnter Schönheit und Größe wimmelt es förmlich auf der Station, an der der Zug längern Aufenthalt hat; er muß hier den von Santiago herunterkommenden Expreß an sich vorbeilassen, bevor er weiter dampfen darf. Waren mir bis hierher unterwegs schon ganze Plantagen von Wein, Nußbäumen in der unmittelbarsten Nähe des Bahnkörpers aufgefallen, so hatte ich nun auch Gelegenheit, den Reichtum des Landes an Vieh zu bewundern, das sich in mächtigen Rinder- und Pferdeherden auf den großen Matten der Täler frei herumtrieb. Pappelbäume, wie es scheint besonders bevorzugt in Chile, säumten die Wiesen, und prachtvolle Trauerweiden, ganze Haine bildend, erfreuten mein Auge. Brombeeren, unheimlich wuchernd, oft unzugängliche Dickichte formend, gaben lebendige Hecken ab, oder sie schwangen sich guirlandenförmig von Baum zu Baum, diese durch ihre Umarmung förmlich erstickend, mit Sicherheit nach und nach abtötend. Solch kolossale Brombeerwucherung sah ich hier zum erstenmal. Ohne Übertreibung kann man hier den Ausdruck anwenden, den man bei uns so oft ungerechtfertigterweise hört: „Billig wie Brombeeren," und als Illustration zu einem schweren Übel kann ich gleich

hinzufügen: „Lästig, unausrottbar wie chilenische Brombeeren.“ Alle Versuche der Vertilgung waren bis jetzt erfolglos.

Hinter Llai=Llai erst beginnt die Erklimmung der Höhe. Mehr und mehr, je höher wir steigen, nimmt die Landschaft wüstenartigen Charakter an. In ihr herrscht der Quiscokaktus (Cereus) vor. Viele Exemplare dieses Säulenkaktus, kandelaberartig verzweigt, mit großen Blüten, unvergleichlich schön in Form und Farbe (rot und weiß), imponieren durch ihre gigantischen Größenverhältnisse. Oft sind sie über sieben Meter hoch! Kräftig und saftreich gedeihen sie hier auf dem steilen, sandigen Boden des Bergplateaus der Cordillera de la Costa, und ihr merkwürdiges Gedeihen ist nur dadurch erklärlich, daß sie keine Feuchtigkeit aushauchen. Ihre Nahrung nehmen sie nicht nur durch die Wurzel, sondern namentlich auch durch Stengel und Blattoberfläche aus der Luft auf. Dazwischen wächst da und dort Coliguerohr, und Bromeliaceen (Cardones) verraten die Nähe menschlicher Wohnungen. An steilen Felsabhängen vorüber, durch Tunnels, über Brücken führt der Schienenstrang, bis er bei 750 Meter Höhe (Montenegro) den höchsten Punkt erreicht hat. Dann senkt sich die Bahn hinab nach der Ebene, in der Santiago liegt. War schon unterwegs bis Llai=Llai die Kontrolle des Bahnschaffners sehr schwach gewesen, so hörte sie hinter Llai=Llai überhaupt auf. Daß man in Chile halb oder fast erwachsne Kinder bahnfrei mitnehmen darf, war mir auch neu. So hatte eine Frau in meiner Nähe einen vierzehnjährigen Jungen bei sich. Dem Zugkontrolleur erklärte sie ganz einfach, daß sie für den Jungen kein boloto habe; der niño (!), schon mit Bartanflug, fahre mit ihr, und der Schaffner war mit dieser Erklärung völlig zufrieden.

Der Zug fährt nun auf der fruchtbaren Hochebene von Santiago dahin. Die Wüste mit ihren Kakteen liegt hinter uns. Näher tritt die Hochcordillera. Sie macht, von weitem gesehen, einen ernsten Eindruck. Die gewaltige, kahle, ausgebrannte, fast senkrecht abfallende Bergmasse wirkt, von hier aus gesehen, nicht erfreulich. Auch die da und dort an den Berghängen auftauchenden Schneeflächen vermögen das Bild nicht anziehender zu machen, ihm nicht den eigentümlichen Reiz zu verleihen, der z. B. unsern Alpen eigen ist. Als wir uns der Kapitale näherten, und sich die Bergwand der Cordillera so klar und scharf im Hintergrunde der Stadt abhob, suchte ich in meiner Erinnerung unwillkürlich nach einem Vergleich für das sich meinen Augen darbietende Naturbild, und ich fand, daß bei einiger Phantasie die Lage von Santiago mit der von Innsbruck verglichen werden könnte, nur liegt dieses noch schöner, und die Alpen mit ihren grünen Matten bilden eine herrlichere Umrahmung, als sie die Cordillera Santiago gewährt.

Mit der obligaten Verspätung, aber heute ohne weitern Unfall, fahren wir in den großen Zentralbahnhof ein, den größten und schönsten in Chile. Ein lebhaftes Treiben entwickelt sich hier. Ich suche mir einen Wagen, da ich mit der Fahrrichtung der elektrischen Trams nicht bekannt bin, und eile, mein Quartier zu erreichen. Durch unendlich lange Straßen, meist von West nach Ost laufend, die wieder rechtwinklig von andern Straßen geschnitten werden und sogenannte Manzanas, Häuserblocks, bilden, auf einem Pflaster, so holprig

und schlecht, daß man im Wagen förmlich herumgeschleudert wird, fahre ich meinem Ziele zu. „Wahre Muster sorgfältig rein gehaltner, wohl gepflegter Straßen,“ wie frühere Berichte rühmend hervorheben, sind die Verkehrswege, auf denen ich fahre, wahrhaftig nicht. Sogar die Chilenen selbst beschreiben das Straßenpflaster ihrer Kapitale wie folgt: „Wenn es irgendeine Sache gibt, in der alle Chilenen untereinander einig sind, so ist es die schlechte Straßenpflasterung von Santiago, ein Pflaster, worin wir tatsächlich versinken.“ (El Mercurio, 15. August 1903.) Wenn solches schon die Chilenen selbst zugeben, so mag man sich einen Begriff von dem wirklichen Zustande ihrer Straßen machen. Diese illustrieren am besten la decadencia, den Niedergang des Landes. Ich bin ordentlich froh, als ich endlich der Qual des Schüttelns enthoben mich in Muße zu Fuß der allgemeinen Besichtigung der Stadt zuwenden kann. Sie liegt 535 Meter über dem Meere und ist wegen der Bauart ihrer meist nur zweistöckigen Häuser ganz ähnlich wie Concepcion enorm ausgedehnt.

Mit ihren 320000 Einwohnern nimmt die Stadt einen Flächenraum ein, der an Paris heranreicht. Den Mittelpunkt des Verkehrs bildet die Plaza de Armas. Hier laufen die Fäden des hauptstädtischen Lebens zusammen. Die Plaza ist sauber angelegt, sorgfältig in ihrem Gartenschmuck unterhalten, jedoch für die Größenverhältnisse der Stadt von mäßigem Umfange. Das stattliche Postgebäude und einige andre Regierungsbauten flankieren die Nordseite, und ein mächtiger Bau, der in seinem obern Stockwerk den deutschen Klub beherbergt, mit Passagen und einer Menge von Läden unter Arkaden, nimmt die Ostseite der Plaza ein. Den Westen schließt die Kathedrale, in der sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das bekannte fürchterliche Brandunglück zutrug, mit dem erzbischöflichen Palast ab; im Süden steht das Hotel de Francia, ebenfalls mit einer Menge von Arkaden und Läden. Die ganze Plaza macht mit ihren Springbrunnen und der südlichen Flora einen ausgezeichneten Eindruck. Abends, wenn die Musik spielt, die elegante Welt auf der in elektrischem Licht erstrahlenden Plaza Korso geht, entwickelt sich hier ein eigentümlich reizendes, echt südamerikanisches Bild.

Mitten in der Stadt, in merkwürdiger Zerklüftung, erhebt sich aus eruptivem Gestein gebildet der etwa hundert Meter hohe Felsen Santa Lucia. Von ihm aus hat man eine unvergleichliche Aussicht auf Stadt und Landschaft Santiago. Dieser merkwürdige Felsen, ein Unikum Santiagos und der Stolz seiner Bewohner, ist nach und nach in eine gefällige Anlage umgeschaffen worden. Wasserwerke spielen am Fuße dieses mächtigen Porphyrblocks, und hübsche, schattige Wege führen um ihn herum. An Restaurationen ist auf Santa Lucia auch kein Mangel, und bis hinauf auf die Spitze des Felsens hat die Kunst der Gärtner für Blumenanlagen gesorgt.

An den Cerro de Santa Lucia stößt die beliebteste Promenade der Stadt, die Alameda de las Delicias. Sie ist fünf Kilometer lang, über dreißig Meter breit und führt bis zum Hauptbahnhof hinunter. Pappeln, Alamos, von denen der Name Alameda stammt, sind jedoch hier nicht vorhanden. Möglich, daß früher einmal solche dagestanden haben; jetzt ist die Alameda in ihrem obern, gegen den Cerro hin liegenden Teile mit Buchen, Akazien und Eichen bepflanzt.

Den Hauptweg in der Mitte flankieren kleine, rasch fließende Bächlein, die ihr trübes Wasser vom Mapocho her beziehn. Am Rande dieser Bächlein ist die Zentralallee mit Holz- und Steinbänken versehen, die zum Ruhen unter den dichtbelaubten Bäumen einladen. Auch Musikpavillons sind vorhanden, und manchmal des Abends wird da konzertiert. Ferner trägt die Alameda verschiedne Denkmäler von Männern, die sich um die Entwicklung Chiles verdient gemacht haben. Sehr theatralisch wirkt u. a. das Reiterstandbild des Generals O'Higgins mit der Devise: A mis muchachos! Vivir con honor o morir con gloria! (An meine Jungen! Mit Ehre leben, oder mit Ruhm sterben!) Dieser Mann hatte wirklich viel geleistet, wurde aber 1823 zur Abdankung getrieben; so kam der bekannte Dank des Vaterlandes etwas spät. Der untere Teil der Alameda, vorwiegend mit Eichen und Akazien bepflanzt, scheint jüngern Datums zu sein. Der ganze lange, mit elektrischem Licht beleuchtete Weg gewährt Abends einen wirklich schönen Anblick.

Die von der Plaza nach allen Himmelsrichtungen ausgehenden Straßen verdienen nur in ihren obern Abschnitten wirkliches Lob. Mancherlei Prachtbauten, private wie öffentliche Gebäude, unter diesen besonders die Moneda, der Sitz des Präsidenten der Republik, und die Camera de Diputados mit schönem, wohlgepflegtem Garten, liegen im zentralen Teile der Stadt und können sich würdig europäischen Palästen zur Seite stellen; im allgemeinen aber herrscht in der Architektur Santiagos eine große Einfachheit vor. Immerhin ist bei vielen Häusern wenigstens das Wellblech nicht so aufdringlich verwandt wie in den übrigen Städten des Landes. Je mehr man sich aber vom Zentrum der Stadt entfernt, desto mehr nimmt diese den Charakter des Dorfes an, desto salopper wird das ganze Leben. Ja sogar unter den Bauten, die die Alameda flankieren, gibt es viele Häuser, die eher aufs Dorf als in eine Stadt gehören, so zerfallen, elend und unsauber sehen sie aus.

Sehr billig und wirklich gut ist der elektrische Tramverkehr. Von der Plaza aus kann man für 5 Centavos erster und für $2^1/_2$ Centavos zweiter Klasse (diese oben auf dem Deck des Wagens und von den ärmern Schichten der Bevölkerung stark benützt) nach allen Richtungen der ausgedehnten Stadt hinfahren. Kanalisation hat Santiago bis jetzt noch nicht. Eine große Menge von Wasserläufen, Acequias, fließen unter den Häusern und Straßen hin und führen die Abfallstoffe fort. Man kann sich vorstellen, wie dieses Wasser, das dem bei Santiago vorbeifließenden und dort eingedämmten Andenflusse Mapocho entnommen ist, oft riecht. Asphaltierung der Straßen, vor allem aber die dringend nötige Kanalisation ist für Santiago schon längst projektiert. Aber die Politik, dieses Krebsübel des ganzen öffentlichen Lebens in Chile, hat die besten Absichten wirklicher Patrioten bis jetzt immer zu vereiteln verstanden, und so wird der augenblicklich tiefe Stand der hygienischen Verhältnisse von Chiles Hauptstadt wohl noch lange andauern.

Auffallend groß ist die Zahl von verstümmelten Menschen, Männern, Frauen und Kindern, denen man in den Straßen Santiagos sowohl wie in andern Städten Chiles begegnet. Da kriechen die armen, oft fußlosen Geschöpfe auf den Bürgersteigen umher, dort humpeln andre auf Krücken; armlose

Menschen treten uns entgegen, und erschreckend groß ist die Menge der Blinden. Wieviele dieser bedauernswerten Wesen mögen wohl infolge der hier massenhaft vorkommenden Geschlechtskrankheiten das Licht der Sonne nie erblickt haben? Ein großer Teil der Erblindungen dürfte aber zweifellos auf Rechnung der Komplikationen von Pocken (Variola) zu setzen sein, die hier von Zeit zu Zeit epidemisch mehr oder weniger stark grassieren. Einen Impfzwang gibt es leider in Chile nicht, und die Pocken kann man deshalb wie den Typhus als endemische Krankheiten des Landes bezeichnen. Diese schlimmen Geißeln des schönen Landes, die jährlich so viele Opfer fordern, könnten durch geeignete, streng durchgeführte Maßregeln zum mindesten auf ein Minimum gebracht werden, würde wirkliche Gewissenhaftigkeit, gepaart mit Humanität und nicht Phrasentum und die elendeste Politik die Behörden leiten, würden sich die verantwortlichen Kreise endlich einmal ihrer Verantwortung bewußt. Die Erkenntnis, daß ein Menschenleben eine wertvolle Summe lebendiger Kraft, ein Kapital für die Allgemeinheit in des Wortes schönster Bedeutung vorstellt, ist den Machthabern Chiles noch nicht aufgedämmert. Es wird in der nun einmal eingerissenen Liederlichkeit fortgewurstelt. Für die Armen, die Blinden, die Elenden, die Verlassenen und Kranken wird nicht oder doch nur in der denkbar ungenügendsten Weise gesorgt. Darüber später mehr. Und trotz alledem ist der ärmste Teufel von Chilene kein zudringlicher Bettler, wie sich solche z. B. in Südeuropa, in Italien, Spanien, Portugal so breit machen. Der Blinde sitzt da auf einem niedern Schemel und wartet auf eine Gabe. Sein treuester Freund ist nicht der Mensch, sondern das Tier. Ein Hund ist sein Wächter, sein Leiter, wenn er von Ort zu Ort zieht. Wahrlich, diese Tiersliebe, diese Tiersanhänglichkeit und Treue ist beschämend für den gutsituierten Menschen, der hier für seinen unglücklichen Bruder so wenig Herz zeigt. Wenn alles und alle einen Menschen verlassen, nur Roheit der Gesinnung sich gegen den oft unschuldig in Ungemach geratenen äußert — auch bei uns in Europa —, die Liebe eines Tieres bleibt dem Armen noch und wirkt versöhnend.

Sonst aber ist der Verkehrston, auch zwischen Personen des verschiedensten Bildungsgrades, durchaus höflich, zuvorkommend. Und dieser Ton wirkt auf den Fremden um so angenehmer, wenn er sich an die oft rüpelhafte Art des Benehmens seiner eignen Landsleute in der Heimat erinnert. Hier gibt es kein Angeschnauztwerden, keinen beleidigenden Unteroffizierston höherer oder niederer Beamten; alle befleißigen sich der größten Liebenswürdigkeit, und diese, ob nun echt oder unecht, verbunden mit einem natürlich heitern Wesen, verfehlt nicht, den besten Eindruck hervorzubringen. Die Gastfreundschaft der Chilenen berührte mich auch in ihrer Hauptstadt sehr wohltuend und half mir leichter über die ersten schwierigsten Tage meines dortigen Aufenthalts hinweg.

Natürlich dominiert in Santiago das reine Chilenentum. Die fremden Kolonien, darunter die deutsche mit etwa dreitausend Seelen, verschwinden in der Menge der Eingebornen. Die deutsche Kolonie, die eigne Kirche und Schule besitzt, hat etwas mehr geistiges Leben wie die von Valparaiso. Es wirken in Santiago an der Universität wie auch an dem sogenannten Pädagogium, einer staatlichen Anstalt zur Heranbildung von Lehrern, eine Reihe von Deutschen,

teils direkt aus Deutschland berufen, teils von deutsch-chilenischer Herkunft. Ihre Zahl nimmt jedoch ab, da sich Chile in dieser Richtung von Deutschland zu emanzipieren sucht und neuerdings — mit Recht, wie ich gestehn muß — auch die Zulassung von wissenschaftlich gebildeten Leuten (Ärzten usw.) zum Wettbewerb mit den eignen Landeskindern einschränkt. Chile war in dieser Richtung bis in die kürzeste Zeit äußerst liberal. Für die Fremden waren die Vorschriften gleichsam nur der Form halber da. Das anwidernde Streben vieler aber, die sich in wenig wählerischer Weise so rasch wie möglich bereichern und dann dem Lande, dessen Bevölkerung sie meisterlich auszusaugen verstanden, so rasch wie sie gekommen den Rücken kehren, mag wohl einer der Hauptgründe dafür sein, daß die Liberalität gegen die akademisch gebildeten Ausländer, besonders deutscher Provenienz, etwas eingeschränkt worden ist.

Die Hauptstadt ist auch Garnisonort für die verschiednen Waffen- und Truppengattungen. Der kommandierende General ist ein Deutscher. Auch im chilenischen Generalstabe ist das Deutschtum vertreten. Das Militär selbst trägt den Stempel deutscher Lehrmeister. Schon die Uniformierung ist ganz nach deutschem Vorbilde geschaffen, und was die Exerzitien der Soldaten anlangt, so muß ich bekennen, daß ich in Santiago wie an andern Orten der Republik so tadellose Manöver gesehen habe, wie sie die besten deutschen Truppen nicht besser hätten ausführen können.

Unsre Landsleute in Santiago zeigen rühmenswerten Fleiß und Unternehmungsgeist. Die Folge davon ist, daß die Deutschen der chilenischen Hauptstadt meist in guten ökonomischen Verhältnissen leben und sich allgemeiner Achtung erfreuen. Auch der Umgangston in der deutschen Kolonie ist dem chilenischen Beispiele jovialer Herzlichkeit gefolgt: er ist kameradschaftlicher als in Valparaiso und erinnert mehr an republikanische Gleichheit. Die Hochschule ebenso wie das Pädagogium und andre Bildungsstätten greifen hier nicht in dem Maße in das allgemeine Leben der Bevölkerung ein, wie dies z. B. in deutschen Städten der Fall ist. Dazu ist der Chilene viel zu indolent, von zu großer selbstgefälliger Zufriedenheit. Die Universitätsverhältnisse kann man mit deutschen überhaupt nicht vergleichen, und es wäre eine höchst undankbare Aufgabe, wollte ich auch nur den Versuch einer eingehenden Schilderung machen; ich würde bei meinen Landsleuten kein Verständnis finden. Trotzdem wird auch in Santiago gearbeitet und gelernt. Viele Chilenen runden dann ihre Fachstudien in Europa ab, wobei ihnen der Staat durch Gewährung von Subsidien äußerst liberal an die Hand geht. Eine hochachtbare Einrichtung besteht an Chiles Universität: Unterricht, Prüfung, Diplom, überhaupt alles ist frei, unentgeltlich. Dasselbe gilt für sämtliche staatliche Schulen. Schulzwang aber gibt es nicht. Das öffentliche Unterrichtswesen in den größern Städten des Landes bewegt sich dank der Santiaginer Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen auf sehr achtungswerter Höhe. Auf dem Lande aber sieht es natürlich in dieser Richtung noch recht primitiv aus. Immerhin hat man an maßgebender Stelle die gute Absicht, das Schulwesen zu verbessern — falls es die Politik erlaubt. Die Deutschen haben schon seit langer Zeit dem chilenischen Volksunterricht durch die Errichtung von Schulen, die auch von Chilenen besucht werden, einen ge-

wissen Impuls gegeben und so außerordentlich viel zur Hebung der allgemeinen Volksbildung beigetragen.

An öffentlichen Anlagen ist, außer der Plaza de Armas, der Alameda und dem Cerro Santa Lucia, in und um Santiago kein Mangel. Da ist zum Beispiel die Quinta Normal, eine Art botanischen und zoologischen Gartens nebst Museum. Der zoologische Teil ist sehr dürftig und bietet nichts charakteristisches; dasselbe gilt, teilweise wenigstens, auch von den Gartenanlagen. Alles, auch das Museum, macht schon äußerlich den Eindruck, als wären zur richtigen Instandhaltung des Ganzen wenig Mittel vorhanden. An Wasser ist kein Mangel; auch einzelne kleine Seen sind vorhanden. Unsre heimischen Bäume wie Eichen und Silberpappeln sind neben Kastanien und verschiednen Arten von Koniferen vertreten. Chilenische Araukarien, Palmen und Weiden, Bambusen und Filicinen wechseln mit Akazien, Schinus molle, Eukalypten und Magnolienbäumen in bunter Reihe ab. Das Grün der vielen Bäume wirkt außerordentlich angenehm auf das Auge, und der Duft der Blumen erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Viele Bänke unter schattigen Baumgruppen laden den Ruhebedürftigen zu beschaulicher Siesta ein. Alles in allem eben doch ein schönes Fleckchen Erde, trotz dem Mangel an guter Pflege.

Am südlichen Ende der Stadt breitet sich der Parque Cousiño aus. Gleich beim Eintritt trifft man auf einen großen freien Platz. Er dient den außerordentlich häufigen Pferderennen (Carreras) mit ihren obligaten Wetten, ebenso den militärischen Paraden. Die Anlagen des großen Parks sind bis auf wenig Abschnitte leider sehr schlecht unterhalten. Die subtropische Natur, hier viel zu sehr sich selbst überlassen, läßt in übermütiger Laune und Schaffenskraft alles durcheinander wuchern. Eine rühmliche Ausnahme in diesem natürlichen Wildparke macht die Partie um den wirklich hübsch angelegten See herum. Dieser bietet reizende Perspektiven auf seine grüne, waldartige Umgebung, und man übersieht deshalb den Defekt verschiedner Brücken leichter, die über einzelne Ausläufer der Wasseranlagen führen. In hehrer Majestät schaut die nahe Hochcordillera auf diesen Park herab, der durch chilenische Indolenz mehr und mehr verkommt.

Der große Friedhof, die einzige wirkliche Stätte der Ruhe für den hastenden, jagenden Menschen, ist sauber angelegt und gut unterhalten. Die Pinien- und Zypressenalleen mit ihrem tiefen Dunkelgrün passen stimmungsvoll zu dem Orte ewiger Ruhe. Wirkungsvolle Ausblicke auf die schneebedeckten Gipfel der Anden eröffnen einzelne Wege durch die Gräberstätte. Viele Familiengräber in der Form von größern oder kleinern Kapellen legen Zeugnis ab von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Die vielfach auf italienischen Friedhöfen anzutreffende Überladung der Gräber mit Monumenten, eine gewisse auf den Beschauer wirkende Aufdringlichkeit in der Art ihrer Ausführung findet sich hier glücklicherweise nicht.

Ein voller Sonnentag liegt über der Gegend; scharf und deutlich ist die Verteilung von Licht und Schatten in diesen subtropischen Breiten und ruft besonders schöne Bilder an diesem grünenden und blühenden Orte des Friedens hervor. Zahlreiche Kolibris in buntem, farbenschillerndem Kleide fliegen von

Blume zu Blume. Die Bewohner der Lüfte haben hier im Reiche der Toten eine geschützte Freistätte gefunden. Die schnelle Bewegung, das volle pulsierende Leben dieser zierlichen Tierchen — und als Gegensatz dazu die erhabne Ruhe des Erlösers Tod.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

Als sich der erste Sturm ihrer Aufregung bis zu einem gewissen Grade gelegt hatte, nahm Lady Blanchemain ihren vorigen Platz auf der Ottomane wieder ein und hieß John sich neben sie setzen.

Nun aber, begann sie in zutraulichem aber bestimmtem Tone, während aus ihren Zügen Seelengüte und bewundernde Teilnahme leuchteten, nun habe ich genau neun Millionen und neunundneunzig Fragen zu stellen, die du mir alle beantworten mußt, ehe du mich wieder los wirst. Aber vor allen Dingen mußt du mir sofort ein Rätsel lösen, über das ich mir den Kopf zerbreche, seit du mir am Tor als Retter erschienen bist. Was in aller Welt, frage ich dich im Namen des gesunden Menschenverstandes, tust du hier — warum hältst du dich in dieser weltabgeschiednen italienischen Zwingburg auf?

John lachte — man beschuldige mich verwünschter Wiederholungen, aber mir hat der Himmel einen lachenden Helden geschickt —, also John lachte und sagte: Oh, das hat mehrere Gründe, auch genau neun Millionen und achtundneunzig.

Nenne sie, befahl Lady Blanchemain, wenigstens den ersten und den letzten.

Gut, sagte er überlegend, ich glaube, der erste, der letzte und vielleicht auch der am meisten in der Mitte wird wohl das ganze gottbegnadete Ding sein! Dabei beschrieb er mit dem Arm einen Kreis in der Luft, der alles umfassen sollte, das Schloß mit seinem Inhalt und die Umgebung draußen.

Es liegt sehr schön, das will ich nicht bestreiten, gab Lady Blanchemain zu. Aber findest du nicht auch, daß es ein bißchen reichlich abseits liegt? Und ein bißchen hoch? Ich wohne im Viktoriahotel in Roccadoro und habe zu der Fahrt hierher anderthalb Stunden gebraucht.

Aber, entgegnete John mit einem schmeichelhaften Blick, da du dennoch hier bist, habe ich keinen Grund mehr, mich über diese Abgelegenheit zu beklagen. So wenig Orte sind tatsächlich abgelegen in diesen Zeiten und Zonen, fügte er in melancholischem Tone hinzu, als wären ihm alle Zeiten und Zonen nur zu bekannt.

Hm! sagte Lady Blanchemain, das ist klar. Bist du schon lange hier?

Warte einmal! Heute ist der 23. April. Ich kam, mag die Tatsache sagen, was sie will, am Feste aller Narren.

Absit omen! rief sie. Und wie lange beabsichtigst du hier zu bleiben?

O ich bin klug genug, mich nicht durch Pläne zu fesseln.

Überlegend, schätzend, berechnend schaute sie um sich.

Vermutlich kostet dich die Geschichte hier ein wahnsinniges Geld? fragte sie schließlich.

John lachte.

Rate, was es kostet — so ungefähr nach Tausenden.

Sie fuhr mit ihrer Einschätzung eine Weile fort und sagte dann: Eine Billion die Woche!

John triumphierte: Es kostet mich sechs Franken fünfzig den Tag — Wein eingerechnet.

Sie traute ihren Ohren nicht. Was! rief sie.

Jawohl, sechs Franken fünfzig.

Unsinn! sagte sie, entschlossen, sich nicht foppen zu lassen.

Ja, es klingt unwahrscheinlich genug, aber so geht es ja oft mit der Wahrheit, sagte er. Die Wahrheit hat aber gar nicht die Verpflichtung, auch vraisemblable zu sein. Ich bin nämlich hier en pension.

Lady Blanchemain schien peinlich berührt zu sein. Nimmt der Fürst von Zeil-Hohenstein denn Sommerfrischler auf? fragte sie, den Kopf zurückwerfend.

Das gerade nicht, entgegnete John, aber der Parroco von Sant' Alessina tuts. Ich wohne in der Pfarre.

O, wiederholte Lady Blanchemain, der allmählich ein Licht aufging, o, du bist Kostgänger in der Pfarre.

Um sechs Franken fünfzig den Tag, Wein mit einbegriffen, bestätigte John lustig.

Wein, und vermutlich der unbeschränkte Genuß des ganzen gottbegnadeten Dings, ergänzte sie, wobei sie dazu seine weit umfassende Handbewegung von vorhin nachmachte.

Ja, freie Bewegung in Haus und Garten und unbeschränkte Freiheit im Tal und auf den Höhen.

Ich verstehe, sagte sie; dann schwieg sie einen Augenblick und ordnete ihre Eindrücke. Nach der erhabenen Art, wie du den Menschen mit den Achselschleifen abgefertigt und mir die Honneurs im Hause gemacht hast, mußte ich dich für den Besitzer halten.

Nun, als solchen kann ich mich auch beinahe fühlen, sagte John lachend, ich bin es hier allein, niemand macht mir die Herrschaft streitig. Und was den Kerl mit den Achselschleifen anlangt, so möchte ich wissen, was aus den Menschenrechten und den Grundfesten der Gesellschaft werden sollte, wenn man nicht einmal mehr einen Burschen anfahren dürfte, den man regelrecht bezahlt. Für fünf Franken die Woche putzt der Mensch mit den Achselschleifen meine Stiefel leidlich gut, bürstet meine Kleider aus, besorgt leidlich langsam die nötigen Gänge und schluckt meine gelegentlichen Wischer hinunter, als ob sie Polenta wären.

Versucht ungebeten Eindringlinge von deiner Schwelle zu verjagen und bekommt dann für seine Bemühungen eine Extraschüssel serviert, ergänzte die Dame lachend. Übrigens — wo hält sich der Fürst von Zeil-Hohenstein denn auf?

In Wien, glaube ich, jedenfalls in respektvoller Entfernung. Der Parroco, der auch eine Art von Verwalter für ihn ist, sagte mir, daß er tatsächlich nie nach Sant' Alessina komme.

Ein guter, bequemer Mann! Ich hielt dich mindestens für einen Pächter. Du hast ganz die Art! Und der Blumenstrauß auf ihrem Hute nickte ihm anerkennend zu.

Oh wir Marquis von Carabas! rief John mit einer Verbeugung.

Zweifelnd betrachtete sie ihn.

Würdest du nicht in eine schwierige Lage geraten, wenn plötzlich der Fürst oder einer seiner Angehörigen hier erschiene?

Ich? Warum? fragte John mit erstaunten Augen.

Ein junger Mann, der bei einem Parroco in Kost und Logis ist für sechs Franken —

Bitte, sechs Franken fünfzig, unterbrach er sie sanft.

Meinetwegen mögen es auch sieben sein, räumte sie großartig ein. Aber würde das nicht ein ganz falsches Licht auf deine gesellschaftliche Stellung werfen? Würden sie sich denken können, *wer* du eigentlich bist?

Aber was käme darauf an! fragten seine Augen noch erstaunter.

Ich kann mir Gelegenheiten denken, bei denen es ganz heillos wäre, entgegnete sie. Ausländer haben nicht diesen raschen Blick wie wir und verstehn nicht so zwischen uns zu unterscheiden wie wir selbst; und diese Österreicher haben so merk-

würdig übertriebne Begriffe. Du möchtest doch nicht für irgendeinen beliebigen Schulze oder Müller gehalten werden?

Ich weiß nicht, sagte John nachdenklich, vor dessen Augen sich Perspektiven auftaten; es könnte freilich ein Reinfall werden.

Brr! machte Lady Blanchemain, indem sie sich mit ihrem Taschentuch fächelte. Dann sah sie ihn mißtrauisch an. Mit den neun Millionen der übrigen Gründe hältst du anscheinend hinter dem Berge. Offenbar ist es nicht nur das ganze gesegnete Ding, das einen jungen Adler von deinem Gefieder an einen so unwahrscheinlichen Horst wie diesen hier fesselt, da steckt was andres dahinter. Zu meiner Zeit, seufzte sie, wäre es etwas Ewigweibliches gewesen.

Was kein Wunder gewesen wäre, gab John mit höfischer Verbeugung zurück.

Du bist sehr liebenswürdig, aber du lenkst ab, sagte sie. Zu meiner Zeit war die Welt noch jung und romantisch, heutzutage ist alles nur noch Prosa und Berechnung.

Die Welt ist noch immer romantisch und jung. Ich kann durchaus nicht zugeben, daß ein Zeitalter von Prosa und Berechnung überhaupt denkbar ist. Die Poesie stirbt nicht aus in der Welt und ebensowenig die Verrücktheit. Die Welt bleibt jedem immer romantisch, wenn er nur die dazu nötigen drei Gaben hat, die sie ihm dazu machen.

Ist es eine Dame? bestand Lady Blanchemain.

Und die drei Gaben, fuhr er fort, sind Glaube, Gefühl für Schönheit und Sinn für Humor.

Und ich hätte gedacht, eine interessante Erscheinung des andern Geschlechts, warf sie ein. Ist es eine Dame?

Nun, erwiderte er schließlich, nachdem er anscheinend mit sich zu Rate gegangen war, ich sehe eigentlich nicht ein, warum ich mir die Herzenserleichterung versagen sollte, dir zu gestehn, daß dies in gewissem Sinn der Fall ist.

Hurra! rief sie vergnügt und sich gespannt hin und her bewegend wie jemand, der ein Lieblingsspiel zu erwarten hat. Eine Liebesgeschichte! Ich will deine Vertraute sein! Komm, sag mir alles!

Ja, in gewissem Sinne ist es eine Liebesgeschichte, gestand er.

Gut, vortrefflich. Aber was willst du damit sagen: in gewissem Sinne?

Ach, sagte er mit geheimnisvollem Kopfnicken, damit meine ich eine ganze Welt von Dingen.

Das verstehe ich nicht, sagte sie, während ein Schatten über ihr Gesicht flog.

Es ist nicht *eine* Dame — es sind eine ganze Menge, zwanzig — hundert dieser süßen Geschöpfe!

O, stammelte sie enttäuscht.

Es ist die Liebe zu einem Typus.

Ärgerlich sah sie ihn an. Liebe zu einem Typus?

So ist es.

Sie schüttelte den Kopf. Ich gebe dich auf. In einem Augenblick sprichst du wie ein Mohammedaner, und im nächsten, wie — ich weiß nicht, wer!

Nun, Liebe zu diesen, sagte John auf die Bilder an den Wänden deutend. Liebe zu dem Typus des Quattrocento!

Damit stand er auf und ging von Bild zu Bild. Seine Augen blitzten — teils vor Mutwillen, teils vor wirklicher Begeisterung.

Ja, ich liebe sie, diese entschwundnen Frauen entschwundner Jahre, diese sanft getönten Schatten, die einst in rosigem Fleische blühten, diese stolzen, demütigen, unschuldigen, tapfern, schüchternen, frommen, genußsüchtigen Frauen von ehedem. Ich liebe sie mit ihrem Haar, ihren Augen, ihren Juwelen, mit den klugen, den witzigen, hochmütigen Stumpfnäschen, mit ihren vollen Busen, ihren Purpurlippen und ihren prächtigen Gewändern; mit ihrem Frohsinn, ihren Leidenschaften, ihrem Pathos, ihrer Güte und ihrer Grausamkeit, mit ihrer unendlichen Wandlungsfähig-

keit und ihrer unsterblichen Jugend. Ach, es ist ein Jammer! Ihre unsterbliche Jugend, sage ich, und sie sind doch so unwiderruflich gestorben! Friede ihrer Asche! Aber sieh, rief er plötzlich lachend, sieh nur, wie die Sonne, die liebe Himmelssonne mit mir wetteifern will, wer von uns beiden ihnen die größte Huldigung darbringt, die Sonne, die sie zu ihren Lebzeiten beschienen hat und ihrer gedenkt! Sieh nur die Gedächtnislampen, die sie ihnen zu Ehren entzündet! Und wirklich ließ die Sonne, von dem blanken Fußboden zurückgespiegelt, ihre goldnen Strahlen über die alten Gemälde gleiten und spiegelte in den Vertiefungen der Rahmen glühende Lichter. Gib mir diese hier, fuhr der junge Mann fort, ein paar gute Bücher und eine Kanne von des Parrocos mit einbegriffnen Weins, und meine Wildnis verwandelt sich in ein Eden!

Während dieser Rede sprach erst tiefe Enttäuschung, dann leidenschaftlicher Vorwurf aus Lady Blanchemains Augen.

O du Bösewicht! grollte sie, als er zu Ende war, und schüttelte ihre hübsche kleine Faust gegen ihn; zuerst meine Erwartungen so aufs höchste zu spannen und sie dann so niederzuschmettern! Glaubst du wirklich — sie klammerte sich immer noch mit einem schwachen Rest von Hoffnung an einen letzten Strohhalm —, glaubst du wirklich, wirklich, daß kein lebendiges Weib dahinter steckt?

Ich fürchte, ich glaube das wirklich, ganz wirklich!

Und du bist wirklich in niemand, in gar niemand verliebt?

Nein, wirklich nicht, sagte er mit gut gespielter Zerknirschung.

Aber in deinem Alter — wie alt bist du denn eigentlich? fragte sie plötzlich.

So etwas zwischen neunundzwanzig und dreißig, glaube ich.

Und in einer solchen romantischen Umgebung, und keine Frau im Spiel! Das ist einfach gegen alle Natur, erklärte sie. Das ist der helle Hochverrat an der Jugend, der königlichen Jugend!

Das tut mir schrecklich leid! Aber schließlich — was hilft das Murren? Nichts könnte passieren, auch wenn eine Frau da wäre.

Ganz entsetzt starrte ihn Lady Blanchemain an.

Nichts könnte passieren? Was willst du damit sagen? Du bist doch um Gottes willen nicht verheiratet? Wenn du es bist, kann es nur im geheimen sein, denn im Genealogischen Kalender wirst du als ledig aufgeführt.

Meines Wissens ist der Kalender ganz recht berichtet, versicherte John lachend, und ich hoffe zu Gott, daß er nie Veranlassung bekommt, seine Angabe zu ändern.

Um aller Barmherzigkeit willen, schrie sie, sag mir nicht, du seist ein Weiberfeind!

Da sitzt ja gerade der Haken! Ich bete das ganze Geschlecht an.

Nun — also? fragte sie ganz verblüfft, wie kannst du denn in diesem Falle zu Gott hoffen, Junggeselle zu bleiben? Außerdem bist du der Erbe einer Peerswürde! Wie steht es mit der Nachfolge?

Da sitzt ja gerade der Haken! Du weißt doch, daß eine Unmenge Vettern vorhanden sind.

Gerade der Haken! Gerade der Haken! wiederholte Lady Blanchemain. Wo sitzt der Haken? Gerade da, daß du ein Weiberfeind bist? Gerade da, daß du der Erbe einer Peerswürde bist? Nimm mirs nicht übel, aber man könnte glauben, es sei mit dir nicht ganz richtig.

Nun, siehst du, gerade weil ich das ganze Geschlecht anbete und der Erbe einer Peerswürde bin, darf ich mich nicht verheiraten, wenn ich eine Frau nicht ihrem Range entsprechend, oder wie man zu sagen pflegt, standesgemäß erhalten kann, nun — und das könnte ich eben nicht.

Könntest du nicht? stieß sie hervor. Ich möchte doch wissen, warum nicht?

Weil ich — erlaube mir, mich in einer etwas gemütlichen Form auszudrücken —, weil ich so niederträchtig arm bin.

Du — arm? schrie Lady Blanchemain und sank zurück.

Ja, aber ehrlich! versicherte John, um ihren Schrecken zu mildern.

Obgleich sie entschlossen war, zu grollen, mußte sie lachen. Im Ernst gesprochen, fragte sie, gewährt dir dein Onkel denn keinen anständigen Zuschuß?

Ich würde dir die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, er gewährte mir keinen anständigen, denn — um es in Zahlen zu fassen — er gibt mir gar keinen.

Der — alte — Geizhals! schrie Lady Blanchemain, indem sie ihre Worte in heller Entrüstung betonte.

Nein, sagte John beschwichtigend, er ist kein Geizhals. Aber er ist ein eigentümlicher Mann, eine Art Spartaner, es fehlt ihm an jeder Phantasie. Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, daß ich eines Zuschusses bedürfen könnte. Und schließlich, bei Licht betrachtet, ist das auch so — ich kann nicht behaupten, daß ich einen Zuschuß brauche. Ich habe ein bescheidnes väterliches Vermögen, etwa drei Pence die Woche, genug für meine bescheidnen Bedürfnisse, wenn auch nicht hinreichend für den Staat einer künftigen Peereß. Nein, mein Onkel ist kein Geizhals, er ist ein famoser alter Knabe, auf den ich sehr stolz bin, und mit dem ich mich aufs beste stehe, obgleich ich nicht weiß, wie sein Geld aussieht. Jedenfalls aber wirst du mir zugeben, daß es den Teufel zugehn müßte, wenn ich mich verlieben sollte.

Hui, stöhnte Lady Blanchemain, sich fächelnd. Habe ich nicht recht, wenn ich von einem Zeitalter der Prosa und der Berechnung spreche? Und doch machst du keineswegs einen so fischblütigen Eindruck! Was hat das Geld dabei zu tun? Dominus providebit. Geh hin und lies Browning! Was ist der einzige und wahre Zweck unsers Daseins? Übrigens, hast du noch nie gehört, daß es etwas wie heiratsfähige Erbinnen gibt in der Welt?

O ja, davon habe ich auch schon gehört, gab John fröhlich zu. Aber hinken sie nicht meist? Auch habe ich schon gehört, daß es Mitgiftjäger gibt, aber zu diesem Beruf bedarf man einer ganz besondern Befähigung, und ich fürchte, daß diese mir abgeht.

Dann bist du auch kein echter Marquis von Carabas, erwiderte ihm die alte Dame flott.

Nun hast du mich entlarvt — ich bin nur ein Fauxmarquis, entgegnete er lachend.

Aha! sagte Lady Blanchemain, die einen Augenblick in Gedanken versunken schien. Nach einer Weile stand sie auf und trat an das Fenster. Ich habe noch nie eine lieblichere Gegend gesehen, sagte sie sinnend. Diese graugrünen Hügel, die Schneeberge, der strahlende Himmel, alles von goldnem Licht und purpurnem Schatten übergossen, und die Zypressen und die Oliven, der Fluß, der zwischen den Pfirsichblüten glänzt und gleißt, und — ist das nicht eine Grasmücke, die dort unter der Mimosa singt? Es fehlt nur ein Liebespaar hinein, das Ganze zu vervollkommnen — es schreit förmlich nach einem Liebespaar! Und statt dessen finde ich — was? Einen Einsiedler und Junggesellen! Nun sage mal, aber sei ehrlich! Bist du wirklich ganz fischblütig?

John lachte vergnügt.

Es würde dir ganz recht geschehen, sagte sie drohend, wenn dir jemand die Augen mit „Lieb im Müßiggang" riebe, und du dich in die erste beste verliebtest.

John wurde sehr lustig.

Ich will dir was sagen, fuhr sie fort, ich bin eine Art alter Zauberin und werde mir deshalb eine Prophezeiung erlauben. Wenn wirklich jetzt noch kein Mädchen im Spiel ist, so wird doch in kürzester Frist eins auftauchen — mein Daumen juckt. Die Bühne ist aufgeschlagen, die Szenerie ist entsprechend vorbereitet — das Schauspiel muß gleich beginnen! Nie und nimmer kann es in dem Willen der Vorsehung liegen, daß ein junger Mann mit deiner Gesundheit den Frühling an einem solchen zur Romantik geradezu verlockenden Ort ohne ein Liebesabenteuer verleben sollte! Ein Schloß in einem Garten, ein blütenreiches Tal und italienischer Himmel, italienische Sonne und italienischer Mond! Meinethalben rechnen wir auch noch als ein Mittel, deine Phantasie anzuregen, die Bilder

deiner entschwundnen, lächelnden Schönen hinzu! Und Grasmücken, die unter Mimosen singen! Nein nein, mein Daumen juckt, die Heldin des Dramas wartet nur noch auf ihr Stichwort, gib ihrs, und sie tritt auf und — O du gütiger Himmel! Ich prophetische Seele, ich! unterbrach sie sich plötzlich, als wäre ihr etwas in die Kehle geraten.

Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen drehte sie sich zu John um. O du Heuchler! Du abscheulicher Schwindler! rief sie mit jubelnder Stimme, indem sie ihn scharf musterte.

Warum? Was ist los? fragte John ganz verstört.

Wie konntest du mich dermaßen anschwindeln? klagte sie mit einem gewissen Entzücken und wieder durch das Fenster schauend. Jedenfalls ist sie ganz entzückend, und eine mehrversprechende Heldin hätte ich mir gar nicht können träumen lassen.

Sie? Wer? fragte er, an ihre Seite tretend.

Wer? Pfui, schäme dich, du Schelm! zürnte sie.

Ach, ich sehe, sagte John.

Da unten im Garten, gerade unter der ganz mit Goldblüten bedeckten Mimosa, wo die Grasmücke sang, stand eine Dame.

Ja, da stand sie im Wege neben einer altersgrauen, moosbedeckten steinernen Sonnenuhr, von der sie die Zeit abzulesen schien, während sie, ohne Ahnung von dem sie beobachtenden Paar, behaglich vor sich hinlächelte.

Sie hatte ein hellfarbiges Gartenkleid an und war ohne Hut, wie jemand, der hier zuhause war.

Ihrem Äußern nach mochte sie zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt sein; sie war jung, zart, groß, von wundervollem Wuchs und ebensolcher Haltung. Also sie studierte die Sonnenuhr und lächelte, und wer sie so sah, mit ihren dunkeln Augen und zartgemeißelten Zügen, mit dem blassen Rot der Wangen und dem tiefern Rot der Lippen, mit dem im Schatten fast schwarzen, in der Sonne aber etwas rötlich schimmernden Haar — ja, wer sie so sah, der mußte sie schön finden. Jedenfalls fand Lady Blanchemain sie schön.

Sie ist einfach entzückend, sagte sie; ihr Gesicht ist von auserlesner Schönheit, so seelenvoll, so geistreich, so ungewöhnlich und aristokratisch. Und so klug, fügte sie nach kurzem Zögern hinzu.

Hm! machte John mit gerunzelter Stirn, als ob ihm irgend etwas zu denken gäbe.

Sie hat eine famose Figur — sie hält sich gut, stellte Lady Blanchemain fest.

Hm! machte John.

Vermutlich bist du zu sehr Mann, als daß du Verständnis für ihr Kleid haben könntest. Das ist das Werk einer Schneiderin, die ihr Handwerk aus dem ff versteht! Und dieser lila Musselin (augenblicklich ist er hochmodern) nimmt sich hier im Freien, mit dieser Landschaft im Hintergrunde, äußerst vorteilhaft aus. Doch jetzt heraus mit der Sprache! Sag mir alles von ihr! Wer ist sie?

Darüber zerbreche ich mir eben den Kopf, erwiderte John. Ich habe keine Ahnung. Wie lange ist sie denn schon da? Aus welcher Richtung ist sie hergekommen?

Bester, sei so gut und versuche nicht länger, mich an der Nase herumzuführen, protestierte die Lady ungläubig.

Ich habe sie nie zuvor auch nur mit einem Blick gesehen, versicherte er feierlich.

Sie betrachtete ihn scharf prüfend. Hand aufs Herz? fragte sie, noch immer zweifelnd.

Und er hielt den forschenden Blick aus, ohne mit der Wimper zu zucken, und erwiderte: Hand aufs Herz!

Gut, erklärte sie schließlich lachend, es scheint also, daß ich eine viel bedeutendere alte Zauberin bin, als ich zu sein mich gerühmt hatte, und daß mein Daumen wohl wußte, warum er juckte. Die Heldin des Stückes ist also schon aufgetreten. Da — nun geht sie wieder ab! Welchen schönen Gang hat sie! Mach dich hinter ihr her, mach dich schleunigst hinter ihr her und beginne mit der Hofmacherei!

Das lächelnde junge Mädchen in dem in der Sonne glänzenden lila Kleid schritt langsam den Gartenweg hinab und auf den Kreuzgang zu, wo sie verschwand. Statt sich hinter ihr her zu machen, blieb John beobachtend an der Seite seiner Ratgeberin stehn.

Sie ist dort drüben rechts aus dem niedrigen Torweg gekommen, dort, wo die zwei Zypressen stehn, und sie erschien, als meine Beschwörung ihren Höhepunkt erreicht hatte, berichtete die Lady. Da sie ohne Hut war, wirst du kaum die Wahrscheinlichkeit bestreiten wollen, daß sie im Hause wohnt.

Nein, es scheint wirklich so, gab John zu. Ich stehe vor einem Rätsel.

Der Garten sieht ganz düster und leer aus, seit sie ihn verlassen hat; findest du nicht auch? fragte sie. Und doch schien er hübsch genug, ehe sie kam. Und sieh mal die Eidechsen — vier sind es, scheint mir —, die bei ihrem Kommen von der Sonnenuhr weghuschten, kommen jetzt zurück. Na, was du zu tun hast, ist klar. Vermutlich wäre es dir nicht möglich, einer armen alten Frau eine Tasse Tee zu geben?

Ich war im Begriff, dies vorzuschlagen, sagte John. Erlaube, daß ich dich in meine Wohnung führe.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das Zustandekommen der Konferenz von Algeciras ist ein Verdienst der deutschen Politik, die damit die Marokkofrage wieder auf den internationalen Rechtsboden zurückverlegt hat, von dem sie durch die Begehrlichkeit Frankreichs beinahe verdrängt worden war. Deutschland hat sich dabei weder durch antifranzösische noch durch kriegerische Velleitäten bestimmen lassen. Es ist im Gegenteil der offensiven französischen Politik gegenüber in der Defensive geblieben, in der Verteidigung seines eignen Rechts sowie des Rechts und der Interessen aller Signatare der Konvention von 1880. Damit ist Deutschlands Stellung völlig unanfechtbar. Die Frage aber, weshalb sich gerade Deutschland zum Führer dieser Defensive auf die Gefahr hin gemacht hat, dadurch einen deutsch-französischen Interessenkonflikt und schließlich vielleicht einen Krieg von den größten Dimensionen hervorzurufen, wird einfach dadurch beantwortet, daß Frankreich Marokko für französische Interessen monopolisieren, es „tunisifizieren" wollte, Deutschland aber die Pflicht hat, um seiner alljährlich um eine Million Köpfe wachsenden Bevölkerung willen unserm Handel und unsrer Industrie jede heute noch offne Tür auch ferner offen zu erhalten. Außerdem war es mit der Würde des Deutschen Reichs unvereinbar, daß über seine vertragsmäßigen Rechte durch französisch-englische und versuchte französisch-marokkanische Abmachungen einfach hinweggegangen wurde. Hätte sich Deutschland gegenüber diesem ersten Versuche auf eine Politik des mutigen Zurückweichens beschränkt, so hätte es damit seine Stellung als Großmacht von selbst aufgegeben und wäre in die Reihe der Mächte zweiten Ranges zurückgetreten. Es wäre das ein Verlassen der Pflichten gewesen, die Preußen und Deutschland durch Königgrätz und Sedan überkommen sind, der erste, nachträglich gar nicht wieder zu reparierende Schritt zur Preisgebung eines großen Erbes, der vor der Nation und vor der Geschichte, vor dem Gewissen der leitenden Persönlichkeiten nicht hätte gerechtfertigt werden können. Es gab da eben keine andre Wahl als die, der Bismarckischen Tradition zu folgen und „den Fuß beim Mal zu halten."

In der Presse des In- und des Auslandes scheint nun aber vielfach die Meinung zu herrschen, daß sich Deutschland an dem durch Zusammentritt der Konferenz erreichten unzweifelhaften diplomatischen Erfolge genügen lassen und hinter diesem Vorhang bereit sein werde, Frankreich am Konferenztisch zu Algeciras

auf der internationalen Präsentierschüssel als „Konferenzbeschluß“ die Konzessionen darzubringen, die es ihm im Schriftwechsel zwischen Berlin und Paris versagt hat. Die Konferenz würde damit — und das scheint namentlich eine französische Auffassung zu sein — zu einer Art Komödie werden, nur dazu bestimmt, eine in Paris vorausgesetzte deutsche Eitelkeit, ein deutsches Prestigebedürfnis zu befriedigen, während in der Wirklichkeit Deutschland seinen Widerspruch aufgäbe und — gedeckt durch „Konferenzbeschlüsse,“ die zu verhindern es weder den Willen noch die Kraft hätte — vor der französischen Offensive den Rückzug anträte. Die Franzosen scheinen an Analogien zwischen 1805 und 1905 und demgemäß vielleicht ebenso an solche zwischen 1806 und 1906 zu glauben. Das gefährlichste deshalb, was die Presse und die öffentliche Meinung in Deutschland tun könnte, wäre, durch fortgesetzte Friedensbeteuerungen in Frankreich und sonst im Auslande den Eindruck hervorzurufen, daß das Reich den letzten Trumpf seiner Politik niemals ausspielen werde, daß es dem Kriege grundsätzlich ausweiche, und daß es von einem unkriegerisch gewordnen Geschlecht bewohnt sei.

Eine solche Züchtung des Glaubens an deutschen Kleinmut, an eine Abneigung der Deutschen, auf die Behaglichkeit einer behäbigen und bequemen Friedensexistenz zu verzichten, an unser Bedürfnis, lieber Interessen preiszugeben, wenn es nur irgend mit Wahrung des politischen Dekorums geschehen kann, als dem Gegner die entschlossene Bereitwilligkeit zu zeigen, gegenüber jeder systematischen Verletzung der deutschen Großmachtinteressen den Degen zu ziehn — wäre eine schwere Gefährdung unsrer nationalen Sicherheit. Jede Verminderung des Glaubens an deutsche Entschlußkraft und Entschlußfähigkeit ist immer eine Vermehrung der Entschlußkraft auf der Seite des Gegners. Gewiß wollen wir alle wünschen und hoffen, daß aus der Konferenz von Algeciras ein nützliches und für lange Zeit dauerhaftes Friedenswerk hervorgehe, aber dieser Wunsch darf niemals so weit gehn, der deutschen Diplomatie die Arme festzuhalten unter dem Geschrei: Nur ja keinen Krieg! Damit würden wir nur das Gegenteil erreichen. Deutschland würde aus der Konferenz entweder mit einer diplomatischen Niederlage, mit allen ihren Konsequenzen, oder mit der Notwendigkeit hervorgehn, sich das Gesetz des Handelns vom Gegner vorschreiben zu lassen. Weder das eine noch das andre darf sein. Deutschland darf vertrauen, daß die heutige Leitung seiner auswärtigen Politik auch diese nicht leichte Angelegenheit zu einem guten Ende führen wird, wenn anders die Kräfte, die der Reichskanzler fest und geschlossen hinter sich wissen muß, ihn nicht im Stich lassen.

Im übrigen kommen für die Konferenz doch noch einige Umstände von Einfluß in Betracht: Spanien wird sein Recht auf eine bevorzugte Stellung zu Marokko den weitgehenden französischen Plänen gegenüber behaupten; Amerika tritt entschlossen für die offne Tür ein, also auf derselben Linie mit Deutschland, ebenso wie Präsident Roosevelt in einem kritischen Augenblick des vorigen Jahres durch die von ihm in der bestimmtesten Weise ausgesprochne Erwartung, „daß Frankreich und England die Konferenz beschicken würden,“ wesentlich zum Zustandekommen dieser beigetragen hat. Italien endlich faßt die marokkanische Angelegenheit angesichts des Anspruchs der Franzosen auf ihr „großes muselmännisches Reich in Nordafrika“ vom Standpunkte der Mittelmeermacht auf. Es steht der Tatsache gegenüber, daß mit der Okkupation von Tunis die ausgesprochne Absicht Napoleons des Dritten, das Mittelmeer in einen französischen See zu verwandeln, der Verwirklichung wesentlich näher gerückt ist, und daß die Festsetzung der Franzosen in Marokko tatsächlich eine Krönung dieses Planes bedeuten würde. Allerdings sollen ja nach der Abmachung mit England an der Mittelmeerküste keine Befestigungen angelegt werden, aber wer bürgt dafür, daß England den Franzosen nicht eines Tages auch diese Konzession macht, abgesehen davon, daß Frankreich für lange Zeit ihrer nicht bedarf.

So dürfen wir Amerika und Italien wohl als zwei Mächte ansehen, die in Algeciras etwas Wasser in den französischen Wein gießen werden, und deren Stellung auch für England nicht gleichgiltig sein kann. Seit dem Besitz der Philippinen ist Amerika an der Freiheit des Mittelmeeres interessiert, und die Italiener haben durch die Ernennung Visconti Venostas zum italienischen Konferenzbevollmächtigten

dargetan, daß sie in Algeciras ebenso ihrer Mittelmeerinteressen wie ihrer Dreibundpflichten eingedenk sein wollen. Hiernach wird es sich am Konferenztisch doch um mehr als nur um eine internationale Sanktionierung französischer Wünsche handeln.

Mit der Veröffentlichung des „Aktenstücke über Marokko" betitelten deutschen Weißbuchs ist die marokkanische Angelegenheit gewissermaßen in eine neue Phase getreten. Neue sensationelle Dinge sind in dem Hefte freilich nicht zu finden, die hat Fürst Bülow für sich oder für einen geeigneten Augenblick zurückbehalten. Nicht einmal über den kaiserlichen Besuch in Tanger findet sich ein Wort. Aber um so deutlicher wird in aller Objektivität und Klarheit festgestellt, daß die französische Diplomatie dem Sultan ihre Reformvorschläge als „Mandatar der Mächte" machte, sich dabei aber auf mündlichen Vorschlag unter Vermeidung jeder schriftlichen Mitteilung beschränkte, doch auch nur in der Absicht, den Marokkanern den französischen Zaum schnell um den Hals zu legen, die Mächte vor eine vollendete Tatsache zu stellen und ihre Mitwirkung an den marokkanischen „Reformen" auszuschließen. Hat doch der französische Gesandte in Fez im Auftrage des Herrn Delcassé ausdrücklich erklärt, daß die französische Regierung es als „eine Beeinträchtigung ihrer Interessen" ansehen würde, wenn die französischen Reformvorschläge den Signatarmächten zur Kenntnisnahme und Äußerung unterbreitet würden! Der Gesandte verhandelte in Fez ungefähr ebenso wie seinerzeit Benedetti in Ems, und Delcassé schrieb seine Instruktionen im Stile des Herzogs von Gramont. Brusquez le roi! Vielleicht lernt die französische Diplomatie aus diesem abermaligen Mißgeschick, daß man in solchem Stil heutzutage nur schlechte Geschäfte macht. Sehr lesenswert, durch Ruhe der Auffassung, Klarheit und Deutlichkeit der Sprache sich auszeichnend, ist der Erlaß des Reichskanzlers an den Botschafter in Paris vom 1. Mai vorigen Jahres, es ist darin die ganze Genesis der marokkanischen Frage für jeden Deutschen klar und deutlich niedergelegt, jedes Mißverständnis ist auch für die Franzosen ausgeschlossen. Wenn man Gelbbuch und Weißbuch zusammen liest, wird man über das voraussichtliche Ergebnis der Konferenz sehr bald klar sehen. — Einzelne Zeitungsnachrichten machen den Eindruck, als ob zurzeit der Konferenz eine gefährliche Anhäufung von Kriegsschiffen aller Nationen bei Tanger stattfinden würde. Das ist natürlich Unsinn. Zumal Deutschland denkt gar nicht daran, auch nur einen Kreuzer in das Mittelmeer zu senden.

* * *

Seit dem Besuche des Kaisers in Braunschweig hat der unbeschäftigte Spürsinn einiger Blätter die sogenannte braunschweigische Frage wieder hervorgeholt. Diese Frage existiert nicht. Wenn der Besuch des Kaisers bei dem Prinzregenten eine politische Bedeutung gehabt hat, so konnte es nur die sein, die Stellung und das Ansehen des Prinzen zu stärken. Nicht anders sind auch die beiden Kundgebungen des Kaisers zu deuten, die seit dem Besuch an den Regenten ergangen sind. Von der cumberländischen Seite liegt nichts, aber auch gar nichts vor, was die Stellung des Kaisers zum Regenten und zum Lande Braunschweig irgendwie verändern könnte. Am allerwenigsten seit der eiligen Abreise des Cumberländers aus Kopenhagen. Jede Annäherung muß von der cumberländischen Seite ausgehn, und man wird dann in Berlin prüfen, was sie sachlich wert ist: die Mitteilung eines hannoverschen Blattes, der Herzog von Cumberland habe für die Begegnung in Kopenhagen die „Bedingung" gestellt, vom Kaiser als souveräner regierender Fürst behandelt zu werden, eine darauf vom Kaiser ergangne drastische Gegenfrage habe dann die Begegnung vereitelt, weil der gekränkte Herzog Kopenhagen schleunigst verließ, wird von Personen, die in der Lage sind, die Verhältnisse zu übersehen, nicht für richtig gehalten. Allerdings müßte es auf den Kaiser einen komischen Eindruck machen, wenn ihm der Herzog für seinen Empfang „Bedingungen" stellen wollte. Bedingungen zu stellen wäre Sache des Kaisers, der absolut keinen Grund hat, eine Begegnung zu wünschen oder herbeizusehnen. Der Kaiser hatte es der dänischen Königsfamilie anheimgestellt, ob sie den Herzog zum Bleiben bestimmen

wollte oder nicht, und es ist nicht bekannt geworden, ob der Herzog mit seiner eiligen Abreise dänischen Wünschen entsprochen hat, oder ob das Gegenteil der Fall gewesen ist. Jedenfalls stehn Preußen und sein König in dieser Angelegenheit auf dem Standpunkt: es geht auch so. Findet der Herzog es weiter für angemessen, sich wie weiland Graf Chambord in die weiße Fahne seines Protestes einzuwickeln, so wird er damit den Gang der geschichtlichen Entwicklung schwerlich aufhalten. Braunschweig ist zwar die Stadt der Konserven, aber man wird auch dort eines Tags zu der Einsicht kommen, daß es nützlichere Dinge gibt, als ein Menschenalter und darüber hinaus Ausschau nach einem dem Reiche fremd gewordnen Fürstenhause zu halten, das eine Anhänglichkeit an das niemals besessene Land weder hat noch haben kann. Eine soeben veröffentlichte Unterredung des bisherigen braunschweigischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Cramm-Burgsdorf, mit Windthorst in Ems im Jahre 1879 bereichert die Akten zur „braunschweigischen Frage" in dankenswerter Weise. Die Verhältnisse in Braunschweig drängen durchaus nicht zu einer Änderung. Land und Regent haben sich einander im Laufe der langen Jahre mehr und mehr genähert, und die in Bayern fast eben so lange bestehende Regentschaft tut dar, daß die Stellung des zweitgrößten Bundesstaates durch die „Verweserschaft" in keiner Weise berührt wird. Dasselbe ist bei Braunschweig der Fall. Die braunschweigische Regierung hat sich im Bundesrat die volle Freiheit ihrer Entschließungen bewahrt und solche oft genug betätigt, andrerseits ist Braunschweigs Verhältnis zu dem das Land umgebenden Preußen jetzt jedenfalls besser, als dies unter einem welfischen Herzog der Fall sein würde. Die Gegenwart ist in guten Händen gesichert und die Zukunft ist offen gehalten.

* * *

Die Reichstagsferien sind zu Ende. In der Weihnachtspause hat die publizistische Erörterung der Aufgaben, die das Reichsparlament beschäftigen, fortgedauert, ohne irgendein Resultat, d. h. ohne irgendeine Klärung herbeigeführt zu haben. In der Finanzfrage ist freilich die Ansicht, daß es so wie bisher nicht weiter fortgehn kann, ziemlich allgemein geworden, aber jeder einzelne Steuervorschlag hat den lebhaften Widerspruch der dadurch zunächst berührten Kreise gefunden Es ist die alte Erfahrung, daß eben niemand seinen Geschäftsverdienst vermindert sehen will, daß aber dagegen Einkommen- und Erbschaftssteuer auf viel weniger Widerspruch stoßen. Die einzelnen Geschäftszweige haben entweder durch ihre Organisationen oder durch eigne publizistische Organe oder durch gut gepflegte Beziehungen zur Presse die Möglichkeit, jede ihnen unbequeme Besteuerung durch einen großen Lärmaufwand zu bekämpfen, während die so tief in die Privatverhältnisse Aller eingreifende Erbschaftssteuer unangefochtner bleibt, weil sie nicht einen bestimmten Geschäftszweig trifft, und weil ein Widerspruch schwer zu organisieren ist. Steuern, die in jedem andern Lande ohne weiteres hingenommen werden — es sei zum Beispiel an den Frachtbriefstempel in Österreich erinnert —, werden bei uns zu Lande als eine schnöde Ungerechtigkeit angesehen. Der Bayer hat seit Jahrzehnten seine hohe Biersteuer und trinkt dafür sein gutes Bier, während alle Brauereien florieren. Wir Norddeutschen dagegen regen uns wegen einer höhern Besteuerung des Braugewerbes mächtig auf, um bei unserm geringen Bier mit seinen Surrogaten zu bleiben. Die Deutschen sind nun einmal ein komisches Volk!

* * *

Die publizistischen Erörterungen, mit denen die seit Monaten erwartete Ernennung des Generals von Moltke zum Chef des Großen Generalstabes begleitet wurde, sind für die deutsche Politik dem Auslande gegenüber auch nicht gerade nützlich. Militärische Schriftsteller scheinen es dem General zu verübeln, daß er aus der Garde hervorgegangen ist. Dafür kann er aber doch nicht; im übrigen ist seine Vorbildung für den Posten eine solche, wie sie nur gewünscht werden kann, mit Ausnahme des Umstandes, daß er nicht wie Graf Waldersee und wie der Feld-

marschall Graf von Moltke Chef des Generalstabes eines Armeekorps gewesen ist. Der Feldmarschall hatte allerdings den Vorzug gehabt, nicht nur in den Jahren 1838 bis 1840 während der türkischen Feldzüge in Kleinasien Studien über Truppenführung im Kriege machen zu können — ebenso wie Graf Waldersee durch sein eigentümliches Kommando zur Loirearmee —, sondern er hatte von da ab achtzehn Jahre lang dem Generalstabe angehört, bevor er an dessen Spitze trat. Sein jetziger dritter Nachfolger stammt aber immerhin noch aus seiner, der alten Moltkeschen Schule, und die Berechtigung zu der Frage: „Aber wer ist General von Moltke?“ ist heute jedenfalls geringer, als sie es am 3. Juli 1866 bei Königgrätz aus dem Munde eines preußischen Generals war. *g*

Die amerikanische Gefahr. Unter diesem Titel ist bei Stephan Geibel in Altenburg eine Broschüre erschienen, die wir nicht übersehen wollen. Sie kostet nur 75 Pfennige, ihr Titel hat den Zusatz: „keine wirtschaftliche, sondern eine geistige,“ und ihr Verfasser nennt sich Germanus. Der erste Teil, daß die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche sei, d. h. nicht für uns, sondern vielmehr für die Amerikaner selbst, enthält gute und klare allgemeine Urteile über Amerika, aber die Schlußfolgerungen werden wenig Glauben finden: Eine Gefahr bestehe weder für unsre Industrie, denn die Industrie der Union sei durch die Trusts geknebelt und überschuldet, noch für unsre Landwirtschaft, denn durch unsre Getreidezölle hielten wir unsre Preise unabhängig vom Weltmarkt in einer Höhe, daß sie zu bestehn vermöge. Es ist reiner Optimismus, der dem Verfasser die Augen verschließt, daß er in unsrer Landwirtschaft „die überall hervortretende Tendenz auf Verkleinerung und Teilung der Betriebe“ für etwas gutes hält, daß er glaubt, es werde genau das Gegenteil von dem eintreten, was der Sozialismus erwarte. „Ein sozialdemokratischer Knecht, sagt er, ist mir noch nicht vorgekommen.“ Wie ist das möglich, da es doch Tausende von Sozialdemokraten sogar unter den häuslichen Dienstboten gibt? Es will uns scheinen, als hätte der Verfasser seine im einzelnen oft recht anregenden Gedanken doch zu wenig auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Aber seine Ausführung gibt keine Beweise, z. B. von dem, was er über den amerikanischen Arbeiter sagt, über seinen höhern Lohn, seinen Bildungsmangel, seinen politischen Indifferentismus und seinen Stumpfsinn gegen den Sozialismus! Der amerikanische Arbeiter hat doch die Bildung, die er braucht, die Sozialdemokratie aber braucht ihn drüben herzlich wenig zu kümmern; eher könnte ihn die Fruchtbarkeit der schwarzen Rasse beunruhigen, wenn er sich Gedanken um seine Zukunft machen wollte. Was soll man ferner zu folgendem sagen? „Der Amerikaner hat keinen Begriff vom Werte der Zeit. Daher hat er das schauderhafteste Eisenbahnwesen der Welt; Zugverspätung, und zwar beträchtliche, ist die allgemeine Regel.“ Ich habe immer gehört, der Komfort in den großen Zügen sei von einer anderswo unerhörten Vollkommenheit, und von der Unpünktlichkeit des Betriebes erklären meine amerikanischen Freunde noch nichts bemerkt zu haben. Was die uns von Amerika drohende geistige Gefahr anlangt, können wir uns die allgemeinen Leitsätze des Verfassers wohl aneignen. Sie richten sich gegen die übertriebne Bewunderung der amerikanischen Erfolgmacherei und weisen eindringend auf die tiefern, geistigen Werte unsrer alten, historischen Kultur hin, auf das griechische Ideal, das humanistische Gymnasium usw. Man wird das alles mit Vergnügen lesen. Aber wie soll man es anwenden? Der Amerikaner lache über die altgriechischen Lampen, weil sie für unsre Zeit jammervolle Beleuchtungskörper seien; uns entzücke ihre Eleganz, ihre „Kultur,“ der nichts aus unsern Tagen gleichkomme. Aber, entgegnen wir, der Amerikaner kauft doch auch Antiken, vielleicht sogar Ton- oder Bronzelampen, nur sperrt er sie in seine Museen und erfreut sich dann ebenfalls auf seine Weise daran. Und anstecken und brennen wollen wir sie doch auch nicht, sondern wir sind froh, daß wir Gas und elektrisches Licht haben, obwohl wir dem Verfasser recht geben, daß darin kein Fortschritt der Kultur, sondern

„nur“ einer der Zivilisation liegt. Also der Schönheitswert einer griechischen Lampe und der Nutzen des elektrischen Lichts sind, was man in der Mathematik inkommensurable Größen zu nennen pflegt. Und ebenso steht es mit dem humanistischen Bildungsideal und dem amerikanischen Industrialismus. Wirtschaftliche Interessen sind stärker als Kunst und Eleganz. Von dem einen lebt man, und mit dem andern kann man leben. Es ist doch auch weder gerecht noch praktisch richtig, wenn der Verfasser dort nur den gerissenen Yankee und hier nur den Deutschen von hellenischer Bildung sieht. Und er unterschätzt das amerikanische Unterrichtswesen, von dem wir noch viel werden lernen müssen. Die reichlich hundert Jahre, seit in den deutschen Schulen wirklich Griechisch gelernt worden ist, haben uns sicherlich gut getan, aber der gegenwärtige Zustand, wo die Gymnasiallehrer den Segen der klassischen Erziehung verkünden, die Schüler abfallen und Nachhilfestunden nehmen, und die Eltern seufzen, zeigt doch deutlich genug, daß der alte Apparat nicht mehr gut arbeitet. Germanus ist ein geistreicher, lebendiger Unterhalter, nur sollte er nicht drucken lassen: „Humanität ist die Note Tolstoi, Kultur ist die Note Nietzsche,“ denn das ist, mit Verlaub, Unsinn, oder solche Ansichten wie die, daß bei uns in Deutschland den Maler Leibl jedes Dienstmädchen kenne, denn das werden nicht einmal unsre Kunsterzieher behaupten. Wir sind seinen Dissolving views mit lebhaftem Interesse gefolgt, aber für unsre Lebensführung wüßten wir keine Folgerung daraus zu ziehen.

Die Liebe als Leitstern.*) Ein eigentümlich schönes Buch, das ich mit stiller Freude gelesen habe. Es bringt einen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn. Der Sohn ist am Ende seiner Studien, zugleich am Ende seines religiösen Glaubens, er hat Gott verloren und glaubt auch an seinen sittlichen Bestrebungen und den Idealen, die einst seine Seele erfüllten, Schaden gelitten zu haben. In dieser Not wendet er sich an seinen Vater und sucht bei ihm Hilfe. Dieser versucht es auch, zu helfen, und er geht von dem einzig festen Punkt in dem Seelenleben seines Sohnes aus, von dessen Glauben an die lautere und reine Liebe seines alten Vaters. Von hier aus versucht er es, seinem Kinde die Tore der Gotteserkenntnis wieder zu eröffnen. Wie das nun geschieht, das muß man in dem Buche selbst nachlesen. Es ist ein schön geschriebnes Werk, voll feiner Gedanken und voll herzlicher Empfindung, das man jedenfalls nicht ohne Gewinn lesen wird. Ob freilich die Beweisführung auch den Leser in derselben Weise überzeugen wird wie den Sohn, der unmittelbar unter dem Eindruck einer treuen und hingebenden Liebe steht, das weiß ich nicht. Es wird auch nicht schaden, daß der Leser noch zweifelnd bleibt, während der Sohn schon überzeugt ist. Ich habe gefunden, daß beim stillen Lesen des Buchs von Brief zu Brief der eignen Gedanken mehr werden und daß das Buch zum Weiterdenken und zum Ausklingenlassen der angeschlagnen Töne drängt.

So glaube ich das Buch empfehlen zu dürfen. Besonders wo sich etwa ein Vater in ähnlicher Lage seinen heranwachsenden Kindern gegenüber weiß, die er eine andre Richtung einschlagen sieht, als ihm lieb ist, da wird dieses Buch vielleicht als guter Freund aufgenommen werden, und den Weg zeigen, sich mit dem Teuersten auf Erden wieder zusammenzufinden: die Liebe als Leitstern. S.

Berichtigung. Auf Seite 562 des vorjährigen vierten Bandes der Grenzboten haben wir den Lesern Ralph Waldo Trine als Frau vorgestellt. Das ist er nicht, sondern ein wirklicher „er.“ Unser Irrtum rührt, wie uns ein Kenner des Originals mitteilt, von einem Schnitzer des Übersetzers her, der were I a woman mit „ich als Frau“ wiedergegeben hat.

*) Ernst Gollnow, Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Leipzig, Deichert. 3 Mark, gebunden 3,75 Mark.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang
Nr. 3
Ausgegeben am 18 Januar 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Sozialistische Einbruchsversuche in das italienische Heer

Von Karl von Bruchhausen



In dem Kampfe um die Macht — denn hierum und nicht um die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage handelt es sich heute hauptsächlich — mußten die Sozialisten aller Länder notwendigerweise ihren Hauptfeind in den stehenden Heeren erkennen. Wieder und wieder führte ihre Presse aus, daß die herrschenden Klassen am empfindlichsten und entscheidendsten gerade in den Heeren getroffen werden könnten, die ja ihre einzige Stütze seien. Und als die Sozialisten ihre Arme stärker werden fühlten, als es sie nach einem Tänzchen mit der „Bourgeoisie" gelüstete, da machten sie sich ans Werk. Es ist kennzeichnend für die Entwicklung des Sozialismus, daß er allerorten, in Frankreich, Italien, Deutschland und sogar in der kleinen freien, nur ein Milizheer aufweisenden Schweiz, einen immer stärker ausgeprägten antimilitaristischen Charakter annahm. Am wenigsten scharf hat sich das bisher bei uns bemerkbar gemacht; am rücksichtslosesten ist aber die antimilitaristische Propaganda und der Versuch, ins Heer selbst einzubrechen, auf italienischem Boden betrieben worden. Warum? Weil sich die liberale, auf demokratischer Grundlage aufgebaute Regierung grundsätzlich nicht in die Werbetätigkeit der politischen Parteien mischt. Die italienischen Sozialisten waren aber als politische Partei anerkannt und genossen die entsprechenden Vorrechte. Ein Onorevole (Titel der Abgeordneten) ihrer Partei wurde von der Regierung und von deren Organen behandelt wie ein rohes Ei. Vielleicht wird es jetzt anders damit; der erste kräftige Schritt in der Richtung eines neuen Kurses ist getan worden. Dies den deutschen Lesern klarzulegen ist der Zweck des Folgenden.

Für uns Deutsche bieten die zu erörternden Vorgänge ein doppeltes Interesse. Einmal ist es nützlich, zu sehen, wie sich die bei uns erst verhältnismäßig schüchtern hervortretende antimilitaristische Bewegung in Italien zu einer häßlichen Giftblüte entfaltet hat; und dann muß uns daran liegen, über die innern Verhältnisse des uns verbündeten italienischen Heeres völlig im klaren zu sein. Nur so vermögen wir den Wert dieser Bundesgenossenschaft richtig abzuschätzen. Noch vor ein paar Jahren konnte man mit Fug und Recht das italienische Heer als frei von sozialistischen Einflüssen und als den rocher de

bronco bezeichnen, auf den sich jenseits der Alpen König und Regierung zuverlässig stützen dürfen. Wie steht es jetzt damit?

Auch politische Rücksichten kommen — im Hinblick auf das Treiben der Sozialisten — bei der Bewertung der Bundesgenossenschaft Italiens in Frage. Das Deutsche Reich und vor allem der Träger der deutschen Krone sind den italienischen Genossen in der tiefsten Seele verhaßt. Es ist keine Frage, daß sie ihr Vaterland (im Grunde genommen haben diese internationalen Herren ein solches ja überhaupt nicht) beim Ausbruch eines europäischen Krieges an der Erfüllung der durch die Dreibundverträge auferlegten Pflichten zu hindern versuchen werden. Vor kurzem hat sich ein den Sozialisten nahestehender Abgeordneter der äußersten Linken über seine Meinung in dieser Beziehung ausfragen lassen. „Ich glaube nicht, meinte er, daß es so leicht (wie die amtlichen Stellen immer behaupten) sein würde, Italien und seine Soldaten in einen Konflikt hineinzuziehen, der sich nicht klipp und klar auf die Verteidigung italienischen Bodens und auf die Erhaltung der nationalen Existenz bezöge."

Mochte der Gedanke einer schärfern Propaganda gegen den sogenannten Militarismus, d. h. das moderne Heerwesen überhaupt, ein autochthones italienisches Gewächs sein, mochte er von der Zentralstelle der „Internationalen antimilitaristischen Vereinigung" (sie umfaßt Frankreich, die Schweiz und Italien) ausgeheckt worden sein: seit zwei Jahren etwa schritt man in Italien zu seiner Verwirklichung. In doppelter Beziehung. Zunächst ging man darauf aus, das Heer in den weitesten Kreisen verächtlich zu machen, ja geradezu Haß gegen das Militär in das Herz des arbeitenden Volks zu pflanzen. Erleichtert wurde das Bestreben dadurch, daß man sich in Italien viel eher als zum Beispiel bei uns entschließt, bei den nicht gar so seltnen Unruhen im Lande neben den Carabinieri und den Polizisten gleich die bewaffnete Macht aufzubieten; und trotz dem Fehlen altpreußischer Straffheit gehn dann die Gewehre nur allzuleicht los. Was verschlägt es dagegen, daß das Heer bei öffentlichen Unglücksfällen, wie Erdbeben (man erinnere sich an die neusten Vorgänge in Kalabrien), bei Überschwemmungen, bei Feuersbrünsten usw. über jedes Lob hinaus hilfbereit und opferwillig auftritt! Das ist sein Geschäft, heißt es dann. Gerade wie bei uns von jedem Offizier, von jedem Soldaten als ganz selbstverständlich erwartet wird, daß er zur Rettung eines Ertrinkenden ins Wasser springt.

Seit ein paar Jahren hörte man in Italien in den mit schier unglaublicher Langmut geduldeten Versammlungen (commizi) der Antimilitaristen das Heer als einen Blutegel am Staatskörper bezeichnen, von unproduktiven militärischen Ausgaben reden, Militärbehörden und einzelne Militärs gröblich verleumden; genau so, wie das in der anarchistischen und der sozialdemokratischen Presse der ganzen Welt der Fall ist. Antimilitarismus? Was für Leute vertraten den? In frühern Zeiten bekannten sich nur die Anarchisten offen dazu; heute kann man ruhig jeden italienischen Sozialisten, oder wie wir sagen dürfen Sozialdemokraten, einen erklärten Antimilitaristen nennen. Und was das Schlimmste ist: die ganz unreifen, grünen Leute, verkörpert in den „Sozialistischen Jugendvereinen" — junge Menschen von sechzehn bis zwanzig Jahren —, führen das größte Wort, hetzen am schamlosesten, treiben die Verführung von

Angehörigen des Heeres am verwegensten. In dem ganzen, überstark vorliegenden Zeitungsmaterial habe ich ein einziges sozialistisches Blatt, den Adriatico, gefunden, der erstens das Hineintragen der Agitation in das Heer nicht billigt und zweitens den bartlosen Jünglingen ein: in ecclesia taceant juvenes zuruft. Die hohe Parteileitung will sich nicht mit diesen sozialistischen Jugendvereinen als eins bekennen, aber sie möchte sie um alles in der Welt auch nicht missen.

Einige Folgen der unablässigen Hetzarbeit zeigten sich bald. Wie ich mir notiert habe, wurde 1904 in Mailand, 1905 in Piacenza und in Turin je ein harmlos des Wegs gehender Offizier von einem Sozialisten mit Dolch oder Revolver schwer verwundet. Keiner der Täter kannte sein Opfer oder wußte irgend etwas von ihm; mit frechem Zynismus erklärten sie, daß es nur eine „antimilitaristische Demonstration“ gegolten habe.

Daß im März 1904 jeder Leutnant und Oberleutnant des aktiven Dienststandes eine Zuschrift erhielt, in der er — mit Rücksicht auf den niedrigen Gehalt und die schlechten Beförderungsaussichten — zum Anschluß an die sozialistische Partei aufgefordert wurde, sei nur nebenbei bemerkt. Ein alberner Schlag ins Wasser.

Schlimmer waren die Wirkungen der Hetzarbeit auf die auszuhebende männliche Jugend. Hier ein paar Notizen. Ende Juli 1904 hielten in Como 350 Gestellungspflichtige eine Versammlung ab, worin ein Sozialist, ein Anarchist und ein Republikaner redeten. — Von achtzig Gestellungspflichtigen der Gemeinde Sannazzaro fanden sich zur Aushebung nur drei ein. In Vicenza mußten fünfzehn junge Leute durch die Carabinieri vor die Aushebungsbehörde geschleppt werden. — In einer ganzen Anzahl von Gemeinden (gerade auch in Piemont) hatten sich die Gestellungspflichtigen das Wort gegeben, nicht zu der — von den Ortsvorstehern abzuhaltenden — Losung zu erscheinen und dadurch die Aushebungsarbeiten zu durchkreuzen usw.

Überhaupt geht der Traum der Antimilitaristen dahin, daß es möglich sein werde, einmal einen ganzen Jahrgang der zur Aushebung Geladnen zum Ausbleiben zu veranlassen.

Wer über den Sozialismus und das italienische Heer schreibt, kann an drei sogenannten „Fällen“ nicht vorbeigehn, nämlich an den Fällen Trivulzio und Bettolo sowie dem Fall der Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes.

Die beiden ersten Fälle haben in Heer und Flotte eine tiefe Erbitterung, und nicht nur gegen die Sozialdemokraten, sondern auch gegen die parlamentarischen Gepflogenheiten zurückgelassen. Der sozialistische Abgeordnete Todeschini hatte in seinem Blättchen den Bersaglieri-Oberleutnant Trivulzio unverblümt des Mordes und sonstiger Schandtaten bezichtigt. Grund: Hetzarbeit gegen das Heer, wobei nach berühmten Mustern die persönliche Ehre eines Offiziers mehr als leichtsinnig in den Schmutz getreten wurde. Nachdem durch gerichtliche Untersuchung die volle Unschuld Trivulzios festgestellt war, verklagte dieser Todeschini 1901 wegen Verleumdung. Ergebnis: der Angeklagte wurde im Mai 1905 in letzter Instanz rechtskräftig zu zehn Monaten und fünfundzwanzig Tagen Gefängnis (reclusione) und tausend Lire Geldstrafe verurteilt. Im Juni

wurde die Kammer vom Generalstaatsanwalt um die Genehmigung zur Strafvollstreckung ersucht. Der Avanti wütete geradezu gegen diesen Schritt, weil einer der Seinen davon betroffen wurde. Nun begann eine unwürdige Verschleppungskomödie. Die zur Bearbeitung der Vorlage bestimmten Ausschußmitglieder waren in der Mehrzahl dauernd verhindert zu erscheinen. War es Feigheit? Oder dachten sie, daß auch einmal andern Abgeordneten dasselbe geschehn könnte? — Als dann endlich ein Berichterstatter ernannt wurde, fiel sein Bericht — wie es heuchlerisch in einigen Blättern hieß — zu lang aus, als daß er an die Kammer hätte verteilt werden können. Dann Schluß der Kammer und rechtzeitige Abreise des Herrn Todeschini ins Ausland, von wo er bei Beginn der neuen Tagung als unverletzlicher Volkstribun wieder auf der Bildfläche erschien. „Eine skandalöse Verweigerung des Rechts in Zeiten der so gepriesnen Gleichheit vor den Gesetzen," schrieb der Esercito italiano. Und weiter meinte er: „Das Heer und Mitglieder des Heeres können fortan ungestraft beleidigt und verleumdet werden, wenn der Verleumder nur Abgeordneter ist." *)

Daß es in bezug auf die Flotte nicht anders steht, hat der Fall Bettolo gezeigt. Vor Jahr und Tag wurde der Abgeordnete Enrico Ferri, der Leiter des Avanti, wegen recht bösartiger Verleumdungen des genannten Admirals zu einer längern Freiheits- und hohen Geldstrafe verurteilt. Noch heute ist diese Strafe nicht vollstreckt worden, denn die Kammer beliebte auch in diesem Fall dieselbe Verschleppungstaktik wie gegenüber dem Onorevole Todeschini. Die Regierung aber hat — unter dem Druck eines gewissen Bestimmungszwangs, aber immerhin in einer mit dem neusten Kurs nicht ganz im Einklang stehenden Schwäche — inzwischen Enrichissimo Ferri (wie er vielfach spöttisch genannt wird) zum Professor des Rechts an der Universität Palermo ernannt! Noch weigert sich die dortige juristische Fakultät, ihn in ihre Reihen aufzunehmen; noch wollen die dortigen Studenten von ihm nichts wissen ... aber in Italien sind viele Dinge möglich.

Endlich der Fall der Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes. Die Regierung hat an ihnen vielfach gesündigt, indem sie die redlich erdiente Anstellungsberechtigung (infolge der Nichtbeachtung der Bestimmungen durch die einstellenden Behörden) zu einem Trugbild werden ließ und die Unteroffiziere nach Erreichung eines gewissen Höchstdienstalters auch nicht mehr im Heere duldete. Da ist es, wenn auch nicht entschuldbar, so doch begreiflich, daß der Mailänder Verein der Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes im Oktober 1904, kurz vor den Wahlen, seinen Mitgliedern in scharfer Sprache anriet, ihre Stimmen dem sozialistischen Kandidaten zu geben. „Wir fordern euch auf, mit euerm Schrei der Entrüstung den allgemeinen Schrei des Proletariats zu unterstützen." Daß sich zahlreiche Mitglieder des Vereins mit diesem Schritt ihres Vorstandes nicht einverstanden erklärten, ändert an der Tragweite der Kundgebung nur wenig.

Die Einbeorderung von neun Bataillonen und acht Kompagnien Landsturm im August 1904 (zu den großen Landungsmanövern bei Neapel) vollzog sich

*) Kurz vor Weihnachten ist dann die Sache von einem neuen Kammerausschuß in Angriff genommen worden, und es scheint, daß die Erlaubnis zur Strafvollstreckung jetzt endlich erteilt werden wird.

ohne bemerkenswerten Zwischenfall, wenn es auch an einzelnen Ärgerlichkeiten nicht fehlte. Von manchen Seiten wurde diese Teileinbeorderung so alter Leute für einen besondern Prüfstein der Zuverlässigkeit der Bevölkerung gehalten, zumal zum Teil städtische Bezirke Roms in Frage kamen.

Aber die ununterbrochne Hetzarbeit der Antimilitaristen während des Sommers 1904 veranlaßte den Kriegsminister Pedotti doch, im Oktober desselben Jahres mit einem wirklich kühnen Entschluß hervorzutreten. Er verlangte in einem zunächst geheimen, aber bald genug im ganzen Wortlaut bekannt gewordnen Armeebefehl, daß das Heer der antimilitaristischen Propaganda mit entschlossener und offner Gegenpropaganda begegnen solle. Die Überwachung allein, und sei sie noch so scharf, genüge nicht mehr; diese letzte Gelegenheit, wenigstens einen Teil der männlichen Jugend zu nationaler Gesinnung zu erziehn, dürfe nicht unausgenützt bleiben. „Die Offiziere sollen zu ihren Leuten über ihre Rechte und Pflichten als Staatsbürger sprechen; sie sollen ihnen die Notwendigkeit von Gesetzen zur Regelung des bürgerlichen Lebens erklären; sie sollen sie dahin belehren, daß wirkliche Freiheit nur durch peinliche Beobachtung dieser Gesetze gewonnen wird; sie sollen ihnen die Falschheit gewisser Theorien darlegen, die Phantasten und Böswillige dem Volke — seine schlechtesten Instinkte weckend — predigen; sie sollen ihnen erzählen, daß es bei jeder Gesellschaftsordnung, unter jeder Regierungsform Standesunterschiede gibt, die sich aus der menschlichen Natur erklären; sie sollen sich auch nicht scheuen, zu den Soldaten von den tatsächlich vorhandnen sozialen Mißständen zu reden, müssen ihnen dabei aber auch auseinandersetzen, daß jede Besserung der Lage — betreffe sie ganze Gesellschaftsklassen oder das Einzelwesen — nur die Frucht einer langwierigen und zähen Arbeit sein kann; ans Herz legen müssen sie ihnen, daß jeder, der das Volk zu Gewalttätigkeiten drängt, es täuscht und verrät, und zwar oft genug nur zur Befriedigung des eignen Ehrgeizes."

Pedotti hat lange Zeit als Lehrer und Direktor an der militärischen Hochschule Italiens (scuola di guerra zu Turin) gewirkt; pädagogische Anlage spricht aus jeder Zeile seines Erlasses, und man gewahrt auch, daß er zu den Leuten gehört, die von einer vernünftigen erzieherischen Tätigkeit auch eine starke Wirkung erwarten. Ob das auch gegenüber den sozialdemokratischen Tendenzen im Heere zutrifft? Ob an einem sozialistisch angefressenen Jüngling das Heer wieder gutmachen kann, was Schule und Umgebung in der Zeit zwischen Schule und Diensteintritt verdorben haben? Dort müßte der Hebel angesetzt werden, aber dort läßt die italienische Regierung in schier strafbarer Duldsamkeit geschehn, was geschehn mag.

Zugegeben soll dagegen werden, daß eine solche Gegenpropaganda den sozialistisch unberührten jungen Leuten Herz und Verstand, was das vaterländische Fühlen anlangt, zu stärken und sie gegen spätere Anfechtungen zu wappnen vermag.

Aber es darf bei Beurteilung des Pedottischen Vorgehns auch nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, wie schwer es ist, zahlreiche geeignete Belehrer der Soldaten unter den Offizieren (natürlich können nur Hauptleute und Subalternoffiziere in Frage kommen) zu finden. Da dürfte mancher Unfug ver-

übt und statt Nutzen mancher Schaden angerichtet werden. Wer weiß auch, ob nicht der eine oder der andre stark idealistisch veranlagte junge Offizier bei der von ihm geforderten genauen Beschäftigung mit rebus politicis et socialisticis in seiner Weltanschauung entgleist? Von manchen Offizieren ist die neue Aufgabe auch sehr übellaunig aufgenommen worden. Sie haben keine Lust, den Volksprediger zu spielen, anstatt ihre Soldaten stramm zu drillen. Die Kaserne sei keine Universität. Dazu kommt, daß sich im Sommer keine Zeit und im Winter keine Leute für eine solche Unterweisung finden.

Die Zukunft muß erweisen, ob General Pedotti auf dem rechten Wege war. Fast könnte man es aus der maßlosen Wut schließen, mit der die sozialistische Presse, allen voran der Avanti, über diesen Akt der Notwehr (es konnte wirklich nicht so weitergehn!) herfielen. Warum auch hatten sie sich ihres Einflusses bis in die Kasernen hinein so gerühmt? In den Quittungen über Beiträge zur Parteikasse werden seit ein paar Jahren regelmäßig auch (natürlich nur so, daß man die Wahrheit nicht feststellen kann) Angehörige des Heeres genannt. Vielleicht ist das nur Aufspielerei, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls hat die sozialistische Presse Verbindungen im Heere, denn sonst könnte nicht einer der geheimen Erlasse des Kriegsministers nach dem andern auf den Tisch ihrer Redaktionen fliegen.

Bemerkenswert bleibt, daß sich im Verlaufe der Bewegung auch die beiden großen Vereine inaktiver Offiziere sowie zahlreiche Kriegervereine (es bestehn deren über tausend, seit 1895 zu einem lockern Verbande zusammengefaßt) zu einer aktiven Propaganda gegen die Antimilitaristen entschlossen.

Drei Wochen nach der Entlassung der ausgedienten Mannschaften (etwa achtzigtausend Mann) im Herbst 1904 — also in der Zeit eines äußerst schwachen Truppenbestandes, die nach dem Brauche des letzten Jahrzehnts bis zum März des nächsten Jahres dauerte (forza minima) — erregten Sozialisten und Anarchisten in den größern Städten des Reichs Ausstände, die dann ohne weiteres in revolutionäre Putsche übergingen, so in Rom, Turin, Genua, Mailand usw. Die vorhandnen Truppen reichten zur Aufrechterhaltung der Ordnung und namentlich zum Schutz bei den Ende Oktober stattfindenden Neuwahlen für die Kammer nicht aus, und so wurde der erst vor Jahresfrist zur Reserve entlassene Jahrgang 1880 zum 15. Oktober 1904 wieder einbeordert: nicht ganz sechzigtausend Mann nach Abzug der von der Dienstleistung Entbundnen, Fahnenflüchtigen (gegen 2500) und ohne Kenntnis der Behörden Ausgewanderten (mehrere tausend; eine genaue Kontrolle der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, wie bei uns, gibt es in Italien nicht). Es liegen Beweise dafür vor, daß antimilitaristische Hetzer die Einberufnen zu Massennichtgestellungen verleiten wollten, aber der Erfolg blieb doch gering. Zunächst fanden sich die Leute dann auch rasch in die militärische Zucht, und die Gegenpropaganda wurde natürlich auch bei ihnen angewandt. Man erklärte ihnen, wem sie diese Störung in ihrem Erwerbsleben zu verdanken hätten, nämlich den Unruhstiftern, und alles ging gut, bis ein sozialistisches Blatt durch die frei erfundne Nachricht: die Wiederentlassung werde zum 20. November erfolgen, eine wahre Drachensaat säte. Als feststand, daß daraus nichts wurde, äußerten die Reser-

visten ihre Unzufriedenheit durch das beliebte Kampfmittel der Sozialisten, Massenkundgebungen, bei denen es freilich auch hie und da zu den Rufen kam: „Nach Hause, nach Hause!“ „Nieder mit den unproduktiven Ausgaben!“ usw. Solcher „Demonstrationen“ gab es am 16., 17., 18. und 19. November 1904 am Abend zur Ausgehzeit fast in allen größern italienischen Garnisonen, und wenn es auch, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, nur zu passivem Widerstande (gegen den Befehl, sofort auseinanderzugehn) kam, so scheint mir die hinterher abgegebne Versicherung des Kriegsministers (im Senat am 7. Dezember), mit der Mannszucht im Heere stehe es vorzüglich, doch recht anfechtbar. Offenbar handelte es sich im ganzen Lande um ein planmäßiges, durch antimilitaristische Hetzer veranlaßtes Vorgehn. Als die Einbeorderung des Jahrgangs 1880 erfolgte, schäumte die sozialistische Presse auf; der Avanti nannte sie eine „feige Handlung“ der Regierung!

In Perugia kam es denn auch, während sich im übrigen die Entlassung am 15. Dezember glatt vollzog,*) zu einem häßlichen Vorgang. Mit einer Anzahl roter Genossen versammelten sich am Vorabend der Entlassung achtzig Reservisten, wobei blutrünstige Reden gehalten und eine phrasenreiche Resolution gefaßt wurde. Ein nicht unbedenkliches Symptom.

Der Enderfolg des ganzen Treibens war: der für eine rasche Mobilmachung so wichtige Gedanke territorialer Rekrutierung und fester Garnisonen (beides bei uns vorhanden) rückte in weite Ferne; die — auch für die Kriegsbereitschaft gefährliche — Zeit der Mindeststärke wurde abgekürzt, indem schon gleich für den Jahrgang 1884 die Einstellung von März 1885 auf die Jahreswende zurückverlegt wurde; Jahrgang 1885 wurde dann schon in der zweiten Hälfte des Novembers 1905 eingestellt. Auch hier bewies sich die antimilitaristische Hetzarbeit wieder als ein Teil der Kraft, die nur das Böse will und stets das Gute schafft.

(Schluß folgt)



Wallace über Rußland



ir Donald Mackenzie Wallace hat Rußland von Anfang 1870 bis Ende 1875, also sechs Jahre lang bereist. Nur einen kleinen Teil dieser Zeit hat er in den großen Städten zugebracht. Er hat sich auf Monate bei einem Dorfpopen einquartiert, zunächst, um ordentlich Russisch sprechen zu lernen. Denn, sagt er, in St. Petersburg lernt man das nicht, wenn man „das Unglück“ hat, Deutsch, Englisch oder Französisch zu können, welcher Sprachen alle Gebildeten und das Hotelpersonal mächtig sind; man muß also eine Umgebung aufsuchen, in der niemand fremde Sprachen versteht und spricht. Dann hat er die Gast-

*) Wieder am 12. Dezember versuchte die sozialistische Italia del Popolo Brandstoff unter die Reservisten zu schleudern, indem sie die Nachricht verbreitete, der Kriegsminister habe im letzten Augenblick den Entlassungsbefehl suspendiert.

freundschaft der Zeltbewohner der Steppe und die vieler Gutsbesitzer genossen. In der Gastlichkeit übertreffen die Russen alle heutigen Völker. Vor dreißig Jahren ist es noch vorgekommen, daß ein Gutsbesitzer, der sich langweilt — und sie langweilen sich alle —, den Wagen und Schlitten in der Nachbarschaft auflauern und die Durchreisenden mit Gewalt in sein Haus schleppen ließ, um sie ein paar Tage als Spiel- und Trinkgenossen bei sich zu behalten. Anfang 1877 veröffentlichte Wallace das Ergebnis seiner Studienreise. Seitdem hat er nochmals in verschiednen Abschnitten fast zwei Jahre in den europäischen und den mittelasiatischen Provinzen des Reiches verlebt. Seit 1877 hat sich bekanntlich sehr viel geändert. Als er nun daranging, diese Änderungen darzustellen, ergab sich zweierlei. Einmal, daß sie nur durch das Alte verständlich zu machen sind, und daß er demnach genötigt sein werde, in das neue Buch große Abschnitte aus seinem ersten Werk aufzunehmen, dann aber, daß sie gar nicht so bedeutend sind, wie sie auf den ersten Blick scheinen. „Gewiß sind manche Fortschritte zu verzeichnen, aber sie bewegen sich fast alle in den alten Bahnen." Darum beschloß er, nicht ein neues Werk zu schreiben, sondern das alte mit den zeitgemäßen Änderungen und Ergänzungen neu herauszugeben. Der erste Band ist (bei A. Stuber in Würzburg, 1906) unter dem Titel erschienen: Rußland. Vierte deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch fünf neue Kapitel vermehrten Originalausgabe von 1905 übersetzt von Dr. phil. Friedrich Purlitz. Wer die russischen Zustände oder die Geschichte Rußlands studieren will, der darf dieses Werk nicht beiseite lassen. Der Verfasser hat sich mit seinen persönlichen Beobachtungen nicht begnügt, sondern auch russische Autoritäten und die Literatur zu Rate gezogen, besonders die in St. Petersburg und in Leipzig (bei Brockhaus 1890 bis 1904) erschienene vierzigbändige Russische Enzyklopädie. Für Leser, die keine Zeit haben, das Werk selbst zu befragen, stellen wir einige Züge zusammen, die das in den Grenzboten von verschiednen Mitarbeitern entworfne Bild Rußlands — zwar nicht berichtigen — aber zu ergänzen und zu beleben geeignet sind. Wallace bringt Farbe in das Bild. Denn er erzählt und schildert mit lebendiger Teilnahme für das Volk, das er trotz dem schlechten Geruch seiner Schafpelze, dem Dunst seiner Hütten und seinen weder überstreng moralischen noch durchweg appetitlichen Lebensgewohnheiten liebt und ohne Vorurteil studiert hat. Wer das Werk selbst zur Hand nimmt, wird sich auch an dem echt englischen Humor des Verfassers erquicken.

Wallace bestätigt, daß Rußland eigentlich keine natürlichen Stände, sondern nur künstliche Bauern- und Bürgergemeinden hat, die von der Regierung zum Zwecke der Steuererhebung geschaffen worden sind, und einen Dienstadel. Aber er meint, diese Einrichtungen entsprächen doch einigermaßen der Natur des Volkes und seines Landes, und wäre die natürliche Entwicklung nicht durch die Tatarenherrschaft unterbrochen worden, so würde sie wohl einen der westlichen etwas ähnlichern Gang genommen haben. Der Mir zum Beispiel sei nur eine Erweiterung der slawischen Hauskommunion, die er vor dreißig Jahren noch hie und da gefunden hat. Die Söhne eines Vaters blieben auch nach der Verheiratung im väterlichen Hause wohnen und bearbeiteten ihre Miranteile gemeinsam. Der Vater war das Oberhaupt dieser Arbeitgenossenschaft, und

wurde er altersschwach, so trat der älteste Sohn oder ein Oheim, unter Umständen auch eine energische Frau an seine Stelle und wurde Chasjäin, d. i. Wirt, oder Bolschák, der Große, Starke, wie das Haupt der Gesamtfamilie genannt wird. Der Chasjäin ist jedoch nicht unumschränkter Herr, sondern seine Anordnungen bedürfen, wenn sie Gesetzeskraft erlangen sollen, der Beistimmung der mündigen Familienmitglieder. In dieser konstitutionellen Weise leitet er die Arbeit und die Verteilung des Arbeitprodukts, das als Gemeineigentum angesehen und behandelt wird. Hat ein zum Haushalt gehörender Bursche das achtzehnte Jahr erreicht, so kauft ihm der Vater ein Pferd, und die Mutter besorgt ihm eine Frau — bei der Auswahl beider Stücke geben Gesundheit, Körperkraft und Arbeittüchtigkeit den Ausschlag —, und das neue stimmberechtigte Mitglied des Haushalts ist fertig. Die Einrichtung war besonders deswegen zweckmäßig, weil die Bebauung der Ackeranteile meist nicht sämtliche arbeitfähige Mitglieder der Familie vollauf beschäftigt. Ein Mann oder mehrere Männer der Hausgenossenschaft pflegten darum auswärts Arbeit zu suchen, und das geschieht auch noch nach Auflösung der Hauskommunion. Das auswärts arbeitende Mitglied der Familie war gehalten, nach Hause zu schicken, was es nach Befriedigung seiner notwendigen Bedürfnisse vom Lohne übrig behielt, und faßte der Mann oder der Bursche, bemerkt Wallace, das Wort „notwendig" in einem zu weiten Sinne auf, so hatte er daheim einen schlimmen Empfang zu gewärtigen. In einer solchen Hausgenossenschaft gibt es streng genommen keine Erbfolge, ausgenommen etwa mit Beziehung auf Kleidungsstücke und dergleichen. Das Haus samt lebendem und totem Inventar geht von einer Generation an die andre über, deren Mitglieder es wiederum gemeinsam besitzen; Töchter, die in eine andre Familie heiraten, bekommen eine Ausstattung, aber kein Geld mit, und wird die Genossenschaft aufgelöst, so teilen die Mitglieder den Besitz. So ist, schreibt Wallace, ein sehr wichtiger Abschnitt des Bürgerlichen Gesetzbuchs, das Erbrecht, ein toter Buchstabe für vier Fünftel der Bevölkerung. War, muß man wohl sagen; denn er berichtet, daß die Grundherren in der Zeit der Leibeigenschaft die Hausgenossenschaft erzwungen haben, und daß sie nach der Befreiung fast vollständig verschwunden ist, besonders weil sich die vielen Schwägerinnen in einem Hause schlecht vertragen haben. Das Familienleben, meint der Verfasser, müsse durch die Auflösung dieser Massenhaushalte viel gewonnen haben, aber wirtschaftlich habe sich dadurch die Lage der Bauern verschlimmert. Jeder Sohn, der seinen eignen Herd gründet, müsse sich sein eignes Haus bauen; dazu müsse er Geld aufnehmen, das er dem Dorfwucherer mit 20 bis 25 Prozent zu verzinsen habe, und auch wenn er kein Trunkenbold ist, komme er zeitlebens nicht mehr aus der Zinsknechtschaft heraus. Glücklicherweise dürfe ihm sein Haus ebensowenig gepfändet werden wie sein Anteil am Mir.

Und dieses ist nun der Hauptvorzug des Mirs, dieser erweiterten Hausgenossenschaft: die Sicherung einer unveräußerlichen Heimstätte. Es gibt reiche Kaufleute in St. Petersburg, ehemalige Leibeigne oder Söhne von solchen, die ihren Anteil am heimatlichen Mir behalten. Möglicherweise, sagen sie, verarme ich selbst oder einer meiner Söhne; dann weiß der Unglückliche, wohin. Die

gebildeten Russen, die alle scharfsinnige Logiker und Doktrinäre sind, pflegen zu beweisen, daß der ärmste russische Bauer viel besser daran sei als der reiche aber landlose Engländer, der verhungern müsse, wenn einmal der Getreideimport aufhöre. Vorläufig allerdings wird in Rußland, und zwar gerade bei den Bauern, weit mehr gehungert als in England, und der Engländer, schreibt Wallace, ist ein realistischer Gegenwartsmensch, der sich um zukünftige Möglichkeiten nicht kümmert. Daß bei der periodischen Umteilung der Ackerstücke im Mir von rationeller Bewirtschaftung keine Rede sein kann, liegt auf der Hand, und überdies geht es bei der Verteilung ziemlich unvernünftig zu. Diese erfolgt auf Grund der Listen, die bei der Revision angefertigt, und in die die „Revisionsseelen," d. h. die männlichen Individuen eingetragen werden. Seit 1719 haben elf Revisionen stattgefunden, die letzte 1897; die Zwischenräume schwanken von sechs bis einundvierzig Jahren. Jeder Gemeindeacker soll nun in so viel Teile geteilt werden, als im Dorfe Revisionsseelen vorhanden sind, und jeder Haushalt soll die seiner männlichen Kopfzahl entsprechende Zahl von Ackerstücken erhalten. Nun sind aber die Familien nicht bloß der Kopfzahl nach verschieden. Es kann in der Gemeinde zwei Familien mit je fünf männlichen Seelen geben, die einander gar nicht ähnlich sehen; die eine besteht vielleicht, abgesehen von den Frauen, aus einem Manne und vier erwachsnen starken Söhnen, die andre aus einer Witwe und fünf kleinen Knaben. Es ist klar, daß die erste Familie leichter fünf Anteile als die zweite einen bebauen kann, und doch sollen nach dem Gesetze beide gleich viel bekommen. Bei uns könnte die Witwe ihre fünf Anteile verpachten, in Rußland finden sich aus mancherlei Ursachen keine Pächter. Und wie große Veränderungen gehn in den Familien zwischen zwei Revisionen vor! Die sonst so einmischungssüchtige Bureaukratie ist denn auch so vernünftig, daß sie den Gemeinden freie Hand läßt und zur genauen Innehaltung der gesetzlichen Vorschrift nicht zwingt. Namentlich im unfruchtbaren Norden, wo der Ertrag des Ackers die Steuern nicht deckt, kommt es vor, daß der einzelne Bauer lieber auswärts arbeiten und so wenig wie möglich Anteile haben will.

Iwan ist in der Gemeindeversammlung gefragt worden, wie viel Anteile vom Gemeindelande er übernehmen will; er antwortet langsam und bedächtig: Ich habe zwei Söhne, und dann bin ich da, ich will also drei Anteile nehmen oder etwas weniger, wenn es euch beliebt. — Weniger! ruft ein Bauer mittlern Alters, der nicht Dorfältester ist, sondern nur als einflußreiches Mitglied die leitende Rolle bei den Verhandlungen spielt. Du redest Unsinn. Deine beiden Söhne sind schon alt genug, dir zu helfen, und sie verheiraten sich vielleicht nächstens und bringen dir zwei neue Arbeiterinnen. — Mein ältester Sohn, erklärt Iwan, arbeitet beständig in Moskau, und der andre verläßt mich im Sommer häufig. — Aber beide schicken oder bringen Geld nach Hause, und wenn sie sich verheiraten, so werden die Frauen bei dir bleiben. — Gott weiß, was geschehen mag, antwortet Iwan, ob sie heiraten werden. — Das kannst du doch leicht in Ordnung bringen. — Das kann ich nicht. Die Zeiten haben sich geändert. Die jungen Leute machen, was sie wollen, und wenn sie sich verheiraten, so will jeder einen eignen Hausstand haben. Drei Anteile werden mir schwer genug werden. — Nein nein! Wenn sie sich von dir trennen, so werden sie dir Land abnehmen. Du mußt mindestens vier nehmen. Diese alten Weiber da, die kleine Kinder abzuwarten haben, können nicht nach der Seelenzahl Anteile übernehmen. — Er ist ein reicher Muschik, ruft eine

Stimme aus der Menge, gebt ihm fünf Seelen! Das heißt Land- und Steueranteile. — Fünf Seelen! Unmöglich, bei Gott, unmöglich! — Nun, so sollst du vier haben, spricht der Dorfälteste, und sich zur Menge wendend, fragt er: Soll es so sein? — Vier, vier, murmelt die Versammlung, und Iwans Sache ist erledigt.

Auf Anraten Wittes hat der Kaiser 1903 die Steuerhaftpflicht aufgehoben; damit wäre der Mir aufgelöst. Jeder stünde auf eignen Füßen und haftete nur für seine eignen Steuern. Aber es fragt sich, in welchem Umfange der Ukas ausgeführt worden ist; denn in Rußland ist, wie Wallace oft hervorhebt, vom Erlaß der Gesetze bis zu ihrer Ausführung ein sehr weiter Weg, und im Innern hat man meist keine Ahnung davon, was eigentlich in jedem Falle Gesetz und Recht ist. Die Verwandlung des Gemeindelandes in Privateigentum, die Einführung einer persönlichen oder Grundsteuer anstatt der Gemeindesteuer, für die bisher sämtliche Gemeindemitglieder solidarisch hafteten, wird kein leichtes Stück Arbeit sein, und die Übergangszeit wird die großen Finanzschwierigkeiten des Staates nicht eben erleichtern. Zudem sind die Bauern gar nicht sehr geneigt, die Gemeindeäcker in Privateigentum zu verwandeln. Sie sind auch nach der Charakterschilderung, die der Engländer von ihnen entwirft, geborne Sozialisten und verabscheuen einen Zustand, bei dem der eine, sei es auch durch rechtschaffne Arbeit, reich werden, der andre, sei es auch durch eigne Schuld, verarmen kann. Ähnlich wie gegen die Zuteilung von Ackerlosen, die Steuerbürden bedeuten, sträuben sich die Bauern, die von Ehrgeiz frei sind, gegen die Übernahme des Amtes eines Gemeindeältesten. Die Ältestenwahl ist das zweite Hauptgeschäft der Gemeindeversammlung, die immer unter freiem Himmel abgehalten werden muß, weil es außer der Kirche kein Gebäude gibt, das eine größere Menschenmenge faßte. Bei diesen Versammlungen geht es nach Wallace so friedlich zu, und die Beschlüsse fallen, wenn die Bauern nicht betrunken sind, so vernünftig aus, daß man diese Dörfer als Muster konstitutioneller Gemeinwesen ansehen kann. Darin findet Wallace einen der vielen Widersprüche dieses an Widersprüchen reichen Landes, aber Absolutismus in einem Großstaat und konstitutionelle Verfassung seiner kleinen Dorfgemeinden stehn gar nicht in Widerspruch miteinander. Nur darf man aus der Befähigung der Bauern, ihre eignen kleinen Angelegenheiten zu ordnen, nicht etwa ihre Befähigung folgern wollen, ein Hundertmillionenreich zu regieren. Die englischen Fabrikarbeiter haben bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß sie den englischen Staat regieren können, denn dieser ist bis heute immer von einer kleinen Gruppe von Aristokraten regiert worden, und alle Erweiterungen des Wahlrechts haben daran nichts geändert. Das bewährte und weise englische Selfgovernment besteht nicht darin, daß Bauern, Kleinbürger oder Lohnarbeiter den Staat regierten, sondern darin, daß der Staat, ohne sich bureaukratisch einzumischen, diese Leute ihre eignen Angelegenheiten besorgen läßt, die sie natürlich selbst besser kennen, übersehen und verstehn müssen als ein beliebiger Staatsbeamter. Nur insofern fällt das dörfliche Selfgovernment in Rußland auf, als die russische Bureaukratie, soweit sie nicht durch die Indolenz ihrer Mitglieder daran verhindert wird, es liebt, drein zu fahren und das Bestehende, mag es auch vernünftig und nützlich sein, zu zerstören. Und

sie fährt immer ohne Sachkenntnis drein, denn in den obern Regionen kennt man die Zustände im Lande nicht und hat keine Ahnung davon, was im Lande vorgeht. Schon deswegen nicht, weil die Beamten grundsätzlich belogen werden. Ehe Wallace mit dieser Eigentümlichkeit bekannt geworden war, zog er einmal sein Notizbuch heraus, um eine übrigens ganz unpolitische Mitteilung aufzuschreiben. Zu seinem Erstaunen wollten jetzt die Leute nichts von alledem gesagt haben, was er soeben gehört hatte. Aus dem Notizbuch schlossen sie, daß er ein verkappter Beamter oder ein Spion der Regierung sei. Gegen alles, was Beamter und Regierung heißt, hegen sie ein solches Mißtrauen, daß sie überzeugt sind, jede wahre Aussage müsse ihnen schaden. Darum lügen sie, auch vor Gericht, und kommen sie mit der ersten Lüge nicht durch, so probieren sie es mit einer zweiten und dritten. Alle diese Lügen mit Meineiden zu bekräftigen, tragen sie nicht das mindeste Bedenken.

Was die bäuerliche Selbstverwaltung anlangt, so würde es keinen Unterschied machen, wenn die absolutistische Verfassung der konstitutionellen oder parlamentarischen wiche. Der Fehler liegt nicht darin, daß die Regierung absolutistisch ist, sondern darin, daß der absolute Monarch keine geeigneten Werkzeuge für eine verständige Gesetzgebung und eine gerechte und gute Verwaltung hat. Solche liefert in England die Aristokratie, die sich freilich keinen Absolutismus gefallen läßt, sondern das Staatsruder selbst in die Hand genommen hat. In Rußland nun gibt es keinen Adel, wie England und Deutschland einen haben und Frankreich vor der Revolution einen hatte. Die Geschichte und die Charakteristik des russischen Adels bei Wallace, aus denen wir nur das allerwesentlichste hervorheben, sind von der höchsten Wichtigkeit für das Verständnis der heutigen Lage. In der Zeit vor dem Tatareneinfall, als das Land noch aus mehr als siebzig Fürstentümern bestand, bildeten die Bojaren, die großen Grundbesitzer, eine Aristokratie, die die Fürsten in Schach hielt. Geriet ein Bojar in Zwistigkeiten mit seinem Fürsten, so wandte er sich an den Nachbarfürsten. Die zweihundertjährige Tatarenherrschaft und die Unterwerfung der Fürsten durch den Moskauer Großfürsten, der eine Despotie nach byzantinischem Muster anstrebte und durchsetzte, raubten den Bojaren allen politischen Einfluß, und Peter der Große vollendete die Demokratisierung des Volks, die allerdings dem Despotismus am besten entspricht. Vor dem Despoten sind alle Untertanen gleich; er erhebt die Niedriggebornen zu hohen Staatsämtern und demütigt die Hochgebornen. Peter zwang die Adlichen, dem Staat als Offiziere und Beamte zu dienen, und die sich weigerten, verloren ihre Güter. Seitdem verleiht nur noch das Staatsoberhaupt, nicht mehr die Geburt, den Adel. Ein Mann ist angesehen und vornehm, wenn er einen hohen Titel oder Orden hat, oder wenn er sich durch persönliche Verdienste oder durch Reichtum auszeichnet, aber er gilt nicht für vornehm um seiner Ahnen willen. Ein sozialer Unterschied blieb allerdings bestehn. Solange der Zar dem Adlichen seine Güter nicht nahm, besaß dieser etwas, was andre, auch die reichsten Kaufleute, nicht besitzen konnten: bewohntes Land, Seelen. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ist dieser Unterschied weggefallen. Land kann jeder Kaufmann und jeder Bauer erwerben, der Geld hat, und Seelen besitzt niemand mehr. So gibt es denn

keinen Geburts- und Ahnenstolz, keine Standesvorurteile in Rußland, keinen Esprit de corps in seinem Adel. Bei der historischen Entwicklung Rußlands, schreibt Wallace, „ist das eine eigentümlich: bis vor kurzem blieb es ein fast ausschließlich Ackerbau treibender Staat mit Überfluß von unbenutztem Grund und Boden. Seine Geschichte weist deshalb wenig solche Zwiste auf, wie sie aus der Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse und dem dadurch verstärkten Kampf ums Dasein hervorgehn. Im Laufe der Zeit bildeten sich allerdings soziale Gruppen, aber ihnen wurde nie gestattet, ihre eignen Streitigkeiten auszufechten. Die unwiderstehliche autokratische Macht hielt sie immer in Schach und modelte sie in eine Form um, die ihr gutdünkte, indem sie ihre Verpflichtungen, ihre Rechte, ihre gegenseitigen Beziehungen und ihre entsprechende Stellung in der politischen Ordnung bis ins kleinste festsetzte. Deshalb finden wir in der Geschichte Rußlands fast keine Spur jenes Klassenhasses, der in der Geschichte Westeuropas so deutlich zutage tritt. Die praktische Folge von alledem ist, daß es in Rußland gegenwärtig sehr wenig Kastengeist oder Kastenvorurteil gibt. Schon sechs Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft arbeiten die Adlichen und die Bauern in der Semstwo friedlich zusammen, und man findet viele ähnliche merkwürdige Tatsachen in der Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft. Die zuversichtliche Erwartung mancher Russen, daß in ihrem Vaterlande eines Tags politisches Leben ohne politische Parteien erblühen werde, ist, wenn kein Widerspruch an sich, wenigstens eine utopische Albernheit, aber wir können als sicher annehmen, daß wenn politische Parteien zum Vorschein kommen, sie von denen ganz verschieden sein werden, die wir in Deutschland, Frankreich und England haben."

Natürlich gibt es eine gesellschaftliche Aristokratie in Rußland. Zu dieser gehören die hohen Beamten, namentlich die Hofbeamten, und die reichen Leute. Aber in diese Aristokratie kann jeder aufsteigen, auch der Sohn des Popen oder des kleinen Gutsbesitzers, während es unter den Proletariern „Fürsten" gibt. Ein Fürst Krapotkin soll sein Leben als Droschkenkutscher beschlossen haben. Mit „Fürst" übersetzt man gewöhnlich das russische Wort Knjas, und dieses ist der einzige echt russische Adelstitel. Ihn führen die Nachkommen Ruriks, die des litauischen Fürsten Ghedimin und die einiger Tatarenkhane. Sie sind, wie gesagt, zu einem großen Teile arm. An vierzehn Familien haben die Kaiser den Titel verliehen. Von Peter dem Großen und seinen Nachfolgern haben siebzig Familien den Grafen- und zehn, meist Hofbankiers, den Barontitel empfangen. Außerdem haben bekanntlich die baltischen Provinzen deutsche Grafen und Barone. Daß der russische Adel ungeheuer reich sei, ist nach Wallace ein Irrtum. Von den 100247 Grundbesitzern, die es im Jahre 1861, bei der Aufhebung der Leibeigenschaft, gab, hatten 41000 weniger als 21 männliche Leibeigne, und das bedeutete Dürftigkeit. Ein Besitzer von fünfhundert Seelen galt noch nicht für reich, und doch gab es nur 3803 Grundherren, die soviel besaßen (oder darüber? Die Übersetzung ist an dieser Stelle wie auch an einigen andern nicht ganz deutlich). Einzelne allerdings waren ungeheuer reich. Ein Graf Scheremétjew besaß über 300000 Seelen, ein Graf Orlow-Dawidow eine halbe Million Morgen. Dazu kommen noch einige ebenso

reiche, wie die Demidow und die Stroganow; aber die große Masse ist nicht reich, und viele sind, wie gesagt, sehr arm. „Die verschwenderischen Ausgaben vieler adlicher Russen sind nicht auf großes Vermögen, sondern auf Großtuerei und Leichtsinn zurückzuführen.“

Der Verfasser malt eine Anzahl Grundbesitzertypen sehr anschaulich und lebenswarm. Die interessantesten sind Iwan und Viktor. Jener vertritt den alten Schlag. Er hat den Kampf ums Dasein nicht einmal vom Hörensagen kennen gelernt und ist in seinem Lehnstuhl ein Fettklumpen geworden. Als ihm ein Nachbar mitteilte — die Zeitung hat er nur während des Krimkriegs gelesen —, daß die Leibeigenschaft aufgehoben werden solle, und daß der Prügel nicht mehr das Hauptinstrument des Ackerbaus sein dürfe, hielt er ihn für übergeschnappt, hat sich aber dann auch mit der neuen Ordnung eingerichtet, ohne sich in seiner Bequemlichkeit stören zu lassen. Viktor dagegen ist ein Mann des Fortschritts, ein feiner Gentleman und ein halber Gelehrter. Er schmückt sein Haus mit dorischen Säulen und möbliert es nach dem neusten Pariser Geschmack. Er schafft sich eine Bibliothek an, studiert die rationelle Landwirtschaft, kauft Maschinen, mit denen seine Leute nichts anzufangen wissen, und die beschädigt und zertrümmert in eine Rumpelkammer wandern. Während der unwissende und faule Iwan immerhin noch so viel empirische Einsicht in die primitive russische Landwirtschaft hat, daß er seinen Leuten richtige Anweisungen zu geben vermag, und da er keinen Luxus treibt, genug hat zum Leben und zur Versorgung seiner Kinder, muß Viktor mit aller seiner Gelehrsamkeit die ganze Wirtschaft einem betrügerischen Inspektor überlassen, und weil sie nicht so viel bringt, wie er zur Befriedigung seiner Kulturbedürfnisse braucht, so kommt er auf den Hund. Von den übrigen Persönlichkeiten dieser Klasse, die Wallace charakterisiert, wollen wir noch Nikolaus erwähnen, den Bruder eines reformfreundlichen und liberalisierenden Gutsbesitzers. Nikolaus, der wegen seiner publizistischen Tätigkeit gemaßregelt worden und verbittert ist, steht bedeutend weiter links als sein Bruder. Er ist das Muster eines russischen Doktrinärs. Er kann stundenlang geläufig sprechen, aber es ist unmöglich, seine Reden im Gedächtnis zu behalten. „Sie gehören in das Gebiet der politischen Metaphysik, denn obschon er angeblich die Metaphysik verabscheut, so ist er doch ein echter Metaphysiker seiner ganzen Denkweise nach. Er lebt in einer Welt abstrakter Begriffe, aus der heraus er konkrete Tatsachen kaum wahrnehmen kann. Seine Gründe sind immer eine Art geschickten Gaukelspiels mit solchen herkömmlichen vieldeutigen Ausdrücken wie Aristokratie, Bürgertum, Monarchie. Ferner hat er gewisse Axiome, die er als selbstverständlich voraussetzt, und auf die sich alle seine Beweise gründen, so zum Beispiel, daß alles, was liberal genannt werden kann, notwendigerweise zu allen Zeiten und unter allen Umständen gut sein müsse. ... Für ihn ist eine Verfassung eine Art allmächtiger Fetisch. Man mag versuchen, ihm auseinanderzusetzen, daß ein Parlament, so groß auch seine Vorzüge sein mögen, eine politische Parteibildung und politische Konflikte mit sich bringt, darum für großartige soziale Experimente lange nicht so geeignet ist wie der patriarchalische Despotismus. Man mag versuchen, ihn zu überzeugen, daß obschon es schwierig sein mag, einen Autokraten zu bekehren, es

doch unendlich viel schwieriger ist, ein Parlament umzustimmen. Alle Anstrengungen werden umsonst sein."

Bei dem gänzlichen Fehlen aller Standesvorurteile und des Standesgeistes kann man sich nicht darüber wundern, daß die Gesellschaft, die Wallace in den Häusern der Gutsbesitzer antraf, ungemein gemischt war. Und sie war das in jeder Beziehung. Der vornehme Russe, die Russin nicht minder, verkehrt unbedenklich mit Personen, die nach unsern Begriffen ins Zuchthaus oder in gewisse großstädtische Lokale gehören. Unser Begriff von Vornehmheit fehlt eben gänzlich. Der Russe ist in sittlicher Beziehung von einer Toleranz, die nicht mehr übertroffen werden kann. Ganz ebenso tolerant ist er in der Religion — Wallace wiederholt oft: von dem Fanatismus, den man bei römischen Katholiken und Kalvinisten treffe, sei in Rußland keine Spur zu finden —, aber auch diese Toleranz will uns nicht unbedingt lobenswert erscheinen. Ihr Wesen hat Wallace sehr gut klar gemacht. Einmal an dem Verhalten der Popen und der kirchlichen Behörden. Ein Pope hat sich mit seiner Schwiegermutter veruneinigt (wer die Weihen haben will, muß gewöhnlich die Witwe oder eine Tochter eines kürzlich verstorbnen Pfarrers heiraten; mit der Frau bekommt er die Pfarre) und wird von ihr beim Bischof verklagt. Vorige Woche, erzählt er, „ging ich zu ihm, um mich zu verteidigen; da aber mein Geld nicht für alle Beamten im Konsistorium reichte, so konnte ich mein Recht nicht erlangen; mir wurde eine Inhibition auferlegt." Es ist dies dasselbe, was wir Suspension nennen: ein Verbot der geistlichen Amtshandlungen für eine gewisse Zeit. Denken Sie sich, was das für schlimme Folgen hat, spricht der Pope. Wallace glaubt, er meine damit, daß die Gemeindemitglieder des geistlichen Trostes und Segens und der Erbauung beraubt werden, aber der Pope vernichtet rasch dieses Vorurteil eines westländischen Idealisten. „Die Ernte ist eben vorüber, da haben die Bauern die Mittel, Feste zu feiern; zu den Kindtaufen und Begräbnissen kommen die Trauungen, so werde ich bei der Geschichte über hundert Rubel verlieren." Vom Bischof bis zum letzten Popen fragt kein Geistlicher danach, was die Leute glauben, und wie sie leben: wenn sie nur zahlen, dann ist alles übrige gleichgiltig. Der Geldertrag der Pfründe ist das einzige, was den Kultusdiener, einen Geistlichen kann man ihn nicht nennen, interessiert.

Die Sache wird einem vollends klar, wenn man das Verhältnis der Russen zu den unter ihnen wohnenden Heiden und Mohammedanern betrachtet. Die Finnen, die Wallace besuchte, standen damals eben erst im Begriff, sich in Religion und Tracht zu russifizieren. Ihre eigne Religion besteht in Zeremoniendienst und Zauberei, und eben dieses sind auch die Bestandteile der russischen Religion. Der Bauer wenigstens weiß von Glaubenslehren nichts, und der Pope weiß nicht viel von solchen. Wenn dem Finnen sein Gott Jomsi nicht hilft, so ruft er einen der russischen Götter an: Maria oder Nikolaus. Ein Tscheremisse hat zum Dank für die Genesung aus schwerer Krankheit unsrer lieben Frau von Kasan ein Füllen geopfert. Natürlich versucht es auch der Russe gelegentlich mit einem Gott benachbarter Heiden, aber da die Russen die Mehrheit und noch dazu eine organisierte Kirche haben, die den Finnen fehlt, so überwiegt ihr Einfluß, und die Finnen nehmen zur Bezeichnung ihrer Götter

und abergläubischen Gebräuche allmählich die russischen Namen an, denn darauf beschränkt sich ihre Bekehrung zum Christentum. Nur der Taufe müssen sie sich außerdem noch unterziehn, und dazu sind sie gern bereit, wofern man ihnen nur nicht zumutet, im Winter ins Wasser zu gehn; und gibt man ihnen eine kleine Belohnung, so wollen sie öfter getauft werden. So vollzieht sich die Bekehrung der Finnen in der friedlichsten Weise. Anders steht es mit den Mohammedanern. (An den Bericht über seinen Aufenthalt bei den Baschkiren und den übrigen tatarischen Steppenbewohnern knüpft Wallace eine sehr interessante Geschichte der Tatarenherrschaft und der Kosaken.) Der Islam ist eine dogmatische Religion, und die Anhänger einer solchen lassen sich nicht bekehren. Im Gegenteil neigen sie zum Fanatismus hin und wollen selbst andre bekehren. Die Regierung hat mitunter versucht, ihre Mohammedaner zu bekehren, es ist ihr jedoch nicht gelungen. Ein russischer Missionar hat Wallace gestanden, daß er in sechzehnjähriger Tätigkeit einen Proselyten gemacht habe, und daß er auch bei diesem einen noch Grund habe, an der Aufrichtigkeit der Bekehrung zu zweifeln. Wenn die Russen auch mit den Mohammedanern in Frieden leben, so ist das daraus zu erklären, daß sie selbst nicht im mindesten bekehrungssüchtig sind. Sie sehen das Zeremonienwesen, das ihnen als Religion gilt — Bekreuzigungen und Heiligenbilder sind die wesentlichen Bestandteile dieser Religion —, für ein Rassenmerkmal an. Der Russe gehört nach ihren Begriffen ebenso von Natur zur orthodoxen Kirche wie der Deutsche zur evangelischen und der Pole zur katholischen, und dem Tataren ist sein Islam ebenso angeboren wie sein schwarzes Haar. Eben deswegen findet er es in der Ordnung, daß der Abfall des Russen von der orthodoxen Kirche bestraft wird. Was die russischen Sekten betrifft, so ist die wichtigste und stärkste, die der Raskolniki oder Starovéri (Altgläubigen), nicht als eine Ketzerei sondern als ein Schisma zu bezeichnen. Diese Leute behaupten, die übrigen Russen hätten sich von ihnen, den Rechtgläubigen, getrennt, als sie im Jahre 1666 das neue Ritual des Patriarchen Nikon annahmen. Verfolgungen zu entgehn, haben die Raskolniki ein sehr einfaches Mittel: sie brauchen nur dem orthodoxen Popen die Gebühren zu zahlen, die er von seinen Gemeindemitgliedern zu fordern hat; tun sie das, dann mögen sie glauben und tun oder lassen, was sie wollen. Nur darum ist der Pope den Sektierern gram, weil sie die Zahl seiner Gemeindemitglieder und damit sein Einkommen verringern. Darin also, in der gänzlichen Abwesenheit aller geistigen und idealen Bestandteile liegt das Geheimnis der russischen Toleranz.

Der erste Band des Werkes lehrt uns Land und Leute kennen, der zweite wird die Regierung und die neusten Umwälzungen behandeln.





Wißmann

(Schluß)



Hauptmann Wißmann ging, nachdem er den für den Feldzug nötigen Etat im Reichstage vertreten hatte, nach Ägypten, um dort die nötigen Sudanesen zu werben. Seine damalige Antrittsbegründungsrede als kaiserlicher Kommissar im Reichstag war so glänzend, daß sie ihm sofort die Sympathien aller Reichstagsmitglieder mit Ausnahme einiger damals prinzipiell kolonialfeindlicher verschaffte. Der große Zentrumsführer Windthorst war ganz von Wißmann begeistert und sagte: Dem Wißmann bewilligen wir alles.

Die „Wißmanntruppe," wie sie genannt wurde, denn sie war nur Wißmann verpflichtet hat gewissermaßen für alle unsre spätern Kolonialtruppen zum Vorbilde gedient.

Der Rebellenführer Buschiri wurde gefangen und gehängt, der zweite Rebellenführer, Bwana Heri, wurde ebenfalls glänzend geschlagen, und in nicht weniger als zwanzig größern und kleinern Gefechten, die jedesmal siegreich für die Wißmanntruppe waren, wurde der sehr wohl vorbereitete Aufstand glänzend niedergekämpft. Schon Mitte Mai 1890 war der Aufstand in allen seinen Teilen niedergeworfen. Man kann wohl sagen, daß bis vor ganz kurzer Zeit Ostafrika die ruhigste deutsche Kolonie geblieben war. An der Küste und im Innern des Landes wurde Wißmann bald als der große Mann, der Bwana Mkuba, gefürchtet und geachtet, gleichviel ob von Eingebornen oder von Arabern. Man nannte ihn den Mann mit den zwanzig Hirnen, weil man in ihm die Verkörperung der Macht, der Kraft und der Gerechtigkeit sah. Seine damaligen größten Feinde, die vornehmen Araber, ehrten ihn ob seiner Freundlichkeit, Leutseligkeit, Worttreue und Gerechtigkeit. Wo sie glaubten ihm eine Ehre erweisen zu können, taten sie es, nicht aus Unterwürfigkeit, denn eine solche ist bei vornehmen Arabern unbekannt, sondern aus wirklicher Hochachtung für Wißmann.

Im Verkehr mit ihnen kannte Wißmann deren gesellschaftliches Zeremoniell sehr genau und vergab sich nie etwas. Langsam, feierlich, gemessenen Schrittes ging er Araberdeputationen entgegen, grüßte mit arabischem Gruß, wies jedem nach seiner Würde und seinem Rang den rechten Platz in der Baraza an, ließ erst Kaffee und Scherbet servieren, ferner Betel zum Kauen sowie für die nicht ganz strenggläubigen Araber Zigaretten, und erst, wie es orientalische Taktik will, nach einigen Erkundigungen über Gesundheit, Alter usw. (wobei die Frage nach dem Harem, nach den Frauen, ausgeschlossen war) ging Wißmann langsam, würdevoll und ernst auf das Thema über, auch dann, wenn er Besiegte vor sich hatte. Das hat ihm bei allen Arabern, auch bei seinen größten Feinden,

mindestens ebenso großes Ansehen verschafft wie sein Mut, seine Schneidigkeit und seine Tapferkeit. Nie hat er, wie andre Reisende, arabische Moscheen mit Schuhen betreten, oder gar Hunde mit hineingenommen, oder arabische Frauen und Mädchen angesprochen.

Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten waren jedes seiner Winke gewärtig; sie wußten, ein Wißmann verlangt nichts unrechtes. Immer war er darauf bedacht, daß Soldaten und Offiziere möglichst gut verpflegt seien, und daß sie sich nach den schweren Entbehrungen laben könnten. Man lebte ja damals nicht in Häusern, sondern in mangelhaften Zelten, notdürftig errichteten Hütten; Regen und tropischer Sonnenschein wechselten ab. Bei Tage mußte man durch Sumpf, Wasser und Steppe marschieren und dabei die Nächte durchwachen mit Schreiben von unendlichen Berichten, die das Auswärtige Amt verlangte, Abrechnungen auf Heller und Pfennig für die Oberrechnungskammer in Potsdam, und was man sonst noch alles von Berlin aus von Wißmann verlangte.

Mit einem Aufwand von zwei Millionen Mark hatte Wißmann den Aufstand glänzend niedergekämpft, die Truppe war seine eigne Truppe, und doch machte man ihm Schwierigkeiten und verlangte von Potsdam aus zu wissen, warum bei der Abrechnung für die und die Kiste Konserven der Kurs von so und soviel, und bei der Abrechnung einer andern Kiste wieder ein andrer Kurs berechnet worden sei. Das ging dem tapfern Offizier, dem mutigen Manne doch über die Hutschnur, und ich erinnere mich, wie er einst in Sansibar ein großes Aktenbündel, das frisch von der Wilhelmstraße gekommen war, und worin man alle möglichen nebensächlichen Dinge von ihm verlangte, mitten durchriß, in den Papierkorb warf und zu mir sagte: „Schreiben Sie nach Berlin, man soll mich ungeschoren lassen. Mein Kaiser habe mich hinausgesandt, um gegen Rebellen zu kämpfen, und nicht um eine Papiermühle zu errichten." Das war ganz Wißmann. Er hatte den Mut seiner Meinung. Aber er hat dadurch auch Schatten heraufbeschworen, die ihm die Sonne, in der er zu leben gewohnt war, nach und nach verdunkeln mußten.

Es ging ihm später wie so vielen bedeutenden Männern, deren Wert für Deutschland der große Kanzler zu schätzen gewußt hatte.

In diesen Zeitpunkt des großen Wirkens unsers Wißmann fällt auch die freundwillige Abtretung Helgolands durch England an uns und der Verzicht von deutscher Seite auf irgendwelche Ansprüche an die Inseln Pemba, Sansibar, an die Somaliküste und auf weite große Gebiete im Innern Afrikas, die wir einst deutsch nennen zu dürfen alle geträumt hatten.

Wißmann, den die Nachricht von der Überlassung so unermeßlicher Strecken Afrikas an England unerwartet und wie ein Donnerschlag traf, als er auf der Rückreise nach diesem siegreichen vierten Unternehmen eben die deutsche Grenze überschritt, war wie gebrochen. Keiner der erfahrnen Afrikaner, die damals lebten, war wegen der eingeschlagnen Kolonialpolitik auch nur um seine Ansicht gefragt worden.

Noch blieb dem kaiserlichen Kommissar in Deutschostafrika eine Aufgabe zu erledigen, bei der ihn zu begleiten ich wieder das Glück hatte. Es war dies die Bestrafung eines Eingebornenstammes im nordöstlichsten Teile des

deutschen Schutzgebiets, der Wakiboschos am Kilimandscharo. Der Zug ging durch das Masaigebiet, über das herrlich bebaute Paregebirge nach Moschi zu Mandara, dem König der Wadschaggas. Von dort aus wurde in Verbindung mit König Mandaras Kriegern die hohe Feste des Häuptlings Wakiboschos gestürmt, die von tief eingeschnittnen unterirdischen Gängen durchzogen und von tiefen Laufgräben rings umgeben war. Auch auf diesem Zuge zeigte Wißmann sein großes Talent, sich die Eingebornen zu Verbündeten zu machen, und seine unbestrittne Führergabe.

Vor dem Antritt dieser Expedition nach dem Kilimandscharo wurde das Rufidjidelta im Süden Deutschostafrikas erforscht, unter Berücksichtigung der Anlage von Stationen. Auch auf dieser Fahrt durfte ich meinen Freund begleiten. Der heilige Abend wurde am Ufer des Rufidji gefeiert. Die Offiziere hatten von den das Ufer begrenzenden Kasuarinenbäumen, die in Wuchs und Nadeln unserm geliebten Tannenbaum am meisten ähneln, Zweige heruntergeholt, einen großen Weihnachtsbaum mit Lichtern und allerlei improvisiertem Baumschmuck geziert, und es ist wohl selten in der Welt das Weihnachtslied feierlicher in die Wildnis hinausgetragen worden.

Um von der großen Selbstlosigkeit Wißmanns nur ein kleines Beispiel zu geben, will ich anführen, daß er, obwohl der Höchstkommandierende, immer darauf bedacht war, daß die andern, was die für lange Märsche unentbehrlichen Lebensmittel und Getränke anlangte, mindestens ebensogut gestellt waren wie er. Und wenn nach des Tages Mühen, nach schwerem Marsch oder nach heißem Kampfe des Abends gemeinschaftlich gespeist wurde (Wißmann aß nie für sich allein im Zelte, wie es zum Beispiel Stanley getan hatte), und es fand sich unter den Vorräten die letzte halbe Flasche Wein, die man natürlich vor den Chef hinstellte, so verlangte Wißmann ebensoviele Becher, als Herren mit an der Mahlzeit teilnahmen, und verteilte den Inhalt seiner letzten Flasche gleichmäßig auf alle.

Ebenso gerecht und gut war er auch gegen die Schwarzen, und besonders gegen die ihm untergebnen schwarzen Soldaten. Nie duldete er, daß ein schwarzer Soldat von einem der Offiziere oder Unteroffiziere schlecht behandelt werde. Von den schwarzen Truppen verstand natürlich im Anfang kein einziger Soldat deutsche Kommandoworte, und die deutschen Offiziere, die in der Eile angeworben waren, kannten die Eingebornensprache nicht.

Einmal habe ich Wißmann in einer grenzenlosen Aufregung, ich möchte beinahe sagen Wut, gesehen, als er hinzukam, wie einer seiner Offiziere einen Rekruten, der das Kommando falsch verstanden, vor das Schienbein getreten hatte. Wie der Blitz fuhr Wißmann auf den Offizier los und schrie ihm, den Kopf gerötet und die Adern hoch angelaufen, ins Gesicht: „Wenn Sie sich noch einmal unterstehn, einen meiner Leute in dieser eines deutschen Offiziers unwürdigen Weise anzufassen, dann stoße ich Sie aus meiner Truppe aus und sende Sie mit dem nächsten Dampfer nach Europa."

Wißmann war geradezu ein Virtuose in der Behandlung der Eingebornen. Dies zeigte sich namentlich bei Verhandlungen mit ihnen. Ich erinnere mich, wie einst auf unserm Zuge nach dem Kilimandscharo Masaihäuptlinge, die auf

Kriegsfuß mit uns standen, zu ihm nach Masinde kamen, ferner auf das Plateau des Mparegebirges und nach Aruscha am Kilimandscharo. Wißmann kannte die Gewohnheiten der Masais ganz genau, und er wußte, daß in das Gesicht spucken eine große Freundschaft bedeute, was er denn auch so gründlich ausführte, daß der ihm gegenüberstehende Häuptling gar nicht zu derselben Freundschaftsbeteuerung kam. Dann konnte er sich in derselben Sitzweise wie die Masais niederkauern, ebenso aufschnellen, und wenn ein Häuptling gesprochen hatte, wobei dieser mit seiner aus Rhinozeroshorn gefertigten Keule auf den trocknen, dröhnenden Boden schlug, so riß Wißmann, wenn er antwortete, die Keule dem Häuptling flugs aus der Hand und schlug dabei noch dröhnender und lauter auf den Boden, was soviel wie eine sehr starke Beteuerung dessen bedeutete, was er sagte.

Mit andern Eingebornen verkehrte Wißmann wieder anders. Freundlich und laut lachend schlug er ihnen zum Scherz auf irgendeinen Teil des nackten Körpers und veranlaßte durch lautes Lachen sämtliche zum Lautauflachen, wodurch meist die Situation schon geklärt und das Spiel gewonnen war.

Negerkinder nahm er den erschreckten Müttern vom Arm in seinen eignen Arm und tanzte und lachte mit ihnen herum, sodaß die Mütter Zutrauen gewannen, was auf Reisen von großer Wichtigkeit war wegen der Verpflegung der Karawanen.

Wißmanns Tätigkeit als Soldat war mit der Bekämpfung und der Niederwerfung des Araberaufstandes beendet. Nun galt es, auf möglichst friedliche Weise ein Unternehmen durchzuführen, das für Deutschostafrika von der größten Bedeutung werden sollte. Der Sklavenhandel, weit im Innern an den westlichen Grenzen Deutschostafrikas, mußte unmöglich gemacht werden. Die großen Wasseradern an unsern westlichsten Grenzen an portugiesischem, englischem und Kongogebiet sollten dem deutschen Handel geöffnet werden, um zu vermeiden, daß die Frucht von Wißmanns Arbeit, der doch dies gewaltige Gebiet vom Kilimandscharo im Norden bis zum Rovuma im Süden und von Tabora und weiter, im Westen bis nach Bagamojo und Dar-es-Salaam beruhigt hatte, nicht umsonst gewesen sei. Es wurde in Deutschland eine Antisklavereigesellschaft gegründet, und man suchte nach einem Manne, der würdig wäre, diese Arbeit aufzunehmen, und der geeignet schien, die Verantwortung für die richtige Anwendung des im deutschen Volke durch eine Lotterie aufgebrachten Geldes zu tragen. Auf keinen andern Afrikaner konnte hier die Wahl fallen als auf Wißmann, von dem Fürst Bismarck gesagt hatte: „Wißmann kommt immer mit weißer Weste aus Afrika zurück.“ Und als Wißmann in den Versammlungen sein Programm kundtat, daß er es für nötig halte, Dampfer auf die großen Seen Zentralafrikas zu schaffen, um auf diese Weise den Sklavenhandel auf diesen Gewässern zu lähmen und zugleich den Kaufleuten Gelegenheit zu bieten, ihre Waren schnell und billig zu befördern, da hieß es wieder einstimmig: Wißmann vor die Front!

Wo Wißmann in Deutschland erschien, bezeugte man ihm das für ein so großartiges Unternehmen notwendige Vertrauen durch freiwillige Zahlungen. Wißmann brachte persönlich durch seine Vorträge über 300000 Mark für dieses zivilisatorische Unternehmen auf, für das wir ihm, besonders aber die afrikanischen

Missionen, großen Dank schulden. Eine halbe Million Mark stellte ihm die Antisklavereigesellschaft zur Verfügung. Es ist nicht möglich, in der kurzen Zeit einen Begriff von den ungeheuern und endlosen Schwierigkeiten zu geben, die es bot, einen großen Dampfer von der afrikanischen Küste aus, zerlegt in lauter kleine Teile, sodaß sie Trägerlasten bilden, auf Tausende von Kilometern, sei es in kleinen Booten flußaufwärts, sei es auf den Schultern von Trägern über Land, durch Sumpf, Urwald, über Berge und durch unbewohnte Gebiete monatelang zu transportieren, in fortwährender Angst und Sorge, daß eins der wichtigsten Teile des Ganzen ins Wasser fallen, sonstwie verloren gehn, zerbrochen oder gestohlen werden könnte, und dann, im Innern Afrikas angekommen, einen solchen Dampfer zusammenzusetzen, fahrbar zu machen und zu bemannen.

Dies alles hat Wißmann getan; was er dabei gelitten, mit welchen politischen, klimatischen, technischen und Personalschwierigkeiten er gekämpft hat, es klingt unglaublich, wenn man es nicht aus seinem eignen Munde vernommen hätte. Aber der deutsche Dampfer „Hermann von Wißmann" fährt heute noch unter schwarz-weiß-roter Flagge und hat seine Anlagekosten schon lange gedeckt.

Ferner gründete Wißmann die Station Langenburg, und von da aus unternahm er die mit so großem Erfolge durchgeführte Bestrafung der dortigen Sklavenjäger, die bis dahin die Gegend ununterbrochen unsicher gemacht hatten. Wißmann brauchte keine enorme Macht, wie sie heutzutage in unsern Kolonien leider mit so geringem Erfolg entfaltet wird. Seine von ihm ausgesuchten und gedrillten Truppen bedurften nicht der umständlichen Verpflegung, wie sie jetzt gehandhabt wird, denn Wißmann war ein vorzüglicher Jäger; er sorgte dafür, daß seine Leute etwas zu essen hatten, und da, wo es an Wild mangelte, wo das Land bebaut war, trat er, wo immer möglich, in freundschaftliche Unterhandlungen mit den Eingebornen zur Lieferung von Bananen, Hirse, süßen Kartoffeln, Mais, Bohnen, Erbsen oder andern Feldfrüchten zur Befriedigung seiner Truppe. Auch waren ihm alle Nahrungsmittel, die die Natur in unbewohnten Gebieten zur Verfügung stellt, bekannt, wie wilder Spinat, wild wachsende Tomaten, das Herz gewisser wilder Palmen, Honig sowie viele wilde Fruchtarten und die verschiedensten Knollengewächse, die zur Versorgung der Leute dienen konnten. Sein Name genügte, aufrührerische Stämme durch sein Kommen in Schrecken zu setzen. Wie keinem andern war es ihm leicht, unter den Eingebornen Verbündete zu gewinnen, durch die er sich über den Standort des Feindes gut zu unterrichten wußte, die er benutzte, das Lager des Gegners zu beschleichen, des Gegners Vieh einzukreisen, um durch dessen Beschlagnahme seinen Gegner zum Frieden zu zwingen.

Bei Beginn des Aufstandes in Deutschsüdwestafrika hätte man gut getan, einen Wißmann hinauszusenden. Aber wer so viel Erfolg im Leben gehabt hat, der hat auch viele Feinde. Und wenn Wißmann angegriffen wurde, und seine Gegner oder seine Neider, natürlich immer nur durch anonyme Mitteilungen in der Presse, darauf hinwiesen, Wißmann sei nicht mehr imstande, ein großes Unternehmen zu führen, und man ihn bat, er möchte doch solche Lügen ent-

kräften, so bekam man von diesem gesinnungsehrlichen Manne zu Antwort: „Sie wissen, ich bin zu vornehm, um überhaupt einem Anonymus zu antworten.“

Seine erfolgreiche Antisklavereiexpedition hatte doch der Welt und in Berlin gezeigt, daß in Wißmann noch ein ganzer Mann stecke, und er wurde, da seinen Vorgängern das fehlte, was zur Entwicklung Deutschostafrikas nötig war, die genaue Kenntnis des Arabers, des Inders, des Suaheli, des Komoren und des Eingebornen, die alle an der deutschostafrikanischen Küste in Betracht kommen, doch noch zum Gouverneur von Deutschostafrika, dem Lande, das er uns erhielt, ernannt. Er umgab sich mit einem Stabe von Beiräten in militärischer, juristischer und landwirtschaftlicher Beziehung und versuchte nun, beiden gerecht zu werden. Ich sage beiden, denn ich meine erstens den Ansprüchen, die das Land, und zweitens den Ansprüchen, die die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin an ihn stellte. Diesem endlosen Bureaukratismus und Aktuarismus, dieser sich mit jeder Post zu immer größern Aktenstößen entwickelnden Schreiberei war der deutsche Offizier, der kühne Forscher und der gerade Mann auf die Dauer nicht gewachsen. Bedenkt man, daß Wißmann seit 1880, also fünfzehn Jahre beinahe ununterbrochen im afrikanischen Felde gestanden hatte, und daß bei den großen Entbehrungen, der geduldigen Entsagung, den Kämpfen mit Elementen, Klima und Eingebornen solche Jahre im Leben des Menschen doppelt und dreifach gerechnet werden müssen, so wird es jedem klar sein, daß Wißmann nicht zum Bureauchef einer Schreibstube paßte. Nach einem solchen Leben in Wind und Wetter, immer im Kampfe, immer in der Sorge, immer in Aufregung, mußte ein Wißmann am Schreibpult und in dem ewigen Kampfe mit denen am grünen Tisch, die es ja besser wissen mußten als er, unterliegen. Für große Unternehmungen, militärische Expeditionen, Entdeckungsreisen hätte Wißmanns Gesundheit noch lange gereicht, und er hätte in Afrika noch manchen von den wenigen überlebenden seiner Kameraden überdauert: stillesitzen, das konnte er nicht, und so schied er nach nicht ganz einjährigem Dienst als Gouverneur aus dem Lande, von dem man sagen kann, daß es erst durch ihn zur Kolonie geworden ist.

Das Bedauern wegen seines Scheidens war in Deutschostafrika allgemein: vom letzten Neger, der ihn kannte, bis hinauf zu den vornehmen Arabern und zum Sultan; von seinen Offizieren, Unteroffizieren und Truppen gar nicht zu reden. Leider, und zum großen Schaden des deutschen Steuerzahlers und der Entwicklung unsrer Kolonien, wurde Wißmann von seiner fruchtbringenden Tätigkeit zur großen Überraschung aller Kolonialfreunde zu früh entbunden. Bei noch längerm Verweilen in Afrika hätten unter den Offizieren und den Beamten, die unter ihm standen, noch viele von ihm sehr wissenswertes und notwendiges gelernt, unter anderm und hauptsächlich aber, den Eingebornen durch Güte, Gerechtigkeit und richtig verteilte Strenge zu imponieren. Die Wißmannschule hätte auf diese Weise viele Hunderte von Mitarbeitern in den Kolonien gezeitigt, die, über unsre Kolonien verteilt, imstande gewesen wären, mit der in der Wißmannschen Schule erworbnen allgemeinen Menschenkenntnis und besonders der Kenntnis der Eingebornen aufrührerische Stämme unter den Eingebornen rechtzeitig in Schach zu halten. Bittere Enttäuschungen sind ihm nicht erspart

geblieben, und er hat, ich darf es wohl sagen, bis an sein Lebensende darunter gelitten.

Wißmann kaufte sich ein Gut in der Obersteiermark bei Liezen, mit dem eine große Jagd verbunden war; aber während er so stille und in Deutschland beinahe vergessen für sich in Steiermark dahinlebte, war er doch mit Leib und Seele immer noch bei der kolonialen Sache.

Als einem der weidgerechtesten Jäger lag ihm an der Erhaltung des durch Aasjägerei und Gewinnsucht dem Untergang geweihten großen afrikanischen Wildes, wie Elefant, Nashorn, Flußpferd, Strauß, Zebra und der vielen wunderbaren Antilopenarten, und er war einer der ersten, der mit maßgebenden Persönlichkeiten andrer Länder in Verbindung trat, um eine internationale Wildschutzkonferenz zustande zu bringen. Es war ihm noch vergönnt, als Delegierter Deutschlands bei der internationalen Wildschutzkonferenz in London mitzuwirken. Alles was auf dem Gebiet der Forschungen und der Reisen in fremden Ländern, sei es als Broschüre, sei es als Buch, erschien, fand seinen Weg zu Wißmann, der in schlaflosen Nächten eifrig las. Aber die Entwicklung seiner Kolonie Deutschostafrika lag ihm doch immer am meisten am Herzen.

Nicht immer hielt es Wißmann auf seinem Gute aus. So hat er noch weitere interessante Reisen unternommen, zum Beispiel nach Korsika. Er hat noch eine große Jagdreise nach Sibirien gemacht, nach dem westlichen Turkestan, nach der Grenze von China und Vorderindien, von der er herrliche Jagdbeuten mitgebracht hat. Als Gast des Prinzen Friedrich Karl nahm er auch nach seiner ersten Reise teil an einer großen Jagdexpedition in das steinige Arabien und in das Sinaigebirge. Wißmann kannte Ägypten genau, war auch in Algier und in Tunis gewesen, in einem Teil von Marokko und vielfach auf den Kap Verde-Inseln. Seine große Belesenheit und sein gutes Gedächtnis ermöglichten es ihm, nach Jahren von seinen Reisen so lebhaft zu erzählen, als wenn er eben erst dort gewesen wäre.

Will man einen Begriff bekommen, wie wunderbar Wißmann mit der Natur verschmolzen war, und wie er es verstand, alles, was er beobachtet und gesehen hatte, einfach und klar und ohne Dekoration wiederzugeben, so muß man das, was er veröffentlicht hat, lesen. Es sind dies die Bücher: „Unter deutscher Flagge von West nach Ost,“ 1880 bis 1883; „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kasai,“ 1883 bis 1885; „Meine zweite Durchquerung Afrikas,“ 1886/87 (vom Kongo zum Sambesi); dann das prachtvoll illustrierte Werk: „In den Wildnissen Afrikas und Asiens.“ Dann wird man von dem, was Wißmann für uns gewesen ist, einen weit bessern Begriff bekommen als durch das, was ich hier gesagt habe. Ein unscheinbares Büchelchen von etwa hundert Seiten von ihm: „Afrika, Schilderungen und Ratschläge,“ ist heute ein unentbehrliches Vademekum für jeden Tropenreisenden. In vielen Zeitschriften und Zeitungen hat Wißmann seine Stimme erhoben, guten Rat gegeben, oft warnend und vorhersagend, wie es kommen würde, und sein Scharfblick hat ihn nie getäuscht.

Über die ihm von seinem Kaiser befohlne Niederwerfung des Araberaufstandes und über seine Seenexpedition hat er leider nichts veröffentlicht; auch seine Altaireise liegt nur im Manuskript vor.

Im Jahre 1895 hatte er sich mit Hedwig Langen, der Tochter eines der hervorragendsten Großindustriellen des Rheinlandes, verheiratet. Mit seiner Frau führte Wißmann das glücklichste Familienleben, das man sich vorstellen kann, und mit seinen vier allerliebsten Kindern wurde er wieder jung. Glücklich war er, wenn ihn alte Freunde auf seinem Gute besuchten, um Erinnerungen an afrikanische Zeiten auszutauschen, und dieses Frühjahr noch hatte ich die Freude, ihn hier in München meinen Gast nennen zu dürfen.

Wißmanns Heim war ein großes Museum. Von außen sah man es dem bescheidnen, unmittelbar am Fuße der in den Himmel ragenden Weißenbacher Wände liegenden Hause nicht an, daß es solche Schätze berge: Leoparden-, Panther- und Löwenfelle, Giraffen- und Rhinozeroshäute, Elefantenfüße, ganze Krokodile, Riesenschlangen, doppelte und einfache Nashörner, abnorme Rehkronen, Steinböcke aus dem Altaigebirge, Riesenelche, Zebras, das Gehörn des afrikanischen Büffels, Raubvögel, Raubtiere kleinerer Art. Überall wurde man an den erfolgreichen Jäger erinnert.

Wißmanns Arbeits- und Bibliothekzimmer enthielt die Prachtgeschenke, die dem großen Forscher gewidmet waren, aber auch die Schwerter der Rebellenführer Buschiri und Bwana Heri, ferner arabische Fahnen mit Koransprüchen von seinen siegreichen Gefechten her und die ihm vom Prinzen Friedrich Karl geschenkte seidne deutsche Flagge, mit der Wißmann Afrika durchquert hatte. Afrikanische Kriegstrommeln, Kriegshörner aus Elfenbein, Ausgrabungen aus Ägypten, die seltensten Waffen aus dem dunkelsten Afrika, schöne Bronzen, die Tiere der Wildnis darstellend, reiche Schatullen und andre Behälter, in Silber getriebne Arbeiten indischen Ursprungs, Geschenke der vornehmen Inder in Sansibar, standen umher. Wahrlich ein Heim, wie es sich idealer ein Mann, der zwanzig Jahre seines Lebens draußen im Kampfe gestanden hat, nicht hätte träumen können!

Wißmann war als Jäger weidgerecht im Anpürschen des Wildes. Obwohl einer der besten Schützen, war er unvorsichtig mit dem Gewehr. Ich erinnere mich, daß er, wenn wir bei unserm gemeinsamen Aufenthalt in Afrika auf der Kilimandscharoexpedition in die Steppe hinausgingen, um die Karawane mit Wildbret zu versorgen, immer die Hähne seiner Büchse spannte und stach. Wenn man ihn auf das furchtbar Gefährliche dieser Manipulation aufmerksam machte, war seine Antwort: Das muß ich besser wissen. Mit Wißmann war in Dingen, die die Jagd betrafen, nicht zu streiten, und er ließ sich „nicht an den Karren fahren." So hat er es auch in Europa fortgesetzt. Wenn man in der Steiermark mit ihm auf die Jagd hinausging, so lud er, spannte und stach. Oft haben wir ihn gebeten, er möchte das unterlassen, doch umsonst. Ein Jahr vor dem schrecklichen Unglücksfall ist ihm die Büchse losgegangen, und um ein Haar hätte er damals schon den Tod gefunden. Für Wißmann war dies keine Lehre, sondern nur ein unglücklicher Zufall.

Noch am 15. Juni war Wißmann Mittags nach Liezen gefahren und hatte dort verschiedne Einkäufe gemacht, Obst für seine Kinder gekauft, mit den Schulkindern geschäkert und Obst an sie verteilt, wie es seine Art war; ein am 15. von ihm geschriebner Brief stellt einen Artikel über Tippu Tipp in Aussicht.

Nichts konnte ahnen lassen, daß dieser Tag sein Todestag werden sollte. Wißmann kam gegen Abend nach Hause, bei der Ankunft umjubelt von seinen Kindern. Da meldete ihm sein Jäger, daß er zwei starke Böcke gesichert habe. Wißmann ließ sofort anspannen und nahm den Jäger und den Hauslehrer seines Sohnes mit. Es war ein heißer Tag gewesen, und Wißmann schlief auf dem Ansitze, die Doppelbüchse gespannt und gestochen, ein. Als das Büchsenlicht vorüber war, der Jäger keinen Schuß gehört hatte, kehrte er nach der Stelle, wo sich sein Herr angesetzt hatte, zurück und gab das verabredete Zeichen. Keine Antwort. Vorschriftsmäßig trat der Jäger weiter vor, gab ein weiteres Signal. Wißmann muß aufgeschreckt sein, denn der Jäger hörte vernehmlich „Ja" rufen, und in demselben Augenblick krachte ein Schuß. Das war der Todesschuß. Durch Wißmanns Bewegung hatte sich der gestochne Bügel gelöst, die Kugel war unterhalb des Auges in die Schädeldecke eingedrungen und hatte sie zersplittert. So mußte dieser edle Mensch, der während zwanzig Jahren seines Lebens dank seiner eisernen Konstitution, seiner unbezwinglichen Energie den tausend und abertausend Gefahren afrikanischer Wildnis getrotzt hatte, sein Leben, das er jetzt erst anfing zu genießen, durch die Tücke des Schicksals büßen.

Bei der Überführung der Leiche von seinem Gute nach der Eisenbahnstation Liezen gab ihm die gesamte Bevölkerung das Geleite. Beamte und Offiziere, Landleute und Städter, Kinder und Greise, Veteranen und Feuerwehr, protestantisch wie katholisch, alle wollten ihn auf dem letzten Gange begleiten.

Ich habe es mir nicht nehmen lassen, meinen Freund auch auf seiner letzten Reise zu begleiten und die Leiche nach Köln zu bringen, wo Wißmann, wenn er auch kein Begräbnis auf Staatskosten gefunden hat, wie es diesem bedeutendsten aller deutschen Afrikaforscher gebührt hätte, ein großer Teil der Bevölkerung von Köln und aus dem Rheinlande in stiller Teilnahme und Trauer auf dem Wege den Scheidegruß gab.

Ihn hat der Tod zu früh für Gattin und Kinder, für Freunde und Bekannte, für das Vaterland, das noch oft seiner Ratschläge bedurft hätte, hinweggerafft. Nicht nur ein kühner, ein ausgezeichneter Forscher, ein unermüdlich für die Förderung der Wissenschaft auf dem Posten stehender Mann ist uns verloren gegangen. Seine Gestalt wird ein Vorbild bleiben für immer, und sein Name wird für alle Zeiten unlöslich mit der Erforschung Afrikas und mit der Gründung der deutschen Kolonien in Verbindung gebracht werden. Das ganze Vaterland trauert um diesen echt deutschen Mann, der ebenso charaktervoll wie vornehm, bescheiden und liebenswürdig war. Seine Taten stehn mit ehernem Griffel in die Geschichte des Vaterlandes eingeschrieben. Von Wißmanns Werken wird gesprochen werden, solange aus Deutschlands Gauen wackre Männer zur Forschung in fremde Weltteile ausziehn werden, und in Afrika, weit im Innern bei den Balubas und Baschilanges und bei allen Negerstämmen, die ihn kannten, wird man bei nächtlichem Trommelschall seiner gedenken, und weit in den Urwald hinein und in die Steppe hinaus werden Klagelieder über den Freund des Schwarzen, den Mann mit den zwanzig Hirnen, ertönen.

Das Tragische, das im Ausgange dieses wundervollen Lebens liegt, können wir nicht erfassen — die Tragödie des Zufalls!

Menschenfresser, Giftpfeile, Giftschlangen, die Tiere der Wildnis, feindliche Araber, Fieber, Dysenterie, Pocken, Skorpione, Moskitos haben ihn verschont, seine eigne Kugel mußte ihn niederstrecken!

Nicht das Wappen seiner adlichen Vorfahren, sondern das vom Kaiser für Wißmann entworfne Wappen, ein Wilder, der in der Hand den Bogen hält und in der Linken den Spieß schwingt, wird seinen Abkömmlingen die Erinnerung an seine Taten wachhalten.

Deutschland kann das große Kolonialwerk Wißmanns nur würdig ehren, wenn es sein Andenken hochhält.

Aus Liebe und Dankbarkeit, aber auch aus Pflichtgefühl von Jung und Alt soll ein Denkmal für den großen Forscher und Helden entstehn. Es richtet sich ein Appell an das ganze Deutschland, den Namen Wißmanns zu ehren durch einen Beitrag des Reichen wie des Armen, des Handwerkers, Künstlers, Studenten, Jägers, Kaufmanns, Lehrers und auch der deutschen Frauen. Kein Steinhaufen und kein Marmorlager, wie wir sie heute leider in großen Städten entstehn sehen, soll es werden, sondern ein Denkmal in leuchtendem Erz, verkörpernd den weidgerechten deutschen Jäger, den kerndeutschen Mann.

Nicht in einer Großstadt, umgeben von lärmendem Straßengetümmel, sondern in stiller Waldeinsamkeit, in Lauterberg im Harz, seiner Heimat,*) soll es stehn, beschützt von den Waldriesen, unter denen Wißmann so oft Ruhe gesucht und gefunden hat, in der Dämmerung und am frühen Morgen begrüßt von Hirsch und Reh, Auer- und Birkwild, und am Tage ehrfurchtsvoll umstanden von allen denen, die in dieser Wiedergabe aus Erz die pietätvolle Dankbarkeit für Deutschlands großen Sohn erkennen.

So denken wir uns den Wißmann, unsern Wißmann, einfach und schlicht, wie wir ihn gekannt haben, die Büchse unterm Arm, den Blick prüfend in die Weite gerichtet, inmitten seiner Heimat, umrauscht vom deutschen Walde. Und so wird ihm gewiß alljährlich von vielen, die sich an diesem Denkmal begeistern werden, und die es anspornen wird, der Lorbeer zu Füßen gelegt werden, der ihm im Leben etwas mehr hätte zuteil werden müssen, wenn nicht Neid, Mißgunst, Eifersucht und Verleumdung heutzutage soviel Geltung hätten. Ein Denkmal, zu dem die Mitarbeit der ersten Künstler gefordert wird, ein Denkmal, bei dessen Ausführung keine Protektionswirtschaft und kein Machtspruch gelten sollen, und für das die besten unter den deutschen Bildnern und Erzgießern gerade gut genug sind, braucht viel Geld. Und wie rasch in der heutigen, schnelllebigen Zeit werden Große vergessen!

Wißmann, zusammengesetzt aus Mannesmut, Tatkraft und Zähigkeit, wird immer ein leuchtendes Beispiel eines seine ganze Kraft einsetzenden deutschen Mannes bleiben. Gerade in der jetzigen Zeit muß das Bild Wißmanns, der Sieg auf Sieg errang, vor dem der Feind immer, aber auch immer weichen

*) Beiträge für das Wißmanndenkmal bitte ich an das Wißmanndenkmalkomitee in Lauterberg im Harz zu senden. Eugen Wolf in München

mußte, und der nie eine Schlappe erlitt, den kommenden Geschlechtern vor Augen geführt werden.

Indem wir einen Toten tief beklagen, grüßen wir einen Unsterblichen!



Joseph Roumanille

Von M. J. Minckwitz

1



Im ersten Kapitel seines Ekkehard scherzt Scheffel in launiger Art über die Finsternis, die „bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lastete." Welche heitere Dichterstimmung verrät der trocken klingende Zusatz, daß in der Zeit, die er sich zu schildern anschickt, von dieser Finsternis „im einzelnen nichts wahrzunehmen war." Wer die Zeitereignisse wachsamen Auges verfolgt, wird diese gefällige humoristische Äußerung aus dem Jahre 1855 im neuen Jahrhundert vielleicht öfters mit Zustimmung bekräftigen. In einer Beziehung wenigstens, so lehrt uns das neunzehnte und noch mehr das junge zwanzigste Jahrhundert, war das Mittelalter sicher heller und duldsamer. Es verstand die schwierige Kunst, verschiedensprachige Völkerstämme scheinbar lose und dennoch politisch einträchtig nebeneinander zu reihen. Geistigen Eroberungen gegenüber, denen gewisse Sprachgebiete ihre Erweiterung verdankten, verhielten sich die Regierungsbehörden passiv. Ein Sprachen- und Rassenkampf, wie er sich zum Beispiel neuerdings in der österreichischen Monarchie mit fanatischer Erbitterung und Blutvergießen abgespielt hat, war vor Jahrhunderten etwas völlig unbekanntes. Erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat sich mehr und mehr die Anschauung Bahn gebrochen, daß eine gemeinsame Sprache das charakteristische, untrügliche Abzeichen politisch geeinter Nationen sein müsse. Diese Erkenntnis, deren Logik bei reiflicher Überlegung anfechtbar erscheint, ist zum Signal für kleinliche Händel aller Art, wenn nicht sogar für Rassenkampf geworden. Wir sind engherziger als die Vaterlandsvertreter des Mittelalters, die die Staatskunst noch nicht in möglichst riesenhaften Verhältnissen betrieben. Nicht einmal die Schweiz, die trotz dem öfters hervorgehobnen Kantönligeist seit Jahrhunderten die friedliche Dreieinigkeit der germanischen Rasse mit zwei romanischen als politisch vereinbar zeigt, hat dem Nachbarstaat ihre dreisprachige Friedenslehre dauerhafter Staatseinheit als nachahmungswert einzuprägen vermocht. Trotz der zunehmenden Umsicht moderner Staatskunst hat sich der europäische Völkerhimmel der Gegenwart in mancher Beziehung recht ungünstig verdunkelt.

Um so verwunderlicher erscheint es, daß der Süden Frankreichs, insbesondre die Provence, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine literarische und somit sprachliche Wiedererstehung — unbeschadet der politischen Einheit Frankreichs — zu feiern beginnen durfte. Noch seltsamer, daß der Norden, insbesondre Paris, diesen spontanen, aller Zentralisation schnurstracks zuwiderlaufenden Strömungen freundliche Zustimmung, bisweilen enthusiastischen

Beifall, ansehnliche literarische Zweigvereine, ja sogar akademische Ehrung geschenkt hat. Augenscheinlich ist diese großmütige, andauernde Ausnahmestimmung im gewitterschwülen Frieden Europas nur der elementaren Kraft zuzuschreiben, mit der sich aus dem urwüchsigen Schoße südlichen Volkslebens einige Dichtergenies zu ungewöhnlicher Entfaltung ihrer Dichtergaben aufschwangen: einerseits liebenswürdig anschmiegende Naturen wie Alphonse Daudet, die ohne Verleugnung ihrer Art mit dem weniger impulsiven Norden ein fruchtbringendes Kompromiß abzuschließen verstanden, andrerseits fest im Heimatboden wurzelnde Stammeichen, die an jeder Verpflanzung zugrunde gegangen wären wie Roumanille und Mistral. Seit einem halben Jahrhundert hat sich Mistral ebenbürtig dem Chor der großen Dichter angeschlossen, die der ganzen Menschheit Schmerzen, Kämpfe, Freuden und Hoffnungen besingen, und der ihm vor kurzem zuerteilte Nobelpreis bedeutet nur eine erneute Bestätigung des Urteils, das alle gebildeten Nationen über sein Lebenswerk gefällt haben. Jedoch stützt sich die Summe seiner Leistungen auf die geduldige, stillere Vorarbeit eines Heimatgenossen, der mit vollem Recht als der Vater des Félibrige, als der Begründer der neuprovenzalischen Dichterschule bezeichnet worden ist, Joseph Roumanille, der am 8. August 1818 in St. Remy geborne Sohn schlichter Gärtnersleute.*) In seiner vorbildlich wirkenden Biographie laufen zwei Fäden nebeneinander her, der eine, schlicht realistisch aus dürftigen Alltagsverhältnissen hervorgesponnen, verläuft ohne auffallenden äußern Erfolg zu einem patriarchalisch ausklingenden Lebensabend, der andre, von einer strahlenden Fee dem nicht mit weltlichen Gütern gesegneten Erdenbürger in die ärmliche Wiege gelegt, strebt unentwegt idealen Zielen zu und wird, so lange Mistral lebt, allen jüngern Zeitgenossen sichtbar in der Hand des Genius festgehalten: ihn spann die reinste, zu poetischen Taten verkörperte Heimatliebe. Was Roumanille selbst über seine erste Jugendzeit zu berichten weiß, klingt unendlich rührend. Schade, daß wir dem trefflichen Schilderer nicht eine zusammenhängende Darstellung seiner Lebensschicksale zu verdanken haben. Man muß schon zum sorgsamen Ährenleser werden, wenn man aus gelegentlich erreichbaren Notizen, brieflichen und andern muntern Äußerungen ein anschauliches Bild zusammenstellen will. Seiner Eltern gedenkt der Dichter mit warmer Anhänglichkeit. Sein Elternhaus zeichnet er mit wenig Pinselzügen in dem lieblichen Gedichte: Mounte vole mouri (Wo ich dereinst sterben möchte). In einem kleinen Gehöft, vor dem Tore von St. Remy, in einem halb hinter Äpfelbäumen versteckten Häuschen, ist der Dichter geboren „als Sohn eines Gärtners und einer Gärtnerin in den Gärten von St. Remy“; als Erstgeborner von sieben armen Kindern und von zarter Gesundheit fühlt er sich manche Nacht treulich behütet von dem wachenden Mutterauge. Die poetisch verklärende Rückblicksstimmung des Jahres 1847 klingt in treuem Gedenken an die sorglich gehegte Kinderzeit aus: „Jetzt lacht der Frühling rings um das Häuschen, alles grünt und blüht von frischem, aber der junge Vogel ist längst ausgeflogen aus dem Blumenneste und schlägt in sehnender Erinnerung mit den Flügeln. Gib mir, o mein Gott, daß deine Segenshand,

*) Ich kann nicht umhin, schon an dieser Stelle der Witwe des Dichters meinen Dank auszusprechen für die unermüdliche Auskunft und treue Förderung meiner kleinen Studie.

wenn ich die Bitterkeit des Lebens genugsam gekostet habe, mein Auge schließe an der Stätte, wo ich geboren bin."

Der Ernst des Lebens begann mit der Lücke, die der Tod eines Brüderchens in die frohe Kinderschar schlug, die Bitterkeit begann mit dem Bewußtsein drückender Armut, die jeden frohen Ausblick in die Zukunft dämpfte. Schon der achtjährige Knabe mühte sich redlich als Stütze der vielgeplagten Mutter; im nahen Städtchen trug er ihr den schweren Korb mit der saftigen Traubenlast von Tür zu Tür, um den Verkauf zu erleichtern. Aber auch diese Kinderzeit hatte ihre Lichtseiten, und der Humor, die köstliche Mitgift des spätern Dichters, hat in der prächtigen Erzählung Quand j'étais enfant einigen zur Lachlust reizenden Stoff aus dem bescheidnen Schatze der Erinnerung gezogen. In der Schule scheint der Knabe an manchen tollen Streichen beteiligt gewesen zu sein. Der arme Lehrer, der so „leicht in Zorn geriet wie ein wilder Stier der Camargue in der Arena," hatte seine liebe Not mit diesem kecken Mutwillen. Mit den Kameraden wurde die Freundschaft durch redliche „Knüffe und Haarraufen" warm gehalten und die köstliche Freiheit des Provencer Landlebens in vollen Zügen genossen. Da plätscherten fünf oder sechs kleine Schlingel zur heißen Sommerzeit in dem frisch sprudelnden Wasser des Réal, das freilich nur bis ans Knie reichte, und an das fröhliche Herumplätschern reihte sich die Schmetterlingsjagd durchs mannshohe Gras als einfachstes, praktisches Mittel, die nasse Haut zu trocknen. Wenn nur nicht das Erscheinen des gestrengen Herrn Pfarrers dem idyllischen Herumtollen der nackten Jungen ein jähes Ende mit Schrecken bereitet hätte. Im nächsten Augenblicke lag alles platt auf dem Rücken ausgestreckt unter dem schirmenden Dache der hohen Binsen, bis auf ein einziges Unglückskind, das die Finger von Hochwürden am Ohr verspürt, und wie verspürt. Et Monsieur Jaussaud de tirer! Das Unglück will, daß er gerade den kleinen Roumanille erwischt hat, der so gern Chorknabe geworden wäre. Mit der Aussicht ist es nun endgiltig vorbei. Aber, wird man fragen, sein guter Kamerad Pascalet war doch gewiß ebenfalls dabei, und der war doch auch Chorknabe? Diesesmal nicht, meldet der Dichter, aber wohl das nächstemal, bald darauf! Tragischer verlief ein andres wichtiges Ereignis für den Zwölfjährigen. Kamerad Pascalet hatte sich schwer erkältet beim Spiel während der Nebel des St. Simonstags, Nebel, die in der Provence so eisig und so dicht sind, daß „man sie mit dem Messer zerschneiden könnte." Und der vom Fieberfrost Geschüttelte soll am nächsten Tage zu Ehren des heiligen Crispin für die Schusterinnung das Credo in der Hauptmesse singen. Mit heisern Flüstertönen bittet er seinen Freund, doch für ihn eintreten zu wollen. Da auch der Herr Pfarrer diesen Ersatz billigt, freut sich unser kleiner Gärtnerssohn, mit seiner schönen hellen Stimme Ehre einlegen zu dürfen. Er hat schon einmal ein Solo gesungen, von dem ganz St. Remy sprach. Noch immer wissen sich die alten Männer davon zu erzählen im Winter, wenn sie, „während ein helles Tröpflein an ihrer Nasenspitze zittert," sich am Portal der großen Kirche von der Sonne wärmen lassen. Unser Vizechorknabe ist überglücklich. Beim Nachtessen verspürt er nicht die geringste Eßlust, er „knuspert nur ein wenig mit den Vorderzähnen wie die Kaninchen." Die Mutter freut sich, nur der Vater Jean-Denis, der

unter Bonaparte in Reih und Glied gestanden hat, nimmt die Nachricht vom kleinen Ersatzmann etwas kühler auf. In der Nacht wälzt sich der Kleine ruhelos auf seinem Strohlager. Sein Ehrgeiz ist erwacht; am ganzen Körper zerrts und juckts ihn. Er übt seine Stimme, probiert hohe und tiefe Töne. „Das Auf- und Absteigen" will gar kein Ende nehmen, bis der Vater, im Schlummer gestört, mit einer tüchtigen Prügelsuppe aufzuwarten droht. Am Morgen in der Frühe wird feierlich Toilette gemacht. Leider werden die zur Kommunion angeschafften Staatskleider schon etwas eng, wegen des ungestümen Wachstums, das „dem Aufgehn des Brotteigs in der Backmulde glich." Welch ein berechtigter Stolz, an Stelle der klappernden Holzpantoffeln knarrende Lederstiefel zu verspüren. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch noch der Rasierapparat des Vaters in Bewegung geraten, auf die Gefahr hin, das Gesicht zu verunstalten wegen der paar Härlein, die sich der Junge auf den Wangen und unter der Nase andichtet. Zum Schlusse kam das von der Mutter sorgfältig für ihren Ältesten bedachte Frühstück: die Zwiebel, ein paar roh verschluckte Eier und zwei derbe „Daumenhoch" reinen Weins. Und trotz all der Fürsorge lief die Feier kläglich für den kleinen Helden ab, dessen Backen „so hochrot glühen, daß ein Zündholz daran hätte Feuer fangen können," und vor dessen Augen „ein wahres Sternengeflimmer gaukelt." Soeben hat der alte Geistliche mit meckernder Stimme das Credo in unum Deum angestimmt, doch kaum öffnet der Kleine die Lippen, um sein Solo aus voller Kehle herauszuschmettern, als ihm von sämtlichen „Hühneraugenfabrikanten" gebieterisch Schweigen auferlegt wird. Der Chordirigent stopft ihm obendrein sein tabakgeschwängertes Sacktuch in den Mund, sodaß dem Knaben die „Äuglein zu brennen beginnen wie von glühenden Kohlen." Als der tief Gedemütigte trostlos durch ein Hinterpförtchen aus der Kirche schlüpft, fallen ihn die Hunde an, und ein besonders boshafter Kläffer reißt ein Dreieck in die schöne Festtagshose. Mit der Chorknabenlaufbahn ists trotz der schönen Stimme aus, denn dem kleinen Sänger ist ein gar zu arges Versehen passiert: statt Patrem omnipotentem einzusetzen, hat er mit voller Lungenkraft sein Lieblingssolo Cantate Dominum angestimmt. Von Mütterchens Enttäuschung und Vaters Schadenfreude schweigt der Dichter.

Die ernste Lebensschule forderte früh und streng ihr Anrecht. Doch stammen die ersten dichterischen Versuche in der Heimatsprache schon aus dem Jahre 1836, aus dem Collège von Tarascon, dem durch Daudets Tartarin weltberühmt gewordnen Städtchen. Der kaum Zwanzigjährige wird petit professeur im Pensionat Camille Reybauds zu Nyons, zwei Jahre später Lehrer in der Anstalt Dupuy in Avignon (wo er mit Mistral und Anselme Mathieu bekannt wird). Acht Jahre müht er sich als Correcteur d'épreuves in der Buchdruckerei von François Seguin, und er erringt schließlich mit unsäglichem Fleiß eine selbständige Lebensstellung durch Errichtung der heute weltbekannten Buchhandlung in Avignon, die seinen Namen trägt. Als er hier, tief betrauert, am 24. Mai 1891 aus dem Leben scheidet, wird er auf seinen Wunsch auf dem kleinen Kirchhofe von St. Remy an der Seite seiner Eltern zur ewigen Ruhe gebettet. Seine Buchhandlung aber war dazu ausersehen, der Verlagsmittelpunkt für die gesamte neuprovenzalische Dichtkunst zu

werden. „Kein Fremder, der von der neuen Literatur gehört, wandelte an seinem Laden vorüber, ohne einzutreten und ohne von der Liebenswürdigkeit des treuherzigen Dichters und seiner Familie erquickt zu werden."

Ehe wir unser Interesse dem Dichter Roumanille zuwenden, bedarf es noch eines doppelten kurzen Haltes an zwei Wendepunkten seines Lebens. Rührend und weihevoll wirkt der Bericht von seiner Verheiratung, feierlich und erhebend die Schilderung seiner Sterbestunde. Es bedarf kaum der Versicherung, daß Roumanille, der schon im bescheidnen Elternhause die Liebe zu einem gesunden Familienleben eingesogen hatte, den eignen Herd früher begründet hätte, wenn nur die geringen Existenzmittel diesen Lieblingswunsch nicht anhaltend verzögerten. Die Sehnsucht nach Frau und Kind spricht unverhohlen in ehrlicher Tonart aus den Hochzeitsgedichten, die er im Laufe der Jahre einer Reihe von Jugendfreunden widmete: Aubanel, Paul Giéra, Aubert, insbesondre in den frischen Strophen: Oh! la bello journado. Aber als er seine Flour de Sàuvi (1850 bis 1863) dichtete und in dem Eingangsliede an Jean Reboul von Nîmes sein Leid klagte, weil er die Dreißig überschritten habe und schon einzelne Schneeflocken seine Locken überstreuten, erblühte ihm unverhofft der lieblichste Liebeslenz. Bei den Festlichkeiten, die 1862 zu Ehren der heiligen Anna von St. Apt veranstaltet wurden, trug ein junges, durch Schönheit und Anmut ausgezeichnetes Mädchen, Rose-Anaïs Gras von Malemort (einem kleinen Dorfe des Comtat), den Preis davon für einige warm empfundne Strophen, die sie zu Ehren der heiligen Schutzpatronin verfaßt hatte. Mistral selbst las der Versammlung das preisgekrönte Gedicht vor. Unser Roumanille, damals Sekretär des Félibrige, erhielt den angenehmen Auftrag, der abwesenden Dichterin die übliche Auszeichnung des silbernen Veilchenbuketts zu überbringen. Selbstverständlich ließ er es nicht an einigen poetischen Begleitzeilen fehlen: Vaqui, bravo damiseleto — Uno vierginenco teleto — Pèr ta gràci e ta bèuta: O Roso, vaqui li vióuleto — Que te mando Santo-Anno-d'At! (Hier, wackres, kleines Fräulein, sieh den jungfräulichen Schmuck für deine Anmut und Schönheit: „O Rose, diese Veilchen schickt dir die heilige Anna von Apt!") Acht Monate später, am 21. Mai 1863, schrieb der Dichter in das Gebetbuch seiner glückstrahlenden Braut: „O, Anaïs, möge der schöne Tag, an dem Gott uns so reich auf Erden gemacht hat, im Himmel geschrieben stehn. Ist die Liebe nicht ein Schatz? Und Gott, der ihr Urheber ist, hat uns beide an der Hand zu sich geleitet.... Anaïs, welche Wonne bereitet uns der Schatz unsrer Liebe!" Das tiefe Gemütsleben des Dichters hatte an dem Tage, an dem er eine so glückverheißende Ehe mit einer verständnisvollen Lebensgefährtin schloß, noch lebenslängliche Bereicherung erfahren. Die Liebe der edeln Gattin hat ihm auch in ungetrübter Reinheit die Todesstunde versüßt. Mit klarem Bewußtsein, in Frieden mit der ganzen Welt und mit sich selbst sah der würdige Greis sein Ende herannahen. Ein patriarchalischer Lebensabend krönte sein prächtiges, urgesundes Dichterdasein. Umgeben von seiner Familie und treuen Freunden, unter denen nur der in Italien weilende Mistral mit Wehmut vermißt wurde, nahm er Abschied von den Lebenden. Sein schönster Abschiedsgruß aber galt der Gattin: Rosa mystica, Janua coeli — und jetzt im Todeskampfe: Salus infirmorum.

Auf diesem Dichtergrabe grünt ein Lorbeer, der buchstäblich im Schweiße des Antlitzes gepflanzt worden ist. Auch der würdige Nachruf des trefflichen Feliberkanzlers Paul Mariéton ist nicht verhallt: er bildet heute einen fesselnden Abschnitt der Vorrede zu der Gedichtsammlung. An diese Grabrede reiht sich würdig der Brief, den Mistral wenig Tage später (am 25. Mai 1891) von Venedig an den jungen gemeinsamen Freund Folco de Baroncelli richtete. Ein paar Abschnitte dieser denkwürdigen brieflichen Würdigung des Toten mögen als illustrierende Vorrede der Gesamtwürdigung der literarischen Verdienste Roumanilles vorausgehn: „... Das Ende unsrer Reise ist trotz dem azurblauen Himmel Italiens so von Wolken überdeckt, daß ich nicht das Herz habe, noch von andern Dingen zu reden — Wenn du wüßtest! ... Wenn man mehr als vierzig Jahre Seite an Seite gewandelt ist; wenn man von demselben Punkte ausgegangen, sozusagen aus einem Neste ausgekrochen in denselben Zweigen, mit dem Ausblicke auf denselben Horizont die Schwingen entfaltet hat; wenn eure Lebensanfänge auf dem gemeinsamen Grunde beruhen, der aus tausend Kleinigkeiten zusammengefügt das innerste Wesen der Freundschaft ausmacht; wenn man sich vierzig Jahre gegenseitig hat sagen können: Ich habe deinen Vater gekannt, ich habe deine Mutter gekannt; wenn ihr alle beide dieselben Überlieferungen, denselben Glauben, dieselben Gewohnheiten mit der Muttermilch eingesogen hattet; wenn ihr euch dann an dasselbe Joch der hartnäckigen Ausführung einer heiligen Aufgabe gespannt habt; wenn euch beide dieselbe Erinnerung an Rasse und Heimatsboden beseligt und wehmütig bewegt hat; wenn ihr dieselben Hoffnungen gehegt, die Freude des Siegers gefühlt und dieselbe Furche im Ackerboden höhlend alle Illusionen und Enttäuschungen geteilt habt, die das Leben ausmachen, dann, mein lieber Folco, wird der Schlag, der mitten in der Furche den einen Ochsen am Pfluge zu Boden schmettert, auch den Gefährten erschüttern und unschlüssig machen.

Roumanille war der Baum, in dessen Schatten alle, die von der Provence begeistert waren (und noch viele andre), ihren Gesang anstimmten. Roumanille verstand die Kunst des Anhörens, er bot Schutz und eiferte an. Er erteilte Ratschläge, erhob bisweilen Einwand; und da er aus dem Volke stammte und ein echtes Kind des Volkes geblieben war, so würzte er seine Einwände reichlich mit Salz, nicht immer fügte er Öl hinzu. Aber niemand grollte ihm dafür. Er hatte so unendlich viel für unsre Sprache getan; um sie zu klären, sie wieder zu Ansehen zu bringen, so viel Eifer, Kenntnisse und natürliche Begabung aufgewandt, daß alle seine väterliche Autorität hochachteten, ebensosehr seine Dichteranmut, seinen tapfern Schriftstellersinn, seine alterprobte Meistervernunft.

Roumanille war wie dazu geschaffen, das Kommando zu führen, ein redliches Kommando! Unter seiner langjährigen Führung, die bald mehr bald weniger zutage trat, hat das Félibrige in fröhlicher Eintracht, feindlichen Strömungen zum Trotz, seine Fahrt vollbracht; der gute Rouma (wie wir ihn ganz im Vertrauen nannten) war so populär geworden wie kein zweiter Feliber, hinter dem scherzenden Äußern barg sich eine feste Stütze, ein Apostel jedes redlichen Strebens.

Man begreift nicht, warum die französische Akademie, die doch Preise für alle Tugenden und Talente austeilt, dieses wackere Kind aus dem Volke vergessen hat, das dem Volke zu so hoher Ehre gereichte! ... Wer mir, als ich diese zweimonatige Reise antrat, vorausgesagt hätte, daß ich das freimütige, heitere Gesicht nicht wiedersehen würde.

Ich werde dich niemals vergessen können, schwarze Gondel von Venedig, wie du dich mit der kleinen Leuchte am Vorderbug im Nebel wiegtest, um mir eines Abends, während am Canale Grande die Serenaden zum Himmel stiegen, eine Depesche zu überbringen mit der Kunde von dem Tode meines Roumanille!“

2

Die ersten dichterischen Versuche Roumanilles stammen aus Tarascon. Er schrieb zuerst französische Verse, die das seltne Glück hatten, gedruckt zu werden. Die Kunde von dem Erfolge drang bis ins Elternhaus, bis ins Mas des Pommiers. Besonders die Mutter war stolz darauf, ihren Sohn gedruckt zu sehen. Kaum war Joseph in den Ferien heimgekehrt, so bestürmte sie ihn mit Fragen: Que, Jóusè, m'an di que fasiés parla li papie? Sie verlangt zu wissen, was er geschrieben hat, aber als er seine Verse auf ihr Drängen zum besten gibt, wird sie tieftraurig: Ah! moun pichot, t'ai pas coumpres (Ach, mein Kleiner, ich habe dich nicht verstanden). Dieser hilflose Kummer der geliebten Mutter wurde der Anlaß eines Entschlusses von ungeahnter Tragweite. Der redliche Sohn gelobte sich, fortan nur provenzalische Verse zu dichten, um von ihr verstanden zu werden, die seinem Herzen die nächste war. Die neuprovenzalische Renaissance datiert von diesem rührenden Augenblicke, der eine drohende Kluft zwischen Mutter und Sohn überbrückte. In seinen Penseurs et Poètes hat Gaston Paris diese unscheinbare Episode mit den Worten verklärt: La nouvelle poésie provençale est née de cette larme d'une mère, touchant symbole de la plainte douce et informulée de la chère vieille petite patrie, oubliée, dédaignée pour la grande! Inzwischen hat die neuprovenzalische Renaissance von dem geistvollen Akademiker René Taillandier bis zum gewissenhaften M. Jourdanne schon ihre Geschichtschreiber gefunden. Die Rolle, die Roumanille in dieser verdienstlichen von ihm angeregten literarischen Bewegung spielt, ist verschieden bewertet worden. Man will die erste, die Entwicklungsperiode des Felibertums von 1836 bis 1859 ansetzen und die vorwiegende diktatorische Führung Roumanilles für diesen Zeitraum anerkennen. In diesen Jahren wirkte er auf doppelte Weise: theoretisch und praktisch! Von 1836 bis 1847 sammelt er seine lieblichen Margarideto (Maßliebchen); in der folgenden auch für die Provence ernsten Revolutionszeit wirkt er durch kraftvolle, in meisterhafte Dialogform gekleidete Äußerungen auf das Volksbewußtsein, 1852 veröffentlicht er seine ergreifende Dichtung Li Sounjarello (Die Träumerinnen); 1854 setzt er den Schlußstein zu den üblich gewordnen Boileau-Lutrin-Nachahmungen mit seinem komischen Heldenepos: La campano mountado, 1859 erscheinen seine Nouvè, die ihm den kindlichgläubigen Sinn des Volks gewannen; die schon erwähnten inhaltreichen Flour de Sàuvi umspannen den Zeitraum von 1850 bis 1863. Den Hauptanteil

seiner Mußestunden aber widmete er von Anfang an seinen die Poesie pflegenden Heimatgenossen, den gleichaltrigen wie den jüngern. Es ist hinreichend bekannt, wie er Mistrals Erstlingsversuchen die feste Richtung einprägte. Diese Mühe hat hundertfachen Lohn gebracht, andre Unternehmungen hören sich später als leicht ausführbar an. Doch wieviel Arbeit, Ärger, Hartnäckigkeit, Enttäuschung ist in den Hintergrund getreten!

Im Jahre 1851 hat Roumanille die erste Anthologie von Dichtungen der neuerwachten Muse herausgegeben. Diese Blumenlese trug den Titel Li Prouvençalo und wies Beiträge von einunddreißig Dichtern auf. Saint-René Taillandier (damals Professor in Montpellier) verfaßte auf Roumanilles Ersuchen die Vorrede. Bald waren 2500 Exemplare verkauft. Heute aber erinnern sich nur wenige, welche schwere Aufgabe es für unsern Dichter war, würdige poetische Scherflein zusammenzubringen, obwohl besonders die Mitarbeiter des von ihm redigierten poetischen Feuilletons der Commune zur Beteiligung eingeladen waren. Auch bekundete er bald den ihm scherzend nachgerühmten démon du groupement, indem er am 25. August 1852 alle Mitarbeiter der Prouvençalo zu einer Art Kongreß nach Arles einberief; am 21. August des folgenden Jahres war bei der Tagung in Aix die Zahl der anwesenden Sänger schon auf fünfundsechzig angewachsen. Eine zweite Anthologie Lou Roumavàgi deis Troubaïres (1854) war die Frucht dieser nachhaltigen Gruppierungsversuche. Wieder erscheint Roumanilles Name zuerst neben Mistral bei dem Geburtsfeste des Félibrige, am 21. Mai 1854, er gehört zu den glänzendsten Sternen des Siebenbundes, der sich an diesem Tage im Schlosse Fontségugne, dem Sommersitze der Familie Giéra, unter dem Patronat der heiligen Stella zusammenfand. Aus der gemeinsamen Beratung der jungen „Feliber" ging das neue Organ der nach echter Volkstümlichkeit strebenden Dichterschule hervor: der Armana Prouvençau pèr lou bèl an de Diéu 1855, der bald so beliebte provenzalische Kalender, der zuerst auf dem Titelblatte den Zusatz trug: „Sowohl für die Provence als das Coumtat." Die erste Auflage, d. h. der erste Jahrgang war nur 500 Exemplare stark, später stieg die Zahl der jährlich begehrten Bändchen auf mehr als 10000. Die prächtige Lektüre galt jetzt ausdrücklich „dem ganzen Volke des Südens." Roumanille übernahm die Redaktion und damit zugleich eine künftige Hauptaufgabe seines Lebens. Denn er nahm diese Redaktion sehr ernst und sorgte unermüdlich für köstlichen Inhalt der so schlicht ausgestatteten Bändchen, die bald in die bescheidensten Hütten der Heimat wanderten und die Herzen von Alt und Jung für die neue „Sache" gewannen. Die Hauptschätze seiner eignen Muse birgt unser Dichter künftig in diesen Blättern, denen er seine ungeheure Popularität verdankt. Als er im Jahre 1883 seine köstlichen Conte Prouvençau aus dem Inhalte der Kalenderjahrgänge zusammenreiht, wird offenbar, wieviel des Besten seiner poetischen Hauptkraft, seines plastischen, humorvollen Erzählertalents im Armana verstreut war. Mit dem Erscheinen Mireios (1859) trat der Dichter Roumanille mit neidloser Bescheidenheit absichtlich mehr in den Hintergrund, seinem geliebten Benjamin Mistral getrost den Vorrang einräumend. Die „erste Ausfahrt des Félibrige" (so bezeichnet Nikolaus Welter in seinem schönen Buche „Frederi Mistral, der Dichter der Provence" treffend

den Dichterausflug nach Nimes am 12. März 1859) zeigt noch einen hervorragenden und zugleich sinnigen Triumph der lieblichen Muse des Verfassers der „Maßliebchen“ an der Seite seiner jüngern Freunde Mistral und Aubanel. Ganz allmählich aber beschränkt er sich mehr auf die Fürsorge für seine Familie, auf seine buchhändlerischen treu verwalteten Aufgaben, ohne doch sein erstrebtes Dichterideal für sich und andre aus den Augen zu verlieren. Die neu hinzuströmenden Kräfte erfreuen sein Herz, wenn auch nicht alle Bestrebungen der Folgezeit in den altväterischen Rahmen seines streng konservativen Sinnes hineinpaßten. Der Gedanke an eine kunstsinnige Verbrüderung der lateinischen Rassen, insbesondre Frankreichs, Italiens und Spaniens, der Traum von der Idée latine ist sicher nicht in Roumanilles Hirn entsprungen. Dieser kühne Wunsch, dessen erste Verwirklichung zur Freundschaft mit katalonischen Sangesbrüdern führte, überbrückte die Grenzen der engern Heimat in ungeahnter Weise.

Das ereignisreiche Jahr 1859 brachte die Kunde, daß in Barcelona die „Blumenspiele“ wieder feierlich eingeführt waren; ein katalonischer Dichter Damás Calvet übermittelte die Nachricht an die Provence. Als Abgesandter traf er mit Mistral, Roumanille, Aubanel u. a. in Tarascon zusammen. Diese feierliche Stunde entlockte dem Vater des Félibrige einen spontanen, seine edle Natur nachdrucksvoll charakterisierenden Dank: „Jetzt, o Gott, kann ich ruhig sterben, denn ich habe den Baum blühen gesehen, den ich in der Provence gepflanzt habe, und Gott hat mich belohnt, da ich in seinem Schatten Provenzalen und Katalonen sehe, wie sie als Söhne derselben Mutter sich als Brüder erkennend einander die Hände drücken, zusammen singen und einander lieben.“ Der Strom wuchs über die engen Grenzen hinaus, er wurde zum Weltstrom des allgemeinen Interesses mit dem Jahre 1874, seit dem fünfhundertjährigen Petrarcajubiläum in Avignon. In diesen Wogen ging Roumanille nicht unter, aber er verschmähte es, seine eigne Persönlichkeit durch Zugeständnisse, die seinem Naturell unangemessen waren, beständig der allgemeinen Aufmerksamkeit auszusetzen. Niemals ließ er sich überreden, sich durch persönliche Anwesenheit in den tonangebenden Kreisen der Hauptstadt die Teilnahme der Pariser zu verschaffen, er beschränkte sich in stolzer Selbstgenügsamkeit auf den Wunsch, in der engern Heimat geliebt und gewürdigt zu werden: Je suis compris chez moi, et je n'ai pas l'ambition de l'être de l'autre côté de la Loire. C'est pour le pays d'oc que je chante, et non pour le pays d'oïl ... heureux de mon petit auditoire, qui est assez indulgent pour m'aimer et pour m'applaudir (Brief an Victor Duret vom 14. Juni 1857). Es ist schwer, für solche Bescheidenheit immer die richtige Auslegung und Würdigung zu finden. Mistrals großer Sinn fühlte später instinktiv das in der jüngern Generation entstandne Mißverhältnis, als er im August 1888 auf die Wiederwahl zum Capoulié (d. h. Präsidenten des Feliberkonsistoriums), und zwar ausdrücklich zugunsten seines lieben Roumanille verzichtete, dem er auch einmal diese wohlverdiente Ehre und Freude zuteil werden lassen wollte. So hat es ein glückliches Geschick gefügt, daß der edle Greis ohne Bitterkeit von seinem blühenden, gedeihenden Lebenswerke nur durch den Tod schied. Er hat es erlebt, daß die lieblichen Anfänge seiner Dialekt-

dichtungen in genialer Hand zu Früchten der Weltliteratur ausreiften, er hat sich in stillen Stunden der Alterseinkehr getrost den Ruhm zuerkennen können, daß sein eignes Hauptverdienst auf dem Gebiete der Prosa zu suchen ist, und zwar der französischen sowohl als der provenzalischen. Denn Roumanille schreibt in beiden Sprachen mit der ungezwungnen Frische des echten Volkskindes, dem die lehrreiche Berührung mit der klassischen Kunst der Griechen und der Römer den Formensinn ohne Schmälerung seiner urwüchsigen Art zum Bewußtsein gebracht hat. Mit Fug und Recht heißt er ein „christlicher Rabelais," ein provenzalischer „Teniers."

(Schluß folgt)



Über einen mütterlichen Ahnen Bismarcks

Von Stephan Kekule von Stradonitz



chopenhauer hat die Meinung ausgesprochen, daß man den Charakter vom Vater und den Intellekt von der Mutter herleiten könne. Ohne hier darauf eingehn zu wollen, ob diese Ansicht des Philosophen mit den Erfahrungstatsachen in Einklang zu bringen ist, sollte hier auf Schopenhauer nur deshalb verwiesen werden, weil wir zeigen wollen, daß das Problem, um das es sich handelt, schon das Nachdenken großer Geister und der feinsten Köpfe herausgefordert hat. Auch auf Goethes bekanntes Wort: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen; vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren," das eine große Ähnlichkeit des Gedankenganges mit dem Schopenhauers aufweist, soll hier nur hingewiesen werden.

Für jeden nun, der sich mit den Fragen der psychischen und der moralischen Vererbung befaßt hat, muß sich die Untersuchung der Ahnentafel eines Mannes wie des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches, des Fürsten Otto von Bismarck, als ein besonders anziehender Gegenstand erweisen. Und merkwürdigerweise springt es auch bei ihm sogleich in die Augen, daß der Intellekt wohl kaum von der Vatersseite her stammen kann, daß Bismarck dagegen das Glück hatte, eine höchst begabte Mutter zu haben, während sich im Charakter des Vaters scheinbar Anklänge an den des großen Sohnes finden.

Ich gebe zunächst die Ahnentafel Otto von Bismarcks, wie sie durch Dr. Walther Gräbner, einen tüchtigen und fleißigen jüngern Genealogen, im „Deutschen Herold" (XXXI, Nr. 5 vom Mai 1900, S. 93) vor einigen Jahren veröffentlicht worden ist.

Diese Ahnentafel ergibt als Eltern von Otto Eduard Leopold von Bismarck, geboren zu Schönhausen den 1. April 1815, gestorben zu Friedrichsruh den 30. Juni 1898:

1. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, geboren zu Schönhausen den 13. November 1771, † ebenda den 22. November 1845, Königl. Preußischen Ritt-

meister im Leib-Karabinier-Regiment, auf Schönhausen I und Fischbeck, vermählt zu Potsdam den 6. Juli 1806 mit:

2. Wilhelmine Luise Mencken, geboren zu Potsdam den 24. Februar 1789, † zu Berlin den 1. Januar 1839.

Sie ergibt als Großeltern:

1. Karl Alexander von Bismarck, geboren zu Gollnow den 26. August 1727, † zu Schönhausen den 19. September 1797, Königl. Preußischen Rittmeister im Regiment Gensdarmes, auf Schönhausen I und Uengelingen, vermählt zu Werben den 21. Februar 1762 mit:

2. Christiane Charlotte Gottliebe von Schönfeld, geboren zu Werben den 23. Dezember 1741, † zu Berlin den 22. Oktober 1772;

3. Anastasius Ludwig Mencken, geboren zu Helmstedt den 2. August 1752, † zu Potsdam den 5. August 1801, Königl. Preußischen Geheimen Kabinettsrat, vermählt zu Potsdam den 9. Dezember 1785 mit:

4. Johanna Elisabeth Böckel, geboren zu ? am ?, † zu Potsdam den 24. Februar 1818.

Sie ergibt als Urgroßeltern:

1. August Friedrich von Bismarck, geboren zu Schönhausen den 2. April 1695, gefallen bei Czaslau den 17. Mai 1742, Königl. Preußischen Oberst im Dragonerregiment Ansbach-Bayreuth, auf Jarchlin, Kniephof, Külz und Schmelzdorf, vermählt zu Hoffelde (?) den ..... 1724 (?) mit:

2. Stephanie Charlotte von Dewitz, geboren zu Hoffelde den 26. Dezember 1706, † zu Gollnow den 7. Dezember 1735;

3. Hans Ernst von Schönfeld, geboren zu Werben den 21. Mai 1712, † zu Lukaitz den 6. September 1781, auf Werben, vermählt zu Hoffelde (?) den ? ? mit:

4. Sophie Eleonore von Dewitz, geboren zu Hoffelde (?) den ..... 1718 (?), † zu Werben den 24. November 1748;

5. Gottfried Ludwig Mencke, geboren zu Leipzig den 12. Mai 1712, † zu Helmstedt den 24. Oktober 1762, Dr. jur., Herzogl. Braunschweigischen Hofrat und ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Helmstedt, Beisitzer des Hofgerichts zu Wolfenbüttel, vermählt zu Offleben den 27. Oktober 1751 mit:

6. Luise Maria Witten, geboren zu Gandersheim (?) den ..... 1727/28, † zu Helmstedt den 2. April 1800.

7. und 8. Bisher unbekannt, da Gräbner die Eltern der Johanna Elisabeth Böckel nicht ermitteln konnte.

Prüft man nun diese Ahnentafel nach den hier in Betracht kommenden Richtungen hin, so zeigt sich leicht, daß die väterliche Vorfahrenreihe des großen Kanzlers:

August Friedrich von Bismarck
(Nr. 1 der Urgroßelternreihe)
|
Karl Alexander von Bismarck
(Nr. 1 der Großelternreihe)
|
Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck
(Vater)

zwar das typische Bild einer adlichen Offiziers- und Gutsbesitzerfamilie gewährt, aber nach einem Hinweis auf die großen Eigenschaften des Enkels sucht man in ihr vergebens. Dagegen war die Mutter des Altreichskanzlers, Wilhelmine Luise Mencken, nicht nur, wie feststeht, eine höchst bedeutende Frau, sondern sie hatte auch sehr bedeutende Vorfahren und Ahnen. Die hervorragenden Eigenschaften des Geheimen Kabinettsrats Anastasius Ludwig Mencken, also des mütterlichen Großvaters des großen Bismarck, und des Helmstedter Professors Gott-

fried Ludwig Mencke, also des mütterlichen Urgroßvaters, sind ja bekannt genug und in diesem Zusammenhange schon oftmals gewürdigt worden.

Dagegen ist bisher für die Bismarckforschung unbeachtet geblieben, daß sich auch Luise Maria Witten, die Ehefrau des Helmstedter Professors, also die mütterliche Urgroßmutter des Begründers des Deutschen Reiches, einer ganzen Anzahl sehr hervorragender Vorfahren erfreut.

Diese Tatsache kann man einer Familiengeschichte entnehmen, die den Titel führt: Geschichtliche Nachrichten über die Familie Büttner. Gesammelt von Karl Büttner. Ostrowo, 1896.*)

Die Ahnentafel der Luise Maria Witten hat demnach folgende Gestalt:

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII XIII XIV

V–VI	VII	VIII	XI	XII
Johannes Böttner, Riemenschneider und Ratsherr zu Eisenach	N. N. Geitel, Senator zu Braunschweig, † vor 1743	Anna Röhrland	Michael I. Bütner (s. vorstehend), verm. Witzelsreuth, 13. April (Ostermontag) 1626	Ursula Löhneisen, † Gandersheim, 8. Febr. 1641

V–VI	VII	VIII	XI	XII–XIII
Michael I. Bütner, Domherr, Stiftssenior und Stiftsrat zu Gandersheim, geb. Eisenach, 17. Juni 1599, verm. Braunschweig, 15. Juni 1643, † Sellenstedt, 4. Mai 1677	Anna Geitel, † Gandersheim, 22. Februar 1670	N. N. Geitel, Domherr zu Gandersheim	Michael II. Bütner, geb. Klausthal, 29. September (Michaelis) 1633, verm. Helmischerodt, 13. Mai 1655, † Ackenhausen, 25. Februar 1688	Anna Burchtorff, † Gandersheim, 30. Oktober 1718

I–IV	V–VIII	IX–X	XI–XIV
Johannes Witten, Domherr und Stiftssyndikus zu Gandersheim, verm. 1670, † Gandersheim, 13. Februar 1673	Anna Sabina Bütner, geb. Gandersheim, 18. November 1648, † September 1703	Peter Christoph Geitel, Amtsverwalter zu Schlachtenbeck, † 1702	Katharina Ursula Bütner, geb. Ackenhausen, 5. Juli 1659, † 1730

I–VIII	IX–XIV
Anastasius Witten, Domherr und Stiftssenior zu Gandersheim, geb. zu ? den 27. Oktober 1672, verm. 1707, † Gandersheim, den 16. August 1763	Agnes Sophie Geitel, geb. zu ? 1688, † Gandersheim, den 29. März 1775

Luise Maria Witten

*) Für den Hinweis auf diese Familiengeschichte, für deren Darleihung und namentlich für die Anregung zu vorstehender Untersuchung bin ich meinem verehrten Freunde, Herrn Dr. Dieberich Hahn, zu besonderm Danke verpflichtet.

Betrachtet man diese Ahnentafel genauer, so springt sofort in die Augen, daß es sich um eine solche handelt mit sehr starkem sogenanntem „Ahnenverlust," d. h. Luise Maria Witten hat in der Reihe der sechzehn Ahnen statt sechzehn verschiednen Namen nur deren vierzehn stehn, weil das Ehepaar N. N. Geitel, Senator zu Braunschweig, und Anna Röhrland in dieser Ahnenreihe zweimal auftritt. Dieses rührt daher, daß Peter Christoph Geitel, der mütterliche Großvater der Luise Maria Witten, zu Anna Geitel, der väterlichen Urgroßmutter der Luise Maria Witten, in dem Verwandtschaftsverhältnis eines Neffen stand. Das Blut des alten braunschweigischen Senators Geitel findet sich daher in der Blutmischung der Luise Maria Witten zweimal, und zwar mit der Stärke von $^2/_{16}$ oder $^1/_8$.

Ebenso kann Michael I. Bütner unter den Ahnen der Luise Maria Witten nur einmal gezählt werden, da er sich einmal als der väterliche Großvater der mütterlichen Großmutter der Luise Maria Witten, das zweitemal als der Vater ihrer väterlichen Großmutter findet. In der Reihe der acht Ahnen hat demnach Luise Maria Witten statt acht Ahnen nur noch sieben, und für die zweiunddreißiger Ahnenreihe führt dieses doppelte Vorkommen Michael I. Bütners auf der Ahnentafel noch einen weitern „Verlust" von zwei Ahnen herbei, indem Michael I. Bütners Eltern, da sie auf der weiblichen Seite der ganzen Ahnentafel schon in der sechzehner Reihe gezählt worden sind, in der zweiunddreißiger Reihe nicht noch einmal gezählt werden können. Das Blut des alten Michael I. Bütner rollte also in den Adern der Luise Maria Witten in einer Stärke von $^1/_8 + ^1/_{16} = ^3/_{16}$.

Setzt man nun diese Ahnentafel der Luise Maria Witten in die Ahnentafel Bismarcks ein, so bilden die beiden Eltern dieser Frau ein Achtel der sechzehner Reihe, ihre vier Großeltern ein Achtel der zweiunddreißiger Reihe, ihre acht Urgroßeltern ein Achtel der vierundsechziger Reihe, ihre vierzehn Urgroßeltern ein Achtel der hundertundachtundzwanziger Ahnenreihe des Fürsten, und in der Blutmischung des Fürsten findet sich das Blut des alten Michael I. Bütner mit einer Stärke von $^3/_{128}$, das Blut des Senators Geitel zu Braunschweig mit der Stärke von $^2/_{128}$ oder $^1/_{64}$.

Des weitern zeigt die Ahnentafel der Luise Maria Witten, daß sich darin eine auffallend große Zahl von Domherren, Stiftssyndici, Senatoren und Ratsherren, d. h. von Rechtsgelehrten und Verwaltungsmenschen findet, sodaß diese Anlage, zu dem Blute des rechtsgelehrten Professors Mencke der Universität Helmstedt hinzutretend, sehr wohl, in Verbindung mit dem alten Soldaten- und Krautjunkerblut der Bismarck, die einzige Anlage hervorbringen konnte, die die Mit- und die Nachwelt bei Otto von Bismarck zu bewundern alle Ursache haben.

Faßt man aber den Lebenslauf des alten Michael I. Bütner näher ins Auge, so drängt sich ein viel merkwürdigeres Ergebnis auf. Michael I. Bütner, über dessen Knabenjahre nichts überliefert wird, stand schon im Jahre 1620 in nahen Beziehungen zu seinem spätern Schwiegervater Georg Engelhard Löhneisen. Löhneisen war Erbherr in Remlingen und Neundorff, oberster Berghauptmann in Braunschweig und früher Stallmeister des Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg. Er ist der Verfasser mehrerer „berühmter" Bücher, so eines Buches Della Cavalleria, eines Traktats über Bergbau und der Aulico-Politica,

eines umfassenden Werkes, das alles enthält, was dem Fürsten und Hofmann „zu wissen nötig und nützlich sei.“ Es ist 675 Großfolioseiten stark. Der alte Löhneisen starb 1622. Seine Söhne beauftragten Michael Bütner mit der Herausgabe der schon in Angriff genommnen, vermehrten und verbesserten, dritten Auflage des Reitbuchs, das jetzt den Titel erhielt „Von der Reuterey“ und 1624 erschien. Michael betrieb, nachdem er schon dem alten Löhneisen in verschiednen Prozessen beigestanden hatte, in den folgenden Jahren zunächst eine ausgedehnte Praxis als Advokat. So kam er dazu, auch der Familie von Oldershausen auf Oldershausen am Harz als Rechtsbeistand zur Seite zu stehn und ihr in dieser Eigenschaft nach und nach wichtige Dienste zu leisten, wofür sie sich auch fortdauernd dankbar erwiesen hat. So hat Michael Bütner ansehnliche Belehnungen (Sattelhof Ackenhausen usw.) erhalten. Bis zum Jahre 1650 hat er diesen Grundbesitz beträchtlich vermehren können. Inzwischen hatte am 13. Juli 1633 Johannes von Oldershausen auf seine Stelle als Domherr zu Gandersheim zu Michael Bütners Gunsten Verzicht geleistet. Am 26. Oktober desselben Jahres kaufte sich Michael in Gandersheim ein eignes Haus und siedelte alsbald von Klausthal dorthin über (Ostern 1634).

Um das „Kaiserliche Freie Weltliche Reichs- (Damen-) Stift S. Inocentii et Anastasii zu Gandersheim“ muß sich Michael Bütner durch Umsicht, Kenntnisse, Pflichttreue und Tüchtigkeit alsbald große Verdienste erworben haben, denn er wurde bald Stiftssenior. Gegen die Damen des Stifts war er unnachsichtig und sah streng auf Zucht und Ordnung, die Beamten des Stifts beaufsichtigte er in pünktlichster Weise und erwarb sich um das Stift noch ein besondres Verdienst dadurch, daß es ihm gelang, eine Milderung der Kriegslasten durchzusetzen. Zum Danke hierfür erhielt er vom Kapitel durch eine Urkunde vom 28. Januar 1648 die Erlaubnis, für sich und sein Geschlecht in der Stiftskirche zu Gandersheim ein prunkvolles Erbbegräbnis zu errichten.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und bei dem Beginn der Friedenszeit war Michael in glänzender Lage. Seine Dienste waren geschätzt und begehrt vom Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg wie vom Stift. Den Adelsfamilien der Umgegend war er beständig Rechtsbeistand, so noch 1647 den Oldershausen. In demselben Jahre belehnte ihn die Familie von Stopler wegen geleisteter „nützlicher Dienste“ mit einer halben Hufe Landes und später noch mit einem Grundstück zu Dahlum. Im Jahre 1650 verkaufte er sein Gut Ackenhausen für den nach damaligem Geldeswert sehr ansehnlichen Preis von fünftausend Talern seinem Schwiegersohne Tiedemann, sodaß er sein Besitztum in Gandersheim noch erweitern konnte.

Am 11. September 1649 starb die bisherige Äbtissin Katharina Elisabeth Gräfin zu Oldenburg. Die Wahl ihrer Nachfolgerin Maria Sabina Gräfin zu Solms und die Verpflichtungen von deren Wahlkapitulation, die sehr zum Vorteile des Stifts waren, waren Michael Bütners Werk. (1. März 1650.) Michael erhielt infolge der Kapitulation das Sekretariat des Stifts und die Ratswürde und als besondres Dankeszeichen der Äbtissin die Belehnung mit einer ansehnlichen Gütermasse, bestehend aus vielen einzelnen Grundstücken. Von da ab war Bütner der eigentliche Regent des Stifts. Maria Sabina ließ ihn frei

schalten und walten, wie er wollte. Im Jahre 1655 erhielt Michael von den Oldershausen wieder eine Belehnung wegen geleisteter „nutzbarer Dienste.“ 1657 erhielt er noch eine Belehnung von den von Rehden. Damit hatte Michaels Ansehen, Macht und Wohlhabenheit ihren Höhepunkt erreicht. Gubernabat tunc heic omnia Michaël Bütner, berichtet über ihn der Gandersheimer Chronist Harenberg.

Mit dem 26. März 1660 trat für Michael Bütner ein Wendepunkt ein. An diesem Tage brannte ihm sein Haus ab. Die Strenge, die er den Stiftsdamen entgegenbrachte, wurde ihm von diesen bei der allgemeinen Sittenverderbnis, die infolge des großen Krieges eingerissen war, so ernstlich verdacht, daß sich im Stift eine vollständige Partei gegen ihn bildete, die fortdauernd an Zahl wuchs. Dazu kamen Mißhelligkeiten im eignen Hause, nämlich Streitigkeiten mit den Kindern erster Ehe, die sich durch die zweite Ehe benachteiligt glaubten (vgl. die Ahnentafel der Luise Maria Witten). Mit dem Tode der Äbtissin Maria Sabina zu Solms, seiner Gönnerin, am 5. Februar 1665 brach über den Stiftsrat das Verhängnis herein. Eine Stiftsdame, deren „freche Magd“ er auf dem Hofe der Abtei mit dem Stocke geprügelt hatte, zog ihn bei dem Herzog als Schutzherrn zur Verantwortung, und der Senior wanderte ins Gefängnis, aus dem er aber bald entlassen worden sein muß.

Die Folge der nächsten Ereignisse ist etwas dunkel, jedenfalls verleumdeten ihn seine Feindinnen auf das kräftigste und, wie es scheint, mit Erfolg, denn das prunkvolle Erbbegräbnis wurde fast gänzlich zerstört, und Michael scheint seine Ämter beim Stift aufgegeben zu haben. Ja sogar seinen Wohnsitz wollte er von Gandersheim verlegen. Äbtissin wurde Dorothea Hedwig Herzogin zu Holstein. Diese scheint aber doch allmählich den kenntnisreichen und auf Sittlichkeit im Stift mit Strenge haltenden Mann vermißt zu haben. Da trat ein Ereignis ein, das für die Verhältnisse der damaligen Zeit sehr bezeichnend ist. Am 8. Februar 1670 wurde die Äbtissin-Herzogin in Hachenhausen, wo sie ein Haus besaß, von einem gewissen Ludolf von Campen bei anbrechendem Tage, da sie noch „mit unserm fürstlichen Frauenzimmer auf unserm Ruhelager geschlafen, mit versammelter Rotte und bewehrter Hand mörderisch überfallen.“ Ihre fürstliche Person wurde „mit einem starken Prügel ohnerhöhrtermaßen geschlagen, darob der Prügel zersplissen“ und sie „an dem zu Beschützung des Hauptes vorgeworfenen linken Arm solchergestalt blessiert, daß die Sehnen verletzt, die verordneten Kuren nicht verfangen wollen und die consulirte medici einen ohnverwindlichen Schaden befürchten.“ Dieser Vorfall mag der Äbtissin und ihren Damen einen heilsamen Schrecken eingeflößt haben und die Sehnsucht nach dem starken Arm des „ehemaln Stiftsseniorn“ wachgerufen haben. Schnell kam die Aussöhnung zustande, und noch in demselben Monate wurde die am 22. Februar gestorbne zweite Ehefrau Michael Bütners unter Beiwohnung der Äbtissin, der Dekanin, aller Stiftsdamen und des gesamten Kapitels feierlich in dem vollständig wiederhergestellten Erbbegräbnis in der Stiftskirche beigesetzt. Das Grabmal erhielt aber von Michael die triumphierende Inschrift: „Man stoßet mich, daß ich fallen soll, aber der Herr hilft mir. Psalm 118.“

Spätere Urkunden bezeichnen ihn dann wieder als Stiftssenior, und im Jahre 1675 hatte er die Freude, auch seinen Sohn zum Domherrn des Stifts

erhoben zu sehen, der wohl schon während der ganzen vorhergehenden Jahre für den Vater die Advokaturgeschäfte besorgt hatte. Über die letzten Lebensjahre des alten Michael Bütner finden sich nur spärliche Nachrichten. Er starb am 4. Mai 1677 zu Sellenstedt.

Die vorstehende Lebensbeschreibung Michael I. Bütners dürfte in dem Zusammenhange, wie sie hier erzählt wird, für sich selbst sprechen und reflektierender Betrachtungen nicht bedürfen. Bei dem in ihr zum Ausdruck kommenden Charakter, den Geistesgaben und Fähigkeiten des Mannes wird man kühn behaupten können, daß sie in ihren Grundzügen geradezu ein Spiegelbild darstellt des Lebenslaufes Otto von Bismarcks, daß sie einen Hinweis auf diesen bietet. Die Übereinstimmung ist in einer Menge von Einzelheiten wie im Gesamtbilde geradezu erstaunlich. Ist dem aber so, so steht man vor einem wunderbaren Fall von Atavismus, von einer sprungweisen Vererbung von Männern auf Männer durch die Vermittlung von Töchtern und Enkelinnen.

Daß dabei auch das Auftreten starken „Ahnenverlustes" nachgewiesen werden konnte, ist ein bedeutender Beleg dafür, daß die von Ottokar Lorenz in seinem „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie" vorgetragne, von mir durch eine ausführliche Einzeluntersuchung an dem Beispiel der „Degeneration der spanischen Habsburger" (Archiv für Psychiatrie, 35. Bd., 3. Heft, S. 787 ff.) bestätigte Ansicht richtig ist, durch das Zusammentreffen gleichartiger Vererbungsmassen werde die Intensität der Vererbung gesteigert. Die vorstehende Betrachtung liefert ein seltenes Beweisstück für diesen Satz: Luise Maria Witten, die Ahnmutter des großen Kanzlers.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

Zweiter Teil



Ziemlich früh am nächsten Morgen wandelte John unter den Olivenbäumen dahin. Er hatte sich direkt vom Bett aus in möglichst einfacher Toilette zum Schwimmen begeben und war in einen mit riesigen Perlmutterknöpfen verzierten Friesulster gehüllt; an den Füßen schlappten ein Paar türkische Pantoffeln, und über die Schulter hing ihm ein Badetuch; als Kopfbedeckung trug er nichts als seinen ungekämmten Schopf. Eine halbe Meile flußaufwärts hatte er ein zum Schwimmen vorzüglich geeignetes Becken entdeckt, wo sich der launische, bald seichte bald reißende Rampio kurze Rast vergönnte und mit seinem durchsichtig klaren, kühlen Wasser zum Baden lockte. Jetzt schlenderte er behaglich nach Hause, der Pfarre zu, wo ihn das erwartete, was man dortzulande unter „Frühstück" zu verstehn pflegt.

Vom Flußufer stieg das Gelände in unregelmäßigen, von Steinmauern gestützten Terrassen empor. Die knorrigen alten Bäume neigten und beugten sich vor- und rückwärts wie Zwerge und Krüppel, die ein phantastisches Menuett

tanzten; das Gras zu ihren Füßen, über das Sonnenstrahlen und Schatten goldne Netze woben, hatte Chloris mit einer unendlichen Fülle wilder Blumen bestreut: himmelblaue Hyazinthen, Veilchen, die in weitem Umkreise die Luft mit ihrem süßen Duft erfüllten, rote und gelbe Tulpen, ab und zu eine langstenglige Schwertlilie, hier und dort eine dichte Gruppe nickender Narzissen. Ab und zu ragte zwischen den graugrünen Oliven in düsterer Einsamkeit eine Zypresse empor; hier und dort brachte ein blühender Pfirsich- oder Mandelbaum ein heiteres Rot in das Bild, das das Herz des Menschen mit Fröhlichkeit erfüllen mußte. Die Luft war angefüllt mit dem Dufte der Veilchen, des Mooses und der Baumrinden, des taubeladnen Grases und der neubelebten Erde. Und von dem Summen der Bienen, dem Lispeln und dem Wispern der Blätter, dem Gezwitscher, Getriller und Jubilieren der Vögel war eine liebliche Musik, und der Rampio spielte die kristallhelle Begleitung dazu.

John schlenderte behaglich dahin und trieb Eidechsen mit außergewöhnlich langen Schwänzen in die Flucht; offenbar machten seine Füße einen furchtbaren Eindruck auf sie, etwa wie ein Kriegsheer mit seinen Bannern, denn wenn seine türkischen Pantoffeln auch nicht mehr in ihrer ersten Jugendblüte standen, so waren sie doch aus rotem Leder und mit reicher Goldstickerei verziert. Plötzlich — etwas ganz ungewöhnliches um diese Zeit im Olivenwalde — ließ sich eine menschliche Stimme vernehmen.

Holla! Ihr Männer da drüben! Wollt ihr nicht so gut sein und mir einige Anemonen pflücken? Hier ist eine Lira für eure Mühe!

Es war eine Frauenstimme, und sie klang jugendlich und melodisch, wohlausgebildet und vornehm. Der Ton dieser Stimme war selbstbewußt und doch liebenswürdig — offenbar sah die Sprecherin die Erfüllung ihres Wunsches als selbstverständlich an und erstattete freigebigerweise schon im voraus ihren Dank. Es war eine Stimme, die sofort das Bild von etwas frischem, jungem, vertrauensvollem Weiblichen heraufbeschwor.

Holla! sagte John zu sich selbst. Wer in aller Welt hat denn in diesem Erdenwinkel eine solche Stimme?

Und er hatte plötzlich die Empfindung, daß er sich nicht wundern würde, wenn er die Fremde von gestern, die Unbekannte aus dem Garten erschauen würde. Sie war es wirklich.

Hoch aufgerichtet, strahlend schön stand sie im warmen Schatten der Oliven auf einer der höher liegenden Terrassen und rief zu zwei Bauern hinab, die jenseits des Flusses an der Arbeit waren. Zwischen Daumen und Zeigefinger der unbekleideten rechten Hand hielt sie eine Silbermünze.

Anemonen! hatte sie gesagt? Nahe bei der Arbeitstelle der Männer zog sich am Ufer des Flusses, am Fuße der steilabfallenden Hügelkette ein etwa hundert Fuß langer, spitz zulaufender flacher Streifen Landes hin, der über und über mit karmoisin- und purpurroten Anemonen bedeckt war.

Sie rief die Männer an, und jeder, der sie sah und hörte, mußte als selbstverständlich annehmen, daß diese alles liegen und stehn lassen würden, um ihr Geheiß zu erfüllen. Das fiel diesen aber gar nicht ein. Sie unterbrachen ihre Arbeit nur einen Augenblick, stierten sie phlegmatisch an, als ob sie im Zweifel darüber wären, daß die Dame wirklich die Unverschämtheit gehabt habe, sie anzusprechen. Darauf fuhren sie — ohne ein Wort der Erwiderung — fort, sehr, sehr langsam, piano, piano, abgefallne Oliven aufzuheben, sachte in kleine Körbe zu legen und diese dann auf ausgebreitete Tücher zu schütten. Bedauerlicherweise gibt es zwei Arten italienischer Bauern: die eine, die alte Art, die wir in unsrer Jugend noch gekannt haben, und die gottlob auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist, ist der Bauer, der trotz seiner Lumpen und Fetzen ein Benehmen an den Tag legt, das oft das unsre in den Schatten stellt, und der mit einer simpatia, die beinahe an das zweite Gesicht gemahnt, uns unsre Wünsche an den Augen abliest.

Daneben haben wir aber auch zu unserm Leidwesen den zweiten Typus kennen lernen, der sich vermehrt wie Ungeziefer, und das ist der Bauer, der sein Ohr sozialdemokratischen Einflüsterungen leiht, dessen Herz durch Klassenhaß vergiftet ist, und der andrer Leute Höflichkeit mit verständnislosen Blicken und dem Benehmen eines übellaunigen Flegels begegnet.

Obgleich ihre Stimme schön klang, obgleich sie, schlank und aufrecht, lieblich anzusehen in ihrem hellen Gewand, wie ein entzückendes Bild im warmen Schatten des Olivenhaines stand, und obgleich sie eine Silberlira als Belohnung bot, glotzten die Männer sie ungezogen an und fuhren lässig in ihrer Beschäftigung fort wie Leute, die es für eine Beleidigung halten, daß sie überhaupt arbeiten müssen, und die nicht beabsichtigen, dies zu verzeihen oder irgendwelchen guten Willen an den Tag zu legen.

Nun war aber John ein Mann, der sich nicht viel mit Äußerlichkeiten abgab, und deshalb vergaß er in diesem Augenblick einige Kleinigkeiten, die ihn sonst vielleicht doch wohl bedrückt hätten: er vergaß seine prächtigen türkischen Pantoffeln, seinen zerzausten Kopf und das Badetuch, das wie eine Toga über seine Schulter wallte, gehorchte dem augenblicklichen Impuls und sprang selbst in die Bresche.

Rohe Bande! sagte er knirschend; dann rief er laut in höflichem Ton: Wenn Sie sich nur zwei Minuten gedulden wollen! Und damit kletterte er die Terrassen hinunter und suchte sich von Stein zu Stein hüpfend an der seichtesten Stelle des Flusses einen Übergang zu dem Anemonenfelde, wo die atlasschimmernden Blumenkelche in der frischen Morgenluft ragten wie leicht gekräuselte Wellen. Im Nu hatte er einen ganzen Arm voll gepflückt und kletterte zurück.

Darf ich mir erlauben? sagte er in seiner frischen Art, sich leicht verbeugend und mit seinen offnen, heitern blauen Augen in ihre dunkeln schauend.

Aber sie schien verlegen. Sie sah von John auf die Blumen und von den Blumen auf John — ja sie sah sogar auf ihre Lira, und sie schien unentschlossen.

Bitte, nehmen Sie die Blumen, sagte er mit sicherer Natürlichkeit, und er lächelte, als ob ihn ihr Zögern ein wenig belustige, und mehr Weltmann, als je, schlug er einen möglichst unbefangnen Ton an, um bei ihr kein Gefühl persönlicher Verpflichtung aufkommen zu lassen und sein Verhalten als ganz selbstverständlich hinzustellen — ungefähr so, als hätte er ein zu Boden gefallnes Taschentuch aufgehoben.

Du hast Recht, stimmte er in Gedanken Lady Blanchemain bei, du hast Recht, sie ist schön. Hier so nahe bei ihr, hier unter den grauen alten Bäumen, in der Dämmerung des Blätterwaldes, bei Vogelgesang und Veilchenduft war ihre Schönheit noch viel unwiderstehlicher. Er sah, wie schön, sanft und tief und leuchtend ihre Augen waren trotz der augenblicklichen Verlegenheit, die aus ihnen sprach, und er sah die niedere, weiße Stirn, die dunkle Haarmasse unter dem Gartenhut, den rosigen Hauch auf ihren Wangen und den purpurroten Mund. Und er sah und fühlte die Schönheit und die Lebensfrische ihres jungen starken Körpers.

Mittlerweile hatte sie sich gefaßt und streckte schüchtern ihre schöne, unbekleidete Hand nach den Blumen aus.

Sie sind sehr liebenswürdig! Danke vielmals, sagte sie leise mit einer leichten, ernsten Neigung des Kopfes.

Mit großartiger Sicherheit erhob John die Hand, um als Mann von Welt den Hut zu ziehn und sich mit einer Verbeugung zu empfehlen — aber ach! seine Hand berührte seine bloßen, vom kürzlichen Untertauchen noch nassen Haare! Daraufhin fielen ihm plötzlich alle die bisher vergessenen Kleinigkeiten wieder ein, und er wurde sich seiner Lage „voll und ganz" bewußt. Barhäuptig und ungekämmt, das Badetuch über der Achsel, in den sturmerprobten alten Flaus mit den lächerlichen Knöpfen gekleidet und die gräßlichen türkischen Pantoffeln an den Füßen bot er mit dem sichern Benehmen eines Weltmannes einer Dame, die er gar nicht kannte, Blumen an und lächelte, um ihr die nötige Unbefangenheit zu geben.

Sein Gesicht erglühte in brennender Röte, seine Ohren wurden heiß, sein Herz aber kalt. Die Verbeugung, die er schließlich zuwege brachte, war nur ein armseliger Schatten von der, die er beabsichtigt hatte. Und da die Erde unbarmherzig war und sich nicht auftat, ihn zu verschlingen, eilte er, so schnell er konnte, um sein niedergeschmettertes Selbst aus ihrem Gesichtskreis zu entfernen.

Wenn solche zerstreute selbstvergessene Menschen einmal aufgerüttelt und sich wieder ihrer bewußt werden, pflegt sies in der Regel stark zu packen. Es dauerte geraume Zeit, bis John aufhörte, stille Flüche auf sein Haupt zu häufen und seine eselsdumme Zudringlichkeit, sein Pech und den ganzen vertrackten Zwischenfall zu verwünschen. Ab und zu wurden aber trotz allem die Flüche und Verwünschungen durch ein schallendes Gelächter unterbrochen, wenn sich die Figur, die er gemacht hatte, seinem innern Auge aufdrängte.

O du Affe, du Geck! stöhnte er. Ausstaffiert wie ein Hanswurst und mit deinen unsagbaren Grimassen einem fremden Frauenzimmer Blumen anbieten!

Wenn sie nur wenigstens gelacht, nur gelächelt hätte, so wäre es nicht gar so schlimm gewesen, denn es hätte bewiesen, daß sie den Zusammenhang begriff. Aber bei alledem blieb sie so ernst und feierlich wie bei einem Leichenbegängnis! Vermutlich war sie entrüstet — vielleicht erschrocken — vermutlich hielt sie mich für einen Vagabunden. Ich wundre mich nur, daß sie meinem Glück nicht die Krone aufsetzte, indem sie mir die Lira gab! Diese Ausländer haben ja so gar kein Unterscheidungsvermögen.

Und damit fiel ihm etwas sonderbares ein. War sie eine Ausländerin? Jetzt erst besann er sich undeutlich darauf, daß er sie ganz impulsiv und unüberlegt auf Englisch angesprochen hatte. Aber soviel steht fest, sagte er sich, daß sie mir Englisch gedankt hat.

Was in der Pfarre Frühstück genannt wurde, war die gewöhnliche festländische Umgehung dieser Mahlzeit, bestand in Kaffee und Butterbrot und wurde auf dem Zimmer eingenommen. Zum Mittagsmahl aber fanden sich die Hausbewohner um zwölf Uhr zusammen. Das lange, niedere, zu ebner Erde liegende Speisezimmer mit seiner gewölbten Decke, seinem mit abgetretnen roten Ziegeln gepflasterten Fußboden und seinen weißgetünchten Wänden war ein kahles, reinliches Gemach, von einem eignen trocknen, nicht unangenehmen Hauch erfüllt: es roch förmlich nach Kahlheit und Reinlichkeit. Es enthielt einen Tisch, eine Anrichte und einige unangestrichne Bretterstühle, wie sie in den italienischen Kirchen üblich sind — sonst nichts, gar nichts außer einem großen schwarz und weißen Kruzifix, das an der Wand hing. Dafür gingen aber die vier Fenster des Raumes nach Süden, ließen den Sonnenschein in goldnem Strom hereinfluten und gewährten die wundervollste Aussicht auf das Tal, die blaugrauen Hügel, die Schneeberge, das blumenüberschüttete Flachland und den opalisierenden Schimmer im Hintergrunde, von dem man wußte, es sei der See.

Um die Mittagsstunde trafen sich der Parroco, seine Nichte Annunziata und sein Kostgänger hier, um die Mahlzeit einzunehmen.

Der Parroco war ein untersetzter, kräftiger, noch junger Mann — vorausgesetzt, daß man mit fünfundvierzig Jahren noch jung sein kann — und hatte schwarzes Haar, eine Adlernase, dünne Lippen und kräftige Kinnbacken, die er aber nie zum Sprechen auseinander tat, falls er es irgend vermeiden konnte. Nie — das heißt bis der Sonntag kam, und er auf der Kanzel stand, dann tat er sie gewaltig auf und ließ seiner aufgespeicherten Beredsamkeit ungehemmten Lauf. Seine Predigt brauste daher wie ein Wildbach, sie wurde mit ungemein kräftiger Stimme hinausgeschrien und fesselte während der ersten zwei Minuten die Aufmerksamkeit schon durch die physische Anstrengung, die sie verlangte, aber die nächste halbe Stunde fand man sie sehr ermüdend und langweilig. An Wochentagen hüllte er sich in ausgiebiges Schweigen, und John machte sich ab und zu das boshafte Vergnügen, ihn herauszulocken, denn trotz seinem grimmigen Aussehen war er in Wirklichkeit

nichts weniger als bösartig. Heute aber war John ernstlich beflissen, einiges von ihm zu erfahren. Sobald das Tischgebet gesprochen worden war, begann er mit der Miene verständnisvollen Interesses: Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, daß es im Schlosse spukt. Wohl betrachtete er dabei das napoleonische Profil des Don Ambrogio, aber er blinzelte doch auch zu Annunziata hinüber und bemerkte, daß dieses kluge kleine Mädchen gespannt aufhorchte.

Nein, sagte Don Ambrogio zwischen zwei Löffeln Suppe.

Sie werden sich deshalb mein Erstaunen ausmalen können, fuhr John leutselig fort, als ich entdeckte, daß es so ist.

Es spukt nicht, erklärte Don Ambrogio, der sich mit vollem Eifer der Beschäftigung des Augenblicks hingab; sein Löffel flog vorwärts und rückwärts wie ein Weberschiffchen. Seine Serviette, die am Kragen festgesteckt war, beschützte dabei seinen Busen wie ein weißer Brustharnisch.

Oh? Nicht im Schloß? fragte John. Nur im Garten und im Olivenwald? Freilich, wenn ich mich recht erinnere, habe ichs auch im Haus noch nie bemerkt.

Hier spukt es nirgends, erklärte der Parroco und winkte Annunziata zu. Diese erhob sich und wechselte die Teller. Ihre Augen leuchteten, und ihr ernstes kleines Gesicht war erregt, aber sie würde auch im Traum nicht daran gedacht haben, in Gegenwart ihres Onkels zu sprechen. Marcella, die Köchin, trug das unvermeidliche Kalbfleisch auf.

Da muß ich doch sehr um Entschuldigung bitten, beharrte John höflich aber fest; ich habe das Gespenst selbst bei zwei Gelegenheiten gesehen, und falls Sie glauben sollten, es sei eine Sinnestäuschung von mir, so kann ich Ihnen nur sagen, daß es gestern zugleich auch von einer andern Person gesehen worden ist.

Es? Es? Was ist denn es? fragte der Parroco, dessen rotes Gesicht mit der Hakennase grimmiger aussah als je, da er eben dem unvermeidlichen Kalbfleisch mit einem etwas stumpfen Tranchiermesser zu Leibe ging.

Ach, nun bedaure ich nur, daß ich nicht besser zu schildern und es Ihnen nicht in Worten auszumalen vermag! Es hat die Gestalt eines Weibes, eines großen, schlanken Weibes in einem hellen, durchsichtigen Kleide; es erscheint bald hier bald dort, bleibt für einige Minuten deutlich sichtbar und verschwindet dann wieder. Nein, es ist keine Sinnestäuschung. Es ist aber auch, fuhr der gewissenlose Mensch nach kurzer Pause, während der sich auf Annunziatas Gesichtchen Enttäuschung malte, mit erhobner Stimme fort, es ist aber auch kein Geist, wie phantasievolle Menschen vielleicht voreilig annehmen könnten, auch kein Gespenst oder ein ungreifbarer Schatten. Es ist eine feste, körperliche Gestalt, die lebt und atmet und sogar, wenn man sie dazu treibt, auch spricht. Es ist nichts übernatürliches daran — es wäre denn, wir neigten zu der transzendentalen Ansicht, daß die Natur selbst übernatürlich sei. Ich bin begierig, Don Ambrogio, zu erfahren, ob Sie mir, ohne einen Vertrauensbruch zu begehn, sagen können, wessen Gestalt es ist?

Nossignore, erwiderte Don Ambrogio, seinen Atem sparend.

Ach, seufzte John, ergeben vor sich hinnickend, das habe ich gefürchtet. In der Vermutung, daß ich Nachfragen unternehmen würde, ist sie mir zuvorgekommen und hat Sie zur Geheimhaltung verpflichtet.

Nossignore, widersprach Don Ambrogio und blickte auf mit Augen, an deren Aufrichtigkeit man nicht zweifeln konnte.

Johns Züge nahmen den Ausdruck schmerzlicher Überraschung an.

Aber warum wollen Sie mirs denn nicht sagen?

Ich kann es nicht sagen, weil ich es nicht weiß, erklärte Don Ambrogio.

Oh, ich verstehe, sagte John. Aber immerhin ist es schwer zu verstehn, fuhr er nachdenklich fort. Natürlich bezweifle ich keinen Augenblick Ihre Worte — aber es ist so schwer zu fassen wie die Atomtheorie und einige Religionssatzungen. Übrigens wollen, wie ich höre, die Gelehrten die Atomtheorie wieder umstoßen. O wankelmütige Gelehrte! O Flugsand der Wissenschaft! Es kann doch in Ihrer

Pfarre nicht viele große, schlanke Gestalten in florartigen Gewändern geben, die erscheinen und verschwinden? Und dann ist doch auch anzunehmen, daß diese Ihnen alle bekannt wären.

Vielleicht eine Bäuerin, eine Dorfbewohnerin? meinte Don Ambrogio.

Ich frage Sie als scharfsichtigen Beobachter des menschlichen Lebens: tragen Bäuerinnen und Dorfbewohnerinnen florartige Gewänder?

Eine Reisende, eine Schaulustige aus irgendeinem der Orte am See, gab Don Ambrogio zu erwägen.

Ich frage Sie als gelehrten Erforscher der Wahrscheinlichkeiten: würde eine bloße Besucherin, eine Schaulustige aus irgendeinem Platz am See hier im Schloßgarten ohne Hut spazieren gehn? Und würde sie zwei Tage nacheinander in Sant' Alessina erscheinen?

Aber mittlerweile war Don Ambrogio mit seinem Kalbfleisch fertig geworden, und sobald dies geschehen war, pflegte er regelmäßig vom Tisch aufzustehn und — nachdem er sich fromm bekreuzigt hatte — John eine Verbeugung zu machen und die ständige Redensart zu gebrauchen: Wollen Sie gütigst gestatten? Die Pflicht ruft mich. Bitte tausendmal um Entschuldigung. Heute aber ergänzte er sein Sprüchlein: Bitte tausendmal um Entschuldigung und bedaure unendlich, die gewünschte Auskunft nicht haben geben zu können.

Nach seinem Abgange wandte sich John der kleinen Annunziata zu, die ihm in ihrer graubaumwollnen Kinderschürze mit halbgeöffnetem Mund und Augen, die wie zwei leuchtende Fragezeichen erschienen, gegenübersaß und darauf brannte, den Gegenstand des Gesprächs wieder aufzunehmen.

Nun, Frau Weisheit! begrüßte er sie lächelnd, indem er ihr mit der Hand winkte. Es ist immer gut und heilsam für die Jugend, Zeuge zu sein, wie der Böse unterliegt. Dein Onkel zieht sich mit fliegenden Fahnen zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er nur ein magres Mittagessen zu sich genommen hat, aber das ist ja seine tägliche Gewohnheit. Hast du Tränen zu vergießen, so weine um mich, denn ich habe gar keins gehabt.

Waren Annunziatas Augen bisher Fragezeichen gewesen, so verwandelten sie sich nun in wahre Abgründe der Verwunderung, und es schien, als hätte man messen können, wie sie größer und größer wurden.

Wie, Sie haben nicht zu Mittag gegessen? sagte sie mit der wunderlich tiefen Stimme, die alle ihre Worte so feierlich machte.

Nein, armes, geliebtes Kind, sagte John pathetisch, nein, ich habe nichts zu Mittag gegessen!

Aber Sie haben im Gegenteil einen ganzen Haufen gegessen, rief Annunziata die Stirn runzelnd und ganz verblüfft, und Sie essen ja auch jetzt noch weiter!

Ganz richtig, entgegnete John, obgleich ich es vielleicht wenig nett von dir finde, mir dies vorzuwerfen. Ich habe ziemlich viel gegessen und esse auch jetzt noch weiter. Zu dem Zweck setze ich mich nämlich zu Tisch. In einem geordneten Leben wie dem meinen hat jedes Ding seine Zeit und seinen Ort. Ich komme zu Tisch, um zu essen, lege mich zu Bett, um zu schlafen, und gehe in die Kirche, um zu beten. Wäre es dir vielleicht lieber, wenn ich bei Tisch schlafen, in der Kirche essen und im Bett beten wollte? Übrigens hat das Essen an sich gar nichts mit diesem besondern Fall zu tun. Ich sprach von Mittagessen! Nun sollst du selbst richten. Die Frage ist die: kann ein Christenmensch zweimal an einem Tage zu Mittag essen? Beantworte mir dies!

Oh nein, erwiderte Annunziata; ihr bleiches Gesichtchen hatte einen nüchternen Ausdruck angenommen, und sie dehnte ihre Vokale beim Sprechen, wie um ihren Abscheu vor diesem Gedanken besonders deutlich auszudrücken. Oh nein — wenigstens wäre es Völlerei, wenn er es täte.

Siehst du wohl, rief John, jetzt hab ich dich! Und Völlerei ist nicht die am wenigsten tödliche unter den sieben Todsünden! Also wenn du mir nicht die Tod-

sünde der Völlerei aufhalsen willst, mußt du zugeben, daß ich nicht zu Mittag gegessen habe, denn ich gehe heute Abend zum Essen ins Hotel Viktoria in Roccadoro. Ich werde mit einer Dame speisen, und zwar mit aller Feierlichkeit meines Frackanzuges, mit weißer Binde und Lackschuhen. Und du selbst hast gesagt, ein Christenmensch könne nicht zweimal an einem Tage zu Mittag essen, ohne sich der Todsünde der Völlerei schuldig zu machen. Deshalb ist es der Gipfel der Lieblosigkeit, ja es ist eine förmliche Unterschiebung dieser Sünde, zu behaupten, ich hätte schon zu Mittag gegessen.

Gedankenvoll lauschte Annunziata seiner Beweisführung, dann sagte sie mit raschem Senken der Lider und leichtem Schütteln des Kopfes: Das verstehn Sie nicht, ich will es Ihnen erklären. Ihre Augen vergrößerten sich wieder und leuchteten vor Eifer. Sie hatten schon zu Mittag gegessen — das ist eine feststehende Tatsache, denn diese Mahlzeit ist das Mittagessen, und Sie hatten es gegessen. Aber heute Abend gehn Sie zu einem Festessen — das ist ganz was andres. Ein Festessen zählt nicht mit, sogar Onkel ist zu einem Festessen nach Bergamo gegangen. Nein, das ist keine Völlerei, wenn Sie ein Festessen mitmachen.

Du sprichst ja wie ein kleiner Papst, sagte John begeistert; ich glaube, in Sachen des Glaubens und der Moral bist du auch unfehlbar. Wenn du wüßtest, welche Last du mir von meinem Gewissen genommen hast! Und dabei atmete er tief auf.

Das freut mich, sagte Annunziata; und dann versuchte sie, ihn zum Ausgangspunkt des Tischgesprächs zurückzubringen. Wieder leuchtete die Neugierde aus ihren Augen.

Diese Gestalt, die Sie im Garten gesehen haben —

Versuche nicht das Thema zu wechseln, wurde sie von John unterbrochen; wir wollen Ordnung in die Reihenfolge unsrer Gedanken bringen. Was ich um jeden Preis aus dir herausbringen will, ist das genaue Datum, wann du — etwa zwischen den Jahren des Heils 1387 bis 1455 — dem gottbegnadeten Maler Giovanni von Fiesole zu deinem Bilde gesessen hast. Nun sei gut — gestehs!

Annunziatas Augen verdunkelten sich. Etwas Verachtung, etwas Mitleid und etwas Geduld und Langmut sprach aus ihnen.

Das ist Unsinn, erklärte sie in den tiefsten Tönen ihrer Stimme, während sie ihre Worte mit langsamem, bedenklichem Kopfnicken begleitete.

Unsinn? wiederholte John überrascht, aber mild und sanft. So — wirklich?

Zu meinem Bilde sitzen zwischen 1387 bis 1455 — wie hätte ich das denn können? höhnte die Kleine.

Warum nicht? Was hätte dich verhindern sollen? fragte er sie in aller Unschuld.

Ma come! Ich habe ja da noch gar nicht gelebt! rief sie.

John betrachtete sie mit ganz verwunderten Blicken und sagte sehr lebhaft:

So, hast du nicht gelebt? Auf Ehre nicht? Weißt du das so gewiß? Erinnerst du dich ganz sicher, nicht gelebt zu haben? Kannst du dir die fragliche Zeit ganz genau ins Gedächtnis zurückrufen und dann, wenn du dich auf alle Einzelheiten besinnst, bestimmt versichern, daß du tot warst? Denn ein Drittes gibt es nicht: ein Mensch muß entweder leben oder tot sein. Und wenn du nicht gelebt hast — wie konnte es dann geschehen, daß es im Kloster von Sankt Markus in Florenz ein sprechend ähnliches, von Giovannis Pinsel gemaltes Bildnis von dir gibt? Dein ernstes weißes Gesichtchen und deine klugen großen Äuglein, dein lebhaftes, ein wenig neugieriges Profil und deine über die Schultern wallenden Locken und deine Schürze, die beinahe aussieht wie ein Peplum — dies alles ist dort abkonterfeit, genau wie ich es jetzt vor mir sehe. Und wie wäre Giovanni imstande gewesen, dies abzukonterfeien, wenn du nicht gelebt hättest? Vielleicht hast du, ehe du zum Menschen geboren wurdest, im Himmel gelebt. Giovannis

Zelle hatte ja bekanntlich ein Fenster, das direkt in den Himmel ging. Vielleicht hat er dich durch das Fenster gesehen und ohne dein Wissen gemalt. Der Name, den man deinem Bilde beilegt, bestätigt eigentlich diese Vermutung. Was meinst du wohl, wie man es nennt? Es heißt un angiolo, ein Engel. In England habe ich eine Kopie davon. Wenn du zum Besuch der Königin nach London kommst, werde ich sie dir zeigen.

Heftig warf Annunziata ihre wallenden Locken zurück.

Die Frauengestalt, die Sie im Garten gesehen haben, begann sie von neuem ...

Da kann man einmal wieder recht genau beobachten, wie verschieden derselbe Köder auf den großen und auf den kleinen Fisch wirkt, bemerkte John.

Als Sie zuerst davon sprachen, dachte ich, Sie hätten eine heilige Erscheinung gesehen, sagte sie.

Ja, sagte er, das kommt daher, daß ich meine Mitteilung schlauerweise in eine irreführende Form kleidete. Ich bediente mich der technischen Ausdrucksweise der Geisterkunde. Ich sagte spuken und erscheinen und ähnliches. Und natürlich bist du in die Falle gegangen. Das hatte ich mit Sicherheit erwartet. Nein, sündigen, weltmüden, alten Männern wie mir ist es nicht beschieden, heilige Erscheinungen zu haben.

Alte Männer? Sie sind kein alter Mann.

Oh? nicht? Was bin ich denn? fragte John.

Sie sind ein Mann in mittlern Jahren!

Danke dir, Schmeichlerin, sagte er, sich verbeugend.

Und Sie sind überzeugt, daß es nur eine irdische Gestalt war? fragte sie fort.

Nein, ich bin zu sehr von den grundlegenden Prinzipien der Metaphysik durchdrungen, als daß ich jemals von der objektiven Wirklichkeit einer Erscheinung überzeugt sein sollte. Ich kann nur auf meinen Eindruck schwören, und dieser ist nach wie vor, daß es tatsächlich nur eine irdische Gestalt war.

Dann, sagte Annunziata mit Nachdruck, muß es die Dame sein, die bei Signora Brandi auf Besuch ist.

Die Signora Brandi? erwiderte John. Was für ein hübscher Name! Wer ist Signora Brandi?

Sie ist eine Österreicherin.

Oh —

Sie wohnt in dem Seitenflügel neben dem Uhrenturm, fuhr sie fort.

Ich wußte gar nicht, daß der Seitenflügel neben dem Uhrenturm bewohnt sei. Überhaupt hatte ich keine Ahnung davon, daß irgendein Teil des Schlosses außer dem, worin wir hausen, und der Wohnung des Portiers bewohnt wird. Warum bin ich bis jetzt darüber im dunkeln gelassen worden?

Die Signora Brandi war fort, erklärte das Mädchen. Sie war in ihrer Heimat — in Österreich. Aber vorgestern ist sie zurückgekommen, und mit ihr der Besuch. Das ist die Gestalt, die Sie im Garten gesehen haben.

Woher weißt du denn, daß es nicht die Gestalt der Signora Brandi selbst war? fragte John.

Oh nein, die Signora Brandi ist nicht mehr jung. Sie ist alt — sie ist so alt wie —

Wie Methusalem? wie die Sünde? wie die Berge? ergänzte John, als sie stockte, offenbar, um nach einem passenden Vergleich zu suchen.

O nein, erwiderte Annunziata, seine Vorschläge bestimmt ablehnend. Niemand ist so alt wie Methusalem. Sie ist so alt wie — nun, wie mein Onkel.

Ich verstehe. Ja ja, das ist alles höchst geheimnisvoll.

Geheimnisvoll?

Das will ich meinen, geheimnisvoll, rätselhaft und dunkel im höchsten Grade. Also zuerst: wie kommt Signora Brandi als Österreicherin zu einem so charakteristisch unösterreichischen Namen? Ist das geheimnisvoll oder nicht? Und ferner: warum

vergißt die österreichische Signora Brandi so ganz, was sie ihrem Vaterlande schuldig ist, daß sie in der Lombardei statt in Österreich lebt? Und als ob das nicht genug wäre — im Kastell Sant' Alessina? Und als ob das nicht mehr als genug wäre — in dem Seitenflügel neben dem Uhrenturm? Geheimnisvoll, höchst geheimnisvoll!

Sie wohnen ja auch in der Lombardei und in Sant' Alessina, wandte Annunziata ein.

Ich glaube kaum. Du kannst dies doch nicht gerade wohnen nennen — wer sich richtig ausdrückt, würde aufhalten sagen. Aber auch wenn dem nicht so wäre, bestünde doch ein himmelweiter Unterschied zwischen meinem Fall und dem der Signora Brandi. Ich stehe im mittlern Alter und bin ein Narr, aber sie ist so alt wie dein Onkel. Erkennst du nicht die geheimnisvolle Bedeutung dieses Zusammentreffens? Und mich besucht keine junge Dame. Wer ist diese junge Dame? Ist das ein Geheimnis? Mein liebes Kind, wir sind von Geheimnissen umgeben! Wir sind der Mittelpunkt einer Welt von Geheimnissen. Wer ist diese junge Dame? Und wie — halte diesen Punkt fest im Auge —, wie kommt es, daß diese junge Dame Englisch spricht? Geheimnisvoll, in der Tat geheimnisvoll!

Er erhob sich und verneigte sich feierlich.

Aber wir vergeuden die Zeit unnütz. Ich darf dich nicht länger aufhalten. Erlaube, daß ich auf deine Sammethand ein Zeichen meiner Hochachtung drücke.

Damit ergriff er Annunziatas kleine, weiße Hand und beugte sich darüber und küßte sie. Obgleich der Schalk aus seinen blauen Augen lachte, lag doch ein gut Teil wirklicher Zuneigung und Bewunderung in seinem Blick.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Es ist für unsern Reichstag ungemein bezeichnend, daß wenn man von der Rede des preußischen Finanzministers absieht, der sich mit aller Entschiedenheit gegen die unglaubliche Idee verwahrte, einen Teil des Eisenbahnerträgnisses zugunsten der Reichsfinanzen zu konfiszieren — was praktisch doch auf eine Besteuerung Preußens zugunsten des Reichs hinauskäme —, die gesamte Steuerdebatte keinen einzigen Redner von Bedeutung in die Schranken gerufen und keinen einzigen Vorschlag von Bedeutung erzeugt hat. Die schon so oft und viel beklagte geistige Armut unsers Parlaments hat sich gerade in diesen eminent praktischen Fragen der Verbesserung der Reichsfinanzen in der überzeugendsten Weise erwiesen. Die Steuervorlagen der Regierung der Reihe nach herunterzuziehn und abzulehnen, ist keine schwierige Arbeit, aber über wirklich brauchbare Verbesserungsvorschläge verfügt keine Partei und kein Redner, bei denen alle möglichen Bedenken den Vortritt haben vor der recht ernst gewordnen Sorge um die Finanzlage des Reichs. Das Reich hat seit dem Jahre 1871 eine große Reihe von Aufgaben mit steigenden Ausgaben übernommen, an die bei der Beratung der Reichsverfassung niemand gedacht hat und niemand denken konnte, sonst wären wohl die entsprechenden Verfassungsbestimmungen anders formuliert worden. Wer dachte im Jahre 1871 zum Beispiel an eine Sozialpolitik des Reichs mit den ins Unabsehbare wachsenden Ausgaben für solche Zwecke! Die sozialpolitische Gesetzgebung ist seinerzeit den Aufgaben der Reichsgesetzgebung eingereiht worden, weil man neben der durch das Jahr 1878 notwendig gewordnen Repression den handarbeitenden Klassen die Gewißheit eines Verständnisses für ihre Bedürfnisse und einer weitreichenden Fürsorge für diese verbürgen wollte. Wer auf den Weg zurückschaut, den Deutschland

in dieser Hinsicht binnen nahezu dreißig Jahren durchmessen hat, allen Völkern weit voran und auch heute noch bei weitem von keinem erreicht, wird zugeben müssen, daß das Reich das Mögliche geleistet hat. Gewiß ist dabei der Standpunkt nicht unberechtigt, daß wenn die sozialpolitische Gesetzgebung als Korrelat des Sozialistengesetzes eingeleitet wurde, nach der Aufhebung dieses Gesetzes auch das Korrelat, die sozialpolitische Gesetzgebung, auf das wirklich unabweislich Notwendige zu beschränken gewesen wäre. Statt dessen sind wir immer weiter mit vollen Segeln auf dieses unbekannte Meer hinausgesteuert.

Profitiert hat davon niemand weiter als die Sozialdemokratie. Nicht die Monarchie, nicht der Reichsgedanke, nicht der einfachste und natürliche, angeborne Patriotismus, in dem unsre Väter lebten, siegten und starben, haben durch ein Menschenalter sozialpolitischer Reformen und Wohltaten aller Art gewonnen, sondern fast nur die Sozialdemokratie und die von ihr geschickt ersonnene und durchgeführte Massenorganisation. Deutschland könnte darum wohl einmal Halt machen und abwarten, ob und wieweit ihm die andern Nationen auf diesem Gebiete zu folgen vermögen. Jedoch — je mehr die handarbeitenden Klassen unter der Führung der Sozialdemokratie eine politische Präponderanz anstreben, desto mehr lassen sich unsre Parteien angelegen sein, nicht nur diese Ansprüche direkt und indirekt zu unterstützen und zu fördern, sondern sie schädigen durch die bis zum Überdruß wiederkehrenden Phrasen von „der Entlastung der schwachen Schultern“ den Staatsgedanken in diesen Kreisen immer mehr. Der Staat wird dadurch als der unersättliche Quälgeist hingestellt und verschrieen, der „die wirtschaftlich Schwachen“ völlig aussaugen würde, wenn nicht das Zentrum oder die freisinnige Vereinigung oder — im Wettlauf mit ihnen — die nationalliberale Partei immer noch rechtzeitig einen Ausweg fände, diese Klassen, die frei von Einkommensteuer und Schulgeld sind, für die durch Versicherungen aller Art unermeßliche Summen aufgebracht werden, von jeder neuen Steuerleistung für Staat und Reich zu befreien. Je ungestümer diese schreien, desto mehr wird es ihnen geglaubt. Welcher Gegensatz zu den Zeiten, aus denen uns das „Gold gab ich für Eisen. 1813“ als mahnende Erinnerung übrig geblieben ist. Das vielzitierte Wort Bebels: „Wir leben ja nur von Ihren Fehlern“ hat auch in diesem Sinne seine Berechtigung.

Die Steuerdebatte hat nicht nur erwiesen, daß irgendwelche schöpferische Ideen im Reichstage nicht vorhanden sind, sondern daß die Geister fortdauernd unter dem Banne der alten Schablone stehn, Mehrbedürfnisse des Reichs nicht durch Besteuerung der in Unsummen verbrauchten Genußmittel, sondern des Einkommens und des Eigentums zu decken. Immerhin mag man zugeben, daß es für eine Anzahl wirklich reicher Leute und juristischer Personen nicht viel ausmacht, wenn sich ihre Steuerleistung noch etwas erhöht, aber der Grundzug der Auffassung staatlicher Pflichten, der sich darin bekundet, eine Befriedigung des Reichsbedürfnisses nur auf dem Wege einer weitergesteckten Erbschaftssteuer und womöglich einer Reichseinkommensteuer zuzulassen, ist durchaus verwerflich. Der Mangel an Staatssinn, der sich darin bekundet, hat sogar eine recht zweischneidige Wirkung. Denn wenn das Zahlen für öffentliche Zwecke dadurch schließlich zu einem Privilegium eines geringen Bruchteils der Nation gemacht wird, so ist es selbstverständlich, daß die Zahlenden mit der Zeit auch zu Herrschenden werden, und daß es unmöglich ist, ihnen auf die Dauer das natürliche Äquivalent für ihre Leistungen zu versagen. Eine Strömung, die die Deckung der Staatsbedürfnisse zu einem privilegium odiosum bestimmter Klassen macht, verläßt damit die demokratischen Grundlagen, auf denen der moderne Staat aufgebaut ist. In der Geschichte aller Völker und aller Zeiten haben noch immer öffentliche Pflichten und öffentliche Rechte einander die Wage gehalten, und eine Strömung, die auf eine Entbindung von den Pflichten hinausläuft, schließt unabweislich den Verzicht auf die Rechte ein, die von jenen unzertrennlich sind. Es ist ungemein charakteristisch, daß dieselbe Agitation, die darauf hinausläuft, die wachsenden Mehrbedürfnisse des Reichs durch die wohlhabendern Klassen befriedigen

zu lassen, die sich also selbst damit dieser Pflicht entbindet, durch immer lebhaftere Angriffe auf das preußische Wahlsystem eine Erweiterung ihrer Rechte anstrebt. Es ist das einer der innern Widersprüche, an denen unsre Zeit so reich ist.

Man darf sich durch die Drohung von den Einflüssen der russischen Revolution nicht einschüchtern lassen. Zunächst bleibt abzuwarten, was nach einem Jahre von der russischen Revolution noch übrig sein wird. Hätten die russischen Behörden vor drei Monaten die notwendige Entschlußkraft gehabt, zum Standrecht zu greifen, so wären damit unendlich viele Verluste an Menschenleben, viele Zerstörungen an staatlicher Autorität und an wirtschaftlichen Werten vermieden worden. Alle diese unglaublichen Streiks der Eisenbahnangestellten, der Post- und Telegraphenbeamten, denen man obendrein noch Gehalt zahlte, wären mit dem Zauberwort Standrecht zu bannen gewesen, wenn der Revolution von Anfang an ein klarer Wille und eine feste Hand gegenübergestanden hätten. Mit Paktionen und Konzessionen ist eine Revolution noch nie überwunden worden. Dazu ist erst nach der Niederwerfung die Zeit. Die siegreiche Staatsautorität kann — und soll unter entsprechenden Umständen — Konzessionen machen, die bedrohte nicht, weil sie damit immer den gesamten Staatsorganismus in Gefahr bringt. In Deutschland haben wir es verstanden, das Staatswesen rechtzeitig zu modernisieren, es war die siegreiche Staatsgewalt, die die Reformen gab. Aber von dem Augenblick an, wo die demokratische Bundes- und Reichsverfassung Platz griff, gewannen die Verfassungen der Einzelstaaten an Wert und Bedeutung, sie wurden zu Säulen, die das Dach der Reichsverfassung tragen. Diese Säulen waren fest, weil sie auf konservativen, historischen Fundamenten ruhten. Darum wäre es doppelt bedenklich, sie heute gegen modernisierte Träger austauschen zu wollen, die nicht mit dem alten Mörtel der historischen Überlieferung und der alten staatlichen Tradition eingekittet sind. Ein Preußen, das sich von den Traditionen des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen losmachen wollte, wäre aber kein Preußen mehr. Je demokratischer die Reichsverfassung ist, um so konservativer — im verständigen Sinne — müssen die Verfassungen der Einzelstaaten, muß namentlich die preußische Verfassung sein und bleiben. Das ist nicht ein Gegensatz, sondern eine absolut notwendige Ergänzung, deren Wegfall auch den Reichsbau in seinen Fundamenten erschüttern würde. Solche historische Notwendigkeiten ruhn sicher auf sich selbst und haben eine unzerstörbare Kraft, so lange der feste staatliche Wille vorhanden ist, sie nicht preiszugeben. Deshalb können wir in Deutschland das „Abfärben" der russischen Revolution, das „russisch reden" unsrer Sozialdemokratie ruhig abwarten, auch wenn der Ausgang in Rußland ein andrer wäre, als er voraussichtlich und hoffentlich sein wird. Preußen kann seiner Pflicht, nach innen wie nach außen der rocher de bronce Deutschlands zu sein, nicht untreu werden. Auf seiner Königsmacht beruht die Kaisermacht, die immer um so stärker sein wird, je stärker die Krone Preußen in ihrem eignen Lande ist. Denn die Kaisergewalt und die Reichsgewalt sind schließlich doch nur die Summe der deutschen Fürstenmacht.

Für den 21. Januar hat die Sozialdemokratie ein großes Massenexerzieren veranstaltet, eine Probemobilmachung. In zahllosen Versammlungen sollen die Gemüter gegen die staatliche und die gesellschaftliche Ordnung durch Brandreden erhitzt werden, und schließlich werden die Massen auf die Straßen entlassen. Was dort passiert, darüber wollen die Veranstalter sich die Hände in Unschuld waschen, alle „Schuld" würde selbstverständlich der Polizei und den Behörden zufallen. Unter solchen Umständen ist es eine sehr naheliegende Erwägung, Versammlungen, als deren Folge Unheil zu erwarten ist, einfach im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu verbieten. In Sachsen ist es schon geschehen, es ist kein Grund erkennbar, in Preußen von einem Verbot Abstand zu nehmen; ein Verbot wäre einem Zusammenstoß mit Blutvergießen jedenfalls unbedingt vorzuziehn. Aber man kann vielleicht mit Recht einwenden, daß den Führern die Gelegenheit, sich zu blamieren,

darzutun, daß den großen Worten keine Taten folgen, nicht genommen werden darf, und daß die staatliche Autorität einem Zusammenstoße, wenn man einen solchen provoziert, nicht ausweichen, sondern mit voller Kraftentfaltung handeln soll. Man kann auch wohl hören, daß bei den unberechenbaren Entscheidungen des preußischen Oberverwaltungsgerichts eine nachträgliche Desavouierung des Versammlungsverbots nicht ausgeschlossen sei. Das wäre aber doch wohl abzuwarten. Maßnahmen, die durch die öffentliche Sicherheit geboten sind, stehn über allem. Das Gesetz erlaubt Versammlungen zu friedlichen Zwecken, nicht aber Massenaufgebote zu revolutionären Demonstrationen. Auch hier ist wieder einmal recht deutlich erkennbar, daß alle liberalen Konzessionen weniger dem Bürgertum zugute kommen, das dabei Vorspann leistet, als vielmehr der Sozialdemokratie im Kampfe gegen das Bürgertum. Daß die Behörden in Preußen, zumal in Berlin, entschlossen sind, auch falls die Versammlungen nicht verboten werden, jedenfalls deren Fortsetzung auf der Straße mit allen Mitteln zu verhindern, ist durch die immerhin wohl etwas stark aufgetragnen Notizen einer Berliner Zeitungskorrespondenz bekannt geworden. Die detaillierte Ausmalung der etwaigen militärischen Maßnahmen, zehn Tage im voraus, wird man etwas skeptisch aufnehmen dürfen; dergleichen Einzelheiten pflegen nicht im voraus angekündigt zu werden.

Die Konferenz von Algeciras ist von allen Seiten mit freundlichen Verbeugungen eingeleitet worden. In Deutschland wie in England werden zahlreiche und angesehene Stimmen laut, die sich mit Entschiedenheit gegen einen deutsch-englischen Gegensatz erklären und einen Interessenkonflikt weit abweisen. Die englischen Witzblätter bringen keine Spottbilder über Deutschland mehr, und die politische Presse befleißigt sich im allgemeinen einer anständigen Sprache. Es ist das durchaus erfreulich. Hüben wie drüben hat es keinen Zweck, mit dem Kriegsfeuer zu spielen. Für die etwa noch zu gewärtigenden Kundgebungen in Deutschland möchte es sich jedoch empfehlen, nun nicht gleich wiederum des Guten zu viel zu tun. Das Telegramm des Berliner Oberbürgermeisters an den Lordmayor von London war um die Hälfte zu lang, und in der Münchner Resolution hat man von „dem englischen und dem deutschen Volke," statt von dem deutschen und dem englischen gesprochen. Das wäre in keinem andern Lande möglich gewesen; in England wird man sich über diesen Überfluß an Höflichkeit und über das bescheidne Hintansetzen des deutschen Ichs nicht wenig gewundert haben. Hoffentlich nehmen sich die noch bevorstehenden Sympathieversammlungen den deutschen Reichskanzler zum Vorbilde, der in seinem Telegramm an den Grafen Harry Keßler in London von „deutscher und englischer" Kunst und Wissenschaft sowie von „Deutschland und England" spricht. Wir Deutschen brauchen leider in allen Stücken noch viel Zeit — trotz Bismarck —, aus den politischen Lehrjahren herauszukommen. In Berlin nahmen die von der Frau Ellen von Siemens im Berliner Lyzeumklub veranstaltete Kundgebung sowie die der Berliner Handelskammer einen würdigen Verlauf, doch wird es gut sein, die Tragweite nicht zu überschätzen. Die Beziehungen großer Nationen werden nicht durch Kunst und Literatur, nicht durch geistvolle Nachtischreden und Verbeugungen, sondern durch reale Interessen bestimmt. Der Standard hat uns schon bescheinigt, daß England zurzeit vollkommen geneigt ist, sich von den Deutschen den Bart streicheln zu lassen, im übrigen aber die Entente mit Frankreich vorzieht. *g*

Zur Friedhofsfrage. Was sich im Jahre 1904 zu Fameck begeben hat, ist natürlich nicht ein vereinzelter Fall gewesen, eben aus Lothringen ließ sich eine Reihe ähnlicher Vorkommnisse zusammentragen, aber durch die begleitenden Umstände, durch die Person des gebietenden Kirchenfürsten und durch das Eingreifen des Kaisers trat jener Fall aus der Reihe der übrigen heraus und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein Gebiet, auf dem so unerquickliche und beschämende Konflikte zu verzeichnen sind. Nirgends muß kirchliche Unduldsamkeit empfindlicher

verletzen, nirgends erscheint sie ungeheuerlicher als im Reich des Todes, der alle gleich macht, alle Schranken einreißt, alles kleinlichen Menscheneifers spottet. Wie sind solche das religiöse und das sittliche Gefühl beleidigenden Dinge in der Gegenwart noch möglich? Gibt es Mittel und Wege, ihnen vorzubeugen, sie verschwinden zu machen? Ein junger württembergischer Geistlicher hat sich der Mühe unterzogen, das zur Beurteilung der Frage dienliche Material zu sammeln, und daran den Versuch geknüpft, sie einer prinzipiellen Lösung zuzuführen.*) Wir halten uns nicht auf bei der Sammlung von Beispielen klerikaler Unduldsamkeit, die aus den letzten Jahrzehnten zusammengetragen sind, und wobei Bayern und Österreich neben Lothringen das Hauptkontingent stellen; wir bemerken nur, daß der Verfasser unparteiisch genug ist, auch an solchen Fällen, wo von evangelischer Seite Andersgläubigen das Gastrecht auf dem Friedhof versagt oder doch erschwert wird, keineswegs vorüberzugehn. Hier sind es besonders die Dissidenten, gegen die sich übereifrige Pastoren spröde verhalten, wobei freilich der mildernde Umstand ins Gewicht fällt, daß es die Aufdringlichkeit und das aggressive Verhalten mancher Sektenprediger schwer macht, ihnen brüderliche Liebe zu erweisen. Kirchliche Selbstachtung hat nichts mit Toleranz zu tun. Auch der Staat erhält seinen Teil an der Schuld zugemessen, da seine Organe teils noch an veraltete Bestimmungen gebunden sind, die einer humanen Praxis entgegenstehn, teils aber zu schwach sind, von den gesetzlichen Handhaben, über die sie verfügen, auch Gebrauch zu machen. Innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs wäre das Ärgernis von Friedhofschikanen überhaupt ausgeschlossen, wenn das Gesetz vom 3. Juli 1869 mit Strenge durchgeführt würde. Übrigens muß man anerkennen, daß nicht allein der üble Wille der Personen oder unwürdige Schwäche des Staats an den beklagenswerten Konflikten die Schuld trägt, sondern daß die Ursachen tiefer liegen, daß man den bestehenden Zustand geschichtlich verstehn muß, daß hier ein Stück des uralten ungelösten Streites zwischen Kirche und Staat vorliegt. Es ist nur die logische Konsequenz des altkirchlichen Standpunkts, wenn Papst Leo der Erste erklärte: „Wo wir mit den Lebenden keine Gemeinschaft hatten, da können wir sie auch mit den Toten nicht haben.“ Ganz nach diesem Grundsatz hat vor wenig Jahren in Steiermark ein Pfarrer, nachdem er einen Evangelischen im Selbstmörderwinkel hatte beerdigen lassen, dabei die Erklärung abgegeben: „Wie sie im Leben geschieden sind, so sollen sie auch im Tode geschieden sein.“ In Böhmen bezeichnete ein hochwürdiger Herr den Kommunalkirchhof als ein Aasfeld. Echt römisch ist das System einer Konfessionalisierung aller profanen oder noch simultanen Gebiete, auf denen sich die konfessionell Geschiednen noch zusammenfinden und trotz dem kirchlichen Gegensatz noch zusammenwachsen könnten zu einem einigen Volk von Brüdern. Ausgesprochnermaßen soll der Riß durch alles hindurchgehn, und in der Bonifatiusbroschüre Nr. 12 (1887) heißt es: „Daß der Riß zwischen Katholiken und Protestanten immer größer wird, ist ein wahres Glück.“ Ist es nicht vielmehr umgekehrt als ein Glück zu erachten, daß Theorie und Praxis der katholischen Kirche keineswegs überall so schroff ist, und daß sehr gewichtige Stimmen von einem ganz andern Geist eingegeben sind und einer unduldsamen Friedhofpolitik schnurstracks widersprechen? Der Verfasser führt eine Reihe von katholischen Kirchenlehrern an, die die Ansicht vertreten, daß durch die Beerdigung eines Häretikers ein kirchlicher Friedhof weder seinen heiligen Charakter verliere noch besudelt werde. Auch in Rom, sagt Sägmüller in seinem Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, „wurde die Übung, Katholiken und Protestanten im Notfall im gleichen Kirchhof zu beerdigen, nicht verworfen.“ Windthorst hat sich zu dem Grundsatz bekannt, daß das Begräbnisrecht an sich nicht in den Kreis der kirchlichen Rechte und Pflichten gehöre. Er berief sich auf die communis opinio aller gesitteten Völker, daß die Beerdigung „keine kirchliche, sondern eine

*) Eberhard Goes, Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhöfe? Gießen, A. Töpelmann, 1905.

rein kommunale Angelegenheit sei, die der allgemeinen Staatsaufsicht zu unterstellen und durch die Gesetzgebung zu regulieren ist.“ Und in neuster Zeit hat im Reichstag Dr. Bachem wörtlich behauptet: „Wir erkennen, daß es überall im Deutschen Reiche jedermann gesetzlich ermöglicht werden sollte, nach seinem Tode in einer seiner persönlichen Religionsanschauung entsprechenden Weise begraben zu werden, also ein anständiges Begräbnis zu finden in einer Weise, die jedes das allgemein menschliche Gefühl verletzenden Charakters entbehrt. Wo das zurzeit nach den tatsächlichen oder gesetzlichen Zuständen nicht möglich ist, da bedauern wir es, und wo bei in dieser Beziehung unvollkommnen Zuständen dagegen ohne Not verstoßen werden sollte, tadeln wir es durchaus.“ Auch die Praxis ist keineswegs so schroff und so einheitlich, wie man vermuten könnte. Der Verfasser weiß auch tolerante Priester und Bischöfe aufzuzählen: „Der gute Wille zur Toleranz und die Abneigung gegen Intoleranz ist bei unsern katholischen Kollegen stärker, als viele von uns ahnen.“ Die wichtigste Abweichung der Praxis von der vollen Härte der Theorie ist die besondre Weihe der einzelnen Gräber, wie sie auf Kommunalfriedhöfen vorkommt, ein von allen Friedensfreunden gutzuheißender Kompromiß zwischen dem Dogma und den Forderungen des Staats. Auch das ist ein verheißungsvoller Anfang, daß sich da und dort in der Diaspora die auf Zusammenleben miteinander angewiesnen und ihre obersten kirchlichen Behörden auf der Basis der Gegenseitigkeit Zugeständnisse machen, auch in der Friedhofsfrage, und nach solchen Vorgängen ist es nicht undenkbar, daß der deutsch-evangelische Kirchenausschuß mit den Bischöfen zu einer entsprechenden Vereinbarung gelangen könnte. Wenn irgend etwas, so wäre der Friedhofskrieg ein Feld, wo der von vielen mit so großen Hoffnungen begrüßte Kirchenausschuß Taten sehen lassen und sich den Dank des deutsch-evangelischen Volkes verdienen könnte. Für zweierlei muß sich die Staatsgewalt einsetzen, für völlige Unabhängigkeit der bürgerlichen Ehre von der Konfession und für Sicherstellung der allgemeinen Kultusfreiheit. Am besten wird dieser doppelte Zweck erreicht, wenn die weltliche Gemeinde den Friedhof selbst in die Hand nimmt, sodaß dann die Konfessionen ihre Gäste sind. „Die Friedhöfe der Zukunft müssen Simultanfriedhöfe sein.“ Bis dieses Ziel, die Verweltlichung des Ruheplatzes der Toten, erreicht ist, geht die Forderung dahin, daß die bestehenden Gesetze bestimmt und klar durchgeführt und vereinzelte rückständige Bestimmungen aufgehoben werden. Die Religion wird keinen Schaden davon haben. So entschieden der Verfasser dieser Schrift seinen Standpunkt nimmt, so darf doch gesagt werden, daß ihren Ausführungen nicht bloß eine irenische Tendenz, sondern eine ernste Religiosität zugrunde liegt.

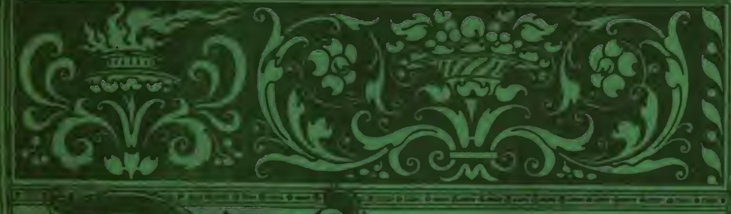
L.

Die Ernüchterung der Biologen. In einer Besprechung eines Buches von Driesch über den Vitalismus in den Süddeutschen Monatsheften schreibt Eugen Albrecht: „Aus den Eigenschaften der zusammensetzenden Stoffe das Leben mit logischer Notwendigkeit abzuleiten, ist unmöglich. Wir sind und bleiben auf die Feststellung beschränkt, daß bestimmte Stoffe in bestimmten Gruppierungen vorhanden sein müssen, wenn Leben da sein soll. Wie sollten wir auch dazu kommen, aus den Qualitäten des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs, Stickstoffs eine Zelle, einen vielzelligen Organismus herleiten zu wollen? Wie anders als von der schon gegebnen Zelle aus uns deren Verhalten, aus den vorhandnen Zusammenordnungen von Zellen uns deren besondre Leistungen zu erklären? Daß Zellen, daß Pflanzen und Tiere, daß ein Auge, ein Arm entsteht, wie sie entstanden und für ihre Funktionen sich gestalten, das sind für uns unlösbare Rätsel und werden es bleiben. Dies Ignoramus drückt uns schwer, wenn wir nach dem Urgrund der Dinge forschen, wenn wir, »über uns hinaus«, metaphysisch Klarheit suchen. Es berührt uns kaum, oder doch nicht mehr als die Erinnerung an Kinderträume und jugendlichen Frage- und Hoffnungsmut, wenn wir als Naturforscher an das Lebensproblem herantreten. Mag, wer dessen bedarf, eine Hypothese bauen oder glauben:

unsre Fragen gehn an das heran, was wirklich greifbar, erforschbar vor uns liegt.“ Damit haben wir die Herren Biologen dort, wo wir sie haben wollten. Wenn sie sich darauf beschränken, zu beschreiben, was in den Tieren, Pflanzen vorhanden ist, was in ihnen vorgeht, werden wir immer ihre Belehrungen mit dem gebührenden Danke entgegennehmen. Wir bekämpfen nur die unter ihnen, die Metaphysik treiben und aus der Beschaffenheit der Stoffe, aus den organischen Prozessen folgern, daß es weder einen Gott noch eine unsterbliche Menschenseele geben könne, die mit der Biologie die „Kinderträume“ der großen Philosophen, des Christentums und des gläubigen Volkes zerstören wollen. Albrecht schreibt unter anderm noch: „So glauben wir, ein Recht zu haben zu der Annahme, daß, wenn wir nur *eine* Zelle aus ihren Elementen genau so aufzubauen vermöchten wie ihr Original in der Natur, sie alles ebenso leisten und leben würde wie dieses; ja daß sogar der Mikrotatokosmos, die befruchtete Eizelle, solcherart hergestellt und in entsprechenden Bedingungen gehalten, den ganzen Lauf der Entwicklung nehmen müßte bis zum fertigen Tiere, zur fertigen Pflanze.“ Das glauben wir auch! Wenn wir in der Retorte die befruchtete Eizelle fabrizieren und ihr dort das Milieu verschaffen könnten, das sie im Uterus hat, so könnten wir auch den Homunkulus brauen. *Wenn!*



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 4

Ausgegeben am 25. Januar 1906

Inhalt

Fr. Wilh. Grunow Leipzig



Bedrängnisse und Erfolge des Deutschtums
in den Ostseeprovinzen Rußlands

Das ist ein verlorner Posten! so wurde vor kaum einem Jahre noch allgemein in den nicht eben zahlreichen Kreisen Deutschlands, in denen man ein nationales Mitempfinden mit dem Geschick der baltischen Deutschen antreffen kann, gesprochen, wenn auf diese älteste deutsche Kolonie, die nun schon ins achte Jahrhundert eingetreten ist, die Rede kam.*) Es ist kein Wunder, daß dieser Pessimismus herrschte, da man in Livland selbst nicht anders dachte. Es kann heute zugestanden werden, daß man auch in baltisch-deutschen Kreisen vielfach der Überzeugung war, der Russifizierung und dem Andrang der lettisch-estnischen Flut gegenüber könne das Ende wohl noch hinausgeschoben, aber nicht abgewandt werden. Ohne einen Sonnenblick lag die Zukunft vor uns. Die Russifizierung hatte den Balten fast alle Existenzmöglichkeiten unterbunden. Sie, die bisher dank ihrer Überlegenheit in der Kultur und ihrer geschichtlich begründeten Vorherrschaft die Politik des Landes in den Landtagen und den Kommunalverwaltungen geleitet und das überwiegende Material für die Beamtenschaft gestellt hatten, die in der Universität Dorpat eine deutsche Hochschule ersten Ranges gehabt und sich in einem ausgebreiteten deutschen Schulwesen die Grundlage gedeihlicher Jugenderziehung geschaffen hatten, sahen sich durch die demokratisch-chauvinistische Regierung Alexanders des Dritten mit einem Schlage entrechtet, politisch, national und in ihrem evangelischen Bekenntnis den schwersten Angriffen ausgesetzt. Dorpat wurde zu einer kümmerlichen russischen Universität Jurjew, die von Balten und Russen gemieden, fast nur als Strafuniversität durch die Zulassung von Zöglingen griechisch-geistlicher Seminare gefüllt werden konnte. Das blühende deutsche Schulwesen wurde vernichtet, die Städte wurden durch ein eigens dazu geschaffnes Gesetz gezwungen, ihre Gymnasien und die andern Mittelschulen wie das ganze Elementarschulwesen selbst zu russifizieren. Die baltischen Ritterschaften schlossen

*) Durch die Ereignisse der letzten Wochen ist dieser aus Rußland stammende Artikel teilweise überholt worden. Er erscheint uns jedoch für die Beurteilung der Vorgeschichte der revolutionären Bewegung in den Ostseeprovinzen so wertvoll, daß wir ihn trotzdem noch bringen.
Die Redaktion

ihre vier klassischen Gymnasien zu Goldingen, Wenden (Birkenruh), Fellin und die fast siebenhundert Jahre alte Domschule zu Reval, da sie nicht selbst die Hand zur geistigen Knechtschaft ihrer Kinder bieten wollten. Aber auch auf die Privatschulen, sogar auf die für Mädchen legte sich die schwere Faust der Regierung. Eine traurige, trübe Zeit, in der unendlich viel geistiges Kapital verloren gegangen ist, in der aber auch an Stelle der traditionellen Sympathie für das russische Reich leidenschaftliche Abneigung trat, und dabei das Endziel der Russifizierungspolitik, die Vernichtung des Deutschtums, doch keine wirklichen Fortschritte machte! Denn wenn auch viele den ungastlich gewordnen Boden der Heimat, an deren Zukunft man zu verzweifeln begann, verließen und nach Deutschland auswanderten, wenn sich auch die Mehrzahl wohl oder übel mit der russischen Schule abzufinden begann — Liebe schuf sich das neue Regierungsverfahren nirgends. Der nationale Sinn wurde vielmehr vertieft, und wer die Mittel hatte, suchte seine Kinder durch Privatstunden, kleine Schulkreise im eignen Hause und ähnliche Maßnahmen in der deutschen Kultur zu erhalten. Zwar gab sich die fanatische Schulbureaukratie alle erdenkbare Mühe, sogar diese der Kostspieligkeit wegen nur relativ wenig Deutschen zugängliche Erziehungsart durch Polizeispionage, Denunziationen, Prozesse und administrative Verfügungen zu vernichten, aber es gelang nicht. Die Versuche des livländischen Landmarschalls Fr. Baron Meyendorff, durch eine Bittschrift an den Kaiser die Wiederherstellung der deutschen Landesgymnasien zu erwirken, scheiterten zwar. Obwohl der Monarch in einer Audienz — es werden jetzt etwa acht Jahre her sein — schon hierzu seine Zustimmung gegeben hatte, wußte der damalige Minister des Innern, Ssipjägin, in dem letzten Augenblick den Plan zu Fall zu bringen. Als aber der livländische Gouverneur Paschkow vor etwa drei Jahren in seinem Jahresbericht über Livland den Monarchen auf die schädlichen Tendenzen des „geheimen“ Unterrichts in der Muttersprache aufmerksam zu machen für nötig hielt, schrieb der Kaiser, toleranter als seine eifrigen Diener, an den Rand: „Ich finde darin nichts ungesetzliches!“ Diese kalte Dusche wirkte, und die Verfolgung des häuslichen Unterrichts nahm endlich ein Ende, obwohl die Randbemerkung selbst bis zum Juni v. J. durch die lokalen Autoritäten verheimlicht worden ist!

War die Vernichtung der deutschen Schule und der Universität für die Kultur der schwerste Schlag, so wirkte in materieller und in politischer Hinsicht die Ausschließung der Deutschen aus allen staatlichen Beamtenposten nicht weniger verderblich. Hunderte von Familien verloren ihre Ernährer, die oft in subalternen Stellungen, zu denen sie weder nach Ausbildung noch nach gesellschaftlicher Anschauung bestimmt waren, ihr Brot zu finden gezwungen waren. In der ersten Zeit glückte es noch, teilweise wenigstens, den um Amt und Dienst gekommnen Männern in privaten und kommunalen Stellungen Unterkunft zu schaffen, aber erstens waren Versorgungen dieser Art natürlich ihrer Zahl nach beschränkt, zum andern entstand sehr bald in den Kommunen den Deutschen ein weit gefährlicherer Gegner in dem lettischen und dem estnischen Konkurrenten. Und hier setzte die Regierung, der es damals in ihrem blinden Haß gegen das Deutschtum nur darauf ankam, ihm um jeden Preis den Boden abzugraben, mit Aufbietung aller Mittel an. Sie gab die Parole aus, die

Letten und die Esten, d. h. die bäuerliche Bevölkerung, sollten und müßten von dem „Joche" der Deutschen „befreit" werden. Mit Hochdruck begann die Regierungsmaschine in dieser Richtung zu arbeiten. Eine willfährige russische Presse wurde nicht müde, die baltischen Großgrundbesitzer als mittelalterliche Feudale hinzustellen, die evangelischen Prediger als Sybariten und Finsterlinge zu charakterisieren und den Letten und den Esten die russische Regierung als den Erlöser zu bezeichnen. Das Landvolk, das seine ganze Kultur den deutsch-evangelischen „Herren" verdankte, die immer eine Germanisierung der Masse — heute müssen wir sagen, höchst unklugerweise — von sich gewiesen hatten und mit Opfern nicht nur die lettisch-estnische Volksschule geschaffen und ausgestaltet, sondern auch in bestimmter Agrarpolitik die Bauernschaft schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus der Leibeigenschaft zur Freiheit geführt hatten, als in Rußland noch kein Mensch an ähnliche humane Bestrebungen dachte, war seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von dem Nationalitätenfieber, das auch kleine Völkersplitter ergriff, angesteckt worden. Ehrgeizige Führer, die vielfach persönliche Ziele verfolgten, darunter übel beleumundete Leute neben kritiklosen Phantasten, schürten den Wahn, dessen sich die russische Regierung überaus geschickt zu bedienen wußte. Die Gimpel gingen auch wirklich auf den Leim. Als 1889 die „Justizreform" die deutschen ständischen Behörden, in denen jedoch immer die Volkssprachen gleiche Rechte genossen hatten, fortfegte und die russischen Gerichte westeuropäischen Musters einsetzte, gab es großes Frohlocken im Lager der Eingebornen. Daß die Rechtsprechung in die Hände landfremder Richter gelegt wurde, die das baltische Provinzialrecht nicht kannten und nur mit Dolmetschern amtieren konnten, wurde übersehen, da das „deutsche Joch" zu Ende war; daß die Landpolizei, die bis dahin ehrenamtlich von den deutschen Großgrundbesitzern verwaltet worden war und dem Lande so gut wie nichts kostete, einer nur mit Russen besetzten, landfremden und sprachfremden und darum natürlich unfähigen Administrativverwaltung Platz machen mußte, daß sich die Zahl der Verbrechen rapid vermehrte, und daß Wege und Brücken in schlechten Zustand kamen, wurde mit Gelassenheit getragen, da die verhaßten Deutschen nichts mehr zu sagen hatten.

Aber allmählich wurden doch auch die rabiatesten Führer mißtrauisch, da die erhofften Gaben des „Befreiers" ausblieben. Dieser zeigte vielmehr plötzlich ein sehr auffälliges Interesse für die lettisch-estnische Volksschule, und ehe man es geahnt hatte, erschien der Ukas, der alle Volksschulen mit einem Federstrich russifizierte. Die Volkspresse, eine Zeit lang mit Zuckerbrot gefüttert, wurde, als sie aufmucken wollte, unsanft daran erinnert, daß sie den Mund zu halten habe. Mannhaft nahmen die baltischen Ritterschaften, getreu ihrer historischen Tradition als Vorkämpfer der Landesrechte, den Kampf für die lettische und die estnische Volksschule auf, immer wieder in Eingaben und Vorstellungen beim Minister und Bittschriften beim Monarchen für das Recht des Unterrichts in der Muttersprache eintretend und trotz allen Mißerfolgen nicht verzweifelnd, daß endlich Gerechtigkeit und Vernunft obsiegen werde. Noch im April 1905 haben die Ritterschaften darauf gerichtete Memoriale in Petersburg überreicht, und wie zu hoffen steht, diesesmal mit mehr Erfolg als früher. In die Volks-

schule, die bisher unter der Kontrolle der evangelischen Geistlichkeit gestanden hatte, zog unter der russischen Ägide ein neuer Geist ein: die alten lettisch-estnischen Schullehrer, die in russischer Sprache zu unterrichten nicht imstande waren, wurden abgesetzt, die Aufsicht der Prediger ausgemerzt, der Religionsunterricht auf ein Minimum beschränkt. Der Unterricht wurde in die Hände von russischen Lehrern oder lettisch-estnischen Renegaten gelegt, die in russischen Lehrerseminaren glaubens- und autoritätslos „vorgebildet" worden waren, wenn von „bilden" überhaupt gesprochen werden konnte. So sank auch in der Volksschule das einstige hohe Niveau, zerfiel die von den Deutschen liebevoll gepflegte Schulpflicht, stieg aber die auf ein Minimum hinabgedrückte Zahl der Analphabeten. Gelernt wurde überhaupt nichts mehr, sogar die Kenntnis des Russischen blieb oberflächlich, und es wurde vergessen, wenn die drei Schuljahre um waren.

Wußte sich die deutsche Bevölkerung, in ihren höhern Schichten wenigstens, unter den Drangsalen zu festigen, weil sie das Erbe uralter Kultur in sich trug, so verfiel das lettische Volk in seiner jüngern Generation vollständiger sittlicher Verwilderung. Die Achtung vor den alten staatlichen Autoritäten hatte man in ihr, weil sie deutsche Institutionen waren, mit allen Mitteln ausgetilgt, eine neue Autorität war nicht vorhanden, an die man hätte glauben können. Ihre Träger, nihilistisch-atheistisch gesinnt und in echt russischer Weise ohne Glauben an den Segen fester Ordnung, taten alles, sich zu diskreditieren und auch in den Augen der Jugend jeden Rest von Pietät und Gesetzlichkeit auszurotten. So verschmolz in unheilvoller Weise dieser Geist der Negation mit dem nationalistischen Fieber, das im Laufe der Jahre immer stärker geworden war. Zahlreiche Letten und Esten waren aus den russischen Gymnasien auf die russischen Universitäten gezogen, und in einem Menschenalter hatte sich eine nicht unbedeutende einheimische Intelligenz gebildet, die unter steter Berufung auf die Erfolge der Finnen in Finnland und in eitler Überschätzung der im kleinen lettisch-estnischen Völkersplitter ruhenden Kulturentwicklungsmöglichkeit von nichts geringerm träumte und träumt, als unter Verdrängung der Deutschen und durch ein Bündnis mit den russischen Radikalrevolutionären eine lettische oder eine estnische Autonomie zu schaffen. Skrupellos sind diese nationalen Führer, die Seele des Volkes verwirrend und vergiftend, vorgegangen. Obwohl die Verdienste des deutschen Adels um das Landvolk für einen Blinden sichtbar waren, wurde er in Blättern und in Versammlungen auf alle Weise verunglimpft und das natürliche gute Verhältnis zwischen deutschen Gutsherren und Bauern aufs widerlichste verdorben. Obgleich die Lage der Landwirte in den Ostseeprovinzen seit mehr als zehn Jahren höchst prekär geworden war, und sich die Großgrundbesitzer nur dank ihrem ererbten Vermögen über Wasser zu halten vermochten und an Löhnen für die Landknechte das überhaupt mögliche zahlten, wurden sie von einer verlognen Presse, die immer auch in die russischen Zeitungen ihre Nachrichten zu lancieren wußte, als Leuteschinder der schlimmsten Gattung verächtlich gemacht.

Nicht anders stand es mit der evangelisch-lutherischen Kirche, die als die „deutsche Herrenkirche" zu diskreditieren die nationalen Agitatoren nicht müde wurden. Der Hauptklagepunkt der „Indigenen" ist hierbei das namentlich in

Kurland herrschende Patronatsrecht der meist deutschen Großgrundbesitzer. Auch in Livland und in Estland wird ein Teil der evangelischen Pfarren auf Grund des Patronatsrechts, ein andrer auf Konventen besetzt, die aus Vertretern des Großgrundbesitzes und der Bauernwirte zu gleichen Teilen bestehn. Der Vorwurf der lettisch-estnischen Presse, durch das Patronat werde eine einseitige Besetzung der Pfarren durch Deutsche bewirkt, ist in dieser Allgemeinheit nicht wahr. In Livland ist etwa die Hälfte der Pfarren von Letten und von Esten eingenommen; es gibt sowohl einen lettischen wie einen estnischen Propst. Man mag über das Patronatsrecht denken, wie man will, man mag zugestehn, daß es in der Theorie bessere Wahlmodalitäten gibt, das Patronat wird von Letten und von Esten nicht deshalb angefochten, weil es in thesi schlecht ist, sondern weil es ihren Bestrebungen, alle Pfarren in ihre Hände zu bringen, einen Damm entgegensetzt, der ihnen zu fest ist. Weiß man das, so ist es eine Torheit, wenn im deutschen Lager sentimentale Stimmen laut werden, man möge das Patronatsrecht des lieben Friedens halber freiwillig aufgeben. Es handelt sich doch um die Behauptung einer wesentlichen Position des Deutschtums! Die deutschen Pfarrer haben die allergrößten Verdienste um das Landvolk. Sie haben ihm seine Bibel und seine Kirchenlieder übersetzt, seine Literatur geschaffen und haben in immer neuen Generationen die Seelsorge und geistige Pflege geübt. Es ist ein Zeichen von Undankbarkeit, daß die Indigenen vergessen oder wenigstens nicht daran erinnert werden wollen, daß sich in den schweren religiösen Bedrückungen, die unter Nikolaus dem Ersten und Alexander dem Dritten infolge der evangelisch-griechischen Mischehen und unbedachter Übertritte großer Scharen zum Griechentum eintraten, die heute so geschmähten deutschen Prediger für ihre lettischen und estnischen Gemeinden ohne jedes Bedenken aufopferten und Gott mehr gehorchend als den Menschen ruhig Amtsentsetzung und Gefängnis oder Verbannung trugen. Ist es nicht schändlich, wenn freche Agitatoren und gewissenlose Journalisten dem Volke vorreden wollen, diese Männer wären des Volkes Feinde, und ehe nicht das Patronat gefallen, und alle Prediger Letten seien, würden in den Kirchen Steine statt Brot dargereicht!

Der dritte Kampfplatz, auf dem zwischen Deutschen und Nationalen gerungen wird, sind die Städte. Hier haben die Deutschen im verflossenen Menschenalter wohl die größten Einbußen erlitten: ihnen ist eine Anzahl kleiner Kommunen entrissen worden, vor allem haben sie am Anfang des letzten Jahres das alte Reval eingebüßt. Die Gründe für diese betrübende Erscheinung kann man leicht anführen: einmal ein sehr demokratisches städtisches Wahlrecht, das die Intelligenz fast ganz und die Juden ganz ausschließt, zum andern das Zuströmen des Landvolks in die Städte und damit im Zusammenhang das starke Anwachsen der lettisch-estnischen Hausbesitzer, denen das Wahlrecht zusteht. Während in manchen Städten die Deutschen durch persönlichen Hader viel verdarben (Libau), sahen sie sich in andern durch ihren sinkenden Wohlstand zu Verkäufen ihrer Immobilien an die Indigenen gezwungen, räumten sie vielfach auch, an der Zukunft verzweifelnd, freiwillig das Feld. In einigen kleinern Städten hing der Rückgang des Deutschtums eng mit dem Eingehn

der deutschen Gymnasien, die viele Familien in die Stadt gezogen hatten, zusammen. Die Schulen standen leer, und die deutschen Familien zogen fort. An einigen Orten hat man durch weitherzige Kompromisse den nationalen Kampf zeitweilig zum Stehn gebracht: in Mitau, Dorpat, Wenden, Fellin, Pernau. Doch hat das, wie Dorpat beweist, wo der ehrgeizige estnische Redakteur Tönnisson in den Stadtverordnetenversammlungen alles tut, keine Eintracht aufkommen zu lassen, zu keinem wirklichen Erlöschen des nationalen Haders geführt. Ein schwerer Schlag war der Verlust Revals, dessen Verwaltung nach fast siebenhundert Jahren aus der deutschen in die estnische Hand überging. Man hatte sich hier zu sehr auf einen Kompromiß mit einem Teil der Esten verlassen, die in der letzten Stunde fahnenflüchtig wurden. Am erbittertsten wogte der Kampf im Februar vorigen Jahres um die baltische Metropole Riga. Schon vor vier Jahren, als die Stadt ihr siebenhundertjähriges Jubelfest beging, wollten die Letten die Kommunalverwaltung erobern. Ihr Ansturm scheiterte. Unermüdlich und zäh hatten sie seitdem die Entscheidung vorbereitet; sie glaubten sich ihrer Sache so sicher, daß sie einen von deutscher Seite angebotnen Wahlkompromiß durch maßlose lettische Forderungen zu Fall brachten. Doch das für die Heißsporne unerwartete trat wieder ein: die Letten erlitten eine wahrhaft vernichtende Niederlage, während die Deutschen, durch die russischen Wahlstimmen verstärkt, noch weit glänzender als im Jahre 1901 siegten. Die Depression war groß, doch nicht geringer der Groll, daß es nicht gelungen war, die verhaßten Deutschen aus dem Sattel zu heben. In der lettischen Presse wurde deshalb das alte Spiel der Verunglimpfung der Deutschen mit verstärkter Kraft fortgesetzt.

Man kann es als ein Zeichen der politischen Reife des baltischen Deutschtums ansehen, daß man sich trotz diesen vielfach geradezu unqualifizierbaren Angriffen von der lettischen und von der estnischen Seite nicht nur nicht zu Provokationen der Unterlegnen hinreißen ließ, sondern mit besonderm Nachdruck betonte, man wünsche einen dauernden, ehrlichen Ausgleich für Stadt und Land. Allgemein war die Stimmung in den deutschen Kreisen überaus entgegenkommend. Je größer die Aussichten wurden, von der russischen Regierung gewisse Konzessionen zur Wiederherstellung der baltischen Autonomie zu erhalten — davon wird später die Rede sein —, um so größer wurde auch auf der deutschen Seite der Wunsch, mit Letten-Esten zu einem vernünftigen modus vivendi zu kommen. Allen voran schritten die patriotischen baltischen Ritterschaften. Sie allein waren in der Sturmflut der Russifizierung in einem Stücke wenigstens verschont geblieben: die Landtage waren nicht angetastet worden. Zwar war man unter Alexander dem Dritten mehr als einmal drauf und dran gewesen, auch dieses letzte Bollwerk deutsch-evangelischer Kulturbetätigung abzubrechen, aber zum entscheidenden Entschluß war man nicht gelangt, weil man sich scheute, die russische Landschaftsverfassung (Sjemstwo) einzuführen, an deren völlige Abschaffung oder wenigstens völlig „retrograde" Umgestaltung für das ganze Reich Ssipjägin und Plehwe dachten. Nun unterliegt es andrerseits keinem Zweifel, daß die baltischen Landtage, so patriotisch und zweckentsprechend sie auch geleitet wurden, und so richtig sie auch beschlossen haben mochten, durchaus

reformbedürftig sind. Es sind in ihnen ja nur die Großgrundbesitzer, und zwar mit je einer Virilstimme vertreten, während die bäuerliche Bevölkerung und die Industrie sowie die Städte, mit Ausnahme von Riga, unberücksichtigt sind. In ritterschaftlichen Kreisen hatte man das Anormale eines solchen Zustandes längst erkannt und in Livland schon Anfang der achtziger Jahre ein Reformprojekt ausgearbeitet, das aber in Petersburg in den großen Regierungspapierkorb gewandert war, weil man einer Reform, die aus dem Lande selbst hervorging, grundsätzlich widerstrebte. Der russische Reformsegen sollte von „oben" kommen, damit die baltischen Ritterschaften nicht des feudalen Renommees verlustig gingen! Im Februar und März 1905 griffen Estland und Livland den Reformgedanken von neuem auf und fanden in Kurland williges Entgegenkommen. In Livland trat unter dem Vorsitz des weitschauenden und langjährigen Landmarschalls von Livland, Baron Meyendorff, eine baltische ritterschaftliche Konferenz zusammen, deren Frucht ein wohldurchdachter Reformentwurf war, der eine Heranziehung sämtlicher Landessteuerzahler zur Grundlage hat. Weichen die von den Landtagen von Kurland, Livland und Estland auf dem Boden des Projekts ausgearbeiteten Pläne auch in einzelnen Stücken voneinander ab, so ist über alle wesentlichen Punkte schon erfreulicherweise ein Einvernehmen erreicht worden, und man kann erwarten, daß die Reform bei den völlig veränderten Verhältnissen und Stimmungen in Petersburg dort ihre Bestätigung finden wird. Es war leider vorauszusehen, daß diese Reformpläne bei Letten und bei Esten, d. h. bei deren politischen Wortführern und in ihrer agitatorisch geleiteten Presse keine Zustimmung finden würden. Dazu fehlte dort die Hauptsache: der ehrliche Wille zu einer Verständigung. Redete man dort überhaupt von „Verständigung," so verstand man darunter eine solche Abänderung der bestehenden Verfassung, daß Letten und Esten überall durch ihre Stimmenzahl das Übergewicht haben sollten. Die Deutschen wollte man allenfalls als Dekoration nach außenhin bestehn lassen und sich eine Zeit lang noch ihrer nun einmal nicht wegzuleugnenden politischen Erfahrung und wirtschaftlichen Überlegenheit zum Nutzen des einheimischen Volkstums bedienen. In den reformierten Landtagen forderte man deshalb unisono die Majorität der bäuerlichen Vertreter nicht nur, sondern auf Grund des allgemeinen Wahlrechts das Stimmrecht jedes Besitzlosen und Nichtsteuerzahlers. Das sind Forderungen, die natürlich nicht bewilligt werden können, sowohl vom deutschnationalen wie vom steuerpolitischen Standpunkt aus.

Dieser unhistorische Radikalismus der indigenen Politiker zeigte sich auch in seiner ganzen Unfruchtbarkeit in einigen deutsch-lettischen Verständigungskonferenzen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahres ebenfalls in Riga stattgefunden haben. Auch sie waren von deutscher Seite ausgegangen und hatten den leitenden Redakteur der Dünazeitung Dr. Ernst Seraphim zum Urheber. Es sollte der ehrliche Versuch gemacht werden, in zwanglosen Zusammenkünften deutscher und lettischer Juristen, Journalisten, Prediger und höherer Landesbeamter über Agrarfragen, das Patronat, die Reform der Landtage und über die Schulreform auf nationaler Basis sich zu einigen oder wenigstens eine Klärung

der Streitpunkte zu erreichen. Die lettischen Kreise, an die man herantrat, zeigten hierbei eine zwiefache Stellung. Es ergab sich, daß ein Teil, und zwar der national ausgeprägtere der lettischen Bourgeoisie, eine Verständigung mit den Deutschen prinzipiell ablehnte, indem er, durch alle schlimmen Erfahrungen der Russifizierung unbelehrt, noch immer in einer engen Anlehnung an die russische Regierung das einzige Heil für das lettische Volk sah: ex oriente lux! Die Abneigung gegen alles Deutsche war stärker als jedes Gemeinsamkeitsgefühl. Diese Tendenzen kommen journalistisch in der von dem Advokaten Fr. Weinberg redigierten „Rigas Awises“ zum Ausdruck.*) Eine gemäßigtere Richtung vertreten die Advokaten Großwald, Krastkaln und andre, sie sind aber in thesi zu dieser Gruppe zu rechnen. Der sehr einflußreiche „Lettische Verein“ in Riga mit seinen zahlreichen Abteilungen und Filialen ist der Sammelplatz der Geister dieser Observanz. Im Gegensatz zu diesen lettischen Kreisen stehn die als Jungletten (etwa in Analogie zu den Jungfennomanen) zu bezeichnenden Gruppen. Auch sie betonen zweifellos das Nationale, aber es steht doch nicht so im Vordergrunde wie das Soziale. Sie vertreten die Interessen des kleinen Mannes lettischer Nationalität: des Pächters, des Landknechts auf dem Lande, der Arbeiter und der kleinen Leute in den Städten. Von der heutigen russischen Regierung erwarten sie gar nichts, alle ihre Sympathien gehören dem radikalen Liberalismus, viele unter ihnen sind Sozialdemokraten, viele neigen insgeheim den russischen Revolutionären zu. Natürlich gibt es unter ihnen viele Abschattierungen von dem „Baltijas Westneesis“ (Redakteur Advokat Berg) und der „Deenas Lapa“ (Redakteur Advokat Walter) bis zu der (jetzt unterdrückten) in Petersburg ohne Zensur erscheinenden „Peterburgas Awises,“ einem schamlosen revolutionären Blatt, das, etwa in 50000 Exemplaren verbreitet, in der schlimmsten Weise gewirkt hat.

(Schluß folgt)



Sozialistische Einbruchsversuche in das italienische Heer

Von Karl von Bruchhausen

(Schluß)



Bei der Einstellung des Jahrgangs 1884 handelte es sich um Rekruten, nicht um Reservisten. Wie schon erwähnt, wurde der durch länger als ein Jahrzehnt betriebnen ungebührlichen Verzögerung der Rekruteneinstellung bis in den März nach dem Aushebungs- und Eintrittspflichtjahr gerade mit Rücksicht auf die unablässigen Versuche der Sozialisten, die öffentliche Ruhe zu stören, ein Ende gemacht. Vom 27. Dezember ab mußten sich die Rekruten bei den Bezirkskommandos einfinden.

*) Seit dieses geschrieben worden ist, hat die Flut der Verbrechen in Kur- und in Livland auch hier einen gewissen Wandel geschaffen und eine gewisse Annäherung an die deutschen konservativen Kreise bewirkt.

Natürlich waren die Antimilitaristen während der letzten Wochen vor diesem Zeitpunkt scharf bei der Arbeit. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und man muß die Gemüter verhetzen, so lange sie durch die Gewißheit, bald in neue, vielen unerwünschte Verhältnisse versetzt zu werden, bis zur Siedehitze erregt sind. Das war die Zeit, den werdenden Vaterlandsverteidigern in Wirtshäusern bittern Zuspruch zu bieten, ihnen in lärmenden Versammlungen den Sinn für Widersetzlichkeit zu stärken oder auch, je nachdem, das Herz in die Socken fallen zu machen durch die verlogne Schilderung der trostlosen Schicksale, die ihrer warteten. Oder auch die Zeit, ihnen sozialistische Traktätchen zur Seelenvergiftung in die Hände zu spielen.

In Mailand, der Hochburg des italienischen Sozialismus, wurden erwiesnermaßen an die vor dem Eintritt stehenden Rekruten Manifeste verteilt, worin sie unter allerlei hochtrabenden Phrasen aufgefordert wurden, ihren Dienst nicht zu tun und überhaupt alle militärischen Einrichtungen aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele zu verachten. Wörtlich hieß es in dem Blatte: „Ihr werdet nicht auf eure Brüder schießen, wenn die unerträgliche Tyrannei der Regierung es fordern sollte." Es gelang, die Druckerei zu ermitteln, und dort fand man noch 25000 Exemplare, unterzeichnet: „Die jungen Sozialisten." In Mantua wurden Plakate ähnlichen Inhalts an die Mauern geklebt. In Ravenna verhaftete man ein antimilitaristisches Schneiderlein, das vor den Kasernen an die eben bei den Regimentern eingetroffnen Rekruten ein Flugblatt verteilte, worin zur Fahnenflucht und Gehorsamsverweigerung aufgereizt wurde. Fünf junge Handwerker wurden bei der Verbreitung desselben Flugblatts ertappt usw.

Natürlich trugen solche Dinge unter den betörten, weltunkundigen Rekruten hier und da ihre Früchte. Am schlimmsten in Florenz und Umgebung. Die Gestellung der Rekruten vollzog sich hier nicht so glatt wie in frühern Jahren. Aus einzelnen Gegenden hatte sich am zweiten Gestellungstage noch niemand eingefunden! Und die da kamen, randalierten! Die Arbeiterhymne singend, zwischen Gejohl und Gebrüll ein und das andremal „subversive" Rufe ausstoßend, wie: „Nieder mit dem Militarismus!" „Hoch die sozialistische Partei!" zogen sie durch die Straßen der Stadt, ohne daß die Polizei imstande (vielleicht auch nicht ernstlich gewillt) war, dem Unfug zu steuern. Dann gab es noch in den Kasernen allerlei Auftritte der Unbotmäßigkeit! Ähnliche Vorgänge spielten sich in Verona, in Venedig, in Ancona ab; hier in Ancona prügelte man — um einen neuen Ton in das wüste Getreibe zu bringen — die um die Ruhestiftung bemühten Polizisten weiblich durch.

Alles das ist nach sozialistischem Sprachgebrauch eine „friedliche Kundgebung" (Demonstration), bestimmt, den feigen „Burschoahs" die Macht der Arbeiterschaft vor Augen zu führen. Verwundert wird man fragen: Aber wie verhielten sich denn die Militärbehörden dabei? Welche furchtbare Strafen trafen die Tumultuanten? So gut wie keine, soweit der Unfug vor der Einreihung ins Heer (durch Übernahme seitens der Bezirkskommandos) verübt worden war. Denn nach dem italienischen Gesetze stehn die Rekruten erst von diesem Zeitpunkt an unter dem Militärrecht. Hierauf wird später noch zurückzukommen sein.

Natürlich wurden die bedauerlichen Ausschreitungen auch im Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht. General Spingardi, Unterstaatssekretär des Krieges, ließ sich dadurch seine gute Laune im allgemeinen wenig verderben. Es handle sich um Taten einer durch die Mannszucht noch nicht gezügelten, jugendlichen Lebhaftigkeit. Er gebe zu, daß hier und da Ausschreitungen vorgekommen seien. Die habe man aber immer zu beklagen gehabt. Der Unterschied liege nur darin, daß die üblichen Ausschreitungen der jungen Burschen diesesmal, dank der Tätigkeit der antimilitaristischen Hetzer, einen politischen Charakter angenommen hätten (das ist ja gerade das Schlimme!). In den meisten Fällen, so in Verona und in Venedig, seien die Ausschreitungen auf dem Wege zu den Bezirkskommandos, demnach als die betreffenden noch nicht Soldaten waren, vorgekommen. Das Kriegsministerium sei weit davon entfernt, sich dem Ernst solcher Kundgebungen verschließen zu wollen; sie seien das Werk der antimilitaristischen Agitation, die überall kühn das Haupt erhebe. Die Kriegsverwaltung wache mit fester Hand darüber, daß die verderblichen Keime keinen Eingang in die Kasernen fänden. Gegen die Propaganda sei eine andre Propaganda gesetzt worden. Im übrigen sei, wie sich aus den übereinstimmenden Berichten aller Militärbehörden ergebe, von dem Tage der Einkleidung der Rekruten an auch nicht die geringste Ungehörigkeit mehr vorgekommen. Die Mannszucht werde überall streng aufrechterhalten.

Trotz dem Aufschwung im letzten Teil der Rede muß man sagen: dieser Herr Unterstaatssekretär hat ein genügsames Gemüt.

Es folgte die Zeit törichter, schlecht vorbereiteter und mit unzulänglicher Kraft durchgeführter Arbeiterausstände, des Kokettierens mit dem Gedanken eines politischen Massenstreiks. Regelmäßig sprang das Heer hilfsbereit in die Bresche, was die Wut der Antimilitaristen immer mehr entfachte. Der Generalstreik wurde wohl nur durch dies Eingreifen des Heeres glücklich vermieden.

Im Februar 1905 gefiel es den Bäckern, der Ewigen Stadt das tägliche Brot vorzuenthalten. Flugs wurden vierhundert Militärbäcker dahin gesandt, und es gelang ihnen, dem Eintritt eines wirklichen Notstandes rechtzeitig vorzubeugen. Ebenso wirksam erwies sich das Eingreifen des Heeres gegenüber dem mehr als leichtfertigen Ausstande der untern Eisenbahnbeamten. Natürlich vermochten die geringen Eisenbahntruppen (sechs Kompagnien) den Betrieb nicht im ganzen Reiche voll aufrechtzuerhalten, aber es wurde doch ernstern Ausschreitungen, wie der beabsichtigten Zerstörung der Bahnkörper, vorgebeugt. Am 17. April 1905, wenig Stunden nach Ausbruch des Streiks, begann das sorgfältige Abpatrouillieren aller wichtigen Bahnlinien, die militärische Besetzung ihrer Bahnhöfe. In Foggia kam es zum Waffengebrauch. Die Herren Sozialisten überließen dort den einfältigen Bauern die Propaganda der Tat, und diese machten mit den streikenden Eisenbahnern gemeinschaftliche Sache. Sie griffen den durch eine Infanteriewache gesicherten Bahnhof an. Plötzliches Einhauen auf die Pferde der Carabinieri, Steinwürfe und vereinzelte Schüsse. Ein zu der kleinen Wachtmannschaft gehörender Einjährigfreiwilliger wurde durch ein Geschoß schwer verwundet; da feuerten die Soldaten ohne Befehl. Ein paar Tote und Verwundete lagen auf dem Platze.

In bezug auf die Rolle, die das Heer beim Schutze der Eisenbahn spielte, konnte der Kriegsminister später im Senat sagen: „Das Heer hatte in diesen Tagen das Bewußtsein, dem Lande einen wichtigen Dienst zu leisten, wie das in seiner Gewohnheit liegt, in seiner ganzen Natur und Einrichtung.“

Es ist begreiflich, daß die durch einen so augenfälligen Mißerfolg erbitterten Sozialisten nach Kräften gegen die Bewilligung der bescheidnen elf Millionen Lire agitierten, die der Kriegsminister — nachdem sich die verhältnismäßig niedrigen Heeresausgaben länger als ein Jahrzehnt auf derselben Höhe gehalten hatten — für das Rechnungsjahr 1904/05*) (die italienischen Rechnungsjahre beginnen mit dem 1. Juli) forderte. Hauptsächlich sollten sie für eine kleine Erhöhung der rechnungsmäßigen Durchschnittsstärke Verwendung finden und somit die frühere Einstellung der Rekruten erlauben, ohne andre Dienstzweige über das bisherige Maß der finanziellen Einengung hinaus noch weiter einzuengen. Einen „gewalttätigen (violento) Akt der Regierung,“ eine „Verletzung der Lebensinteressen des Volks“ nannten die sozialistischen Hetzer die Vorlage. Aber gerade dank ihrer Gegnerschaft ging sie glatt durch.

Ein allmähliches Aufwachen des italienischen Volks gegenüber der sozialistisch-antimilitaristischen Gefahr begann, trotzdem daß dieses Volk im allgemeinen mit demokratischen Ideen stark durchsetzt ist. Si mina l'esercito, man unterminiert das Heer! rief man — die Sachlage endlich begreifend —, als bekannt wurde, daß der Kriegsminister im Heer auf ein zum Massenungehorsam aufreizendes Flugblatt fahnden ließ, das durch einen mysteriösen Antimilitaristenausschuß im Norden wie im Süden des Reichs unter den jungen Soldaten zu verbreiten versucht worden war.

Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gingen die Gerichte auch den antimilitaristischen Hetzern solcher Art etwas schärfer zuleibe. Aber meines Erachtens immer noch viel zu wenig scharf. Was will es zum Beispiel sagen, daß in Vercelli zwei junge Sozialisten (achtzehn und neunzehn Jahre alt) wegen des Versuchs der Verleitung von Militärpersonen zu Verbrechen (Ungehorsam, Fahnenflucht usw.) und wegen Aufreizung zum Klassenhaß zu je zwanzig Tagen Haft und 333 Lire Geldstrafe verurteilt wurden?

Im Senat sah sich Bava-Beccaris, ein greiser General, zu der Anfrage veranlaßt, ob die Staatsanwälte auch mit genügender Energie gegen die Propagandaversuche der Antimilitaristen im Heere vorgingen. Der Justizminister, Finocchiaro-Aprile, antwortete etwas gewunden: Gewiß seien die Staatsanwälte verpflichtet, gegen solche Vergehen einzuschreiten. Er hege aber das Vertrauen, daß sich diese Propaganda, von der nur sehr wenig Fälle (?) zu beklagen seien, nicht weiter ausbreiten werde, und zwar hoffe er das mit Rücksicht auf das Rechtlichkeits- und Pflichtgefühl, das in den Herzen der Mehrzahl der italienischen Jugend lebe. So wird einmal wieder — echt italienisch — aus allerhand Rücksichtnahme und Neigung zur Vogel-Straußpolitik das gefährliche Loch mit der dünnen Strohdecke einer bequemen Phrase überdeckt. Es bedurfte erst weiterer Vorgänge und Erfahrungen der unliebsamsten Art, das ganze italienische Volk

*) Dann auch für 1905/06.

und seine leitenden Minister tatsächlich aufzurütteln. Ein solcher Vorgang knüpft sich an den Namen Grammichele.

Die Proletarier dieses sizilianischen Ortes fühlten sich von den Stadtvätern bedrückt und ausgebeutet. Das mag bis zu einem gewissen Grade auch der Fall gewesen sein. So veranstalteten sie denn — ein in Italien für ein Allheilmittel gehaltnes Ding, wobei man so hübsch geschwollne Phrasen loslassen kann — am 16. August 1905 auf öffentlichem Platze eine Volksversammlung, die ruhig verlief, bis ein bekannter sozialistischer Hetzredner (Grosso) die Köpfe durch seine maßlose Sprache erhitzte und die Parole ausgab: Auf zum Rathaus! Sturmversuch. Der Polizeikommissar des Ortes wartet anderthalb Stunden und berät mit dem Leutnant, der die nur zwanzig Mann starke Schutzwache des Rathauses befehligt, was zu tun sei. Inzwischen erfolgen die rohesten Herausforderungen des Militärs; ein wahrer Steinhagel, elf Revolverschüsse auf die Wache, die mit gefälltem Gewehr alle Unbill aushält, bis dann im Augenblicke der unmittelbar drohenden Gefahr, von den dreitausend Angreifern erdrückt zu werden, der Leutnant den Befehl zum Feuern gibt. Nun stiebt die Menge, der von dem Aufhetzer eingeredet war, das Militär dürfe nicht feuern, bevor es nicht aus Rom ausdrücklichen Befehl erhalten habe, wild auseinander, einige Tote und Verwundete zurücklassend. Es war das Menschenmögliche getan worden, Blutvergießen zu vermeiden; aber vergeblich.

Die Sozialisten ganz Italiens tobten alsbald wie wahnsinnig. Überall wurden die berühmten Comitien gegen den Militarismus abgehalten. Die römische Sozialistengruppe beschloß die Schaffung einer Organisation, die bei zukünftigen ähnlichen Fällen Protestkundgebungen über das ganze Land bis in die fernsten Winkel hinein veranstalten sollte; wieder mit dem kitzligen Hintergrunde des Generalstreiks. Die Arbeiterkammern gingen frisch mit Entrüstungskundgebungen vor; die zu Imola hielt eine Unterweisung der männlichen Jugend dahin für durchaus nötig, „daß es nicht die Aufgabe anständiger und menschlich fühlender Männer ist, ihre Waffen gegen Leute zu gebrauchen, die Arbeit und Brot verlangen.“ Sogar der immer noch weitklaffende Spalt zwischen Nord und Süd wurde bei dieser Gelegenheit überbrückt, indem sizilianische Hetzer in Mailand redeten und umgekehrt. Der Avanti veranstaltete natürlich an Ort und Stelle eine sogenannte unparteiische Untersuchung, und im Parlament wurde am 12. und am 13. Dezember 1905 unendlich viel darüber geredet.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß schon im Dezember 1904 der damalige Ministerpräsident, Giolitti, in der Kammer die Arbeiterführer mit dem ihm eignen Sarkasmus aufgefordert hatte, die Massen doch gefälligst dahin zu erziehen, daß sie niemals mit Steinen nach den Soldaten würfen, dann würde ihnen auch nichts geschehn.

Schlag auf Schlag folgten sich, wie schon gesagt worden ist, die Ereignisse, aus denen die antimilitaristische Hetzarbeit neue Nahrung sog. Ende August und Anfang September wurden zwischen dem neunten (Rom) und dem zehnten Armeekorps (Neapel) große Manöver abgehalten, bei denen zum erstenmal — zur Steigerung ihres Nutzens für die Truppenführung — über die

beabsichtigten Operationen usw. strenges Geheimnis gewahrt wurde. Dafür rächte sich, weil es ihr unbequem war, die Presse, und ihr umstürzlerischer Teil schlachtete die böseſten Klatsch- und Schauergeschichten mit Behagen aus. Was sollte da nicht alles geschehn sein! Zahlreiche Soldaten wären, hieß es, dem Sonnenstich erlegen. Einige von diesen Armen hätte man insgeheim gleich im Gelände eingescharrt (nach einer mildern Lesart wenigstens noch auf einem Dorfkirchhofe). Den Angehörigen wäre keinerlei Mitteilung gemacht worden. Eine Arbeiterfrau, die gekommen sei, ihren einbeorderten Mann zu begrüßen, hätte erst von dessen Kameraden gehört, daß er längst tot sei, und daß man ihn da irgendwo im Felde, hinter irgendeinem Busch, eingebuddelt habe. An Trinkwasser und ausreichender Verpflegung hätte es häufig gefehlt. Die Lazarette wären überfüllt gewesen, wie denn überhaupt die sanitären Einrichtungen gänzlich versagt hätten. Die Angehörigen der Eingezognen daheim wären dem „blassen Elend“ verfallen, und was der Klagen noch mehr waren.

Die maßgebenden Kreise begingen den Fehler, daß sie diesen Mord- und Schauergeschichten nicht von vornherein scharf entgegentraten. Nur über die Fälle von Sonnenstich wurde bekannt gemacht, daß sie sich auf drei Korporale und einen Gemeinen beschränkten, von denen aber keiner gestorben sei. Ebenso war kein Todesfall durch Typhus zu beklagen. Einige eingezogen gewesne Ärzte des Beurlaubtenstandes traten als Ehrenretter des Heeres und seiner Einrichtungen auf, aber ihre Stimme verhallte in dem allgemeinen Getobe. Später wurde dann noch amtlich mitgeteilt, daß es allerdings in den großen Manövern fünf Verschwundne gegeben habe. Aber das waren — Ausreißer, Fahnenflüchtige, die sämtlich später wieder ergriffen und prozessiert wurden.

Natürlich gab es jetzt wieder Comitien über Comitien mit flammenden Protesten durch ganz Italien. Am bedeutendsten und verhängnisvollsten davon war die in Rom am 4. September abgehaltne Versammlung der zu den großen Manövern einbeordert gewesnen Reservisten der Jahrgänge 1877/78 im Saale der Unione socialista in der Via delle Marmorelle. (An Reservisten sollen tatsächlich noch nicht dreißig dabei gewesen sein; alles andre waren zielbewußte Sozialisten! Durch spätere Untersuchung wurde festgestellt, daß von diesen die schlimmsten Schreier wohl eingezogen gewesen waren, aber aus verschiednen Gründen das Manöver tatsächlich gar nicht mitgemacht hatten!) Dort wurde, ohne daß die überwachende Behörde eingeschritten wäre, das ganze schon gekennzeichnete Verleumdungsbukett zerpflückt, über die unerträglichen Grausamkeiten (sevizie) und die Schlächterei (macello) des Volksfleisches Beschwerde geführt; es wurde auf die Quäler der Einbeorderten geschimpft und eine stramme Resolution gegen die verlognen amtlichen Berichte beschlossen, worin sich auch der schöne Satz findet: „Da unwiderlegbar festgestellt worden ist, daß die großen Manöver für das Proletariat ein wahres physisches und ökonomisches Desastre sind,*) verlangen wir deren Abschaffung und die Verwendung der früher hierfür gebrauchten Millionen für die Hebung der Arbeiterklasse.“ So gehts noch eine Weile weiter, denn bekanntlich sind sozialistische Resolutionen niemals kurz.

*) Eine Versorgung der bedürftigen Familien Einbeorderter findet wie bei uns statt.

Auch wurde ein ständiger Ausschuß eingesetzt, der die Unterstützung der Hinterbliebnen der Opfer der großen Manöver anbahnen sollte. Solcher Opfer gab es in Wirklichkeit auch nicht ein einziges!

Dann aber schlug — am 7. Oktober — die Bombe ein. Der Kriegsminister Pedotti stellte gegen den Avanti, der die auf der Versammlung vom 4. gehaltnen Brandreden natürlich Wort für Wort nachgedruckt und mit bösartigen Bemerkungen begleitet hatte, Strafantrag wegen Verleumdung des Heeres. Und dieser doch ganz natürliche und begreifliche Vorgang schlug ein wie eine Bombe? Wenn man das verstehn will, muß man die eigentümlichen Verhältnisse des parlamentarisch regierten Italiens ins Auge fassen. Der Leiter des Avanti, Enrico Ferri, ist ein Onorevole (Titel der Abgeordneten), und die Onorevoli müssen allezeit mit Glacéhandschuhen angefaßt werden. Das ist ein politischer Glaubenssatz. Wohl hatte Admiral Bettolo, wie früher schon berichtet worden ist, vor Jahr und Tag erfolgreich eine Verleumdungsklage gegen eben denselben Ferri angestrengt, aber das war Privatsache gewesen, und der Marineminister war damals, trotzdem daß er alle Veranlassung dazu gehabt hätte, zu demselben Schritte, wie ihn jetzt Pedotti tat, nicht zu bewegen gewesen. Dieser Schritt war also, wie die italienischen Blätter hervorhoben, „eine noch nicht dagewesene Neuerung in den Annalen des Heeres"; sogar fern vom Lager der Sozialisten stehende Blätter nannten ihn befremdlich, und Abgeordnete der Regierungsparteien besprachen sich darüber, ob er nicht besser unterblieben wäre; der äußersten Linken aber erschien es ungeheuerlich, daß man ihr das altgewohnte und gerngeübte „Recht auf Verleumdung" beschneiden wollte.

Vergnüglich war es, die Wirkung des Strafantrags auf den Avanti zu beobachten. Er zeigte sich erbost, feige und gemein. Die Sache ginge ihn nichts an; der Kriegsminister möge doch die Redner vom 4. September vor Gericht zerren, denen er nur nachgefolgt sei. Und er drohte dann, er würde alle zu den großen Manövern einbeordert gewesnen Reservisten (gegen dreißigtausend!) als Entlastungszeugen vorladen. Übrigens forderte der „Ausschuß der Einbeorderten" schleunigst alle Angehörigen (wohl gemerkt, nur diese) von Einbeorderten auf, über Todesfälle, schlechte Behandlung, Entbehrungen usw. der eingezogen Gewesnen Mitteilung zu machen. Da wird unendlicher Klatsch zusammenströmen, und da wird man — um nicht hinterher als hohler Schwätzer der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden — manche Meineide schwören, falls sich das Gericht auf den Versuch einer solchen Beweisführung überhaupt einläßt.

Mit gewohnter Verdrehungskunst suchte der Avanti sogar seiner Sache ein andres Gesicht zu geben: „Wir protestieren gegen den Akt eines Ministers, der die freie Meinungsäußerung der Bürger und der Presse durch Drohung mit gerichtlichem Verfahren zu unterdrücken sucht, und in diesen Protest werden alle freien Männer und unabhängigen Blätter einstimmen, da es sich um gemeinsame und hohe Interessen handelt." Zum Schluß erklärt das Blatt das Vorgehn Pedottis als einen „Versuch zur Vergewaltigung sakrosankter Menschenrechte."

Wer sich also gegen staatsgefährliche Verleumder wendet, der schädigt das Recht der freien Meinungsäußerung, und man weiß nicht, worüber man sich

mehr wundern soll: über den Mangel an Logik oder die Unmoral, die darin liegt. Im übrigen wirkten solche Ergüsse wieder dahin, daß sich die anständige Presse bald einmütig auf die Seite des Kriegsministers stellte. Jetzt endlich konnte man von einem entschiednen Erwachen des gesunden Volksgeistes reden. Und die sozialistischen Blätter wurden — eine erfreuliche Wirkung des Strafantrags — von Tag zu Tag vorsichtiger. Das Heer aber faßte verdoppeltes Zutrauen zu seiner höchsten Spitze nächst dem König, dem Kriegsminister. Von vielen Seiten wurde diese „kühne Tat" als Zeichen für den Beginn eines neuen „Systems" angesehen. Tatsächlich wurde auch der Avanti von jetzt ab, trotz der gemilderten Sprache, ein über das andremal beschlagnahmt. In gemeiner, unverfälscht sozialdemokratischer Art rieb er sich fortan an der Person des Kriegsministers, ihn als Mensch wie als Soldat zu verdächtigen suchend.

Mit der Erledigung des Prozesses gegen den Avanti hat es natürlich nach italienischer Gepflogenheit gute Weile. Wegen Überlastung der Gerichte mit schwebenden Sachen, heißt es, konnte er 1905 nicht mehr in Angriff genommen werden!

Aber mit den großen Manövern sind wir doch noch nicht ganz fertig. Über Haltung und Gesinnung der aus dem Beurlaubtenstande Eingezognen wurden in der wohlgesinnten Presse recht scharfe Urteile laut, die auch in einer nachträglichen Manöverkritik des untadelhaft loyalen Esercito italiano erschienen. Dort heißt es u. a.: „Aber die Einbeorderten sind nicht mehr dieselben wie früher. Sie folgen dem Gestellungsbefehl, weil es sich nicht lohnt, fahnenflüchtig zu werden, um einer vierzehntägigen Übung zu entgehn. Sie kommen ohne ernstes Pflichtgefühl; nicht, daß sie die Absicht zu Vergehn gegen die militärische Unterordnung mitbrächten, aber sie sind schlapp und haben sich vorgenommen, sich bei der ersten sich bietenden Möglichkeit krank zu melden, sich nach ein paar Kilometern Marsch in den Graben zu werfen oder sich auf ein Fuhrwerk zu schmuggeln." Aber das sei nicht bloß eine psychische Erscheinung: die Heere seien ein getreues Spiegelbild der Völker, was Fühlen und Denken anlange. „Unser Land wird nach sehr liberalen Grundsätzen regiert, und es mag so gut sein; aber in keinem Lande der Welt erlaubt man, daß das Volk mit Ideen gefüttert wird, die der vornehmsten Bürgerpflicht, zur Verteidigung des Vaterlandes Soldat zu werden, scharf entgegenarbeiten. In keinem Lande (mit Ausnahme von Italien) ist es erlaubt, in öffentlichen Reden das Heer in den Schmutz zu ziehn, die militärischen Einrichtungen in der Wertschätzung des Volkes herunterzuwürdigen, die Uniform zu beschimpfen, Ungehorsam gegen die Einberufungsbefehle, Fahnenflucht im Frieden und Flucht vor dem Feinde im Kriege zu predigen. Und alles das geschieht Tag für Tag, in den Städten wie auf dem Lande."

Hierauf, auf diese schrankenlose Agitation der umstürzlerischen Parteien glaubt der Esercito italiano das vielfache Versagen der Einbeorderten während der letzten Manöver zurückführen zu müssen. Eine tiefernste Sache, die uns, dem Dreibundgenossen Italiens, zu denken gibt.

Das trifft auch bei einem, wenn auch nur in bescheidnen Grenzen gelungnen tatsächlichen Einbruch der Antimilitaristen in das Heer zu.

Eine anfangs September in Turin vorgenommne genaue Nachsuchung ergab, daß sich ein Oberkorporal, vier Korporale und vier Gemeine mit den Antimilitaristen eingelassen und zu gemeinsamer Agitation (auch bei andern Truppenteilen) im antimilitaristischen, revolutionären Sinne verbunden hatten. Sie wurden, was die Korporale betrifft, ihres Dienstgrades entkleidet, im übrigen den Strafkompagnien überwiesen. Eine neue Razzia gegen Ende September überführte in Turin einundzwanzig Mann (Infanteristen und Artilleristen) desselben Vergehens. Es sollten militärische Massendemonstrationen veranstaltet werden. Der Erfolg war derselbe. Der Avanti und der Turiner „Sozialistische Jugendklub Carlo Marx" (sehr bezeichnend!) protestierten voller Wut und bestritten der Militärbehörde das Recht zu solchem Vorgehn! Eine Anzahl demonstrierender junger Sozialisten wurde verhaftet und leicht bestraft.

Vom Oktober ab trat eine erneute Verschärfung im Vorgehn der Behörden ein. Verbote von Versammlungen, Beschlagnahmen von Druckschriften (zum Beispiel der Avanti viermal in zwölf Tagen) usw. lösten einander ab. Neues Geheul der sozialistischen Presse! Am 18. Oktober 1905 beschloß ein sozialistischer Parteitag in Rom, die antimilitaristische Agitation jetzt selbst in die Hand zu nehmen. Fortan müsse sich jeder Sozialdemokrat daran beteiligen (was längst der Fall war).

Die Sozialisten von Ancona ließen von Ettore Ciccotti ein antimilitaristisches Handbuch abfassen, das zu Tausenden unter den Wehrpflichtigen verbreitet wurde.

Im Oktober bildete sich zu Rom die Anti-Antimilitaristenliga als natürliche Reaktion gegen die Ausschreitungen der Antimilitaristen. Sie veranlaßte Vorträge usw., denen nicht nur Offiziere, sondern auch Abordnungen der Truppenteile (sogar des Kadettenkorps!) beiwohnten. Eine nicht unbedenkliche Maßregel! Aber begreiflich, nachdem einmal der Grundsatz „Propaganda gegen Propaganda" aufgestellt worden war. Patriotische Vereine gingen, von den Militärbehörden unterstützt, in derselben Weise vor. Ein anti-antimilitaristischer Hauch wehte durch das ganze Land. Da konnte es vorkommen, daß ein Soldat einen Antimilitaristen, der ihm ein Flugblatt aufdrängen wollte und zuletzt beleidigend wurde, einfach mit dem Seitengewehr niederschlug.

Diese ganze Bewegung hatte zur Folge, daß sich die Einstellung der Rekruten des Jahrgangs 1885 (21. bis 26. November; also abermals ein früherer Termin) trotz der krampfhaftesten Bemühungen der Antimilitaristen, Unruhen zu schaffen, von einem unbedeutenden Zwischenfall in Varese abgesehen, glatt vollzog. Man hatte aber auch vorgesorgt. Die einzelnen Rekrutengruppen wurden nicht, wie es sonst üblich war, von Subalternoffizieren abgeholt, sondern von Hauptleuten; man hielt sie von der Berührung mit Zivilpersonen ganz fern. Und dann wurden die Rekruten bei den Regimentern mit Ansprachen, Feiertagsessen, festlichen Veranstaltungen usw. empfangen, wie das in derselben Weise nie zuvor der Fall gewesen war. Ob nun nicht die Gefahr vorliegt, daß man in das Extrem einer unsoldatischen Verpäppelung der Leute verfällt, nur um ihre Gemüter nicht sozialistischen Einflüssen zugänglich zu machen?

Im übrigen bereitet die Regierung einen Gesetzentwurf vor, wonach in Zukunft die Rekruten während des ganzen Gestellungstages unter den Militärgesetzen stehn sollen.

Der Kampf tobt fort, und es ist erfreulich, zu sehen, wie sich der gesunde Sinn des italienischen Volkes endlich gegen das Getreibe der Antimilitaristen auflehnt. Der Sieg der Gegenströmung kann eintreten, wenn der durch allzu dreistes Sichvorwagen der Antimilitaristen entzündete Grimm vorhält und sich nicht als Strohfeuer erweist. Unangenehm war es den Sozialisten, daß vor kurzem die republikanische Partei erklärte, sie sei nicht gewillt, die antimilitaristische Hetze mitzumachen. In deutschen Blättern wurde das als volle Absage angesehen, während sich die Republikaner in Wirklichkeit nur gegen die von den Sozialisten beliebte Form der antimilitaristischen Agitation wandten, und der Antimilitarismus selbst nach wie vor auf ihrem Parteiprogramm steht. Bisher haben die Einbruchsversuche in das Heer keinen nennenswerten Erfolg gehabt, aber es muß doch verzeichnet werden, daß die Arbeit der Antimilitaristen nicht ganz vergeblich war. Es wird von Interesse sein, diese Dinge im Auge zu behalten. Wenn Blätter der italienischen Ordnungsparteien den gegenwärtigen Stand der Dinge als ein fallimento del antimilitarismo bezeichnen, so gehn sie viel zu weit.

Nach Abschluß dieser Arbeit gab das Kabinett Fortis (kurz vor Weihnachten) seine Entlassung; in das neue, von demselben Ministerpräsidenten gebildete Kabinett wurde Generalleutnant Pedotti, trotzdem daß bis zum letzten Augenblick das Gegenteil versichert wurde, nicht aufgenommen. Wie es heißt, hat Fortis ihn der äußersten Linken geopfert. Wie sich der Nachfolger Pedottis, General Majnoni d'Intignano, zum Kampf gegen den Sozialismus stellen wird, ist noch nicht abzusehen.



Streber

Von Eduard Hildebrandt



In der ganzen Schöpfung herrscht das Gesetz, daß das Gute nur durch große Anstrengung, durch fortwährenden Kampf gegen feindliche Kräfte zur Herrschaft gelangen kann. Was das Volksleben anlangt, so vergrößert sich hier die Schwierigkeit mit dem Steigen der Kultur. Der Gegenstand und die Formen des unaufhörlichen Kampfes sind zwar unendlich verschieden, das Grundgesetz aber und das Gesamtbild bleiben immer dieselben. Die folgenden Zeilen behandeln nur ein beschränktes Gebiet, aber auf diesem ist der Widerstand gegen das Gute besonders heftig geworden. Sie behandeln den dauernden Kampf zwischen den Strebenden im guten Sinne, die das Allgemeinwohl auf ihre Fahne schreiben, und den Strebenden in schlimmer Bedeutung, deren Tätigkeit nur auf ihr persönliches Interesse gerichtet ist. Diese entartete Klasse von Menschen wird der Unterscheidung wegen gewöhnlich als die der Streber bezeichnet. Sie

wächst zwar auf jedem Boden, doch findet sie nicht überall ein gleich günstiges Fortkommen. Am wenigsten für Streberei geeignet sind wohl noch immer das private geschäftliche Leben, die Künste und die Wissenschaften, weil hier Vorteile gewöhnlich nur gegen tüchtige Leistungen gewährt werden. Günstiger liegen für den Streber die Verhältnisse im öffentlichen Dienst. Aber auch hier sind die Aussichten nicht gleichmäßig. Im Gemeindedienst, wo häufig die Wahl entscheidet, ist für gewöhnlich ebenfalls die Tüchtigkeit ausschlaggebend; diese sich anzueignen und nachzuweisen, ist aber nicht des Strebers Liebhaberei. Das aussichtsvollste Gebiet ist der Reichsdienst und der Staatsdienst. Doch muß man hierbei wiederum dem Militär und der Marine eine Sonderstellung zuweisen, weil dort viele, immer von neuem geforderte Proben der Tüchtigkeit das Aufsteigen des Strebers stark behindern. Als hauptsächlichsten Tummelplatz für Streber kann man den Beamtendienst betrachten, und das ist um so schlimmer, als den Schaden hiervon nicht nur Einzelne zu tragen haben, sondern auch die Allgemeinheit.

Der Streber verrät sich schon in der Jugend und macht seine ersten Studien in der Schule. Frühzeitig erkennt er, daß es sich mit dem Strom am besten schwimmt, und daß der Schutz des Stärkern bei geringerer Mühe weit mehr Erfolg verspricht als der unbehagliche Weg der Pflicht. Daß der letzte Weg ehrenvoller ist, ficht den Streber nicht an, denn den tiefen Begriff von Ehre kennt er nicht. Der eigentliche Streber gehört im besten Falle zu den geistigen Durchschnittsmenschen. Er legt auf umfassendere Ausbildung keinen Wert, schon weil ihm seine Zwecke hierzu keine Zeit lassen. Auf ernstere Erörterungen läßt er sich nicht gern ein; er hat selten eine eigne Meinung und wird von seiner Umgebung vielfach nicht ernst genommen. Sein Lebenslauf erschöpft sich in dem Bemühen, sich dort in dem besten Licht zu zeigen, wo Beförderung oder sonstige Vorteile winken. Meist wird dies in der Nähe von Vorgesetzten sein. Der Streber versäumt zunächst nichts in seinem äußern Auftreten. Er hält auf tadellose Kleidung und Wäsche, vorsichtiges Benehmen, spart nicht die Kosten für Handschuhe usw. Umgang mit Niedern meidet er, legt aber doch oft Wert darauf, von diesen für freimütig und kollegialisch gehalten zu werden. Den Verkehr mit Gleichgestellten beschränkt er auf das unerläßliche; dagegen drängt er sich an Höhere, deren Schwächen er zu erkunden und zu verwerten weiß. Dem Vorgesetzten sucht er die beste Meinung von seinen Leistungen beizubringen, während er für die Gedanken und die Leistungen andrer, auch wenn er sich von deren geistigen Abfällen mehr kümmerlich als redlich nährt, fast nur Geringschätzung und Tadel findet. Dies verschafft ihm den Ruf, daß er alles besser als andre wisse und leisten könne. Nie wird er, wenn er vom Höhern getadelt wird, widersprechen, wohl aber gute Gedanken andrer für seine eignen oder mit Selbstverleugnung auch für das geistige Erzeugnis des Höhern ausgeben, wenn dies Vorteil verspricht. Für Aufträge bedenklicher Art, zu denen sich andre nicht drängen, eignet sich am besten der Streber. In jedem Höhern sieht er den Gipfel der Weisheit, ohne Rücksicht auf die Richtung und die Grundsätze, die die wechselnden Personen verfolgen; er dient ihnen unterschiedlos und findet, daß dieselbe Wolke „dem

Wiesel ebenso wie dem Kamel gleicht." Die Gunst der Familie des Vorgesetzten weiß der Streber voll zu würdigen. Er macht reichlich Besuche und ist beglückt über Einladungen. Hier kann er unter ausgiebiger Verwertung der menschlichen Eitelkeit seine Tätigkeit entfalten, mitunter sich unentbehrlich machen. Die persönliche Empfindlichkeit, wenn er eine solche hat, wirft er hierbei als hindernden Ballast über Bord. Obwohl der Streber selten für Kunst und Wissenschaft schwärmt, findet er es doch lohnend, unter Umständen als Kunstkenner oder Schöngeist zu gelten. Er folgt der Anregung, sich gute Bücher zu verschaffen, begnügt sich aber meist mit flüchtigem Durchblättern, und zufällig deckt sich dann sein Urteil in der Regel mit dem seiner Gönner. Privatdienste, Konzerte, Theater, Bälle und Gesellschaften, Sport aller Art bieten schätzenswerte Gelegenheit zur Erwerbung von Verdiensten. Ausgaben für Buketts, kleine Geschenke, Fuhrwerke, gesellige Veranstaltungen können sich belohnen. Daß sich einflußreiche Freund- und Vetterschaften nützlich erweisen, versteht sich von selbst. Verheiratung mit einer höhern Beamtentochter fördert oft, bricht aber auch leicht das weitere Vorrücken ab. Der geschickte Streber wird sich deshalb mit diesem Schritt nicht übereilen, denn als Junggeselle wird er vor dem Verheirateten meist im Vorteil sein.

In der Erfüllung seiner Pflicht geht der Streber über das unerläßliche Maß nur dann hinaus, wenn es vom Vorgesetzten bemerkt und geschätzt wird. Schneidigkeit nach unten, auch wenn sie noch so billig und unangebracht ist, wirkt oben gewöhnlich empfehlend. Sklaven sind bekanntlich die besten Sklaventreiber. Hohlheit weiß der Streber durch Schroffheit zu verdecken. Bei aller Schmiegsamkeit wird er jedoch den Schein der Charakterfestigkeit, der Biedermännigkeit und der Geradheit zu wahren suchen, weil diese Eigenschaften wenigstens in der Theorie noch immer anerkannt werden. Dies wird ihm leicht, da er von der Bürde der Gedanken und der Arbeit nicht niedergedrückt wird, den körnerarmen Ähren ähnlich, die ihre aufrechte Haltung am besten bewahren. Zur rechten Zeit wird er Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit dort abbrechen, wo sie durch sein Aufrücken gegenstandlos geworden sind. Wie er seine weidlich ausgenutzten Mitarbeiter rücksichtslos beiseite schiebt, so bewahrt er auch dem überholten Wohltäter selten eine freundliche Erinnerung, denn nur Gegenwart und Zukunft haben für ihn Wert. Er sucht seinen Platz an der Sonne, wo die Schmarotzerpflanzen am besten gedeihen. Selbstverständlich treffen diese Eigenschaften und Methoden nicht im vollen Umfange auf jeden zu, der die Bezeichnung „Streber" verdient; es soll damit nur die Klasse im ganzen geschildert werden.

Je nachdem der Streber sein Geschäft versteht, je nachdem er sich aalgleich durch alle Schwierigkeiten zu winden weiß, wird auch der Erfolg sein. In dieser Kunst gibt es Stümper und Meister. „Auch im großen Lebensorchester dringen die Blechbläser am besten durch," behaupten die Fliegenden Blätter. Fortuna hat ihre Launen und erhebt den Streber oft zu ihrem Liebling. Je höher er steigt, je sichrer bei ihm Stellung und Auftreten werden, desto weniger erreichbar ist er für die Menge der sich unten Abringenden, obwohl sich sein Horizont auf der Höhe oft noch verengt. Sogar von ehemaligen Angreifern

wird er nun gestützt. Die für ihn noch übrig bleibenden Vorgesetzten hat er weniger zu fürchten. Durch Geldmittel und durch Schonung seiner Denk- und Arbeitskraft bewahrt er seine Rüstigkeit, sodaß er nicht, wie mancher andre Sterbliche, frühzeitig zum Ruhestand gedrängt wird. In den obersten Stellen werden die Beamten am ältesten. So führt der Streber auf seine Weise ein angenehmes Dasein, und er lebt in dem Glanze, den Goethe kennzeichnet: „Der Schmutz ist glänzend, wenn die Sonne scheinen mag." Daß er selbst sein Aufsteigen für berechtigt hält, alle Anerkennung als wohlerworbnes Eigentum in Anspruch nimmt, Mißerfolge auf Geringere abwälzt, ist erklärlich. Unerfreulich ist dagegen die alltägliche Wahrnehmung, daß auch tüchtige und rechtschaffne Beamte die Erfolge des Strebers, wenn auch mit bitterm Gefühl im Herzen, als selbstverständliche Erscheinung hinnehmen: „Ja, der versteht den Rummel; so müssen Sie es auch machen, lieber Freund!"

Wenn sich die Laufbahn des Strebers immer so günstig gestaltete, würde ihre Zahl noch größer sein. Aber der Streber hat auch Enttäuschungen. Er leidet unter dem starken Mitbewerb und unter dem verzehrenden Neide. Der Erfolg bleibt entweder ganz aus oder entspricht nicht den Bemühungen und Erwartungen. Die Klagen über schlechte Karriere sind bei dem Streber chronisch, weil seine Begehrlichkeit unersättlich ist. Welches klägliche Bild bietet der Streber, wenn der einflußreiche Mann, an dessen Rockschößchen er sich angehängt hat, mit dem Tode dahingeht, und der Nachfolger nicht so leicht zu gewinnen ist oder schon sein Gefolge von Strebern hat. Das Schmarotzergewächs verliert dann oft plötzlich den Halt und fällt in das Nichts zurück.

Der Streber gleicht dem von der Sonne beschienenen Berge, dessen Niedrigkeit gegenüber den benachbarten Riesen erst bei dem Eintritt der Dunkelheit voll erkannt wird. Mitunter wird dem besonders glücklichen Streber die Rechnung erst auf dem Gipfel des Erfolgs präsentiert, wenn seine Stellung Leistungen fordert, denen er nicht gewachsen ist. Aber auch hier schützt und stützt ihn gewöhnlich sein stark ausgebildeter Selbsterhaltungstrieb. Er fühlt heraus, welche Mächte ihm nützen oder schaden können, und diese sucht er, oft mit Erfolg, zu gewinnen (Presse, Vereinsleben, öffentliche Meinung, Volksvertretung usw.). Wenn er alles Erreichbare an Titeln, Rang, Orden und Gehalt erlangt hat, wirft er sich auf die moralische Seite und entrüstet sich über Titelsucht und Begehrlichkeit andrer.

Die Nachteile für das Allgemeinwohl durch das Aufsteigen zahlreicher charakterloser Durchschnittsmenschen sind überaus groß. Ohne selbständiges Urteil, vertritt der Streber nicht die Bedürfnisse seines Amtes, sondern lauscht im persönlichen Interesse nur den Anregungen und den Wünschen des Höhern. Er wächst nicht mit dem Aufsteigen moralisch und an Tüchtigkeit, sondern geht oft zurück. Hieraus erklärt sich der häufige Mangel an erzeugenden Kräften in wichtigen Stellen und die langsame Entwicklung der öffentlichen Zustände.

Was ist die Hauptsache des wachsenden Strebertums? Sie liegt darin, daß sich die Vorteile der obern Stellen in weit höherm Maße häufen als die Anforderungen an die Tüchtigkeit. Daß oben von der Tüchtigkeit nicht viel verlangt wird, zeigt eben das Emporkommen Mittelmäßiger. Man vergleiche die

reichliche Besoldung des höhern Beamten, die Erteilung eines hohen Ranges und Titels, die vielfachen in regelmäßiger Folge sich steigernden Auszeichnungen mit seinen Leistungen und halte dagegen die dürftige Stellung des niedern, wenig beachteten Beamten von derselben Vorbildung, der nicht selten durch seine Arbeit dem Höhern erst zur Erlangung und zur Behauptung seiner Stellung verhilft.

Man beseitige allmählich das verderbliche Verfahren, mit Rang und Titel auch das Einkommen zu steigern. Denn dieses ist der Hauptreiz für Streber, nicht das Leistungsbedürfnis. Dann werden zum Teil andre Beamte, aber keine schlechtern an die wichtigern Stellen gelangen. Glaubt man irrtümlich auch dann noch, mit der innern Ehre allein nicht auskommen zu können, so mag die Verleihung von äußern Merkmalen bleiben. Freilich wird dann das Strebertum nicht ganz verschwinden, aber der Hauptantrieb, die Sucht nach hohem Einkommen bei verhältnismäßig geringen Leistungen, ist dann wenigstens abgeschnitten.

Joseph Roumanille

Von M. J. Mindwitz

(Schluß)

3

Dieses literarische Verdienst bietet eine gefällige Vorstufe für Mistral, einen schroffen Kontrast zu Théodore Aubanel. Völlig entgegengesetzte künstlerische Anschauungen führten in der reifern Lebensbahn eine Entzweiung der beiden Jugendfreunde herbei. Wie gewöhnlich hat es nicht an Mißgünstigen gefehlt, die das unglückliche Zerwürfnis wissentlich schürten, nicht an schlecht orientierten Fernerstehenden, die Unverstandnes in gedruckten Auseinandersetzungen kleinlich motivierten. Wer die Werke beider Dichter genau kennt, wird die Entfremdung ohne besondre Erklärung begreiflich finden. Mistrals Begabung erhebt ihn über alle Parteien, Aubanel, der Meister des Kolorits und der schwungvollen lyrischen Empfindung, mußte bei dem trotz aller realistischen Derbheit keusch empfindenden Roumanille mit seinem stark sinnlichen Naturell in den Mannesjahren auf heftigen Widerwillen stoßen. Aubanel hat das Licht, wodurch Frauenschönheit das Leben erhellt, etwas zu grell für den fein empfindenden Dichter der Margarideto hervorgehoben. Der alles versöhnende Tod hat auch diese Meinungsverschiedenheit ausgeglichen. Heute stehn in Avignon auf dem Square Saint-Martial in trauter Nachbarschaft die beiden Denkmäler, die von der Provence und dem dankbaren Auslande gestiftet in würdiger Weise das Angedenken dieser grundverschiednen Dichterverdienste wachhalten. Bei der feierlichen Enthüllung, die zugleich am 13. August 1894 erfolgte, hat Mistral das richtige Wort gefunden, die bestehenden Gegensätze auszugleichen. Wenn die Nacht ihre Schatten über Avignon breitet, alles Geräusch des Tages verstummt, und der Mond über wundervolle architektonische Umrisse, durch

den Schatten der üppigen Baumvegetation grüßend, mit silbernem Glanze die bleichen Marmorantlitze verklärt, kündet sein weicher Schimmer den trauernden Hinterbliebnen, daß uns schon hienieden eine Ahnung dämmern kann von der Stätte, wo nicht Hader, nur ewiger Friede der Versöhnung herrscht. Bei Roumanille galt es, ein echtes Poetenantlitz zu verewigen: die großen, dunkeln, sprechenden Südländeraugen, die hohe Stirn mit der tief eingegrabnen Furche über der Nasenwurzel, den üppigen Lockenwald, der den milden Gesichtsumriß imposant umwallte. Namentlich den Ausdruck fester Energie, gemildert durch die Herzensgüte, die den Mundlinien ein liebevolles Gepräge aufdrückt. Die kontrastvolle Doppelnatur des Dichters spricht aus diesen Zügen.

Der Lyriker hat zunächst in den Margarideto auch sehr jugendliche Versuche der Öffentlichkeit übergeben. In diesen kleinen Dichtungsblüten entfaltet er eine fast weibliche Zartheit der Empfindung, eine bemerkenswerte Farbentreue der Schilderung der begleitenden äußern Umgebung, den schlichten ehrlichen Sinn einer unverdorbnen Natur. Nichts ist gekünstelt an diesen Erstlingsversuchen. Welche sprachliche Leistung diese junge Dichtermuse bewältigt hat, bezeugt am besten Mistral in dem flotten Gedicht Bonjour en tóuti, als Vortänzer im Reigen der Provençale:

Wir fanden nämlich im Stall versteckt
Die Sprache der Provenzalen, bedeckt
Mit kläglichem Bettlerkleide.
Das Antlitz braun von der Sonnenglut,
Die Schultern verhüllt von der Lockenflut,
Trieb sie barfuß, mit trübem Mut,
Die Gänse auf die Weide.

Da kam just eine Jünglingsschar,
Die nahm der Hirtin Schönheit wahr
Mit tiefgerührten Sinnen.
Nehmt sie drum auf mit Herz und Hand;
Sie wirkten ihr ein neu Gewand
Und schmückten sie mit Schleif und Band,
Ganz wie die Städterinnen. . . . .

Doch Roumanille sticht alle aus:
Er wand der Schönen seinen Strauß
Maßliebchen, wie keine niedlich;
Das Sträußchen ist so frisch und schlicht;
Die Hirtin nimmt es rasch und spricht,
Indem sies vor die Brust sich flicht:
Ach nein, wie sind sie lieblich!

Es fehlt leider bis jetzt an einem deutschen Übersetzer, der diese zarten Blumenkinder ohne Einbuße ihres würzigen Duftes in fremdländisches Erdreich zu verpflanzen vermöchte. Einige wie Dous agneù (Zwei Lämmer), Lou Roussignou (Die Nachtigall), La voues qu'ame (Die Stimme, die ich liebe), Dous boutoun de roso (Zwei Rosenknospen) und Aubado de la Malauto (Das Krankenständchen der Engel), seinen beiden Schwestern Antoinette (Touneto) und Thérésine (Teresino) gewidmet, welken schon bei der leisesten Berührung. Kleine Kabinettsstücke sind Nosti Muso (Unsre Musen) und Pèr Vendemio

(Zur Weinlese). Die „beiden Musen" entstammen dem Jahre 1846, das anmutige Sonett apostrophiert einen ungenannten Freund: Freund, sieh die Muse, wie ich sie liebe: ihre sechzehn Jahre erblühen; sie singt und lacht voller Frohsinn; ihr Mund ist eine Rose, und ihre Stirn weißer als das Schneegewand des Maßliebchens. — Ihre Freude ist noch kindlich, kindlich ihre Anmut; sie wandert gern allein in der Morgenfrühe auf die Felder; sie liebt die Schmetterlinge, die als Blüten über die Auen flattern, und die von den Tränen der Morgenröte genetzten Lilien. — Und hier dagegen sieh deine Muse: sie ist von hinreißender Schönheit; sie hat Flügel wie die Jungfrauen im Paradiese; ein Stern erstrahlt auf ihrem Feenhaupte. — Glühend lieben wir die Lieder, die sie uns singt, und so oft sie vom Himmel zu uns herniedersteigt, streut sie uns aus voller Hand Diamanten und Perlen. — Zur Weinlese ist ein taufrisches Genrebildchen in Dialogform: Wohin wanderst du des Weges, o Hannchen, mit deinem großen Korbe? — Da hinten zu unserm Weingarten mit den blauen Trauben, meine Eltern halten Weinlese, und ich gehe helfen. — Aber so früh am Morgen, ganz allein, wirst du nicht bang sein? sagt Jouvau. — Nein, du wirst mir die Hand unter den Fuß legen und mich auf dein Pferd schwingen. — Das will ich wohl. Der junge Mann steigt ab; das Mädchen schwingt sich in den Sattel, Jouvau steigt wieder auf; und — die Küsse gefielen den Liebenden so wohl, daß „Janetoun und Jouvau" nach der Weinlese ein Paar wurden.

Es fehlt nicht an künstlerischen Gegensätzen in dieser ersten Gedichtsammlung. Die junge Muse schlägt auch kräftige politische Töne an, wenn sie Weltumschau hält und bedrückte Nationen jammern hört: Polen (La Poulougno), Italien (1847), Irland. Die Klage um Polen trägt die Widmung: An meinen Vater Jean-Denis, Soldat unter Bonaparte. Der Mutter Pierrette de Piquet gehört das rührende Gedicht: Wo ich dereinst sterben will; dem toten Brüderchen Paul weiht der Sechzehnjährige die ersten Trauerverse. Zu der wechselnden Glücks- und Leidstimmung, dem Ausdrucke kindlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe tritt auch schon in dieser frühen Periode der Humor, der alle Bitterkeit wieder ausgleicht. Ein paar köstliche Proben volkstümlicher Komik enthalten Li Bardouio (Die Schwätzerinnen) und Li Patricoularello (Die bösen Klatschen). Die witzige Pointe von Ne-ne, som, som erinnert an den Schelmenstreich des Hirten Mak in dem mittelalterlichen Weihnachtsprolog der Towneley-Mysteries.

Das Roumanilledenkmal zu Avignon weist schöne Reliefdarstellungen zu seinen Hauptdichtungen auf; über der schlichten Inschrift Roumanille ist eine Episode aus den Sounjarello (Die Träumerinnen) ansprechend anmutig in Stein verewigt. Der Dichter berichtet in den zehn kurzen Abschnitten der harmlosen kleinen Erzählung von dem Liebesglück und dem Liebesschmerz zweier befreundeter Dorfschönen, Margarido und Leleto, deren Schicksal eine völlig unerwartete Wendung nimmt. Der todkranke Bräutigam der armen Margarido wird wider alles Erwarten der Genesung zugeführt und feiert bald ein fröhliches Hochzeitsfest mit der Geliebten; aber der Seemann Paul, der stündlich zurückerwartet wird, stirbt während der Heimfahrt an einem schleichenden

Fieber. Bis zu ihrem Tode weilt die untröstliche Braut mit Vorliebe am Meeresstrande, als ob die landenden Schiffe jemals ihr verlornes Liebesglück zurückführen könnten. Die duftige Sprache einzelner Partien, insbesondre die Traumschilderung wirkt wie ein zartes Vorbild zu den mächtig ergreifenden Schlußszenen in Mistrals Mirèio. „Heute Nacht (so sagt Lelette in der Stimmung frohster Erwartung) sah ich mich ganz in Weiß gekleidet, meine Stirn mit goldnen Sternen gekrönt; ein Schwarm kleiner Kinder, schön wie der Tag in eines Königs Garten, pflückte Blumen für mich; immer, wenn sie einen Arm voll bereit hatten, warf mir jedes Hände voll davon zu; und dann umgab mich die ganze Runde wie im Spiel. Und während die einen im Kreise zogen, wie die Schmetterlinge, die eine Lilie umflattern, gab es andre, deren Gesang noch schöner klang als die Orgeln bei der Seligsprechung. . . .“

Einen charakteristischen Zug regen religiösen Gemütslebens der Provence bekunden die Nouvè (Weihnachtslieder). Diese eigentümliche Dichtungsart, die im vierzehnten Jahrhundert in dem Organisten Saboly ihren Hauptvertreter hatte, fand besondre Weiterpflege bei Aubanel und Roumanille. Auf den poetischen Stoff, den das Weihnachtsevangelium bot, machte ihn die mit Mistral gemeinsam besorgte Neuausgabe der Lieder Sabolys (1854) aufmerksam. Roumanille und Aubanel pflegten diese zarte Dichtungsgattung natürlich in grundverschiedner Tonart. Aubanel verließ den Heimatsboden zugunsten des alten Judäa, um seinen Haß gegen die Tyrannei und ihre feigen Satelliten an den Greueln des bethlehemitischen Kindermordes zu veranschaulichen; Roumanille schreitet den blumenbestreuten Pfad der alten Tradition, mit der kindlich-gläubigen Seele des Volksdichters tritt er an die Wiege des Heilands. Für den echten Provenzalen stand die Krippe des Christkindleins ebensogut in seiner schönen Heimat wie im Heiligen Lande. Echter Bibelsinn treibt bei diesen Dichtern immer neue Sprossen und Triebe. Die kleine biblische Perlenschnur Roumanilles schmückt alle Hütten der Provence. Bei ihm mischen sich lebenswahre Betrachtungen der Kindesnatur in die Äußerung einer aufrichtig frommen Seele. In den „Beiden Tauben“ ist das Kindlein, das die Mutter zum Besuch der Weihnachtskrippe drängt, bereit, alle kleinen Besitztümer, an denen sein Herz hängt, dem Christkindlein zu schenken. Aber es hat auch noch einen besondern Wunsch. Nachher: mountarai à chivau-sus l'ai o sus lou brau . . . (auf dem Esel oder dem Ochsen möchte es einen Ritt tun). Tief ernst ist die Wirkung der poetisch verklärten Legende in: Das Kreuz des Jesukindleins, Einer der Zwölf, Das blinde Mädchen. Die feierliche Wirkung der „beiden Seraphim“ hat einen deutschen Übersetzer in Moritz Hartmann gefunden.

Aus der Anthologie der Prouvençalo ist die Perle „Die Krippen“ in die Flour de Sauvì (Salbeiblüten) gewandert, deren Sammlung aus den Jahren 1850 bis 1863 stammt. Der gereifte Dichter offenbart in dieser neuen Gedichtreihe einen bedeutenden Fortschritt, namentlich durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die erweiterte Weltanschauung. Sainte-Beuve hatte bekanntlich dem Verfasser von Li Crècho (Die Krippen) die Ehre erwiesen, ihn mit Alfred de Vigny und Klopstock zu vergleichen. Der Vergleich mit dem

Bahnbrecher der deutschen klassischen Literatur hinkt freilich etwas. Der barmherzige Engel Roumanilles ist von pulsierender Lebenskraft erfüllt, nicht von dem ätherischen, wesenlosen Glanze Abadonnas. Von den Kleinodien der „Salbeiblüten" verdient besondre Aufmerksamkeit Lou Calèu (Die Lampe) und La Santo Crous (Das heilige Kreuz). Lou Calèu hat die glücklich gegossene Form eines poetischen Gleichnisses. Um die antik gestaltete Leuchte flattert ein Schmetterling wie „die Schwalben um den Spiegel." Das Tierchen nimmt förmlich einen kühnen Anlauf auf die Lichtquelle. Der Schmetterling wird „zum Adler, der kühn in die Sonne schaut." Und der Tollkopf dreht sich im Kreise, wie der Schwarm seiner Brüder, wenn er im Tageslicht der Blumen „Schönheit huldigt." Der Unbesonnene weiß, daß die Flamme Licht ausstrahlt, aber der Ärmste ahnt nicht, daß sie brennt und versengt! Er fliegt davon, kehrt zurück ... bis er endlich, seine Flügel versengend, stirbt. „Ihr habt die Fabel gehört, vernehmt auch die Moral. Die Liebe gleicht dieser Lampe — sie ist ein Phantom.... Ach, wie mancher Schmetterling hat sich an ihr die Schwingen versengt!" „Das heilige Kreuz" ist der Schlußring der Gedichte. Es ist Mistral gewidmet — und die Sterbestunde des Dichters bewahrheitete den Ernst und die Treue seiner Gesinnung. Es handelt sich um ein schlichtes Kreuzlein, unter dem die Mutter den Knaben beten lehrte, das dann lebenslänglich über seinem Bett hing, und dessen Anblick den Todeskampf versüßte.

4

Ehe wir das eigentliche Meistergebiet des Dichters (die Prosa) betreten, bedarf es eines flüchtigen Rückblickes auf sein komisches Heldenepos, das aus derselben Stimmung geboren ist wie seine köstlichen Erzählungen und bisweilen derben Schnurren. Das Urteil über die Campano mountado schwankt. Auf der einen Seite werden Glückwünsche laut, daß Boileaus Lutrin keine weitern Dialektnachfolger gefunden hat, andrerseits begrüßt man von provenzalischer Seite diese Dichterleistung als eine überlegne Krönung des klassischen Genres. Der unbefangne Leser wird sich prächtig an dem kleinen, in echte Lokalfarben gekleideten Begebnis ergötzen, das viel Staub unter der frommen Bewohnerschaft Avignons aufgewirbelt hat. Der Ehrgeiz des Glöckners Clément Fanot an der Kirche St. Didier (es hat den wirklich gegeben) entfesselte das Für und das Wider von Stadtparteien, deren Treiben Roumanille als Augen- und noch mehr als Ohrenzeuge mit lebensfrischem Kolorit abkonterfeit hat. Der komische Ton episch aufgeblasner Dünkelleistungen kann nicht besser getroffen werden: „Ich besinge Clément, den Glöckner, der nach unendlicher Mühsal und Not im Kirchturm von St. Didier endlich seine Glocke zum Glockenstuhl aufsteigen sah." Wenn es sich nur bloß um eine einzige Glocke gehandelt hätte, aber der eigensinnige Türmer ist schier unersättlich in der Zahl seiner Glockenwünsche. Er begehrt toute la gamme für sein Geläute und läuft unverdrossen von Tür zu Tür, um pfennigweise die nötigen Geldsummen für die seinen Plänen günstige Kirchenbehörde einzutreiben. Als die Umwohner der Kirche schließlich gegen den ohrenbetäubenden Schall mit empörten Petitionen Einspruch erheben, der anscheinend Aussicht auf Berück-

sichtigung hat, gewinnt Fanot mit Hilfe des streitbaren Pfarrers Moutonnet (Hämmelchen) den Sieg. Und in Zukunft läuten die Glocken getrost ihr digue! digue! digue! dan! dan! weiter wie auf Rabelais berühmter île sonnante.

Derselbe natürliche Schwung der Beredsamkeit findet sich um eine Note ernster in den politischen und sittengeschichtlichen Pamphleten, die Roumanille mit unnachahmlichem Geschick als Prosaist in Dialogform der engern Heimat zur Warnung in ernsten Zeiten schenkte. Die in den Oubreto en prose gesammelten Streitschriften aus der Revolution (Lou Colera — Li Clube — un Rouge em un blanc — li Partejaire — li Capelan usw.) haben ihr aktuelles Interesse, insbesondre für den ausländischen Leser verloren. Ihr erziehender Wert hat seine Dienste geleistet. Zeitlich näher liegt eine Probe dieser echten Volksschriftengattung in den Entarro-Chin (Les Enterre-Chiens) von 1872. Es bedarf der ausdrücklich vorausgeschickten Erklärung, daß die konservativ-klerikale Haltung unsers Dichters, weil französischen Verhältnissen Rechnung tragend, in unsrer rein literarischen Erörterung weder ein Für noch ein Wider finden soll. Der Ausländer hat die Pflicht, solche Inlandsdisharmonien zu respektieren, wie sie der Nachhall der Schreckensherrschaft der Kommune noch lange Zeit in süd- wie in nordfranzösischen Gemütern zeitigte. In dem lebhaften Zwiegespräch zwischen Isabèu und ihrem Gatten Auzias wird die schwerwiegende Frage erörtert, ob Zivilbegräbnisse als eine segensreiche Neueinrichtung zu begrüßen seien. Die über echt südländische Zungenfertigkeit verfügende junge Frau bleibt Siegerin im Wortkampf. Mit Hilfe von unabweisbaren Gründen glückt es ihr, den Gatten von der Teilnahme an einer Leichenfeier abzuhalten, die der kirchlichen Weihe entbehrt. Denn der Verein der sogenannten Fraternité droht nicht nur dem Ansehen der Geistlichkeit, sondern dem ganzen Familienleben mit Ruin. Der gemeine Eigennutz beherrscht die Parteien: der meiste Gewinn strömt bei politischen Hetzereien in die Wirtshäuser. Dank den praktischen Vernunftgründen seiner Frau bleibt Auzias in Zukunft nicht bloß der ominösen Leichenfeier, sondern auch der Tagdieberei seiner bisherigen Spießgesellen fern. Dem kräftigen ehelichen Wortwechsel setzt Roumanille selbst den Schlußstein: Il (Auzias) avait tort de ne pas savoir — à son âgé — qu'à cette heure, il y a, sans compter les moulins à vent tournant selon le vent qui souffle, des ambitions à bas, qui veulent se relever: Advokaten, die das große Wort führen und Aufsehen erregen wollen, Bankrotteure, die der Aufhilfe bedürfen, Hungrige, denen der Magen knurrt, Spitzbuben, die stehlen wollen, und die alle ohne Ausnahme, um wieder etwas vorzustellen, sich zu brüsten, ihre Existenz zu sichern, Erfolg zu haben, reich zu werden, die Armen ausnutzen, ihnen auf den Rücken klettern, um nach den Feigen zu langen, d. h. nach den guten Stellen, den Auszeichnungen, dem Gelde. Und die Notleidenden sind nachher noch ärmer wie zuvor; der Refrain bleibt derselbe:

Armer, du wirst ächzen,
Armer, du wirst zahlen!

Die Conte Prouvençau sind eine dem Auslande sympathischere, weil humoristische Volksbelehrung. In diesen witzigen Erzählungen rivalisiert

Roumanille mit Alphonse Daudet, nur ist unserm Dialektdichter der Weltruhm versagt geblieben. Er hat nicht das graziöse Geschick des verwöhnten Lieblings der Pariser, sein Humor ist kräftiger, seine Sprache derber, seine Gleichnisse sind von geradezu packender Realistik. Beide wenden sich an ein grundverschiednes Publikum, Daudet an den überfeinerten, blasierten Städter, Roumanille an den einer geistigen Auffrischung bedürftigen Landmann. Überdies steht fest, daß Daudet an dem würzigen Honig der Erzählerkunst Roumanilles in den prächtigen Lettres de mon Moulin ganz herzhaft genippt hat. Unser Dichter könnte den neckischen Pariser Interpreten provenzalischer Dichterstimmung getrost in mehr als einer Beziehung seinen Schüler nennen. Daudet hat es leider unterlassen, dem Curé von Cucugnan, der fast wörtlich von Roumanille entlehnt ist, das würdige Seitenstück Le Médecin de Cucugnan anzureihen. Er hat somit seinen weiten Leserkreis um ein Vergnügen beraubt, das die Lektüre der französischen Übertragung des Dr. P. Yvaren im Journal l'Hygiène pratique (6. Mai 1883) nur wenigen vermitteln konnte. Es handelt sich in diesem Falle vielleicht um den originellsten Stoff, den Roumanilles Feder urwüchsig dem Schatze der mündlichen Überlieferung enthoben hat. Denn die eigne Zutat besteht einzig in der Stilleistung von ungekünstelter Klarheit. Selten ist wohl eine beißendere Satire auf unvermeidliche menschliche Gebrechen in so heiter lächelnder Manier geschrieben worden. Im wackern Cucugnan ist ein junger Arzt eingezogen, dem es, wie es immer zu gehn pflegt, noch an Praxis zu fehlen scheint. Auch ist seine ganze Lebensführung nicht dazu angetan, das Zutrauen der Bewohnerschaft zu gewinnen. Immer trifft man ihn mit einem Buch in der Hand, sodaß sich unsre Leute sagen: Er weiß gar nichts, unser Arzt; er liest, er liest unaufhörlich. Wenn er so studiert, geschiehts, um zu lernen; wenn er es nötig hat, zu lernen, so weiß er noch nichts; wenn er nichts weiß, ist er ein Nichtswisser. Ein Arzt ohne Kranke gleicht der Lampe, der das Öl fehlt. Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, so bald als möglich. Eines Tages überraschte der junge Doktor alle Welt mit der Ankündigung, daß er am nächsten Sonntag, Mittags mit dem Glockenschlag zwölf auf dem Kirchhofe von Cucugnan einen Toten, wenns nötig wäre, auch zwei, auferwecken wolle. Es fehlte nicht an Zuschauern, die in hellen Haufen herbeiströmten, das versprochne Wunder anzusehen. Doch der Plan der Ausführung scheiterte an Gründen, die der Erzähler in bunter Mannigfaltigkeit zusammenzuwürfeln anhebt. So oft der Arzt einen Vorschlag macht, stößt er bei nähern oder ferner stehenden Angehörigen der Toten auf Widerspruch. Er will einen jungen Ehemann ins Leben zurückrufen, der vor kaum Jahresfrist eine trostlose Witwe hinterlassen hat. Sofort erhebt sich eine Stimme des Widerspruchs. Die Gattin des Verstorbnen steht im Begriff, sich wieder zu verheiraten, das Aufgebot wird in acht Tagen erfolgen, die Brautgeschenke sind schon verabreicht. „Es war sicherlich ein wackrer Mann! Er hat mich so glücklich gemacht, und ich will ihn so lange beweinen, als Gott mir die Augen im Kopfe bewahrt! Aber weckt ihn nicht wieder auf; denn seht, wenn der Monat zu Ende ist, lege ich die Trauer ab, da meine Eltern wollen, daß ich den langen Paskal heiraten

soll!“ Mancher wird den Kopf schütteln über diesen echt weiblichen Wankelmut. Aber es kommt immer besser. Zu Mariä Lichtmeß hat man eine junge Frau begraben. Der Doktor soll sich hüten, ihre Ruhe zu stören. Sie hat die Ehe zu einem Höllenleben gestaltet. „Wie Pfeffer war sie, Herr Doktor! Störrisch wie ein Esel und faul und zanksüchtig und schmutzig und schlumpig! Ihre Hand war wie ein Sieb, und ihre Zunge! Die reine Viper, Herr Doktor! Die hätte es fertig gebracht, daß sich die Madonna und der heilige Joseph in die Haare geraten wären! Und ... na, ich habe noch lange nicht alles gesagt!“ Was ist natürlicher, als daß der Mann dieser Megäre, schon aus Rücksicht auf die Kinder, sein Glück in einer neuen Ehe gesucht hat. Diese Beweisführung leuchtet selbst dem verunglückten Totenerwecker ein: „Wenn die Frau tot ist, stülpt man einen neuen Hut auf. Zwei Frauen zugleich im Hause, das wäre sicherlich um eine zu viel!“ Es bedarf kaum der Versicherung, daß der Doktor auch alle übrigen Vorschläge vereitelt sieht. Auch die Trauer ist vergänglich. Der ärztliche Schlaukopf hat nicht umsonst auf den Unbestand der Menschennatur eine glückbringende Karte als Treffer gesetzt. Er kann sein wunderbares Versprechen nicht halten, wie alle Welt einsieht, aber für seinen guten Willen belohnt ihn in Zukunft eine einträgliche Praxis: Il ne ressuscita pas les morts, mais il sauva la vie à plus d'un malade.

Das urgewöhnliche Genre der Fopperei, die auf Kosten der Einfalt schadenfroh ihr Spiel treibt, nimmt in der kleinen Erzählung Li Perdigau (Die Rebhühner) durch die sich mannigfaltig steigernde Beredsamkeit der verschiednen Ansprachen ein wirklich kunstvolles Gefüge an. Es ist ganz nebensächlich, daß dem beschränkten Jean Fifre von Graveson, der im schönen Avignon ein Paar Schuh eingehandelt hat, auf dem Heimweg ein Possen gespielt wird, dem sein schwacher Verstand nicht standzuhalten vermag. Wie zufällig stellen sich ihm nach und nach vier Kauflustige in den Weg, die sich den Anschein geben, als ob sie die offen in der Hand getragnen Schuhe für Rebhühner halten. Besagte vier Possenreißer haben sich im Café Saint-Didier verabredet, den ehrlichen Landbewohner zu verblüffen. Stufe um Stufe schwächt sich seine geringe geistige Widerstandskraft bei dem vierfachen Anprall der scheinbar zusammenhanglosen Ansprachen. Den ersten Zuruf, die Rebhühner zu verkaufen, lehnt er noch so ziemlich als schlechten Spaß ab. Doch brummt sein Kopf schon im Weiterschreiten, „wie wenn er einen Sprung hätte.“ Die zweite Anfrage weckt seinen hellen Zorn, als sein Plagegeist nicht zu überzeugen ist, hält er ihm die Schuhe direkt unter die Nase. Vergebens, der Spaßmacher reizt ihn nur noch mehr durch die Schlußbemerkung, daß die schönen Rebhühner schon einen Höllengestank verbreiten. „Unsre Katze sogar würde das Schnäuzchen verziehn! ... Ich würde sie nicht einmal geschenkt von Euch annehmen!“ Der dritte Angriff erfolgt, als Meister Fifre, dem der Angstschweiß von der Stirn perlt, ängstlich seine Schuh besichtigt, ob etwa Federn hervorwachsen. Mit einem grimmigen Fluche: Que le „tron de l'air“ vous écrase, schüttelt er seinen Peiniger ab, der ihm noch den ungebetnen guten Rat mit auf den Weg gibt, „das feine Geflügel mit Knoblauch einzureiben, um die Katzen fernzuhalten.“ Ein letzter Tropfen

bringt den Eimer zum Überfließen: am Tor von Saint-Michel tritt der vierte und letzte Schalk auf. Der verlegt sich gar auf Drohungen. Jean Fifre soll sich ausweisen, ob er nicht Jagdfrevel begangen hat. Schon taucht der Dreimaster eines Polizisten auf; da wendet sich der Gequälte mit einem Satze rückwärts zum Laden, wo er den Einkauf getan hat. Der Händler, der inzwischen von der Hänselei benachrichtigt worden ist, zahlt friedlich das Geld für die ihm zugeschleuderten Schuhe zurück. Ländlich, sittlich. So etwas hat sich im schönen Avignon zugetragen zur Zeit, da „Berta spann." Und zwar als sie noch „Seide" spann, nicht „Werg" wie heutzutage.

Ein köstliches Genrebild von Anno 1710 bietet die Erzählung Madamo de Vauoluso. Die bibelfeste Heldin hat eine wichtige briefliche Mitteilung aus ihrem Sommeraufenthalte Vaucluse erhalten; bald hat sie drei Mitwisser, schließlich fünfzig, endlich hundert: „der Inhalt einer mit Flaumfedern angefüllten Schürze" ist durch den geschwätzigen Mund dem Spiel der Winde preisgegeben. Sogar der päpstliche Vizelegat, der Erzbischof Monseigneur Doria gerät ob der bangen Kunde in Aufregung und entsendet zweihundert Mann seiner italienischen Garde unter Anführung eines Malteserritters nach dem gefährdeten Städtchen an der Sorgue. Der Brief aus Vaucluse, von der Hand des Pfarrherrn selbst, enthielt aber auch eine wahre Schreckensbotschaft. „Ein Prophet ist in Vaucluse erschienen, in langem Schleppkleide, das in allen Farben des Regenbogens erglänzt, ohne Schere gefertigt, ohne Nadel gestickt ist. Er trägt eine Krone wie ein König, hebt stolz die Stirn und wandelt dennoch — barfüßig einher. Frauen hat er so viele, daß es sich gar nicht sagen läßt; alle seine Frauen, o Wunder, leben in völliger Eintracht. Man weiß nicht, wie es mit seinem Glauben steht, nur ein Ding ist sicher: er erhebt sich vor der Morgendämmerung, um die Frühmesse zu singen und Gott Ehre zu erweisen. Er redet weder Provenzalisch, noch Französisch, noch Latein, noch Griechisch, noch Deutsch, noch Englisch, und dennoch versteht ihn alle Welt. Wenn er Hunger hat, ißt er, was man ihm darreicht, wie ein Bettler; wenn er Durst hat, trinkt er niemals Wein, weder roten noch weißen, sondern nur etwas helles Wasser. Und unschuldig wie ein neugebornes Kind, ist er gleichwohl — so unglaublich es klingt — zu ebenso schmählichem Tode verdammt wie ein gemeiner Bösewicht." Und wie unglückverheißend lautet nun der Schluß dieser mysteriösen Epistel: Der Prophet stellt in Aussicht, daß binnen kurzem eine über ferne Meere herbeiziehende Armee Avignon samt der ganzen „päpstlichen Grafschaft" überschwemmen und ungeheure Umwälzungen im Leben jedes Einzelnen hervorrufen wird.

Die Lösung des schrecklichen Rätsels vollzieht sich ebenso heiter wie heroisch. Der vom Erzbischof angeordnete Feldzug verläuft als — friedliche vierstündige Eßkampagne im Pfarrhause. Denn der Prophet ist nur ein geschlachteter Hahn, der von sieben jungen Hennen umgeben in einer Riesenpastete auf der Abendtafel des Pfarrherrn erscheint. Zu seiner Vertilgung trägt der abgesandte General mit seinem Flügeladjutanten nicht wenig bei. Die vom Auslande drohende Gefahr aber entpuppt sich als die magere Fasten-

zeit, und — die nahende Invasion ganzer Bataillone von Sardinen, Heringen und Stockfischen. Der Scherz, den sich der friedliche Pfarrherr mit seinem Beichtkind, der alten Gräfin von Vaucluse, erlaubt hat, findet einen farbenprächtigen Abschluß. Die tapfern Truppen, die das Vaterland zu retten bedacht waren, ziehn als Sieger begrüßt auf blumenbekränztem Pfade unter Orgelton und Glockenklang in Avignon ein. In der alten gemütlichen Zeit bedeutete schon der gute Wille eine Heldentat.

In der Perlenschnur der Conte Prouvençau taucht eine Fülle von Berichten auf, deren Kern naive Vorstellungen vom Jenseits bilden. Die scherzhafte, gemütliche Tonart des „Pfarrers von Cucugnan" steigt und fällt in: Dins l'autre Mounde, wo ein armer Mönch von Petrus wegen des „Himmelsvortritts" eines Bischofs arge Vernachlässigung erfährt, bis endlich ein Jesuitenpater den Zurückgewiesnen auf seinem Rücken als „angebliches Gepäck des Kirchenfürsten" durch die Pforte der Seligen praktiziert. Trotzig gebärdet sich bei der Himmelfahrt in Quau es bèn que noun bouje (Hier geht mirs so gut, daß ich mich nicht von der Stelle rühre) ein Ehemann, Janet d'Alègre, der erst beim heiligen Petrus vorsichtig Erkundigung einzieht, ob sein böses, ihm im Tode vorangegangnes Weib im Himmel weilt; da die Auskunft bejahend ausfällt, zieht Janet es vor, draußen zu bleiben. Der heilige Petrus soll nicht bös werden, aber „hier draußen" wirds ihm besser zumute sein. Tief ernst wirkt die Behandlung des himmlischen Problems in der langen Erzählung Lou Jougadou (Der Spieler). Der Heiland selbst erschließt ihm das Paradies gegen den Willen des heiligen Petrus, weil er niemals falsch gespielt hat, den Armen eine mildtätige Hand zeigte, seiner Frau im Leben und „nach dem Tode" treu blieb und zu Gott gebetet hat.

Auch provenzalische Sprichwörter hat Roumanille in der schönen Sammlung mit Illustrationen versehen: „Die Tänzer von Jonquières" und „Die Salbeiblüte." Auf diesem Gebiete aber hat Daudet seinen Meister in den Lettres de mon Moulin überflügelt. Die lichten Schwingen einer glücklichen Muse haben den Schüler bisweilen höher getragen als den Lehrer — aber auch tiefer, in Abgründe des Gemüts (man denke an La Cervelle d'or), vor denen der biedere Roumanille instinktiv zurückscheute, als er es hartnäckig verschmähte, Pariser Beziehungen anzuknüpfen. In bescheidner Erkenntnis des ihm verliehenen Talents hat sich unser Dichter in einem denkwürdigen Briefe nicht mit der stolzen Nachtigall sondern mit der schlichten Grasmücke verglichen. Dieses Gleichnis ist zutreffend. Dennoch wird sein bescheidnes Verdienst noch in der Beurteilung der Zukunft steigen. Ein Schatz, seine köstlichen Briefe, ist noch lange nicht vollständig gehoben; was davon schon vorliegt, oft ein buntes Gemisch von Schriftfranzösisch und Provenzalisch (wie in dem witzigen Briefe über den Hochmut Jasmins, des Dichters von Agen), offenbart einen ausgezeichneten Briefschreiber.





Von Loubet zu Fallières



Im Februar vergangnen Jahres ereignete sich ein interessanter parlamentarischer Zwischenfall. Es handelte sich im Senat um die Annahme des neuen Gesetzes über die Militärdienstzeit, und die vom Bloc gewünschten Reformen begegneten heftigem Widerspruch bei den alten Generalen. Der Senator General Billot sprach die Hoffnung aus, daß der Staatschef vielleicht von seinem Rechte Gebrauch machen und eine neue Beratung des Gesetzes im Parlament anordnen werde. Der Präsident des Senats unterbrach den Redner ziemlich erregt. „Es ist nicht angängig, rief er, den Staatschef in diese Erörterungen zu verwickeln, und vor allem nicht, an ihn gegen die Kammern zu appellieren." „Das steht aber doch groß und breit in der Verfassung!" antwortete Billot. Der Vorsitzende des Senats, der eine so geringe Meinung von der Machtvollkommenheit des Staatspräsidenten hatte, hieß Armand Fallières, und ist nun am 17. Januar selbst zum ersten Beamten der Republik gewählt worden. Die französische Verfassung ist noch jung, und die Auslegung ihrer Artikel bei Staatsrechtslehrern und Politikern äußerst widerspruchsvoll. Wenn jetzt Fallières in seiner ersten Ansprache nach der Wahl in Versailles erklärt hat, er wolle sich streng an die Vorschriften der Konstitution halten, so ist damit noch nicht gesagt, wie er sein Amt aufzufassen gedenkt. Casimir-Périer, der mißvergnügt nach wenig Monaten die Präsidentenwürde von sich warf, behauptet auch jetzt noch, daß dem Herrn im Elysée ein einziges persönliches Recht uneingeschränkt bleibe: bei nationalen Festen den Vorsitz zu führen — aber auch nicht mehr. Reinach dagegen meint, daß der Präsident der Republik bei richtiger Anwendung seiner verfassungsmäßigen Befugnisse mächtiger als der König von England sei; ob damit viel gesagt ist, mag dahingestellt bleiben, denn auch die Sozialisten, die einen Staatschef an sich für überflüssig halten, waren einst nach der Jaurèsschen Humanité geneigt, dem französischen Präsidenten einen „Luxusposten, wie den des Königs Eduard" zu lassen. Gerade dieser Monarch hat doch aber gezeigt, was eine kluge und starke Persönlichkeit aus anscheinend leeren Paragraphen für eine Lebensfülle hervorzaubern kann. Die geringschätzige Beurteilung des Staatspräsidiums, die heute in weiten Kreisen so beliebt ist, findet in der Verfassung von 1875 keine Begründung. Es sei hier nur erwähnt, daß der Präsident nach freiem Ermessen die Kammern für einen Monat vertagen kann, und zwar zweimal in derselben Sitzungsperiode. Er hat das Recht, sich in einer Botschaft jederzeit an das Parlament zu wenden, er kann nach der Verfassung, darin hatte der Senator General Billot unzweifelhaft Recht, eine wiederholte Beratung von Gesetzentwürfen verlangen. Der Staats-

präsident verhandelt über Staatsverträge und ratifiziert sie, ohne den Kammern davon Kenntnis geben zu brauchen. Er hat das Begnadigungsrecht, hat die Verfügungsgewalt über die bewaffnete Macht, kann zwar die Minister nicht direkt entlassen, aber doch durch die Verweigerung seiner Unterschrift für ein Gesetz oder auch nur eine Verordnung ihren Rücktritt erzwingen. Die Schöpfer der Verfassung von 1875 waren selbst davon überzeugt, daß die Republik dem Staatschef eine ganz außerordentliche Macht einräume. Louis Blanc sprach es aus, daß man dem Präsidenten mehr als königliche Rechte zubillige, und daß man die Dauer der parlamentarischen Beratungen geradezu der Willkür des Präsidenten überlasse. Gambetta rief den Anhängern Mac Mahons zu: „Wir haben uns dazu verstanden, Ihnen die stärkste Exekutivgewalt zu lassen, die jemals in einer Demokratie geschaffen ist.“ Wie ist es da möglich, daß man heute so ganz andre Vorstellungen von der Stellung eines französischen Staatspräsidenten haben kann?

Die Erklärung liegt einmal in dem Artikel der Verfassung von 1875, durch den sie sich so grundlegend von der Verfassung von 1848 unterscheidet. Die zweite Republik gab dem Präsidenten die Verantwortlichkeit, die dritte Republik erklärt: „Der Präsident ist nur im Falle des Hochverrats verantwortlich.“ Die Belastung des Präsidenten von 1848 mit der Verantwortung hat seine Machtfülle so gestärkt, daß er den Staatsstreich des 2. Dezember wagen konnte, das Privileg der Unverantwortlichkeit hat dagegen alle so wichtigen Vorrechte des Präsidenten der heutigen Republik gelähmt. Verantwortlich sind nur die Minister, die ihrerseits nichts als die Kommis der Kammermehrheit sind. Jede Unterschrift des Präsidenten ohne ministerielle Gegenzeichnung hat nur den Wert einer Schreibübung. Das Recht des Veto gegen ein Gesetz und alle andern Machtbefugnisse des Staatschefs schweben also völlig in der Luft. Gewiß kann es der Präsident auf einen Konflikt ankommen lassen und das Ministerium zur Abdankung zwingen, aber er kann den Kammern keine Regierung gegen ihren Willen aufnötigen. Da aber die Gesetzgeber von 1875 doch unmöglich alle die Artikel von den Vorrechten des Staatspräsidenten als leere Spielerei betrachtet haben werden, so ist die Konstitution Frankreichs auch heute noch ein Gewebe von Widersprüchen, die bisher vergeblich ihrer Lösung harren. Mac Mahon war der letzte, der es wagte, seinen Willen gegen das Parlament zur Geltung zu bringen; es ist ihm nicht gut bekommen, und von seinen Nachfolgern hat es keinen nach einem neuen 16. Mai 1877 gelüstet. Die Auslegung, die den dunkeln Stellen der Verfassung von der immer radikaler werdenden parlamentarischen Demokratie gegeben ist, wurde seit Grévys Zeiten auch für die Präsidenten praktisch maßgebend. Damit ist aber in keiner Weise gesagt, daß diese Auslegung auch richtig ist, und daß nicht eine starke, staatsmännische Persönlichkeit, die kühn genug ist, einem Konflikt mit den andern konstitutionellen Gewalten nicht ängstlich auszuweichen, nicht einer vollständigern Auffassung vom Wesen der Präsidentschaft zum Siege verhelfen könnte. Hier berühren wir aber den zweiten Punkt, der das allmähliche Verblassen der Autorität des Staatschefs erklärt. Es hat immer an kräftigen, entschlossenen Charakteren an der Spitze der Exekutiv-

gewalt gefehlt. Von Thiers an, der sogar den Ausdruck: chef de l'Etat entschieden ablehnte, bis Loubet haben sich alle Präsidenten — abgesehen von Mac Mahon — ängstlich gehütet, auch nur den Anschein zu erwecken, als wenn sie ihrer Würde einen Schimmer von Selbstherrlichkeit oder auch nur eigner Initiative geben wollten, und die Nationalversammlung hat sich mehr und mehr bemüht, von allen Kandidaten immer gerade den zu wählen, der sich am besten der vom Parlament gewünschten subalternen Einschätzung des Postens im Elysée anzuschmiegen schien. Die Gambetta, Ferry, Waldeck-Rousseau konnte man nicht brauchen. Herr Doumer ist ein politisch ziemlich unbeschriebnes Blatt, doch gehört er zur radikalen Linken. Wenn er trotzdem der Feindseligkeit der geschlossenen Demokratie, seiner eignen Gesinnungsgenossen, unterlag, so ist das dem Argwohn der combistischen Zionswächter zuzuschreiben. Der jugendliche Doumer könnte ja vielleicht gegen den Willen des Bloc die Verfassungsartikel 2, 3, 7 und 8 so ausdeuten, wie es die Schöpfer dieser Verfassung wollten.

Armand Fallières ist der Sieger, und mit ihm siegt von neuem die Theorie, daß der Staatspräsident nur dazu da sei, den Willen des Parlaments zu vollstrecken, Unterschriften zu geben und im Notfall Ministerien zu bilden, die ihre Weihe aber erst im Palais Bourbon erhalten. Mit seinem Einzug ins Elysée werden die Hoffnungen auf eine Revision der Verfassung zu Grabe getragen, diese Revision, die einst gerade von der Linken so dringend gefordert wurde, und die heute als Staatsstreichversuch denunziert wird, wo sich der Radikalismus fest in den Sattel gesetzt hat. Fallières bezeichnete in Versailles Loubet als sein Vorbild. Darin liegt ein Programm. Das formelle Programm, daß sich auch der neue Präsident der engen Auffassung von den Rechten und Pflichten des Staatschefs gehorsam zeigen wird, wie sie nun so langsam Gewohnheitsrecht wird. Fallières konnte wohl nichts andres erklären, da er ja gerade dem Vertrauen der Linken, er werde alles beim alten lassen, seine Wahl verdankt. In der Rede des Nachfolgers Loubets liegt aber auch ein sachliches Programm. Fallières will das Staatsschiff in dem Kurse lassen, der ihm von den drei Ministerien Waldeck-Rousseau, Combes, Rouvier gegeben worden ist. Wir werden also den weitern Ausbau der demokratischen Reformen verfolgen können. Fallières gilt als eifriger Sozialpolitiker, und die immer zurückgesetzten Arbeiterpensionen und sonstigen Pläne zur Verbesserung der Lage der proletarischen Klassen werden hoffentlich von ihm etwas gefördert werden, denn auf diesem Gebiete marschiert Frankreich wahrhaftig nicht an der Spitze der Zivilisation. Sehr unangenehm wird es den Mittelparteien sein, daß Fallières sehr radikale Ansichten über die Steuerreform hat. Die progressive Einkommensteuer rückt damit etwas näher, und Rouvier, der sie in Wahrheit nicht leiden kann, wird aus seiner zweideutigen Stellung in dieser Frage wohl etwas herausrücken müssen. Fallières war bis zu seiner Wahl zum Senatspräsidenten sonst ein gemäßigter Republikaner der Gambetta-Ferryschen Richtung. Heute gebärdet er sich als hitziger Anhänger der radikalen Gedanken, die er einst in seiner Ministerzeit so kräftig bekämpft hat. Die Zukunft wird lehren, ob er in dieser Entwicklung nach links zu verharren gedenkt. Im Interesse Frankreichs wäre zu hoffen, daß

er die Kulturkämpferei der Marke Combes nicht fortsetzt. Das Land hat einstweilen an der zähen Separationsspeise genug zu kauen und zu verdauen. Für weitere Unterrichtsreform will Fallières auch eintreten; das wäre sehr zu wünschen, denn das Staatsschulwesen ist wahrlich nicht musterhaft in Frankreich. Mit der Zwangsstaatsschule und dem Übergang vom „Laicisieren" zum positiv atheistischen Unterricht wird der neue Präsident jedoch wohl kaum Glück haben. Wir glauben auch nicht, daß es Fallières mit solchen Plänen bittrer Ernst ist; wollen ihn seine Gegner auf der äußersten Linken doch sogar als verkappten Klerikalen verdächtigen. Warum? Weil die Verwandtschaft des neuen Präsidenten daheim im gascognischen Lande gut katholisch ist, und ein Fallières sogar auf einem Bischofsstuhl sitzt.

Wir haben hier die innerpolitische Stellung Fallières kurz besprochen, weil der persönliche Einfluß des neuen Präsidenten auf seine Umgebung ja keineswegs zu unterschätzen ist. In die Gesetzgebungsmaschinerie wird aber der neue Staatschef ebensowenig mit eignen Entwürfen eingreifen wie der heutige, zum wenigsten nicht mit Berufung auf sein hohes Amt. Auch wenn Fallières Anwandlungen von eigner Initiative zeigen wollte, so würde das auf die politische Entwicklung Frankreichs an sich noch keinen Einfluß haben. So lange wir nicht die Zusammensetzung der neuen Deputiertenkammer kennen, sind alle Berechnungen und Vermutungen über den weitern Gang der innern Politik ganz haltlos. Wir können nur annehmen, daß bis zum April, wo das Palais Bourbon geschlossen wird, sich nichts sonderliches in der Regierung ändern wird; bis dahin wird voraussichtlich auch Rouvier im Amte bleiben. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt, daß wir auch von den Maiwahlen keine Umwälzung im Innern erwarten. Immerhin können Parteiverschiebungen eintreten, die ein neues Ministerium oder doch eine Umbildung des gegenwärtigen nach der einen oder der andern Richtung notwendig machen. Sollte sich — was nicht sehr wahrscheinlich ist — eine große Stärkung der gegenwärtigen entschiednen Opposition ergeben, so müßte Fallières, der Vertrauensmann der Radikalen und der Sozialisten, auch mit einem progressistisch-nationalistischen Ministerium regieren, ob er wollte oder nicht. Das sind eben die Folgerungen der staatsrechtlichen Theorie, deren Vertreter Fallières ist. Freilich bliebe auch einem Stärkern nur die Aussicht auf Kampf und kaum auf Sieg in einem Streite mit dem Parlament, so wie sich dessen Stellung heute entwickelt hat. Herr Fallières kann aus eigner Machtvollkommenheit aber weder die Pelletan und André dem Volk aufzwingen, wenn die Kammer sie nicht will, noch kann er mit einem Federstriche alle Welt mit dem Achtstundentag beglücken — obwohl die guten Leute und schlechten Musikanten, die hier volkstümliche Politik machen, beides steif und fest am Mittwoch behauptet haben.

Fallières wird Loubet auch in den Bahnen der äußern Politik folgen. Man hat viel gesprochen von dem persönlichen Einfluß des gegenwärtigen Präsidenten auf die internationalen Beziehungen. Mit Sicherheit ist darüber heute nichts festzustellen, und wenn Fallières sich hier seinen Vorgänger zum Muster nehmen will, so kann das nur so gemeint sein, daß er die Politik beibehalten will, wie sie sich durch Loubet entwickelt hat. Man gefällt sich in Deutschland anscheinend in vielen Kreisen in der Vorstellung, als wenn mit dem neuen

Präsidenten ein Hort des Friedes, ja der Freundschaft gewonnen sei. Dasselbe hat man aber auch von Loubet gesagt, und doch hat es der gegenwärtige Staatschef zum mindesten nicht gehindert, daß Delcassé die ernsteste Kriegsgefahr zwischen den Vogesennachbarn seit 1870 heraufbeschworen hat. Wir glauben nicht, daß Doumer seine Amtsführung mit einer Kriegserklärung begonnen hätte, wie dies die Radikalen behaupteten. Dazu wäre der Präsident auch gar nicht in der Lage. Wir glauben aber auch nicht, daß Fallières die Neigung oder die Kraft hätte, einen Krieg, der unvermeidlich geworden wäre, zu verhindern. Wenn es heute schon einem Monarchen kaum möglich ist, ein Volk gegen seinen Willen in einen Krieg hineinzujagen oder umgekehrt in Lagen, wo die Flinten sozusagen von selbst losgehn, einen Zusammenstoß zu verhindern, so hat der schwache Mann im Elysée erst recht nicht die Fähigkeit dazu. Man darf aber nicht verkennen, daß nach der französischen Verfassung gerade auf dem Felde der äußern Politik dem Präsidenten eine nicht zu unterschätzende Bewegungsfreiheit gegeben ist. Die französische Diplomatie hat im letzten Jahrzehnt fast immer gegen den Willen der Volksmehrheit gehandelt. Vom Rückzug von Faschoda an bis zum Marokkoabkommen mit der Opferung der republikanischen Ansprüche auf Ägypten und Neufundland ist das Volk und mit ihm das Parlament immer durch den Herrn am Quai d'Orsay vor vollendete Tatsachen gestellt worden, gegen die sich die öffentliche Meinung auflehnte, und die doch nicht ohne Blamage oder ernsten Schaden rückgängig gemacht werden konnten. Loubet ließ seinen Lieblingsminister Delcassé diese Methode, das Parlament und die übrigen Minister als quantité négligeable zu behandeln, so lange fortsetzen, bis es im Juni 1905 unangenehm nach Pulver zu riechen begann. Auf diese Wege eigenmächtiger Experimentalpolitik wird Herr Fallières seinem Vorgänger und Herrn Delcassé kaum folgen; die Lehren des letzten Jahres sind doch zu ernst. Wohl aber mag es ihm beschieden sein, durch seine eigne vertrauenerweckende Persönlichkeit die Sympathien für die Republik überall zu mehren. Die Ententen mit England, Italien, Spanien sind sicher mit ein Erfolg Loubets, und insbesondre waren es die Beziehungen des Republikaners im Elysée zum gekrönten Schloßherrn von Sandringham, die den englisch-französischen Freundschaftsbund hegten, von dem das französische Volk zuerst gar nichts wissen wollte, und der auch heute noch als ein Werk der Kabinettsdiplomatie keine tiefen Wurzeln im nationalen Empfinden geschlagen hat. Fallières hat sich bisher nie mit äußerer Politik beschäftigt, und er wird sich, zum wenigsten in der ersten Zeit, in dieser Beziehung wohl ganz seinem Freunde und alten Kampfgenossen Rouvier anvertrauen und bei ihm in die Lehre gehn. Wir glauben, daß Fallières dann, wenn er sich selbst für ein eignes System entscheiden soll, sich eher an das des jetzigen Leiters der auswärtigen Politik Frankreichs als an das Delcassés halten wird; wir glauben das, weil eine solche Entscheidung im Interesse der Republik, nicht etwa, weil sie im Interesse Deutschlands liegt.

Die beste Gewähr für den äußern Frieden ist heute in Frankreich die Verfassung, so groß ihre Mängel für die innere Politik sind. Die Republik wird nicht kriegerisch sein, weil ein unglücklicher Feldzug eine neue Revolution, und weil ein Triumph der französischen Waffen die Militärdiktatur bringen

würde. Das Erstarken der Demokratie: das ist die Bedeutung des 17. Januar. Wenn man sich der Straßenunruhen beim Einzuge Loubets vor sieben Jahren und beim Leichenbegängnis Felix Faures erinnert und die letzten Tage hier in Paris durchgemacht hat, wird man den Fortschritt ermessen können, den die Republik gemacht hat. Beide Kandidaten, die sich diesesmal in Versailles gegenüberstanden; waren radikale Republikaner, denn der Zulauf, den Doumer von der Rechten erhalten hatte, war nicht durch die Hoffnung der Monarchisten veranlaßt, Doumer könne zu einem Staatsstreich die Hand bieten, sondern nur ein Manöver parlamentarischer Taktik, um den Günstling des Bloc zu beseitigen. Die Ruhe, mit der die Volksvertretung den Übergang der Exekutivgewalt auf einen neuen Staatschef beschlossen hat, kann auf keinen unbefangnen Beobachter ohne Eindruck bleiben, und die Genugtuung der Republikaner ist begreiflich. Das ganze Land hat in lebhaften Kundgebungen die Wahl von Versailles gebilligt, ja auch die Gegner Fallières beeilen sich, zu erklären, daß sie nichts gegen die Person des neuen Präsidenten einzuwenden haben, für den die Sympathien in allen Kreisen offenbar im Wachsen sind. Der schlichte Kleinbürgersohn aus Mézin wird die Vorurteile unsrer republikanischen goldnen Jugend, die ihn spottend einen „Loubet ohne Hosenträger" nennt, zuschanden machen. Fallières kann durch seinen Namen bei den nächsten Wahlen eine starke Mehrheit seiner Regierung verschaffen, wenn er dafür sorgt, daß Rückfälle in die kleinliche, verfolgungssüchtige und gewaltsame Art von Combes und Pelletan vermieden werden.

Von neuem haben wir gesehen, daß das französische Volk Ruhe haben will, Ruhe und Versöhnlichkeit im Innern, Ruhe und Frieden nach außen. Diese Wünsche vermag ein wohlwollender und ehrlicher Staatsmann leicht zu erfüllen, auch wenn er kein Genie ist, und wir hoffen, daß es dem neuen Präsidenten der französischen Republik beschieden sein möge, Frankreich während der nächsten sieben Jahre in friedlicher Arbeit und ruhigem Fortschritt den wahren und guten Idealen seines Volks entgegenzuführen, mit dem wir uns oft genug haben raufen müssen, das wir aber in Wahrheit niemals gehaßt haben, und mit dem wir, soweit es an uns liegt, in aufrichtiger und herzlicher Freundschaft leben wollen.

Paris — Franz Wugk



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



In der Mitte der Steineichenallee, die vom Schloß zum Haupteingang des Gartens führte, kauerte Annunziata in ihrer grauen, peplumartigen Schürze, mit ihren über die Schultern wallenden Locken, in dem Winkel einer Marmorbank und betrachtete mit lebhaftem Interesse eine weiße Blume, die auf ihrem Schoße lag. Es war die wärmste und friedlichste Zeit des Nachmittags. Die Sonne schien heiß; kein Blättchen rührte sich, kein Schatten zitterte, und das zuweilen ertönende Pfeifen einer Amsel irgendwo in der grünen Blätterwelt da oben schien nur der Stille einen fröhlichen Rhythmus zu geben.

Du gütiger Himmel! Hat man jemals ein junges Mädchen so in Gedanken versunken gesehen? rief eine helle Stimme.

Aus ihrer Träumerei aufgeschreckt, schaute Annunziata mit fragenden Augen auf. Vor ihr stand eine lächelnde Dame in einem Kleid aus lilafarbnem Musselin und mit einem weißen Sonnenschirm in der Hand.

Annunziata, die, wenn sie wollte, ausnehmend höflich sein konnte, erhob sich, machte ein Knicks und sagte: Buon Giorno, Signorina!

Buon Giorno — ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, was du eben gedacht hast. Aber ich bin überzeugt, daß du mir niemals sagen könntest, welche Gedanken dich so sehr beschäftigt haben.

Scusi, entgegnete Annunziata. Ich dachte darüber nach, wie diese Blume wohl heißen möchte. Sie hob die Blume auf, die zur Erde gefallen war, als sie sich erhoben hatte. Dann streckte sie sie zur Betrachtung auf Armeslänge vor sich hin.

O? fragte die Dame und lächelte dabei die Blume an, wie sie deren Besitzerin angelächelt hatte. Ist das nicht eine Narzisse?

Ja, es ist eine Narzisse, aber ich dachte über ihren Vornamen nach.

Die Dame sah sie etwas verständnislos an: Ihren Vornamen?

Es ist eine Narzisse, erklärte Annunziata, geradeso wie ich ein Mädchen bin. Aber sie muß doch ihren eignen Namen haben, ihren Namen für sich, gerade wie ich den meinen. Es ist eine Seele, die hier das Fegefeuer durchmacht — eine sehr gute Seele. Wenn Sie sehr, sehr gut sind, so dürfen Sie, wenn Sie sterben, das Fegefeuer als Blume durchmachen. Aber das ist gar kein so leichtes Fegefeuer, o nein! Denn sehen Sie: die Blume ist schön, aber sie ist auch blind und kann nicht sehen; sie duftet, aber sie kann nicht riechen, und die Leute loben und bewundern sie, aber sie ist taub und kann nicht hören. Sie kann nur warten, warten und an Gott denken. Aber das Fegefeuer dauert nicht lange: wenig Tage, und die Blume welkt, und die Seele ist erlöst. Ich meine, diese Blume müsse Cäcilie heißen, denn sie ist so weiß.

Das Lächeln in den Augen der Dame war, während sie dem Mädchen zuhörte, immer leuchtender geworden, und jetzt ließ sie ein leises Lachen, ein leises, gütiges Lachen ertönen. Ja, ich habe selbst schon oft gedacht, ob nicht Blumen das Fegefeuer, die Läuterungszeit sehr guter Seelen sein könnten. Ich freue mich, von dir zu hören, daß es wahr ist. Und ich glaube auch, daß der Name dieser Blume gewiß Cäcilie ist. Cäcilie paßt herrlich für sie. Aber wie heißt denn dein Vorname, wenn man fragen darf?

Mariannunziata, sagte die Trägerin des Namens, um nicht aus einer Kirsche zwei Bissen zu machen.

Die Augen der Dame wurden groß. Was für ein kurzer Name!

Nein, sagte Annunziata, mein ganzer Name ist länger! Mein ganzer Name ist Giuliana Falconieri Maria Annunziata Casalone. Ist das nicht lang genug?

O ja, das ist reichlich lang genug.

Wie heißen denn Sie? fragte das Mädchen.

Ich heiße Maria Dolores. Du siehst, wir heißen beide Maria.

Natürlich! Alle Christen sollten Maria heißen.

Das sollten sie, stimmte ihr die Dame bei. Sagst du den Leuten, wie alt du bist?

Jawohl, sagte Annunziata, wenn sie es wissen wollen. Warum auch nicht?

Das Lächeln in den Augen der Dame vertiefte sich noch mehr. Würdest du es mir wohl sagen?

Mit Vergnügen. Ich bin elf Jahre und fünf Monate. Und Sie?

Ich bin gerade noch einmal so alt. Ich bin zweiundzwanzig Jahre und zehn Monate. Wie alt werde ich dann, wenn du fünfzig bist?

Nein, erklärte Annunziata kopfschüttelnd, den Witz hat mein Freund Prospero schon einmal bei mir versucht. Sie hoffen jetzt, ich werde sagen: hundert! Aber

das ist nicht so: wenn ich fünfzig Jahre alt bin, sind Sie einundsechzig und gehn ins zweiundsechzigste.

Offenbar sehr belustigt, lachte die Dame hell auf. Was für ein kleiner Ausbund von Klugheit du bist! rief sie.

Ja, auch mein Freund Prospero sagt, ich sei klug, entgegnete Annunziata. Ich sehe Sie gern lachen, versicherte sie dann, indem sie das Gesicht der Dame genau betrachtete, Sie haben schöne Zähne, sie sind so weiß und glänzend und klein, und Ihre Lippen sind so rot.

O dann mußt du recht unterhaltend sein, damit ich recht viel Grund zu lachen habe, antwortete die Dame und lachte noch lustiger als zuvor.

Noch immer die Dame kritisch musternd, fragte die Kleine: Sind Sie nicht die Dame, die zu Signora Brandi auf Besuch gekommen ist?

Signora Brandi? Die Dame überlegte. Ja, ich vermute, daß ich es bin. Jedenfalls bin ich die Dame, die zu Frau Brandt auf Besuch gekommen ist.

Frao Branta? Wir hier heißen sie Signora Brandi, erklärte Annunziata. Sind Sie mit ihr verwandt?

Nein, erwiderte die Dame, die anhaltend Lust zu lachen zeigte, obgleich Annunziata gar nicht das Gefühl hatte, besonders unterhaltend zu sein. Nein, verwandt bin ich nicht mit ihr, aber befreundet.

Sie ist eine Österreicherin, sagte Annunziata. Dieses Schloß gehört Österreichern. Früher, vor langer, langer Zeit, noch ehe ich auf die Welt gekommen bin, hat das ganze Land hier den Österreichern gehört. Sind Sie vielleicht auch eine Österreicherin?

Ja, auch ich bin eine Österreicherin.

Und doch sprechen Sie so gut Italienisch wie ich!

Es ist sehr gut von dir, das zu behaupten, sagte die Dame.

Nein, es ist nicht gut — es ist die Wahrheit.

Aber ist es denn nicht gut, die Wahrheit zu sagen?

Nein, das ist nur Pflicht. Wenn man nicht tut, was Pflicht ist, so ist man schlecht und wird bestraft. Und mit einem traurigen Seufzer atmete sie tief auf. Doch rasch hatte sie ihre Heiterkeit wieder gewonnen und sagte: Und außerdem sprechen Sie auch Englisch.

O, sagte die Dame erstaunt, bist du denn eine Hellseherin? Wie kannst du denn wissen, daß ich Englisch spreche?

Mein Freund Prospero hat es mir gesagt.

Dein Freund Prospero? wiederholte die Dame. Du erwähnst deinen Freund Prospero sehr oft! Wer ist denn dein Freund Prospero?

Er ist ein Signore. Er hat Sie gesehen — er hat Ihre Gestalt gesehen — im Garten und im Olivenwald.

Oh —

Und ich vermute, daß er Sie da hat Englisch sprechen hören. Er wohnt in der Pfarre.

Und wo wohnst denn eigentlich du?

Ich wohne auch in der Pfarre. Ich bin die Nichte des Parroco. Ich bin die Waise seines einzigen Bruders. Mein Freund Prospero lebt als Kostgänger bei uns. Er ist ein Engländer.

Wirklich? bemerkte die Dame verwundert. Prospero ist ein höchst sonderbarer Name für einen Engländer.

Prospero ist nicht sein rechter Name, erklärte Annunziata, er heißt Gian — das ist das englische Wort für Giovanni.

Aber warum nennst du ihn dann Prospero?

Prospero ist ein Name, den ich ihm gegeben habe. Ich habe ihm einmal wahrgesagt. Ich kann nämlich aus Olivenkernen, aus Spielkarten oder aus der Hand wahrsagen. Ich will Ihnen auch wahrsagen, wenn Sie es wünschen. Also

ich habe Prospero einmal wahrgesagt, und da ist alles so glücklich für ihn herausgekommen, daß ich ihn seither Prospero heiße. Er wird reich werden, obgleich er arm ist; er wird eine dunkelhaarige Frau heiraten, die auch reich ist; sie werden viele Kinder haben und in Glück und Frieden leben bis ans Ende ihrer Tage. Aber dort! rief sie plötzlich und winkte erregt mit der Hand, in der sie ihre Narzisse hielt. Dort kommt ja mein Freund Prospero im Jagdwagen.

Richtig kam auch ein Gig die Allee herab, ein ziemlich schäbiges altes Gefährt, das aber von einem verhältnismäßig anständig aussehenden Pferde in verhältnismäßig munterm Tempo gezogen und von John Blanchemain selbst gefahren wurde.

Ciao, Prospero! rief Annunziata, als er an ihnen vorüberfuhr.

John nahm seinen Hut ab, einen modernen Panama, und verbeugte sich lächelnd vor ihr und der fremden Dame. Ein Lächeln — der Kenner hätte aus Johns Lächeln drei- oder viererlei Bedeutungen herausfinden können. Zu Annunziata schien es zu sagen: Du Schelm du! Hast du ihr richtig schon aufgelauert und ihre Bekanntschaft gemacht! Zu der Dame: Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Gesellschafterin. Ist sie nicht ein ganz unterhaltendes Geschöpfchen? Zu sich selbst: Und dir, mein Lieber, gratuliere ich dazu, daß du anständig gekleidet und in richtiger Verfassung bist und einen Hut hast, mit dem du ordentlich grüßen kannst. Zum Weltall im allgemeinen aber sprach sein Lächeln: Bei Gott, sie ist schön! Wie sie so vor der Marmorbank im grünen kühlen Schatten der großen Steineichen stand in ihrem lila Kleid, mit ihrem weißen Sonnenschirm, und daneben Annunziata ganz grau in grau — wahrhaftig, das wäre ein Bild des Malens wert, wenn es nur irgendeinen Maler gäbe, der noch so etwas zu malen verstünde.

Er geht zu einem Essen nach Roccadoro, erzählte das Kind, während Johns Rücken in der Entfernung immer kleiner und kleiner wurde. Haben Sies nicht gesehen — unter dem Sitz lag ein Handkoffer? Er geht nämlich zu einem Festessen und wird jedenfalls seinen Galaanzug in dem Handkoffer haben. Ich bin nur begierig, was er mir mitbringt! Wenn er nach Roccadoro geht, bringt er mir nämlich immer etwas mit. Das letztemal war es eine Schachtel Schokoladezigarren. Ach, ich möchte ihn furchtbar gern in seinem Galaanzug sehen! Sie nicht auch?

Aber die Dame lachte nur. Dann nahm sie Annunziatas Kinn in ihre Hand, schaute ihr tief in ihre großen klaren Augen und sagte: Ich muß jetzt eilen, daß ich zu Signora Brandi komme, aber ich kann nicht von dir fortgehn, ohne dir zu sagen, wie sehr ich mich freue, daß ich dich getroffen habe, und welches Vergnügen mir die Unterhaltung mit dir bereitet hat. Ich hoffe, daß wir uns recht oft sehen werden. Und nun Adieu für heute!

Guten Abend, Signorina, ich stehe Ihnen immer zur Verfügung, sagte Annunziata, die wieder förmlich und höflich wurde, mit einem zweiten Knicks. Wenn Sie mich in der Pfarre besuchen wollen, fügte sie gastfreundlich hinzu, zeige ich Ihnen auch mein zahmes junges Reh.

Du bist sehr freundlich, erwiderte die Dame und ging lächelnd dem Schloß zu.

Annunziata kauerte sich wieder in ihre alte Ecke auf der Marmorbank und schien aufs neue in tiefes Nachdenken zu versinken.

* * *

Ein merkwürdiges Gefühl von innerer Wärme, ein im tiefsten Winkel seines Bewußtseins ruhendes Gefühl von Behagen, eine gewisse gehobne Stimmung begleiteten John auf seiner Fahrt nach Roccadoro und vermischten sich, diese versüßend, mit allen den Gedanken und Empfindungen, die ihn augenblicklich beschäftigten. Dies war ein „Seelenzustand,“ eine „Gemütsverfassung,“ die er von alters her an sich kannte, und es machte ihm keine Mühe heute, die Ursache zu ergründen. Es war die innere Wärme und die gehobne Stimmung, die er so glücklich war, immer zu empfinden, wenn sich sein Auge an einem neuen schönen Eindruck ergötzt

hatte, und heute wußte er, daß er sie dem flüchtigen Blick verdankte, den er dort unter den grünen Steineichen auf eine schlanke Gestalt in Lila und ein schmächtiges Figürchen in Grau neben einer sanftgetönten alten Marmorbank in einem schattigen, sonnendurchleuchteten, alten italienischen Garten hatte werfen können.

Es ist eine herrliche Fahrt von Sant' Alessina nach Roccadoro. Der Weg folgt größtenteils den Windungen des Rampio, sodaß man nur selten des Blickes auf das schimmernde Wasser entbehrt, und sein mehr oder weniger starkes Getöse beständig in den Ohren hat. Zur Rechten und zur Linken blühen die Mandelbäume in zartem Rosa, durch das ab und zu das Scharlachrot des Granatapfels aufflammt; dann die blaugrauen, in einen aus Sonnenschein und Nebel gewobnen Schleier gehüllten Hügel; dahinter heben sich die rosigweißen Schneeberge mit ihren matten violetten Schatten wie scharfgeschnittne Kameen von dem glänzendblauen Horizont ab. Manchmal rasselt man auch durch ein Dorf mit Kirche und Campanile, mit zerbröckelnden, schmutziggelben kleinen Häusern und blendendweißen Markisen aus Leinen und mit dem bewegten Straßenleben. Das ganze Dasein scheint sich hier auf der Straße abzuspielen: hemdärmlige Männer lungern rauchend und spuckend (sonst wäre man ja nicht in Italien) in den Gassen umher; andre spielen Karten unter dem noch unbelaubten Weinstock des Dorfkruges, der Osteria; Frauen klatschen bei ihrer Näharbeit oder kämmen und flechten sich, zu geselligen Trüppchen vereint, ihr seidenweiches schwarzes Haar; Kinder krabbeln in dem wohlvertrauten geliebten Straßenschmutz herum; das Birett auf dem Kopf, die Nase ins Brevier versenkt, verfügt sich der Priester langsam auf irgendeinen Berufsgang und entledigt sich seiner Pflicht; der vorsintflutliche barfüßige Ziegenhirt mit seinem kegelförmigen, zerdrückten Hut auf dem Kopf, gefolgt von der Herde mit ihren drolligen, ängstlichen Gesichtern, entlockt seiner Panflöte schrille Töne oder hält an und melkt, überwacht von den gierigen Italieneraugen seiner Kunden, per due centesimi Milch in die hingereichte, krampfhaft festgehaltne Kanne. Ab und zu treten an Stelle der Mandelwäldchen auch Weingärten oder Maisfelder, Haine von düstern Walnußbäumen oder Anpflanzungen von verkrüppelten Eichen, unter denen sich magre schwarze Schweine an den köstlichen Eicheln erlaben. Manchmal verengt sich das Tal zur Schlucht, die Spuren der Kultur verschwinden, die Stimme des Rampio schwillt tosend an; zwischen den zu beiden Seiten düster, beinahe streng emporragenden Hügeln überkommt einen das Gefühl unendlicher Einsamkeit, ein Gefühl, das eher verschärft als gemindert wird durch den Anblick etlicher Gehöfte, die hoch oben am Bergrand hängen, in einer Höhe, die beinahe unerreichbar scheint. Welche Art menschlicher Wesen, denkt man, mag da droben hausen, und welcher Art mag das trübselige Leben sein, das sie führen? Aber auch in der einsamsten Gegend wird man von einem Chor befiederter Sänger willkommen geheißen und geleitet. Während der ganzen sieben Meilen langen Fahrt hallen die Berglehnen wider von Vogelsang, und zwar — in dieser Jahreszeit — während aller vierundzwanzig Stunden des Tages. Amseln, Drosseln, Meisen, Grasmücken, Goldfinken und Buchfinken singen vom ersten Morgendämmern, bis der letzte Abendschein erloschen ist, und dann fangen die Nachtigallen an zu schlagen und lassen ihre süßen Liebeslieder ertönen, bis wiederum der Morgen graut. Und allüberall ist die Luft angefüllt mit dem leisen aromatischen Duft des Rosmarins, denn allüberall gedeiht der Rosmarin im Schatten der Bäume. Und allüberall schwelgt das Auge in dem reinen Glanz der Farbentöne und in den wunderbaren Formen und Linien, wodurch die italienische Landschaft immer den Eindruck macht, als sei sie planvoll von einem Künstler gezeichnet worden.

Während er alle diese Lieblichkeit in vollen Zügen genoß, fühlte John fortwährend die angenehme innere Wärme, die er dem flüchtigen Blick auf das junge Mädchen im Garten zu verdanken hatte. Als er schließlich im Hotel Viktoria angelangt war und sich umgekleidet hatte, fand er Lady Blanchemain noch allein in dem Empfangszimmer, wo sie ihre Gäste erwartete, und beeilte sich, ihr während

der wenigen Augenblicke des Alleinseins mitzuteilen, daß er über die Reize der bewußten Dame ganz ihrer Meinung sei.

Deine Schönheit ist ganz entschieden eine Schönheit, sagte er. Ich wollte, du hättest sie sehen können, wie ich sie vor einer Stunde gesehen habe — mit ihrem weißen Sonnenschirm und einem Hintergrunde von dunkeln Steineichen. Es ist jammerschade, daß das Malen heutzutage zu den vergessenen Künsten gehört.

Aber Lady Blanchemain, in purpurrotem Sammetkleid, mit Brillanten im Haar und um den Hals, schien sich für diesen Gegenstand nicht zu interessieren.

Weißt du, sagte sie, gestern habe ich den lächerlichsten Bock in meinem Leben geschossen. Das bedrückt mich seither. Im allgemeinen habe ich ziemlich klare Begriffe; vielleicht war das ein Symptom beginnender Altersschwäche. Ich war mir ganz klar darüber, daß du in Eton und in Balliol studiert habest, und erst als ich halbwegs zuhause war, ist mir eingefallen, daß das gar nicht möglich ist, weil du doch katholisch bist.

Es tut mir leid, aber ich war in Edgbaston und in Paris. — Der Ansatz ihres Haares tief in der Stirn und die Wellen, in denen es auf- und rückwärts fällt und kleine Löckchen bildet, ist geradezu lyrisch. Und das Lächeln, das auf dem Grund ihrer tiefen Augen ruht, ist wie stille Musik. Und ihr Mund ist ein Liebesgedicht, und ihre Lippen sind Verse.

Und ihr Kinn ist ein Ideal von Kinn! Und dann ihre Gestalt! Und ihr lila Kleid! Oh es ist ewig, ewig schade, daß das Malen eine vergessene Kunst ist!

Was, dasselbe lilafarbne Kleid? fragte Lady Blanchemain zerstreut. Aber trotzdem hast du doch ganz gewiß den Tonfall aus der Schule von Eton, fuhr sie nachdenklich fort, und wenn ich dir auch nicht das zweifelhafte Kompliment machen will, zu behaupten, du habest die Manieren aus Balliol, so hast du doch einen leichten Anflug davon.

Ich muß mich sehr in acht nehmen, sagte John. Sie ist zu Besuch bei einer Österreicherin, die in einem Seitenflügel des Schlosses wohnt — neben dem Uhrenturm —, eine Österreicherin mit dem lustigen Namen Brandi!

Ich habe heute ziemlich viel Glück mit meiner Tischgesellschaft, sagte Lady Blanchemain; Agnes Scope, die Nichte des Herzogs von Weymouth, hat angenommen. Sie traf heute Vormittag mit ihrer Tante, Lady Louisa, hier ein. Natürlich setze ich dich neben sie. Abgesehen davon, daß sie ein hübsches Mädchen und eine Erbin ist, hat sie sich zum Katholizismus bekehrt — na, wer klug ist, merkt sich das.

Ja, ich kenne sie, erwiderte John, wir kommen nicht miteinander zurecht. Sie bewegt sich in viel zu hohen Flugbahnen für einen Gründling, wie ich bin. Sie ist verständig, begabt und ernst, und meine Unwissenheit und Leichtherzigkeit verletzen sie sogleich. Sie wird, was ich ihr auf den Kopf zugesagt habe, schließlich noch Bücher schreiben — ernste Romane vermutlich —, die sie mit schönen, nichtssagenden Zitaten von Browning und Kardinal Newman illuminieren wird.

Unsinn, sagte Lady Blanchemain, du bist boshaft.

Außerdem, fuhr John fort, ist sie auch verlobt.

Verlobt —? stammelte Lady Blanchemain.

Ja, mit einem verständigen und ernsten Manne namens Blake — Bernard Blake —, einem Enkel des berühmten Blake von Cambridge.

Lady Blanchemain sah ihn verstimmt an. Bist du dessen sicher? fragte sie.

Ich sah es in der heutigen Morning Post bestätigt.

Lady Blanchemain bewegte heftig ihren weißen Straußenfederfächer, auf dessen Deckstäben von blondem Schildpatt ihr Namenszug mit Krone in Gold eingelegt war.

Was für ein hübscher Fächer! sagte John bewundernd.

Auch gut, auch gut! sagte Lady Blanchemain, sich selbst beruhigend. Dann nach kurzem Überlegen: So liegst du also schon in den Banden ihrer Schönheit? Hast du herausgebracht, wer sie ist?

Wer wer ist? fragte John und starrte sie verständnislos an.

Pfui! Hänsle mich nicht! Deine Dame vom Schloß!

Meine Dame vom Schloß schien dich eben sehr kalt zu lassen, klagte er, ich kam ganz erfüllt von ihr her, und du wolltest nichts von ihr hören!

Also bist du schon verliebt in sie? fragte Lady Blanchemain.

Nein — noch nicht! Bis jetzt stelle ich nur fest, daß sie ein prächtiger Vorwurf zu einem Bilde wäre, und bedaure, daß ein solcher Vorwurf verloren geht aus Mangel an einem Maler. Aber morgen um diese Zeit — wer kanns wissen?

Hast du herausgebracht, wer sie ist?

Nein — noch nicht. Bis jetzt habe ich nur ausfindig gemacht, daß sie bei einer Österreicherin, einer Signora Brandi, auf Besuch ist, die — Gott weiß warum! — in dem Flügel neben dem Uhrenturm wohnt. Aber morgen um diese Zeit! Die Bewegung, mit der John diese Worte begleitete, versprach Bände von Nachrichten.

Sie sah aus wie eine Dame von Stand, versicherte seine mütterliche Freundin.

Ganz unzweifelhaft.

Doch wenn sie eine Österreicherin ist — nachdenklich hielt sie inne.

Warum? Wo liegt da die Schwierigkeit?

Darin, zu erfahren, ob sie eine „Geborne“ ist, erklärte Lady Blanchemain. Wenn man nicht eine „Geborne“ ist, gilt man bei den Österreichern nichts und ist nichts, gar nichts. Brandi klingt nicht sehr „geboren“ — findest du nicht auch? Du darfst dich aber durchaus nicht in sie verlieben, wenn sie keine „Geborne“ ist.

Brandi klingt freilich erschrecklich „ungeboren,“ gab John zu, und wenn Wirtin und Gast gleich und gleich sind, so wird der Gast Signora Brandis ebenfalls „ungeboren“ sein. Aber dies würde in meinen Augen nur ein Reiz mehr sein — vorausgesetzt, daß sie erzogen ist. Ich bin ja kein Österreicher, sondern ein Brite und ein Demokrat. Ich habe das Vorgefühl, daß ich mich — falls dies überhaupt einmal geschieht — in eine Müllerstochter verlieben werde — eines emporgekommnen Müllers natürlich, der seiner Tochter die Vorteile einer guten Erziehung hat angedeihen lassen. „Erzogen, nicht geboren, oder die Dame von der Mühle“ wird der Titel meines schlichten Herzensromans heißen. Ich bin nicht sicher, ob ich mich nicht vom Fleck weg in diese Dame verlieben würde, wenn sie den Beweis erbringen könnte, die Tochter eines Müllers zu sein. Nun, morgen werde ich es ja erfahren! Morgen um diese Zeit bin ich im Besitz ihres ganzen dossier. Vielleicht interessiert es dich, zu erfahren, daß ich einen Detektiv dazu verwende, sie auszuforschen.

Einen Detektiv? Was soll das heißen? fragte Lady Blanchemain.

Einen Privatdetektiv, eine Detektivin, die ich dir vorstellen werde, wenn du das nächstemal nach Sant' Alessina kommst, erklärte John.

Was in aller Welt soll denn das nun wieder heißen? rief Lady Blanchemain.

Der belustigendste, bewunderungswürdigste, noch ungehenkte kleine Detektiv, sagte er. Wer immer sie kennen lernt, liebt sie und lacht über sie. Ihr wird es gelingen, die verborgensten Geheimnisse aus dem Herzen meiner Sphinx herauszulocken.

Wie kann es dir nur Spaß machen, eine arme alte Frau, die nur durch einen glücklichen Zufall nicht deine Großmutter geworden ist, so zum Narren zu halten?

Lady Louisa Fitz-Stephen, Miß Scope, meldete der Diener, die Tür öffnend.

* * *

Die Nachtigallen sangen ihn heim, und der silberhelle Mond leuchtete ihm — der italienische Mond im April. Als er durch den in purpurne Schatten und silbernen Mondschein getauchten Garten auf das Schloß zufuhr, streiften Johns Augen zufällig und flüchtig den Schloßflügel neben dem Uhrenturm, aber schon im nächsten Augenblick hatte sein Blick ein festes Ziel gefunden.

Dort auf einem vom Mondlicht übergossenen niedrigen Altan — nicht zehn Fuß über ihm — stand eine Gestalt, ganz in Weiß gehüllt, eine weiße Spitzenhülle über das dunkle Haar geworfen. Die Nachtigallen sangen und schluchzten, der Mond ließ seine leuchtenden Strahlen auf die Erde herniederfallen, der Erde entströmten ihre geheimnisvoll süßen nächtlichen Düfte, und dort stand sie regungslos und sah und lauschte.

Als das Geräusch der Räder von der Allee her an ihr Ohr drang, wandte sie sich um und sah hinab. Ihr Gesicht erschien im Mondenschein besonders schön, zart und leuchtend, und ihre Augen strahlten in dunkler Glut.

Sie wandte sich um und sah hinab, und ihr Blick traf in Johns Augen.

Ich weiß nicht, ob ich an diesem Ort und um diese Zeit grüßen soll oder nicht, dachte er.

Aber ehe er einen Entschluß darüber hätte fassen können, war schon seine Hand am Hut und nahm ihn mechanisch ab.

Dankend neigte sie ihren Kopf, und eine sanfte, liebliche Veränderung ging über ihre Züge.

Sie lächelte, sagte er und hielt mit einer Art erstauntem Entzücken den Atem an.

Die liebliche Veränderung in ihren Zügen kam und ging durch alle seine Träume.

Dritter Teil

John stand im piano nobile des Schlosses, in dem achteckigen Saal, wo die entschwundnen Damen vergangner Zeiten aus ihren Rahmen auf ihn herablächelten. Vom Nebenzimmer her drang das Geräusch trippelnder Schritte an sein Ohr: Annunziatas zierliche graue Gestalt mit dem blassen Gesicht und den ernsten großen Augen stand wie ein andres Bild auf der Schwelle des reichgeschnitzten und vergoldeten Türrahmens.

Ich habe Sie überall gesucht, sagte sie in klagendem Tone.

Armes Mädel, und kannst mich nicht finden.

Ich konnte Sie nicht finden, erwiderte sie, die Zeitform betonend, aber jetzt habe ich Sie gefunden.

Oh? hast du das wirklich? Wo denn? fragte er.

Wo? rief sie mit einer stolzen Bewegung. Hier — natürlich!

Dessen wäre ich an deiner Stelle doch nicht allzu sicher, „hier" ist ein gar schwer zu haschender Vogel! Nimm mal an, wir wären anderswo, dann wäre dies anderswo hier, und hier wäre anderswo.

Nein, sagte Annunziata bestimmt; da, wo jemand ist, ist immer hier.

Du sprichst gerade so, als ob ein Mensch sein Hier mit sich herumtrüge wie seinen Hut oder wie die Schnecke ihr Haus.

Ja, so ist es auch.

Du hast einen merkwürdig festen Kopf — trotz all seinem wirren Lockengekräusel ist doch keine Verwirrung da drin, sagte John. Also wie stehts? Hast du deinen Bericht fix und fertig, beglaubigt, besiegelt und beschworen in der Tasche, und kann er sofort erstattet werden?

Meinen Bericht? fragte Annunziata mit einem forschenden Seitenblick.

Den Bericht über die Unbekannte. Ich sah dich doch gestern, als du im Begriff warst, ihn im Schweiße deines Angesichts aus ihr herauszupumpen.

Ja, erwiderte Annunziata; sie heißt Maria Dolores.

Ein hübscher, ansprechender Name.

Sie ist sehr nett.

Sie sieht so aus.

Sie ist zweiundzwanzig Jahre und zehn Monate alt.

Denk mal einer an. Schon so mittelalterlich!

Ja, und sie ist eine Österreicherin.

Ah!

Und wie ich Ihnen gleich gesagt habe, ist sie zu Besuch bei Signora Brandi — nur daß sie Frao Branta zu ihr sagt.

Frao Branta? John wälzte den Namen förmlich auf der Zunge. Branta? Branta? An welchen bekannten deutschen Namen, der irgendwo im Hintergrunde seines Gedächtnisses schlummerte, erinnerte er ihn nur gleich? Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Meinst du vielleicht Frau Brandt?

Annunziata machte eine zustimmende Gebärde. Ja, das ists! rief sie. Sie sprechen den Namen gerade so aus, wie sie es tut.

John lachte. Brandt klingt — falls es überhaupt Abstufungen gibt im „Nichtgeborensein" — noch viel ungeborner als Brandi.

Ungeboren? fragte Annunziata stirnrunzelnd.

Nicht vornehm, nicht zum Adel gehörend, erklärte John.

Sehr wenig Menschen sind vornehm, entgegnete das Mädchen.

Ein Grund mehr für uns beide, für dich und für mich, dankbar dafür zu sein, daß wir es sind!

Sie und ich! sagte sie, ihre schmalen grauen Schultern zuckend. Macchè! wir sind doch nicht vornehm!

Sind wirs nicht? Wer sagt dir denn das? Jedenfalls, fuhr er moralisierend fort, können wir doch versuchen, es zu sein.

Nein, erklärte sie mit der größten Entschiedenheit, da nützt das Versuchen rein gar nichts. Entweder sind Sie vornehm oder gewöhnlich, wie Gott Sie gemacht hat, da können Sie nichts dran ändern. Wenn ich vornehm wäre, würde ich eine Contessina sein, und wenn Sie vornehm wären, würden Sie ein Gransignore sein.

Und mein unscheinbares Äußeres beweist dir, daß ich keiner bin? fragte er lächelnd.

Wenn Sie ein Gransignore wären, würden Sie nicht so befreundet mit mir sein, Sie wären zu stolz dazu.

John lachte. Du beurteilst also die Leute nach der Gesellschaft, die sie suchen! Gut, nun wollen wir diesen Grundsatz auch einmal auf deine Nachbarin, Maria Dolores, anwenden. Übrigens, unterbrach er sich jäh, wie heißt sie denn mit ihrem heidnischen Namen?

Heidnischer Name? Was ist denn das? fragte Annunziata verwundert.

Maria Dolores ist, wenn ich recht verstehe, ihr christlich-kirchlicher Name, den sie in der heiligen Taufe empfangen hat, aber ich nehme an, daß sie auch noch einen andern, einen heidnischen Namen hat, der sich auf dem Wege der Weltlichkeit vererbt hat — genau so wie eine meiner Lieblinge, deren Bild man dermaleinst in meinem Herzen eingegraben finden wird, den heidnischen Namen Casalone führt.

Überrascht sah Annunziata auf und sagte: Casalone? Das ist ja mein Name!

Ja, bestätigte John, und auch mit deinem Bilde wird es so sein!

Energisch schüttelte Annunziata den Kopf und erklärte: Maria Dolores hat mir ihren heidnischen Namen nicht gesagt.

Jedenfalls, erwiderte er, können wir sie, nach der Gesellschaft, in der sie lebt, sicher als ungeboren einreihen. Vermutlich ist sie die Tochter eines Müllers — eines Müllers, der es zu etwas gebracht hat (nach ihren Kleidern zu schließen), und der (nach ihrer geschulten Stimme, ihren Sprachkenntnissen und ihrem ganzen feinen Wesen zu schließen) an der Erziehung seiner Tochter nichts gespart hat. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie auch Klavier spielen könnte.

Das ist sehr wahrscheinlich; aber warum — dabei sah sie zu ihm auf wie ein leibhaftiges Fragezeichen —, aber warum denken Sie denn, daß sie gerade die Tochter eines Müllers ist?

Ich gebrauche den Namen Müller, erklärte John, als Gattungsnamen. Ihr Vater mag meinetwegen Lexikograph sein oder mit geräucherten Fleischwaren handeln, er kann lenkbare Luftschiffe erfinden oder Luftpumpen fabrizieren, ja er kann sich

sogar eines unabhängigen Einkommens erfreuen und in einer großen, neuen, mit Stukkaturen bedeckten Vorstadtvilla Wiens wohnen und sich der Orchideenzucht widmen — Müller bleibt er deshalb doch. Unter „Müller“ verstehe ich einen Bürger, einen Bourgeois, der zwar reich und gebildet ist und auch ein tadelloses Benehmen hat, der aber kein Wappen führen darf, weshalb man ihn von oben herunter behandeln und über die Achseln ansehen muß — und dies ganz besonders in Österreich. Wenn du nämlich kein Wappen im Schilde führst, giltst du bei den Österreichern nichts und bist nichts — rein gar nichts! Man darf sich aber durchaus nicht in eine Dame verlieben, wenn sie kein Wappen führt.

Während dieser Abschweifung waren Annunziatas Augen nach dem großen Fenster gewandert, das die Aussicht auf den terrassenförmigen Garten bot, wo die Mimosen blühten und die Meisen jubilierten. Jetzt wandte sie ihren Blick langsam auf John, und er merkte an diesem Ausdrucke, daß die Kleine endlich auf das kommen würde, was ihre Gedanken — wie er die ganze Zeit gewußt hatte — ganz allein beschäftigte. Ihre Augen schauten ernst und voll tiefen Interesses, hinter dem sich eine gewisse Schüchternheit versteckte, als ob ein „Ich getraue mir nicht“ mit dem „Ich möchte so gern“ im Streit läge.

Bitte, sagen Sie mir — begann sie in schmeichelndem Tone; dann gewann das „Ich getraue mir nicht“ die Oberhand und hielt sie zurück. Bald aber nahm das „Ich möchte so gern“ seinen Mut in beide Hände, und kopfüber stürzte sie sich in das Wagnis. Was hast du für mich aus Roccadoro mitgebracht? Und mit einem halb verschämten, halb flehenden Blicke senkten sich ihre Lider, und erwartungsvoll, als handle es sich um eine Entscheidung über Leben und Tod, stand sie vor ihm.

Johns meerblaue Augen leuchteten auf. Im Innern mußte er lachen. Die Kaufläden waren schon geschlossen, erwiderte er, ich bin erst nach Ladenschluß hingekommen.

Aber durch ein gewisses Etwas in seinem Ton erschien diese Auskunft unwahrscheinlich. Annunziata holte tief Atem und sah ihn wieder an. Sie haben mir doch etwas mitgebracht, erklärte sie überzeugt, und mit lebhaft leuchtenden Augen forschte sie weiter: Was ists denn? Was ists denn?

John lachte und sagte: Du hast ganz recht! Wenn man nicht kaufen, betteln oder borgen kann in dieser Welt, so bleibt einem doch das Stehlen.

Annunziata fuhr zurück und betrachtete ihn erst mißtrauisch, dann aber protestierte sie leidenschaftlich: O nein, Sie würden niemals stehlen!

Das weiß ich doch nicht so gewiß — für jemand, den ich lieb habe? Was wäre dir denn am liebsten gewesen?

Nach einigem Überlegen sagte Annunziata mit ihrem vor Erinnerung strahlenden Gesichtchen: Die Schokoladezigarren haben mir gut geschmeckt.

Schon recht, aber wir dürfen sie doch nicht zu toujours perdrix werden lassen! erwiderte John. Magst du vielleicht auch Marzipan?

Marzipan? rief sie mit einem Ausdruck des Entzückens — ach, ich schwärme für Marzipan!

Alles in allem genommen, hast du doch auch deine menschlichen Schwächen, na, ich habe eine ganze Tasche voll für dich gestohlen!

Annunziata schreckte ein wenig vor ihm zurück, und ihre weiße Stirn umwölkte sich.

Gestohlen —? wiederholte sie zögernd, wie wenn sie es gar nicht glauben könnte.

Ja, sagte er ganz offen und nickte dazu mit dem Kopfe.

O, das war aber sehr unrecht, klagte sie und schüttelte dazu den ihren.

Nein, entgegnete er, denn vor allem versichert uns sprichwörtliche Weisheit, daß gestohlnes Marzipan am süßesten schmeckt, und dann habe ich es ganz öffentlich gestohlen, unter den Augen der Dame, der es gehörte, und diese machte nicht den leisesten Versuch, ihr Eigentum zu verteidigen. Als ich dies sah, ging ich sogar

so weit, ihr zu erklären, warum ich es stahl. In Sant' Alessina lebt ein kleiner Taugenichts, der ein großes Leckermäulchen ist, erklärte ich ihr, und der erhebt immer Wegzoll bei mir. Für dieses Leckermäulchen stehle ich das Marzipan! Und dann forderte mich die bestohlne Dame auf, ich solle nach Herzenslust weiter stehlen.

Annunziata atmete erleichtert auf: Dann haben Sie es gar nicht gestohlen, sondern sie hat es Ihnen geschenkt.

Nun, meinte John, wenn dir solche Spitzfindigkeiten das Gewissen erleichtern — wenn du glaubst, daß du es leichten Herzens annehmen kannst — Und er überließ es dem Tonfall seiner Stimme, den Satz zu ergänzen.

Geben Sie es mir, bat Annunziata mit ausgestreckten Händen, ungeduldig von einem Fuß auf den andern hüpfend.

Daraus wird nichts! erklärte John, erst nach dem Essen! Es fällt mir doch nicht ein, deinen gesunden, jungen Appetit verderben zu helfen!

Ach, klagte sie betrübt, muß ich wirklich bis nach dem Essen warten?

Ja, sagte John bestimmt.

Einen Augenblick kämpfte sie mit sich, dann fragte sie:

Wäre es sehr unrecht, wenn ich um ein ganz klein wenig schon jetzt bäte?

Gewiß, versicherte John, unrecht und zwecklos, denn du fändest mich unerbittlich, hart wie einen Stein.

Gut, seufzte Annunziata, dann werde ich warten.

Und als richtige kleine Philosophin suchte sie ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken. Sie sah sich ernst im Zimmer um und schaute dann nach dem Garten hinaus.

Warum halten Sie sich eigentlich hier auf? unterbrach sie John plötzlich. Es ist doch viel schöner und angenehmer im Garten!

Ich bin hierher gegangen, um Trost zu suchen, erwiderte er. Der heutige Tag hat für mich mit einem großen Mißgeschick begonnen.

Annunziatas große Augen schauten ihn voll Mitgefühl an, aber daneben sprach auch eine sehr große Neugierde aus ihnen.

Armer Herr Prospero, flüsterte sie sanft; dann erhob sie sich auf die Fußspitzen und fragte: Was war es?

Nun, berichtete er, als ich aufstand, um mein gewöhnliches Morgenbad zu nehmen, machte ich die gewählteste Toilette, denn ich hoffte, einer gewissen Dame zu begegnen, auf die ich aus Gründen persönlicher Selbstachtung und Würde Eindruck zu machen wünschte, aber der Liebe Mühe war umsonst. Die Unbekannte ist eine Zierde des unberechenbaren Geschlechts und erschien nicht. Um mich darüber zu trösten, ging ich hierher.

Wieder schaute Annunziata im Saal ringsum. Was ist denn hier zu finden, was Sie trösten könnte?

Diese! erklärte John und deutete auf die Bilder an den Wänden.

Die Gemälde? fragte sie, mit den Augen der Bewegung seiner Hand folgend. Wie können die denn Sie trösten?

Sie sind so vorzüglich gemalt, erwiderte er, mit liebevollem Blick die sanftgetönten Bilder betrachtend. Außerdem sind die Damen tot, und ich liebe tote Damen.

Aufmerksam betrachtete Annunziata die Gemälde. Die Damen sind sehr hübsch, sagte sie in ihrem tiefsten Ton, aber sie sind nicht tot.

Nicht tot! wiederholte John verwundert. Sie sind nicht tot?

Nein, sagte sie mit leisem Kopfschütteln.

Du lieber Himmel! rief er. Und wenn sie hier allein sind und niemand sie sieht, steigen sie wohl, glaubst du, aus ihrem Rahmen heraus und tanzen? Das müßte ein lohnender Anblick sein.

Nein, berichtigte Annunziata, die hier sind nur Bilder und können nicht aus den Rahmen herabsteigen, aber die Frauen selbst sind nicht tot. Manche von ihnen leben vielleicht noch im Fegefeuer — wir sollten für sie beten. Damit schlug sie

fromm das Zeichen des Kreuzes. Andre dagegen sind vielleicht schon im Himmel, und diese sollten wir um ihre Fürbitte anflehen. Und wieder andre vielleicht in der Hölle, fuhr sie fort, wie eine unerbittliche Bußpredigerin, aber keine, keine von allen ist tot. Niemand ist tot! Es gibt gar nicht so etwas, wie tot sein!

Aber was meinen denn die Menschen, wenn sie vom Tode sprechen?

Das will ich Ihnen sagen, entgegnete Annunziata mit gedankenvollen Augen. Passen Sie auf, ich will es Ihnen erklären. Mit diesen Worten setzte sie sich auf die große runde Ottomane und sah zu ihm auf. Sind Sie jemals in einer Pantomime gewesen?

O ja, erwiderte John, begierig zu hören, wo sie hinaus wollte.

Sind Sie jemals, fuhr sie ernsthaft fort, in einer Pantomime gewesen, wo eine Verwandlung vorkommt?

O ja, versicherte John.

Nun also! fuhr sie fort. Vergangnen Winter habe ich zu einer Pantomime nach Bergamo dürfen und habe eine Verwandlungsszene gesehen. Sie fragen mich, was der Tod sei? Nun, gar nichts andres als eine Verwandlungsszene. In der Pantomime hat die Szene gerade so ausgesehen wie die Welt. Da waren Bäume und Häuser und Menschen, gewöhnliche Menschen wie alle andern auch. Dann plötzlich: „Klingkling!“ O es war wundervoll! Alles hatte sich verändert: die Bäume hatten silberne und goldne Blätter bekommen, die Häuser waren wie Feenpaläste, von seltsamen roten und blauen Lichtern beleuchtet und mit großen Gewinden von den allerschönsten Blumen geschmückt; und die Menschen in leuchtenden Kleidern, mit Edelsteinen bedeckt, glichen lichten Engelsgestalten. Also, verstehn Sie, zuerst hatten wir nur die eine Seite der Szene zu schauen bekommen — dann: Klingkling! Alles hatte sich rundum gedreht, und nun sahen wir die andre Seite. Genau so ists mit Leben und Tod: so lange wir leben, können wir immer nur die eine Seite der Dinge sehen, aber es gibt noch eine andre, die untere Seite. Nie, so lange wir leben, können wir diese sehen — nie, nie! Aber wenn wir sterben — klingkling: dann kommt die Verwandlungsszene. Alles dreht sich rundum, und nun schauen wir die andre Seite. O, es wird wohl ganz verschieden aussehen, aber es wird herrlich werden! Das ist es, was man den Tod nennt.

Nun war die Reihe, ernst zu sein, an John. Es währte geraume Zeit, bis er wieder sprechen konnte. Mit ernster Heiterkeit, mit einem bewundernden Blick sah er auf sie hinab. Was konnte und sollte er antworten? Endlich sagte er nur: Ich danke dir, liebes Kind.

Annunziata sprang in die Höhe.

Bitte, kommen Sie, drängte sie, wir wollen in den Garten gehn, wo es viel schöner ist als hier. Es gibt dort eine Menge Maikäfer! Außerdem — sie führte dies offenbar als weitere Verlockung an — treffen wir vielleicht mit Maria Dolores zusammen.

Nein, sagte John, die Maikäfer sind zwar sehr verlockend, aber ich will doch lieber hier bleiben. Geh du aber jedenfalls in den Garten, und wenn du Maria Dolores triffst, so erzähle ihr, was du mir eben gesagt hast. Ich glaube, sie würde es gern hören.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Reichstag hat wieder einmal seine Diätendebatte gehabt, obendrein bei Anwesenheit von fast hundertundfünfzig Mitgliedern. Die größere Hälfte hatte somit an der Sache kein Interesse. Es war vorauszusehen und konnte

nicht weiter auffallen, daß alles, was sich an Verstimmungen seit dem Frühjahr vorigen Jahres angehäuft hatte, bei diesem Anlaß zum Ausdruck kam, und daß manche Redner bis an die Superlative herangingen, vor denen man sich, nach einem Ausspruche des seligen Freiherrn v. Vincke, bekanntlich hüten soll. Sonst sind selbstverständlich keine neuen Gedanken hervorgetreten, es sei denn der eine, daß innerhalb der konservativen Parteien die Zahl derer, die der Gewährung von Anwesenheitsgeldern zustimmen, größer geworden ist, allerdings unter der Voraussetzung, daß es möglich sein werde, die eigentlichen Ursachen der Aktionsunfähigkeit des Reichstags, die nicht im Mangel an Diäten, sondern in Bestimmungen der Geschäftsordnung liegen, sowie in der übeln Einrichtung, daß die eigentliche Arbeit und Tätigkeit des Reichstags von Jahr zu Jahr mehr in die Kommissionen, also in die Hände weniger, gelegt wird, zu beseitigen. Außerhalb des Reichstags sind nach wie vor sehr viele Leute der Ansicht, daß die Anwesenheitsgelder auf die Beschlußfähigkeit des hohen Hauses nach den Erfahrungen andrer Parlamente keinen oder doch nur einen sehr geringen Einfluß üben würden. Die Aktionsunfähigkeit beruht doch vor allen Dingen auf dem Mangel an Interesse, das ein großer Teil der Abgeordneten für die mit dem Mandat übernommnen Aufgaben und Pflichten bekundet, die Abhilfe wird darum immer nur bei den Menschen, nicht bei den Einrichtungen zu suchen sein.

Die meisten Redner haben ihrer Verwunderung oder ihrem Mißfallen darüber Ausdruck gegeben, daß der Bundesrat bei dieser Debatte nur durch einen Beobachtungsposten vertreten war, dennoch darf man annehmen, daß jeder Redner im Innern die Überzeugung hatte, der gegenwärtige Augenblick sei sicherlich am allerwenigsten dazu angetan, die deutschen Regierungen zu einer so schwerwiegenden prinzipiellen Abänderung der Reichsverfassung zu veranlassen. Wunderlicherweise wird in der Presse auch Bismarck für die Diätengewährung angerufen. Gewiß hat Bismarck im Jahre 1867 bei der ersten Beratung der Verfassung die Möglichkeit einer spätern Bewilligung der Diäten auf dem Wege der Gesetzgebung zugelassen, aber mit der ausdrücklichen Einschränkung: „nachdem man imstande gewesen sein wird, beruhigende Erfahrungen über die Wirkungen eines bisher noch wenig erprobten Wahlgesetzes zu sammeln." Diesen Worten war die Erklärung vorhergegangen: „Ich habe im Namen und Auftrag der Hohen Verbündeten Regierungen zu erklären, daß dieselben glauben, sich auf eine Bewilligung oder Zulassung von Diäten unter keinen Umständen einlassen zu können." Der sächsische Bundesratsbevollmächtigte hatte dann die Übereinstimmung der Regierungen in diesem Punkte noch besonders bekräftigt. Wie bei verschiednen andern Gelegenheiten, ist auch im Jahre 1873 (13. Juni) die Frage wieder gestreift worden. Damals hatte sich der freisinnige Abgeordnete Freiherr v. Hoverbeck gegen die Herabsetzung der Beschlußfähigkeitszahl, die jetzt als Heilmittel gepriesen wird, mit der Motivierung ausgesprochen, „ein solcher Beschluß des Reichstags würde einer Bankerotterklärung gleichkommen."

Die Beschlußunfähigkeit sei eine Folge der Beschränkungen des passiven Wahlrechts, die das aktive Wahlrecht nicht zur Wahrheit werden ließen; wenn man dem armen Manne so gut wie dem reichen den Weg in den Reichstag eröffne, werde immer ein beschlußfähiger Reichstag vorhanden sein. Bismarck erwiderte darauf, daß man, wenn man die Liste derer, die in den letzten Sitzungen gefehlt hätten, mit der Einkommensteuerliste vergliche, zu dem Resultate kommen werde, daß die Zahlung von Diäten an der Beschlußunfähigkeit nichts geändert haben würde. Seitdem sind vierunddreißig Jahre vergangen, der von Freiherrn von Hoverbeck vermißte „arme Mann" hat den fünften Teil aller Reichstagssitze okkupiert, und wenn man heute die Zahl der Fehlenden mit den Einkommensteuerlisten vergleichen würde, so käme man — vielleicht mit Ausnahme der katholischen Landpfarrer — zu demselben Ergebnis wie damals. Hier liegt aber die Frage sehr nahe, ob der Geistliche, solange er im Amt ist, gleichviel welches Bekenntnisses, überhaupt in das Parlament und in den Streit des Tages gehört. Der Priester hat das Reich

zu vertreten, das nicht von dieser Welt ist. Jedenfalls ist es nicht seine Aufgabe, anstatt dem Frieden und der Versöhnung zu dienen, seine Beredsamkeit und sein persönliches Ansehen in den Dienst der Parteikämpfe, des öffentlichen Unfriedens und der Befehdung des Staates zu stellen, der ihn in Amt und Würden schützen und im Einkommen erhalten soll. Bismarck hat später in der Rede vom 26. November 1884 den immer wiederkehrenden Diätenantrag als „einen Angriff auf die Verfassung" bezeichnet und die Gegenfrage gestellt, wie es dem Reichstage gefallen würde, wenn vom Bundesrat in jeder Session die Herabminderung der Privilegien des Reichstags beantragt werden sollte, der Verzicht auf die Straflosigkeit der Reden, auf die geheime Abstimmung usw.? Da würde der Regierung sofort der Vorwurf gemacht werden, sie gehe darauf aus, die Verfassung zu verderben und zu verändern. Die Regierung sei zu demselben Vorwurf berechtigt, wenn der Reichstag immer wieder auf diese Frage zurückkomme, und dulde oder die Hand dazu biete, daß das bestehende Verbot des Diätenbezugs künstlich umgangen werde. Die Verfassung sei Gegenstand eines Kompromisses, und die Regierung könnte deshalb nicht zugeben, daß nach Belieben die nicht ohne Mühe in das Gewölbe eingefügten Steine herausgebrochen würden. Es sei absolut notwendig, daß von allen Seiten die Bedingungen gehalten würden, unter denen das Kompromiß zustande gekommen sei. Wenn man einen Stein nach dem andern herausbreche, wer sei sicher, daß nichts nachfalle? Er sprach damals die bestimmte Ansicht aus, daß sobald konstatiert werde, daß ein Abgeordneter Diäten aus irgendeiner Quelle beziehe, er die Eigenschaft als Abgeordneter dadurch ipso jure auf Grund der Verfassung verliere, und daß, wenn bei der Wahlprüfung konstatiert werde, daß der Abgeordnete Diäten beziehe, die Wahl für nichtig erklärt werden müsse, weil die Bedingungen, die die Verfassung für die Wahl fordere, nicht erfüllt worden seien. So Bismarck am 26. November 1884. Er fügte noch hinzu, es empfehle sich, mehr Achtung vor Verfassungsbestimmungen zu haben und nicht mit Leichtigkeit Verfassungsänderungen zu beantragen. Die Regierungen würden sonst auf den Gedanken kommen, daß auch ihnen manches in der Verfassung nicht gefalle. Jedenfalls halte er das Wahlgesetz mit der Diätenfrage für völlig solidarisch. Der Reichstag müsse sich klar machen, daß die Regierungen in eine Zahlung von Diäten nur willigen könnten, wenn sie mit einer organischen Revision des Wahlgesetzes verbunden werde. Da könne man sich leicht verständigen: sie würden nichts fordern, was in andern deutschen Staaten nicht längst existiere. Bismarck ging alsdann auf andre Exemplifikationen der Presse über. „Ich habe in öffentlichen Blättern gelesen, daß man auf Frankreich provozierte, daß dort die Bourbonen durch eine diätenlose Kammer gestürzt worden wären. Das ist richtig, indessen die Orléans und Napoleons wurden durch eine gut mit Diäten versehene Kammer gestürzt, während in England das diätenlose Parlament bisher noch niemand vom Throne verdrängt hat. Nun ist gesagt worden, daß manche tüchtige Elemente, welche ohne Diäten fern bleiben, durch Diäten der Versammlung zugeführt werden. Meine Herren, ohne Ihnen zu schmeicheln, ich kann den mit Diäten versehenen preußischen Landtag in seiner Begabung und Vorbildung unmöglich im Durchschnitt höher anschlagen wie diesen diätenlosen Reichstag. Ich finde die Intelligenz in dieser diätenlosen Versammlung im Durchschnitt solchen, die mit Diäten ausgestattet sind, gleich."

Zum Schluß seiner damaligen Rede führte Bismarck noch aus: „Ich habe das ganze Wahlgesetz bei unsern Bundesgenossen, denen wir doch nicht Gewalt antun wollten, nur durchgesetzt, indem ich ihren Ansprüchen auf Sicherheit der Regierungen gegenüber populärer Bewegung und auf partikularistische Interessen auch meinerseits Konzessionen machte. Zu diesen gehörte die Diätenlosigkeit, die allein hat mir die Zustimmung der Kollegen für die Verfassung gewonnen." Er fügte hinzu, daß gerade die Redewendung aus seinem Munde — die jetzt zugunsten einer Revision dieser Verfassungsbestimmung geltend gemacht wird: daß es späterhin unbenommen

sei, im Wege der Gesetzgebung Diäten einzuführen — ihm Vorhaltungen von seiten des Bundesrats wegen dieser Erklärung eingetragen hätte, dahin, daß der Verzicht auf die Diätenlosigkeit die Rücknahme von Konzessionen im Bundesrat, die ihm gegenüber gemacht worden waren, zur Folge gehabt haben würde. „Damals, sagte er, existierte keine Verfassung, heute aber ist das, was meine Kollegen wollten, und was ich selbst heute für nützlich anerkenne, Verfassungsgesetz geworden. Ich verweigere, die Hand zu einer Abänderung zu bieten." Zur Abänderung einer solchen würden im Bundesrat vierzehn Stimmen genügen, Preußen verfüge über siebzehn, und diese würden im ablehnenden Sinne abgegeben werden. Später hat Bismarck öffentlich nicht mehr über Diäten gesprochen, aber die Tatsache ist bekannt, daß er bis zum Ende seines Lebens diesen Standpunkt nicht wieder aufgegeben und sich im Vertrautenkreise zu der ihm oft vorgelegten Diätenfrage immer auf das allerbestimmteste ablehnend verhalten hat. Dieser Umstand, daß die Diätenlosigkeit eine der wichtigsten Bedingungen für das Zustandekommen der Reichsverfassung im Bundesrat war, wird im Reichstage viel zu wenig gewürdigt, und es ist nicht, wie der Abgeordnete Lenzmann behauptet, die Ansicht „eines einzelnen Mannes in Deutschland," die die Einführung der Diäten verhindert, sondern das Bewußtsein der verbündeten Regierungen, daß die Diätenlosigkeit im Jahre 1867 wie im Jahre 1871 eine wesentliche Bedingung für das Zustandekommen der Reichsverfassung gewesen ist. Aus diesem Grunde will man an dem Bau nicht rütteln. Bismarck hat „eine künftige Änderung auf dem Wege der Gesetzgebung" ausdrücklich davon abhängig gemacht, „daß man zuvor imstande gewesen sein müsse, beruhigende Erfahrungen über die Wirkungen des Wahlgesetzes zu sammeln." Nun wird es aber, von den Sozialdemokraten abgesehen, kaum jemand im Deutschen Reiche geben, der die bisher gesammelten Erfahrungen als beruhigende bezeichnen könnte. Bisher ist, zumal seit der Aufgebung des Sozialistengesetzes, von einer Wahl zur andern doch immer, trotz allen Ausführungen im Reichtage, nur das Gegenteil der Fall gewesen. Es muß deshalb bestritten werden, daß die Regierungen irgendwie verpflichtet seien, nur weil der Reichstag es wiederholt beschlossen hat, die Diätengewährung ohne entsprechende Äquivalente einzuräumen.

Nun wird man ja vielleicht einwenden: seit jener Rede Bismarcks sei mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen, die Welt sei immer demokratischer, die Gesetzgebungsarbeit viel umfassender und dadurch die für die einzelne Tagung notwendige Zeit immer länger geworden. Die dadurch bedeutend verlängerte Inanspruchnahme der Abgeordneten sei es, die den Diätenanspruch ganz besonders rechtfertige. Hierauf ist zu entgegnen: Wenn Bismarcks Argumente auch mehr als ein Vierteljahrhundert alt sind, so sind es doch die des Schöpfers der Reichsverfassung. Erklärte dieser bis an sein Lebensende, d. h. bis vor acht Jahren, daß die Diätenfrage mit zu den Fundamenten der Reichsverfassung gehöre, so wird es für jeden Nachfolger schwer, sich von dieser Auffassung zu trennen, namentlich wenn bei einer Anzahl maßgebender Bundesregierungen diese Absicht nicht besteht, wenn sie vielmehr auch heute noch auf dem Standpunkte von 1867 und von 1871 beharren. Es ist ein seltsamer Kontrast, daß gerade die Parteien, die in Bayern die Preußenhetze systematisch betreiben, auf die Diäten im Reichstage so erpicht sind, eine Maßnahme, die viel unitarischer wäre und wirken würde als irgendeine preußische Truppeninspektion in Bayern oder die Beteiligung bayrischer Truppen an preußischen Herbstmanövern. Das Zentrum stellt sich bei dieser Befürwortung der Diäten zu seinen Grundprinzipien in einen flagranten Widerspruch, freilich ist es nicht der erste dieser Art. Was „die fortschreitende demokratische Entwicklung" als Diätenargument anlangt, so muß man diese ja leider ohne weiteres zugeben, aber gerade dieser demokratischen Entwicklung gegenüber haben die Regierungen die Pflicht, zweimal zuzusehen, bevor sie das demokratischste aller Wahlsysteme — unser Reichswahlrecht — noch weiter demokratisieren. Die Redner, die darauf hinweisen, daß mit Ausnahme Englands alle andern Länder Diäten geben, übersehen, daß der

Engländer zu stolz ist, als daß er sich für seine politische Tätigkeit im Parlament entschädigen lassen möchte; er findet seine Entschädigung in der Ehre, der gesetzgebenden Körperschaft des Landes anzugehören. So hatte sich auch Bismarck den Reichstag gedacht. Schon damals, 1867. Wieviel wohlhabender ist seitdem die Intelligenz in Deutschland geworden! Freilich, die Wohlhabenheit nicht intelligenter.

Sodann haben, und das kann gar nicht oft genug wiederholt werden, alle Länder mit Diäten beim allgemeinen Stimmrecht auch Senate oder Oberhäuser, es gibt, die Republiken Frankreich, Schweiz und Nordamerika einbegriffen, kein größeres Land ohne Senat. Der Bundesrat hat seine Entwicklung in dieser Richtung nicht genommen, auch gar nicht nehmen können. Er ist nach seiner Zusammensetzung wie nach seinen Aufgaben nur eine Behörde, ein permanenter Ausschuß der deutschen Regierungen. Hätten wir im Reich ein verständig zusammengesetztes und mit entsprechenden parlamentarischen Befugnissen ausgestattetes Oberhaus als das natürliche Gegengewicht gegen das radikalste aller Wahlsysteme, so läge die Diätenfrage schon wesentlich anders. Was endlich die umfassendere Gesetzgebungsarbeit und die dadurch so verlängerte Inanspruchnahme der Abgeordneten anlangt, so sollte dabei doch nicht vergessen werden, daß der größte Teil dieser Gesetze aus den Initiativanträgen des Reichstags hervorgeht, die in jeder Session nach Dutzenden, bald vielleicht nach Hunderten zutage gefördert werden und einzelnen Teilen der Gesetzgebung, man denke an die Gewerbeordnung, das Aussehen eines unermeßlichen Flickwerks verleihen.

Vielleicht wird nicht mit Unrecht behauptet, daß Graf Posadowsky der einzige Mensch in Deutschland sei, der sich in der Gewerbeordnung überhaupt noch zurechtfindet! Wenn in jeder Session Dutzende von Beschlüssen „den Reichskanzler auffordern," in der nächsten Session dieses und jenes Gesetz vorzulegen, so darf sich niemand wundern, daß der Reichstag mit Vorlagen überschüttet wird, die schließlich in nicht geringer Zahl unerledigt liegen bleiben. Der Abgeordnete Kirsch (Zentrum) behauptet, daß ein großer Teil der Abgeordneten nicht in der Lage sei, ohne Diäten einen längern Aufenthalt in Berlin zu bestreiten. Da darf man doch wohl fragen: Weshalb lassen sich die Herren denn wählen? Weshalb opfern sie für die Erkämpfung des Mandats sehr häufig noch sehr viel Geld, Zeit und Gesundheit? Bewerber um jedes einzelne Mandat sind ja zu Dutzenden da, und bei diesem Andrange klingt es doch komisch, daß die Inhaber der mühsam erfochtnen Mandate hinterher erklären, ohne Diäten in Berlin nicht leben zu können. Ebenso ist es eine ernste Unrichtigkeit, um kein andres Wort zu gebrauchen, wenn der Abgeordnete Lenzmann gegen den Kaiser die Behauptung richtet: „ein einziger im Deutschen Reiche glaubt es wagen zu müssen, gegen den Gesamtwillen des Volkes eine Stellung einzunehmen ..." So lautet die Äußerung, wohl etwas abgeschwächt, im Stenogramm. Der Kaiser ist aber ebensowenig der „einzige" unter den deutschen Bundesfürsten in dieser Frage, wie von einem „Gesamtwillen" des Volkes dabei die Rede sein kann. Bekanntlich gibt es wenig Begriffe, die so mißbraucht werden wie „Volk," jeder versteht seine eigne Auffassung darunter. Es läßt sich dieser Äußerung des Abgeordneten Lenzmann mit mindestens derselben Berechtigung entgegenhalten, daß ein großer Teil des deutschen Volkes diese Art von Parlamentarismus längst herzlich satt hat oder ihr zum mindesten ziemlich gleichgiltig gegenübersteht, die Zeitungsberichte werden oft kaum noch gelesen. Der Abgeordnete Schrader hat die Ansicht des Parlaments, was die Diäten anlangt, für „eine so wohl begründete" erklärt, daß in andern Ländern jede Regierung, die sich dem widersetzte, einfach verschwinden würde. In manchen Ländern — Einheitsstaaten — mag das möglich sein. Deutschland ist aber Bundesstaat, die einzelnen Regierungen haben ihre wohl abgewognen Rechte, sie sind dem Reichstage nicht untergeordnet, nicht sein Vollziehungsausschuß, sondern ihm durchaus gleichberechtigt. Wenn sie also bei der 1867 wie 1871 von ihnen festgehaltnen Ansicht bleiben, keine Diäten zu geben, so entspricht es der Würde des Reichstags nicht, wie unzufriedne Arbeiter immer

wieder auf die Frage zurückzukommen; sie muß von der Tagesordnung verschwinden, bis sie einmal im organischen Zusammenhange mit einer größern Verfassungsrevision gelöst werden kann. Dazu gehören aber ruhigere Zeiten.

Das einzige Argument, das im Gegensatz zu früher als neu und mit einem Anschein von Berechtigung angeführt werden kann, ist die zu leistende legislative Mehrarbeit. Aber diese beruht, wie oben dargetan worden ist, zum nicht geringen Teile auf den Anträgen aus der Mitte des Reichstags, wie sie im Wettlauf um die Beeinflussung der Massen in jeder Tagung eingebracht werden. Nehmen wir hierzu noch die doch auch recht fleißig arbeitende Landesgesetzgebung, die zu den Gesetzen gehörenden Ausführungsverordnungen usw., so wird zugegeben werden müssen, daß Regierende wie Regierte diese Überproduktion an legislativer Tätigkeit kaum noch verdauen können. Der Gedanke ist vielleicht nicht unberechtigt, für das Reich und für die Bundesstaaten zweijährige Etatsperioden einzuführen und dann in dem einen Jahre nur den Reichstag, in dem andern nur die Landtage arbeiten zu lassen. Eine solche Einrichtung würde der gesamten Gesetzgebungsarbeit mehr Ruhe und Stetigkeit verleihen. Die Behörden hätten Zeit, die Gesetze vorzubereiten, die Parlamente Zeit, sie sachgemäß zu erledigen. Jetzt sind die Zentralämter des Reichs von Ende November bis Mai oder Juni durch die Reichstagssession in Anspruch genommen, die Chefs auch noch durch ihre Zugehörigkeit zum preußischen Staatsministerium, vor allem der Reichskanzler. Vom Juni bis November ist dann die Ausarbeitung neuer Vorlagen für die künftige Session und des künftigen Etats zu erledigen, dabei fallen in diese Zeit auch noch die gesamten Urlaube. Es ist das kaum noch ein haltbarer Zustand, der die Quelle mancher berechtigter Klagen über die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Gesetze wie überhaupt über die Leistungen des Regierungsapparats ist. Nemo ultra posse!

Soll nun aber die Diätenfrage dauernd von einer Session zur andern hängen bleiben? Vielleicht ziehn die Regierungen in Erwägung, eine Vorlage ausarbeiten zu lassen, in welche die Äquivalente, die ihnen als unabweislich erscheinen, falls sie bedingungsweise ein Abgehn vom Prinzip überhaupt für erlaubt erachten, klipp und klar aufgenommen werden. Dann ist Klarheit geschaffen, und der Reichstag mag sich entscheiden: vor allen Dingen aber muß der Nation gegenüber die Klarheit aufrecht erhalten und zum Bewußtsein gebracht werden, daß es sich in der Diätenfrage nicht um eine bureaukratische Engherzigkeit der Regierungen oder gar um eine persönliche Stimmung des Kaisers handelt, sondern um eine Fundamentalbestimmung des Bundesvertrags und der Reichsverfassung, über die von der einen Seite nicht nach politischer Begehrlichkeit, von der andern nicht nach Laune entschieden werden kann, sondern allein vom Standpunkte der Erhaltung des politischen Gleichgewichts in der Reichsverfassung. Wenn der Abgeordnete Schrader klagt, keinem andern Parlamente würde so etwas geboten werden, so übersieht er dabei, daß sich Regierung und Parlament oder Nation in keinem andern Staate so unvermittelt gegenüberstehn wie im Reiche mit seinem Einkammersystem bei direkter und geheimer Wahl!

Am meisten muß auffallen, daß das Zentrum eine Zeit ohnehin hochgespannter politischer Gärung benutzt, diese Frage wieder auf die Tagesordnung zu setzen, und daß die nationalliberale Fraktion nicht so viel Staatssinn hatte, zu erklären: ohne unsrer prinzipiellen Stellung etwas zu vergeben, halten wir den jetzigen Zeitpunkt nicht für geeignet, diese Frage zum Austrag zu bringen. So hätten Parteien gehandelt, die sich wirklich als regierungsfähig erweisen wollen. Aus den Reden klingt ja deutlich genug der unbefriedigte politische Ehrgeiz Einzelner durch, aber diese Methode ist schwerlich geeignet, die Herren im Lichte von „Staatsmännern“ erscheinen zu lassen, denen in schwierigen Zeiten der ersehnte Anteil an der Regierung zugestanden werden könnte. Glaubte man, daß der Bundesrat wegen der für den letzten Sonntag angekündigten sozialdemokratischen Revolutionsparade schleunigst zu Kreuze

kriechen werde? Verständige und patriotische Parteien hätten gerade in diesem Augenblick den Sturmlauf gegen Kaiser und Reichskanzler, zu dem sich die Verhandlung mit vielen persönlichen Ausfällen gestaltete, doppelt vermieden; die Parteien haben damit nur ein Zeugnis der höchsten politischen Unreife erbracht. Je frecher die Sozialdemokratie ankündigt, „russisch“ reden zu wollen, wie es in Hamburg durch das Plündern der Läden ja auch deutlich genug geschehen ist — livländische Zustände im kleinen —, um so mehr haben die Regierungen die ernste Verpflichtung, deutsch zu reden, und dazu gehört vor allem auch, daß sie Bundesvertrag und Reichsverfassung nicht ins Schwanken bringen lassen. Die Verfassung hat sich ohnehin in einer Weise zuungunsten der Regierungen ausgewachsen, wie dies bei ihrer Aufrichtung weder vorausgesehen werden konnte noch beabsichtigt war. Keine einzige deutsche Regierung hat somit ein Interesse daran, nicht einmal ein Popularitätsinteresse, in dieser Richtung noch irgendeinen Schritt weiter zu tun. Auf der ehemals gleichgestimmten Wage schnellt die Regierungsschale immer höher empor. Gewiß erhalten, wie der Abgeordnete Schrader sagte, „kleine Gaben“ die Freundschaft; aber es bekundet eben einen großen Mangel an politischer Einsicht, die Diäten als „kleine Gabe“ zu behandeln. Gewiß ist auch ein vertrauensvolles und entgegenkommendes Zusammenarbeiten von Reichstag und Bundesrat erwünscht. Aber doch nicht unter Preisgebung der Grundlage, auf der beide stehn! Wir brauchen einen Ausbau, nicht eine Zertrümmerung der Verfassung.

In hohem Grade bedauerlich ist es darum, daß Abgeordnete der bürgerlichen Parteien die Diätenbewilligung mit Flotten- und Steuerfragen in Zusammenhang bringen und verquicken. Als ob die Regierungen die Stärkung und die Kriegsbereitschaft der vaterländischen Wehrkraft und die endliche Ordnung der Finanzen als ihren Privatsport betrieben! Will man einem saigner à blanc durch einen siegreichen Feind den Vorzug geben? Heute beweist jeder Geschäftszweig haarscharf, daß er keine neue Belastung ertragen könne, ebenso wie im Herbst 1806 kein Geld für die Armee da war, sodaß in Berlin öffentlich für Soldatenmäntel gesammelt werden mußte. Napoleon verstand dann Summen zu erzwingen, die vor Jena kein Mensch in Preußen für möglich gehalten hätte. Hat man in diesen hundert Jahren so wenig gelernt? Vielleicht ist der Geschichtsunterricht revisionsbedürftig. Das Jahr 1806 und die Schmach und die Not der Fremdherrschaft sollten jedem Jungen weit mehr eingebleut werden als aller Glanz von 1870; warten wir nicht wieder, bis die Not uns beten lehrt!

Die Konferenz von Algeciras — an sich schon ein politischer Erfolg Deutschlands — hat noch einen zweiten gezeitigt, der in der deutschen Presse und im deutschen Publikum ziemlich unbemerkt geblieben ist, den nämlich, daß Herr Revoil, der Bevollmächtigte Frankreichs, fast wörtlich die Rede hielt, die Kaiser Wilhelm in Tanger gehalten hat, als er die Souveränität des Sultans, die Integrität Marokkos und die wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen im Gegensatz zu den sogenannten „Reformvorschlägen,“ mit denen der Gesandte Frankreichs den Sultan bedrängte, laut als Programm der deutschen Politik verkündete. Daß Herr Revoil, ehedem der entschiedenste Gegner Deutschlands in dieser Frage und auch der Beschickung der Konferenz durch Frankreich, nunmehr bei der Eröffnung das deutsche Programm als das Programm Frankreichs verkündet, und daß die Pariser Blätter ihren Lesern zumuten, dieses Programm als einen neuen Beweis für die Großherzigkeit, die zivilisatorische Mission Frankreichs und die Friedlichkeit seiner Politik zu verehren — ist vielleicht eine starke Leistung, aber wir wollen uns begnügen, den Tatbestand lächelnd festzustellen. Es dürfte von einigem Interesse gewesen sein, das Antlitz des Herrn von Radowitz während der Rede seines französischen Kollegen zu studieren. Damit, daß Frankreich dieses im übrigen ja mit Deutschland konzertierte Programm als das seinige hinstellte, hatte es nicht nur die Genugtuung, den Rückzug der französischen Politik geschickt zu maskieren, sondern auch die Zustimmung der gesamten Konferenz zu dem „französischen“ Programm

zu erwerben. Indem Herr von Radowitz seinem französischen Kollegen diese Rolle überließ — man darf wohl annehmen, daß es auf Grund vertraulicher Vorverhandlung geschah —, hat er den Franzosen die goldne Brücke gebaut. Möge sie zum Frieden und zum guten Einvernehmen beider Länder führen!

Sowohl die Marokkokonferenz als der Reichstag haben es notwendig gemacht, den Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes sofort neu zu besetzen und die durch das Hinscheiden des viel und aufrichtig betrauerten Freiherrn von Richthofen gerissene Lücke so gut und so bald wie möglich wieder zu schließen. Freiherr von Richthofen hatte in hohem Maße das persönliche Vertrauen des Kaisers; es war notwendig, daß sich sein Nachfolger dieses Vertrauens ebenso wie des Vertrauens des Reichskanzlers erfreute. Dadurch war die Wahl des Herrn von Tschirschky und Bögendorff, des seit dem Februar 1902 in Hamburg akkreditierten preußischen Gesandten, der den Kaiser während der letzten Jahre als Vertreter des Auswärtigen Amts auf den Reisen begleitet hat und dadurch in alle größern schwebenden Fragen der auswärtigen Politik ziemlich eingeweiht ist, die gegebne. Herr von Tschirschky ist Sachse von Geburt und auch königlich sächsischer Kammerherr. Gleich dem Vater des jetzigen Reichskanzlers und dem Freiherrn von Marschall tritt auch Herr von Tschirschky als Nichtpreuße an die Spitze des Auswärtigen Amtes, wie er vordem als Nichtpreuße preußischer Gesandter gewesen ist. Bekanntlich ist auch der Gesandte Preußens beim päpstlichen Stuhl, Freiherr von Rotenhan, vorher Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, Bayer. Wie komisch nimmt sich auch diesen Tatsachen gegenüber die Preußenhetze in der bayrischen Kammer aus! In dem Freiherrn von Richthofen hat der deutsche diplomatische Dienst einen der besten Beamten der Bismarckischen Schule verloren, dessen Begabung und Pflichttreue auch von dem alten Fürsten geschätzt war. Ihm war der Dienst Religion. Seine große Pflichttreue und sein wohlwollendes, menschenfreundliches Wesen haben ihm wohl fast ausnahmlos bei allen, die ihm im Leben nähergetreten sind, ein ehrenvolles Gedenken gesichert. Der Kaiser ehrte den Heimgegangnen auch dadurch, daß er den Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau, in dessen Reihen der Minister einst als junger Reserveoffizier den Feldzug von 1870 mitgemacht und bei dem verlustreichen Vorstoß des Regiments am Abend des 16. August, zur Unterstützung der fünften Division, beim Walde von St. Arnould die Fahne seines Bataillons getragen hatte, mit einer Offiziersdeputation zur Trauerfeier nach Berlin befahl. *g*

Zum konfessionellen Frieden. Die mehrerwähnten Friedensblätter enthalten in den ersten beiden Nummern des neuen (10.) Jahrgangs Betrachtungen über innere und äußere Frömmigkeit, denen der Verfasser, W. Ott, Worte des Bischofs Sailer zugrunde legt: „Die Bestimmung der äußern Religion kann keine andre sein, als die innere Religion zu offenbaren und zu beleben, zu wecken und zu erhöhen. . . . Der Gottesdienst ist eine Anstalt zur Erleuchtung der Menschen in ihren eignen Angelegenheiten. . . . Der Sonntag soll eine sich stets wiederholende Offenbarung und Belebung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe des Christen werden.“ Daß er es nicht schon sei, daran seien schuld: die Überladung des Volkes mit vielen Gedächtnistagen, die herrschend gewordne Zurücksetzung des Wesentlichen und die Bevorzugung des Zufälligen in der Religion, die Begünstigung willkürlicher Volksandachten zum Nachteil der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, endlich Mangel zweckmäßiger Erbauungsmittel. Ott bemerkt dazu unter anderm: „Das Herz blutet einem, wenn man diese Worte liest und bedenkt, daß unsre Theologen seit Sailers Zeit diese echte Frömmigkeit und Weisheit außer acht gelassen und vielfach gerade in entgegengesetzter Richtung gearbeitet haben. Es kommt einem vor, als ob man Sailer zum Trotz noch mehr an der Veräußerlichung des Gottesdienstes und an der Herabsetzung des Sonntags gearbeitet habe.“ Die äußere Form und die Formel, und zwar die lateinische Formel, werde als das

Wesentliche angesehen; wer den Vorschlag macht, wenigstens deutsche Lieder beim Gottesdienst zu singen, gelte schon für einen Feind der Kirche, und mit der Forderung, daß einzelne Teile der Messe von Priester und Volk gemeinsam in deutscher Sprache gebetet würden, dürfe man sich gar nicht herauswagen. Ein Professor habe geäußert: „Nicht die Erbauung der Gläubigen ist der Zweck des Gottesdienstes, das sind sentimentale Geschichten, sondern die Verherrlichung Gottes"; so habe man das Wort Christi: Der Sabbat ist des Menschen wegen gemacht, nicht der Mensch des Sabbats wegen, ins Gegenteil verkehrt. Seines Moralisierens wegen werde Sailer verspottet; ja es gebe Katholiken, die wünschen, Sailer möchte, wie Hirscher, auf den Index kommen, weil er ein Kind seiner moralisierenden, zu wenig dogmatischen Zeit gewesen sei. Diese Artikel sind in der Tat ein Schritt zur Versöhnung. Wenn die katholischen Friedensfreunde ihre kirchlichen Autoritäten zur Anerkennung des Grundsatzes bringen, daß alles äußerliche Kirchenwesen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und so weit dieser Zweck verfehlt wird, wertlos ist, dann können, ja müssen alle ehrlichen evangelischen Christen sagen: wir sind im wesentlichen einig; seine besondern kirchlichen Einrichtungen und Bräuche, seine Erbauungsmittel mag jeder Einzelne oder jede Konfession nach Geschmack, Bedürfnis und Herkommen wählen. Die Zentrumsblätter bestreiten, daß zwischen ultramontan und katholisch ein Unterschied sei, und behaupten, der Kampf gegen den Ultramontanismus sei nichts andres als ein Kampf gegen die katholische Kirche. Wir verstehn ja ganz gut die taktischen Gründe, die diese Behauptung veranlassen und zu einer solchen Haltung sogar zwingen. Nichtsdestoweniger muß die Unterscheidung des Katholizismus vom Ultramontanismus nicht bloß für gerechtfertigt, sondern für eine Lebensbedingung der katholischen Kirche erklärt werden. Die Richtung, die Ott beklagt, ist eben die ultramontane, ist die von Rom und den Jesuiten begünstigte Entstellung, Paganisierung und Judaisierung des Christentums; und wenn es nur diesen Katholizismus gäbe, nicht den von Sailer, Hirscher, Möhler, Diepenbrock, Döllinger, dann müßte jeder Vernünftige in das Écrasez l'infame der Enzyklopädisten und der Jakobiner einstimmen.

Ein Theoretiker des Sozialismus. Socialisme et Anarchisme von A. Hamon, professeur à l'Université de Bruxelles et au Collège libre des sciences sociales de Paris (Paris, E. Sansot et Co., 1905) würden wir nicht anzeigen, wenn das uns zugegangne Exemplar nicht mit einer eigenhändigen freundlichen Widmung des Verfassers an die Grenzboten geschmückt wäre. Es hat heute wirklich keinen Zweck mehr, aus einigen hundert Definitionen von Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus die absolut richtige herauszudestillieren. Wir sind mit dem Theoretischen im reinen und haben alle Hände voll damit zu tun, im einzelnen zu bestimmen, wie weit die Produktion sozialisiert werden soll und im Augenblick sozialisiert werden kann, wie weit Gesamteigentum, d. h. Gemeinde- und Staatseigentum, wünschenswert und zulässig ist, und wo im einzelnen Falle die Grenze liegt zwischen der persönlichen Freiheit oder Anarchie und der Staatsmacht. Derselben Ansicht ist im Grunde genommen auch der Vorredner, Alfred Naquet, aber er hält das Büchlein deswegen für nützlich, weil im zweiten Teile bewiesen wird, daß zwar einige, aber nicht alle Arten von Anarchismus unvereinbar mit dem Sozialismus seien, es gebe einen kommunistischen und einen kollektivistischen Anarchismus. Die prinzipielle Verträglichkeit der beiden Ismen folgert Hamon aus dem Umstande, daß der Kommunismus eine volkswirtschaftliche, der Anarchismus eine politische und moralische Forderung enthalte. Das ist richtig; theoretisch können die beiden Lehren je nachdem kombiniert oder einander entgegengesetzt werden. In der Praxis aber ist Anarchie nicht mehr möglich, sobald eine Behörde die Produktion oder die Güterverteilung leitet. Eine relative Anarchie, d. h. Freiheit eines jeden, soweit sie in einem geordneten Gemeinwesen möglich ist, ist nicht mehr Anarchismus im Sinne der Sekte, sondern gemeinsame Forderung aller vernünftigen Menschen. Freilich haben Hamon

und Naquet bei ihren theoretischen Untersuchungen einen praktischen Zweck: sie wollen die streitenden Doktrinäre aller Farben und Länder versöhnen, um alle Revolutionäre zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. An der Erreichung dieses Ziels ist nun gerade den Grenzboten nicht eben viel gelegen.

Dahinten bei uns. Unter diesem Titel ist kürzlich im Verlage von Eugen Salzer in Heilbronn eine Sammlung von Erzählungen aus dem Schwarzwald von A. Supper erschienen. Das ist ein Buch für behagliche und besinnliche Leute, die gern einmal eine Stunde an der Dorfstraße rasten und den Menschen im Wald dahinten zuschauen. Bäuerliche Härte und bäuerlicher Humor, resolutes Anpacken des Lebens und stilles Sinnieren über allerhand, was nicht auf Acker und Wiese wächst und doch am besten draußen durchdacht wird, das zähe entsagungsvolle Durchhalten besonders der Frauen auf dem Lande in allem Druck des Elends und der Demütigung, bäuerliche Frömmigkeit, die ehrliche Arbeit und zuletzt Hoffnung auf den großen Feierabend ist und wenig gemein haben will mit dem Virtuosen der Religion im Nachbarhof, der während des heißen Erntewetters in der kühlen Stube sitzt, „mit dem lieben Herrgott, der ja auch keine Garben zu laden hat, auf du und du ist und das himmlische Jerusalem in Erbpacht hat“ — das alles findet in dem Buch eine ausgezeichnete Darstellung. Die Verfasserin kennt die Menschen ihrer Heimat und stellt sie mit einer ganz ungewöhnlichen Kunst indirekter, knapper Charakterisierung und mit einem vom Herzen eingegebnen Humor in festem Leben vor uns hin. Ich kenne nur ein Gegenstück zu diesen eigentümlichen Schöpfungen, die schottischen Erzählungen des Engländers Maclaren. Die beste Erzählung ist die letzte, „Johann Kusterer auf Abwegen.“ Johann Kusterer hat frühe die Arbeit aus der Hand legen und seinen Bauernhof dem Sohne überlassen müssen. Nun kommt er, wie bald dem ganzen Dorf klar wird, auf Abwege, denn er kriegts mit Faulenzergedanken, „worum mer au sterbe mueß, und später wurd' mer wieder lebendig und kriegt wieder sein eigene Leib, worum ka mer'n do net glei b'halte“ — und ähnliches, wofür er keine Antwort findet, nicht bei sich selbst und nicht beim Pfarrer oder gar bei dem neumodischen Schulmeister mit seinen Reden über Thomasmehl und Kainit. Endlich bohrt er bei dem Schäfer Stasele an, obgleich das riskiert ist und im Dorf nicht auskommen darf, denn der Stasele ist halt der Stasele, der „katholische Himmelsakermenter.“ Der Johann wagts aber doch und kommt nun über vieles ins reine. „Und Sachen sind darunter, die der Pfarrer auch nicht besser wissen kann. Und gar erst der Schulmeister. Dem ist der Johann überhaupt hinter seine Schliche gekommen. Der hält Reden über Thomasmehl und Kainit, und mittlerweile schickt er seine vier Buben hinaus, daß sie mit einem Blecheimer hinterhergehn, wenn der Stasele austreibt. Lassen etwa die Schafe Kainit und Thomasmehl fallen? Aber so sind die Herren! Die Weisheit haben sie mit Löffeln gefressen, und das Beste holen sie doch beim Stasele!“ A. M.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten



für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 5

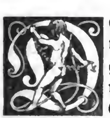
Ausgegeben am 1. Februar 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Geltung zur See



Der sehr ernste Ton der Thronrede, mit der der deutsche Reichstag eröffnet worden ist, hat im In- und im Auslande zu denken gegeben. Der Ton klang vielfach neu, aber seine Offenheit überraschte und verletzte eigentlich niemand, denn die Wahrheit des Gesagten ist unbestreitbar. Die ausländische Presse hat rückhaltloser als die deutsche ausgesprochen, daß die Andeutungen wegen „Verkennung deutscher Sinnesart" und wegen der „Vorurteile gegen die Fortschritte deutschen Fleißes" an die Adresse Englands gerichtet sind, das Deutschland überall als Gegner seiner Politik antrifft, und das seine gewerbsmäßige Rolle als Störer des Weltfriedens weiter spielt. Die Demokraten und die Gegner Deutschlands fanden sich mit dem hergebrachten Witz ab, daß Kaiser Wilhelm für die Flottenvorlage habe Stimmung machen wollen. Das ist eine Verlegenheitsausrede, denn man weiß auch im Auslande, daß die Forderungen für die Wehr zur See im deutschen Volke eher wegen ihrer Beschränkung als wegen ihrer Höhe überrascht haben. Der Reichstag, der sie ablehnen würde, käme nach der Auflösung nicht wieder — trotz den neuen Steuern. Absichtlich hat die Thronrede nicht für die Flottenvorlage gewirkt, unabsichtlich desto mehr. Der Deutsche versteht ganz wohl, warum in der marokkanischen Frage „unter Schonung der Interessen und der Ehre beider Teile eine Verständigung" erreicht wurde, obgleich die Revancheträume der Franzosen noch lange nicht zu Ende sind, und trotzdem daß „der große Unbekannte" hunderttausend Engländer zur Unterstützung in Holstein landen lassen wollte. Der Deutsche schließt ganz richtig daraus, daß sein Schutz zu Lande ungefähr ausreichend ist, da aber „solche Strömungen, an einem Punkte unterdrückt, an einem andern wiederkehren können," so muß auch der Schutz zur See ausreichend gestaltet werden. Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser, wir brauchen eine stärkere Flotte, wir können nicht stehn bleiben!

Jeder Stillstand ist zugleich ein Rückgang, denn wenn man auch nur stillzustehn glaubt, gehn die andern weiter, und man bleibt eben zurück. Das gilt auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, am meisten aber von dem der Politik. Ist ein politisches, ein nationales Werk vollendet, so muß schon wieder

ein neues begonnen werden. Darum müssen auch wir Deutschen ununterbrochen alle Kräfte opferwillig zusammenfassen, um unsern nationalen Besitzstand zu erhöhen. Was König Wilhelm der Erste bei der Übernahme der Regierung in seiner Proklamation vom 7. Januar 1861 sagte: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbnen Güter zu leben," das gilt noch heute für ganz Deutschland, dazu nötigt schon die geographische Lage, und daran ändert auch nichts die erhöhte Neigung zum Lebensgenuß, die unverkennbar seit den erfolgreichen Kriegen, die ohne Beschädigungen des eignen Landes und mit einem baren Zuschuß von vier Milliarden Mark geendigt hatten, in allen Schichten unsrer Bevölkerung heimisch geworden ist. Wir leben aber nicht auf einer unangreifbaren Insel, sondern sind im Osten, im Süden und im Westen von Nachbarn umgeben, die bis vor kurzem, mit Ausnahme eines einzigen, wohl unsre guten Freunde waren, die es aber in absehbarer Zeit nicht mehr zu sein brauchen und sicher unsre Gegner werden, sobald wir verabsäumen, unsre nationale Wehr überlegen zu erhalten. Sie würden sich dann auch nicht dadurch beeinflussen lassen, daß wir weiter versicherten, Deutschland wolle nur eine Politik des Friedens treiben. Die erhalten wir überhaupt bloß aufrecht, weil wir unter Umständen den Frieden im mittlern Europa gebieten könnten, denn man erreicht in der friedlichen Politik doch bloß das, was man im Notfall erzwingen kann. Was wäre Bismarcks kühne Politik gewesen ohne die siegreiche Kraft der preußischen Armee? Die schwärmerischen Träume von deutscher Einheit hätten es wahrlich nicht getan, wenn sie auch die Generation für das verständnisvolle Ergreifen des auf dem Schlachtfeld Errungnen und mit meisterhafter Staatskunst Gefestigten vorbereitet hatten.

Das sind freilich für denkende und praktische Politiker alles bloß Gemeinplätze, aber sie können trotzdem nicht oft genug wiederholt werden, denn sie sind noch lange nicht so weit zum Gemeingut unsers Volks geworden, daß es sich danach in seinem politischen Fühlen, Denken und Handeln richtete. Wir können uns nicht oft genug die Worte einprägen, die der Altreichskanzler, schon als aus dem Dienst geschiedner, am 24. Juli 1892 in Kissingen einer Massendeputation aus dem deutschen Südwesten zurief: „Rußland ist in seinem ganzen Rücken gedeckt durch Asien und besitzt nur eine Front, Frankreich hat den Ozean hinter sich und hat auch nur eine Front, aber wir sind von allen Seiten bedroht, wir haben keine Rückendeckung, als daß wir Rücken an Rücken stehn und fechten, und wenn wir das nicht tun, so können uns alle Opfer unsrer Vergangenheit nichts helfen." Man wird hieran wenigstens noch so lange erinnern müssen, als die sogenannten „Friedensfreunde" immer noch ihre Sirenengesänge anstimmen, über das „Wettrüsten" Europas jammern und von dem „Defizit an Kulturkraft" durch die „übermäßige Kriegsbereitschaft" reden. Es mögen ja, namentlich bei den deutschen Anhängern, sehr viele Leute darunter sein, die es ehrlich meinen, aber die Mehrzahl besteht aus Republikanern und Kryptorepublikanern, die der französischen Republik die Reichslande wieder zuwenden möchten, und die noch 1903 auf dem „Friedenskongreß" in Rouen den deutschen Antrag ablehnten, zunächst doch den status quo in Europa anzuerkennen. Diese Leute rechnen nur darauf, daß sich das für politische Lehrmeinungen und

Theorien so empfängliche deutsche Volk von dem Friedensgesäusel einlullen und seine Kriegsrüstung verfallen lassen möchte, damit dann Deutschland wieder der politische Spielball und das militärische Schlachtfeld der andern werde und zunächst die Reichslande wieder an Frankreich verlieren würde. Dieser Gedanke hat die Verhandlungen aller Friedenskongresse und alle dieses Gebiet berührenden Schriften und Reden wie ein roter Faden durchzogen von den Tagen an, wo noch Garibaldi auf den ersten Friedenskongressen brillierte, bis auf die Gegenwart.

Wir Deutschen können darauf nur eine Antwort haben: Wenn die Franzosen die alten deutschen Lande wieder haben wollen, so mögen sie sie sich holen, auf Abtretungen auf Grund irgendeiner Theorie, klinge sie anscheinend auch noch so human, lassen wir uns nicht ein. Daß aber so etwas nicht geschehe, und daß auch ähnliche Versuche von andrer Seite unterbleiben, müssen wir eben unsre den Frieden gewährleistende Wehrmacht erhalten und nach Umständen noch vermehren. Es ist die erste Aufgabe und darum auch Ausgabe für unsre „Kulturkraft," daß wir unser deutsches Volkstum vor allen Wechselfällen der Zukunft erhalten und bewahren. Die schönsten Lehrmeinungen und Theorien können das nicht und wollen es auch nicht, denn jeder denkt sich seinen Vorteil dabei, und der Vertrauensselige wird übervorteilt. Es ist außerdem eine Dreistigkeit sondergleichen, dem deutschen Volke das Ansinnen auch nur anzudeuten, es möge auf die in seinem ruhmreichsten Kriege erworbnen, zwei Jahrhunderte als schwerer Verlust empfundnen Reichslande wieder verzichten; einer andern Nation gegenüber würde man mit so etwas gar nicht zu kommen wagen. Aber die „Politiker" deutschen Stammes, die an Bestrebungen und Kongressen noch teilnehmen, wo über dergleichen auch nur herumgeredet werden darf, übersehen vollkommen, daß gerade das Manko an Nationalbewußtsein, das sie dabei jenen zeigen, eine Hauptursache dafür ist, daß wir den Ring unsrer Reichswehr immer stärker gestalten müssen. Denn nichts nährt im Auslande den Wahn, daß man das emporgekommne Deutschland wieder klein kriegen könnte, mehr als gewisse kosmopolitische, partikularistische und republikanisierende Strömungen, die sich mit dem Begriff von „Kaiser und Reich" absolut nicht vertragen, die aber meist mit verwandten Richtungen im Auslande in Verbindung stehn und dort die Täuschung erhalten, als wiese die deutsche Einigkeit im Grunde irgendwelche in Betracht kommende Lücke auf. Alle Ausländer nehmen die Politik praktisch und überlassen den Deutschen das Theoretisieren, erkennen aber ganz genau darin das, was uns schwächt. Die deutschen Friedensfreunde sollten wahrlich das Theoretisieren in einer Frage lassen, für die drei kriegsmächtige deutsche Kaiser bisher praktisch mehr getan haben als sämtliche Friedensgesellschaften der Welt. Doch „es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Daß unser Vaterland im Frühjahr 1905 in einer stark gefährdeten Lage war, steht für alle Welt außer Zweifel, und darin liegt für uns abermals ein Beweis, daß alles politische Theoretisieren wenigstens bei der heutigen Weltlage vom Übel ist und höchstens die Folge haben könnte, unsre Wehrhaftmachung zur See zum Stillstand zu bringen. Das Deutsche Reich hat aber, obgleich noch nicht vier Jahrzehnte seit seiner Gründung verflossen sind, schon

einmal eine Periode des Stillstands durchgemacht, die von den auswärtigen Gegnern auch erkannt und schon als Einleitung zum Rückgange gedeutet worden ist. In den siebziger und den achtziger Jahren war sehr wenig für die Entwicklung des Heeres und der Marine geschehen. Diesem Zeitraume gebührt nur der Ruhm, die Sozialreform begründet zu haben, im übrigen wurde er ausgefüllt mit dem häßlichen Parteistreit um diese und um das Sozialistengesetz und brachte als wahrscheinlich nicht gewolltes Nebenresultat, daß die Sozialdemokratie als gleichberechtigte parlamentarische Partei durch sie selbst und durch andre Parteien gewissermaßen herausgepaukt wurde. Früher hatte sie diese Stellung nicht. Die Folgen des Stillstandes der Heeresentwicklung zeigten sich in der wachsenden Revanchelust Frankreichs bis zu dem Boulangerschwindel. Seit jenen Tagen hat sich nun die Armee zu einem Umfang entwickelt, daß Frankreich einfach nicht mehr mitkann. Die verständigen Franzosen sehen dies auch ein, und darum hat die Marokkopolitik Delcassés diesesmal nicht zur kriegerischen Verwicklung geführt.

Aber weil „solche Strömungen“ wiederkehren können, und da wir gar keine Gewähr dafür haben, daß dann auch wieder der Verstand die Leidenschaft zähmt, müssen wir ihm zu Hilfe kommen: dort, wo wir noch schwach sind, müssen wir uns verstärken, dann greift uns keiner mehr an, und jeder sucht unser Freund zu werden. Daß unsre Flotte nicht mit der Bedeutung des Reichs gewachsen ist, weiß heute in Deutschland jedes Kind, auch weiß man längst in weiten Kreisen, daß seinerzeit in die Kolonialpolitik nicht mit der Entschiedenheit eingelenkt worden ist, die der Bedeutung und der Tragweite der Sache entsprach. Kaiser Wilhelm der Erste und sein großer Kanzler waren keine Seeleute, ihr nationales Riesenwerk lag auf dem Lande. Die Errichtung des Deutschen Reichs wurde auch keineswegs auf allen Seiten gern gesehen und verlangte zur dauernden Sicherung des Erreichten die unausgesetzte Arbeit unsers größten Staatsmannes, sodaß ihm für die Verfolgung der neu auftauchenden Ziele und Aufgaben, die die Entwicklung des Reichs mit sich gebracht hat, nur wenig Zeit übrig blieb. Als Kaiser Wilhelm und sein Sohn rasch hintereinander aus dem Leben geschieden waren, stand wohl das Reich fest begründet und unerschütterlich da, aber die neu entstandnen Aufgaben waren geblieben und harrten der Lösung. Die Deutschen sind inzwischen auch ein andres Volk geworden, seit sie der Weltverkehr hineingezogen hat in sein Wogen und Werben. Der kräftige Handelsgeist unsrer Seestädte und der ererbte Fleiß unsrer Gewerbtreibenden hatten zwar auch unter Deutschlands größter Zerrissenheit nie geruht und sich unter dem freilich nicht uneigennützigen Schutze des Auslandes eine immerhin beachtenswerte Stellung im Weltverkehr erhalten; aber doch stand das deutsche Volk darin in geradezu beschämender Weise hinter den andern zurück. Die ganze Welt sprach nur von französischem Geschmack und von englischer oder amerikanischer Überlegenheit, nach deutscher Gediegenheit fragte niemand, und sie mußte sich unter fremdsprachiger Hülle ihren Weg ins Ausland, ja sogar in der eignen Heimat suchen. In energischen Zügen haben sich diese Verhältnisse geändert, in kaum einem Menschenalter hat es Deutschland zu einem Weltverkehr gebracht, der den der Hansa nicht nur an

Wert, sondern auch an Bedeutung weit hinter sich läßt. Allenthalben auf dem Erdenrund haben deutscher Handel und Unternehmungsgeist festen Fuß gefaßt, das deutsche Ursprungszeugnis gilt überall als die beste Empfehlung, die Weltausstellung in St. Louis hat der deutschen Industrie fast auf allen Gebieten neue Triumphe gebracht. Deutschland hat sich auch in wirtschaftlicher Beziehung eine der ersten Stellungen unter den Kulturnationen errungen, und damit ist ihm die Aufgabe erwachsen, dafür Sorge zu tragen, daß seine überseeischen Interessen im Notfalle nachdrücklich geschützt werden können.

Es wird kaum etwas lehrreicheres für die jetzt lebenden, die gern den Bau des Deutschen Reichs als etwas selbstverständliches hinnehmen, wie für noch viele spätere Generationen geben, als sich zu vertiefen in seine Entstehung und sich immer vor Augen zu halten, wie mühsam es sich aus dem grenzenlosen Jammer der Kleinstaaterei emporgearbeitet hat. „Welch völlig veränderter Mensch der Deutsche innerlich selbst geworden ist, der mit allen großen Nationen verkehrt und heute am Steuer des Schiffs steht, das die Meerflut kühn durchschneidet, schreibt Herzog Ernst der Zweite von Koburg-Gotha am Schlusse seiner Erinnerungen, alles dieses kann nur begriffen werden, wenn man die lange Reihe von Jahren zu zählen und abzuwägen versteht, in denen diese Wandlung vor sich gegangen ist." Diese Umwandlung der Anschauungen hat sich im Auslande wie daheim nur langsam vollzogen. Äußerten doch nach dem ersten nationalen Aufschwunge von 1866 die Vertreter der deutschen Hansastädte im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes noch Bedenken gegen die Einführung einer deutschen Handelsflagge und gegen die Reichsaufsicht über Häfen, Seetonnen und Leuchttürme, weil sie von der Zentralisierung Nachteile befürchteten. Diese Zurückhaltung war vor vier Jahrzehnten noch begreiflich, denn es waren kaum achtzehn Jahre verflossen, seitdem sich der englische Premierminister Lord Palmerston nach dem einzigen Seegefechte der ersten deutschen Flotte bemüßigt gefühlt hatte, eine Note nach Deutschland zu richten, weil sich Schiffe unter schwarz-rot-goldner Flagge unterstanden hätten, in den Gewässern vor Helgoland mit den Dänen herumzukanonieren. Er drohte, er werde im Wiederholungsfalle diese Schiffe als Piraten behandeln. Solche Unverschämtheiten mußte sich noch vor kaum einem halben Jahrhundert das in seinem ersten Einheitskampfe ringende Deutsche Reich von England gefallen lassen, weil es machtlos war! Darüber sind wir ja heute schon hinaus, aber unsre Nachbarn jenseits der Nordsee mögen bei ihren unfreundlichen Betrachtungen über die ihnen nicht sonderlich gewogne Stimmung in Deutschland doch nicht vergessen, daß solche Eindrücke, die übrigens durch das auffallend parteiische Verhalten der Briten während des Kampfes um Schleswig-Holstein noch vermehrt worden sind, in der Erinnerung eines Volkes nicht so leicht erlöschen, auch dann nicht, wenn dem Einzelnen die veranlassenden Tatsachen selbst nicht mehr gegenwärtig sind. Dagegen wird in unsern Tagen Kaiser Wilhelm der Zweite nirgends wärmer empfangen als in den drei Hansastädten, und uralte Erinnerungen an die freundlichen Beziehungen der einstigen Reichsstädte zu den deutschen Wahlkaisern werden dabei wieder wach. Die Hansastädte verehren in ihm den Schöpfer und den Förderer der deutschen Flotte, und sie sind ja auch

die nächsten dazu, zu erkennen, daß die Flagge des Reichs doch noch einen andern Schutz gewährt als ein fremdes Panier.

Die Hansa ist seinerzeit zugrunde gegangen, weil ihr der Rückhalt eines starken nationalen Staates fehlte. Dies hat ihr die Beteiligung an der Erschließung der neu entdeckten Weltteile unmöglich gemacht, denn niemals hat das Reich eine geringere politische Macht dargestellt als in der Zeit von den Hussitenwirren bis zum Dreißigjährigen Kriege. Der vielhundertjährige Bann ist endlich gebrochen, seit einem Menschenalter ist die starke Reichsgewalt, die uns damals fehlte, wieder vorhanden, und seit einem Jahrzehnt dürfen wir auch schon von Deutschlands Seegeltung sprechen. Hierfür gebührt das Verdienst vor allem dem Kaiser Wilhelm dem Zweiten, der die von seinen Vorgängern hinterlassene Aufgabe mit Energie aufgenommen und trotz allem Mißwollen und Widerstande der verschiedensten Art unverdrossen gefördert hat. Bebel witzelte noch in seiner Rede gegen die Flotte im Reichstage über die gelegentlich gefallenen Äußerungen des Kaisers: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" und „Bitter Not ist uns eine große Flotte," er hat aber damit nur bewiesen, daß ihm diese Worte unbequem sind. Hätten sie keine Tragweite, so wären sie längst vergessen, und Bebel brauchte nicht darüber zu reden. Sie haben aber gerade eine starke Saite der deutschen Volksseele angeschlagen, die mächtig erklungen ist; daher der Ärger Bebels, der seine angebliche Dreimillionenpartei nur noch durch Barrikadenreden zusammenhalten kann, weil auch zu viele Flottenfreunde darunter sind. Bebel kennt das deutsche Volk wirklich nicht, er kennt nur die von ihm mit revolutionären Redensarten vollgepfropften Massen, die ja durch Zuläufer einmal auf drei Millionen Wähler angeschwollen waren. Wenn er jetzt die Häupter seiner Lieben zählt, fehlt ihm schon manch teures Haupt, und wie viele ihm fehlen würden, wenn der Reichstag wegen der Flotte aufgelöst werden sollte, kann er sich nach den Erfahrungen der Wahl von 1887 selbst ausrechnen. Das deutsche Volk ist eben flottenfreundlich durch und durch, und auch der Zwang der Sozialdemokratie kann diese Stimmung nicht niederhalten, die nicht einmal neu ist. Die Verhandlungen der Nationalversammlung im Sturmjahr 1848 haben schon gezeigt, daß der Zusammenhang der Machtstellung des Reichs mit dem Bestehn einer Flotte mit richtigem Volksinstinkt auf allen Seiten klarer erkannt wurde als die Bedeutung der Kaiserfrage. Der Beschluß, eine deutsche Wehr zur See zu schaffen, wurde von den sonst so weit auseinandergehenden Parteien nahezu einstimmig gefaßt. Dieser Flottengedanke ist nie wieder aus dem Herzen unsers Volkes verschwunden, noch heute ist die Flotte, obwohl ihr noch nicht vergönnt war, ihre Tüchtigkeitswerte in großen Taten zu beweisen, populärer als die Armee, die doch die Geschichte des Weltteils auf neue Grundlagen gestellt, jeden Angriff auf deutsches Land abgewehrt und dem Reiche bare vier Milliarden erworben hat. Alles, was in Deutschland nicht unbedingt auf die Worte Bebels schwört, ist dem Kaiser dafür dankbar, daß er gerade durch sein persönliches Wirken die Angelegenheit der Flotte so eifrig betrieben hat, weil sie für die Stellung unsers Volkes unstreitig viel wichtiger ist als die größte, andre Nationen überragende Anhäufung theoretischen Wissens.

Das deutsche Volk hat eine Entwicklung von innen nach außen durchgemacht, das Bewußtsein, daß wir eines Volkes Glieder sind, hat das Verlangen nach kräftiger Machtstellung des deutschen Staats geweckt. In den meisten andern Völkern ist umgekehrt der Nationalstolz aus dem Vollgenusse staatlicher Größe emporgewachsen. Für uns ist diese Periode noch zu kurz, als daß sie schon große Früchte hervorgebracht haben könnte. Das Deutsche Reich war in tausend Köpfen nach der Theorie schon fertig, als sich praktisch noch keine Hand dafür rührte, darum findet auch seine praktische Weiterentwicklung heute noch viele theoretische Hindernisse, die andern Völkern gar kein Kopfzerbrechen verursachen. Immerhin zeigen die Stimmungen und die Strömungen unsrer Tage, daß das deutsche Volk vom geistigen und vom wirtschaftlichen Schaffen langsam zur politischen Arbeit übergeht. Je mehr die politischen Forderungen und Pflichten an ein wirkliches Reich anknüpfen, um so leichter verzichtet man auf persönliches Besserwissen und ordnet sich einer größern Idee unter, denn die Tatsache, daß das Reich praktisch vorhanden ist, erlaubt nicht mehr, daß jeder sich ein Staatsideal aufbaue nach Belieben. Die überaus glückliche Geschichte der letzten vier Jahrzehnte hat uns aber wieder die Wandelbarkeit der Zeiten gelehrt, und sie mahnt uns, die Fülle des uns umgebenden Lebens zu umfassen. Gegenüber den neuen mächtigen Veränderungen, die sich vorbereiten, steht unser Reich und Volk keineswegs unmächtig, aber im Verhältnis immer noch klein da. Das europäische deutsche Gebiet wird wohl vorläufig noch lange Zeit von niemand bedroht werden, will aber das Reich seine trotzdem keineswegs ungefährdete Stellung als eine der auch auf wirtschaftlichem Gebiet führenden Mächte erhalten, so muß es sie jederzeit neu erwerben und dort Einfluß zu gewinnen suchen, wo er noch zu gewinnen ist. Wir können nicht wie eine zurückgehende Firma nur für den Tagesbedarf arbeiten, und vor allem muß das Reich die Achtung zu bewahren wissen, die ihm seine militärische Kraft und Befähigung zuerst für seine politische Geltung, dann aber auch weiter für seine wirtschaftliche und Verkehrsentwicklung schon erworben haben. Hier gibt es keinen Stillstand; auf diesem Wege stehn zu bleiben, hieße der Vergangenheit entsagen und die Zukunft gefährden. Für uns handelt es sich darum, bei der sich unwiderstehlich vorbereitenden neuen Verteilung der Geltung zur See auf dem Platze zu sein, denn die Tage der alleinigen Seeherrschaft Englands sind seit siebzig Jahren vorüber, und nicht nur Frankreich allein hat, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, jetzt England eine nennenswerte Flotte gegenüberzustellen. Da nun Deutschland die zweitgrößte Handelsflotte der Welt besitzt, so kann es weder zum Schutz dieser ausreichend sein, noch ist es des Reichs würdig, mit seiner Kriegsflotte an der fünften Stelle zu stehn.

Daß es dem deutschen Überseehandel nur in so hohem Maße geglückt ist, die zweite Stelle einzunehmen, weil hinter ihm die junge Macht des Reiches steht, ist ebensowenig zu bezweifeln wie die Tatsache, daß umgekehrt die deutsche Exportindustrie die Mittel schafft, die die weitere Wehrhaftmachung des Reichs verlangt. Denn nicht Herr Bebel gibt seinen Anhängern Arbeit und Brot, sondern die deutsche Ausfuhr; er weiß seine Leute bloß zugunsten der Partei

und zum Unterhalt der Scharen von Agitatoren empfindlich zu besteuern. Damit sie aber nicht zur Besinnung kommen, regt er in ihnen alle niedern Instinkte: des Neids, der Begehrlichkeit, der Überhebung und des Widerstands an. Erst kürzlich hat er im Reichstag, um sie in Stimmung gegen die Flottenvorlage zu bringen und zu erhalten, die Taten der russischen „Genossen“ gerühmt und zur Nacheiferung empfohlen. Wir wollen im Interesse der Verführten nicht hoffen, daß er seine Drohung wahr macht, denn dann wäre es mit ihm und seiner Partei rasch zu Ende. Vorläufig beneiden wir ihn nicht um den berauschenden Beifall seiner Genossen, denn ihm fehlt doch eins, das Vaterlandsgefühl, und „wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes,“ sagte unser Treitschke schon 1865, noch vor der Entstehung des Reichs. In dieser Beziehung ist der reiche Diktator der Umsturzpartei bettelarm, und kein Zirkusbeifall der Menge kann ihn dafür entschädigen. Die aber nicht ihr Vergnügen an der Herabsetzung des Vaterlands finden, werden zusammenstehn, um Schritt für Schritt eine deutsche Flotte zu schaffen, nicht zu Zwecken einer Weltherrschaft, sondern damit wir unsern „Platz an der Sonne“ auch behaupten können, ganz im Sinne jener schlichten Worte, die Fürst Bülow am 19. November 1904, bei der Taufe des Linienschiffs „Deutschland“ durch den Kaiser, sprach: „Wer von uns hinauszieht, um deutsche Kultur und deutsche Arbeit in die Welt zu tragen, soll seines festen Rückhalts in der Heimat sicher sein. Darum schaffen wir unsre Flotte. Für niemand aber ist unsre Seewehr eine Herausforderung.“ Der friedliche Zweck wird um so eher erreicht werden, je stärker wir sind; dann wird es uns auch an Freunden und an Bundesgenossen nicht mangeln. Bis dahin werden wir uns aber an unsrer Pflicht der Wehrhaftmachung zur See durch niemand hindern lassen. Auf dem Wasser wird sich in Zukunft der Länder Macht entscheiden.



Bedrängnisse und Erfolge des Deutschtums in den Ostseeprovinzen Rußlands

(Schluß)



Das deutsche Angebot gemischter Konferenzen wurde von dem rechten Flügel dieser Parteigruppierung angenommen. Ihm schlossen sich auch einige Neutralere an. Die im Mai abgehaltnen Konferenzen, die unter dem umsichtigen Präsidium eines angesehenen livländischen Edelmanns, Herrn von Strandmann, und bei Beteiligung von etwa dreißig Personen stattgefunden haben, haben praktische Erfolge nur in sehr geringem Maße gezeitigt. Abgesehen von einer gewissen vielleicht nicht zu unterschätzenden persönlichen Annäherung von deutschen und lettischen politischen Persönlichkeiten und von dem Nutzen einer offnen Aussprache, die vorüber-

gehend einen maßvollern Ton in den polemischen Ausführungen zur Folge hatte, wurde nur in zwei Punkten eine Art theoretischer Übereinstimmung erreicht: in der Schulfrage, in der alle darin einig waren, daß nur der Unterricht in der Muttersprache Nutzen schaffen könne, und von deutscher Seite in thesi die Schaffung lettischer Mittelschulen zugestanden, von lettischer Seite dagegen erklärt wurde, daß zurzeit wenigstens nur an lettische Volksschulen gedacht werde, Mittelschulen zu errichten aber noch nicht möglich sei. Die lettischen Redner ließen keinen Zweifel, daß sie sich, vor die Alternative deutscher oder russischer Gymnasien gestellt, für die ersten entscheiden würden. In der Diskussion, ob die Letten einer aus dem Lande hervorgehenden Landesverfassung vor der russischen Sjemstwo den Vorzug geben würden, gaben sie zur Antwort, sie würden es tun, wenn ein reformierter Landtag ihnen nicht geringere Rechte einräume als die russische Landschaftsverfassung. In der Patronatsfrage kam man zu keinem Beschluß, desgleichen wurde in der Beurteilung der Agrarverhältnisse um so weniger eine Einigung erreicht, als die meisten lettischen Redner recht radikale Ansichten über den Nachteil des Großgrundbesitzes und großer Bauerhöfe, die Notwendigkeit der Herabsetzung der Pachtquoten und die Nichtverbindlichkeit der Bezahlung der Arrendesummen vertraten. Einige Redner streiften hart an die Aufhebung des Privateigentums.

Während dieser deutsch-lettischen Auseinandersetzungen hatte im Gefolge des japanischen Krieges eine tiefgreifende Bewegung Rußland erfaßt, die nicht ohne bedeutende Einwirkungen auf die baltischen Provinzen blieb. Sie brachte dem um seine Existenz ringenden Deutschtum freiere Luft, verschärfte aber auch den Gegensatz der Letten zu ihm in einigen Landesteilen bis zu der offnen Revolution. Darauf sei in folgendem eingegangen. Die Beziehungen zwischen den russischen Radikalen und der jungen lettischen Generation waren schon seit geraumer Zeit sehr rege. Ohne den Rückhalt der Deutschen, die längst die unklaren Freiheitsbestrebungen überwunden hatten, in denen Russen, Letten, Esten und die andern Völker und Natiönchen Rußlands den Inbegriff aller politischer Weisheit sahen, fielen die auf russischen Gymnasien und Hochschulen ausgebildeten Letten und Esten den Schlagworten zum Opfer, in denen der Russe ein Meister ist. Von den untern Schichten des Volkes, das nur Elementarbildung erhielt, war die Kritik der volksbeglückenden Theorien und Phantastereien erst recht nicht zu erwarten. Die seit der Zerstörung der alten Volksschule eingesetzten russischen und russifizierten Lehrer waren meist völlige Atheisten und Nihilisten — die Generation, die sie erzogen hatten, konnte also nicht wesentlich anders sein: Religion, Autorität, Pflichtgefühl waren ihr überwundne, lächerliche Begriffe. Dazu kam, daß die westeuropäische Sozialdemokratie hier früh Boden gewann, und daß bei der Unbildung der Masse die Jungen schnell über die akademischen Lehren der Meister zu brutalen Gewaltmitteln und offner Revolution gelangten. Unter den städtischen Arbeitern, die durch das Aufblühen der Industrie unter dem Witteschen „Protektionssystem" zu einer starken Macht geworden waren, wurde der revolutionäre Arbeiterbund ein mit terroristischen Mitteln — Mord und Boykott — operierender und erfolgreich einschüchternder Gewalthaber. Die lettische Presse wagte es nicht,

dem Radikalismus die Spitze zu bieten. Die freche „Petersburgas Awises“ schürte vielmehr, wo sie nur konnte, die meisten andern Zeitungen schwiegen vielsagend, und wo sie redeten, erklärten sie, im Grunde seien die Deutschen an allem schuld. Ehe der Landtag, das Patronat und die Agrarverhältnisse auf der breitesten demokratischen Basis reformiert worden seien, könne füglich an eine Besserung der Lage nicht gedacht werden. Lettische und estnische Redakteure nahmen offen an dem radikalen russischen Journalistenkongreß in Petersburg teil, und die radikale russische Presse nahm ihre Bestrebungen unter ihre wohlwollenden Fittiche. Von allen größern lettischen Blättern trat nur die Vertreterin der lettischen Bourgeoisie, die „Rigas Awises,“ anfänglich noch recht schüchtern, dann immer energischer gegen die offnen umstürzlerischen Tendenzen der Radikalen ein, was ihr freilich einen förmlichen Boykott eintrug. Dasselbe geschah, als der sein Volk mit leidenschaftlicher Liebe umfassende lettische Journalist und Dichter J. Needra eine Anzahl Broschüren herausgab, in denen er das Widersinnige und Verderbliche des Radikalismus überzeugend nachwies.

Es war alles vergeblich! Der unglückselige Krieg gegen Japan, der auch in den baltischen Provinzen eine allgemeine Mobilisierung zur Folge hatte, verschärfte die Lage und machte sie bald unhaltbar. Mit leidenschaftlichem Grimm bürdete man die Niederlagen und die Menschenopfer der verhaßten Regierung auf, und weil die Deutschen ihre Untertanenpflicht zwar nicht freudig, aber mit ruhiger Resignation erfüllten und sich im fernen Osten in hervorragender Weise auszeichneten, galten sie den lettischen Agitatoren für Zarenknechte und Speichellecker der Autokratie. In diese Gärung schlug die Kunde von der blutig niedergeworfnen Arbeiterdemonstration vom 9. (22.) Januar vor dem Winterpalais. Es folgten die Resolutionen der Landschaften und Städte, die beginnende „Reaktion“ mit Bulygin und Trepow, und ganz Rußlands bemächtigte sich in einer begreiflichen Unterschätzung der Machtmittel der bestehenden Staatsordnung die Überzeugung, man stehe vor einem allgemeinen Zusammenbruch. Das schlug dem Faß auch in den baltischen Provinzen den Boden aus, die über das ganze Land verbreiteten sozialdemokratischen Komitees und revolutionären Verbände proklamierten Arbeiterausstände in Stadt und Land, blutige Demonstrationen gegen Kirchen, Prediger und Gutsherren. Eine völlige Anarchie riß ein. Von Mitte Januar 1905 bis heute (Oktober) ist die Bewegung immer stärker geworden.

Die Deutschen hatten der russischen Bewegung gegenüber von Beginn an einen eigentümlich schwierigen Stand. Sie hatten von der alten Bureaukratie zu viel gelitten, als daß sie mit ihr irgendwie sympathisieren konnten. Nur von einer Änderung der bisherigen panslawistischen, autokratischen Regierungsmaximen, von einer wirklichen Selbstverwaltung der Provinzen und einem Bruch mit der schroffen Zentralisation konnten sie sich Nutzen versprechen. Ohne an den Grundprinzipien des russischen Staates rühren zu wollen, gehörten ihre Sympathien doch dem maßvollen russischen Liberalismus, der unter dem russischen Adel und zum Teil in der Sjemstwo anzutreffen ist. Von einer freien Strömung in Rußland konnten auch sie eine Abwendung

der Regierung von der Politik erhoffen, die ihnen Volkstum, Religion und Selbstverwaltung verkümmert hatte. Das Unglück war nur, daß der mit den realen Tatsachen rechnende russische Liberalismus, der sich auf das wirklich Erreichbare beschränkte, recht dünn gesät war und bei der sich zur Siedehitze steigernden Erregung den Boden mehr und mehr verlor, während ein unreifer Radikalismus, an dessen Rockschöße sich die blutige Revolution hängte, Versammlungen und Presse beherrschte. Über die Phantasien von 1848 waren aber die baltischen Deutschen seit fünfzig Jahren schon hinaus, die Kinderkrankheiten Rußlands, die Letten und Esten mit befallen hatten, konnten sie natürlich nicht mitmachen. Grund genug, in den Augen der fieberhaft erregten Indigenen als Finsterlinge und Rückschrittler verdächtigt zu werden. Wie richtig die Deutschen aber gehandelt hatten, als sie jede Teilnahme an den radikalen Machenschaften abgelehnt hatten, zeigte sich bald. Sie hatten ihre Pflicht gegen den Staat nicht außer acht gelassen, so schwer es ihnen auch gemacht worden war; sie waren die ersten gewesen, die große Opfer für die Ausrüstung von Hospitälern gebracht, als Offiziere und Ärzte zu Hunderten ihr Leben dem Reich und dem Kaiser zur Verfügung gestellt und — zu sterben gewußt hatten. In Petersburg machte die baltische Loyalität und ritterliche Treue der Deutschen einen tiefen Eindruck. Die Tüchtigkeit der vielen Ärzte in hervorragender Stellung, die Tapferkeit der baltischen Offiziere und Generale in Armee und Flotte wurde bemerkt und lobend hervorgehoben. Die Namen der Meyendorff, Bilderling, Keller, Stackelberg und Rennenkampff wurden mit Ehren genannt, von Professor Zoege von Manteuffel und den baltischen Lazaretten sprach die ganze Armee. Und vor allem: obwohl die Deutschen mehr als alle andern durch die Regierung zu leiden gehabt hatten, hatte sich ihre Opposition in streng gesetzlichen Grenzen gehalten. Der konservative Grundzug ihres Wesens, die unausrottbare Loyalität und Kaisertreue mußte einer Regierung, die sich von den Stürmen der Revolution umtobt sah, imponieren. Sie mußte sich auf die Konservativen im Reich stützen und sie durch gerechte Konzessionen gewinnen.

So vollzog sich in der Beurteilung der Balten ein Umschwung tiefgreifender Art. Als sich nun ganz Rußland mit seinen Wünschen und Forderungen dem Throne nahte, schwiegen auch die baltischen Ritterschaften und Städte nicht. Aber wie vorteilhaft stachen ihre Bittschriften von denen ab, die aus den erhitzten Redaktionskommissionen der innerrussischen Versammlungen hervorgingen. Ruhig und sachlich, ohne politische Unreife und demonstrative Färbung baten sie um deutsche Schule und Selbstverwaltung, um Wiederverwendung von Landeskindern im Landesdienst und um Reorganisation der Kommunalverwaltung und der Justiz auf Grundlagen, die auf die eigentümlichen nationalen Verhältnisse der Provinzen Rücksicht nehmen. Da war alles genau motiviert und der Rückgang der Kultur der Provinzen mit Zahlen statistisch belegt. Und der Erfolg blieb erfreulicherweise nicht aus. Nachdem schon das im Frühjahr publizierte Toleranzedikt für das ganze Reich den Ostseeprovinzen Erleichterungen auf religiösem Gebiet verheißen hatte, erfolgte unter warmer Befürwortung des Präsidenten des Ministerkonseils Witte am

9. (22.) Mai eine Resolution des Konseils, die am 19. Juni a. St. die allerhöchste Sanktion erhielt und sowohl durch das weite Entgegenkommen in der Schulfrage wie durch die wahrhaft vernichtende Kritik der Russifizierungsart von eminenter Bedeutung war. Was hier über das Törichte und das Verwerfliche der bisherigen Regierungsmaximen gesagt worden ist, und zwar von den versammelten Ministern Rußlands, hätte einige Monate vorher jedem andern eine schwere Anklage und jeder Zeitung eine Unterdrückung eingetragen. Die offizielle Anerkennung des totalen Fiaskos der gewaltsam betriebnen Russifizierungspolitik war eklatant. In der Sache selbst wurde anerkannt, daß in Volks- und Mittelschule die Muttersprache ein Recht auf weitgehende Berücksichtigung habe, daß insonderheit die Errichtung deutscher Privatschulen keinem Hindernis mehr begegnen sollte. Speziell wurde ein vorliegendes Gesuch des Landmarschalls von Livland, Baron Meyendorff, um Eröffnung eines klassischen deutschen Gymnasiums mit den Rechten einer Staatsschule auf Kosten der livländischen Ritterschaft bewilligt und im Prinzip festgestellt, daß, da ähnliche Gesuche noch mehrfach zu erwarten stünden, der Minister der Volksaufklärung zu beauftragen sei, umgehend Regeln für die Eröffnung solcher Schulen mit deutscher Unterrichtssprache auszuarbeiten. Der Bruch mit einem verderblichen „System" hat im Lande große Freude hervorgerufen, da er die nationale Zukunft des Deutschtums wieder auf feste, gesetzliche Grundlagen stellt. Die Drangsal fast von zwanzig Jahren soll ein Ende haben, und die Möglichkeit nationaler Entwicklung ist wieder verbürgt, obwohl von dem Kurator des rigaschen Lehrbezirks und andern geheimen Feinden, wie Anzeichen jetzt schon verraten, gewiß alles getan werden wird, die Angelegenheit zu verschleppen. Damit ist der erste Schritt zu bessern Verhältnissen getan. Es ist wenigstens zu hoffen, daß auch die neue Landesverfassung, durch die eine Teilnahme der Letten und der Esten an der Verwaltung gesichert wird, in Petersburg Bestätigung findet, und daß die Petitionen der baltischen Städte um eine zeitgemäße Reform der Städteordnung und der Justiz auf günstigen Boden fallen.

Charakteristisch für die bisher allmächtige Bureaukratie ist es nun, daß während die Regierung in Petersburg mit offnem Blick für die zutage getretnen Übelstände entschlossen den neuen Weg beschritt, die lokalen Autoritäten in der Provinz nicht nur ihre gänzliche Unfähigkeit zeigten, die neue Lage zu verstehn und die neugestellten Aufgaben zu lösen, sondern auch den guten Willen vermissen ließen, der Schwierigkeiten, die immer drohender wurden, Herr zu werden. Nur aus dem heimtückischen russischen Beamtengrundsatz, die beiden Streitenden sich gegenseitig aufreiben zu lassen und als tertius gaudens lachend zuzuschauen, erklärt sich die Schwäche und der Mangel an Energie, erklären sich die halben, zum Teil lächerlichen Maßnahmen, die von den Gouverneuren von Livland und von Kurland, Paschkow und Swerbejew, gegen Kirchenschändungen und Überfälle auf Güter getroffen wurden. Die Polizei war durch geheime Befehle, keinen Ernst zu entfalten und keine Haussuchungen zu machen, das Militär durch das Verbot, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, zum Gespött der Unruhestifter und des aufgehetzten

Volkes geworden — kein Wunder, daß die Revolution schließlich ganz Kurland und Livland ergriff. Den Ritterschaften und den Städten blieb nichts übrig, als an den Stufen des Throns ihre Klagen gegen die unfähigen und böswilligen Gouverneure niederzulegen und um Ergreifung von strengen Maßnahmen zu bitten. Zugleich organisierte man sich, so weit das möglich war und von der Polizei nicht hintertrieben wurde, zum Selbstschutz in kleinen Schutztruppen. In Petersburg, wo der Monarch von den Gouverneuren über die wahre Lage in Livland und in Kurland geflissentlich im Dunkeln gelassen worden und sehr erstaunt war, zu hören, daß in den Ostseeprovinzen heller Aufruhr herrschte, kam man den Ritterschaften und der Stadt Riga in ihren Beschwerden willig entgegen, zumal da auch das Ausland ernste Vorstellungen erhoben hatte. In Riga, Libau und Reval war die Situation so ernst geworden, daß sich die deutschen, dänischen und englischen Untertanen, die mit großen Kapitalien an industriellen Anlagen beteiligt waren, in ihren materiellen Interessen, ja bei der Unsicherheit auch in ihrem Leben bedroht sahen und durch ihre Konsuln an die Petersburger Botschafter sehr eindringliche Bitten um Hilfe und Schutz richteten. Diese taten natürlich das ihrige und ersuchten den russischen Minister Grafen Lamsdorff, Maßnahmen zu treffen, der bedrohten Lage zu steuern, was dieser denn auch bereitwillig versprach. Nachdem schon vor Monaten Livland und Kurland unter den sogenannten „verstärkten Schutz" gestellt worden war, was aber bei der Indifferenz der genannten Gouverneure ohne jeden Effekt geblieben war, wurde der Gouverneur von Livland, Paschkow, abberufen und ihm in dem Gouverneur von Smolensk, Sweginzew, ein Nachfolger gegeben, der als ungewöhnlich energisch gilt und in der kurzen Zeit seiner Amtsdauer bewiesen hat, daß er die Situation erkannt und den Willen hat, energisch vorzugehn. Über Kurland aber wurde Mitte August das Kriegsrecht proklamiert, und General von Böckmann, Chef des zwanzigsten Korps, zum Generalgouverneur ernannt. Leider scheint ihm, zwar nicht der Wille, wohl aber die Kraft zu schneidigem Handeln abzugehn. In den wenigen Monaten seines Amtierens ist es in Kurland kaum besser geworden. Die Tage des Gouverneurs Swerbejew sind ebenfalls gezählt, er ist abberufen worden. Erfreulicherweise ist dem die revolutionären Ideen offen predigenden lettischen Hetzblatt „Peterburgas Awises" Ende August das weitere Erscheinen gelegt worden. Man kann sich davon nur gute Frucht versprechen.

* * *

Die Deutschen in den baltischen Provinzen sind infolge der Revolution auf dem flachen Lande und in den Städten in schwerer Bedrängnis. Eine ganze Anzahl ehrwürdiger Prediger ist von den umherziehenden Banden, als sie sich weigerten, ihnen die ihnen aufgezwungnen roten Fahnen voranzutragen, in schamloser Weise mißhandelt worden, andre sind durch Todesandrohung zum Rücktritt gezwungen worden, ja ein evangelischer Prediger, Pastor Schilling in Nitau (Livland), ist meuchlings erschossen worden. Dasselbe Los hat einen greisen griechisch-katholischen Priester in Fistehlen (Livland) getroffen. Viele evangelische Kirchen sind ganz geschlossen, eine in Kurland (Ihlen) sogar ver-

brannt worden. Unter den Mißhandelten gibt es so ausgezeichnete Männer wie Pastor emeritus Doebner in Kalzenau, den Präsidenten der lettisch-literarischen Gesellschaft. In vielen Pastoraten sind die Archive vernichtet und verbrannt worden, wobei sich die Revolutionäre nicht gescheut haben, im deutschen Pastorat in Doblen (Kurland) alle Privatpapiere des greisen, um das lettische Volk hochverdienten Pastors Dr. August Bielenstein zu verbrennen, obwohl sie damit lauter unersetzliche Lettica, die Lebensarbeit des greisen Gelehrten, zugrunde richteten! In ebenso schändlicher Weise erpreßten die Banden von den Gutsbesitzern undurchführbare Lohnerhöhungen, dann auch Geld und Waffen. Todesurteile wurden gegen die angesehensten Großgrundbesitzer proklamiert, und in Kurland Baron Bistram-Waddax, als er dem Tumult in der Sessauschen Kirche wehren wollte, erschossen. Wenig Wochen darauf ermordete eine Bande Baron Bistram-Mescheneeken, dann fielen in Zirau der Oberförster von Siebert, in Dondangen Kreischefgehilfe A. Schmidt, im Hasenpotschen der Bauernkommissar von Brevern, und in Endenhoff der Oberverwalter Godt (ein Däne) den Mördern zum Opfer. Überall wurden Gutshäuser angezündet, gingen Futterscheunen in Flammen auf, mußten die Gutsherren mit ihren Familien, Prediger, Ärzte, Arrendatoren und Wirtschaftsbeamte in die Städte flüchten. Viele mußten sich stundenlang im Morast und in Getreidefeldern — die abzumähen überall verhindert worden war — verbergen und gelangten nur unter Gefahren aller Art nach Mitau und Riga.

In Livland war die Lage zwar auch gefahrdrohend genug geworden, hatte jedoch nicht ganz den anarchistischen Charakter angenommen wie in Kurland. Zwar sind auch hier zahlreiche Gemeindehäuser geplündert worden, in denen die Kaiserbilder frech verstümmelt, die Einberufungslisten verbrannt worden sind, zwar hat es auch hier an Mordtaten und Attentaten nicht gefehlt, sind im bewaffneten Zusammenstoß mit Revolutionären in Widdrisch mehrere deutsche Herren (Baron Maydell, Herr von Hoffmann) verwundet worden, aber hier konzentrierte sich die Anarchie doch mehr auf den Fabrikmittelpunkt Riga, wo Mord und Todschlag, Bombenattentate auf Polizeichargen und Kosakenpatrouillen, frivole Streiks und Überfälle aller Art an der Tagesordnung sind.

Ist die Lage in den Ostseeprovinzen auch so gefahrdrohend, daß das Ausland hat reklamieren und viele Gutsherren nach Ostpreußen haben fliehen müssen, so liegt doch kein Grund vor, an eine dauernde Schwächung der deutschen Position zu glauben. Im Gegenteil. Daß der Aufstand, er mag noch so viel Opfer verlangen, niedergeworfen werden wird, unterliegt keinem Zweifel, vorausgesetzt, daß sich die Regierung durch energisches Eingreifen dauernd zum Herrn der Revolution in Gesamtrußland macht. Die Ruhe wird wiederhergestellt werden, und der Aufbau wird dann auf Grundlage der schon erreichten Zusicherungen der Regierung und der noch zu erwartenden vorgenommen werden können. Die Leidenden werden die Letten und die Esten sein. Sie haben sich in wahrhaft erschreckender Weise unreif gezeigt und eine Unfähigkeit an den Tag gelegt, dem Umsturz entgegenzutreten, die in grellem Gegensatz zu der be-

sonnenen Loyalität der Deutschen steht. Ihre engen Verbindungen mit den russischen Revolutionären und Radikalen, die Vorbereitung zu verbrecherischer Propaganda blutiger Tat, das verdächtige Schweigen des größten Teils der Volkspresse zu allen den Schandtaten in Stadt und Land belasten das lettisch-estnische Konto in der schwersten Weise. Die Regierung, die zwanzig Jahre lang Letten und Esten gegen den angeblich gefährlichen deutschen „Separatismus" (auch so ein nichtssagendes Schlagwort!) ausgespielt hat, ist jetzt durch die Tatsachen davon überzeugt worden, wo die wahren Stützen von Thron und Ordnung zu finden sind. Indem sie den Deutschen die Basis einer gesunden nationalen Weiterentwicklung wiedergibt, nützt sie nur sich selbst und fesselt eine so hohe Kultur wie die deutsche durch die Bande der Dankbarkeit fester als bisher an sich.

Man darf aber endlich auch hoffen, daß sich aus dem Chaos im Lande die Ansätze zu einer bessern Zukunft herausheben werden. Das Deutschtum wird gestärkt aus dem Umsturz hervorgehn. Es wird aus der Vergangenheit lernen, daß es mit allen Mitteln auf eine Kräftigung seiner Position hinarbeiten muß. Ohne Zuzug, auf sich selbst gestellt, kann es nicht bestehn. In den Städten reguliert er sich bei dem lebhaften Zustrom, den Handel und Wandel mit sich bringen, von selbst. Auf dem flachen Lande gab es noch vor einem Menschenalter, namentlich in Kurland, eine recht zahlreiche Schicht sogenannter „Kleindeutscher," d. h. Handwerker, Müller, Wirtschaftsbeamte, Diener u. a. Sie sind meist verschwunden, weil der Großgrundbesitz an deren Stelle Letten und Esten setzte, die bequemer zu behandeln waren und als bedürfnislosere Menschen höhere Pachten zahlten. Die schlimmen Erfahrungen des letzten Jahres haben über diese Sünde einer nicht fernen Vergangenheit vielen die Augen geöffnet. Man kann annehmen, daß das Heranziehn deutscher Kräfte eine recht allgemeine Maßnahme werden wird. Die ersten Schritte sind von den nach Ostpreußen geflüchteten Gutsbesitzern schon getan worden, andre werden nachfolgen. Der lettischen Bevölkerung mag das sehr unangenehm sein, doch sie trägt allein die Schuld. Das allgemeine Versagen aller Bediensteten und Angestellten ihren deutschen Herren gegenüber ist so belastend, daß schon die Sorge um das eigne Leben und Eigentum zu der möglichst weiten Ausmerzung der unzuverlässigen Leute führen muß. Die lettisch-estnische Bevölkerung wird aber ebenfalls ihre Schlüsse aus der Situation ziehn. Indem sie sieht, daß die Deutschen keine Morituri sind, wie ihnen ihre Führer vorgeredet haben, daß sie vielmehr mit ihnen zusammen leben und arbeiten muß, wird sie allmählich ihren agitatorischen Wortführern den Abschied geben, sich auf den Boden realer Tatsachen stellen und einsehen, daß ihre Aufgabe nicht in der künstlichen Züchtung einer eignen „Kultur" liegt, sondern durch ihren Charakter als Ackerbauvolk vorgeschrieben ist. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen, die kein Vorrecht erstreben, das sich nicht aus ihrer hohen Kultur von selbst ergibt, werden den lettisch-estnischen Bewohnern Livlands, die ehrlich eine friedliche Verständigung wünschen, die Hand entgegenstrecken und in gemeinsamer Arbeit für das gemeinsame Land mit ihnen wirken. Dazu ist freilich nötig, daß die heute maßgebenden, ihr Volk nicht zu

phantastischer Blüte, sondern zu Unglück und Elend führenden Agitatoren in Presse und Vereinen allen Boden verlieren! Quod Deus bene vertat!

Einige Schlußbemerkungen sind durch die Ereignisse der letzten vier Monate, die nach Abfassung dieser Studie verflossen sind, nötig geworden, obwohl die wesentlichen Sätze der Darlegung durch die Vorgänge von Anfang Oktober an nur bestätigt worden sind.

Als ich damals die Aussichten des baltischen Deutschtums darzulegen suchte, war das Land wohl schon in den Strudel der revolutionären Bewegung hineingerissen worden, aber die Greuel der anarchistisch-chauvinistischen Revolution, die auf eine Vernichtung der Deutschen und die Aufrichtung einer lettischen Republik zielte, waren noch nicht in so furchtbarer Weise über das Land gegangen. Noch konnte keiner ahnen, daß die unaufhörlichen Streiks und Meuchelmorde, die das Vermögen der Großgrundbesitzer, der Prediger und des bäuerlichen Landbesitzes empfindlich treffenden Brandschäden an Futter- und Kornscheunen nur ein Präludium zu ruchlosem — und dabei von Anfang an hoffnungslosem Aufstande des gesamten lettischen Volkes sein würde. Und doch erfaßte unter dem Terror „zielbewußter" anarchistischer Agitatoren das ganze Volk ein förmlicher Fieberwahnsinn, und blutig stieg die Sonne über den Hunderten von niedergebrannten Gütern auf, in denen vielfach unersetzbare Kulturwerte zugrunde gegangen sind. In Kurland sind über 70 Güter, in Livland 87, in Estland, wohin die Flut im Dezember hinüberschlug, in kaum zehn Tagen etwa 100 Güter eingeäschert oder demoliert worden. In Kurland mußten 28 Pastorate, in Livland über 30 von den Seelsorgern geräumt werden, in Estland ist die Zahl etwas geringer. Aber nicht nur die Güter fielen in die Hand mordbrennender Rebellenhaufen, auch die kleinern Landstände in Kurland und in Livland sahen sich bei dem Mangel an Militär den Aufrührern ausgeliefert. In Kurland haben die entmenschten Horden in den Städten, so in Goldingen, Tuckum, Talsen, Trauenburg und Windau, wie die Barbaren gehaust, Kontributionen auferlegt, Republiken proklamiert, Regierungsbeamte erschossen und Gutsbesitzer gefangen gesetzt. In dem kleinen Tuckum wurde eine Dragonerabteilung in schauerlicher Weise massakriert. In Livland, wo die Truppen besser verwandt wurden, ging es etwas glimpflicher her: in Wenden und in Wolmar gelang es wenigstens, das Schlimmste abzuwenden, wenn auch in Rujen und in Lemsal, vor allem in der Hafenstadt Pernau wochenlang die Insurgenten Herren der Situation waren. In Riga, wo faktisch für längere Zeit die revolutionären Arbeiterkomitees die Straßen beherrschten, das Stadtamt nicht mehr anerkannten, die Abgaben verweigerten und die Bewohner terrorisierten, vermochten die Revolutionäre zwar nicht so uneingeschränkt zu handeln wie auf dem flachen Lande, aber es waren entsetzliche Wochen, wo alles an einem Haare hing. Alle Bemühungen der baltischen Ritterschaften, alle Versuche der Städte, die Regierung aus ihrer unbegreiflichen Lethargie gegenüber den baltischen revolutionären Vorgängen aufzurütteln, scheiterten. Noch ist es nicht festgestellt worden, was in der zwölften Stunde endlich den Umsturz herbeiführte. Vergeblich waren alle Vorstellungen gewesen, an der höchsten Stelle und in den einflußreichsten militärischen Kreisen

begegneten alle Bitten um Hilfe dem Einwande, man könne über keine Truppen verfügen, man habe sie in Petersburg selbst nötig. Umsonst waren die dringenden Mahnungen des kommandierenden Generals in Riga. Da, nachdem im November das halbe Land zur Wüste gemacht, die Eisenbahnen von den Aufständischen okkupiert worden waren, traf die Nachricht ein, große Teile der Garde unter dem Befehle des Generals Orlow und das aus Sibirien eben heimkehrende erste Armeekorps seien im Anmarsch. Zugleich wurde die Ernennung des Generals M. Ssollogub (von der Kriegsakademie) zum Generalgouverneur aller drei baltischen Provinzen bekannt gegeben. Seine Vollmacht lautete: rücksichtslose Niederwerfung des Aufstandes und Reform der Verhältnisse gemeinsam mit einem baltischen Notabelnrat. Mehrere Gründe haben wohl zu dieser Stellung der Regierung geführt: erstens sehr drängende Vorstellungen der Großmächte, deren Konsuln auf das Unhaltbare der Situation in den Städten hingewiesen hatten, in denen Leben und Eigentum ihrer Angehörigen in Gefahr waren vernichtet zu werden; zum andern die Erkenntnis, daß die „agraren Unruhen," die man als quantité négligeable behandelt hatte, eine anarchistische und auf die Zerstörung der Reichseinheit gerichtete nationalistische Revolution seien; zum dritten die nationale Empörung in weiten russischen Kreisen infolge der in Tuckum und an andern Stellen verübten nichtswürdigen Massacres an den braven Truppen, die unter den schwierigsten Verhältnissen ihre Pflicht getan hatten; schließlich werden wohl auch die Vorstellungen der Ritterschaften nicht völlig resultatlos geblieben sein, zumal da eine Anzahl von liv- und von kurländischen Großgrundbesitzern, die schwer heimgesucht worden sind, hohe Würdenträger von Einfluß sind. Speziell die Erneuerung des baltischen Generalgouvernements, das nach außen hin die Zusammengehörigkeit der drei Provinzen anerkannte, ist auf die unermüdlichen Bemühungen, die von Livland selbst aus geschehen sind, zurückzuführen. Gewiß kann man es auch den Reformprojekten der baltischen Ritterschaften zuschreiben, daß dem Generalgouverneur nicht nur die Pazifikation des aufrührerischen Landes, sondern auch die Durchführung von weitreichenden Reformen auf allen Gebieten übertragen worden ist. In einer von hohem staatsmännischem Geiste zeugenden Denkschrift an den Minister des Innern hatte die livländische Ritterschaft am 11. November die schweren Sünden zwanzigjähriger Mißwirtschaft dargelegt und überzeugend nachgewiesen, daß nur durch ein die berechtigten Wünsche des Landes wirklich berücksichtigendes Reformwerk eine Beruhigung herbeigeführt werden könnte. Indem die Ritterschaft erklärte, daß sie es sich nicht nehmen lassen werde, auch das schwerste Schicksal des Landes zu teilen und ihrer historischen Kulturaufgabe bis zuletzt treu zu bleiben, richtete sie noch in der letzten Stunde an die Staatsregierung die Bitte, der Bevölkerung des Landes, ohne Unterschied der Nationalität, Raum für eine gesunde Entwicklung zu geben. „Es kann, hieß es dann weiter, niemand wundernehmen, daß eine Bevölkerung in vollkommne Verwirrung geraten sollte, wo sie sieht, daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Gute von den Revolutionären kommt. Besetzung der Polizei- und der Justizämter mit Landeseingesessenen, die der Landessprache kundig sind, Aufhebung des Sprachenzwangs in Polizei,

Justiz und Verwaltung, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, namentlich auch in den Volksschulen, Aufhebung der bureaukratischen Bevormundung der Kommunalverwaltungen — alles dieses sind nicht nur berechtigte Wünsche, sondern geradezu Lebensbedingungen der Kultur. Würde die Staatsregierung diese Lebensbedingungen herstellen, so würde der wohlgesinnte Teil der Landesbevölkerung wieder Kraft gewinnen, der Anarchie Widerstand entgegenzusetzen. — Wenn sich die Hoffnung der Bevölkerung von der Revolution abwenden und wieder der Regierung zuwenden soll, so müssen die Lebensbedingungen der Landeswohlfahrt eine sofortige Verwirklichung erfahren."

Die Denkschrift gipfelte in dem Antrage, zur sofortigen Durchführung der Reformen einen livländischen Provinzialrat einzuberufen, der aus 16 Gliedern der Ritterschaft, 16 Vertretern der Bauerschaft und 12 Städtedelegierten bestehn und gemeinsam mit Regierungsvertretern das Werk durchführen solle. Mit ernsten mahnenden Worten schloß das Aktenstück: „Wenn der Staatsregierung die aufbauende Arbeit der Leute, denen an Achtung vor Religion und Recht, an Bildung und Gesittung gelegen ist, unterbunden halten wollte, so würde sie den Untergang eines Landes fördern, das immer ein wertvolles Glied des großen Reiches gewesen ist."

Einige Wochen nach Abgabe der Denkschrift begann die Niederwerfung des Aufstandes mit großer Energie. Was wir im Oktober schon sagten, trat ein: wie ein Kartenhaus brach die lettische Republik in dem Augenblick zusammen, wo die Regierung Ernst machte. Zwar ist der materielle und der sittliche Schaden enorm, aber das Schlimmste ist doch vorüber. Gewiß wird es noch viele Wochen, ja Monate dauern, bis die irregeführten Massen einsehen, daß alles zu Ende ist. Die standrechtlich erschossenen Wirte und Knechte, die niedergebrannten Bauerngehöfte, deren kompromittierte Inhaber sich leider vielfach durch die Flucht zu retten gewußt haben, die für lange Jahre auf den Bauerngemeinden lastenden Summen zur Entschädigung der durch die Revolutionäre ruinierten Gutsbesitzer werden das lettische Volk noch lange an das Unglücksjahr 1905 erinnern. Noch glimmt der revolutionäre Funke überall unter der Asche, wie die mangelhafte Waffenauslieferung, die sich immer wieder ereignenden Überfälle auf Gutshöfe und auf Polizeichargen beweisen, und es wird rücksichtsloser Strenge und eiserner Konsequenz bedürfen, die Revolution mit Stumpf und Stiel auszurotten. Erst wenn die Truppen dauernd im Lande stationiert bleiben, und wenn jeder neue Versuch zum Aufstand blutig niedergeschlagen wird, kann dauernde Ruhe einkehren.

Im innersten Kern hängt die Pazifikation der baltischen Provinzen von dem Ausgange der innerrussischen Bewegung ab. Noch hoffen die Revolutionäre das Zarenreich doch noch zu Fall zu bringen. Mit dem Sturz des heutigen Rußlands soll das heutige Baltikum zugrunde gehn, und lettische und estnische Republiken sollen das Gewimmel der „Vereinigten Staaten von Rußland" noch buntscheckiger machen. Auch das ist, wenn die Zentralregierung, mit Blindheit geschlagen, nicht völlig reaktionäre Wege einschlägt, eine Utopie.

Wir baltischen Deutschen können mit Vertrauen in die Zukunft sehen. Im Strudel der Revolution sind wir die einzigen im weiten Reiche gewesen, die kaisertreu und staatstreu geblieben sind — unsre Stellung ist darum in den entscheidenden Regierungsinstanzen, vor allem beim Monarchen, so gefestigt, wie sie seit Jahrzehnten nicht gewesen ist. Im Lande selbst werden wir durch Erlangung von deutschen Schulen und durch Behauptung wesentlicher Positionen dank unsrer Bildung, Erfahrenheit und Zuverlässigkeit, so groß auch die Opfer der „Reformen," die zur Schaffung eines modus vivendi mit den Letten und den Esten nötig waren, sein mögen, einen dominierenden Einfluß behaupten. Als besondern Gewinn aus der trüben Zeit möchten wir aber das mächtige Erstarken des deutsch-nationalen Sinnes bezeichnen. Allgemein ist der nationale Egoismus geworden, daß es zunächst gilt, für das Deutschtum zu sorgen und die humanitäre Fürsorge für Letten und Esten diesen selbst zu überlassen. Die bisherige Gepflogenheit der baltischen Deutschen, den Letten Kirchen zu bauen, Armenhäuser, Ferienkolonien und Kinderbewahranstalten zu errichten, überall lettische Dienstboten und Beamten in Stellung zu bringen und die kleinen deutschen Leute der Lettisierung auszuliefern, nimmt gottlob! ein Ende.

In der Zeit der tiefsten Depression, wo Hunderte von deutschen Familien in das Ausland flüchteten, und das Land eine Wüste zu werden begann, ist auch im Mutterlande eine weit- und tiefgehende Teilnahme für die baltischen Deutschen emporgeflammt, die sich auch in werktätiger Hilfe dokumentiert hat. Auch das ist uns eine wertvolle Errungenschaft aus ernster Zeit gewesen.

Aber wenn dabei in reichsdeutschen Kreisen der Gedanke laut geworden ist, die Balten planmäßig auszusiedeln und in Posen und in Westpreußen als Kolonisten zu verwenden, so beruht diese Kombination, abgesehen von vielem andern, auf der irrigen Annahme, als ob wir Balten die Heimat verlassen wollen. Daran denken wir gar nicht, auch die nicht, die vorübergehend der Heimat haben den Rücken wenden müssen. Wir haben siebenhundert Jahre die Scholle bebaut und abendländischer Kultur zugeführt und werden die uns von der Vorsehung so sichtbar zugewiesne Kulturaufgabe nicht aufgeben. Die zwanzig Jahre rücksichtslose Russifizierung unter Alexander dem Dritten haben uns nicht umgewandelt, der Ansturm der lettischen Revolution hat uns materiell aufs schwerste geschädigt, uns unsre nationalen und sittlichen Pflichten aber um so nachdrücklicher ans Herz gelegt. Wir werden leben, so lange wir an uns glauben! Der feste Glaube aber an unsre Kulturmission gegenüber dem Lande und dem Reich, zu dem wir gehören, lebt in uns allen. Mit ruhigem Vertrauen werden wir die Hand an den Neubau des livländischen Hauses legen.

Wie dieses aussehen wird, davon hoffe ich später Bericht geben zu können.





Eine Verspottung der radikalen Demokratie im Altertum

Das griechische Lustspiel, worin die athenische Demokratie am schärfsten angegriffen wird, die „Ritter" des Aristophanes, hat manche Beziehungen zu den Erscheinungen der Gegenwart, die das Interesse moderner Leser anregen dürften. Auch Aristophanes selbst, den man wegen der Leichtigkeit und Meisterschaft in der Sprache, wegen der Anmut, mit der er die schwierigsten Aufgaben bewältigt, wegen der Gewandtheit in Wortspielen und im Versbau den Liebling der Grazien genannt hat, verdient es nicht, in Vergessenheit begraben zu werden. Da seine Komödien ein Reflex der Zustände zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs sind, so ist zu dem Verständnis der „Ritter" freilich eine geschichtliche Einleitung unerläßlich.

Perikles war ein Opfer der Pest geworden, ein für Athen in der Tat unersetzlicher Verlust. Thukydides sagt, daß unter ihm dem Namen nach die Demokratie geherrscht habe, in Wahrheit aber sei es die Herrschaft des ersten Mannes gewesen. Auf diesen ersten Mann folgten aber sehr untergeordnete Größen. Während Perikles die Menge zu begeistern und zu den hohen Aufgaben des Staats zu erheben verstand, herrschten seine Nachfolger dadurch, daß sie den niedrigen Instinkten des Volks dienten und seiner Selbstsucht schmeichelten. Auch den Aberglauben benutzten sie und wußten durch erdichtete Orakel, die auf Bakis oder einen andern mythischen Seher zurückgeführt wurden, Stimmung für ihre Zwecke zu machen. Große staatsmännische Ideen traten kaum noch hervor. Nach dem Tode des Perikles hatte zuerst ein gewisser Eukrates, ein Hanf- und Werghändler, auf der Rednertribüne Einfluß. Sein Nachfolger war Lysikles, ein Viehhändler. Er kam im Kriege um. An seine Stelle trat Kleon. Er wird ein Gerber genannt, weil er viele Sklaven unterhielt, die Felle gerbten und Lederwaren bereiteten. Er war der Wortführer des polternden Kraftgefühls der Menge und ihres Hasses gegen Männer von überlegner Bildung. Zu den Mitteln, durch die er die Volksgunst gewann, gehört die Erhöhung der Diäten für die Geschwornen, die verdreifacht und auf drei Obolen festgesetzt wurden. Da sechstausend Athener jährlich zu den Geschwornengerichten ausgelost wurden, so war ein großer Teil des Volks an dieser Maßregel interessiert. Freilich lud dies dem Staate mitten in der schwersten Kriegszeit eine jährliche Mehrausgabe von hundertundfünfzig Talenten auf.

Im siebenten Jahre des Krieges, 425 v. Chr., besetzte und befestigte der athenische Feldherr Demosthenes Pylos an der messenischen Küste. Der sich dem Ort anschließende Hafen ist vielleicht der beste von ganz Griechenland; nach der offnen See zu liegt vor ihm die Insel Sphakteria. Die Spartaner be-

griffen sofort, welche Gefahren ihnen aus dieser Festsetzung der Athener in ihrem Lande entstehn könnten. Eine lakedämonische Flotte erschien zugleich mit einem Landheere und versuchte, die flüchtig aufgeworfnen Verschanzungen der Athener zu nehmen. Umsonst. Der Sturm wurde von den Eingeschlossenen zurückgeschlagen. Da nun von der überlegnen athenischen Flotte, die nach Kerkyra gefahren war, ein baldiger Entsatz erwartet werden mußte, so wollten die Spartaner, um die Belagerung durchführen zu können, den Hafen sperren. Zu diesem Behufe besetzten sie zunächst die vorliegende Insel Sphakteria mit einer Truppenmacht. Ehe sie aber die nördlich und südlich von dieser Insel liegenden Hafeneingänge verschlossen hatten, kam die athenische Flotte heran, segelte in den Hafen und vernichtete einen großen Teil der spartanischen Schiffe. Die Athener waren nun Herren der See, und die Spartaner auf der Insel von den Ihrigen abgeschnitten. Viele von ihnen waren aber Spartiaten und gehörten zu Spartas edelsten Geschlechtern. Ihnen drohte jetzt natürlich Gefangenschaft oder Tod. Um dieses Unheil abzuwehren, baten die Spartaner um einen Waffenstillstand zu Friedensverhandlungen, der ihnen gegen Auslieferung ihrer noch übrigen Schiffe bewilligt wurde. Die Verhandlungen in Athen führten aber nicht zum Ziele. Die Lakedämonier konnten sich nicht überwinden, die harten Bedingungen, die ihnen Kleon stellte, anzunehmen. So mußte denn der Krieg wieder beginnen.

Von Tag zu Tag erwartete man nun in Athen die Nachricht, daß die eingeschlossenen Spartaner gefangen wären. Aber diese Nachricht kam nicht, wohl aber andre, daß es den Athenern zu Pylos an Wasser fehle, und daß eine Landung auf Sphakteria bei der waldigen Natur der Insel und der Zahl und auserlesnen Tüchtigkeit der dort stehenden Spartaner schwierig sei. Allmählich begann man zu fürchten, daß ihnen der ganze Erfolg von Pylos auf die eine oder die andre Weise entrissen werden könne, und der Unwille wandte sich gegen Kleon, der den Frieden hintertrieben hatte. Um sich selbst zu rechtfertigen, griff dieser die Feldherren an und erklärte die Unternehmung für leicht. Nikias, der in dem Jahre ebenfalls Feldherr und in der Volksversammlung anwesend war, forderte den Demagogen auf, wenn er die Sache für so leicht halte, sie selbst durchzuführen; er wolle ihm seine Feldherrnstelle überlassen. Kleon suchte auszuweichen, aber die Menge schrie ihm zu, er müsse die Aufgabe übernehmen, und so fügte er sich, ja um den schlechten Eindruck seines anfänglichen Zauderns zu verwischen, prahlte er, daß er in zwanzig Tagen die Lakedämonier gefangen einbringen werde. Kleon hatte unterdessen erfahren, daß Demosthenes schon den Plan zu einer Landung auf der Insel entworfen habe und dazu Leichtbewaffnete brauche. Diese führte er ihm zu. Der Plan des Demosthenes wurde dann ausgeführt und hatte Erfolg. Die Spartaner wurden, soweit sie nicht im Kampfe gefallen waren, gefangen genommen, und Kleon brachte sie sogar innerhalb der zwanzig Tage, wie er versprochen hatte, nach Athen. Demosthenes hatte das Verdienst der Tat, aber Kleon eignete sich den Ruhm an und stieg dadurch auf den höchsten Gipfel seiner Macht.

In dieser Zeit brachte Aristophanes die „Ritter“ auf die Bühne. Es gehörte Mut dazu, den rücksichtslosen Demagogen so bitter anzugreifen, wie er

es in dieser Komödie tut. Man wußte ja aus frühern Vorgängen, wie er sich zu rächen pflegte. Es war die erste Komödie, die Aristophanes unter eignem Namen aufführen ließ. Die Ritter, nach denen er sie benannt hat, waren ein Teil der athenischen Kriegsmacht und im ganzen entschiedne Gegner Kleons.

Der Grundgedanke des Stückes ist folgender. Das souveräne Volk von Athen wird selbst personifiziert in der Gestalt des Demos, eines alten schwachen Mannes. Dieser hat einen paphlagonischen Sklaven, einen Gerber, der sich durch allerhand Schliche bei ihm beliebt gemacht hat, zum Verwalter seines Hauses ernannt. Der Paphlagonier ist natürlich Kleon. Je mehr dieser mit Schmeicheleien den Herrn umgarnt, um so tyrannischer peinigt er seine Mitsklaven. Diese entwerfen einen Plan, ihn zu stürzen. Aber wer kann mit Aussicht auf Erfolg den Kampf gegen ihn aufnehmen? Ein ehrlicher Mann würde durch die spitzbübischen Verleumdungen des Hausverwalters, an die der Herr gewöhnt ist, schnell den Boden unter den Füßen verlieren. Ein Schurke kann nur von einem Gegner besiegt werden, der ein größerer Schurke ist. Eine solche Person ist der Wursthändler, ein Phantasiegebilde des Dichters, eine Art potenzierter Kleon. So sehr nämlich der berühmte Demagoge auch gewöhnt war, an die niedrigen Leidenschaften der Menge zu appellieren, so hatte er doch noch die Scham, seine Sinnesart offen zur Schau zu tragen, und wollte für einen ehrlichen, patriotischen Mann gehalten sein. Nicht so der Wursthändler. Er hat die letzte Schranke der Gemeinheit siegreich beiseite geworfen und merkt deshalb bald, daß er dem Kleon an Nichtswürdigkeit überlegen sei. Das verbürgt ihm den Sieg, und so ist der ganze Kampf, sobald er begonnen hat, von seiten Kleons nur ein Ringen der Verzweiflung mit dem Bewußtsein des Untergangs. Dieser Grundgedanke läuft also darauf hinaus, daß ein verkehrtes Prinzip nur dadurch überwunden wird, daß man es zu seinen letzten Konsequenzen entwickelt; denn in der grellen Beleuchtung dieser Konsequenzen wird die Verkehrtheit auch von dem blödesten Auge erkannt. Auch in der Weltgeschichte können wir dieses zuweilen beobachten. Die Karikatur, die in der alten Komödie herrscht, nimmt diese letzten Konsequenzen gleichsam voraus und stellt sie in möglichst grotesker Form dar.

Betrachten wir nun die Komödie im einzelnen. Auf der Bühne sieht man das Wohnhaus des Demos und eine Straße. Es treten zwei Sklaven des Demos auf, in denen man sofort die beiden Feldherren, den ängstlichen Nikias und den kühnen Demosthenes, erkennt. Sie jammern über die entsetzliche Wirtschaft im Hause, wo der tyrannische Paphlagonier durch ein unbarmherziges Prügelverfahren das ganze Gesinde ununterbrochen in Schrecken halte. Demosthenes fordert endlich den furchtsamen Genossen auf, von dem nutzlosen Klagen zu lassen und auf ihre Rettung zu sinnen. Nikias entschließt sich nach längerm Zögern, einen Vorschlag zu machen, aber nur verblümt. Damit nämlich die etwaigen Folgen eines so bedenklichen Rates ihn nicht treffen, soll Demosthenes sich selbst das Wort zusammensetzen und zuerst „wir laufen“ sagen, dann aber die Silbe „fort“ ihm nachsprechen. Diese Idee wird jedoch als zu gefährlich von Demosthenes verworfen. Nun rät der religiöse Nikias, die Götter um Hilfe anzuflehn. Seinem Gefährten erscheint dies absurd. „Was für Götter?

sagt er, glaubst du denn in der Tat an Götter?" Dann wendet er sich an die Zuschauer und legt diesen seinen und des Freundes Fall vor:

Zum Herren haben wir den rohen Demos,
Halb taub, voll Jähzorn ist der mürr'sche Greis.
Im vor'gen Monde kauft er einen Sklaven,
Der schmeichelnd seinem Herrn zu nützen weiß,
Ein paphlagon'scher Gerber, voll Betruges,
Der schlau des Alten Schwäche bald erspäht.
Er sagt zu ihm: „Mein Demos, wenn des Tages
Dir glücklich ein Prozeß zu Ende geht,
So bade dich, iß, trink, nimm die Diäten!
Jetzt ists zu deiner Nachtkost an der Zeit."
Dann rafft der Paphlagone schnell zusammen,
Was einer von uns andern hielt bereit.
So weiß er wedelnd mit unlautern Dingen
Sich bald die Gunst des Herren zu erringen.
Jüngst kocht ich in messenischem Gefäße
Lakon'schen Brei, da schleicht er rücklings her,
Entreißt mir das Gericht, bringt es dem Alten,
Als ob es von ihm selbst bereitet wär.
Mit seinem Lederriemen uns verjagend
Läßt keinen andern er den Herrn bedienen,
Hat mit Orakeln ganz ihn überfüttert.
Sibyllenwahnsinn spricht aus Demos Mienen.
Den Stumpfsinn nutzend schmäht der Paphlagone
Uns fälschlich. Um nicht gar zu schlimm zu büßen,
Bestechen wir den Schurken mit Geschenken;
Sonst tritt der blöde Greis uns gar mit Füßen.

Nach dieser Darlegung der Verhältnisse wiederholt Nikias seinen frühern Vorschlag, fortzulaufen. Aber Demosthenes hält dies für undurchführbar. Er antwortet:

Nichts bleibt dem Paphlagonen ja verborgen,
Sein Blick sieht alles; wenn das eine Bein
In Pylos ist, wird zu der gleichen Stunde
Das andre in der Volksversammlung sein.
Und steht er so mit ausgespreizten Beinen,
Schwebt über Lüderlichopol dahin
Sein Hinterteil, streckt sich nach Gierupönen
Die Hand, in Di(eb)pylon sind Herz und Sinn.
Nikias: So ists am besten, nach dem Tod zu ringen.
Demosthenes: Dann zeige, wie wir männlich dies vollbringen!
Nikias: Laß, wie Themistokles, uns Stierblut trinken!
Demosthenes: Nein, folge lieber meinen klugen Winken!
Wenn ungemischten Wein wir reichlich tranken,
So kommen uns die weisesten Gedanken.

Dies gibt den Anlaß, daß sich Nikias entschließt, seinem Genossen den Willen zu tun und drinnen, solange der Paphlagonier schläft, etwas Wein zu entwenden. Er verschwindet im Hause und kommt rasch mit dem gewünschten Stoffe zurück, froh, daß ihn drinnen niemand erwischt habe. „Der Paphlagone, sagt er, schnarcht im Rausch, auf Leder hingestreckt."

Kaum hat Demosthenes von dem Weine getrunken, so fällt ihm auch schon etwas ein:

Geh, stiehl dem Gerber sein Orakelbuch!
So lang er schläft, ichs zu enträtseln such.

Nikias gehorcht, und kaum hat Demosthenes einen Blick in das Manuskript geworfen, als er durch staunende Ausrufe die Erwartung des Nikias spannt.

Demosthenes: So füll noch einmal mir den Becher voll!
Nikias: Steht das verzeichnet im Orakel wohl?
Demosthenes: O Bakis!
Nikias: Sprich, was ist?
Demosthenes: Den Becher her!
Nikias: Gebrauchte Bakis denn den Becher sehr?
Demosthenes: Du Schelm von einem Gerber! Deshalb nur
Hieltst du versteckt so sorgsam dieses Buch,
Damit nicht andern würde offenbar
Der dir verhängnisvolle Schicksalsspruch?
Denn das Orakel sagt: Zuerst erscheint
Ein Mann, der Hanf und Werg bisher verhandelt,
Als der Gebieter dieser Stadt; doch bald
Nach seinem Fall der Herrscher sich verwandelt
In einen Händler, welcher Vieh verkaufte.
Ein Schlimmrer tritt jedoch an seine Stelle,
Ein paphlagon'scher Gerber. Roh und frech,
Erweist er sich als räub'rischer Geselle.
Gar bald entfällt auch ihm der Herrscherstab;
Ein Blutwursthändler stürzt ihn in sein Grab.
Nikias: O daß wir diesen großen Mann doch fänden!
Demosthenes: Da sieh, dort naht er, wie von Götterhänden.

Hiermit tritt der Wursthändler auf die Bühne. Bewaffnet ist er mit Fleischmessern, Därmen und Würsten. Demosthenes begrüßt ihn sofort als den glücklichsten der Sterblichen, der berufen sei, die Stadt der Athener zu retten. Nikias dagegen ist zu ängstlich, will dem Kampfe mit Kleon, der nun vermutlich bald beginnen wird, nicht beiwohnen und begibt sich deshalb unter dem Vorwande, auf Vorposten gegen den Paphlagonier zu gehn, in das Haus des Demos, kehrt aber während des ganzen Stückes nicht wieder auf die Bühne zurück. Demosthenes wendet sich an den neuen Bundesgenossen und fordert ihn auf, seine Geräte beiseite zu legen und wie ein Feldherr, der eine Schlacht liefern will, die Götter zum Beistand anzurufen. Der Wursthändler glaubt sich verhöhnt und bittet, ihn seine Därme spülen zu lassen. Demosthenes aber weist ihn triumphierend auf die gedrängten Reihen der Zuschauer hin: über diese alle werde er bald herrschen und die Heerführer niedertreten, wie es ihm nur beliebe. Der Wursthändler nimmt alle diese Aussichten mit liebenswürdiger Bescheidenheit entgegen und kann nicht glauben, daß er, der geringe Mann, zu so hoher Ehre berufen sein könne. Demosthenes faßt daraus den entmutigenden Verdacht, sein neuer Freund könnte sich irgendeiner trefflichen Eigenschaft bewußt und deshalb zum Volksführer (im Sinne seiner Zeit) untauglich sein. Er fragt ihn, ob er etwa aus edeln Hause stamme. Auf die Erwiderung: „Nein, aus ganz gemeinem,“ versichert er ihm, daß er dann durchaus geeignet sei. Auf

des Wursthändlers Einwand, er sei ungebildet und habe nur etwas lesen gelernt, aber auch dieses schlecht genug, behauptet Demosthenes, daß höchstens das letzte, wenn es auch nur wenig sei, ihm schaden könne. Dann teilt er ihm das Orakel mit, das ihn zum Kampfe mit dem Paphlagonier auffordere:

Wenn der lederne Aar, dem krumme Klauen gewachsen,
Faßt mit dem spitzen Schnabel den blutaussaufenden Drachen,
Dann wird die Knoblauchbrühe den Paphlagonen verschüttet,
Doch viel Ehre gewährt der Gott den Gedärmeverkäufern,
Dünkt es ihnen nicht besser, mit Knoblauchwürsten zu handeln.

Wursthändler: Bezieht sich das auf mich? Mach es mir klar!
Demosthenes: Ja, unser Gerber ist der Lederaar.
Wursthändler: Auch lehr die krummen Klauen mich verstehn!
Demosthenes: Die Hände sind es, die auf Raub ausgehn.
Wursthändler: Was soll der Drache? Sprich, ich bitte dich.
Demosthenes: Das ist das allerklarste sicherlich.
Lang ist der Drache, lang ist auch die Wurst;
Blut säuft die Wurst, Blut löscht des Drachen Durst.
Der Drache, heißt es, wird den Aar besiegen,
Wenn er sich nicht durch Worte läßt betrügen.

Der Wursthändler ist nun so ziemlich überzeugt und nur noch bedenklich, wie er fähig sein soll, dem Volke vorzustehn. Doch Demosthenes beruhigt ihn:

Wie Wurstfleisch durcheinander hacken, rühren,
Kannst du die Staatsgeschäfte gleichfalls führen.
Auch helfen dir die Ritter. Fürcht dich nicht!
Es wird dich schrecken nicht sein Angesicht.
Aus Furcht vor ihm, sein Antlitz nachzubilden
Kein Maskenmacher ja sich unterstand;
Doch weil sie klug, die findigen Athener,
Wird sicher er vom Publikum erkannt.

Nach diesen Worten, die auf die Erscheinung Kleons vorbereiten, stürzt der Paphlagonier aus dem Hause auf die Bühne. Der Wursthändler, der sich in seine neue Rolle noch nicht finden kann, gerät in Furcht und flüchtet. Er läuft jedoch gerade den Rittern in die Arme, die soeben in der Orchestra erscheinen und in schnellem Verständnis der Sachlage ihn zum Standhalten gegen den Paphlagonier ermutigen. In lebhaften Trochäen stürmen sie auf Kleon ein:

Schlagt ihn nieder, schlagt ihn nieder!
Auf, bringt alle auf ihn ein!
Diesen Schurken, Schelm und Räuber,
Packt ihn, um ihn anzuspein!
Diese räubrische Charybdis
Mit dem nimmersatten Schlund,
Der die Ritterschar verleumdet,
Auf ihn, schlagt ihn weich und wund!

Allmählich kehrt dem Wursthändler der Mut wieder, und der Kampf beginnt damit, daß beide Gegner die lächerlichsten Beschuldigungen widereinander vorbringen.

Paphlagonier: Nur auf Verrat ist dieser Mann begriffen,
Fleischbrühe liefert er des Feindes Schiffen.

Der Wursthändler antwortet dem Kleon, der die Ehre der Speisung im Prytaneion genoß, mit einem schlechten Witze, gleich als ob er sich dort beim Essen einer widerrechtlichen Unterschlagung von Speisen schuldig machte:

Er geht hinein ins Prytaneion leer,
Kommt wieder, wenn sein Bauch ist voll und schwer.

Kleon droht ihn niederzuschreien, wie er denn durch seine mächtige Stimme berühmt war; aber der Wursthändler hat ein noch stärkeres Organ. Da dieser merkt, daß der siegen wird, der sich am gemeinsten zeigt, so achtet er es gar nicht mehr der Mühe für wert, die Formen zu wahren. Wenn Kleon ihm eine Verleumdung in Aussicht stellt, so antwortet der Wursthändler nur, er werde ihm den Rücken zerschlagen. Der Paphlagonier sucht seine Frechheit zu überbieten, indem er bemerkt:

Ich habe so viel Mut, es kühn zu wagen,
Wenn ich gestohlen, es auch laut zu sagen.

Der Wursthändler aber entgegnet:

Ich wags, wenn es selbst Augenzeugen hören,
Die Tat mit einem Meineid abzuschwören.

Jetzt ergreift der Chor das Wort, um seiner Freude über den bisherigen Verlauf des Kampfes Ausdruck zu geben:

O herrlicher Tag! Ein andrer erschien,
Verruchter als du, drum preisen wir ihn;
Und wie er an Frechheit den Vorzug errang,
So bringt er dir sicher den Untergang.

Der Wursthändler leitet aus seiner Abstammung von gemeinen Eltern das Recht ab, hier mitzureden, und rühmt sich ihrer wie zu andern Zeiten manche einer aristokratischen Abkunft. „Auch ich bin ein gemeiner Mann," sagt er mit Nachdruck, als ihn sein Gegner zum Schweigen bringen will.

Paphlagonier: Worauf vertraust du denn, daß du es wagst
Und mich mit deinem frechen Angriff plagst?

Der Wursthändler erwidert, er sei ein Redner. Das sucht Kleon ins Lächerliche zu ziehn und prahlt dabei mit seiner eignen Bedeutung auf der Rednertribüne:

Sobald ich warmen Thunfisch reichlich speiste
Und trank ein Maß von ungemischtem Wein,
Tret ich die Feldherrn, die vor Pylos kämpften,
Mit Füßen, schlage zornig auf sie ein.

Der Wursthändler gewinnt aber auch hier den Sieg. Denn er hat einen viel plebejischern Magen als sein Gegner und erklärt:

Freß ich den Leib mir voll mit Rindermagen,
Verschlinge Schwartenwurst und meine Suppe,
So kann ich alle Stimmen überschreien,
Und jeder andre Redner ist mir schnuppe.

Kleon erwidert, wenn sich der Wursthändler auch von Meerhechten nähre, so werde er doch keine Figur sein, die Milesier in Schrecken zu setzen. Aber auch hier siegt wieder der Wursthändler. Er denkt gar nicht daran, Ruhm zu

gewinnen; das sind ihm Sentimentalitäten; frech und offen erklärt er, daß er im Dienste des Staats nur seinen persönlichen Vorteil suche. Der Dialog endet mit einer reichen Auslese gegenseitiger Schimpfworte.

Der Chor ergreift nun wieder das Wort, um seinen Klienten zu weiterm Kampfe anzufeuern. Der Wursthändler gibt als ein Zeugnis seiner Sinnesart, die ja dem Chore gefällt, einen lustigen Streich aus seiner Jugend zum besten:

Die Köche hab ich oft im Lenz betrogen.
Ich rief: „Der Frühling kommt; erblickt ihr dort
Die Schwalbe?“ Und sobald sie danach schauten,
Stahl von dem Fleisch ein gutes Stück ich fort.
Meist merkten sie es nicht; doch sah es einer,
Ich zwischen meine Schenkel damit fuhr,
Es bergend, während ich bei allen Göttern
Für meine Unschuld tat den höchsten Schwur.
Ein Redner sprach, bewundernd meine Gaben:
„Es wird einmal ein Staatsmann aus dem Knaben.“

Kleon ermannt sich wieder und sucht seinen Gegner einzuschüchtern, indem er ihn mit Hochverratsprozessen bedroht. Der Wursthändler antwortet ähnlich herausfordernd. Der Kampf wird so hitzig, daß er beinahe in Tätlichkeiten ausartet. Der Chor ermutigt seinen Klienten. Da wendet sich der Paphlagonier gegen die Ritter, aus denen der Chor besteht:

Längst hab ich es zusammen mir gereimt,
Daß ihr dies habt gezimmert und geleimt.

(Schluß folgt)



Der 21. Januar



Der Monat Januar ist bisher für uns Deutsche ein Monat nationaler und patriotischer Gedenk- und Festtage gewesen: der 18. Januar mit seinen großen Erinnerungen für Preußen und das Deutsche Reich, der 24. Januar als Geburtstag Friedrichs des Großen, der 27. als Geburtstag des Kaisers, zu denen sich eine Reihe militärischer Gedenktage aus der Schlußkatastrophe des großen Krieges gesellt, der letzte Ausfall aus Paris, die Schlußkämpfe an der Loire, Werders heldenmütiger Widerstand an der Lisaine. In dieser Reihe vaterländischer Gedenktage nimmt sich der 21. Januar d. J., der einer großen revolutionären Demonstration gewidmet war, doppelt seltsam aus; es ist deshalb fast verzeihlich, daß das deutsche und insbesondre das Berliner Publikum, das an solche Dinge bisher nicht gewöhnt war, wenig Neigung bekundet, an ihren Ernst zu glauben. Der Sozialdemokratie war es anfangs offenbar darum zu tun, festzustellen, wie weit sie gehn könne, ohne auf den Widerstand des Staates zu stoßen, den zu brechen sie sich noch nicht stark genug weiß, auch sind die Massen noch nicht überall gewillt, ihr auf dieses Gebiet zu folgen. So hatte der 21. Januar neben der Bedeutung einer großen revolutionären

Demonstration die weitere, in einem großen Teile von Deutschland an demselben Tag und zu derselben Stunde ein umfassendes Massenaufgebot, ein Exerzieren im Dienste der Revolution, herbeizuführen. Über diese Bedeutung der Tatsachen darf man sich nicht täuschen, auch wenn der 21. Januar dort manche Hoffnungen und hier manche Erwartungen unerfüllt gelassen hat.

Die Sozialdemokratie hatte die Kundgebung mit sehr großen Worten eingeleitet, man wolle endlich „russisch sprechen.“ In Hamburg ist das in ausgiebigster Weise geschehen, reihenweis sind die Läden ausgeplündert worden, was entwandt werden konnte, wurde entwandt. Den dort begangnen Raub und Diebstahl kann die Sozialdemokratie nicht von sich abwälzen; es sind, wenigstens zum großen Teil, ihre organisierten Leute, die deshalb festgenommen wurden. Außerdem ist es ganz selbstverständlich, daß die Führer der Partei für den Tag „einer glorreichen Erhebung“ auf das lichtscheue Gesindel aller größern Städte rechnen, denn der verständige Arbeiter, zumal der Frau und Kinder zuhause hat, wird wenig Neigung zeigen, auf die Straße und in einen Kampf zu gehn, der auch in dem schwer glaublichen Falle des Gelingens die materielle Lage der Arbeiter niemals verbessern, sondern nur verschlechtern würde. Sie würden für den Fleischtopf guter Löhne und gesicherter Existenz den magern Knochen irgendeines politischen Rechts eintauschen, der ihnen in sehr kurzer Zeit wieder verloren gehn dürfte, denn die Ergebnisse von Straßenrevolten mit Mord und Brand, mit Plünderung und Totschlag haben vor der Geschichte noch niemals Bestand gehabt. Das lehren nicht nur die jüngsten Vorgänge in Rußland, sondern das lehrt auch namentlich die Geschichte der französischen Revolutionen, so viele ihrer auch bisher gewesen sind. Hierzu kommt, daß der Arbeiter in Deutschland auch politisch in einer Lage ist, wie in keinem andern Lande der Welt. Das Deutsche Reich hat mit seinem Einkammersystem bei allgemeinem direktem und geheimem Wahlrecht das radikalste aller politischen Systeme, die es auf der Welt gibt; nur so ist es erklärlich, daß das vor fünfunddreißig Jahren so monarchische Deutschland noch unter der Herrschaft des monarchischen Staatsgedankens in einen so weit greifenden und bedrohlichen Radikalismus hat verfallen können wie den, von dem der 21. Januar hinlänglich Zeugnis ablegt.

Die Frage, wie wir eigentlich dahin gekommen sind, bedarf keiner umständlichen Beantwortung. Der heutige Zustand ist das Produkt unsrer Gesetzgebung und der mißbräuchlichen Ausdehnung des Begriffs „Sozialpolitik.“ Der soziale Gedanke ist dabei für die Führer und Agitatoren nur der Vorwand gewesen, dem politischen die Wege zu bahnen und hierfür die Hilfe der Regierungen und der Parteien zu sichern. Wir haben in sozialer Beziehung bedeutend mehr erreicht, als wir wollten, in politischer Hinsicht jedenfalls vieles, was wir nicht wollten.

Trotzdem wird eine Prüfung der Frage nicht von der Hand zu weisen sein, inwiefern die sozialen Schöpfungen des Deutschen Reichs doch allmählich aufklärend auf die Massen gewirkt haben. Solange die Parteiführer von den Arbeitern nur verlangen, Resolutionen zu fassen und dabei allenfalls mit der Faust auf den Tisch zu schlagen oder unter dem Schutze von Wandschirmen oder ähnlicher Einrichtungen Stimmzettel abzugeben, werden sie selbstverständ-

lich zu haben sein, auch soll gar nicht bestritten werden, daß am 21. Januar, zumal bei den jüngern Männern, manch flammendes Auge und manche drohende Energie zu erkennen war. Aber die Folgeleistung bis auf die Straße würde wahrscheinlich wesentlich mäßiger ausgefallen sein, es hätten außer Leib und Leben doch zu viele Errungenschaften und Vorteile preisgegeben werden müssen. Die Behörden wären freilich in der Lage und absolut berechtigt gewesen, trotz allen Entscheidungen des preußischen Oberverwaltungsgerichts, die Versammlungen zu verbieten, doch ein Verbot wäre der sozialdemokratischen Führerschaft sicherlich das allerbequemste gewesen. Sie war damit einer großen Verantwortlichkeit ledig und hätte in der Presse und in den Vereinen das leichte Spiel gehabt, den Massen klar zu machen, wie sehr sich der Staat selbst „vor friedlichen Resolutionen und Kundgebungen der Sozialdemokratie" fürchte; ein Verbot würde somit bis zu einem gewissen Grade im Interesse der Sozialdemokratie gelegen haben und ihr zustatten gekommen sein. Es würde ihr außerdem den Rückzug aus der Stellung, die sie vorher mit vielen Drohungen und großen Worten eingenommen hatte, sehr erleichtert haben. Schließlich wäre es wohl, trotz dem Verbote, nötig gewesen, seine Befolgung durch Entwicklung großer Polizei- und sogar militärischer Kräfte zu erzwingen. Für die Regierung war es somit viel einfacher, die Versammlungen zuzulassen, unter strenger Überwachung und im gegebnen Fall unter energischer Auflösung, aber dabei der Sozialdemokratie die Linie „bis hierher und nicht weiter" in greifbarster Deutlichkeit erkennbar zu machen.

Entschließungen in so ernsten Situationen werden niemals von allen Seiten einwandfrei sein. In Berlin namentlich besteht bei einem großen Teil des Publikums die Neigung, den ganzen 21. Januar als eine sozialdemokratische Farce und bezüglich der Regierungsmaßnahmen als eine große Übertreibung anzusehen. Man konnte am Tage vorher, als die roten Warnungsplakate des Polizeipräsidenten an den Anschlagsäulen erschienen waren, in einem für den Anlaß allerdings recht kleinen Format, worin fast täglich Bekanntmachungen auf rotem Papier über Fortbildungsschulen und dergleichen zu lesen sind, die Beobachtung machen, daß nicht allein jüngere Leute des Arbeiterstandes, sondern viele gutgekleidete Personen aus den Reihen des Bürgertums, zu dessen Schutz die polizeilichen Maßregeln doch vor allem ergriffen waren, über den Inhalt der Bekanntmachung lachten und kein Hehl daraus machten, daß sie die ganze Sache, um einen Berliner Ausdruck zu gebrauchen, für „Mumpitz" ansahen. Für die sozialdemokratische Inszenierung war das auch in gewissem Grade zutreffend. Die Parteileitung hatte von langer Hand her für den 21. oder 22. Januar etwas großes angekündigt und mußte nun wohl oder übel Wort halten, um sich nicht bei Anhängern und Gegnern lächerlich zu machen. Im Innern ihres Herzens aber werden die Herren Bebel, Singer usw. außerordentlich dankbar gewesen sein, daß die Regierung sie der Möglichkeit enthoben hatte, den ursprünglichen Ankündigungen unbeschränkte Folge zu geben. Immerhin hatte die Sache ihre zwei Seiten. Die Parteileitung gewann die Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, wie musterhaft organisiert, „ordnungsliebend und friedfertig" die sozialdemokratische Partei sei, und sie gab sich, da sie keine größern Erfolge haben konnte, gern

mit dem kleinern zufrieden. Aber auch dieser war sehr vom Zufall abhängig. Denn daß es in Berlin Gesindel genug gibt, darunter halberwachsne Burschen in großer Zahl, die nicht nur für einen großen Krakeel jederzeit zu haben ist, sondern auch bereit, einen solchen herbeizuführen, war am Sonntag bei verschiednen Anlässen deutlich zu erkennen. Als nach dem Schlosse marschierendes Militär von einer solchen Bande mit Gejohl und Gepfeife begleitet wurde, ist es vielleicht nur dem ebenso energischen wie taktvollen Verhalten der Schutzmannschaft zu danken gewesen, daß größere Exzesse von andrer Tragweite verhindert wurden. Ob die Sozialdemokratie sich mit Absicht den Tag des Berliner Ordensfestes ausgesucht hatte, in der Meinung, leichteres Spiel zu haben, weil die Polizei da in der Nähe des Schlosses zusammengezogen sein würde, und der größte Teil der Stadt dadurch freigegeben, mag dahingestellt bleiben. Maßgebend für das Datum sind wohl die russischen Vorgänge vom 22. Januar vorigen Jahres gewesen. Wenn die Sozialdemokratie wirklich von der Abwesenheit der Polizei in einem großen Teile der Hauptstadt zu profitieren gehofft hätte, hätte sie die Absicht nicht wochenlang zuvor pomphaft ankündigen dürfen. Namentlich nach den Hamburger Vorgängen war doch mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß die Behörden in Berlin keinen Spaß verstehn würden.

Die Urteilslosigkeit des gebildetern Publikums, die dabei zutage getreten ist, ist eine der bedeutsamsten und bedauerlichsten Erscheinungen der Zeit, und sie erklärt, wie es möglich war, daß die Sozialdemokratie in diesen fünfunddreißig Jahren soviel Terrain bis in die wohlhabenden und gebildeten Klassen hinein hat gewinnen können. Viel dazu beigetragen hat die Aufgebung des Sozialistengesetzes. Bis zum Jahre 1890 galt die Sozialdemokratie im Lande als eine anrüchige, verpönte Partei, die sich im schroffsten Gegensatz zu Staat und Gesellschaft befände und bereit wäre, den einen wie die andre an einem langsam aber sicher vorzubereitenden Tage in die Luft zu sprengen. Seit 1890 hat sich dies geändert. Mit dem Aufgeben des Sozialistengesetzes hat man der Partei den Charakter des Verpönten genommen, und ihre Wahlbeteiligung beweist, daß ihr dadurch eine große Anzahl von Anhängern zugeführt worden ist. Was nicht verboten ist, ist erlaubt. Die Stellung der Behörden dieser Kampforganisation gegenüber wurde unsicher, die Bekämpfung der Presse durch die Gerichte unterblieb, die politischen Parteien trugen kein Bedenken mehr, mit der gesetzlich und politisch nicht mehr verpönten Partei Wahlbündnisse einzugehn.

Wie es bei solchen ins Unendliche wachsenden Organisationen nicht anders sein kann, haben sich der Sozialdemokratie im Laufe der Jahre auch viele Leute angegliedert, die weder äußerlich noch innerlich zu ihr gehören, sondern zu ihrem Verhalten nur durch ihren Gegensatz zu der heutigen Staatsordnung bestimmt worden sind. Es sind dies namentlich wohlhabendere jüdische Kreise, die sich mehr und mehr von dem Staate abwenden, der ihnen nach ihrer Ansicht die volle Gleichberechtigung vorenthält, ebenso wie wir in Rußland das Judentum sowohl durch die Führerschaft als durch die Hergabe von Geldmiteln an der Entwicklung der dortigen Revolution zu dem von ihr erreichten Umfange beteiligt sehen. Die Folgen davon werden in einem schweren, gerade gegen diese Kreise gerichteten Rückschlage unvermeidlich

sein, und auch bei uns in Deutschland wird sich das ähnliche Verhalten als ein politischer Fehler herausstellen. Die Revolution von 1848 erfreute sich ebenfalls einer starken Mitwirkung des Judentums, dem es seitdem in einem halben Jahrhundert verfassungsmäßiger Zustände trotzdem nicht gelungen ist, alle die Schranken umzustoßen, die es damals zu beseitigen gedachte. Bei den noch bestehenden handelt es sich nicht um eine politische Gleichberechtigung, die in jeder Hinsicht vorhanden ist, sondern um eine gesellschaftliche, die sich nicht herstellen lassen wird, solange die in Frage kommenden Gesellschaftskreise nicht selbst dazu übergehn. Diese wiederum würden in ihrem abschließenden und ablehnenden Verhalten gar nicht beharren können, wenn sie damit nicht der Volksstimmung entsprächen. Es ist zum Beispiel eine sehr bemerkenswerte Erscheinung, daß die handarbeitenden Klassen in Stadt und Land weitaus zum überwiegenden Teile antisemitisch bleiben, obwohl in den leitenden Kreisen der Sozialdemokratie das Judentum offensichtlich im Laufe der Zeit eine zunehmende Rolle spielt. Wiederum ein Beweis, daß es sich dabei nicht um eine normale Entwicklung handelt. Politische Gleichberechtigung ist heutzutage in allen zivilisierten Staaten vorhanden, soweit es überhaupt politische Rechte im modernen Sinne gibt. Die gesellschaftliche Gleichberechtigung dagegen ist auch in solchen Ländern nicht immer zu finden, die politisch sehr weit entwickelt sind; besteht doch sogar in politisch weitgehenden freisinnigen Berliner Kreisen zum Teil eine starke antisemitische Tendenz. Politische Gleichberechtigung kann selbstverständlich niemals konfessionelle Unterschiede zulassen, sie vollzieht sich in der Allgemeinheit des gesamten Staatslebens. Die gesellschaftliche Gleichberechtigung braucht dagegen sehr lange Zeit, sich durchzusetzen. Bei politischer Gleichberechtigung hat der konfessionell anders gesinnte keinerlei Konzessionen zu machen; er nimmt teil an allen Rechten, die die Verfassung des Staates dem Individuum verleiht, er selbst bleibt, wie und was er ist. Gesellschaftliche Gleichberechtigung dagegen kann sich nur auf dem Boden gegenseitiger Annäherung vollziehn und braucht dementsprechend natürlich sehr viel Zeit. Sie ist die Arbeit von Jahrhunderten, die niemals still steht, die sich aber auch nie überstürzen läßt. Aus diesem Grunde sind alle Versuche, gesellschaftliche Gleichberechtigung durch Unterstützung revolutionärer Tendenzen zu erzwingen, aussichtslos, weil sie den andern Teil nicht annähern, sondern abstoßen und ihn zu einem Entgegenkommen um so weniger geneigt machen.

Es liegt nun die Frage sehr nahe: Was hat die Sozialdemokratie mit dem 21. Januar eigentlich bezweckt, und was bezweckt sie mit den Wiederholungen, die schon angekündigt worden sind? Die eigentliche Parteileitung ist aus praktischen Leuten zusammengesetzt, die über die Grenzen des Erreichbaren nicht im Zweifel sind und sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die von ihnen in Parlamenten, in Versammlungen und in der Presse mit großen Worten angekündigten Ziele entweder in unendlicher Ferne liegen oder überhaupt nicht erreicht werden können. Wie jede Übertreibung ihr Gegengewicht, die natürliche Reaktion, in sich selbst trägt, so ist das auch mit der Sozialdemokratie der Fall. Sie enthält einen gewissen berechtigten Kern, soweit sie noch der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter im

weitesten Sinne gewidmet ist; alle andern Bestrebungen, die über diese Aufgabe hinausgehn und sich subversiven politischen Zielen zuwenden, sind unberechtigt, schon deshalb, weil große politische Bewegungen und Umgestaltungen niemals Aufgabe einer einzelnen Klasse von Staatsbürgern, eines einzelnen Standes sein können. Die Masse entscheidet auf die Dauer doch nicht.

Die Zusammenschließung der Arbeitermassen und ihre dadurch erreichte Macht, wirtschaftliche Forderungen durchzusetzen, hat eine Menge unliebsamer wirtschaftlicher Erscheinungen im entgegengesetzten Lager zur Folge gehabt. Ohne den sozialdemokratischen Mißbrauch des Koalitionsrechts würde der Zusammenschluß des Kapitals, wie er sich in Kartellen und Syndikaten darstellt, schwerlich einen solchen Umfang haben annehmen können. Es war zuerst die Sozialdemokratie, die die Existenz aller kleinern Betriebe in Frage stellte und allmählich vernichtete, weil diese weder in der Lage waren, die unaufhörlich steigenden Forderungen zu erfüllen, noch den Ärgerlichkeiten gewachsen waren, die das Verhalten der Arbeiter zur Folge hatte. Damit wurde an die Lebensfähigkeit der kleinen Betriebe sowohl wie des Handwerks die Axt gelegt, und es war eine ganz natürliche Folge, daß das Großkapital zugriff und die kleinen Betriebe entweder in sich aufnahm oder ihnen das Lebenslicht völlig ausblies. Alles, was wir heute an bedenklichen wirtschaftlichen Erscheinungen auf dem großen Gebiete des Fabrikationswesens vor uns haben, ist ganz allein eine Folge der sozialdemokratischen Methoden und ihrer für den einzelnen Unternehmer oft unerträglichen Wirkungen. Eine weitere recht bedenkliche Folge ist die notorische Verschlechterung in der Qualität der Produktion. Unter der Herrschaft der Kartelle und Syndikate wird immer mehr zu der Akkordarbeit gegriffen, die den Arbeiter dazu zwingt, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu leisten. Diese Art der Produktion steigert die Quantität auf Kosten der Qualität, der Käufer ist nicht mehr in der Lage, sich gute Ware nach Bedarf und Belieben auszusuchen, sondern er muß vorlieb nehmen mit dem, was das Syndikatsbureau ihm zusendet. Es ist das eine Erscheinung, die auf den verschiedensten Gebieten der Industrie vom Publikum längst sehr unvorteilhaft empfunden wird, voraussichtlich aber noch weiter wachsen und dann endlich ihre Remedur in der Übertreibung und deren Folgen, d. h. im Niedergang des Verbrauchs, namentlich des Exports, finden dürfte.

Forscht man nach den Ursachen dieser bedauerlichen Wirkungen, so stößt man zuletzt immer wieder auf die sozialdemokratische Methode und auf den ununterbrochnen Kampf zwischen Arbeit und Kapital, d. h. zwischen zwei Elementen, die beide aufeinander angewiesen sind, und von denen das eine ohne das andre gar nicht bestehn kann. Die Arbeit wirkt auf das Kapital befruchtend, ebenso das Kapital auf die Arbeit, und es ist um so seltsamer, daß beide ihre Lebensbetätigung nur im Gegensatz zueinander, statt in der Förderung des durchaus gemeinsamen Interesses suchen. Der Schöpfung der Berufsgenossenschaften lag ursprünglich der Gedanke zugrunde, in ihnen eine einheitlich umschließende Organisation für Arbeit und Kapital, Arbeiter und Arbeitgeber zu schaffen, einen Boden, der beiden die Vereinigung zur Förderung des ihnen gemeinsamen Interesses erleichtern würde. Diese Voraussetzung hat sich leider

nicht als zutreffend erwiesen aus Gründen, auf die einzugehn hier zu weit führen würde; die so groß gedachten Berufsgenossenschaften sind statt lebensvoller und lebenskräftiger Gemeinschaften bureaukratische Verwaltungen geworden. Man wird abwarten müssen, ob es in Zukunft Arbeitskammern besser gelingen wird, den weit über sein Bett hinausgetretnen Strom der industriellen Bewegung wieder in seinen normalen Lauf zurückzulenken.

Das am meisten erschwerende ist und bleibt darin zu suchen, daß die bis zu einem gewissen Grade berechtigten sozialen, d. h. wirtschaftlichen Bestrebungen mit politischen verquickt worden sind, die keine Berechtigung haben und auch keinen Sinn, weil sie sich unmöglichen Zielen zuwenden. Der Satz, daß Leben Kampf bedeutet, leben ein Kämpfer sein heiße, trifft nirgend mehr zu als auf dem wirtschaftlichen Gebiet mit seinen Konkurrenzkämpfen, die auf die Bedingungen der Herstellung der Arbeit unaufhörlich zurückwirken. Aber gerade diese Tatsache sollte die Aufgabe, eine Organisation zu finden, in der sich Kapital und Arbeit zur Pflege ihrer gemeinsamen Interessen vereinigten, in den Vordergrund rücken. Der Staatsmann, der das zustande brächte, würde sich das größte Verdienst um Mit- und Nachwelt erwerben. So wie die Verhältnisse gegenwärtig sind, kann es doch nicht weitergehn. Der jetzige Zustand muß unvermeidlich zu Trümmern führen, und ein künftiges Geschlecht würde dann auf dieser Trümmerstätte mühsam wieder aufbauen müssen. Nicht die „Proletarier aller Länder“ sollten sich zu nur phantastischen Zwecken vereinigen, sondern Arbeit und Kapital eines jeden Landes, um im internationalen Wettbewerb obenauf zu bleiben. Auch für die Arbeiter bleibt das Kapital die Henne, die ihnen goldne Eier legt — mögen sie immerhin noch nicht die erwünschte Größe haben.

Organisatorische Friedensbestrebungen werden selbstverständlich in der Sozialdemokratie immer ihre größte Gegnerschaft finden, weil diese nicht den Frieden, sondern den Kampf sucht, und zwar den politischen, für den der wirtschaftliche ja nur Mittel und Vorwand ist. Es ist deshalb auch vollständig verkehrt, in der Sozialdemokratie eine Arbeiterpartei zu sehen, die durch die weitestgehenden wirtschaftlichen Konzessionen annähernd befriedigt werden könnte. Eine Arbeiterpartei ist sie nach ihrer ganzen heutigen Zusammensetzung schon nicht mehr; Leute, die Bismarck einmal durch den Ausdruck fruges consumere nati bezeichnete, spielen darin eine große Rolle und nehmen an Einfluß wie an Zahl zu. Der Arbeiter und seine eigentlichen Interessen sind längst nicht mehr das Objekt der Fürsorge, wie sie es von Anfang an kaum gewesen sind, sondern er ist das Stimmvieh geworden, das sich willenlos den Dekreten der Parteileitung zu beugen hat, seine Interessen sind der Spielball für die Befriedigung des politischen Ehrgeizes einer kleinen Schar von Häuptlingen. Von der Intelligenz des deutschen Arbeiters darf man aber noch hoffen, daß er schließlich doch auch einmal zu dieser Einsicht gelangen wird. Man sollte kein Mittel versäumen, ihm dies klar zu machen; ihm auch klar zu machen, daß die Sozialdemokratie ihn für Interessen, die keineswegs die seinigen sind, unaufhörlich ins Feuer schickt, weil sie nur vom Kampfe leben kann, und weil sie in sich selbst zusammensinken müßte, sobald ihr der Kampf unmöglich gemacht wird dadurch, daß sich die Arbeiter weigern, sich noch länger zum Werkzeug fremden poli-

tischen Ehrgeizes herzugeben und sich für Zwecke mißbrauchen zu lassen, bei denen ihr Wohlergehen nicht gedeihen, sondern nur Schaden nehmen kann. Die Sozialdemokratie führt diesen Kampf in sehr verschiednen Formen. Eine davon war der 21. Januar.

Bei der Frage nach dem Zweck dieser anscheinend so zwecklosen Veranstaltung kommt man zu folgendem Ergebnis: Erstens kam es darauf an, angesichts des offenbaren Zusammenbruchs der russischen Revolution das revolutionäre Feuer in den Gemütern der deutschen Arbeiter wieder anzufachen und der Enttäuschung über den Ausgang in Rußland ein Gleichgewicht zu bieten, dem Glauben an das so vielfach gepriesene Allheilmittel der sozialen Revolution eine neue, dringend gewordne Kräftigung zuzuführen. Zweitens sollte der Versuch gemacht werden, in der Herausforderung der heimatlichen Staatsgewalt so weit zu gehn, bis man auf den Widerstand stoßen würde, gewissermaßen eine Kraftprobe auf die Stärke, den Mut und die Entschlossenheit dieses Widerstandes. Drittens handelte es sich um eine im größten Stil unternommne und durchgeführte Gewöhnung der Massen, dem Gebote der Parteileitung zu einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde Folge zu leisten. Für eine künftige revolutionäre Erhebung „im großen Stil“ ist die Organisation die Hauptsache, und auch in dieser Richtung sollte der 21. Januar eine Probe sein. Die Meinung, der man namentlich in liberalen Kreisen begegnet, daß es sich nur um ein aliquid fecisse videatur der sozialdemokratischen Parteileitung gehandelt habe, um eine dramatische Pose, vermögen wir nicht zu teilen. Sicherlich ist in dem Gebaren der sozialdemokratischen Parteileitung viel politische Hochstapelei und Phraseologie, aber die Aufgabe, die Führung großer Massen dauernd in der Hand zu behalten, ist nicht leicht und fordert einen großen Aufwand von großen und kleinen Mitteln, die zugleich der Masse schmeicheln und sie im Zaum und Gehorsam halten sollen. In die Kategorie dieser Mittel gehört der 21. Januar.

Sobald die Parteileitung sicher war, daß sie der vollen Entschlußkraft des Widerstandes begegnen würde, zog sie die Kralle zurück und streckte die Sammetpfötchen vor. Sie sah voraus, daß der beschlossene ernste Widerstand kein defensiver bleiben, sondern sich leicht in die Offensive eines neuen Ausnahmegesetzes mit Revision des Wahlrechts umsetzen könnte. Die Sozialdemokratie hätte also geradezu an den beiden Ästen sägen müssen, auf denen sie sitzt, Hand an ihre eigensten Lebenswurzeln legen müssen, hätte sie den staatlichen Widerstand herausfordern wollen. Die Interpellation im preußischen Herrenhause würde acht Tage vor dem 21. Januar, zumal in Gestalt eines bestimmten Antrags, eine größere Bedeutung und Tragweite gehabt haben.

Doch die sozialdemokratische Methode hat auch noch eine andre Seite. Die russische Revolutionspartei hatte bekanntlich den 22. Januar vorigen Jahres, einen Sonntag, dazu benutzt, eine sogenannte „friedliche Massendemonstration“ gegen das Winterpalais in Petersburg in Szene zu setzen, wobei den Leuten vorgeredet wurde, daß sie „zum Kaiser“ gehn sollten und diesem ihre Wünsche vortragen, während die Führer sehr genau wußten, daß der Kaiser nicht anwesend war, sondern statt seiner eine bewaffnete Macht, die die Aufgabe hatte, diese Massendemonstration zu zerstreuen. Um so sorgfältiger war man darauf bedacht, der

Kundgebung äußerlich einen „friedfertigen“ Charakter zu wahren: man nahm Frauen und Kinder mit, stellte einen Priester mit dem Kreuz in die vorderste Reihe, Bilder des Kaisers, Heiligenbilder usw. waren im Zuge. Es lag dabei die Berechnung zugrunde, daß wenn die Soldaten auf einen Priester im Ornat, auf das Bild des Kaisers schießen würden, das ja in Rußland mit einer gewissen Weihe umgeben ist, dies ein Hilfsmittel sein werde, die Dekomposition und die Verwirrung der Gemüter auch in die Reihen des Heeres zu tragen, während man zugleich die Regierung durch das Schießen auf „unschuldige friedliche Menschen“ ins Unrecht setzte. Dieser Plan ist bekanntlich durchaus gelungen, der 22. Januar ist der unmittelbare Ausgangspunkt der russischen Revolution geworden. Die groben Täuschungen, die in Petersburg angewandt worden waren, die Massen zu einem Zuge gegen das Winterpalais zu bewegen, waren freilich in Berlin nicht anwendbar. Wenn der deutsche Arbeiter auf die Straße gehn soll, so muß er wissen, „wofür,“ welche „Freiheiten“ er eigentlich noch erkämpfen soll. Viele von ihnen, verhetzt und verführt, wie sie nun einmal sind, würden unter Umständen vielleicht bereit sein, sich in einen Straßenkampf zu stürzen, aber sie werden sich nicht so leicht dazu hergeben, in einem sogenannten „friedlichen Zuge“ gegen das Schloß zu rücken, um sich dort durch Waffengewalt vertreiben zu lassen, nur um der sozialdemokratischen Parteileitung die Inszenierung der Revolution nach russischem Muster zu ermöglichen. Mit der Schutzmannschaft allein hätte man es allenfalls noch aufgenommen, aber ein großer Teil der deutschen Arbeiter ist durch die Schule des Heeres gegangen und weiß ganz genau, was ein Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht des Staates bedeutet. Zu der gefahrlosen Spielerei eines Straßenaufzugs hätte man sich allenfalls hergegeben, zu einem Zusammenstoß mit den Truppen nicht, es war darum durchaus richtig gehandelt, daß die Regierung die Bevölkerung über die Konsequenzen einer solchen Straßendemonstration nicht im Unklaren ließ.

Darf man deshalb wohl getrost aussprechen, daß dieser Teil des sozialdemokratischen Plans gescheitert ist, so hat die Parteileitung, umsichtig wie sie ist, es dennoch verstanden, auch dieses Vorgehn der Regierung für ihre Parteizwecke auszunutzen. Der ohnehin im großstädtischen Bürgertum vorhandnen Neigung, in diesen sozialdemokratischen Massenversammlungen, ja sogar in Massenaufzügen nichts gefährliches, sondern höchstens ein Amusement, wenn nicht eine gewisse Berechtigung zu sehen, hat die Sozialdemokratie dadurch Vorschub geleistet, daß sie mit einem „ordnungsgemäßen“ und „friedlichen“ Verlauf zu posieren gewußt hat, und daß die Ordner der Partei, die mit roten Schleifen auf der Straße Polizei spielten, für die Bewahrung dieser Ordnung vollkommen ausgereicht haben. Die Hilfe der Schutzmannschaft wurde nicht nur nicht in Anspruch genommen, sondern es wurden im Gegenteil in mehreren Versammlungen Lobreden auf „das liberale und verständige Verhalten der Polizei“ gehalten, wohl in der Absicht, der sozialdemokratischen Kundgebung auf diese Weise eine Art polizeilicher Anerkennung und Legalisierung anzudichten. Damit hat man erreicht oder doch wenigstens bezweckt, daß im „liberalen“ Bürgertum die Meinung von der „Ungefährlichkeit“ der Sozialdemokratie wesentlich verstärkt worden ist, und daß die Kreise, die beim Ausbruch einer Revolution am lautesten nach

Polizei und Militär schreien würden, sich heute über den polizeilichen und militärischen Aufwand vom 21. Januar lustig machen und ihn als unnötig verurteilt haben. Die Schutzmannschaft wiederum hat den neuen Eindruck gewonnen, daß die rote Schleife auf der Straße die Aufgabe der Polizei übernehmen durfte und scheinbar vorzüglich durchgeführt hat. Wir sagen „scheinbar," weil ohne die eisernen Spaliere, die von der Regierung aufgepflanzt worden waren, die Sache doch vielleicht etwas anders verlaufen wäre. Aber die Sozialdemokratie rechnet damit, daß dieser Eindruck auch auf die Polizeimannschaften kein verlorner sein, sondern sich bei diesen zu der Überzeugung vertiefen werde, die Sozialdemokraten seien doch ganz anständige traitable Leute, ein Eindruck, der dann vielleicht bei spätern Gelegenheiten die erwünschte Wirkung nicht verfehlen wird. Wie weit diese Rechnung ohne den Wirt gemacht ist, kann erst die Zukunft zeigen.

In Summa stehn wir also mit der sozialdemokratischen Demonstration vom 21. Januar einem nach allen Richtungen hin sehr sorgfältig überlegten und durchdachten Operationsplan gegenüber, der nicht Zweck, sondern nach verschiednen Richtungen hin nur ein Mittel für künftige Zwecke gewesen ist: ein Feilen an den eisernen Fundamenten des Staates und eine weitere Zersetzung der ohnehin wenig gefestigten Anschauungen der bürgerlichen Kreise. Bei den Truppen wird der Eindruck der gewesen sein, daß „die Kerle nicht den Mut gehabt haben," an sie heranzukommen, aber Wiederholungen solcher Aufgebote mit demselben Ausgange würden doch aus verschiednen Gründen nicht unbedenklich sein.

Ob und wann die Sozialdemokratie zu ernstern Taten überzugehn gedenkt, wird wesentlich von dem Grade der Entschlossenheit und der Widerstandskraft abhängen, mit dem sie zu rechnen hat. Wer das heutige Stadium für ungefährlich ansehen will, sollte sich darüber klar sein, daß es sich nur um das Vorspiel und die allerersten Einleitungen handelt, sowie auch darüber, daß die sozialdemokratische Aktion durch die Wendung in Rußland immerhin eine unverkennbare Entmutigung erfahren hat. Auch sind die Arbeiter in Deutschland längst im vollen Besitze der politischen Rechte und der wirtschaftlichen Fürsorge, die sie in Rußland erst erkämpfen wollen und wahrscheinlich so bald nicht erreichen werden. Für den deutschen Arbeiter fehlt mithin das Objekt zu einer revolutionären Bewegung, denn die Landtagswahlrechte an sich, die in den einzelnen deutschen Staaten mehr oder minder reformbedürftig sein mögen, sind kein ausreichender Vorwand für eine Revolution — neben allen den Freiheiten, die das Reich, und neben aller Fürsorge, die die Sozialpolitik des Reichs gewährt. Die sozialdemokratische Propaganda wegen der Landtagswahlrechte ist ja überhaupt nur möglich durch die vom Reiche gegebne Freiheit, deren Mißbrauch schwerlich zur Erreichung andrer Landtagswahlrechte, sondern nur zur Verminderung der freiheitlichen Richtung in der Reichsgesetzgebung führen kann. Verfassungen sollen nicht dazu dienen, zu zerstören, sondern aufzubauen. Wer sie in jener Richtung mißbraucht, mag zusehen, daß er von den einstürzenden Trümmern nicht erschlagen werde.

Hugo Jacobi





Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

5. In der chilenischen Cordillera



Betrachtet man die Karte von Südamerika, so fällt dem Beschauer sofort der eingezeichnete Gebirgszug auf, der den Kontinent in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd fast parallel mit der Küste gegen den Großen Ozean hin durchzieht. Am zehnten Grade nördlicher Breite beginnt dieser große gewaltige Damm, der, vertikal gegliedert, eine Länge von nahezu tausend deutschen Meilen hat und sein Ende am Kap Horn findet, der fjordreichen Südspitze Südamerikas. Alle Klimate, vom tropischen zum subtropischen, gemäßigten und antarktischen, weist dieses riesige Kettengebirge auf. In seinem Bau sowohl als auch in seinem Namen zeigt es eine gewisse Einheit. Cordillera de los Andes ist der Name des Gebirgszuges. Cordillera ist das spanische Wort für Gebirgskette; das Wort Andes entstammt dem altperuanischen Namen Antis. Den ewigen Gesetzen der Bewegung, des Wechsels, der Veränderung ist auch die Cordillera gleich allen andern Bodenerhebungen unsers Planeten unterworfen. Sonnenlicht und Sonnenbestrahlung, Wärme mit darauffolgender starker Abkühlung, Wind, Wetter und Niederschläge nagen seit Äonen an dem Bauwerke der Anden, es langsam, fast unmerklich, aber um so sichrer umformend und abtragend. Die Schichtung und der kristallinische Schiefer sind die Eigentümlichkeit im Bau der Cordillera. Die Schiefer selbst deuten auf eine verhältnismäßig junge Ablagerung. Bis heute noch sind die Meinungen über die Entstehung dieser kristallinischen Bildungen geteilt. Die beiden Ansichten hierüber, die von einer ursprünglichen kristallinischen Ausbildung und die von einer spätern Metamorphose, stehn sich noch heute schroff gegenüber. Die Vulkanzone in der Cordillera ist bedeutend, am mächtigsten entwickelt aber in der chilenischen Cordillera. Über dreißig Eruptionskegel trägt diese allein zwischen dem 30. Grad 5 Minuten und dem 43. Grad 50 Minuten südlicher Breite. Der Aconcagua, dessen vulkanische Natur durch den deutschen Forscher Güßfeldt endgiltig festgestellt worden ist, erhebt sich über 7000 Meter hoch und ist somit der höchste Vulkan der Erde. Ob dieser Riesenkegel noch aktiv ist? Diese Frage kann heute weder bejaht noch verneint werden. Tatsache ist, daß er aus Eruptivgestein besteht, und wir wollen wünschen, daß die in ihm schlummernden vulkanischen Kräfte für immer weiter schlummern. Zeitweise tätig dafür sind die Vulkane des südlichen Chiles.

Durch Erdbeben wird Chile oft und viel heimgesucht. Glücklicherweise ist der Schaden meist sehr gering. Schlimmer dagegen ist die Panik, die sich der meisten Leute bemächtigt, wenn die Erde, das Sinnbild des Starren, Unbeweg-

lichen und Dauerhaften, zu wanken beginnt. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in Chile eine Menge leichterer wie schwerer Erdstöße erlebt. Sie kamen meist in der Richtung von Osten nach Westen, und ihre Stöße, diese Produkte vulkanischer Tätigkeit, machten oftmals den Boden ganz gehörig erzittern. Lebhaft kann ich mich noch des Eindrucks erinnern, den der erste gewaltige Stoß, von unterirdischem donnerartigem Rollen begleitet, in mir hervorrief: ein fremdes Gefühl der Unsicherheit ist es, das einen lange Zeit gefangen hält. Man traut gewissermaßen dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung äußert sich ja auch bei Tieren, die ihrer Unbehaglichkeit durch laute Unruhe Ausdruck geben. Aber man gewöhnt sich in Chile schließlich an die häufigen Erdbeben, die, wie es scheint, nur in langen Zeiträumen einmal wirklich verderbenbringend auftreten.

In der vulkanischen Region der Cordillera liegen mancherlei heiße Quellen: Fumarolen, Mofetten und Solfataren. Besonders berühmt und in Chile angesehen sind die Bäder von Canquenes, 766 Meter über dem Meere und nicht weit von Santiago. Diese Bäder geben eine höchst interessante Sammlung aller nur möglichen Arten von Mineralquellen, die trotz der unmittelbarsten Nähe unter sich selbst wieder die verschiedensten Temperaturen aufweisen. Diese Erscheinung spricht am besten für die in der Cordillera bestehenden merkwürdigen Verhältnisse wie auch für die geologischen Verwerfungen. Die geologischen Kenntnisse über die chilenische Cordillera sind noch recht dürftig. Der Chilene selbst liebt nicht allzu große Anstrengung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung. Ja wenn das Wissen möglichst rasch in klingende Münze umgesetzt werden kann, dann liegt die Sache anders; so aber interessiert den Chilenen seine Gebirgswelt nur in bezug auf ein möglichst leichtes Auffinden von Erzgruben. Für den Fremden selbst sind wissenschaftliche Reisen in der Cordillera de los Andes ebenso mühselig als kostspielig. Immerhin verdanken wir den Reisen fremder Forscher in Chile viele wertvolle Aufklärungen über die Geologie, über die Fauna und die Flora des Landes. Allgemeineres Interesse dürften mithin auch folgende geologische Daten finden: Die höchste Erhöhung der Cordillera de los Andes zwischen Chile und Argentinien ist der schon erwähnte Aconcagua. Seine gewaltige Pyramide streckt er, ähnlich dem Matterhorn, in stolzer Isoliertheit gen Himmel. Die östlich von der Wasserscheide liegende Längsachse besteht hauptsächlich aus Graniten und Quarzporphyren. Mächtig entwickelte Sedimente lagern sich daran im Westen. Die älteste dieser Sedimentlagen dürfte der sekundären oder mesozoischen Formation zugerechnet werden. Sie enthält Kalk, Gips, Salz, Kohle; außerdem finden sich in ihr Kupfer-, Blei-, Eisen- und Zinkerze. Von Norden nach Süden, fast durch ganz Chile, zieht eine jurassische und kretazeische Zone. Neben rotem Sandstein und Gips spielen hier Kalksteine die vorherrschende Rolle. Große Teile der Sedimente sind von jüngerm Eruptivgestein bedeckt. Alle Schichten des Jura, vom Lias, dem untern schwarzen Jura, dem folgenden Gryphitenkalk, dem bituminösen Schiefer, dem mittlern oder roten Jura (Dogger) bis hinauf zum obern oder weißen Jura (Malm) sind vertreten. Die sich hier findenden Petrefakten stehn in auffallender Übereinstimmung mit denen desselben Gebirgs-

baues in Europa. Die Kreide liegt meist auf dem Jura. Sie ist verschieden gefärbt, von mannigfachem petrographischem Charakter.

Die Tertiärformation ist hauptsächlich im Süden, um Concepcion herum, entwickelt. In ihr finden sich Braunkohlen. Auf den Sedimenten der mesolithischen und känolithischen Formation bauen sich in der Hochcordillera die Vulkane auf, von denen noch verschiedne tätig sind. Eruptivgestein, hauptsächlich Basalt und Trachyt, ist es also auch, das den ganzen Steilabhang der Cordillera de los Andes gegen Chile hin bildet. Man faßt es unter dem Namen der Andesitformation zusammen. Diese hat eine enorme Mächtigkeit, bis zu fünftausend Metern. Die Küstenkordillera (Cordillera de la costa) verläuft von Nord nach Süd, meist parallel zur Hochcordillera. Die höchste Erhebung ist hier der Cerro de Limon verde (3470 Meter). Dieses Gebirge setzt sich aus wesentlich ältern Gesteinen zusammen als die Hochcordillera und besteht besonders aus kristallinischen Schiefern, Quarziten, Gneisen, ältern Porphyren und Graniten. Hier finden sich auch Erze aller Art: Gold, Silber, Eisen, Mangan, vor allem aber Kupfer in großen Mengen, und dieser Umstand hat Chile den Ruf eingebracht, eins der ersten Kupferländer der Erde zu sein.

Auch in Chile sind heute, wie in Europa, Bergtouren leichter auszuführen als früher. Das Dampfroß bringt den Touristen leicht, bequem und rasch weit hinauf in die Nähe des Aconcagua oder Uspallatapasses, nördlich von Santiago, oder südlich nach Puente alto an den Eingang in das Maiputal, mit dem Portillopaß im Hintergrund als Abschluß. Beide Pässe führen über die Anden hinüber nach Argentinien. Der Uspallatapaß ist der von dem Verkehr am meisten bevorzugte. Die schon längst projektierte Bahn über diesen Paß, die endliche Zusammenschmelzung der chilenischen Linie mit der argentinischen, wird jetzt zur Tatsache, nachdem ein englisches Konsortium die chilenische Bauverpflichtung im letzten Jahr übernommen hat. Dann werden später auch im Winter — bisher nur im Sommer — Passagiere wie Post über den etwa viertausend Meter hohen Paß befördert werden.

Mein bescheidnes Reiseziel war das Maiputal. An einem klaren, schönen Herbstmorgen voll warmen Sonnenscheins und mit tiefblauem, wolkenlosem Himmel war ich unterwegs nach Puente alto. Die Bahn, die von Santiago dorthin führt, ist Privateigentum. Ihr Material ist höchst dürftig. Immerhin gewährt die kleine Fahrt auf der Ebene von Santiago mancherlei Reize. Fruchtbare, gartenartig angebaute Landstriche wechseln in bunter Reihe mit ausgebrannten, verschieden gefärbten Bodenflächen. Tätigkeit auf der einen, Verlotterung und Faulheit auf der andern Seite! Ernst und stolz in majestätischer Ruhe begrenzt die Hochcordillera diese Ebene. Eine Unmasse von Staub liegt um diese Jahreszeit auf den chilenischen Landstraßen. Seit Monaten ohne nennenswerte Niederschläge, sind diese entsetzlich verwahrlosten Wege in einem Zustande, der das Reisen sehr unangenehm macht: im Sommer ist hier ein Staub, der die Atmungsorgane bis zur drohenden Erstickung belästigt, und im Winter sind hier Sümpfe, Moräste, in denen man einfach stecken bleibt. So waren wir förmlich in Staubwolken eingehüllt, als wir von Puente alto, einem dorfähnlichen Orte, dem Maipu zustrebten. Ja die durch die Hufe unsrer

Pferde aufgewirbelten Staubwolken waren manchmal so dicht, daß wir uns gegenseitig nicht mehr zu unterscheiden vermochten. Das Unglück wollte, daß ich auch noch in eine Viehherde hineingeriet. Hunderte von Ochsen, Kühen und Rindern galoppierten um die Wette mit meinem Pferde, zu ihrem größten Vergnügen, aber zu meinem grimmigsten Verdruß. Doch der Klügere gibt nach. Ich hielt an und ließ die wilde Schar vorbeirennen. Bis sich die gewaltige Staubwolke völlig verzogen hatte, hatte ich Muße, Betrachtungen über die geradezu fabelhaften Verwüstungen anzustellen, die hier herum der Brombeerstrauch (Rubus fruticosus) angerichtet hatte. Dieser Wucherer hatte einer Menge Bäume Licht und Luft geraubt und sie dadurch zum Absterben gebracht. An den größten Bäumen war er hinaufgeklettert. Von diesen fiel er, einer mächtigen Guirlande gleich, wieder herunter auf den Boden, wucherte dort als hohe, breite Masse weiter und begann am nächsten Baume das verderbliche Spiel von neuem. Wer Chile den Brombeerstrauch gebracht hat — er wurde von Europa importiert —, hat unwissentlich dem Lande einen ungeheuern Schaden zugefügt. In dem subtropischen Klima hat er sich in einer Weise entwickelt, daß er allen Versuchen gründlicher Ausrottung spottet.

Näher kamen wir dem Maiputale. Rechts und links am Wege stießen wir auf menschliche Behausungen. Ich muß gestehn, daß ich nicht geglaubt hätte, solche erbärmliche Ranchos in Chile anzutreffen, wie ich sie hier sehen mußte. Dagegen waren ja die Hütten der Papuas auf Neuguinea besser! Aber überall trat mir bei den Bewohnern dieser erbärmlichen Nester eine solche behagliche Selbstzufriedenheit, ja eine gewisse Fröhlichkeit entgegen, daß mein anfängliches Bedauern mit ihrer Lage aufrichtigem Erstaunen wich. Diese Leute wollen ja kein andres, kein besseres Leben, als das, das sie führen. Wozu auch viele Arbeit da, wo die Erlangung der geringen Existenzbedürfnisse so leicht ist? Süßes Nichtstun, das Leben als Freiherr in subtropischer Natur sagt dem chilenischen Landbewohner mehr zu als körperliche Anstrengung. Im Grunde genommen sind auch die Leute, weil bedürfnislos, glücklich und — beneidenswert.

Viele Kupferminen liegen im Tale des Maipu. Ochsengespanne mit ihren Karren auf zwei mächtigen Holzrädern, gelenkt durch die außerordentlich lange Stange des zu Fuß nebenher gehenden Führers, brachten schneckenartig langsam Kohlen und Koks hinauf in die Schmelzen oder führten gewichtige Kupferbarren herunter, Puente alto zu. Hohe, öde Berge sind es, die das Tal von beiden Seiten bei seinem Eintritt in die Cordillera de los Andes begrenzen. Der Maipu macht sich schon von ferne durch sein Rauschen und Brausen bemerkbar. Jetzt liegt er da zu meinen Füßen. Es ist ein richtiger Bergstrom, voll Trotz und Kraft, der da unter mir seine schlammfarbigen Wasser mit lautem Geräusch durch sein tief ausgefressenes Bett wälzt. Ich suchte bei der Betrachtung des Flusses wie des ganzen Landschaftsbildes, das sich mir hier beim Einzug in die Cordillera entrollte, in meiner Erinnerung nach einem ähnlichen Bilde. Es wollte mir lange nichts einfallen, so sonderbar neu, so ganz anders war hier alles, als das, was ich bisher gesehen hatte. Da tauchte vor meinem innern Auge das Rhonetal in der Nähe von Martigny auf: eine schwache Ähnlichkeit damit konnte ich feststellen. Ich erinnerte mich auch der Worte Darwins, die

er beim Anblick des Maipu seinerzeit niederschrieb: „Durch das Getöse des brausenden Wassers hörte man auf das deutlichste in der Entfernung das von den Steinen verursachte Geräusch, wenn sie übereinander rollten. Dieses rasselnde Geräusch kann man Tag und Nacht längs des ganzen Stromlaufes hören. Der Klang tönt beredt in die Ohren des Geologen. Die tausend und abertausend Steine, die aneinanderschlagend den einen dumpfen, gleichförmigen Ton hervorbrachten, trieben alle in einer Richtung dahin. Wie mit der Zeit, wo die hingleitende Minute unwiederbringlich verloren ist, so ist es mit den Steinen: der Ozean ist ihre Ewigkeit, und jeder Ton jener wilden Musik spricht von einem Schritte weiter ihrer Bestimmung entgegen. Der Geist kann nur langsam eine Wirkung erfassen, die durch eine oft sich wiederholende Ursache erzeugt wird, daß selbst der Multiplikator keine bestimmtere Vorstellung davon hervorruft, als der Wilde damit verbindet, wenn er auf die Haare seines Kopfes deutet. So oft ich auch Schichten von Schlamm, Sand und Gerölle gesehen habe, die zu der Dicke von vielen tausend Fuß angehäuft waren, war ich doch geneigt, zu behaupten, daß vermittelnde Ursachen, wie die jetzigen Flüsse und Küsten, niemals solche Massen niedersenken und hervorbringen konnten. Wenn ich aber auf der andern Seite auf das rasselnde Geräusch dieser Ströme horchte und mir vergegenwärtigte, daß ganze Tierrassen vom Angesicht der Erde verschwunden sind, und die Zeit erwog, in der Tag für Tag diese Steine dahinrollten, so drängte sich mir die Frage auf, kann irgendein Berg, ein Kontinent einer solchen abnützenden Tätigkeit auf die Dauer widerstehn?"

Ich selbst fand den Maipu für seine Abstammung aus einem der höchsten Gebirge der Welt wie auch den Mapocho (bei Santiago) und den Aconcaguafluß nicht mächtig genug. Woher sie wohl kommen mag, diese relative Dürftigkeit der Wassermassen der Hauptflüsse Mittelchiles? Sehr wahrscheinlich daher, daß in der mittlern Cordillera trotz ihren hohen Bergen nicht so massenhaft Schnee liegt, wie zum Beispiel in unsern Alpen. Deshalb kann auch nicht so viel abgeschmolzner Schnee als Wasser zu Tal herunterkommen. Wir waren im Herbst. Möglich, daß noch kein Neuschnee gefallen war, immerhin war mir auffällig, wie die Tausende von Metern hohen Berge, die sich mir da mehr und mehr zeigten (Maipu zum Beispiel über 5900 Meter!), ein relativ sehr mageres Schneegewand trugen, das nicht nur auf Rechnung der Jahreszeit gesetzt werden konnte.

Gegen Mittag wollten wir am Maipu einen kurzen Augenblick rasten. Durch einen kleinen Weiler führte die Straße. Ein größeres, in der bekannten altspanischen Weise gebautes Haus, mit gartenartig angelegtem Hofe in der Mitte, verriet die Wohlhabenheit seines Besitzers. Vor dem Hause kauerte eine Reihe Inquilinos auf dem Boden, eine Art von Halbleibeignen des Gutsbesitzers. Mit großen Messern schälten sie Wassermelonen aus, die sie mit Brot verzehrten. Ich trat in den Hof des Hauses, um mir einige Auskunft zu erbitten. Sie wurde mir in höflichster Weise gegeben. Ich dankte und ging. Inzwischen mußte der Bursche seinem im Hause anwesenden Herrn gemeldet haben, daß ein fremder Caballero im Hofe gewesen sei; denn kaum war ich etwa fünfzig Meter vom Hause entfernt, als unsrer kleinen Kavalkade einer der Melonenesser mit

lautem Geschrei, in der einen Hand ein großes Stück Melone, in der andern das blanke Messer, nachgestürzt kam. Im ersten Augenblick war ich stutzig, und unwillkürlich fühlte die Rechte nach dem Revolver in der Tasche. Wir ließen den Mann herankommen. „Der Patron (Herr und Eigentümer des Hauses) läßt sich entschuldigen, daß er den Caballero nicht gleich selbst empfangen hat, und bittet um die Ehre, das Frühstück mit ihm einnehmen zu wollen," keuchte der sonderbare Bote. Aber des Lebens Weisheit besteht vielfach im Verzicht: so lehnte ich höflich dankend ab, und etwas enttäuscht über diese Antwort trottete der Inquilino wieder dem Hause zu. Ich aber notierte mir diese Höflichkeit und Gastfreundschaft des Chilenen. Sie bestätigte mir von neuem wieder, was ich seit meiner Ankunft in dem Lande des Kondors nun schon so oft beobachten konnte, daß jedem Chilenen mehr oder weniger etwas chevalereskes angeboren ist, und daß in dieser Richtung ein starker Gegensatz besteht zu derselben Klasse von Leuten in den meisten andern Ländern.

Fruchtbar ist das Maiputal, aber auch hier gibt es wie in der Ebne große Strecken brachliegenden Bodens, die bei der Bearbeitung reiche Erträge liefern würden.

Langsam steigen wir talaufwärts. Wir ziehn durch Ortschaften von wenig einladendem Charakter. Näher und näher treten die Bergriesen. Überall nacktes, ausgebranntes Gestein sedimentärer Herkunft. Ein rötlicher Farbenton geht von diesen Felsmassen aus; es ist, als ob sie durch das Licht der Sonne die Fähigkeit des Leuchtens erhalten hätten. Ähnliche wunderbare purpurrötliche Farbentöne beobachtete ich auch schon in den Ausläufern des Atlasgebirges gegen die Sahara zu. Trotz dem imposanten Gebirgsbilde, das sich von Augenblick zu Augenblick mehr vor meinen Augen entrollte, muß die Cordillera vor der Schönheit, dem Liebreiz unsrer Alpen doch zurücktreten. In ihr strebt alles ins Ungemessene, Gigantische; tiefer, schwermütiger Ernst geht von ihr auch auf den empfindsamen Menschen über. Aber noch wunderbarer als unten im Tale ist in der Höhe die Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Hoch oben in den Lüften kreisen wie bewegliche dunkle Punkte einzelne Vögel. Ob es Kondore sind, vermag ich nicht zu unterscheiden, so weit entfernt sind sie. Sie bringen ein gewisses Leben in die nur durch das Rauschen des ferne fließenden Stromes unterbrochne Stille der unbelebten, gewaltigen Gebirgswelt der Anden. Gletscher, wie wir sie in unsern Alpen antreffen, sind in diesen mittlern Regionen der Cordillera nur schwach entwickelt. Die Ursache mag in der großen Trockenheit des Klimas liegen. Im Süden Chiles dagegen, wo Regen und Schneefälle sehr häufig sind, ist auch, wie zum Beispiel in der Magalhaensstraße, die Gletscherbildung überaus stark. Dort tauchen die Gletscher sogar mit ihrem Fuße ins Meer.

Höher und höher führt der Weg. In dem Maße der Steigung nehmen auch die menschlichen Behausungen mehr und mehr ab; die an und für sich schon dürftige Vegetation wird noch dürftiger, und die spärlichen Repräsentanten der Flora zeigen alpinen Charakter. Gegen Abend sind wir etwa dreitausend Meter hoch gekommen. Auffallend schön und für diese Jahreszeit noch ungewöhnlich warm war der nun langsam zu Ende gehende Tag.

Während meine Begleitung in einem nahen ranchoartigen Hause Unterkunft gefunden hat und mit der Zubereitung eines frugalen Imbisses beschäftigt ist, lasse ich auf mich allein nochmals die Hoheit der Gebirgswelt einwirken. Die Sonne ist untergegangen. Tief im Westen, da wo der Pacific in nimmerruhendem Spiele seine dunkelblauen Wogen gegen die Küste wirft, ist der Himmel tief orangerot gefärbt. Für kurze Zeit noch erstrahlen die Spitzen der Berge, die sich in der klaren Luft des Abends doppelt scharf abheben, in satten, roten Farbentönen. Die wild zerrissenen Felsmassen streben trotzig empor gegen den klaren, wunderbar blauen Himmel. Dann verblassen mehr und mehr die satten, goldnen Farben am westlichen Horizonte. Leichte Nebel, duftigen, weißen Schleiern gleich, wallen aus den Tälern. Wie mattes Silber glänzt der Schnee der Gebirge in dem Licht des langsam von der argentinischen Seite heraufsteigenden Mondes. In der erhabnen Ruhe der Natur, fern von dem hastenden, so wenig anmutenden Getriebe der Menschen tief unter mir, lösten sich auch bei mir ruhige Gedanken aus. Es ist ein Gefühl der Andacht, das mich bewegt. Und angesichts der vielen, am Himmel nach und nach aufflammenden, bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre doppelt hell strahlenden fernen Sonnen kommt es wie eine Offenbarung der Unendlichkeit, der Unbegrenztheit des Weltalls über mich, und die Nichtigkeit des eignen Ichs tritt mir deutlich vor Augen. Diese Empfindungen machen für mich die Augenblicke hoch oben in der chilenischen Cordillera zu wirklich weihevollen, unvergeßlichen. Lange saß ich noch da am Wege, verloren in das traumhaft Schöne der nächtlichen Szenerie. Dann aber wurde es kühler und kühler, und ich suchte meinen Wigwam auf.

Am andern Morgen in der Frühe brachen wir auf; es galt aus der Cordillera zu scheiden. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich, wieder im Sattel, meine Blicke abschiednehmend noch einmal auf der mich umgebenden großartigen Gebirgswelt ruhen ließ. Ein roter Streifen im Osten kündete den nahenden Tag. Bald darauf stieg die Sonne, diese Urquelle aller Kraft und allen Lebens, einer riesigen Feuerkugel gleich über die Hochcordillera, mit goldnem Licht Berge und Täler überflutend. Sonnenuntergang und Sonnenaufgang, diese uralten und doch ewig schönen Erscheinungen der Natur, nahm ich als die farbenprächtigsten Erinnerungen aus der Cordillera de los Andes mit mir.

6. Aus dem chilenischen Volksleben

Der größere Teil des heutigen chilenischen Volks ist spanischen Ursprungs. Darum begegnen wir in Chile, im Gegensatz zu andern südamerikanischen Ländern, einer relativ rein erhaltnen eingesessenen Rasse. Allerdings ist die Mischung mit indianischem Blute hier und da unverkennbar; namentlich in den untern Klassen der Bevölkerung treten uns die Spuren dieser Mischung, wenn auch schon in langsamem Verschwinden begriffen, so doch immerhin noch deutlich erkennbar entgegen: dunkle, gelbbraune Hautfarbe, blitzende, schwarze Augen, stärker hervortretende Backenknochen, niedere Stirn, straffes, tiefschwarzes Haar und etwas rohe Gesichtszüge bei schlanker, geschmeidiger, wohlproportionierter Gestalt beider Geschlechter, das sind noch die Zeichen spanisch-indianischer Kreuzung. Im all-

gemeinen aber gleicht das chilenische Volk einem südeuropäischen. Unter den Männern begegnet man auffallend vielen kraftvollen Gestalten, die schwarzhaarig und schwarzbärtig keinen übeln Eindruck machen.

Die Frau des Volks, ebenfalls mit dichtem, schwarzem, etwas längerm Kopfhaar, weiß sich mit einer gewissen angebornen Gefälligkeit zu tragen und zu bewegen. Sie entwickelt sich sehr früh, altert aber rasch. Entschieden ist hier die Frau in des Wortes vollster Bedeutung die bessere Hälfte des Mannes, der gewöhnlich stark raucht, trinkt, spielt, während die Frau arbeitet und erwirbt. Überhaupt ist die Chilenin aller Klassen sehr bildsam und anpassungsfähig. Aus ihr kann gute Behandlung das hingebendste, opferwilligste Weib oder umgekehrt die gemeinste Megäre machen. Dicht nebeneinander schlummern in ihr das Gute wie das Böse. Intelligent aber sind beide Geschlechter, viel intelligenter, anstelliger als unsre Leute zuhause. Würde diese Intelligenz, die ich oft genug kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch Ausdauer und zielbewußtes Vorwärtsstreben unterstützt, so würden die zahlreichen Ausländer in Chile nicht in dem Maße Erfolg haben, wie es tatsächlich der Fall ist.

Früher „soll“ es mit dem Fleiße der Bevölkerung besser bestellt gewesen sein als heute. Das mag sein. Der Krieg gegen Peru und Bolivia, der Chile die reichen Salpeterlager des Nordens einbrachte und damit auch heute noch dem Staatsbeutel ungeheure jährliche Einnahmen mühelos zuführt, hat korrumpierend auf alle Teile des Volks gewirkt, und es ist mehr oder weniger der ernsten Arbeit, dieser Bedingung für die Gesundheit jeder Nation, entwöhnt. Es ist wirklich schade, daß die Chilenen, unstreitig einst die beste Rasse unter den übrigen sehr gemischten südamerikanischen Völkern, langsam aber stetig sinken.

Auffallend im nationalen Leben der Chilenen ist eine unglaubliche Putzsucht. Ihr frönen alle Kreise, auch wenn nur noch die bescheidensten Mittel vorhanden sind. Nur nach außen etwas scheinen, etwas gelten, auch wenn man sich zuhause in der defektesten Wäsche und Kleidung, in Schmutz bewegen und unter Umständen sogar hungern muß! Sehr oft muß aber auch das Haupt der Familie zu deren Unterhalt in den Staatsbeutel greifen, falls seine Stellung es in dessen Nähe gebracht hat. Die Eitelkeit der Frauen der bessern Stände ist, angeregt durch den übertriebnen Luxus vieler europäischer Damen, so groß, daß sie den vernünftigen Menschen geradezu anwidert. Es scheint, als treibe die Mode in Santiago und Valparaiso ihre tollsten Auswüchse.

Die Trachten des Volks werden, den schwarzen Manto der Frauen ausgenommen, immer mehr aus den Städten vertrieben, und man findet sie fast nur noch auf dem Lande. Der Poncho des Mannes ist überall in Südamerika zuhause. Sehr interessant aber ist der von den Frauen der untern Stände als ständige Tracht getragne schwarze Manto. Es ist dieses ein großes, schleierartiges Tuch, das, kunstvoll um den Kopf geschlungen, über die Brust herabfällt und nur das Gesicht freiläßt. Obwohl den Oberkörper völlig bedeckend, läßt er doch dessen Formen deutlich erkennen. Auch der Rock ist schwarz, und das Ganze gewährt einen eigentümlich hübschen Anblick. Es ist das Verdienst der Kirche, daß der Manto auch bei der sogenannten vornehmen Dame noch Geltung hat. Nur im Manto darf die Chilenin zum Gottesdienst kommen,

und da sie eine eifrige Katholikin ist, kann man alle Frauen, hoch und niedrig, täglich während der Vormittagsstunden beim Kirchgange im Manto sehen.

Die besitzende, das heißt die herrschende Klasse der Eingebornen, denen im Laufe der Zeiten viel europäisches Blut zugeflossen ist, und die sich auch von der Mischung mit den Indianern ferngehalten hat, repräsentiert einen wirklich schönen Menschenschlag. Gerade in den bevorzugten Kreisen Santiagos trifft man Damen, deren äußere Erscheinung blendend ist, die jedem Maler als Vorwurf zu einer Madonna dienen könnten. Aber auch anderswo in Chile, in allen bessern Volksklassen, kann man bildschöne, kleinfüßige Frauengestalten treffen, die Anmut mit einer angebornen natürlichen Würde vereinen. Und allen Klassen ist etwas chevalereskes eigen. Der größte Lump von Chilene ist zuvorkommend, höflich, und der Bandit, der einen im nächsten Augenblick vielleicht beraubt, hinterrücks anfällt — höflich ist er trotzdem. Diese angenehme Eigenschaft, verbunden mit großer Sorglosigkeit, heiterer, fast leichtsinniger Auffassung des Lebens, versöhnt in etwas mit vielen andern, wenig guten Seiten des Volks. Zu diesen gehört besonders die Neigung, Mein und Dein allzuleicht zu verwechseln, und die leider mehr und mehr überhandnehmende Trunksucht. Das sowieso schon feurige südländische Blut, durch Alkoholgenuß ins Kochen gebracht, greift dann nur allzugern zum Messer, und die Zahl der dadurch verursachten Morde ist in Chile außerordentlich groß. Daß bei den Messeraffären natürlich auch die Eifersucht eine Rolle spielt, sei hier nur nebenbei erwähnt. Es ist ausgerechnet worden, daß in Chile aller vier Stunden ein Menschenleben gewaltsam vernichtet wird! Sei dem nun, wie ihm wolle, Tatsache ist, daß ich nirgends in der Welt so viel Tote auf Straßen, Plätzen usw. angetroffen habe wie in Chile. Da braucht man sich nicht zu wundern, daß trotz der fabelhaften Fruchtbarkeit der chilenischen Familien — zehn bis zwölf Kinder sind etwas ganz gewöhnliches — die Zahl der Bevölkerung von innen heraus nur sehr langsam anwächst. Allerdings wirken hierbei auch die trotz dem gesundesten Klima unter aller Kritik schlechten hygienischen Verhältnisse des Landes dezimierend mit.

(Fortsetzung folgt)



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



John war in einer Gemütsverfassung, die ihn verwirrte und ärgerte. Bis vorgestern war die völlige Abgeschiedenheit, die Abwesenheit aller Menschen seiner Kreise eine der wesentlichsten Ursachen seines Wohlbehagens in Sant' Alessina gewesen, er hatte völlig geschwelgt in dem Genusse seiner Einsamkeit und hatte diese für einen Hauptbestandteil dessen angesehen, was er Lady Blanchemain gegenüber als das ganze gesegnete Ding bezeichnet hatte. Er hatte sein Schloß, seine Gemälde, seinen Garten, er hatte Berg und Tal, die Vögel, die Blumen, die Wolken und

die Sonne, er hatte den Rampio, er hatte Annunziata, ja sogar Annunziatas Onkel und dazu noch das Gefühl, einer ihm bis zum Überdruß vertrauten, alltäglichen, albernen und verlognen Welt mit ihrer abgenutzten Vergoldung und ihrer glanzlosen, schmutzigen Tünche den Rücken gedreht und sie mit einer neuen Welt vertauscht zu haben. In dieser großen kühlen, blauen und grünen Umgebung war ihm alles neu und unbekannt, sie war von einem frischen süßen Hauch durchweht, und jede Minute erschloß ihm neue Ausblicke, brachte ihm neue Überraschungen und gab ihm neue Verheißungen.

Und dieses Gefühl bezog sich merkwürdigerweise nicht nur auf den Raum, sondern auch auf die Zeit. Es war ihm, als hätte er eine neue Region der Zeit betreten, als wäre er aus ihrem wechselnden Strom entwichen und lebte an einem Punkte, wo sie stille steht. Allein hier an einem Orte, wohin niemals moderne Einrichtungen oder moderne Gedanken gedrungen waren, allein mit Erde und Himmel, mit seinen toten Damen, mit Annunziata und dem Parroco, dessen Messen und Predigten — das war heute; er gefiel sich in der Vorstellung, daß dieses Heute ein lang lang vergangnes Gestern sei, das irgendwie aus dem Kalender gefallen und stehn geblieben sei — ein vergessenes, zurückgelassenes Fragment der Vergangenheit. Die Anwesenheit eines Menschen seiner Art, ein Zeitgenosse, der sprach und sich kleidete wie er, würde den Zauber gebrochen haben und wäre ihm so unerwünscht und so übel angebracht vorgekommen wie eine englische Wiese in einer italienischen Landschaft.

Nun war eine solche Gestalt gekommen, und weit davon entfernt, den Zauber zu brechen, verschmolz sie mit ihm und verstärkte ihn noch, indem sie den einen Zug hineintrug, der bisher gefehlt hatte. Ein Wesen seiner Art? Ein Zeitgenosse gewiß, kleidete sich nach der Zeit und sprach wie die Zeit. Doch glücklicherweise war es kein Angehöriger seines eignen Geschlechts, sondern ein weibliches Wesen, ein schönes Weib, und was ihre Anwesenheit der Poesie von Sant' Alessina noch hinzufügte, sie erst vollkommen machte, das war gerade der Zauber des Ewigweiblichen. So lange dieser Zauber nur durch die gemalten Damen an der Wand vertreten war, wirkte er statisch, nun aber, durch ein lebendes, atmendes Weib vertreten, dynamisch. So weit wäre alles vortrefflich gewesen, wenn es nur damit sein Bewenden gehabt hätte: wenn er sein Interesse, seine Gefühle für sie auf rein ästhetischer Grundlage hätte erhalten können, würde er nicht zu klagen gehabt haben, aber — unglücklicherweise konnte er dies nicht. Das, was ihn ärgerte, verwirrte und in gewissem Grade demütigte, war ein über Nacht in ihm entstandnes stark und beharrlich gewordnes Verlangen, in persönliche Beziehung zu ihr zu treten, ihre Bekanntschaft zu machen und sich mit ihr zu unterhalten. Es war durchaus kein sentimentales Verlangen, oder falls es doch ein solches war, kam es John nicht zum Bewußtsein. Im Grunde genommen war es nicht viel mehr als Neugierde, aber es war aufregend und störend und drohte dem Frieden und der harmonischen Muße, worin er seine Tage verbrachte, Gefahr. Es verwirrte ihn, denn es lag außerhalb seiner Gewohnheiten und war unvernünftig. Nicht als ob der Gedanke unvernünftig wäre, mit einer hübschen Frau zu plaudern, unterschied er, aber es ist unvernünftig, sich danach zu sehnen, als ob Leben und Tod davon abhinge. In gewissem Maße fühlte er sich auch durch dieses Sehnen und Verlangen gedemütigt: es war das Zugeständnis, daß er sich nicht selbst genüge, daß seine volle Zufriedenheit, sein Behagen von einem andern Menschen abhängig sei — kurzum, es war eine Schwäche! Er suchte die fatale Empfindung zu unterdrücken, er bemühte sich, seinen Gedanken eine andre, eine ablenkende Richtung zu geben, aber vergebens. Jeder Gegenstand, mit dem er sich zu beschäftigen versuchte, alle Dinge, auch die entgegengesetztesten, schienen eine Eigenschaft gemeinsam zu haben — und zwar die, geradeswegs zu dem Verlangen nach der Bekanntschaft des schönen Mädchens zurückzuführen. Als alle Mühe umsonst war, sagte sich John schließlich: Gut, vermagst du dieses Sehnen nicht zu ersticken, so gib ihm

eben nach. Geh in den Garten hinunter, suche sie auf und beginne keck eine Unterhaltung mit ihr. Selbstvertrauen und Sicherheit war eigentlich der Grundzug in dem Wesen dieses Mannes, aber sobald er anfing, sich auszumalen, wie er „keck eine Unterhaltung mit ihr beginne," schmolz diese Sicherheit wie Butter an der Sonne, und er wurde sich einer dreifach demütigenden Schüchternheit bewußt. Warum? Was in aller Welt hatte denn dieses Weib an sich, das einen mutigen Mann so einschüchtern konnte?

Unterdessen nahm aber das Schicksal seine Angelegenheiten in die Hand. Als er an diesem Nachmittag von einem Spaziergang unter den Oliven heimkehrte, stand er an der Gartentür plötzlich dem Gegenstande seiner Gedanken gegenüber. Nachdem sie seinen Gruß lächelnd erwidert hatte, konnte er nicht umhin, die Pforte für sie zu öffnen, und da der Weg nach dem Schloß für sie beide derselbe war, sie beide durch die lange schattige Steineichenallee führte, so hätte es wie kindische Ziererei ausgesehen, nicht mit ihr zu reden.

Hurra! Sein Herz — zähneknirschend bekannte er sichs — begann so schrecklich zu klopfen, natürlich nicht wegen irgendwelcher Gemütsbewegung, es war nur eine lächerliche, rein nervöse Aufregung, daß er fürchten mußte, seine Stimme würde zittern und ihn verraten. Was in aller Welt hatte denn dieses Weib an sich, das einen Mann in solche Aufregung zu versetzen vermochte? Doch glücklicherweise dauerte das Herzklopfen nur wenig Sekunden und legte sich, während er die Pforte öffnete und wieder schloß. Als sie sich dann nach dem Schloß zu in Bewegung setzten, vermochte er ihr ruhig in die Augen zu sehen und mit großem Nachdruck zu erwidern, daß heute ein schöner Tag sei.

Ohne jede Spur von Verlegenheit hatte sie liebenswürdig lächelnd seinen Gruß erwidert, und genau ebenso, nur mit einem leisen Hauch von Spott in ihrem Lächeln und einem fast unmerklichen Emporziehn der Augenbrauen fragte sie:

Ist der Tag nicht eigentlich typisch für dieses Land und diese Jahreszeit?

Nur der erste Anlauf war schwer gewesen. Johns Sicherheit kehrte schnell zurück, was durch die völlige Unbefangenheit, mit der sie sich den Umständen anpaßte, wesentlich gefördert wurde.

Gewiß, antwortete er, aber das ist doch wohl kein Grund, ihm ein Wort der Anerkennung zu versagen?

Damit hatte er das Glück, ein Lachen hervorzurufen, einen kleinen leichten, fröhlichen Triller, plötzlich und kurz, wie drei Töne aus einer Flöte.

Sie haben Recht, und der Tag verdient wirklich, daß man das Beste von ihm sagt.

Ihre Stimme, dachte John, indem er sich an einen kürzlich gelesnen Vergleich erinnerte, ist wie Elfenbein und weißer Sammet. Dazu kam noch, daß eine leichte, kaum merkliche ausländische Betonung ihrem Englisch einen eigentümlichen, pikanten Reiz gab und jede Silbe scharf umrissen zeigte. Einige Minuten schlenderten sie schweigend den Weg entlang, durch dessen halbe Breite voneinander getrennt. Unregelmäßige Lichtstrahlen, die die Sonne wie Pfeile durch das Blätterdach auf den schattigen Fußweg herniederschoß, verwandelten die durch einen dünnen grünen Moosschleier purpurn schimmernde Erde stellenweise in eitel rot und gold. Die warme, mit Gartendüften erfüllte Luft umfloß sie wie ein unendlich feines, unsichtbares Gewebe, und natürlich schlugen die Amseln und sangen die Meisen und Drosseln unablässig in den Blätterhallen zu ihren Häupten. Ja, es war ein schöner Tag, dachte John bei sich, und verdiente wirklich, daß man das Beste von ihm sagte. Seine Nervosität, seine Aufregung hatten sich völlig gelegt; seine gewohnte Sicherheit war ihm zurückgekehrt, und mit ihr hatte ihn eine eigentümliche Befriedigung überkommen, ein Gefühl, als sei er auf dem Gipfel aller seiner Wünsche angelangt, als habe ihm die Welt fürder nichts mehr zu gewähren. Jetzt, wo er es ja gekonnt hätte, verlangte ihm nicht einmal mehr danach, mit ihr zu reden. Neben ihr herzugehn, schweigend ihre Gesellschaft zu genießen, genügte ihm vollauf. Ja, das war es — Gesellschaft! Er hielt das Wort fest: Das, gerade das hat

mir all die Zeit not getan, ohne daß ich mir dessen bewußt geworden bin. Ich glaubte in dem gänzlichen Mangel an Gesellschaft zu schwelgen, aber der Mensch ist ein geselliges Wesen — ein Herdentier, und ich habe mich selbst getäuscht. Auf diese Weise brachte er es fertig, die Wirkung ihrer Nähe nur dem geselligen Instinkt des Menschen zuzuschreiben, und er faßte nicht den mindesten Verdacht, daß schon ein andrer, weit mächtigerer Instinkt am Werke sei. Jedenfalls aber erfüllte ihn das Gefühl ihrer Nähe, die Freude, sie in ihrem duftigen, flatternden Sommerkleide neben sich gehn zu sehen, mit einer innigen innern Befriedigung, die ihm für den Augenblick als das Höchste erschien.

Nein, er mochte nicht reden! Ihr Nebeneinandergehn war wie ein Gespräch ohne Worte, sie lernten einander kennen, das Eis wurde gebrochen. Jeder Schritt, den sie machten, war wie ein gesprochner Satz, ein Sichkennenlernen, er brachte sie einander näher und half zum gegenseitigen Verstehn. Wie in schweigender Übereinkunft gingen sie so langsam wie möglich.

Aber es lag in der Natur der Dinge, daß dieses Schweigen nicht ewig währen konnte, und Maria Dolores war es, die es brach.

Ich schulde Ihnen noch großen Dank, sagte sie. Ihr reiches, dunkles Haar quoll üppig unter dem großen, weißen Strohhut hervor, und ihre dunkeln Augen leuchteten, als sie lächelnd zu ihm hinübersah.

Johns Augen schauten sie fragend an.

Für ein Vergnügen, das mir unsre Freundin Annunziata bereitet hat, erklärte sie. Heute Morgen hat sie mir eine hübsche Parabel über den Tod erzählt und erwähnt, daß ihr Freund Prospero sie geheißen habe, sie mir mitzuteilen.

O, sagte John lachend, während sich die gesunde Röte seines Gesichts noch um eine Schattierung vertiefte, hat sie das wirklich erwähnt? Ich bin froh, daß Sie nicht finden, ich hätte mir zuviel herausgenommen, aber sie hat mir diese Parabel auch erzählt, und ich fand, daß sie ein größeres Publikum verdiene.

Nachdem sie wieder einige Schritte schweigend zurückgelegt hatten, begann Maria Dolores aufs neue:

Was für ein wundersames Wesen sie ist, diese Annunziata.

Sie ist in erstaunlichem Maße das echte Produkt ihrer Umgebung, erwiderte John.

Maria Dolores sagte nichts, aber ihre Augen fragten eindringlicher, als ihre Stimme es hätte tun können: Wirklich? Was wollen Sie damit sagen?

Ich meine, daß sie das richtige Pfarrhauskind ist und daneben das echte Kind Italiens, wo das Heidentum ja nie völlig ausgestorben ist. Annunziata ist im Katechismus sorgfältig unterwiesen, mit frommen Heiligengeschichten aufgezogen worden und hat so lange Kirchenluft geatmet, bis ihr alles Kirchliche in Fleisch und Blut übergegangen ist. Sie bringt alle Dinge zwischen Himmel und Erde damit in Verbindung, sie überträgt alle ihre Gedanken in kirchliche Ausdrucksweise, daneben aber ist ihr ein gut Teil Heidentum geblieben, wie es fast in jedem Italiener ein wenig weiterlebt. Wo immer sie geht und steht, sehen ihre Augen Wunder, und sie sagt Ihnen aus Olivenkernen wahr. Für sie bevölkern sich die Wälder mit Faunen und Dryaden, und ich zweifle nicht, daß sie auf ihren Wanderungen draußen gelegentlich Proteus aus dem See auftauchen sieht und den alten Triton auf seinem Muschelhorn blasen hört.

Maria Dolores sah ihn voll Interesse an. So ist es, sagte sie langsam und versank in kurzes Sinnen, dann begann sie wieder: Wissen Sie, es ist ein liebes Geschöpfchen, um das man sich unwillkürlich ängstigen muß. Und ihre Augen suchten teilnehmend das Verständnis in den seinen.

Aber fragend erwiderte er ihren Blick. Warum sollte man sich denn um sie ängstigen?

O, sagte Maria Dolores bewegt, das läßt sich nicht so leicht erklären! Aber — schon das eine: sie denkt soviel nach über den Tod! Der Tod und was danach

kommt — das interessiert sie ungemein. Das ist nicht natürlich und macht einem Sorge. Und dann sieht sie auch so zart aus, manchmal fast durchsichtig. Sie ist in jeder Beziehung zu ernst. Sie übt ihren Geist zu viel und ihren Körper zu wenig. Sie sollte mehr frohen Kindersinn haben und auch mit andern Kindern verkehren, um sich mit ihnen auszutoben. Meiner Ansicht nach hat sie viel zu viel von einem körperlosen Geist an sich — das erschreckt mich.

Während sie sprach, runzelte John nachdenklich die Stirn. Als sie zu Ende war, hellte sich sein Gesicht wieder auf, und er schüttelte den Kopf. Ich glaube nicht, daß Grund dazu vorhanden ist, erwiderte er. Ihre Zartheit, ihre Zierlichkeit haben mir nie den Eindruck von Kränklichkeit gemacht — sie kamen mir immer vor wie die natürliche Kehrseite ihrer kristallhellen kleinen Seele; sie ist aus feinem, zartem Stoff gemacht. Gewiß, sie denkt nach über den Tod, aber nicht in krankhafter Weise; dies ist gerade ein Teil ihrer kirchlichen Überlieferung; und sie denkt genau ebensoviel nach über das Leben — sie denkt über alles. Darin stimme ich ganz mit Ihnen überein, daß es bedauerlich für sie ist, keine Spielkameraden zu haben, aber trotzdem fehlt es ihr nicht an den richtigen Kinderinstinkten. Sie kann zum Beispiel über eine Schokoladezigarre in Entzücken geraten, und daß sie für Marzipan schwärmt, weiß ich aus ihrem eignen Munde.

Maria Dolores ließ wieder ihr silberhelles Lachen hören.

Ja, ihre Leidenschaft für Marzipan ist auch mir bekannt — sie hat sie mir erst heute Vormittag anvertraut, und als ich ihr auf wiederholtes Fragen zugeben mußte, daß auch ich es gern esse, erbot sie sich edelmütigerweise, mir heute Nachmittag welches zu bringen, was sie auch pflichtgetreu getan hat.

Wieder lachte sie, und John stimmte mit ein.

Trotz alledem, beharrte sie aber, kann ich ein Gefühl des Unbehagens und der Sorge um sie nicht loswerden. Manchmal, wenn ich sie so betrachte, meine ich fast, ich sähe ihre Flügel. Wie wird sich ihre Zukunft gestalten, wenn sie heranwächst? Man kann sie sich doch schlecht als die Frau eines armen Italieners denken und sie sich in dem prosaischen Dasein vorstellen, das dann ihr Los wäre.

Das niederträchtigste, was man sich ausmalen könnte. Nein, das möchte man ihr wirklich nicht wünschen! Aber sie wird sich nie verheiraten, sie wird den Schleier nehmen — ihr Onkel hat das alles schon vorgesehen. Er will sie zu den Servitinnen bringen.

O, zu den Servitinnen — zu den Mantellate? Das freut mich, rief Maria Dolores, das ist ein wunderschöner Orden. Sie weihen sich ganz besonders dem Dienst der „Schmerzhaften Mutter Gottes."

John bestätigte das und dachte daran, daß die, die so sprach, selbst nach der „Schmerzhaften Mutter Gottes" genannt wurde.

So langsam sie auch gegangen waren, hatten sie doch mittlerweile das Ende der Allee und die große kreisrunde Auffahrt vor dem Schlosse erreicht. Hier machten sie Halt und schauten über den Garten mit seinen düstern Zypressen und farbenfrohen Geraniumbeeten hinaus auf das in goldnem Dunst schwimmende lichterfüllte Tal. Große, schwere, phantastische Wolkengebilde, perlweiß mit perlgrauen Schatten, zogen an dem leuchtenden, tiefblauen Himmel auf. Da wo die Sonne am heißesten brannte, surrten die von Annunziata angekündigten großen, plumpen Maikäfer schwerfälligen Fluges zwischen den Rosenbäumchen hin und her — ein Gegenstand der Verachtung für ihre leichtbeschwingten, geschäftigen Konkurrenten, die Bienen. Unbeweglich, wie aus Bronze gegossen, lugten die Eidechsen in der Sonne, und nur ihre nadelkopfgroßen, wachsamen Äugelchen verrieten durch ihr Glitzern, daß noch Leben in ihnen war. Und natürlich stellten Grasmücken und Meisen ihr Konzert nicht einen Augenblick ein.

In schweigender Betrachtung all dieser Schönheit standen sie einige Augenblicke, die John köstlich dünkten, nebeneinander. Ja, er gestand es sich selbst ein, es war köstlich, sie in stiller Gemeinschaft neben sich zu fühlen, dieselben Dinge be-

trachtend wie er und sich ihrer so innig erfreuend wie er. Gesellschaft — Gesellschaft: das hatte ihm all die Zeit her not getan, ohne daß er sich dessen bewußt geworden war! ... Endlich drehte sie sich um, wandte zögernd die Augen ab von der vor ihr ausgebreiteten Landschaft und sah ihn lächelnd an. Sie sagte nichts, aber ihr Lächeln fragte so deutlich, wie ihre Lippen es hätten tun können: Was für ein märchenhaft schöner Anblick!

Und John erwiderte laut und voll Begeisterung: Gewiß, das ist es!

Und so romantisch, fügte sie hinzu. Es ist wie eine Szene aus irgendeiner alten Romanze.

Es ist die romantischste Szene, die ich je gesehen habe, bestätigte er. Der Ansicht bin ich mein Leben lang gewesen.

Oh? sagte sie, ihn verwundert anschauend. Haben Sie sie denn Ihr Leben lang gekannt?

Zwar nicht ganz — aber doch beinahe. Mit zehn Jahren habe ich sie zum erstenmal gesehen, dann viele Jahre lang verloren gehabt und erst vor kurzem durch einen Zufall wiedergefunden.

Aus ihren Zügen sprach lebhaftes Interesse. Wirklich? Wie war das? Wie ist das gekommen?

Als ich zehn Jahre alt war, erzählte John halb ernsthaft, halb lachend, nahm mich mein Vater mit auf Reisen, und unter den vielen Orten, die wir besuchten, schien mir einer tatsächlich ein Wirklichkeit gewordnes Märchen zu sein: ein weitläufiges, stattliches, inmitten eines Gartens, in einem Tal gelegnes Schloß mit prächtigen Hallen und Gemächern und zahllosen wunderschönen Frauenbildnissen. Mein ganzes Leben lang habe ich mich daran erinnert, davon geträumt und sehnlichst gewünscht, es wieder zu sehen. Aber da ich keine Ahnung hatte, wo es lag — ich wußte nur, daß es irgendwo in Italien war —, und mein armer Vater gestorben war, hatte ich niemand mehr, den ich danach fragen konnte. Vor etwa einem Monat aber stieß ich auf meinen Streifzügen durch diese Gegend ganz zufällig darauf und erkannte es sofort wieder. Obgleich seine Größe beträchtlich zusammengeschrumpft war, erkannte ich es doch sofort und fand es so romantisch wie früher.

Nachdenklich lauschte Maria Dolores seinen Worten. Als er zu Ende war, leuchteten ihre Augen auf. Welches reizende Abenteuer! sagte sie. So hat also dieser Ort neben seiner allgemeinen Romantik noch eine besondre für Sie ganz allein. Auch ich kenne dieses Schloß seit vielen Jahren, aber nur aus Photographien, und vermutlich würde ich es nie in Wirklichkeit zu sehen bekommen haben, wenn nicht eine Freundin von mir hierher gezogen wäre.

Ich wundre mich nur, bemerkte John, daß die Besitzer nie hier wohnen.

Der Fürst von Zeil-Hohenstein? Nein, der liebt die italienische Regierung nicht. Seit die Lombardei von Österreich an Italien abgetreten worden ist, hat die Familie gänzlich darauf verzichtet, sich in Sant' Alessina aufzuhalten.

Unter diesen Umständen sollte man meinen, praktisch denkende Leute würden sich die Besitzung vom Halse schaffen.

O, entgegnete sie lachend, der Fürst denkt in gewisser Beziehung ganz praktisch. Er hat hier diese große Sammlung italienischer Gemälde, die nach italienischem Gesetz nicht aus Italien ausgeführt werden darf, und wo sollte er diese unterbringen, wenn er sich Sant' Alessina, wie Sie sagen, vom Hals schaffte? In andrer Beziehung allerdings scheint er weniger praktisch zu denken, denn er gehört zu den Utopisten, die der Überzeugung leben, daß das gegenwärtige Königreich Italien über kurz oder lang unbedingt in die Brüche gehn müsse. Ich glaube fest, daß er Sant' Alessina auch deshalb behält, weil er davon träumt, eines schönen Tages im Triumph wieder hier einziehn und jenes Ereignis großartig feiern zu können.

Ich verstehe, erwiderte John und nickte mit dem Kopf, das ist ein schönes Ideal.

Leben Sie wohl, sagte sie, ihm noch einmal lächelnd in die Augen schauend, dann eilte sie auf einem Nebenwege zu dem Seitenflügel neben der Uhr.

Und nun sollte man denken, er habe für eine — dazu auch noch die erste! — Sitzung genug gehabt und werde den Rest des Tages als vollbefriedigter Mann in dankbarer Ruhe und angenehmem, zurückschauendem Sinnen und Träumen verbringen. Allein das geschah nicht. Bald stellte es sich heraus, daß diese Gunst des Zufalls seinen Appetit nur vermehrt hatte. Begeistert und aufgeregt rannte er eine Viertelstunde lang im Garten auf und ab und schwelgte in der Erinnerung an ihre sanft leuchtenden Augen, an ihr so weich unter dem weinroten Strohhut hervorquellendes Haar, an ihre schlanke Gestalt in dem leichten, einen leisen Rosenduft ausströmenden Sommergewand, an ihr Lächeln, an die Wölbung der rosenroten Lippen, während sie lächelten, an den Schmelz ihrer perlweißen Zähne, an ihr Lachen, an ihre Stimme, die „elfenbeinerne“ Stimme, an ihr scharf ausgesprochnes Englisch, an ihre Anerkennung Annunziatas und ihre vorahnende Sorge um diese und an das Gefühl tiefinnerlicher Befriedigung, mit dem ihn ihre Nähe, ihre „Gesellschaft“ erfüllt hatte, an die lange, schattige, dufterfüllte Allee, an den Vogelgesang und das liebliche Wetter. Nach einer Viertelstunde, die mit allem, nur nicht mit dankbarer Ruhe ausgefüllt war, legte sich der Tumult seiner Gefühle und Eindrücke einigermaßen, und er begann sich darüber klar zu werden, daß er — weit davon entfernt, gesättigt zu sein — gerade nur genug bekommen hatte, sein Verlangen nach mehr, immer mehr anzufachen. Wohl war es lächerlich, aber er konnte es nicht ändern. Da er gar keine Aussicht auf baldige Stillung seines Hungers hatte, war sein Zustand höchst qualvoll. Im günstigsten Fall konnte er nur hoffen, sie morgen wieder zu sehen, und dann —? Hatte er auch nur den leisesten Grund, zu erwarten, daß er morgen wieder ein Gespräch mit ihr anknüpfen könne? Heute hatte er diese Gunst ja nur dem Zufall zu verdanken gehabt, daß ihr Weg derselbe war. Morgen konnte er, wenns gut ging, einen Gruß und ein Lächeln erhaschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden Tage vergehn, ehe er wieder zu einer richtigen Unterhaltung mit ihr gelangen konnte. Und wie — eine neue Erwägung, bei der ihm vor Schrecken das Blut in den Adern stockte —, wenn ihr Besuch bei Frau Brandt nur von kurzer Dauer wäre? Wie, wenn sie vielleicht schon morgen wieder abreiste? Gerade die Unbefangenheit, mit der sie sich mit mir, einem Fremden, unterhielt, legt die Vermutung nahe, daß sie wußte, sie würde mich nicht wiedersehen, argumentierte er vor sich selbst. . . .

So gelang es ihm, sich in einen Zustand der Niedergeschlagenheit hineinzusteigern und die ganze Welt in Sack und Asche zu hüllen, als ihm der Himmel eine Ablenkung sandte — das heißt nein, er sandte ihm zwei Ablenkungen zumal.

Wagenräder knirschten auf dem Kies, Pferdehufe stampften auf dem Pflaster, und Lady Blanchemains großer Landauer tauchte aus der Allee auf und fuhr vor dem Schlosse vor. Die stattliche liebe Dame selbst nahm, von Spitzen und Seide umwogt, von einem reichberüschten und befransten Sonnenschirm aus lavendelfarbner Seide beschattet, den Ehrenplatz in der Equipage ein. Mit dem Hut in der Hand eilte John quer durch den Garten, um sie zu begrüßen.

Steig ein, befahl sie lächelnd mit einer gebietenden Handbewegung, ich komme nämlich, um dich zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Der Diener hielt den Schlag offen, und John sprang in den Wagen. Aber als eben der Diener die Tür geschlossen hatte, und noch ehe der Kutscher seine Pferde mit der Peitschenspitze hatte berühren können, vernahm man das Getrappel eiliger Schritte und die Stimme Annunziatas, die unaufhörlich schrie: Prospero! Prospero! Prospero! Gleich darauf langte sie atemlos, mit glühenden Wangen und zerzausten Locken neben dem Wagen an, und durch den prächtigen Wagen und die darin thronende prächtige Dame nicht im mindesten eingeschüchtert — nach ihren weitaufgerissenen runden Augen zu schließen, doch überrascht und höchst neugierig — erklärte sie keuchend: Ein Telegramm! und überreichte John einen strohfarbnen Umschlag.

Ich danke dir, sagte er freundlich, während er die Depesche in Empfang nahm, aber du solltest nicht so furchtbar laufen! verwies er ihr in besorgtem Ton.

Darauf fuhr der Wagen davon, und Annunziata starrte ihm noch immer mit weitaufgerissenen Augen nach, bis er ganz aus ihrem Gesichtskreis verschwunden war.

Was für ein interessant aussehendes Kind! bemerkte Lady Blanchemain.

Ja, bestätigte John, ich hätte sie dir gern vorgestellt.

Wer ist sie?

Es ist der Privatdetektiv, von dem ich dir erzählt habe. Die Kleine ist meine ganze Vorliebe, und für sie, für diesen kleinen Schelm, habe ich neulich deinen Marzipanvorrat so geplündert. Es ist die Nichte des Parroco.

Hm! Aber sag mal, warum ruft sie dich — wie war es gleich? — Prospero?

Weil sie eine kleine Optimistin ist, ein Glück verkündendes Vögelchen! Sie hat sich das Vergnügen gemacht, ein Orakel für mich zu befragen, und dieses hat ihr verkündet, daß Fortuna alles mögliche Glück für mich in Bereitschaft halte. Um diesen Ereignissen Mut zu machen und ihnen vorgreifend, nennt sie mich jetzt schon Prospero!

Lady Blanchemain lachte leise. Das ist sehr nett von ihr und auch sehr klug. Willst du dein Telegramm nicht lesen?

Ich wußte nicht, ob du es erlauben würdest.

Oh bitte, sagte sie mit entsprechender Handbewegung.

Mittlerweile hatte der Wagen den Garten hinter sich gelassen, und der Kutscher hatte seine Rosse vom See ab nordwärts dem Gebirge zu gelenkt, wo ihre schneeigen Gipfel und zart gemacht vom Sonnenschein, von dem Duft der Ferne und dem blauen Hauch der Luft wie Rauchwolken zum Himmel aufstiegen.

John riß den Umschlag der Depesche auf, las, runzelte die Stirn und stieß, halb pfeifend, einen Ausruf hervor, etwas, was klang wie: O ihr ewigen Götter!

Hoffentlich keine schlechte Nachricht? fragte die Lady teilnahmvoll in einem Ton, als sei ihr etwas wie Neugierde ganz unbekannt.

Im Gegenteil, eine ausgezeichnete Nachricht, beruhigte sie John, aber sie kommt wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Damit überreichte er ihr das Papier.

Bin auf dem Wege nach Rom, las sie laut, kann ich auf einen Tag zu dir kommen? Winthorpe, Hotel Cavour, Milano. — Winthorpe? Dabei spitzte sie die Lippen, als ob sie etwas kosten wolle. Der Name ist mir unbekannt. Wer ist er? Wo liegt seine Grafschaft? fragte sie, die alle gräflichen Familien des Landes auswendig wußte.

John schüttelte sich vor Vergnügen. Eine Grafschaft ist ihm nicht beschieden worden — er ist nur ein Amerikaner, erwiderte er mit absichtlicher Betonung dieser genialen britischen Redensart.

Oh, seufzte Lady Blanchemain, deren Erwartungen durch diese Antwort sehr heruntergestimmt wurden; sie zog ihre Röcke näher an sich und drückte sich tiefer in ihre Ecke.

Nein, eine Grafschaft besitzt er nicht, wiederholte John, aber er ist weit und breit der größte Stutzer, den ich kenne.

Ein Stutzer? Ein Amerikaner? sagte Lady Blanchemain verwundert, wobei sie ihre Lippen verzog und vielsagend die Schultern zuckte.

Ein Aristokrat, ein Patrizier, fuhr John fort.

Unsinn! Amerikaner und Australier — na, sie können meinetwegen alles sein, was du willst, aber Aristokraten sind sie niemals!

John lachte hell auf. Ich bewundre unsre leichte englische Art, mit der wir Amerikaner und Australier über einen Kamm scheren — die Nachkommen deportierter Sträflinge und die Nachkommen unsrer Pilgrimväter.

Stammt dein Winthorpe wirklich von unsern Pilgrimvätern? fragte die Lady trocken.

Gewiß tut er das, versicherte John. Er ist der Nachkomme von zehn Personen, die die erste Überfahrt auf der Mayflower mitgemacht haben, und noch heute ist er im Besitz der Ländereien, die ein Jahr später von den Indianern seinen Vorfahren überlassen worden sind. Das muß ihm doch eigentlich in den Augen deiner Herrlichkeit als Empfehlung dienen — durch drei Jahrhunderte unverändert erhaltner Landbesitz!

Alter Landbesitz verleiht allerdings ein gewisses Ansehen, gab die Dame vorsichtig zu.

Außerdem, warf John nachlässig hin, ist er auch Baron.

Lady Blanchemain fuhr in die Höhe. Baron? wiederholte sie, Baron? Ein Amerikaner?

Leider ja — ein bloßer Amerikaner!

Und dazu noch aus einer der ältesten, durch Jakob den Ersten geadelten Familien. Sein Adelsbrief stammt aus dem Jahre 1612. Aber er macht gar keinen Gebrauch von dem Titel — er behauptet, dieser sei in einer höhern Würde aufgegangen.

In welcher höhern Würde? fragte die Dame stirnrunzelnd.

In der eines amerikanischen Bürgers, wie er sagt.

Brr! machte sie ungeduldig.

Und dazu kommt noch, daß er nicht nur ein Nachkomme der ersten Auswanderer, sondern auch durch andre Linien mit der Hälfte des englischen Adels aus dem siebzehnten Jahrhundert abstammt. Um alledem die Krone aufzusetzen, führt er seine Herkunft bis auf Alfred den Großen zurück. Nur ein Amerikaner kann einen unanfechtbaren Stammbaum bis zu Alfred dem Großen an aufweisen! Ich glaube, nichts hat mir je ein so köstliches, ungetrübtes Vergnügen bereitet, als mitanzusehen, wie Engländer, Leute von gestern, ihn mit herablassendem Wohlwollen behandelten.

Du hast den Umfang meines Wissens ganz wesentlich erweitert, entgegnete Lady Blanchemain verdrießlich, denn ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß in Amerika blaues Blut zu finden ist! Spricht diese wunderbare Persönlichkeit durch die Nase?

Leider nein, erwiderte John, ich wollte wirklich, er täte es — nur ein ganz klein wenig — nur so viel, daß es ihm Erdgeruch und Lokalfarbe gäbe. Nein, er spricht ganz genau wie du oder ich, was ihm in England viele Komplimente einträgt. Ein Amerikaner? Wirklich? schreien unsre taktvollen Landsleute, wenn er seine Nationalität eingesteht. Auf Ehre, in dem Verdacht hätte ich Sie nie gehabt!

Vermutlich ist er neben allem andern auch noch reich? fragte Lady Blanchemain.

Kolossal, bestätigte John; da wir von Fortuna und ihren Gunstbezeugungen sprechen, so kann ich nur versichern, daß sie ihm nichts versagt hat.

Also ist er auch hübsch.

Er sieht aus wie ein Mann, erwiderte John.

Hm! machte Lady Blanchemain, hin und her rutschend; weißt du, wenn ich von einem solchen Ausnahmewesen ein Telegramm bekommen hätte, würde ich vermutlich das Bedürfnis fühlen, es zu beantworten.

Ich empfinde, wie mir scheint, etwas ähnliches, sagte John lachend, und wenn auf dem Heimweg dein Kutscher vielleicht die Gewogenheit hätte, am Telegraphenamt im Dorf anzuhalten, so könnte ich diesem Gefühl entsprechenden Ausdruck geben.

Ich meine, wir sollten jetzt umkehren, sagte Lady Blanchemain, denn es wird hier ziemlich düster. Leicht erschauernd schaute sie um sich und erteilte sofort den nötigen Befehl. Das Tal hatte sich so verengert, daß es sich eigentlich nur noch als Hohlweg zwischen zwei dunkeln, rauhen Hügelketten hinzog, die mit Kiefern bestanden waren und keinem Sonnenstrahl Einlaß gewährten, sodaß sie die Luft in ihrem tiefen Schatten frostig und schaurig machten, und den sonst so lustigen funkelnden Rampio, dessen Rauschen das Gefühl der Kälte noch zu erhöhen schien, in Schieferfarbe tauchte.

Unwillkürlich muß man hier an Briganten denken, sagte Lady Blanchemain mit einem neuen Zusammenschaudern. Aber wenn die Luft auch kühl war, so war sie doch köstlich stärkend und erfrischend durch den balsamischen Duft der Kiefern.

Nun, fragte sie auf dem Rückweg, und wie stehts mit deiner Dame? Was ists mit ihr?

Nichts, erwiderte John, oder jedenfalls nicht viel. Plötzlich überkam ihn die Empfindung, es müßte sehr angenehm sein, von ihr sprechen zu können, zugleich aber fühlte er ein lebhaftes Widerstreben, diese Freude zu verraten.

Aber dein Privatdetektiv? Waren dessen Erkundigungen nicht erfolgreich?

Nicht sehr, erwiderte er, Annunziata hat wenig mehr erfahren als ihren Namen und ihr Alter.

Und wie ist ihr Name?

Ihr Name ist Maria Dolores, antwortete John, und es bereitete ihm eine eigentümliche, ganz neue Freude, ihren Namen auszusprechen.

Maria Dolores! wiederholte Lady Blanchemain. Und John empfand eine tief innerliche Freude, ihn aussprechen zu hören. Maria Dolores — was?

Mein Detektiv konnte ihren heidnischen Namen nicht ermitteln, erklärte John.

So bist du also immer noch im Zweifel darüber, ob sie eine Müllerstochter ist oder nicht? Und Lady Blanchemain zog die Augenbrauen ausdrucksvoll in die Höhe.

O nein, ich glaube ziemlich sicher, daß sie die Tochter eines Müllers ist, versicherte er, aber sie ist eine außerordentlich fein gemeißelte und kunstvoll polierte Müllerstochter. Ihre Stimme ist wie Elfenbein und weißer Sammet, und ihre Art, englisch zu sprechen, bringt alle verborgnen Schönheiten dieser Sprache zur vollen Geltung.

Hm! machte Lady Blanchemain, ihn scharf ansehend. So bist du also doch schon so weit gekommen, daß du mit ihr sprichst?

Nun, entgegnete John, seine Worte sorgsam abwägend, ich weiß nicht, ob ich dies gerade behaupten kann. Der Zufall hat uns heute Nachmittag für eine oder zwei Minuten zusammengeführt, und wir konnten höflichkeitshalber nicht umhin, uns Guten Tag zu wünschen.

Bist du in sie verliebt? fragte Lady Blanchemain.

Das möcht ich auch gern wissen! erwiderte er. Was hältst du davon? Ist es möglich, daß ein Mann sich in ein Mädchen verliebt, das er alles in allem gerechnet ein halb Dutzend mal gesehen, und mit dem er im ganzen nur ein oder zwei Minuten flüchtig gesprochen hat?

Waren es wirklich nur ein oder zwei Minuten — wirklich? fragte Lady Blanchemain mit einem um Vertrauen werbenden Blick.

Nein, gab John zu, wahrscheinlich waren es zehn, vielleicht auch fünfzehn Minuten, aber sie gingen so schnell vorüber, daß es der Wahrheit näher kommt, sie für eine oder zwei zu erklären.

Lady Blanchemain legte ihren Sonnenschirm auf die andre Seite und wandte sich so, daß sie ihm mit ihren lieben alten Augen spöttisch und ungläubig lächelnd gerade ins Gesicht sehen konnte. Nie und nimmer kann ich mir klar darüber werden, ob du im Ernst sprichst oder nicht. Aber falls es dir diesesmal Ernst ist — na: à quand le mariage? Wann soll die Hochzeit sein?

Die Hochzeit? rief John. Aber um Gottes willen, wie könnte ich sie denn heiraten? Das ist ja ganz ausgeschlossen! So etwas kann ja gar nicht in Betracht kommen.

Warum? Wieso?

Eine Müllerstochter! erwiderte John. Möchtest du denn, daß ich die Tochter eines Müllers heiratete?

Du selbst hast erst gestern erklärt —

Ach ja, gab er zu, aber das war gestern, und guter Rat kommt über Nacht.

Aber wenn sie gut erzogen, wenn sie gebildet ist, warf Lady Blanchemain ein, was liegt dann an ihrem Vater? Mag er gleich in Österreich, wo nur das Wappenschild maßgebend ist, ein Niemand sein, so ist er doch aller Wahrscheinlichkeit nach das, was wir in England einen Gentleman nennen. Nehmen wir einmal an, er sei Justizrat? Oder Herausgeber einer Zeitung? Oder —

Nachdenklich hielt sie inne — offenbar besann sie sich auf andre gesellschaftsfähige Berufe —, nach einiger Zeit stellte sie aber ihre Bemühungen als aussichtslos ein und erledigte die Sache mit der Bemerkung: Na, oder sonst irgendetwas Anständiges, falls er nur Geld genug hat!

Ach, sagte John mit etwas spöttisch demütigem Tone, wenn er Geld genug hat, wird er niemals zugeben, daß seine Tochter einen so armen Teufel wie mich heiratet!

Puh! Um deinen Titel! rief Lady Blanchemain. Außerdem hast du gute Aussichten! Heißt du nicht Prospero?

Ich glaube nicht an Orakel, erklärte John.

Ich möchte dir dringend raten, dies mehr zu tun, sagte Lady Blanchemain mit einem Lächeln, das etwas geheimnisvolles an sich hatte.

Mittlerweile war der Wagen in das Dorf eingefahren und hielt am Postamt an.

Warte nicht auf mich, bat John, es ist nur ein kurzes Ende zum Schlosse, und für dich wäre es nur ein Umweg.

Gut, also lebe wohl für heute! antwortete sie, und hege mehr Glauben und Vertrauen zu Orakeln — vorausgesetzt, daß sie günstig lauten!

Allein geblieben, zog sie aus irgendeiner verborgnen Tasche ihres falten- und falbelreichen Gewandes einen unverschlossenen Brief hervor, öffnete ihn, breitete ihn auseinander und begann zu lesen. Es war ein langer Brief, in ihrer Herrlichkeit höchsteigner, hübscher, vornehmer, etwas altmodischer Handschrift geschrieben und an die „Messrs. Farrow, Bernscott und Tindale, Solicitors, Lincolns Inn Fields, London," adressierter Brief. Nachdem sie ihn zweimal durchgelesen hatte, steckte sie ihn, wiederum mit einem geheimnisvollen Lächeln, in den Umschlag und verschloß diesen.

Halten Sie am Postamt, befahl sie ihrem Kutscher, als sie in Roccadoro einfuhren; dort angelangt, reichte sie dem Diener ihren Brief mit den Worten: Bitte, lassen Sie dies einschreiben!

Annunziata lauerte im Garten auf John. Sie rannte ihm entgegen, packte seinen Arm und hüpfte — da er ruhig weiter schritt — neben ihm her.

Wer war sie? Woher ist sie gekommen? Wohin hat sie Sie mitgenommen? Von wem war das Telegramm? fragte sie in einem Atem, während sie ihr Lockenköpfchen zärtlich an seinen Ärmel schmiegte.

Piano, piano — sachte, sachte! rief John. Immer hübsch eine Frage nach der andern. Nun fang noch mal von vorn an!

Von wem war das Telegramm? fragte sie gehorsam, aber von hinten beginnend.

Ach, erwiderte er, das Telegramm kam von meinem Freunde Prospero! Morgen kommt er hierher, und wir müssen deinen Onkel fragen, ob er ihm ein Bett geben kann.

Und die alte Dame? fuhr Annunziata in ihrem Verhör weiter fort.

Die alte Dame — die war meine gütige Fee, behauptete John — viel richtiger, als er ahnte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Interpellation im preußischen Herrenhause. Die politische Selbsteinschätzung des Reichstags. Steuerfragen. Die Konferenz in Algeciras und die Weltlage.)

Die Herrenhausinterpellation wegen der Sozialdemokratie ist um zehn Tage zu spät gekommen. Mitte Januar, bevor die sozialdemokratische Parteileitung die Abwiegelungsparole ausgegeben hatte, würde die Interpellation einen weit größern Eindruck gemacht haben und auch der Regierung vielleicht willkommner gewesen sein als jetzt post festum, wo sich tatsächlich die vorhandnen Gesetze als ausreichend erwiesen haben, jedenfalls so weit, daß die Regierung im jetzigen Augenblick nicht daran

denken kann, Repressivmaßnahmen zu beantragen, zumal bei diesem Reichstage. Was im gegebnen Ernstfalle geschehn würde, über die Abwehr hinaus, darüber spricht man doch am besten nicht vorher. Soll im jetzigen Stadium zu Repressivmaßnahmen geschritten werden, so müßte die Regierung im voraus des Reichstages sicher sein; sie könnte sich damit keiner Ablehnung aussetzen und könnte auch ohne neue schwerwiegende Gründe solche Maßnahmen nicht zur Wahlparole einer Reichstagsauflösung machen. Folglich bleibt auch hier das Wünschenswerte dem Erreichbaren anzupassen.

Unmittelbar nach der Beantwortung der Interpellation ist die Mitteilung an die Öffentlichkeit gelangt, daß man die Diätenfrage in Angriff nehmen wolle, um eine Ursache der dauernden Verstimmung des Reichstags zu beseitigen. Ob das „Haus"mittel auf die Dauer eine größere Aktionsfähigkeit des hohen Hauses zur Folge haben wird, ist eine andre Frage, über die finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten der jetzigen Session wird es wohl hinweghelfen. Eine jüngst im Reichstage zitierte sozialdemokratische Äußerung, daß Diäten die einzelnen sozialdemokratischen Abgeordneten von der Parteileitung unabhängiger machen würden, ist — selbstverständlich — in Abrede gestellt worden. Das bedurfte keiner Ableugnung. Die parlamentarischen Mitglieder der Partei werden auch mit Diäten nicht wider den Stachel löcken dürfen. Zudem wird die materielle Unabhängigkeit so groß nicht werden, da die Parteikasse voraussichtlich einen bedeutenden Prozentsatz als „Einkommensteuer" oder als Ersatz für die Wahlkosten von diesen Diäten erheben wird. Sollten die Diäten darüber hinaus eine wesentliche Verstärkung der Sozialdemokratie im Reichstage zur Folge haben — dann um so besser: wir kommen dann desto eher zu der gründlichen Läuterung, der unsre innern Verhältnisse mit und ohne Diäten doch unaufhaltsam zutreiben.

Fürst Bülow hat niemals einen Zweifel daran gelassen, daß er die Diätengewährung als eine Frage von sehr hoher Verantwortlichkeit ansehe. Wenn er sich jetzt wider Erwarten dennoch dazu entschließt, so müssen es schwerwiegende Gründe sein, die ihn bestimmen, und deren Abschätzung nur dem Träger der Verantwortlichkeit selbst zusteht. Der Reichstag wird das politische Armutszeugnis, das ihm mit dieser Verfassungsänderung ausgestellt wird, sicherlich mit großer Befriedigung aufnehmen, denn es ist ja seine eigne politische Selbsteinschätzung, der dabei Folge gegeben wird! Seltsam: in allen unsern Städten finden sich Männer genug, die die immerhin keineswegs leichte Bürde eines unbesoldeten ehrenamtlichen Magistratsmitgliedes mit Stolz und Pflichttreue jahrzehntelang in stiller, selbstloser Arbeit auf sich nehmen, aber das Deutsche Reich vermag keine 397 Abgeordnete aufzubringen, die stolz genug sind, das höchste Amt, das ihre Mitbürger vergeben können, als unbesoldetes Ehrenamt auszuüben, und zu stolz, als daß sie sich Kosten dafür vergüten ließen! Die Anschauung, die Bismarck und die Regierungen von 1867, verführt durch die Zusammensetzung des konstituierenden Reichstags, vom deutschen Volke gehabt hatten, ist also doch zu hoch gewesen. Der „Männerstolz vor Königsthronen" erscheint jetzt mit den zuvor von allen deutschen Fürsten bewilligten Anwesenheitsgeldern in der Tasche — eine Steigerung der Achtung kann das weder bei den Regierungen, noch bei der Nation, noch im Auslande zur Folge haben. Komme man nicht mit dem Hinweise auf die Kammern von Frankreich, Italien, Österreich oder Ungarn; der deutsche Reichstag, wie der Schöpfer des Reichs ihn erdacht hatte, stand turmhoch über diesen allen. Jetzt sinkt er auf das Niveau jener Parlamente hinab. Deutschland wird um eine große politische Illusion ärmer und wechselt einen eichnen Tragbalken im Reichsgebäude gegen einen kiefernen aus. Hoffen wir, „daß nichts nachfällt."

Ob dem Zentrum wirklich ein so großer Gefallen mit der Befriedigung dieses seines langjährigen Wunschzettels geschieht? Das Zentrum hat immer Wünsche, mit denen es nur so lange paradiert, als es sicher ist, daß sie unerfüllt bleiben. Seit Jahren klingt die Klage aus seinen Reihen, daß der demokratische Flügel immer untraitabler werde, jetzt ist nun für seine Vollzähligkeit gesorgt, denn diese Leute werden sicher

zur Stelle sein. Und nun erst der Kandidatenandrang bei den Neuwahlen! Bisher war das „M. d. R.“ auf den Visitenkarten der Reichstagsabgeordneten dem englischen M. o. P. gleichwertig. Das ist nun vorbei. Wenn die Anwesenheitsgelder auf ein Maximum beschränkt werden, gewinnen wir hoffentlich damit eine Bürgschaft für kurze Sessionen. Der so ängstlich auf den Schutz des Steuerzahlers bedachte Reichstag wird dieses Schutzes fortan sicherlich bei der Festsetzung jeder Rednerliste eingedenk bleiben. Der Seniorenkonvent dürfte eigentlich nur noch mit Mitgliedern der Budgetkommission besetzt werden, oder er müßte seine Funktion an diese Kommission abtreten. Dauerredner sind jetzt nicht mehr zulässig, zumal da mit der zunehmenden Frequenz im Reichstage auch die Zahl der Redner nicht unbedeutend wachsen wird. Kurzum, der Magnet der Anwesenheitsgelder wird den Reichstag auf einige Zeit interessanter machen. Vielleicht gibt er seiner Dankbarkeit gar in einer Resolution Ausdruck, in der er die Marineverwaltung „auffordert“ — implicite unter Zusage der Mittel —, den Ersatzbau der veralteten Schiffe zu beschleunigen, die in den Listen als Linienschiffe figurieren, ohne daß sie es jemals gewesen sind. Mit solcher Resolution würden ja nur die Sünden beseitigt, die dem diätenlosen Reichstage zuliebe bei den frühern Flottengesetzen begangen werden mußten, und der Reichstag könnte damit am Ende die ärgsten Diätengegner versöhnen, die beschämt gestehn müßten, daß wenn sie von solchen patriotischen Wirkungen der Anwesenheitsgelder früher eine Ahnung gehabt hätten ...

Und die Finanzreform? Der Reichstag, der seine eignen Finanzen so durchgreifend reformiert, wird doch an der Finanznot des Reiches, die noch dazu alljährlich um die Summe der zu zahlenden Anwesenheitsgelder steigt, nicht ungerührt vorübergehn. Die Kommission hat ja ohnehin die Notwendigkeit einer Vermehrung der Reichseinnahmen um zweihundert Millionen Mark anerkannt. Die Umänderung des Brausteuergesetzentwurfs und die voraussichtliche Umgestaltung des Tabaksteuerentwurfs werden die Erträgnisse, die das Reichsschatzamt aus diesen beiden Steuerquellen zu gewinnen hoffte, um etwa sechzig Millionen Mark schmälern, für die ebenso wie für die voraussichtlich fallenden kleinen Steuern Ersatz geschafft werden muß. Von dem Steuererträgnis der Regierungsvorlage wird nicht viel mehr als die Hälfte übrig bleiben, die Kommission muß also für ungefähr hundert Millionen Mark neue Steuern vorschlagen. Frankreich nimmt 416½ Millionen allein aus der Getränkesteuer ein, bei uns darf keine Steuer auferlegt werden, die den „armen Konsumenten“ belastet! Der Aufschlag auf Eisenbahnfahrkarten bringt in Frankreich 66 Millionen, bei uns soll nicht einmal der auch in Österreich so ertragreiche Frachtbriefstempel erlaubt werden, der in seinem geringen Satze weder eine Belastung noch eine Belästigung des Verkehrs enthält. Zündholz-, Tabak- und Pulvermonopel bringen in Frankreich 485 Millionen Franken ein, in Deutschland kann man aber nicht einmal eine ausgiebige Besteuerung des Tabaks erreichen! Unter den vorgeschlagnen Ersatzmitteln figuriert auch eine Annoncensteuer, die, wie es den Anschein hat, in der Kommission keinem nachhaltigen Widerspruch begegnet. Schließlich würde sie doch eine Besteuerung der Presse bedeuten, und es ist kaum anzunehmen, daß das Zentrum das seinen kleinen Blättern ernstlich wird antun wollen. Aber die Meinung geht dahin, daß diese Steuer die Massen nicht trifft, und daß sich die Zeitungen durch geringe Preiserhöhungen zu helfen wissen werden.

Behaglicher sieht es auf internationalem Gebiet aus. Der Geburtstag des Kaisers ist nicht nur im Reiche selbst mit vielen bedeutsamen Reden gefeiert worden, unter denen die des Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem in mehrfacher Hinsicht auffiel, sondern auch die deutschen Vertreter im Auslande haben Anlaß zu Kundgebungen gehabt, aus denen allerlei zu notieren sein dürfte. Besonders bemerkenswert war die patriotische Rede des bayrischen Gesandten in Petersburg, der dem Gedanken von Kaiser und Reich einen edeln, begeisterten Ausdruck lieh, ferner die Betonung des Dreibundes durch den deutschen Botschafter in Wien und endlich die Rede des Fürsten Radolin in Paris, die hoffentlich in Frankreich nicht miß-

verstanden wird. Unser Annäherungsbedürfnis an Frankreich ist nicht größer als das französische zu uns. Aber man hat in Deutschland das Vertrauen, daß der Nachfolger des Präsidenten Loubet ein Mann von entschieden friedlichen Gesinnungen sein werde, und daß auch aus diesem Grunde auf einen befriedigenden Ausgang der gegenwärtig die Mächte beschäftigenden Verhandlungen zu rechnen sei.

Die Konferenz in Algeciras geht einen Weg, mit dem wir bis jetzt in Deutschland nur zufrieden sein können, und der für die Reichspolitik, von der der Konferenzgedanke ausgegangen ist, immer mehr einen vollen Erfolg bedeutet. Frankreich hat bisher eine internationale Anerkennung seiner „besondern Stellung in Marokko“ über die Grenzgebiete hinaus in keinem einzigen Falle erlangen können, und auch was die Grenzgebiete anlangt, ist nicht ihm allein ein Vorzugsrecht, sondern bei der Kontrolle des Waffenschmuggels ist Spanien dasselbe Recht für die Umgebungen seiner Presidios zuerkannt worden. An französischen Stimmen, die Spanien vorwarfen, daß es sich hinter Deutschland gesteckt und Frankreich „verraten“ habe, hat es bei dieser Gelegenheit nicht gefehlt, aber es ist doch selbstverständlich, daß den Spaniern in diesem Falle recht ist, was den Franzosen unter völlig gleichen Verhältnissen als billig zuerkannt wird. Das Gegenteil wäre eine durchaus unberechtigte Hintansetzung Spaniens gewesen. — In der Polizeifrage hat der Vorschlag des italienischen Vertreters überrascht, die Handhabung der Polizei an Italien zu übertragen. Wenn Frankreich die Handhabung der Polizei für ganz Marokko nun einmal nicht erhalten konnte, so ist ihm deren Handhabung durch Italien jedenfalls lieber als jede andre Form der Organisation. Denn mit Italien wird es sich über besondre Wünsche leicht verständigen, vielleicht ist diese Verständigung auch schon im voraus erfolgt. Die Konferenzmächte werden deshalb ein Auge darauf haben müssen, daß die Französierung oder „Tunisifizierung“ Marokkos nicht etwa unter italienischem Etikett erfolgt. Wer in Marokko die Polizei in der Hand hat, dominiert auch in wirtschaftlicher und in politischer Beziehung; und wenn sich Italien etwa Frankreich gegenüber gebunden hat oder binden sollte, diese Polizei im Interesse Frankreichs und seiner Wünsche auszuüben, so würde das doch ein zu einfacher Umweg gewesen sein, der angestrebten „besondern Stellung“ die internationale Anerkennung zu sichern. Man darf jedoch annehmen, daß Italien gehalten werden wird, seiner Handhabung der Polizei den internationalen Charakter und das internationale Mandat aufzuprägen. Für Italien würde es ohnehin ein Gewinn sein, daß es sich in Marokko ohne Kosten ein geeignetes Personal für Tripolis schulen kann. Damit es aber nicht etwa Franzosen anstellt oder eines Tags sein Mandat auf Grund geheimer Abmachungen an Frankreich abtritt, wird die Konferenz entsprechend Vorsorge tragen müssen. Die römische Tribuna nimmt zwar zu dem Vorschlage des italienischen Vertreters eine sehr merkwürdige Stellung ein. Sie nimmt die Miene an, als ob Italien durchaus keine Neigung habe, wie in Kreta und in Makedonien so auch in Marokko den „Gendarm Europas“ zu spielen und damit in Marokko einem Anspruch Frankreichs entgegenzutreten, den es in besondern Abmachungen schon anerkannt habe. Man weiß nicht recht, wer in diesem offiziösen Organ spricht, ob der französische Botschafter Barrère oder der italienische Minister Sangiuliano. Der von Visconti Venosta in Algeciras — übrigens nicht amtlich — gemachte Vorschlag beruht doch jedenfalls auf einer vorherigen Verständigung mit Revoil und wurzelt in der Erwägung, daß die Franzosen, wenn sie selbst das Generalmandat nicht erhalten können, das italienische — zumal den vorhandnen Abmachungen gegenüber — vor jeder internationalen Polizei bevorzugen. Sollte der Vorschlag amtlich gemacht werden, so wird sich Deutschland schwerlich ablehnend verhalten.

Für Deutschland liegt ein großer Vorteil darin, daß es in Herrn von Radowitz einen außerordentlich gewandten Diplomaten der alten Schule zur Stelle hat, der durch sein persönliches Ansehen ebenso wie durch seine langjährigen Erfahrungen, als Botschafter Deutschlands in Madrid, mit den einschlägigen Verhältnissen und namentlich auch mit den Interessen Spaniens in Marokko genau vertraut ist. Herr von Radowitz ist auch ein guter Kenner der Gepflogenheiten der französischen Diplomatie

und Herrn Revoil in jeder Hinsicht mehr als gewachsen. Auf der Konferenz von 1880 hatte der damalige deutsche Bevollmächtigte die Weisung, mit Frankreich zu gehn, weil Deutschland in Marokko keine Interessen habe. Das Blatt hat sich jetzt gewandt, und Herr Revoil sucht verständigerweise vor dem Eintritt in einen neuen Beratungsgegenstand die Verständigung mit dem Vertreter Deutschlands.

Herr von Radowitz ist da immer zu jedem Entgegenkommen bereit, das nicht gegen die zwischen Deutschland und Frankreich vereinbarten und von der Konferenz anerkannten Prinzipien verstößt, und bis jetzt ist eine Verständigung immer noch schneller und in urbanern Formen erfolgt, als nach den Verhandlungen in Paris während des Sommers erwartet werden konnte. *g*

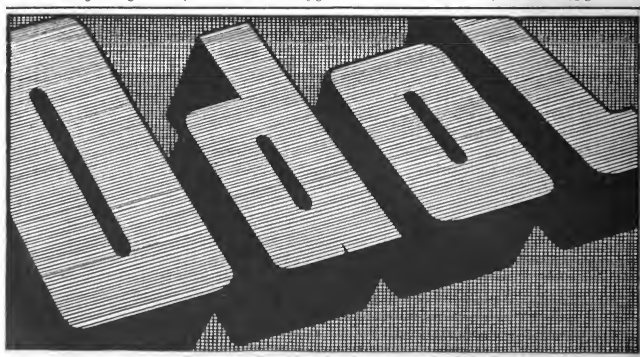
Vom Nil. Dr. Adolf Harpf ist ein Forscher „völkischer" Richtung, der seine Überzeugung schon in zahlreichen Schriften, in Prosa wie in Versen verfochten hat. Sein neustes Buch: Morgen- und Abendland, vergleichende Kultur- und Rassestudien (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905), ist die Frucht einer Studienreise im Nillande. Nur zwei Ergebnisse seiner Rassenforschung wollen wir anmerken. „Die unfreie Ehewahl ist überall ein Zeichen niedern oder herabgekommnen Rassegehalts eines Volks, denn sie ist überhaupt nur dann möglich, wenn es dem Weibe, wie dies heute im Orient ganz allgemein der Fall ist, bis zu einem gewissen Grade gleichgiltig ist, welchen und was für einen Mann es hat. Eben dieser Umstand, dieses geringe Zuchtwahlbedürfnis — das gerade Gegenteil der wesentlichen Artung höherer Rasseweiber — macht im Orient die strenge Abschließung des weiblichen Geschlechts durch Zucht, Sitte und Gesetz nötig." Und den orientalischen Weisen, der Beschaulichkeit und Genügsamkeit der europäischen Gier und Unrast vorzieht, schätzt er sehr gering ein. „Die niedern Rassen wollen nichts als leben; sie haben keine über des Lebens Notdurft hinaus gerichteten Ziele, und was solche Ziele zu sein scheinen, wie Ansätze religiösen Gefühls, ästhetische Neigungen, das nimmt bei ihnen überall im letzten Grunde einen rein materiellen Charakter an," die Religion wird Zauberei, die Kunst Sinnenkitzel zur Aufstachelung der leiblichen Genußfähigkeit. „Die große Masse des Rassenpöbels der Erde betrachtet die von Ideen getragnen Werke der Kultur, die freilich nur mit seinem Schweiße geschaffen werden konnten, als reine Kraftvergeudung, als Menschenquälerei zur Befriedigung eines sinnlosen Luxusbedürfnisses privilegierter Faulenzer." Daher der Kulturhaß der Kommunards, der Anarchisten und der heutigen Orientalen; deren heutiger Geschmack sei die Wirkung der Verpöbelung ursprünglich rasseedler Völker, „einer Verpöbelung, der der Islam mit seiner Moral der Allverbrüderung und wahlloser Blutmischung aller Glaubensgenossen die Krone aufgesetzt hat." Auf die Frage der Orientalen freilich: Wozu euer rastloses Streben? weiß er keine andre Antwort zu geben als: Wir streben, um zu streben; Erfüllung aller unsrer Wünsche wäre der Tod. Das ist zwar richtig, aber es befriedigt nicht; befriedigend lautet nur die Antwort des Christen: Wir arbeiten und streben, um Gottes Willen zu erfüllen; den letzten Zweck der Erdenarbeit der Menschheit werden wir erst im Jenseits erfahren.

Von den antiquarischen Aufschlüssen, die der Verfasser gibt, sind besonders zwei interessant. Die ägyptische Geschichte erzählt von einer Religionsneuerung, die Amenhotep der Vierte, der sich nach der Sonne (Aten) Achenaten oder Chuenaten nannte, „mit Fanatismus" durchgesetzt habe, die aber ihren Begründer nicht überlebt habe. Nach Harpf ist es des Königs aus dem Mitanireiche am Euphrat stammende Mutter, eine Frau kaukasischer Rasse, gewesen, die diese Reform unternommen hat. Auf nichts geringeres habe es die Reform abgesehen, als den fetischistischen Tierdienst der Ägypter durch einen reinen, hochsittlichen und humanen Monotheismus, die Urreligion der Weißen, zu verdrängen. Sinnbild oder Verkörperung des einen Gottes sei die allbelebende Sonne gewesen. Die Reform habe nicht durchdringen können, weil in dem aus Hamiten und Negern gemischten Ägypter-

volke das Negerblut überwogen habe. Das andre Ergebnis betrifft die Hungerjahre in der Geschichte des biblischen Josephs. Diese haben sich zu der Zeit ereignet, wo die Hyksos Unterägyptens schon von dem Pharao Oberägyptens bedrängt wurden. Dieser war nahe daran, eine Festung einzunehmen, die der Schlüssel zum Mörissee war. Wer diesen See hatte — er war ja zur Regulierung des Wasserstandes des Nils angelegt worden —, der konnte im Beginn der Flut das Nilwasser in den See ableiten und die Überschwemmung des Unterlandes verhindern. Darum träumte dessen Beherrscher von magern Kühen, und deshalb sah Joseph die Hungersnot voraus. Brugsch hat zuerst diese Erklärung gefunden, Harpf aber glaubt sie vervollständigt und berichtigt zu haben. Und er macht die Anwendung davon auf die heutige Politik. Wer Ägypten beherrscht, der muß den Oberlauf des Nils in der Hand haben; ein feindlicher Besitzer des Oberlandes kann im Unterlande Hungersnöte erzeugen. Darum mußten die Franzosen aus Faschoda vertrieben werden. Auch die Stauwerke bei Assuan dienen politischen Zwecken; in wirtschaftlicher Beziehung sollen sie für die Umgegend nicht günstig wirken.

Eine Missionsgeschichte. Unter dem Titel: Was ist Wahrheit? hat Hildegard Daiber (bei Strecker und Schröder in Stuttgart, 1905) das Tagebuch eines spanischen Mönches herausgegeben, der, von echt christlicher Liebe getrieben, auf die Karolineninsel Ponape gekommen war und dort seinen Glauben verlor, weil er ansehen mußte, wie die brutalen spanischen Soldaten das gutgeartete Volk mißhandelten, die Mönche diese Schandwirtschaft billigten und ihre Missionstätigkeit darauf beschränkten, die Ponapesen mit Waffengewalt zur Erduldung der Taufe und zur Teilnahme an den Kirchenzeremonien zu zwingen. Der arme idealistische Schwärmer, der gegen diese Art Mission protestierte und freundschaftliche Annäherung an die Eingebornen erstrebte, wurde als Ketzer behandelt. Hedwig Daiber kam gerade zum Begräbnis des jungen Mönches; ein gleichgestimmter Freund von ihm übergab ihr sein Tagebuch. Die Deutschen erschienen als Erlöser der Eingebornen von harter Sklaverei. Um diese Erzählung als einen Beitrag zur Geschichte der katholischen Missionen betrachten zu können, müßte man bestimmt wissen, ob das Tagebuch wirklich vorhanden und nicht etwa bloß eine Fiktion ist, dazu bestimmt, die Eindrücke, die die Verfasserin von den spanischen Missionen gewonnen hat, möglichst wirkungsvoll wiederzugeben. Die Darstellung ergreift und fesselt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 6

Ausgegeben am 8. Februar 1906

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig


Grunows grammatisches Nachschlagebuch
Ein Wegweiser für jedermann durch die Schwierigkeiten der deutschen Grammatik und des deutschen Stils
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Preis: Gebunden 2½ Mark



Nochmals der höhere Verwaltungsdienst in Preußen

Zuletzt siegt einmal in der Welt nichts als die Wahrheit und jedes Bestreben, dem es um Wahrheit und nichts als Wahrheit zu tun ist.
(Beilage zur Allg. Zeitung, Nr. 49, 1905, S. 386)



In den Jahren 1902 und 1903 hat die preußische Staatsregierung, vertreten durch die Minister des Innern und der Finanzen, zweimal versucht, die Frage der Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst neu zu regeln. Dieser Versuch hat beidemal nicht zum Ziele geführt. Die erste Vorlage wurde wegen des Schlusses des Landtags überhaupt nicht erledigt. Die zweite wurde von vornherein nicht sehr freundlich begrüßt. Vertreter aller Parteien sprachen sich dahin aus, daß sie ein höchst dürftiger Notbehelf und ein Stückwerk sei, für das man sich nicht erwärmen könne. Sie scheiterte schließlich daran, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses aus politischen Gründen die Verantwortung für die Annahme der Regierungsreferendarien den beteiligten beiden Ministern übertragen wollte, was die Regierung und das Herrenhaus ablehnten.

Ich habe diese Pläne der Staatsregierung hier früher besprochen und Gegenvorschläge gemacht, auch schon darauf hingedeutet, daß eine Änderung der Ausbildung allein nicht genüge, daß man vielmehr den höhern Verwaltungsdienst, um ihn für die Allgemeinheit nutzbringend und für seine Angehörigen befriedigend zu gestalten, noch in andern Richtungen bessern müsse.*)

Neuerdings hat nun die Staatsregierung dem Landtage, zunächst dem Herrenhause, wiederum einen Gesetzentwurf vorgelegt, der in allen wesentlichen Punkten mit dem 1903 abgelehnten Entwurf übereinstimmt. Man kann deshalb hoffen, daß er ebenfalls nicht Gesetz werde. Ich darf aber noch einmal das Wort dazu ergreifen, denn die Frage der bessern Regelung des höhern Verwaltungsdienstes wird bei der großen Wichtigkeit der Sache auf keinen Fall so bald von der Tagesordnung verschwinden, da die ganze Sachlage auf eine gründliche Änderung hindrängt. Ich werde dabei auf die Beurteilung meines

*) Die Ausbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen und andres. Grenzboten 1903, Heft 4 und 5.

ersten Artikels von Cuno, Klonau und in der Kreuzzeitung,*) vor allem natürlich auf die ausgedehnten Landtagsverhandlungen über den vorletzten und den neusten Entwurf eingehn, gelegentlich auch noch andre Literatur heranziehn, ohne dabei Vollständigkeit zu erstreben. Vor allem aber schien es mir nötig, zunächst einmal wenigstens in knappen Zügen darzulegen, wie der jetzige unbefriedigende Zustand entstanden ist, und wodurch er eigentlich gekennzeichnet wird.

Wenn sich auch in Preußen schon unter dem Großen Kurfürsten die ersten Anfänge eines Berufsbeamtenstandes zeigen, so hat doch bekanntlich erst der König Friedrich Wilhelm der Erste die Grundlagen geschaffen, auf denen sich der heutige preußische Beamtenstand entwickelt hat.**) Der Ausgangspunkt der Entwicklung war, wie Schmoller ausführt, daß der König vom Beginn seiner Regierung an die freie Ernennung der Beamten in viel größerm Umfang an sich zog, als dies bisher geschehen war, und zwar zu dem Zweck, so bei der Besetzung der Beamtenstellungen alle Einflüsse zu beseitigen, die mit dem Staatswohl in Widerspruch stünden. In den großen Organisationsgesetzen des Winters 1722/23, der Instruktion für das Generaldirektorium und den Instruktionen für die einzelnen Kriegs- und Domänenkammern, war deshalb vor allem bestimmt, daß die sämtlichen höhern Beamten bis zu den Auskultatoren hinunter vom Könige selbst „anzusetzen" seien. Das Generaldirektorium hatte die Vorschläge zu machen; es war ihm streng anbefohlen, dabei nur nach Pflicht und Gewissen, ohne alle Nebenabsichten zu verfahren.

Die vorzuschlagenden Beamten mußten hohen Anforderungen genügen. Besondern Wert legte der König dabei auf die persönliche Befähigung. Seine Beamten mußten neben körperlicher Gesundheit hurtige, offne Köpfe, gesunden natürlichen Verstand haben, dabei gewandt und geschickt sein. Namentlich sollten die Mitglieder des Generaldirektoriums und die Kammerpräsidenten „so geschickte Leute sein, als weit und breit zu finden," oder wie er an einer andern Stelle sagt, „zu allem kapable, wozu man sie gebrauchen will." Sodann sollten die Beamten der genannten Behörden gründliche Sachkunde haben. Sie mußten „das Detail von der Funktion, die sie bedienen sollen, wohl verstehn," also die Landwirtschaft gründlich kennen und — womöglich als Domänenpächter — selbst getrieben haben, oder von Jugend auf mit Kommerzien-,

*) Cuno, Zum Entwurf eines Gesetzes über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst. Preußisches Verwaltungsblatt, Jahrgang 24, S. 353. — Klonau, Zur Reform der Preußischen Verwaltung. Heft 8 und 9 der Grenzboten von 1905. Die Ausbildung unsrer höhern Verwaltungsbeamten. Kreuzzeitung Nr. 87 vom 20. Februar 1905.

**) Über das Folgende gibt es keine zusammenfassende Darstellung; die bekannte Geschichte des preußischen Beamtentums von Isaacsohn ist unvollendet, und soweit ich es beurteilen kann, wohl auch in der Anlage verfehlt. Den Rohstoff für das achtzehnte Jahrhundert werden später einmal die Acta Borussica in der Abteilung über die Behördenorganisation bringen. Leider schreitet diese Veröffentlichung sehr langsam vorwärts. Sie reicht jetzt erst bis 1748 und hat dabei noch eine Lücke für die zweite Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten, die allerdings durch eine zusammenfassende Darstellung des Hauptherausgebers ziemlich ausgefüllt worden ist. Für die spätere Zeit muß man sich den Stoff mühsam zusammensuchen. Von Literatur habe ich die Werke von Bornhak, Lehmann (Stein), Koser, von Meier, von Treitschke, die Lebensbeschreibungen von Vincke, Friedr. von Raumer, Delbrück u. dgl. m. benutzt.

Manufaktur-, Accise- und andern dazu gehörigen Sachen vertraut sein. Andrerseits mußten die Beamten aber auch am grünen Tisch zu gebrauchen sein; sie sollten der Feder gewachsen und rechnungsverständig sein.

Wie sehr der König von der Wichtigkeit guter Beamten überzeugt war, lehrt die Tatsache, daß er eine Pflanzschule für Verwaltungsbeamte schuf, die Auskultatur. Damit es an geeigneten Anwärtern für den Verwaltungsdienst nicht fehle, erlaubte der König, ebenfalls noch 1723, daß bei den Kammern einige junge Leute, die wiederum vor allem hurtige und offne Köpfe haben mußten, bei der Kurmärkischen Kammer zum Beispiel vier, bezeichnenderweise je zwei Adliche und zwei Bürgerliche, zur Ausbildung für den Dienst bei den Kammern angenommen würden. Über die Ausbildung im einzelnen scheinen genauere Bestimmungen unter Friedrich Wilhelm dem Ersten noch nicht getroffen worden zu sein. Die Einrichtung hat deshalb zunächst noch keine besondre Bedeutung gehabt; sie ist aber die Wurzel des Referendariats auch bei den Justizbehörden geworden.

Sonst wurde eine bestimmte Vorbildung nicht verlangt. Namentlich bedurfte es auch keines Universitätsstudiums, während die Anwärter für den Justizdienst schon damals studiert haben mußten. Bei den Verwaltungsbehörden gab es damals anscheinend nur wenige studierte Juristen, und diese waren wohl nur als Justitiarien tätig und blieben wohl auch bis zu ihrem Ausscheiden in diesen Stellungen. Auch war der höhere Dienst von dem Bureaudienst noch nicht vollständig getrennt. Ein Sekretär oder ein Schreiber konnte, wenn er tüchtiges leistete und die formalen Voraussetzungen erfüllte, auch in die Ratsstellen aufrücken. Dieser Grundsatz blieb, wie ich hier vorgreifend bemerken darf, übrigens bis zum Zusammenbruch des Staates im Jahre 1806 bestehn. Ebensowenig war endlich adliche Geburt eine unerläßliche Voraussetzung für die Aufnahme in den Verwaltungsdienst. In die Stellen der Präsidenten und der Minister rückten Bürgerliche allerdings erst auf, nachdem ihnen der Adel verliehen worden war.

Über die Befähigung der Landräte und der Steuerräte, der Organe der Kammern auf dem platten Lande und in den Städten, gab es damals anscheinend keine allgemeinen Vorschriften. Die Landräte waren ausnahmlos Rittergutsbesitzer und damals schon häufig alte Offiziere. Die Steuerräte waren ehemalige Kammersekretäre, meist aber frühere Regimentsquartiermeister, seltner wohl Regimentsauditeure, die also eine juristische Bildung hatten. In beiden Fällen brachten diese frühern Militärbeamten bei den engen Beziehungen zwischen den Verwaltungen der Städte und den Kommandostellen der in ihnen lagernden Truppen in ihre neuen Stellungen eine genaue Kenntnis der städtischen Verwaltung und Wirtschaft mit.

Wie man sieht, verlangte der König zunächst gewandte Praktiker, gewiegte Routiniers. Aber er bahnte doch auch schon eine bessere wissenschaftliche Durchbildung seiner Verwaltungsbeamten an, indem er 1727 an den beiden Landesuniversitäten Halle und Frankfurt Lehrstühle für die Kameralwissenschaften begründete und — jedenfalls gilt dies von Gasser in Halle — mit den besten Lehrern besetzte, die er haben konnte.

Die größte Leistung des Königs für die Heranbildung des preußischen Beamtenstandes ist aber nach Schmollers Ansicht, daß er dieser Beamtenschaft sein starkes Pflichtgefühl und sein hochgespanntes Staatsgefühl einpflanzte, daß er diesen aus den verschiedensten Gegenden, Ständen und Klassen herstammenden Männern das Bewußtsein beibrachte, eine einheitliche, über den einzelnen Landesteilen und Ständen stehende Gemeinschaft zu sein, deren Leitstern nur das öffentliche Wohl sein dürfe, und daß er endlich dadurch die derben Charaktere, die zum raschen und durchgreifenden Handeln fähigen Menschen schuf, ohne deren tätige unausgesetzte Unterstützung weder er noch sein Nachfolger ihre weltgeschichtliche Aufgabe hätten lösen können. —

König Friedrich der Große war nicht weniger von der Notwendigkeit eines leistungsfähigen Beamtenstandes für die Weiterentwicklung seines Landes überzeugt als sein Vater. So schreibt er 1748 auf den Rand der Instruktion für das Generaldirektorium: „Das wahre plus kömt durch die industrie, da gehören aber kluge und laboriente Leute darzu und nicht solche faule und idiote Krigs Räthe, wie es leider die Menge in allen Camern gibt." Bezeichnend ist auch, daß er schon bald nach seiner Thronbesteigung den Kauf der Stellen bei den Verwaltungsbehörden abschaffte, weil, wie er gelegentlich bemerkte, dadurch mancher geschickte Mensch von den Bedienungen zurückgehalten worden sei, während gegen seine Intention inkapable Leute die Dienste besetzt hätten. Der König ist deshalb unausgesetzt bemüht, seine Beamten auf eine noch höhere Stufe der Leistungsfähigkeit zu heben. Er geht dabei ganz systematisch vor und widmet besonders seine Sorge dem Nachwuchs. Niedergelegt sind seine Anordnungen in zahlreichen Einzelerlassen, in den erneuerten Instruktionen für das Generaldirektorium und die einzelnen Kammern von 1748 und schließlich in dem durch eine Kabinettsorder vom 12. Februar 1770 genehmigten Plan des Staatsministers von Hagen zur Verbesserung des Finanz- und Kameralwesens. Dieser Plan geht von der Annahme aus, daß an die Verbesserung des Kameralwesens erst gedacht werden könne, wenn überall tüchtige Beamte vorhanden seien. Es werden deshalb genauere Vorschläge für die Auswahl, die Ausbildung und die Prüfung der Referendarien und die Heranbildung brauchbarer Land- und Steuerräte sowie tüchtiger Kammerpräsidenten und Direktoren gemacht.

Aus diesen verschiednen einzelnen Zügen ergibt sich etwa folgendes Gesamtbild:

Voran steht auch in dieser Zeit immer die Forderung, daß die Beamten neben einer „gesunden Leibeskonstitution" geistig besonders gut befähigt sein müßten. Der König wurde gar nicht müde, in immer neuen Wendungen wieder und wieder zu betonen, daß seine Beamten Verstand, oder guten natürlichen Verstand, muntern Geist, gutes Genie und Munterkeit, hurtige, offne, aufgeweckte Köpfe, von Natur das gehörige Talent und Fähigkeiten, guten Begriff, capacité, haben, daß sie Menschen von Kopf, klug, tüchtig, fähig, geschickt, die kapabelsten Leute, so nur aufzufinden, sein müßten.

Aber er war sich genau bewußt, daß natürliche Anlagen ohne gute Ausbildung nicht entsprechendes leisten können. Er stellte deshalb zunächst an die Vorbildung höhere Anforderungen sowohl nach der theoretischen als auch nach

der praktischen Seite hin. Die Anwärter für die höhern Verwaltungsstellen sollten möglichst aus guten Familien stammen und eine gute Erziehung gehabt haben, auch gute Studien, also wohl juristische und kameralistische, getrieben haben. Besondern Wert legte der König aber auf die Kenntnis des praktischen Lebens. Nachdem er anscheinend schon vorher in einzelnen Fällen von den Auskultatoren Bekanntschaft mit der praktischen Landwirtschaft verlangt hatte — im Jahre 1746 berichtet ein Minister von einem jungen Manne, dessen Ernennung zum Auskultator er erbittet, daß er nach Erledigung seiner Universitätsstudien gemäß einem Befehl des Königs auf einem Gute in der Neumark die Ökonomie erlernt habe —, schreibt er in den erneuerten Kammerinstruktionen von 1748 allgemein vor, daß alle, die Auskultatoren werden wollten, nach der Studienzeit „sich wenigstens ein Jahr auf einem solchen Amte (d. h. Domänenamte) aufgehalten haben sollten, dabei nebst dem Ackerbau auch Viehzucht, Brauwesen und Branntweinbrennerei ist, damit sie von allem zuvörderst die notwendigen Fundamente und wie das Säen, Pflügen und Einernten, auch Heumachen, ingleichen das Brauwesen, auch Branntweinbrennen, die Fütterung des Viehs und was sonst bei der Wirtschaft vorkommt, traktiert werden muß, auch wie die Register und Extrakte deshalb geführt und angefertigt werden müssen," erlernten. Sie müssen deshalb bei der Schreiberei selbst mit Hand anlegen und sich bei dieser Gelegenheit auch über die Leistungen der Untertanen unterrichten. Im Winter, „wenn bei der Landwirtschaft nichts sonderliches vorfällt," sollen sich die Auskultatoren in den benachbarten Städten aufhalten und sich „einige Wissenschaft von dem Polizei- und Accisewesen erwerben." Damit sie sich alles besser einprägen, müssen sie sich von dem, was sie gesehen oder gehört haben, Aufzeichnungen machen. Ich habe diese Anweisung so ausführlich wiedergegeben, um zu zeigen, daß es sich dabei um eine genauere Kenntnis des *praktischen Lebens* handelte, nicht um die Kenntnis der *Verwaltung* auf den Domänenämtern.

Sehr eingehend sind weiter die Anweisungen des Königs über die Beschäftigung und die Ausbildung der Auskultatoren im einzelnen. Die jungen Leute mußten als Schreiber, Sekretäre, aber auch als Vertreter von Räten nicht nur im Bureau, sondern auch draußen, bei der Aufnahme von Taxen über Domänen oder bei der Untersuchung von Beschwerden und dergleichen tätig sein. Sie mußten Land und Leute kennen lernen. Besondres Gewicht scheint der König auch auf Übungen im Vortragen gelegt zu haben; er fragt gelegentlich, ob ein zur Beförderung in eine Ratsstelle vorgeschlagner Auskultator auch votieren könne. Auch die juristische Weiterbildung scheint nicht vernachlässigt worden zu sein: wenigstens konnte 1747 der Präsident der Kurmärkischen Kammer von einem seiner Auskultatoren berichten, daß er sich nach seinen Leistungen bei der Bearbeitung von Justizsachen für eine Justizbedienung eigne. Über das Verhalten und die Fortschritte der Auskultatoren mußte dem Könige durch das Generaldirektorium zunächst viermal, später zweimal jährlich berichtet werden.

Wichtig ist vor allem, daß unter der Regierung Friedrichs des Großen der Grundsatz zur Herrschaft kam, daß in den höhern Stellen der Verwaltung in der Regel nur angestellt werden dürfe, wer sich über seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit

durch das Bestehn von Prüfungen ausgewiesen habe. Zunächst mußten nach einer Kabinettsorder vom 27. November 1743 die Auskultatoren, namentlich die bei der Kurmärkischen Kammer, nachdem sie ein Jahr im Kollegium tätig gewesen waren, in Gegenwart sämtlicher Minister und des Chefs der Kammer von dieser genau geprüft werden, ob sie sich für den Kammerdienst eigneten. Bestanden sie nicht, dann sollten sie ohne Umstände entlassen werden. Dann führten die Instruktionen von 1748 für alle Auskultatoren eine Aufnahmeprüfung ein, die sich an die praktische Beschäftigung auf dem Domänenamt anschloß und sich namentlich auch auf das Privatrecht erstreckte. Die Kabinettsorder von 1770 hielt diese Aufnahmeprüfung aufrecht und schrieb dazu eine weitere Prüfung vor, die vor einer beim Generaldirektorium eingesetzten Oberexaminationskommission abgelegt werden mußte. Für die Auskultatoren war diese zweite Prüfung der Abschluß der Ausbildung. Außerdem konnten zu ihr zugelassen werden geschickte Kammersekretäre, Regimentsquartiermeister, Regimentsauditeure sowie andre geeignete Personen. Nur wer diese Prüfung bestanden hatte, durfte zu einer Kriegs- und Domänen-, Land- oder Steuerratsstelle vorgeschlagen werden. Zu liefern waren von den Prüflingen zwei Relationen, eine juristische und eine polizeiliche, und ein Pachtanschlag über eine Domäne. Die mündliche Prüfung erstreckte sich über das Naturrecht, das ganze Finanzwesen und „die sonst in das Finanzwesen einschlagenden Wissenschaften."

Das Generaldirektorium und die Kammern hatten neben den Verwaltungsdezernenten seit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen regelmäßig ein rechtsgelehrtes Mitglied, den sogenannten Justitiarius, der die Kammerjustizsachen und andre Angelegenheiten bearbeitete, bei denen es auf juristische Kenntnisse ankam. Nur die Kurmärkische Kammer in Berlin hatte bei ihrer größern Bedeutung zwei Justitiarien. Erst nach der Einrichtung der Kammerjustizdeputationen im Jahre 1782 scheint sich die Zahl der rechtsgelehrten Mitglieder der Kammern vermehrt zu haben. Damals wurden auch die Kammern angewiesen, Justizauskultatoren zur Beschäftigung bei diesen Deputationen zuzulassen, damit ihnen Gelegenheit gegeben würde, sich zu künftigen Kammerjustizbedienungen oder als Justitiarien oder als Aktuarien bei den Domänenämtern auszubilden. Ein Übertritt dieser Justitiarien in eigentliche Verwaltungsstellen scheint unter Friedrich dem Großen selten gewesen zu sein; ich habe nur einen Fall gefunden: der Justitiar der Klevischen Kammer von Außem wurde später Direktor bei den Kammern in Glogau und Breslau.

Die schon angestellten Beamten der Verwaltungsbehörden beobachtete der König unausgesetzt. Er kannte sie alle und wußte genau, was sie leisteten, und wie sie am besten zu verwenden waren. Er hatte sich deshalb die Bestätigung der Dezernatsverteilung selbst vorbehalten, und er änderte sie, wenn ihm die Vorschläge nicht gefielen.

Die Steuerräte waren, wie unter dem frühern König, auch jetzt hauptsächlich Regimentsquartiermeister oder Regimentsauditeure, die entweder unmittelbar in diese Stellungen kamen oder zunächst einige Zeit als Sekretäre bei den Kammern gearbeitet haben mußten, also im allgemeinen Routiniers. Daran wird die 1770 eingeführte Prüfung nicht viel geändert haben. Der

Landrat hatte auf seinen Kreis eine geringere Einwirkung als der Steuerrat auf den seinigen. Aber der König war doch unausgesetzt bemüht, möglichst tüchtige Männer in diese Stellungen zu bringen und ihre Leistungsfähigkeit möglichst zu heben. Diese Bestrebungen waren allerdings mit von der Absicht geleitet, in den Landräten brauchbare Kammerpräsidenten zu erziehen. Dementsprechend verfügte der König zum Beispiel 1743, daß sich die Landräte an den Beratungen der Kammern beteiligen sollten; 1763 wies er die Kurmärkische Kammer an, dafür zu sorgen, daß die Kreisstände nur tüchtige und gute Subjekte zu Landräten wählten; 1766 erteilte er den Landräten der Kurmark eine ausführliche Instruktion, die an die persönliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit dieser Herren hohe Anforderungen stellte. Endlich ordnete die schon erwähnte Order vom 12. Februar 1770 an, daß alle Landräte von der Oberexaminationskommission geprüft werden sollten, damit alle solche Stellen „mit lauter völlig kapablen Leuten besetzt würden," worauf sehr viel ankomme, „weil die Landräte für sich allein in ihren Kreisen arbeiteten, mithin keine kollegialische Beihilfe und Assistenz hätten, also von vorzüglicher Fähigkeit, Betriebe und wohlabgemessenen schleunigen Entschließungen sein müßten." Später verbittet sich der König, daß ihm zu junge Leute zu Landräten vorgeschlagen würden; die Landräte sollten vierzig, nach einer spätern Anordnung wenigstens fünfunddreißig Jahre alt sein. Daß der König namentlich frühere Offiziere zu Landräten wünschte, begründete er damit, daß diese immer schon besser verstünden, was zur Ordnung gehöre.

Bei der großen Ausbildung des Kollegialsystems bei den Verwaltungsbehörden in dieser Zeit ist es nicht weiter auffallend, sachlich aber wichtig, daß die Personalangelegenheiten ebenfalls überall kollegialisch behandelt wurden. Das Kollegium der Kammer entschied, ob ein junger Mann zur ersten Prüfung zugelassen werden solle. Es entschied ferner, ob er nach dem Ergebnis dieser Prüfung ohne weiteres zurückzuweisen oder dem Generaldirektorium zur Annahme als Auskultator zu empfehlen sei. Die leitenden Minister des Generaldirektoriums der Provinzialabteilungen beschlossen dann gemeinsam, ob der Anwärter dem König zur Ernennung vorgeschlagen werden solle. Das Plenum der Kammer beschloß wiederum über die Zulassung der Auskultatoren zu der zweiten Prüfung, und über ihre weitern Schicksale beschlossen endlich die leitenden Minister des Generaldirektoriums. Namentlich mußten sie auch gemeinsam dem König Vorschläge über die Besetzung der Ratsstellen bei den einzelnen Provinzialabteilungen des Generaldirektoriums machen. Nur die Chefs der Realabteilungen hatten das Recht, ihre Räte selbständig auszusuchen. —

In der Zeit zwischen dem Tode Friedrichs des Großen und dem Zusammenbruch des alten Staatswesens im Jahre 1806 trat zunächst die wesentliche Änderung ein, daß seit der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten die persönliche Teilnahme des Monarchen an der Staatsverwaltung beschränkt und die Selbständigkeit der Minister bei der Erledigung der Geschäfte entsprechend erweitert wurde. Für den Staatsdienst hatte dies die Folge, daß der König nur die Berufung zu Ämtern und die Verleihung von Titeln behielt, die den Ratscharakter mit sich brachten. Die

Sorge für den Nachwuchs ging dadurch ganz, die Entscheidung über die richtige Verwendung der einzelnen Beamten aber in großem Umfang auf die Beamtenschaft selbst über.

Die andern zu erwähnenden Veränderungen betrafen hauptsächlich die Anforderungen an die Vorbildung und die Ausbildung der Verwaltungsauskultatoren oder Referendarien, wie sie jetzt meist genannt wurden. Sie waren jedoch nicht grundsätzliche Änderungen, sondern nur Fortbildungen der bisherigen Ansätze. So wird 1788 bestimmt, daß sich die jungen Leute, die als Kammerreferendarien angestellt werden wollten, durch akademische Zeugnisse über gründliche Studien auf dem Gebiete der Kameralwissenschaften und der dazu gehörenden Hilfswissenschaften ausweisen und diese zugleich durch eine Prüfung bestätigen müßten. Im Jahre 1800 wird verfügt, daß alle Studenten, die sich der kameralistischen Verwaltung widmen wollten, und alle Referendarien der Kammern in den verschiednen preußischen Provinzen des Ostens und der Bromberger Kammerdeputation einen einjährigen Kursus bei dem Professor Kraus in Königsberg, dem bekannten Nationalökonomen, durchgemacht haben müßten. Noch kurz vor dem Zusammenbruch wurde durch einen Erlaß des Generaldirektoriums vom 25. Februar 1806 ein genauer Studienplan für zukünftige Kameralisten vorgeschrieben, der sehr eingehend ist und neben allgemein bildenden, technischen und staatswissenschaftlichen Fächern namentlich auch das gesamte private und öffentliche Recht umfaßt. Dann scheint es, daß durch die Einrichtung der Kammerjustizdeputationen in dieser Zeit auch die praktische juristische Durchbildung der Kammerreferendarien günstig beeinflußt wurde. Während das Generaldirektorium noch 1782 bemerkte, daß die jungen Kameralisten gewöhnlich keine Gelegenheit zur praktischen Anwendung ihrer Rechtskenntnisse hätten, begannen Vincke 1795 und Friedrich von Raumer 1801 ihre praktische Ausbildung in der Verwaltung mit einer längern regen Tätigkeit bei der Justizdeputation der Kurmärkischen Kammer, und es scheint dies etwas ganz gewöhnliches gewesen zu sein.

Andrerseits scheint in dieser Zeit die Anordnung der wiederholt angeführten Instruktion für die Oberexaminationskommission vom 12. Februar 1770, daß auch die Landräte geprüft werden sollten, nicht mehr allgemein befolgt worden zu sein, sodaß schließlich über deren Leistungsfähigkeit vielfach geklagt wurde. Pläne zur Beseitigung dieses Mißstandes sind, wie ich später noch zeigen werde, nicht verwirklicht worden.

Was haben nun die preußischen Verwaltungsbeamten des achtzehnten Jahrhunderts geleistet?

Sie haben es auf verwaltungstechnischem Gebiete dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem größten innern Könige, wie ihn der Oberpräsident von Schön genannt hat, ermöglicht, die wirtschaftliche und finanzielle Kraft des kleinen Staates auf eine solche Höhe zu heben, daß sein größerer Sohn wagen durfte, mit einer Welt von Feinden den Kampf um die Großmachtstellung Preußens aufzunehmen. Sie haben Friedrich den Großen in den Stand gesetzt, diesen Kampf siegreich durchzuführen und dann in einem halben Menschenalter die tausend Wunden wieder zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen

hatte, und dieses in einem Kulturzustande zurückzulassen, den es seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr gekannt hatte. Ebenso groß und dabei für die weitere Entwicklung Preußens und Deutschlands noch wichtiger ist aber die politische Leistung dieses Beamtentums. Nur mit seiner Hilfe konnte Friedrich Wilhelm der Erste den preußischen Polizei-, Militär- und Beamtenstaat gründen und Preußen zur absoluten Monarchie machen. Nur auf dieser Grundlage konnte dann Friedrich der Große seine kühne Machtpolitik nach außen und seine wirtschaftlich-soziale Politik mit ihrer Fürsorge für den gemeinen Mann nach innen durchführen, die der Stellung Preußens im europäischen Staatensystem entsprach, und die sich bis heute behauptet hat und durch Bismarck zur führenden und gestaltenden Macht im deutschen Leben geworden ist.*)

Später scheint allerdings die innere Kraft des preußischen Beamtentums, besonders die sittliche, gesunken zu sein; so versagte zum Beispiel das Beamtentum in den aus den polnischen Teilungen erworbnen Landesteilen teilweise. Es ist auch bekannt, daß König Friedrich Wilhelm der Dritte in der ersten Zeit seiner Regierung über seine Beamten sehr ungünstig geurteilt hat. Auch Schön und, was wichtiger ist, Vincke — in einer Denkschrift von 1808 — haben sich abfällig über die Beamten der letzten Jahre vor dem Zusammenbruch ausgesprochen. Aber dabei kann es sich nur um Ausnahmen gehandelt haben. Die große Masse der Beamtenschaft, und zwar gerade auch der höhern Beamten — das haben zwei so bedeutende Kenner dieser Verhältnisse wie Max Lehmann und von Meier gleichmäßig anerkannt —, muß auch damals hervorragend tüchtig gewesen sein. Denn aus ihren Reihen stammen alle die Männer, die später an der Reformgesetzgebung der Jahre nach 1806 und ihrer Durchführung zumal in den leitenden Stellungen mitgearbeitet haben, wie denn diese Reform ausschließlich das Werk des Königtums und des Beamtentums war. Also, um nur ein paar Namen zu nennen, Stein, Hardenberg, Motz, Maaßen, die Oberpräsidenten Vincke, Sack, Merkel, Klewiz, Schön — der bekanntlich in der praktischen Verwaltung großes geleistet hat —, Bassewitz und so viele andre, sie alle haben noch dem alten Staatswesen angehört und in seinem Dienste die Grundlagen für ihre spätern Leistungen gelegt. Und wer sich an der Darstellung Treitschkes vergegenwärtigt, welche Aufgaben bei der Überführung des alten Preußens in das neue gelöst werden mußten — Treitschke nennt diese Arbeit der Wiederherstellung schwerer und mannigfaltiger als das, was einst Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege zu leisten hatte —, der wird nicht leugnen, daß sich auch hier das altpreußische Beamtentum glänzend bewährt hat.

Daß diese Beamten solches vollbringen konnten, erklärt sich ungezwungen daraus genügend, daß sie zum größten Teile für den Verwaltungsdienst streng ausgewählt und sorgfältig berufsmäßig geschult worden waren. Dies gilt jedenfalls von den Beamten der Kammern, der damals wichtigsten Behörden. Dabei waren in den Landratsämtern allerdings viele, die eine solche berufsmäßige Schulung nicht gehabt hatten. Aber gerade hier konnte sie

*) Vgl. die schönen, meines Erachtens durchaus zutreffenden Ausführungen des Professors Hintze in seiner Besprechung des Lehmannschen Werkes über Stein. (Historische Zeitschrift, Bd. 94, Heft 3, S. 426. 443.)

noch am meisten entbehrt und durch praktische Kenntnisse und Lebenserfahrung ersetzt werden. Wichtiger als der Landrat war damals der Steuerrat, und dieser war mindestens ein tüchtiger Routinier. Eine besondre Genugtuung ist es für mich, darauf hinweisen zu können, daß auch nur wenige der altpreußischen Verwaltungsbeamten aus der Justiz hervorgegangen waren. Und dabei waren die damaligen Juristen für eine Tätigkeit in der Verwaltung gar nicht übel vorbereitet. Die Privatrechtswissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der sogenannte usus modernus pandectarum, ist durch und durch praktisch und gleicht gar nicht der Begriffsjurisprudenz unsrer Zeit, die erst von Savigny und seiner Schule aufgebracht worden ist. Man wird deshalb annehmen dürfen, daß auch die gerichtliche Praxis von diesem Geiste durchdrungen war. Vor allem aber kommt für Preußen in Betracht, daß die Landesjustizkollegien, die damaligen Regierungen, die für die Heranbildung der staatlichen Justizbeamten hauptsächlich wichtig waren, bis zur vollständigen Trennung der Justiz und der Verwaltung im Anfang des vorigen Jahrhunderts, halbe Verwaltungsbehörden waren. Sie waren für zahlreiche Angelegenheiten zuständig, die wir heute ohne weiteres zu den Verwaltungssachen rechnen, zum Beispiel für Schulsachen, die Staatsaufsicht über die Verwaltung der äußern Kirchensachen, die Durchführung der Agrargesetzgebung und dergleichen. So hatte also damals auch der Jurist reichliche Gelegenheit, sich darin zu üben, auf Grund von Zweckmäßigkeitserwägungen zu entscheiden. Seit der Einrichtung der Kammerjustizdeputationen im Jahre 1782 wurden außerdem, wie ich früher erwähnt habe, bei diesen Behörden zahlreiche Juristen für den Verwaltungsdienst ausgebildet. Aus dieser Laufbahn ist zum Beispiel der Geheime Rat Friese hervorgegangen, der einen wesentlichen Anteil an den Organisationsgesetzen von 1808 und der folgenden Jahre hatte.

(Fortsetzung folgt)



Der Wald und die wachsende Landeskultur

O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtiger Aufenthalt.



Wunderbar klopft uns das Herz, wenn wir auf einem der mittlern Gipfel des Harzes stehn und unser Auge über das schier unermeßliche Wipfelgewoge ringsum gleiten lassen. Von Viktorshöhe im Ostharz oder vom Knollen im Westharz sieht man quadratmeilenweit ringsum nichts als bewaldete Berge, erst in weiter Ferne verkündet ein hellerer Streifen am Horizont die Ebne mit ihren goldnen Kornfeldern, ihren Städten, ihrem lauten und unruhigen Hasten. Hier aber auf den Bergen nichts als weltentrückte Stille. Lautlos schwebt ein Falke, seine Kreise ziehend, in den Lüften; allenfalls ein feines Sausen

des Windes in den grünen Tannen und das liebliche Geläute einer auf waldumschlossener Matte weidenden Herde, sonst vernimmt unser Ohr nichts, wenigstens nicht, wenn wir frühmorgens vor dem Schwarm der Touristen heraufgestiegen sind, oder auf gute Wegeskunde vertrauend, bis in die Abenddämmerung hinein ausharren. Es ist gerade der Deutsche, dem der Wald mehr ans Herz gewachsen ist als andern Völkern. Am Fuße seiner alten Eichen steht er ehrfurchtsvoll und erschaut die ferne Vergangenheit, wo sein Volk, selber einem knorrigen jungen Riesen vergleichbar, aus diesen Wäldern hervorgegangen ist. Und wandelt er unter dem dichten Dach ihrer Buchen dahin, so kommt wohl ein Traum über ihn, als sei die gotische Kirchenbaukunst mit ihren hohen, ahnungerweckenden Gewölben nur eine Nachahmung der Hallen dieser Äste und Zweige. Freilich ist es nur ein Traum, denn die Kunstgeschichte lehrt unwiderlegbar, daß die Gotik aus rein künstlerischen Motiven Schritt vor Schritt aus dem romanischen Stil hervorgegangen ist, und daß sie naturalistische Anwandlungen erst im Zeitalter ihres tiefsten Verfalls hatte. Überhaupt ist Naturgefühl, diese seelische Beziehung zwischen der Stimmung der unbelebten Welt und uns, ein erst der neusten Zeit angehörendes Merkmal. Noch nicht zweihundert Jahre geht es zurück. Anzeichen, die jenseits liegen, sind äußerst spärlich und mehr zufällig. Die hochentwickelte antike Dichtung hat nichts davon. In der Bibel kommen wundervolle Verse vor, die man mit Naturgefühl in Verbindung bringen könnte. „Und nähme ich Flügel der Morgenröte und flöhe bis ans fernste Meer ..." was könnte herrlicher sein! Aber dem Verfasser ist dies keine selbständige Poesie gewesen, sondern nur einer jener zahllosen bilderreichen Ausdrücke der hebräischen Weltanschauung zur Erläuterung der Allmacht Gottes. Vergangnen Geschlechtern war der wilde Wald schaurig, der Inbegriff der Unsicherheit gegen Raubtiere und raubende Menschen. Erst als er bezwungen war, als Wölfe, Bären und Luchse seltne Ausnahmeerscheinungen geworden waren, als der Arm der Obrigkeit überall fühlbar war, und Wege überall die endlosen Reviere zugänglich gemacht hatten, kam die ruhige Freude an den Riesen des uralten Forstes, an rauschenden Waldbächen, grünfeuchtem Moosgrund und an dem Frieden des im Gebüsch äsenden Wildes.

Als die Nebel einer fernen Vergangenheit zuerst einer geschichtlichen Kunde Platz machten, war unser Vaterland fast völlig vom Walde bedeckt. Die Felder, wo man Korn baute, waren spärlich; das Vieh weidete im Walde. So war es in ganz Mitteleuropa, ausgenommen in den Steppenländern, denn dort pflegt die Sommerhitze und die Sommerdürre die Vegetation auszurotten bis auf den Samen einjähriger Gewächse, der bis zur nächsten Regenzeit ausharren kann. Der französische Astronom Camille Flammarion entführt seine Leser in phantasievollem Fluge auf eine Entfernung von der Erde, zu deren Durchmessung das Licht zweitausend Jahre gebraucht. Mit Staunen erschaut, wer aus dem Zaubermantel herausguckt, Gallien ganz und gar im Schmucke dichter grüner Wälder. Von Germanien wäre dasselbe zu sagen gewesen. Aber um das Mittelmeer herum fing es schon an, anders auszusehen. Schon waren in den Ebnen meist die Wälder gelichtet; das Holz war in Flammen

aufgegangen, auch zum Bau von Häusern und von Schiffen benutzt worden. Salomo will einen Tempel bauen, bei dem Holz eine große Rolle spielt. Obwohl das nahe Gebirge Juda, das noch heute von Niederwald bedeckt ist, einst weite Forsten getragen haben muß, findet der König die rechten Stämme dort schon nicht mehr, er sendet zum König Hiram von Phönizien, und dieser liefert ihm die prächtigen Balken der Zeder vom Libanon. Heute ist nicht nur die Zeder dort bis auf einige dreißig Exemplare ausgestorben, sondern der Libanon und der Antilibanon sind kahl, vom Walde entblößt und im Sommer fast verdorrt.

In allen Mittelmeerländern hat sich das Verhängnis der Entwaldung vollzogen. Man hat rücksichtslos die Stämme weggehauen, ohne für Wiederanpflanzung zu sorgen. Die Ziegenherden ließen und lassen noch heute keinen Nachwuchs aufkommen. Ist der Wald ausgerodet, so hören die Wurzeln auf, das dichte Geflecht über dem Gestein zu bilden, das die weiche Krume haften läßt, die wie ein Schwamm die Regentropfen aufsaugt und lange festhält, sodaß mit dem hervorsickernden Wasser die unterhalb liegenden Felder und Fluren noch in dürrer Zeit getränkt werden können. Ohne den Halt des Wurzelgeflechts kann die Krume dem Regen nicht widerstehn, weder dem leise nagenden der Alltäglichkeit, noch den mächtigen Wolkenbrüchen, die als Katastrophen auftreten und in Bergrutschen auf einmal ganze Gehänge kahl scheuern, sodaß der nackte Fels zutage tritt, auf dem weder das Himmelsnaß noch die Wurzel des Baums ihren Halt findet. Mit plötzlicher Gewalt treten fortan die Gewitterregen auf. Alle weiche Erde mit ihrem Humus schleppen sie stromabwärts hinaus, bis sie im Meere Ruhe findet. Alte Häfen erhalten auf diese Weise mit der Zeit eine Lage tief im Lande, so Ephesus, Milet. Das greifbarste Beispiel ist Pisa, das noch in den mittlern Zeiten des Mittelalters eine verkehrsreiche Seestadt war. Als man das Arnogebiet abholzte, kamen Massen von Erdreich von den Bergen herunter, die an beiden Seiten der Arnomündung so viel Anschwemmungsland bildeten, daß Pisa heute sechs Kilometer vom Meer entfernt liegt, und der Arno dort keine Spur von Schiffbarkeit mehr hat. Auf den nackten Felsen können selbstverständlich weder Wälder noch Felder noch Wiesen gedeihen. Sie sind auf eine unabsehbare Zeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die verhängnisvollen Folgen sieht man an den größten Teilen des Apennin, der dalmatischen Küste, in ganz Griechenland, Kleinasien, am Libanon, in der Kyrenaika, in Tunis, Algier und Marokko, in vielen Teilen Spaniens. Sizilien, einst die Kornkammer Roms, ist jetzt eine in der Hauptsache felsige, dürftige Insel. Attika, zwar schon im Altertum als trocken bekannt, aber doch noch die Heimat eines gedeihenden Bauernstandes, ist jetzt eine öde Landschaft; ebenso die Inseln des griechischen Archipels, die früher dem regen Volke der Jonier Nahrung gaben. Wenn man auf der Akropolis zu Athen steht und ringsum schaut, so sieht man die starren, kahlen Wände des Hymettos, des Pentelikon und des Parnes und wundert sich nicht, daß die kleinen Ebnen nur ein ärmliches Volk ernähren. Fährt man mit der Eisenbahn von Rom nach Neapel, so hat man zur Linken eine im heroischen Stil großartige Landschaft. Unaufhörlich wechseln die großen amphitheatra-

lischen Szenerien. Aber vom Standpunkte der Landeskultur betrachtet ist das Bild todtraurig. Ehe Italien nicht zur Wiederbeforstung des Apennins kommt, wird seine Landwirtschaft immer unbedeutend bleiben. Das aber ist auf unabsehbare Zeit nur auf bevorzugten Orten möglich. Und wo es möglich ist, da kommt man nicht dazu, weil die Rücksicht auf die Ziegenherden es verbietet. Denn diesen wagt man nicht den Zutritt zu versperren. Wo sie aber hinkommen, da fressen sie jeden ein-, zwei- oder dreijährigen Baum ab.

Glücklicherweise steht Deutschland zu diesen Ländern in einem ausgesprochnen Kontrast. Unser Vaterland gehört zu den waldreichsten Ländern Europas. In Mitteleuropa wird es von Österreich-Ungarn nur wenig übertroffen, während Frankreich weit zurückbleibt, und England nahezu waldlos ist. Die skandinavische Halbinsel sowie das mittlere und nördliche Rußland sind uns allerdings „über."

Nach absolutem Maßstabe gemessen ist Rußland das waldreichste Land Europas. Es hat 187 Millionen Hektar mit Wald bestanden. Aber mit was für einem Walde! Von geordneter Forstwirtschaft, die für Wiederbepflanzung und rechtzeitigen Nachwuchs sorgt, kann kaum irgendwo die Rede sein. Eisenbahnen sind in die Waldregionen vorgestoßen; Milliarden und Abermilliarden Stämme haben sie entführt, und dann hat man das Areal liegen lassen, es der Natur überlassend, ob sie in langem Zeitraum aus dem Gestrüppwald wieder einen Hochwald schaffen wird. Man hat also einfach das Kapital versilbert. Nach Abholzung der Wälder ist der Güterverkehr der Waldbahnen stark zurückgegangen. Die Waldfläche Rußlands ist deshalb keineswegs ohne weiteres als ergiebiger Forst anzusehen. Aber es ist doch interessant, daß sie dreieinhalbmal so groß ist wie das ganze Deutsche Reich und dreizehneinhalbmal so groß wie die Waldfläche Deutschlands. Dabei ist die Tundra, d. h. das mit Gestrüpp bedeckte Areal im Norden, wo auch im Sommer nur die Oberfläche auftaut, im tiefern Boden, der gefroren bleibt, Bäume also gar nicht wurzeln können, nicht mitgerechnet. Der Norden südlich von der Tundra ist die Waldzone Rußlands. Das Gouvernement Wologda ist zu 89 vom Hundert mit Wald bedeckt, Olonez mit 65 vom Hundert. In den dünn bevölkerten nördlichen Gouvernements fallen auf den Kopf der Bevölkerung 21 bis 95 Hektar Wald. Dagegen ist die südrussische Steppe ganz waldarm; auf den Kopf der Bevölkerung gibt es dort nur 0,1 Hektar, gegen 0,25 in Deutschland.

Gleich an der zweiten Stelle erscheint Finnland mit 20219000 Hektar Waldfläche. Nicht weniger als 63 vom Hundert des ganzen Landes sind mit Wald bedeckt, und 7,50 Hektar Wald fallen auf den Kopf der Bevölkerung. Das ist zwar nicht so viel wie in den Gouvernements Wologda und Olonez, aber weit mehr als irgendein europäisches Land als Ganzes verzeichnet. Schweden hat beinahe ebensoviel, nämlich 19591000 Hektar, worauf Österreich-Ungarn mit 18791000 Hektar folgt. Dann kommt Deutschland mit 13996000 Hektar an der fünften Stelle.

Eine mittlere Stellung nehmen ein: Frankreich mit 9609000 Hektar, Spanien mit 8484000, Norwegen mit 6818000, die Türkei (ohne Bosnien

und Bulgarien) mit 4500000, Italien mit 4176000, Bulgarien mit 3041000 Hektar. Großbritannien hat nur 1229000 Hektar. Ganz Europa hat an Wald 307145000 Hektar, wovon also die weitaus größere Hälfte auf Rußland fällt.

Ganz anders gestaltet sich die Reihenfolge, wenn man die Länder nach dem relativen Waldbesitz ordnet, worüber wir dem Handbuch der Forstpolitik von M. Enders folgende Zahlen entnehmen. Hier steht Finnland mit 63 vom Hundert durchaus an der Spitze. Ihm folgen Bosnien und die Herzegowina mit 50 vom Hundert. Aber deren Waldungen sind verhältnismäßig unergiebig, da das rauhe, von vielen unwegsamen Gebirgen durchschnittne Land weder ordentlichen Waldwuchs begünstigt noch den Transport von Stämmen, Balken, Brettern leicht macht. Für den Holzhandel fällt es wenig ins Gewicht. Nahezu ebensogroß ist die relative Bewaldung in Schweden, nämlich 47,6 vom Hundert. Mittelschweden hat wohl noch mehr Wald, aber der Norden fällt schon zum Teil in die Tundrazone. Es folgt dann eine ganze Gruppe von Ländern, die zwischen 30 und 39 vom Hundert mit Wald bestanden sind, nämlich Rußland 37, Österreich (ohne Ungarn) 32,5, Serbien 32, Bulgarien 30 und Luxemburg 30,4. An der Spitze der nächsten Gruppe steht Ungarn mit 28, das Deutsche Reich mit 25,9, Norwegen mit 21, die Schweiz mit 20,6 und die Türkei mit 20 vom Hundert; die Statistik des letzten Landes ist natürlich sehr unsicher. Zwischen 10 und 19 vom Hundert haben die folgenden Länder: Frankreich 18,2, Rumänien 18, Belgien 17,7, Spanien 16,9, Italien 14,6, Griechenland 13. Unter 10 vom Hundert haben nur die Niederlande mit 7, Dänemark mit 6,3, Großbritannien mit 3,9 und Portugal mit 3,5.

Der Waldreichtum nimmt im allgemeinen handgreiflich von Süden nach Norden zu. Großbritannien, Holland und Dänemark machen eine Ausnahme. Die beiden letzten Länder sind ausgesprochen eben, gebirglos, der Wald hat der Acker- und Wiesenkultur weichen müssen. Die Gefahr der Entblößung von Berghängen liegt nicht vor. Auch vom britischen Königreich gilt das in hohem Maße. Schottland und der Westrand Irlands sind außerdem den atlantischen Stürmen so stark ausgesetzt, daß der Wald nicht aufkommen kann. An Bewässerung mangelt es hier nicht. Die Funktion, die Erdkrume auf den Bergen festzuhalten, übernehmen hier die Heidesträucher und Kräuter. Die britischen Inseln sowie Holland und Dänemark konnten also auch ohne Gefahr die Abholzung betreiben. Der Süden Rußlands ist waldarm ohne menschliches Zutun; auch dort gibt es, außer im Kaukasus, der aber zur Hauptsache in die geschilderten Verhältnisse nicht einbegriffen ist, keine Gebirge, die der Gefahr der Kahlwaschung ausgesetzt wären. Dennoch glaubt man in Rußland Nachteile aus der zunehmenden Abholzung wahrnehmen zu können. Je weiter man in Rußland von Süden nach Norden fortschreitet, desto mehr Wald trifft man an. Im südlichen und auch im mittlern Rußland ist die Frage ausgiebiger Bewässerung im Sommer entscheidend über den Ernteausfall. Der durchschnittliche Regenfall ist auch im südlichen und vollends im mittlern Rußland gar nicht so gering. Aber in größern Mengen tritt er meist im Winter

ein, während im Sommer zu wenig und oft monatelang gar kein Regen fällt. In solchen Zeiten glüht im Juni, Juli, August tagaus tagein die Sonne vom Himmel herunter, und ein rauher, trockner Nordost streicht über die Felder und dörrt sie vollends aus. Dann kommt es nicht selten vor, daß große Teile Südrußlands gar keine Ernte haben. Das Korn verdorrt unreif auf dem Halm, die Arbeiter verlassen die Gegend, den Ansässigen schaut der bleiche Hunger in die Häuser, nicht einmal für das Vieh hat man Nahrung; für das nächste Jahr fehlt es an Saatkorn, an Zuchtvieh und Arbeitsvieh, die Hungersnot erstreckt ihre furchtbaren Wirkungen bis in die Zukunft hinein. Man will feststellen, daß sich diese schlimmen Verhältnisse langsam nach Norden ausdehnen. Flüsse, die früher permanent waren, werden zu intermittierenden, und intermittierende weisen eine wachsende Zahl von Tagen auf, an denen das Bett trocken liegt. Dies wird wahrscheinlich mit Recht der zunehmenden Abholzung von Wäldern im südlichen Teile Mittelrußlands zugeschrieben. Das Laubdach, das wie ein Sonnenschirm wirkte und die Verdunstung hinderte, verkleinert sich. Viele Leute behaupten sogar, auch der Regenfall vermindre sich infolge der Waldverminderung, doch ist dies noch nicht erwiesen.

In Deutschland sind wir glücklicherweise von solchen Verhältnissen noch nicht bedroht. Unser Vaterland ist vorzugsweise eben, und wo es bergig ist, da liegt der Wald noch fast überall auf den Kuppen. Seine Wurzeln umklammern die Felsen und halten Erde und Wasser oben fest. Nur an vereinzelten Stellen hat man die bösen Folgen der Entwaldung wahrnehmen müssen, so auf dem Hunsrück und in der Rhön, vielleicht auch auf dem Kahlen Asten in Westfalen. Aber längst hat man erkannt, daß zur Forstwirtschaft die rechtzeitige Wiederaufforstung als allernotwendigster Bestandteil gehört. Die jungen Pflanzen müssen wieder Wurzel geschlagen haben, ehe die der gefällten Bäume im Boden vergangen sind. Auch muß immer im einzelnen mit dem Fällen gewechselt werden. Nicht dürfen große Flächen auf einmal bloßgelegt werden. Die Schonung, der Jungwald, der blochbare Wald, das Gehäu müssen im Gemenge liegen, es muß zwischen ihnen gewechselt werden. Die Privatbesitzer, der Staat als Waldbesitzer und die Obrigkeit wetteifern an Sorgfalt für die Erhaltung des Waldes. Und sie haben Erfolg damit. Der Wald vermindert sich nicht weiter. Im Gegenteil. Im Nordwesten hat man ansehnliche Flächen Heidelandes, die früher ertraglos dalagen, aufgeforstet. Von 1883 bis 1902 hat allein der preußische Staat 73113 neue Forstkulturen angelegt.

„Sicher ist, so sagt Endres in dem angeführten Werke, daß in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts in einzelnen Gegenden Deutschlands viele Waldrodungen vorgenommen wurden. Die Umstände, welche dieselben veranlaßten, waren aber so gelagert, daß es sich mehr um eine Vielheit von Einzelfällen als um eine große Gesamtfläche handeln konnte. Die treibenden Kräfte für die Rodung waren die auf eine rasche Bevölkerungsvermehrung und eine Vergrößerung der Anbaufläche gerichtete volkswirtschaftliche Bewegung. Die Mittel zur Durchführung dieser Bestrebungen boten die ebenfalls in den Anschauungen und Tendenzen der damaligen Zeit begründeten Gemeindewald-

teilungen, Staatswaldverkäufe und Forstrechtsablösungen durch Waldabfindungen. Die auf diesen Wegen den kleinen bäuerlichen Grundbesitzern ausgelieferten Waldungen wurden meistens gerodet und sollten gerodet werden." Seit jener Zeit hat man damit innegehalten und hat den Wald wieder vergrößert. Die gesamte Forstfläche des Deutschen Reichs betrug 1868 13473000 Hektar, 1900 dagegen 13996000. Der Wald hat in diesen zweiunddreißig Jahren also 522000 Hektar, beinahe vier vom Hundert wiedergewonnen. Davon fallen allerdings 400000 Hektar in das erste Jahrzehnt, doch setzt sich die Zunahme immer noch fort.

Wenn man Deutschland viel mit der Eisenbahn durchfährt, kommt man leicht zu der Empfindung, daß man doch eigentlich wenig Wald sehe. Wenn man hernach sieht, daß nach der Statistik ein reichliches Viertel des ganzen Landes mit Wald bestanden sein soll, fühlt man sich versucht, das zu bezweifeln. Schwarzwald, Spessart, Thüringer Wald, Harz, Eifel — ja. Aber wie viele, viele Stunden kann man auch durch Kornfelder, Wiesen, Weiden und öde Heiden fahren, ohne auch nur ein Stückchen Gehölz zu sehen zu bekommen; zum Beispiel im Gebiete der Rübenkultur, in der Ansbacher Gegend, zwischen Schaffhausen und Triberg, in der Oberrheinebne, in Hannover, Schleswig-Holstein, Ost- und Westpreußen. Wie klein erscheint neben diesen riesigen Arealen das Gebiet der Waldgebirge! Sicherlich beruhen die statistischen Zahlen auf Richtigkeit. Wir wissen auch ganz genau im einzelnen, wo der Wald steckt. Natürlich sieht man ihn nicht gerade am leichtesten von der Eisenbahn aus, denn er bedeckt die unergiebigsten, unfruchtbarsten und verkehrsärmsten Landesteile. Preußens Waldbesitz bleibt um mehr als zwei vom Hundert hinter dem Durchschnitt des Reiches zurück. Von seinen einzelnen Provinzen ist Hessen-Nassau mit 39,7 vom Hundert die reichste. Dann folgt schon, was manchen überraschen dürfte, Brandenburg mit 33,4. Die märkischen Kiefernwaldungen sind viel größer, als man ahnt, weil man sie nicht sieht. An absoluter Größe übertrifft der brandenburgische Wald mit 1332000 Hektaren den jeder andern preußischen Provinz, sogar den Schlesiens (1162000). An relativem Waldreichtum kommt das Rheinland mit 30,9 vom Hundert an der dritten Stelle, ein Ergebnis der weiten Eifelwaldungen im Dreieck zwischen Rhein, Mosel und belgisch-holländischer Grenze. Dann erst folgt Schlesien mit 28,8 vom Hundert. In weiterer Reihenfolge: Westfalen, Westpreußen, Sachsen, Pommern, Posen, Ostpreußen, Hannover (17,2). Am geringsten ist der Waldreichtum in Schleswig-Holstein: 6,7 vom Hundert.

Reicher sogar noch als Hessen sind einige thüringische Kleinstaaten: Schwarzburg-Rudolstadt 43,9 vom Hundert, Sachsen-Meiningen 42,1, Reuß j. L. 37,8. Von den Mittelstaaten steht Baden mit 37,7 an der Spitze. Auch Bayern mit 32,5 ist sehr waldreich. Dabei verteilt sich dort der Wald ziemlich gleichmäßig auf alle Provinzen, nur Schwaben ist mit 23,5 vom Hundert stark im Hintertreffen. Hessen hat 31,2, Württemberg 30,8, das Königreich Sachsen 25,8, also genau so viel wie Deutschland im Durchschnitt. Auffallend waldarm sind Mecklenburg-Schwerin 18,0, Oldenburg 10,6 und natürlich die Hansestädte, doch hat Lübeck immerhin noch 13,7; Hamburg hat

nur 4,3; ganz untenan steht Bremen mit 0,2 vom Hundert. Sein ganzer Waldbesitz beschränkt sich auf 48 Hektar! Leider steht Sachsen an der Spitze der Länder, die eine Abnahme des Waldbestandes verzeichnen. Es hat 30600 Hektar, 7,38 vom Hundert seit 1878 verloren. Preußen dagegen hat 145600 Hektar gewonnen. Auch das waldarme Oldenburg hat 12535 Hektar aufgeforstet.

Waldungen sind ihrer Natur nach kein geeignetes Eigentum für Kleinbesitzer; sogar Großbauern könnten in den meisten Gegenden nur ein kleines Gehölz halten. Lange Zeit war auch am Walde kein eigentliches Privateigentum anerkannt. Er verblieb der „Gemeinheit," dem Staate, den Fürsten und den Grafen, den Kirchen und den Klöstern, den Rittergutsbesitzern. Noch heute gehört dem Staat ein volles Drittel am gesamten Walde: 33,7 vom Hundert. Ein Fünftel (19,8 vom Hundert) besteht aus Gemeindeforsten, Stiftungsforsten, Genossenforsten. Danach bleibt die kleinere Hälfte im Privateigentum, und von diesem sind 10,4 vom Hundert Fideikommißforsten, während 36,1 auf andre Privatforsten fallen.

Noch gibt es große Flächen in Deutschland, um die der Waldbestand vermehrt werden könnte, ohne daß man das Areal bessern Kulturen zu entziehn brauchte. 633300 Hektar oder 1,2 vom Hundert der Gesamtfläche des Deutschen Reichs sind 1900 als aufforstungsfähige geringe Weiden, Hutungen, Ödland ermittelt worden. Diese haben sich in den sieben vorhergegangnen Jahren um etwa 150000 Hektar vermindert. Fährt Deutschland in demselbem Tempo mit der Kultivierung dieser Ödländereien fort, so werden sie in etwa vierzig Jahren verschwunden sein. Hoffen wir das!

Die Verwendung des Holzes zum Brennen tritt immer mehr zurück, immer mehr wird nur nach Brettern und Balken zur Verarbeitung verlangt. Die Eiche behält ihre ausschließliche Verwendbarkeit für besondre Zwecke; auch von der Esche, dem Nußbaum und dem Ahorn kann man das sagen; sie sind übrigens keine Waldbäume. Dem Buchenwalde aber gereicht die Wandlung im Bedarf zum Verderben. Die Buche liefert keine brauchbaren Balken und Bretter. Nur zu Stühlen kann man den majestätischen Baum verwenden, so schlank und gerade er auch im eigentlichen Walde Stamm neben Stamm in die Höhe reckt. Zu diesem Zwecke braucht man aber keine Massenwälder. Zum Brennen ist die Produktion des Buchenholzes zu teuer. Darum wird denn ein Buchenwald nach dem andern durch Anpflanzung von Fichten und Kiefern verdrängt. Im Jahre 1883 betrug die Laubwaldfläche in Deutschland noch 4802000 Hektar, 1900 hatte sie sich schon auf 4544000 Hektar vermindert. In siebzehn Jahren hat sie also 257000 Hektar eingebüßt. In demselben Zeitraum stieg die Fläche des Nadelwaldes von 9106000 auf 9451000 Hektar. Sie hat sich also um 345000 Hektar vergrößert. Die Erscheinung ist aber nicht neu, man kennt sie seit mehr als hundert Jahren.

Im deutschen Laubwalde nimmt die Buche den ersten Platz ein. Man zählt 1827000 Hektar Buchenhochwald, wozu noch Mittelwald und gemischter Wald kommen. Der Eichenhochwald ist viel kleiner, doch zählt man immer noch 532000 Hektar Eichenhochwald. Mittelwald und gemischten Wald ein-

gerechnet, kommt man auf 935000 Hektar, wozu noch 947000 Hektar Niederwald kommen, d. h. junge Schüsse aus alten Wurzeln, die hauptsächlich der Gerbrinde wegen aller paar Jahre geschlagen werden. Hochwald aus Birken, Erlen, Espen gab es noch 212000 Hektar. Alles andre ist unwesentlich.

Vom Nadelholz umfaßt der Hochwald nicht weniger als 8407000 Hektar, und davon beansprucht die Kiefer weitaus den größten Teil, nämlich 6243000. Das ist beinahe die Hälfte der gesamten deutschen Waldfläche. Der in der Jugend so triste, im Alter aber schöne Baum beherrscht beinahe den ganzen Wald im ostelbischen Preußen, dessen sandiger Boden ihm genügt. Er liefert äußerst dauerhafte Balken und außerdem in wachsendem Maße das Grubenholz für den Bergbau. Die Fichte oder Rottanne hat immerhin noch 2817000 Hektar, hauptsächlich in Süddeutschland, dem Harz, in Thüringen und in Sachsen. Die Weiß-, Schwarz- oder Edeltanne hat demgegenüber ein ganz beschränktes Verbreitungsgebiet nur von 373000 Hektar, hauptsächlich im Schwarzwald und in den Vogesen. Ganz winzig ist der Bereich der Lärche, nämlich nur 17000 Hektar.

Die Reineinnahmen aus dem Walde sind natürlich sehr verschieden und weit geringer als aus Äckern, Wiesen und Weiden, im allgemeinen steigen sie. Am geringsten sind sie in Preußen, nämlich 16,6 Mark (im Jahre 1902) auf das Hektar. Immerhin erreichen sie die stattliche Summe von 137 Millionen Mark. Bayern, Braunschweig und Elsaß-Lothringen bringen es auf 24 Mark, Sachsen, Württemberg und Baden auf 44 bis 50 Mark.

Ein dicht bevölkertes Kulturland wie das heutige Deutschland ist völlig außerstande, seinen Bedarf an Holz aus der eignen Produktion zu decken. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hielten sich für unser Vaterland Einfuhr und Ausfuhr noch ungefähr die Wage. Seitdem ist eine massenhafte Mehreinfuhr ganz unerläßlich. In den fünf Jahren von 1897 bis 1901 übersteigt diese jährlich im Durchschnitt 4,3 Millionen Tonnen im Werte von 233 Millionen Mark. Freuen wir uns, daß andre Länder einen Überschuß haben, von dem sie uns verkaufen können! Unser Nachbarreich Österreich-Ungarn steht dabei an der ersten Stelle. Die Einfuhr dorther betrug in dem genannten Zeitraum jährlich 93,3 Millionen Mark; fast ebensoviel lieferte Rußland, nämlich 89,9 Millionen. Dann kommen Schweden mit 34,9 Millionen, die Vereinigten Staaten (meist besondre Hölzer, Pitch-Pine, Yellow-Pine, Zedernholz) mit 21,9 Millionen, Norwegen mit 3,8 Millionen.

Noch viel größer ist der Bedarf des waldarmen Englands: 500 bis 550 Millionen Mark. In Frankreich beträgt die Einfuhr 88 bis 105 Millionen Mark mehr als die Ausfuhr. Italien importiert jährlich für etwa 65 Millionen Mark, Holland für 30 Millionen Mark, immer nach Abzug der Ausfuhr.

Unter den Holzausfuhrländern ist Österreich-Ungarn eins der bedeutendsten, für uns jedenfalls das wichtigste. Seine Einfuhr beschränkt sich auf wenig Millionen, eine Zahl, die wohl wesentlich außereuropäischen Holzarten gilt, und die sich merkwürdigerweise seit fünfzig Jahren kaum verändert hat. Dagegen fällt seine Holzausfuhr volkswirtschaftlich sehr ins Gewicht. Von wenig Millionen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist sie so angewachsen,

daß sie seit 1898 jährlich 100 Millionen Gulden (170 Millionen Mark) erreicht und 1900 gar auf 128 Millionen Gulden angekommen ist. Davon geht regelmäßig die größere Hälfte nach Deutschland. Auch Italien ist ein sehr guter Kunde, und sogar Rußland, dessen holzarme Südwestprovinzen wohl aus Galizien und Ungarn ihren Bedarf billiger decken als aus Nordrußland. Auch in Rußland hat sich erst in demselben halben Jahrhundert die Holzausfuhr stark und lohnend entwickelt. Sie ist fast in ununterbrochner Zunahme und hat im Jahre 1903 65,3 Millionen Rubel oder 140 Millionen Mark erreicht. Rußlands bester Kunde ist Großbritannien, das die Hälfte des Ganzen nimmt. Deutschland bezieht nur ein Viertel. Der Rest geht hauptsächlich nach Frankreich und nach Holland. Außerdem versendet jedoch Finnland neuerdings für etwa 100 Millionen Mark. Rechnet man das hinzu, so stehn die Länder der zarischen Krone in der Holzausfuhr obenan. Ähnlich steht es mit Schweden, dessen Ausfuhr beträgt etwa 160 Millionen Mark.

Unsre Zeit sieht es als etwas ganz natürliches an, daß die Volkszahl aller Länder wächst. Dauernder oder nur selten und örtlich unterbrochner Frieden begünstigt das, ebenso die öffentliche Gesundheitspflege. Es kommt aber ein Umstand hinzu, der sich niemals wiederholen wird: die Aufschließung der Lebensmittelproduktion überseeischer Länder für den Bedarf Europas. Es gibt keine Erdteile mehr zu entdecken. Eine Zeit lang mag die zunehmende Bodenkultur mit dem Anwachsen der Volksmenge noch Schritt halten. Schließlich kommt ein Augenblick, wo der Bedarf die Produktion überflügelt, wo an die Menschheit die Notwendigkeit herantritt, durch Entbehrungen dem Mißverhältnis zwischen Bedarf und Produktion Rechnung zu tragen. Dasselbe gilt von der Holzerzeugung; ja noch mehr. Der Bedarf an Nahrung auf den Kopf der Bevölkerung bleibt am Ende derselbe, der an Holz steigt mit zunehmender Kultur, Wohlstand, Industrialität. Auch für den Holzbedarf kommt die Zeit großer Knappheit. Die ganze südliche Halbkugel liefert der Menschheit nichts nennenwertes; auch die tropische Zone der nördlichen Halbkugel produziert wenig, denn die Urwälder erzeugen kein brauchbares Bau- und Nutzholz. Sollte man die Natur doch dazu erziehen können, so würde sich der Termin des Mangels hinausschieben, aber ausbleiben könnte er gar nicht. Die subtropische Zone ist sehr arm an Waldland. Mexiko ist eine kahle Hochebne, Florida fällt nicht ins Gewicht. Die nordamerikanischen Südstaaten tragen nicht Wälder sondern Baumwollfelder. Von Marokko zieht sich ein breiter, wasser- und waldarmer Gürtel über Nordafrika, Arabien, Mesopotamien, Persien, Turkestan, Tibet, die Mongolei bis nach der Mandschurei. Nur der Himalaja und die Südwestgegenden Chinas sind waldreich, aber das verschlägt nichts gegen den Bedarf Indiens und Chinas. In dem südlichen Teile der gemäßigten Zone ist Asien ganz waldarm, ebenso Ost- und Südeuropa. In den Vereinigten Staaten sind die Wälder reißend schnell den Axthieben der Kultur erlegen, und schon führt der Holzhunger zu wachsenden Bezügen aus dem benachbarten Kanada. Das mittlere Europa braucht seine Holzproduktion selbst. Österreich-Ungarns Überschuß reicht schon jetzt nicht aus, Deutschlands Bedarf zu decken.

Drei große Gebiete sind die Hoffnungssterne der Kulturwelt, was den Holzbedarf anlangt: die subarktischen Zonen in Europa, Asien und Amerika. Schweden, Nordrußland mit Finnland, Sibirien, Kanada mit Alaska, das sind die Länder, die uns noch lange mit tannenen Balken und Brettern versorgen werden. Nordeuropa haben wir schon berührt. Kanada ist jetzt in vollster Aufschließung begriffen. Im Osten ist das Land kalt und neblig, die Isothermen gehn weit nach Süden hinunter. Im Nordwesten Kanadas geht die Waldgrenze bis zum 69. Breitengrad, $2^1/_2$ Grad nordwärts über den Polarkreis hinaus; an der Westküste der Hudsonsbai sinkt sie bis auf $59^1/_2$ Grad. Noch weiter östlich sinkt sie noch tiefer hinab. Labrador ist arm an Hochwald. Schon vom 50. bis zum 57. Breitengrad ist der Baumbestand dürftig, und weiter nördlich herrscht nur noch Tundra. Aber Westkanada und Südostkanada sind reich an ungeheuern Wäldern, aus denen sich Großbritannien und die Vereinigten Staaten versorgen. Schon fängt jedoch im mittlern Süden, in den Provinzen Manitoba, Assiniboia, Saskatschewan, der Wald an, sich zu lichten und dem Weizenbau Platz zu machen. Die etwas nördlichern, sich westlich an die Hudsonsbai anschließenden weiten Gebiete sind fast noch unberührter Urwald. Hier ist eine der großen Holzkammern für die Menschheit.

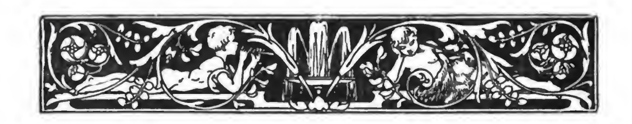
Die Vereinigten Staaten haben das riesige Waldareal von 202 Millionen Hektar, worin Alaska nicht eingerechnet ist. Das ist fast so viel wie das europäische Rußland und Finnland zusammengenommen; auf den Kopf der Bevölkerung macht das 2,6 Hektar aus. Am dichtesten (48 bis 52 vom Hundert der Fläche) ist der Wald in den Nordost- und in den atlantischen Zentralstaaten; am dünnsten im Gebiet der ehemaligen Prärie. Die beiden Dakotas haben nur $1^1/_2$ vom Hundert. Alaska hat außerdem noch 283 Millionen Hektar Wald, also mehr als die ganzen Vereinigten Staaten. Die waldarmen Staaten beziehn nahezu ihren ganzen Bedarf aus dem nahen Kanada. Andre Teile führen stark aus, jedoch mehr Spezialitäten als gewöhnliches Tannenholz. Im Jahre 1904 erreichte die Ausfuhr von Bau- und Nutzholz 49 Millionen Dollar, die der Holzwaren außerdem noch über 12 Millionen Dollar. Die übrigen amerikanischen Republiken und außerdem England versorgen sich stark in den Vereinigten Staaten. In den Wäldern der großen Republik richtet das Feuer mehr Zerstörung an als die Axt. Und schon ist, was diese beschafft, ungeheuer. Nach dem Zensus von 1890 wurde der Wert der Walderzeugnisse auf 1038 Millionen Dollar oder 4,14 Milliarden Mark geschätzt. Diese Verheerungen weckten die Besorgnis, daß eine gefährliche Waldverwüstung entstehn möge. Die nordöstlichen Einzelstaaten suchten zuerst durch Anweisung von großen Summen eine ordnungsmäßige Wiederbeforstung zu erreichen. Dann erließ die Union 1891 ein Gesetz, kraft dessen der Bundespräsident öffentliche Waldreservationen machen kann. Dieser Art entstanden bis 1897 17 Reservationen von zusammen 7,3 Millionen Hektar, also halb so viel wie Deutschlands ganze Waldfläche. In dem einen Jahre 1897 kamen durch den Präsidenten Cleveland 13 neue Reservationen von zusammen 11 Millionen Hektar hinzu. Seitdem ist wenig mehr geschehen.

Ob nun unter Wald in Amerika immer dasselbe verstanden wird wie in Deutschland, ist wohl eine zweite Sache.

Auch die andre Holzkammer, die sibirische, ist noch kaum berührt. Die südsibirische Eisenbahn kann kein Holz ausführen, weil die Entfernungen zu groß, die Frachten zu teuer sind. Im Westen liegt der Waldreichtum Sibiriens nicht. Dort sind zwischen dem Aralsee und dem Ob weite Steppen; wenn man mit der Eisenbahn den Ural passiert hat und ins sibirische Gebiet kommt, passiert man auf weite Entfernungen hin bloß Grasland. Dagegen reicht im Norden die Waldgrenze bis nahe an die Eismeerküste. Nordsibirien ist im wesentlichen ein ungeheurer Wald. Allerdings ist der nördliche Teil Tundra. Aus ihrem immer gefrornen Untergrund können sich keine hochragenden Bäume erheben. Es bleibt also nur der mittlere Gürtel als die eigentliche Waldzone. Noch liegt er so gut wie unberührt da, denn die Transportkosten sind viel zu hoch, als daß man die Schätze heben könnte. Erst wenn wachsender ungedeckter Bedarf in Europa die Holzpreise stark hinauftreibt, wird man daran denken können, sich in Sibirien zu versorgen. Möge dieser Zeitpunkt noch fern sein! Noch ist der sibirische Wald das Bereich des fast unverfolgten Wildes. Renntiere, Elche, Hirsche, Rehe, Wildschweine sind vom Menschen noch wenig verfolgt. In Bären und Wölfen sehen sie ihre schlimmsten Feinde. Von den Katzen hausen Leopard, Luchs und Wildkatze, in der angrenzenden Mandschurei gar der Königstiger und der Panther in den unermeßlichen Wäldern. Die edelsten Pelztiere, Zobel, Hermelin, Marder, Nörz, bieten dem Jäger die lohnendste Beute. Der Waldgürtel ist sehr dünn bewohnt. An Russen findet man außer an den wenigen Verkehrsplätzen wohl nur Pelzjäger. Zu ihnen gesellen sich leider die sportsmäßigen Wildmörder aus verschiednen Ländern, die nur ein Interesse am Töten der Tiere haben. Neben den reichlich fünf Millionen Russen werden in ganz Sibirien nur etwa 600000 Einwohner gezählt, sämtlich mongolischen Stammes. Die Russen wohnen aber weitaus zum größten Teil außerhalb der Waldzone. Kommt es je zu einer forstmäßigen Kultur, so wird man versuchen müssen, die wertlosern Bäume, Birke, Erle, Weide und auch die anspruchlose, kältegewohnte Lärche durch die Fichte und die Kiefer in ihren sibirischen Arten zu verdrängen. Einst wird man in Westeuropa Hölzer verarbeiten, die mit der Eisenbahn vom Ob, vom Jenissei und von der Lena gekommen sind. Möglich ist es auch, daß man das Problem der Schiffahrt durch das Eismeer nach den sibirischen Strömen, an das man einst des Weizens wegen herantrat, gelöst hat, wenn der Holzhunger groß geworden ist.

Für unser Land und unsre Zeit heißt es nur: Halten wir unsre Wälder in Ehren!





Eine Geschichte der englischen Lohnarbeiter



Im 11. Heft 1901 und im 32. Heft 1902 haben wir die ersten Lieferungen eines Werkes über die englischen Lohnarbeiter angekündigt, das der bekannte Schilderer englischen Lebens und englischer Zustände, Gustav F. Steffen, begonnen habe. Nachdem jetzt das Werk vollständig erschienen ist, in drei zusammen reichlich 1200 Seiten starken Bänden (unter dem Titel: Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besondrer Berücksichtigung ihrer Lebenshaltung. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarete Langfeld. Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1901 bis 1905), müssen wir doch noch einmal etwas ausführlicher darauf zurückkommen; denn es ist richtig, was der Verfasser am Schlusse sagt: „Die Geschichte der englischen Lohnarbeiter ist zwar durch den Ausnahmecharakter des englischen Volkes und durch den Ausnahmecharakter der englischen Wirtschaftsgeschichte nach dem siebzehnten Jahrhundert stark beeinflußt und deswegen nicht ohne weiteres als typisch zu betrachten. Sie enthält aber trotzdem allgemein vorbildliche Züge in großer Fülle.“ Wir haben schon gesagt, daß Steffen für die ältere Zeit die große Urkundensammlung von Thorold Rogers zugrunde legt, daß er aber die Schlüsse, die dieser Forscher aus den Urkunden gezogen hat, vielfach voreilig findet. Er nimmt noch anderweitige Aufschlüsse zu Hilfe, um den Dingen auf den Grund zu kommen, und bezeichnet genau die Punkte, über die man überhaupt keine vollkommne Klarheit verbreiten kann. Das Bild, das wir selbst nach Rogers von den wechselnden Lagen und Gestaltungen der untern Stände in England gezeichnet haben, wird durch Steffens Ergebnisse in keinem wesentlichen Stücke geändert, aber in dankenswerter Weise ergänzt.

Sehr merkwürdig ist der Unterschied zwischen den englischen und den französischen Bauern im Mittelalter. Frankreich ist doch sicherlich fruchtbarer als England und hat noch dazu ein wärmeres Klima. Trotzdem (freilich macht gerade das wärmere Klima bedürfnisloser) haben sich die englischen Bauern einer viel höhern Lebenshaltung erfreut als die französischen. In einem der sumptuary laws, dem von 1363, wird verordnet: „Knechte und Bediente bei Herrenleuten und bei Handwerksmeistern sollen täglich eine Mahlzeit von Fleisch oder Fisch und Buttermilch nebst Butter und Käse oder andre ihrem Stande angemessene Nahrungsmittel bekommen; und sie sollen zu Wams und Hosen Tuch haben, von dem das ganze Stück nicht mehr als zwei Mark kosten darf (die Mark galt damals 160 Pence), und sie dürfen nichts Seidenes tragen, wie auch kein silber- und goldgesticktes Kleidungsstück, und dasselbe soll für die Kleidung und den Putz ihrer Frauen und Kinder gelten.“ Die Verordnung wurde selbstverständlich so wenig befolgt wie irgendeine andre obrig-

keitliche Kleiderordnung und darum oft wiederholt. Im Jahre 1463 wird geklagt: „Das gemeine Volk im Reiche, Mann wie Weib, trug und trägt täglich üppige, für seinen Stand unpassende Gewänder zum großen Mißfallen Gottes.“ Von den französischen Bauern sagt Sir John Fortescue (gest. 1485) in seiner berühmten Schrift De laudibus legum Angliae, ihr Anzug bestehe aus hanfleinenem, mitunter aus grob wollnem Stoff, sie gingen barfuß und äßen nie Fleisch, sondern nur die Köpfe und die Eingeweide der Schlachttiere und Schweinefett. Sie tränken Wasser und äßen Äpfel mit sehr braunem Roggenbrot. Sie seien mit Arbeit und Abgaben überbürdet, lebten elend, seien körperlich schwach und unvermögend, sich gegen die Feinde ihres Landes zu verteidigen. Von seinem Vaterlande dagegen rühmt Fortescue: „Der gemeine Mann darf alles, was seine Hufe hervorbringt, sowohl die Früchte seines Feldes wie seine Herden selbst ausnützen und genießen. Daher kommt es, daß die Einwohner reich sind an Gold, Silber und allem, was zur Notdurft und Behaglichkeit des Lebens gehört. [Der Mann hat also schon dreihundert Jahre vor Adam Smith gewußt, daß das Geld den Gütern nachläuft, nicht umgekehrt die Ware dem Gelde.] Wasser trinken sie nur zu gewissen Zeiten, um Buße zu tun. Sie leben im Überfluß von verschiednen Arten von Fleisch und Fischen. Sie kleiden sich in gute Wollstoffe, sind mit allen Arten Hausgeräten und Ackerbauwerkzeugen wohl versehen. Jeder hat seinem Stande entsprechend alles, was geeignet ist, das Leben leicht und glücklich zu machen.“ Daß es der Verherrlicher Englands nicht vor allem auf strenge Unparteilichkeit und genaue Wahrheit abgesehen gehabt hat, bekundet ja schon der Titel seiner Schrift. Aber der Unterschied ist auch sonst bezeugt. Woher stammt er? Die Anthropologen aus Ammons Schule werden sagen: der französische Bauer war ein kurzschädliger Galloromane von der mediterranen oder alpinen Rasse und ließ sich darum vom fränkischen oder burgundischen Ritter unterdrücken; dagegen war der angelsächsische Bauer so gut ein langschädliger Germane wie sein normannischer Gutsherr. Wir erkühnen uns nicht, die schwierige Frage zu beantworten.

Die große Pest von 1348/49, der Schwarze Tod, hat das Land entvölkert, und wie sich die Leser erinnern, das Arbeitangebot so vermindert, daß sich die Besitzlosen und die Hörigen in eine glänzende Lage versetzt sahen, und daß alle Bemühungen des Königs und des Parlaments, die Ansprüche des gemeinen Mannes zu zügeln, ihn in der Hörigkeit festzuhalten und den Arbeitlohn zu drücken, vergebens waren. Auch der Aufruhr von Wat Tyler im Jahre 1381 und seine rasche, blutige Unterdrückung konnten den steten Aufstieg der untern Klassen nicht hemmen und nicht unterbrechen. Steffen bemerkt dazu: „Nach allen ältern und neuern Forschungen zu urteilen, sind die Rebellen zwar hier und da gewalttätig verfahren, haben sich aber keineswegs mit zügellosem Morden, Brennen und Rauben befleckt. Die häßlichste Episode dieses geschichtlichen Dramas ist die Unterdrückung des Aufstands durch den König und die Grundherren. Doch trotz dem anfangs starken Blutvergießen und der Drohung, die Bauern und die Arbeiter sollten jetzt erst recht erfahren, was Leibeigenschaft sei, wurde die Züchtigungsarbeit auffallend rasch eingestellt,

und der Zusammenstoß durch einen Gnadenakt dem versöhnenden Vergessen übergeben. Das ganze Ereignis hatte einen viel weniger bösartigen Charakter als die Jacquerie von 1358 in Frankreich und der deutsche Bauernkrieg von 1525. Es ist immer das Glück Englands gewesen, daß der Klassenkampf, obwohl nicht selten sehr ernst und zuweilen blutig, niemals in ein wüstes, blind gehässiges, antisoziales Zerstören von Menschen und Gütern ausgeartet ist, weder auf der Seite der Aufrührer noch auf der Seite der Ordnungsmacht. Die große Masse der englischen Arbeiter ließ nie ihre Lebenshaltung so tief hinabsinken, daß sie in ihrer Gesamtheit bestialische Feinde der jeweilen vernünftigen und möglichen sozialen Ordnung werden konnte. [In der Zeit von 1760 bis 1840 ist sie aber tiefer gesunken als zu irgendeiner Zeit die französische oder die deutsche Arbeiterschaft. Natürlich war sie aber in diesem Zustande körperlich zu schwach und geistig zu stumpfsinnig, als daß sie sich hätte empören können. Ihre Mäßigung in unruhigen Zeiten muß also eine andre Ursache haben als die angegebne. Sie wird teils im Temperament liegen, teils in dem, was jetzt folgt.] Andrerseits gab es in den englischen Ober- und Mittelklassen immer einflußreiche Gruppen, die klug genug waren, einzusehen, daß völlige Unterdrückung der Unterklassen und sinnlose Vernichtung von Menschenmaterial, wie solches in Frankreich und in Deutschland vorgekommen ist, mit ihrem eignen Interesse nicht vereinbar sei."

In den Arbeiterverordnungen, die der König und das Parlament erließen, wird der Zwang zur Arbeit ausgesprochen. So heißt es in der von 1351: „Keine gesunde Person unter sechzig Jahren, sie sei hörig oder frei, darf sich weigern, landwirtschaftliche Arbeiten für den Lohn, wie er vor der Pest üblich war, zu verrichten, wenn sie nicht vom Handel oder vom Handwerk, von Renten oder vom Ertrage eines eignen Grundstücks lebt. Jeder andre ist verpflichtet, dem zu dienen, der seine Arbeit verlangt." Eine Menge Verordnungen wurden erlassen, die die Freizügigkeit und die Standeswahl beschränkten, um das Entweichen der ländlichen Arbeiter in die städtischen Gewerbe zu hindern. Wolle man dieses Verhalten des Königs und des Parlaments, schreibt Steffen, richtig würdigen, so müsse man sich die wirtschaftliche und die politisch-soziale Grundauffassung des Mittelalters vergegenwärtigen samt der ethisch-religiösen, die hinter beiden stand, sie beherrschend und wiederum von ihnen beherrscht. Die aus diesen drei Elementen gemischte Theorie habe die herkömmliche Lebenshaltung der verschiednen Stände als etwas festes und unveränderliches angesehen, das zu erhalten Aufgabe der Obrigkeit sei. Auch die Religion wollte, meint er richtig, die bestehende soziale Ordnung weder ändern noch Änderungen zulassen, sondern sie nur so, wie sie war, durch Verbreitung des christlichen Pflichtgefühls innerlich gut und harmonisch machen. Obwohl es immer sozialen Fortschritt und Rückschritt gab, wenn auch nur sehr langsamen, so hatte man doch kaum angefangen, ihn wahrzunehmen und mit ihm zu rechnen. Noch ferner lag es dem Mittelalter, die mächtigste Triebfeder der sozialen Veränderungen, den freien Wettbewerb, zu würdigen, obwohl auch er schon vorkam. Jede soziale Klasse hatte das Recht auf ihre herkömmliche Lebenshaltung, die Pflicht, diese aufrechtzuerhalten, aber auch die Pflicht, sich mit ihr zu begnügen. Als dem-

nach die hohen Lohnforderungen der Arbeiter nach dem Schwarzen Tode die Lebenshaltung der Grundherren bedrohten, hielt sich die Obrigkeit für verpflichtet, die soziale Ordnung aufrechtzuerhalten, indem sie sowohl über die ungenügsamen Arbeiter Strafen verhängte wie über die Grundherren, die, miteinander konkurrierend, durch höhere Lohnzahlung einander die Arbeiter abspenstig zu machen suchten; mit dem Unterschiede jedoch, daß den Arbeitern Gefängnis, den Gutsbesitzern bloß Geldstrafe angedroht wurde. Diese Androhungen blieben unwirksam, weil das Gesetz von Angebot und Nachfrage stärker ist als alle Staatsgesetze.

Nach Steffen hat Rogers die großen Veränderungen im Wirtschaftsleben, die in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts begannen, zu ausschließlich auf den Schwarzen Tod zurückgeführt, der die schon eingeleitete Umwälzung nur gefördert und beschleunigt habe. Sie bestand hauptsächlich in dem Erwachen der Industrie und in der Verwandlung des bisherigen passiven (von ausländischen Kaufleuten, die englische Wolle kauften, betriebnen) Auslandhandels in den aktiven der Merchants Adventurers, und in dem zielbewußten Ineinandereingreifen von Landwirtschaft, Industrie und Handel, dem sich die Gesetzgebung mit wunderbarer Geschmeidigkeit anschmiegte, oder eigentlich nicht wunderbarer, weil es die Großgrundbesitzer, die Fabrikanten und die Großhändler waren, die die Gesetze gaben, und zwischen denen Interessenharmonie obwaltete, so lange der Wollsack regierte; erst als dieser das Zepter an king Cotton abgegeben hatte, gerieten die Industriellen in Konflikt mit den Landlords. In diesem Prozeß nun sind, wie bekannt ist, die Bauern, die Handwerker und die Lohnarbeiter allmählich ins Hintertreffen geraten, und ihre im vierzehnten Jahrhundert glänzende Lage verwandelte sich allmählich in Elend. Der Preis der Lebensmittel stieg in der Zeit von 1520 bis 1630 auf das sechsfache, der Arbeitslohn aber folgte der Steigerung nur langsam und glich sie niemals vollständig aus, weil sich die Bevölkerung so stark vermehrte, daß auch die von der Industrie geschaffne Arbeitsgelegenheit das Gleichgewicht nicht herzustellen vermochte. Die Kost verschlechterte sich: statt Weizen gab es Roggen und Gerste, statt Fleisch und Käse Hering, und wenn die Lebenshaltung nicht ganz so tief sank, wie es der verminderten Kaufkraft des Lohnes entsprochen hätte, so war das dem Umstande zu verdanken, daß die Industrie Frauen und Kinder heranzog, deren Verdienst den Lohn des Mannes ergänzte. Nicht bloß die Gesellen und die Lehrlinge, sondern auch die ungelernten Lohnarbeiter (journeymen), die natürlich vom Lande kamen, suchten, obwohl sie streng genommen nicht in die Zunft eingegliedert worden waren, in der Zunftordnung Schutz vor weiterer Hinabdrückung. Das nutzte ihnen jedoch nicht viel. War schon in der Höhe des Mittelalters die Zunftordnung oft mehr dazu benutzt worden, den vorhandnen Meistern ein Monopol zu sichern, als den Lehrlingen und den Gesellen die Meisterschaft zu erschließen, so schwand diesen die Aussicht auf Selbständigkeit mehr und mehr in dem Maße, als sich die Betriebe vergrößerten. Und während sich früher Meister, Lehrlinge und Gesellen als Zunftgenossen solidarisch gefühlt hatten, spaltete die neue Organisation den Gewerbestand in zwei scharf voneinander gesonderte Klassen. Der mittelalterliche Handwerksmeister war im allgemeinen

kein Unternehmer. Unternehmer, wenn man es so nennen will, war gewöhnlich, bei Bauten immer, der Kunde, der Besteller (Konsument, wie Steffen sagt, ist in diesem Zusammenhange doch sehr gewagt), der sich ein Haus, eine Kirche bauen ließ; der Maurer-, Zimmerer-, Steinmetzmeister war nur der von den gedungnen Arbeitern seiner Zunft, der in seiner Kunst am tüchtigsten und zur Leitung der Arbeit befähigt war und darum am höchsten bezahlt wurde. Alle Zunftgenossen, die Lehrlinge eingeschlossen, arbeiteten mit Körper, Geist und Phantasie, und die Kunden verlangten sogar, daß sich in jedem Stück individueller Geschmack betätige. Jeder Zunftgenosse war also ein Vollmensch oder konnte wenigstens ein solcher werden, wenn auch ein Vollmensch von bescheidnen Dimensionen. Der moderne Industrialismus spaltete das Gewerbe in die vielen bloß körperlich und die wenigen bloß geistig arbeitenden. Heute spielen in dieser höhern Klasse wenigstens die Ingenieure, die erfindenden Techniker, die künstlerischen Musterzeichner und die Modelleure eine hervorragende Rolle. Im Beginn der modernen Gestaltung war die geistige Arbeit rein kaufmännischer und organisatorischer Natur. Sie begann in England, als man nicht mehr Wolle an niederländische und an italienische Weber verkaufte, sondern selbst Tuch für die Ausfuhr webte, anfangs nur grobes. Jetzt war ein Mann nötig, der die Mittel hatte, eine Anzahl Weber mit Aufträgen aus dem Auslande zu versorgen, ein Mann also, der Geldkapital, Spekulationsgeist, Organisationskraft und Rechentalent hatte, der aber an der Fabrikation nicht mehr eigenhändig teilzunehmen brauchte und meist auch keine Zeit dazu hatte. Wie dann später aus der Manufaktur, so nannte man die Vereinigung vieler Hausspinner und Hausweber durch einen Unternehmer, die Fabrik geworden ist, weiß jedermann. Die Textilgewerbe waren ja für diese Umwandlung prädisponiert, da bei ihren sehr gleichartigen Erzeugnissen die Individualität des Arbeiters am wenigsten Gelegenheit hat, sich geltend zu machen, und da sie sehr früh schon für einen weitern Markt arbeiteten, weshalb wir auch in Deutschland, in Italien, in den Niederlanden, in Frankreich vom dreizehnten Jahrhundert ab große Zunftmeister finden, die Scharen von Arbeitern beschäftigen, von denen keiner Aussicht hat, selbst Unternehmer zu werden, und die darum manchmal rebellieren. Was die englische Entwicklung von der festländischen, besonders der italienischen unterscheidet, ist das gänzliche Verdrängen der Qualität, die immerhin in der Weberei noch geschätzt worden war, durch die Quantität — in dem Maße, als England die Welt mit billigen groben und schlichten Wollen-, Leinen- und Baumwollenstoffen überschwemmt, verschwanden die Gobelins, die Damaste und die Brokate. Und in England zuerst griff diese Fabrikation gleichartiger Massenwaren, die in der Weberei natürlich erscheint, aus dieser in die meisten der ganz anders gearteten Gewerbe über. Unter den Wirkungen dieser Umwälzung auf die Arbeiter machte sich zunächst die Entwertung der körperlichen Arbeit bemerkbar. Je mechanischer und geistloser diese wurde, desto leichter konnte sie von jedem beliebigen verrichtet werden. Der Unterschied zwischen ungelernten Lohnarbeitern und Zunftgesellen oder Lehrlingen verschwand, und neben den Mann traten Frauen und Kinder als Konkurrenten. Die Folge davon war, daß der Arbeitslohn zwar nicht sank — das wäre im Jahrhundert der enormen

Preissteigerung unmöglich gewesen —, aber dem mit reißender Schnelligkeit steigenden Lebensmittelpreise sehr langsam folgte. In der Unruhe und Verwirrung dieser Umwälzung war die Gesetzgebung anfänglich im Zweifel, welche Richtung sie einschlagen solle, und sie betätigte sich hie und da reaktionär, d. h. sie versuchte, von den Klagen der Lehrlinge, Gesellen und Arbeiter bestürmt, die Zunftverfassung aufrechtzuerhalten — bis die neue Klasse der Großbürger klar erkannte, daß diese Verfassung ihrem Interesse im Wege stand.

Mit dieser Entwicklung verflocht sich nun zu derselben Zeit die landwirtschaftliche. Auch für diese erwies sich die Hörigkeit, soweit sie nicht durch Ablösung längst beseitigt worden war, als ein Hemmschuh. Zwar den Zwang zur Arbeit versuchte man aufrechtzuerhalten, aber die Verpflichtung zum lebenslänglichen Unterhalt des Hörigen wollte man loswerden. Man schloß lieber Pachtverträge. Schon vor 1348 war das stock-and-land-lease-System aufgekommen, und das erwies sich nun bei dem Arbeitermangel nach der Pest für beide Teile äußerst vorteilhaft. Die Gutsbesitzer konnten ohne Einkommenverlust ihren Betrieb einschränken, und mittellose Arbeiter, die sonst, weil ihnen das Betriebskapital fehlte, nicht hätten pachten können, konnten es nun, da sie zum Lande auch das nötige Vieh in Pacht bekamen. Was aber die Gutsbesitzer gründlich von der Leutenot befreite und diese in eine Not der Leute verwandelte, das ist bekanntlich die durch das Aufblühen der englischen Tuchweberei höchst rentabel gewordne Ausdehnung der Schafzucht gewesen. Sie hängt eng mit dem berüchtigten Enclosing zusammen, das vier Jahrhunderte lang in der englischen Wirtschaftsgeschichte eine so große Rolle gespielt hat, und von diesen Einhegungen (Inclosures) gibt uns nun Steffen einen klarern Begriff als irgendeiner seiner Vorgänger.

Der Prozeß verlief in vier Abschnitten, die sehr verschiedne und zum Teil entgegengesetzte Wirkungen gehabt haben. In der ersten Periode, die schon vor 1400 beginnt, hegten die Grundherren Heideland und Weiden ein, um sie in Äcker zu verwandeln und die Menge der Nahrungsmittel für Menschen zu vermehren. Dadurch wurde natürlich das Weiderecht der Bauern beschränkt. Nach dem Schwarzen Tode zwang die Leutenot, soweit ihr nicht die Verpachtung abhalf — aber die größern Pächter brauchten selbst Lohnarbeiter —, den Getreidebau einzuschränken und das Weideland auszudehnen. Das geschah anfangs ohne Beeinträchtigung der Bauern und des Getreidebedarfs, der ja durch die Entvölkerung stark vermindert worden war. Erst von 1460 an, wo die für Schafwolle äußerst günstige Konjunktur begann, führte die Schafzucht zu der berüchtigten Bauernaustreibung, die Thomas Morus in seiner Utopia schildert, und an der sich auch geistliche Grundherren beteiligten.*) Um die Mitte des

*) Manche Leser werden gern den Wortlaut der berühmten Stelle in der englischen Übersetzung des lateinischen Originals der Utopia kennen lernen. Beim Kardinalerzbischof von Canterbury ist von den stehlenden Vagabunden die Rede. Diese seien meist Gefolgschaften des Adels und nach dem Aufhören der Kriege aufs Stehlen angewiesen. Es gibt aber noch eine zweite Ursache der Landplage, spricht der Fremde aus Utopia. Die wäre? fragt der Kardinal. The increase of pasture, said I, by which your sheep, which are naturally mild and easily kept in order, may be said now to devour men and unpeople not only villages but towns. For whenever it is found that the sheep of any soil yield a softer and richer wool than

sechzehnten Jahrhunderts machte der rasch steigende Getreidepreis wieder den Körnerbau lohnender. Man exportierte sogar Getreide, und die Regierung förderte diese Entwicklung der Landwirtschaft durch ihre Zollgesetzgebung, wie sie bis dahin die industrielle durch Wollausfuhrverbote gefördert hatte. Die Einhegungen waren in dieser dritten Periode nicht zahlreich, blieben auf die südöstlichen Grafschaften beschränkt und bezweckten die Beseitigung des Streubesitzes in der Gemenglage und die Zusammenlegung der einem Besitzer gehörenden Grundstücke. In der vierten Periode, von 1760 ab, wurde die Zusammenlegung, die wiederum Einhegung genannt wird, allgemein. Sie diente der Ausdehnung und Verbesserung sowohl des Körnerbaus wie der Fleischproduktion (durch den Anbau von Futterkräutern) und bedeutete sowohl Zusammenlegung als auch Urbarmachung der noch übrig gebliebnen Gemeinweiden und Heiden. Diese Periode hat bis 1860 gedauert, von wo an nach Aufhebung der Kornzölle die ausländische Konkurrenz den Körnerbau unrentabel machte und zur Bevorzugung der Fleischproduktion zwang, die jetzt freilich nicht mehr in der Form von Weidewirtschaft geschieht, sondern in der Form eines für die Stallfütterung betriebnen sorgfältigen Wiesenbaus. Bis zu dieser letzten großen Krise haben diese Änderungen zweifellos dem Fortschritt gedient, die Landwirtschaft rationell gemacht und ihre Produktivität gewaltig gesteigert. Der Fehler war nur der, daß alles dem privaten Belieben überlassen blieb, und eine über den Interessengruppen stehende Staatsgewalt fehlte, die die Übergänge hätte mildern und dadurch Benachteiligte einigermaßen hätte schützen können. Diese Benachteiligung war am schlimmsten in der zweiten Periode, und sie ist nach der Zeit, die Thomas Morus schildert, noch gesteigert worden durch die Klösteraufhebung unter Heinrich dem Achten. Denn die klösterliche Armenpflege war zwar wenig rationell, und die meist entarteten Klöster erfüllten ihre Pflichten am Ausgange des Mittelalters nur noch schlecht und ungenügend, aber es war

ordinary, there the nobility and gentry and even those holy men the abbots, not contented with the old rents which their farms yielded, nor thinking it enough that they, living at their ease, do no good to the public, resolve to do it hurt instead of good. They stop the course of agriculture, destroying houses and towns, reserving only the churches, and enclose grounds that they may lodge their sheep in them; For when an insatiable wrech who is a plague to his country, resolves to enclose many thousand acres of ground, the owners as well as the tenants are turned out of their possessions, by tricks or by main force, or being wearied out with ill usage, they are forced to sell them. By which means those miserable people, both men and women, married and unmarried, old and young, with their poor but numerous families (since country business requires many hands) [family hat hier offenbar den Sinn des römischen familia, Gesinde] are all forced to change their seats, not knowing whither to go; and they must sell almost for nothing their household stuff, which could not bring them much money, even though they might stay for a buyer. When that money is at an end, for it will be soon spent, what is left for them to do, but either to steal and so to be hanged (God knows how justly), or to go about and beg. And if they do this, they are put in prison as idle vagabonds; while they would willingly work, but can find none that will hire them; for their is no more occasion for country labour, to which they have been bred, when their is no arable ground left. One shepherd can look after a flock, which will stock an extent of ground that would require many hands, if it were to be ploughed and reaped. This likewise in many places raises the prise of corn.

doch wenigstens eine Armenpflege. Nach der Säkularisation hatte man vorläufig gar keine. Und als dann der Staat, zuerst mit dem Armengesetz unter Elisabeth, eingriff, fiel seine Armenpflege, abweichend von der in den Niederlanden vortrefflich organisierten der Kalvinisten, so unzweckmäßig aus, daß sie, wie bekannt ist, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ein Krebsschaden am englischen Volkskörper geblieben ist. Und dazu nahmen die Austreibungen einen neuen Aufschwung. Auch Steffen schreibt: Das angeblich für den Staat eingezogne Kirchengut „fiel in Wirklichkeit zum größten Teile gewissenlosen Hofschranzen und habgierigen Emporkömmlingen zu. Die englischen Klöster sollen sich im allgemeinen als nachsichtige Gutsherren ausgezeichnet haben. Die neuen Eigentümer aber hatten nichts eiligeres zu tun, als die Pachtgelder hochzuschrauben, Pächter unbarmherzig zu vertreiben und Schafhirten an deren Stelle zu setzen und überhaupt, ohne Rücksicht auf das Schicksal der Bauern und der Arbeiter, den Betrieb möglichst rasch so umzugestalten, daß er ein höheres Einkommen abwarf." Die berühmte Frage nach der Vernichtung des englischen Bauernstandes beantwortet Steffen dahin, daß die Yeomen, die Freibauern, wahrscheinlich niemals zahlreich gewesen sind. Was vernichtet wurde, das ist also der Stand der Kleinpächter gewesen.

Bei gewaltig gesteigertem Lebensmittelpreis und einer durch die Pächteraustreibungen geschaffnen Schar von besitz- und arbeitlosen Leuten mußten gesetzliche Lohnregulierungen Erfolg haben. Das berühmte Lehrlingsgesetz der Elisabeth vom Jahre 1563 — die Bezeichnung ist falsch, weil es überhaupt die Arbeiterverhältnisse regelt — legte den Grund für die spätere Gesetzgebung. Es scheidet die Bevölkerung in die zwei Klassen der Besitzenden und der Besitzlosen und unterwirft diese dem Zwange zur Arbeit. Es unterscheidet drei Arten solcher. Gelernte Handwerker sind bei Strafe verpflichtet, in den Dienst des Meisters zu treten, der sie braucht. Ungelernte Männer und Frauen müssen auf Jahreskontrakt in der Landwirtschaft arbeiten, und junge Leute bis zu einundzwanzig Jahren können zum Eintritt in eine siebenjährige Lehrlingschaft bei einem Landwirt oder einem Handwerksmeister gezwungen werden. Der Arbeitvertrag wird der Form nach nicht frei zwischen Unternehmer und Arbeiter geschlossen, sondern vom Vertreter des Staats, dem Friedensrichter vermittelt, der den Lohn festzusetzen hat. Da aber der Friedensrichter ein Gutsbesitzer, später mitunter auch ein Fabrikant war, so war es in Wirklichkeit die Unternehmerschaft, die den Lohn und alle übrigen Arbeitsbedingungen selbstherrlich bestimmte. Und da diese Unternehmerschaft den Staat ausmachte — der König wurde als unbequemer Störenfried nach und nach immer mehr zurückgedrängt und zuletzt auf den Altenteil gesetzt —, so muß man diese neue Ordnung verstaatlichte Hörigkeit nennen, nicht bloß „könnte man nennen," wie Steffen schreibt. Die Sklaverei wurde vollendet durch die Vagabundengesetze. Diese waren seit langem hart gewesen, aber doch nicht in dem Grade unmenschlich wie das, das gleich andern Greueln der unglückliche Königsknabe Eduard der Sechste mit seinem Namen decken mußte. Steffen meint, die Härte gegen die Landstreicher möge eine unvermeidliche Notwehr der bürgerlichen Gesellschaft gewesen sein; das Schlimme sei nur gewesen, daß man zwischen den arbeitscheuen

und den arbeitsuchenden Wandrern keinen Unterschied gemacht habe. Die neue, von der bürgerlichen Gesellschaft hermetisch abgesperrte Kaste der verachteten Armen wurde in die zwei Klassen der labouring poor und der idle poor geteilt, und in dieser zweiten wurde nicht danach gefragt, ob der Mann oder Knabe aus bösem Willen oder gezwungen müßig ging. Unverschuldete Arbeitlosigkeit war aber aus den angegebnen Ursachen häufig, und eine unvernünftige Armen- und Heimatgesetzgebung steigerte sie. Der Arme durfte ohne schriftliche Erlaubnis sein Kirchspiel nicht verlassen, und verließ er es, so nahm ihn kein andres auf. Ein Mann, der nichts besaß als seinen gesunden, kräftigen Körper und den guten Willen, zu arbeiten, wurde überall zurückgewiesen, weil jede Gemeinde die Erhöhung der Armensteuer fürchtete, die ihr aus der Aufnahme eines Mittellosen erwachsen konnte. Mehr Geld als der Unterhalt der Armen, wenn sie wirklich alle arbeitunfähig gewesen wären, gefordert haben würde, kosteten die Prozesse,* mit denen die Gemeinden die Armen einander zuzuschieben suchten, und viele Advokaten wurden fett davon. Alle verständigen Männer klagten darüber, daß kein Ausgleich möglich sei zwischen den Gegenden, wo es an Arbeitern, und denen, wo es an Arbeit fehlte. Das Ergebnis dieser ganzen Gesetzgebung kann man nach Steffen dahin zusammenfassen, daß sie die Besitzenden befreite und sie in völliger, fesselloser Willkür schalten ließ, die Nichtbesitzenden aber, die Arbeiter, wie sie jetzt genannt wurden — ehedem war jedermann Grundbesitzer oder wenigstens Pächter und zugleich Arbeiter gewesen —, in dem Grade fesselte, daß sie zu hilfloser Ohnmacht verdammt waren. Versuche der Selbsthilfe kamen ja noch vor; sie fielen natürlich immer unverständig aus, so wenn die Strumpfwirker die Strumpfstühle zerschlugen, weil die Aufstellung einer großen Anzahl solcher bei einem Meister den Lehrlingen die Aussicht auf Selbständigkeit versperrte und sie in der Sklaverei festhielt. Das Parlament verhängte 1727 die Todesstrafe über solche verbrecherische Strumpfwirkergesellen und Lehrlinge.

Steffen hebt folgende drei Unterschiede hervor zwischen dem modernen und dem mittelalterlichen Lohnarbeiter. 1. Der Verkäufer und der Käufer von Arbeitsleistungen sind heute beide frei und gleich berechtigt sowie gleich verpflichtet vor und nach Abschluß des Arbeitvertrags. 2. Der Lohnarbeiter ist heute nicht mehr oder wenigstens nicht in bedeutendem Maße ein Verkäufer von Sachgütern oder ein Produzent von solchen für den eignen Bedarf. 3. Der Lohnarbeiter bleibt in der Regel lebenslänglich ein Verkäufer von Arbeitsleistungen. Das dritte wird zutreffen. Das zweite trifft in Deutschland glücklicherweise noch nicht allgemein zu, denn wir haben noch viele kleine Grundbesitzer und Landwirte, die nur zur Ergänzung ihres Einkommens zeitweise Lohnarbeit verrichten. Zum ersten aber ist zu bemerken, daß die einflußreichsten deutschen Unternehmer dem Lohnarbeiter die Freiheit und die Gleichberechtigung nur vor Eingehung des Arbeitsverhältnisses zugestehn, sie ihm dagegen nach Abschluß des Arbeitvertrags um keinen Preis einräumen wollen, und daß die englischen Unternehmer die Arbeiter aus der Stellung, die sie sich in den Gewerkvereinen erkämpft haben, wieder zurückzudrängen bemüht sind. Zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Zustande hat in England der eben beschriebne ge-

legen, wo die Lohnarbeiter sämtlich von dem natürlichsten Arbeitsinstrument, dem Boden losgerissen, des Schutzes der körperschaftlichen Organisationen und der patriarchalischen Verfassung beraubt und in Sklaverei und Mittellosigkeit hinabgestoßen wurden, die Zeit, in der das Scheusal Pauperismus dem Wesen und dem Namen nach geboren wurde. Im vorletzten Abschnitt dieser Periode, 1660 bis 1760, war den Paupers eine Erholung gegönnt. Von den in auswärtigen Unternehmungen erworbnen Reichtümern sickerte ein kleiner Teil bis in die untersten Klassen durch, und die durch das Aufblühen der Industrie vermehrte Nachfrage nach Arbeitern hob den Lohn. Die verhältnismäßig befriedigende Lage der labouring poor in dieser Zeit erzeugte den Optimismus wohlwollender Nationalökonomen, den wir bei Adam Smith wahrnehmen.

(Schluß folgt)



Das Dichtergemüt

Von Alfred Biese in Neuwied

Unsre Zeit wird viel gepriesen und viel verketzert. Es gibt kaum ein schmückendes oder schmähendes Beiwort, das ihr nicht beigelegt würde. Die einen, die, von der Lust zu leben getragen und von dem Stolz über die Errungenschaften der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften geschwellt, nur die funkelnde und schimmernde Oberfläche sehen, wissen nicht genug zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben im Vergleich zu vergangnen Jahrhunderten. Die andern glauben, alle Poesie sei aus dem armen, nüchternen, prosaischen Leben geflohen, es gäbe nur noch eine Macht, und die heiße das Geld, nur einen Zweck des Daseins, und der heiße Genuß; und sie können moderne Dichter und Philosophen als Zeugen anrufen, die das Mitleid als Schwäche brandmarken und das Gemüt als einen Artikel hinstellen, der aus der Mode gekommen sei und seinen Kurswert verloren habe. Aber wenn wir auch uns nicht zu denen rechnen wollen, die griesgrämig und nörgelsüchtig alles, was der Gegenwart den Stempel gibt, bekritteln und verdammen, noch auch zu denen, die alles Moderne schön und unvergleichlich finden, zu leugnen ist das eine nicht, daß vor all der Unruhe und Hast und dem Jagen nach zeitlichen Gütern die Ruhe vielfach abhanden gekommen ist, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung klarer und echter Empfindungen und reiner und hoher Gedanken, die auch für das Wollen und Handeln keimkräftig wirken. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gemütsleben unsers Volkes trotz des äußern Glanzes der Kultur in den letzten Jahrzehnten keine Vertiefung und Verinnerlichung erfahren hat.

Ist nun aber das Dichtergemüt wirklich etwas so Fernliegendes, Fremdes und Unbegreifliches für den gewöhnlichen Sterblichen? Wir alle haben doch Zeiten gehabt, wo sich etwas Dichterisches in uns regte; wir alle waren

Kinder, und sind diese nicht die unschuldvollsten und oft phantasiereichsten Dichter? Und wen hat nicht in der Zeit der grünen Liebe der holde Wahnsinn der Poesie ergriffen? Und wer möchte sich im Ernste das aberkennen, was wir Gemüt nennen? Wort und Begriff haben eine ungemein interessante Geschichte. Es ist ursprünglich weit umfassend wie Geist und Seele und Sinn und umschließt das Denken, das Fühlen und das Wollen. Noch Adelung (1796) bestimmt das Gemüt als die Seele in Ansehung der Begierden und des Willens, sowie die Seele in Ansehung des Verstandes und der Vernunft oft der Geist genannt wird; bei Campe (1808) wird es als das gesamte Begehrungsvermögen, sowohl das vernünftige wie das sinnliche, bezeichnet; und er hebt hervor, daß es seit einigen Jahren zum Modeworte für Seele geworden sei. Die Romantiker waren es besonders, die den weit umspannenden Begriff verengerten; so bezeichnet es zunächst das sanfte, liebende Begehren und schränkt sich schließlich immer mehr auf das Gefühls- und Empfindungsleben der Seele ein. Das Gemüt tritt in Gegensatz zum scharfen Denken und zur Tatkraft; es wird mehr leidend als tätig gedacht, es wird zur Welt des reichen und weichen Gefühls. Aber zugleich, wie es das gefühlvolle Herz bedeutet, wird es besonders dem Dichter beigelegt; Poesie und Gemüt erscheinen als gleichbedeutende Begriffe, und das Vermögen des Gemüts ist die Phantasie, das Genie, und somit die rechte Geburtsstätte für Kunst und für das Schöne, die empfangende und schaffende Einbildungskraft. Gemüt wird zum Spiegel der Welt, der nicht bloß aufnimmt, sondern auch zurückstrahlt.

Schon früh hebt ein gewisser Nationalstolz die Tiefe und die Innigkeit gerade des deutschen Gemüts hervor, und wenn es auch eitel Torheit ist, dieses freilich unübersetzbare Wort auch dem Begriffe nach andern Nationen abzusprechen, so können wir doch wohl sagen, daß die Innerlichkeit, die schon Tacitus bei den Germanen rühmt, ein Charakterzug des Volks seit uralter Zeit ist: die persönliche und herzliche Hinneigung von Person zu Person, auch zu den Waffen, zu Roß und Schiff und zu den Tieren, die mystische Hinneigung zur Natur, besonders zu Wald und Meer, der Hang zur Häuslichkeit, zum Familienleben, ja auch zu Gastlichkeit und Trinkgelagen. Bei Fischart ist das deutsche Gemüt gegründet in Redlichkeit, Festigkeit, Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue. Später tritt das reine Empfindungsleben mit Ernst und Wahrhaftigkeit in den Vordergrund, so bei Luther und bei Arndt; und Heine rühmt die tiefe Urkraft des Volksliedes, die in der edeln majestätischen Herrlichkeit des deutschen Volksgemüts wurzelte. Friedrich Schlegel orakelt etwas verschwommen, wie es die Art der Romantiker ist: „Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere Geselligkeit; Seele ist verborgne Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüt. . . . Dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf." Ein Wort eines griechischen Weisen lautet: Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt. Es ist dasselbe, was im Faust der Erdgeist sagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." So wird auch niemand einen Künstler begreifen, wenn nicht etwas vom Künstler in ihm selber steckt, niemand einen Dichter ganz verstehn, der sich nicht mit kongenialem Verständnis in ihn hineinzu-

denken, hineinzuempfinden und ihm nachzuschaffen vermag. Freilich wie tief bleibt dieses Nachschaffen, dieses Genießen und Verstehn hinter dem wirklichen Schaffen zurück! Und so hat man denn auch von alters her als göttlich die Wundergabe des Dichtergenius gepriesen: mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlief, den Urtönen der Menschenbrust den Klang zu verleihen, der ureigen aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele mitzittern und mitklingen läßt. Apollo und die Musen verleihen dieses köstliche Geschenk. Melpomene weiht mit mildem Blick ihre Lieblinge und gibt ihnen die Kraft, zu schauen, was andre Menschen nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was sich leidvoll in ihrem Busen regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von Einzelnem und Allgemeinem. Die Dichter geben uns deshalb auch den besten Einblick in das Wesen des dichterischen Gemüts. Schiller lebt und webt in dem stolzen Gedanken, daß nur der Dichter der wahre und eigentliche Mensch sei, nur von ihm sei für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten; der Philosoph sei nur eine Karikatur im Vergleich zu ihm. So ruft er den „Künstlern" zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch. Mit euch wird die gesunkene sich heben! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!" Für Schiller ist die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! ....
Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken.

Ich erinnere ferner an die „Macht des Gesanges," „Pegasus im Joche," „Die vier Weltalter," „Die Poesie des Lebens," „Das Mädchen aus der Fremde."

Das Werk der Weltliteratur, das uns am tiefsten in das Leben und Weben eines Dichterherzens hineinführt, ist Goethes „Tasso." Es ist eine Tragödie des Dichtergemüts, denn das Werk gibt uns nicht nur die Psychologie des gesunden Dichterherzens, sondern auch die Pathologie des kranken Poetengemüts. Goethe hat nichts gedichtet, was er nicht an sich erlebt hätte; es mußte ihm die Brust schwellen, mußte ihm auf den Nägeln brennen. So wurde er ein Dichter der Wirklichkeit, der Anschauung und des lebendigen Gefühls; darum läßt er schon im „Götz" den in dem Liebesrausch verzückten Franz sagen: „Nun weiß ich, was den Dichter macht: das von einer Empfindung volle Herz." Und so hat denn Goethe auch alles, was ihm an Beseligendem und Niederbeugendem das Herz durchzog, in dieser Dichtung niedergelegt; so auch den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit, den er so schmerzlich empfand, den Widerstreit zwischen seinem Dichterberuf und seinem staatsmännischen Amt. Schon den Knaben Goethe beschäftigte der Stoff des

„Tasso,“ sodaß er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater brachte. Und später: wie viele merkwürdige, ja wundersame Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tassos! Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach dem Richterbarett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide empfanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den bittern Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt, das ewig unruhig, bald freudvoll, bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundnen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern, erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben.“ So hat Goethe in der Tat sein Herzblut in den „Tasso“ hineinströmen lassen, und so ist dieses Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was ihn in Weimar am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt sich als leiser Mißklang der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Pflicht ruft die Gräfin zu ihrem Gatten und dem Sohne zurück. Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, vom frühen Leiden verklärten Zügen neben der voll entfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin. Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichterfreundin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato; doch auch die Gräfin ruht gern mit Ohr und innerm Sinne gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten, lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt.“ Ja sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Ich denke, es verlohnt sich der Mühe, bei diesen Sätzen etwas zu verweilen; sie werden uns den Schlüssel geben zu den geheimnisvollen Wundern des Dichtergemüts. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum.“ Wer in Gedanken, noch dazu wer in dichterische Träume versunken ist, dem entschwindet die Wirklichkeit, der vergißt Zeit und Ort darüber, und sein inneres Auge ist geöffnet für die Welt des schönen Scheins, die er mit Bildern und Gestalten

seiner Einbildungskraft anfüllt; er schwebt in den lichten Höhen des Reichs der Ideale; hat dem Dichter doch Zeus bei der Teilung der Erde verheißen:

Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Aber hier lauert auch die Gefahr zugleich, daß der Dichter den Boden der Wirklichkeit verliere, daß er phantastisch werde, überschwenglich, ekstatisch, wie Klopstock, wie Tasso selbst, der bald im Übermaß der Freude frohlockt, bald sich der Selbstzerstörung des verzweifelnden Gemüts mit Wonne der Wehmut hingibt und so das rechte Augenmaß für die Dinge und die Verhältnisse dieser Erde verliert. Aber etwas Träumerisches und zugleich etwas Hellseherisches hat man zu allen Zeiten in dem gottbegnadeten Dichter gesehen; vates ist Dichter und Seher zugleich. Dessen Auge reicht zurück zu den Quellen der Erscheinungen — er „belauscht der Dinge geheimste Saat" — und zugleich in die Zukunft: er sieht kommende Größe.

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur." Ein schweres, tiefes Wort! Wir gewöhnlichen Sterblichen hören wohl ein mißtönendes Durcheinander in Natur und Menschenleben von Haß und Streit und Neid, von Leidenschaften und Unvernunft; wir stehn ratlos der Grausamkeit der Elemente gegenüber, die das Gebilde der Menschen hassen und in sinnloser Wut zerstören. Wie ungereimt, wie disharmonisch erscheint uns oftmals das Weltgetriebe! Der Dichter aber vernimmt die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen und Alltäglichen und findet das ewig Verwandte und Einheitliche zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Wir lesen im „Faust":

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ewge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonsche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt? . . . .
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

In alle die Unruhe und Unrast des Lebens bringt der Dichter Ruhe und Behagen, er löst die Disharmonien in Harmonien auf, denn ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, des Ewigen. Einem Dichter, wie Goethe, der zugleich ein großer Naturforscher, der Entdecker der Metamorphose der Pflanzen war, dem sich der fruchtbare Gedanke der Entwicklung enthüllte, dem war die Natur ein Mysterium Gottes; das Kleine wie das Große in ihr war ihm ein Gottesgedanke, ein Wunder an Schönheit, an Weisheit und für seinen Künstlersinn ein Beweis von der Einheitlichkeit der Schöpfung:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

So wird der Dichter zum Dolmetsch ewiger, auf Ordnung und Schönheit hinzielender Schöpfungsideen.

„Was die Geschichte reicht, das Leben gibt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf.“ Was anders soll das heißen, als daß sich der Dichter mit der lebendigsten Hingebung und Sympathie in das Sein vergangner Zeiten und Geschlechter versenkt und nicht minder willig und offen ist allen Eindrücken der Gegenwart gegenüber? Nichts Menschliches ist seinem Busen, das ist seinem schaffenden Genius, seinem mitempfindenden Gemüte fremd.

In diesen beiden Zeilen ist also der Stoff und ist zugleich die Aufnahmeweise des Stoffes umschrieben. Jener ist die Geschichte und das Leben, diese ist die gleiche, alle Zeiten umspannende, willige Teilnahme. Es ist die Liebe zu Welt und Leben, zum Menschenwesen; den echten Dichter durchdringt: die schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt, die Liebe zum Großen und zum Kleinen, sowohl zu dem Erhabnen, Ernsten und Heiligen, was die Geschichte bietet, wie zu dem Anmutreichen, Heitern, Lieblichen, das in verborgnen Winkeln blüht. Die Liebe, die Weltbehagen, die Humor heißt. Dessen Hauptquellader ist ja gerade das Gemüt mit seiner Innigkeit und Tiefe, seiner Freudigkeit, die alles Ungemach überwindet, neben dem Schatten auch das Licht, neben den Dornen auch die Rosen, neben den Sümpfen auch die reinen Quellen sieht. Die Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zur Heimat und zu heimatlicher Art, zum Vaterlande, die Liebe zum Volke und allem Volkstümlichen in Aberglauben und Sitte; die versöhnende Weltliebe, die — wie bei Goethe — das Erforschbare erforscht und das Unerforschliche in Andacht ehrt, weil es das Unergründliche als die Wurzel des Ergründlichen betrachtet. Die innige und sinnige Naturliebe, die sich versenkt auch in das bescheidne Blümchen, alles belauscht, was sich regt und was da kreucht und fleugt, die sich begeistert an der Erhabenheit des Meeres und der Berge, der Heide und des Moores oder des Himmels mit seinen Milliarden von Sternen. So ist das Dichtergemüt empfänglich für alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben.

Und wie behandelt es der Dichter? Darauf antwortet unser Goethewort: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ Hier also sehen wir noch die ursprüngliche, weitere Bedeutung des Wortes; es ist so viel wie Geist, ja der ordnende Verstand, die besonnene Arbeit, die sich mit Begeisterung paaren muß, soll etwas vollendetes erstehn. Aus wieviel Einzelbeobachtungen setzt sich zum Beispiel irgendeine Gestalt eines Romans, eines Dramas zusammen, wie aufmerksam muß der Dichter beobachtet haben! Oder wenn er eine ferne Zeit wieder heraufführt und uns anschaulich machen will, muß er Entlegnes, Fremdes, Gegensätzliches zusammenschweißen. Das heißt in Wahrheit Gestalten, Formen! Keine bunte Mosaik dürfen die Einzelheiten ergeben, sondern sie müssen sich zum Ganzen voll Lebenswahrheit zusammenschließen. Welche

Welt des weit Zerstreuten umschließt zum Beispiel der „Faust“! Ich erinnere nur an die Helena, an den Kaiser und seine Pfalz, an den Renaissancemenschen Faust, an den Spötter Mephisto, an die holde Blüte deutschen Bürgertums, Gretchen. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Poeten,“ sagt Goethe. In diesem Sinne liegt also der Reichtum des Gefühls oder des Herzens in der Stärke der Kraft, Eindrücke tief in die Seele eingraben zu können, diese Einschnitte wie Furchen und Gleise zu erhalten, sodaß sie die Erinnerung leicht wiederfindet und sich in ihnen fortbewegt; das Fortspinnen angesponnener Fäden, das folgerichtige Fortentwickeln ganzer Begebenheiten und Charaktere, die Verknüpfung des Selbsterfahrnen und des an andern Aufgefaßten: alles das ist von höchster Wichtigkeit für das dichterische Schaffen. Die Energie der Erfahrungen vom Menschenherzen und von der Welt, die Kraft der Verallgemeinerung des Einzelnen, die Verschmelzung von Innen- und Außenwelt: das ist Sache des Dichtergemüts. Darum ist auch alle Dichtung symbolisch: überall finden wir in ihr ein Inneres, das sich in einem Äußern darstellt, oder ein äußerliches Bildliches, das durch eine Innerlichkeit beseelt ist. Wir nennen in der Poetik die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche oder des Sinnlichen auf das Geistige eine Metapher. Die Metapher ist nur der sprachliche Abdruck des innern Vorgangs, worin Welt und Seele im Dichter zusammenrinnen. So endet auch Goethe die Schilderung des Dichters im „Tasso“ mit den Worten: „Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.“ Der Dichter schließt die unbelebte Natur, wie Pygmalion die Marmorstatue, an sein Herz, und sie beginnt sich zu erwärmen und zu beseelen. Da wirft die Fürstin Sonne den Purpurmantel um die Schultern, da regt der Wind die Flügel, rast das Feuer, stürmt jauchzend der Bach ins Tal, klagt und ächzt der Sturm in den Zweigen, weint der Regen hernieder; da schlummern mit gesenkten Blütenglöckchen die Blumen, da träumt der Wald im Abendfrieden, oder es wiegen sich im Morgenwinde die jungen Zweige, und die Blumen schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der Mond labt sich im Meer, oder er schaut kläglich vom Wolkenhügel aus dem Duft hervor, oder sein freundlicher Zauberhauch umsäuselt die Beeren des Weinstocks. Ich erinnere an „Ganymed,“ „Mailied,“ „Herbstgefühl,“ „Willkommen und Abschied.“ Ich erinnere an Mörike und an Eichendorff. Alles das ist die Sprache des dichterischen Gefühls, das eine verwandte Seele der Erscheinungswelt leiht, sodaß diese lebt, atmet, träumt, voll Ahnungen und Stimmungen, voll Hoffnung und Furcht ist, wie der Mensch in seiner Freude oder Qual. Der Dichter ist ein König hier auf Erden, er gebietet den Elementen, und sie beginnen zu leben; er ruft zum Einklang Natur und Geist, er entkräftet das schlummernde Geheimnis, wie Eichendorff die Losung für den Dichter ausgibt:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

(Schluß folgt)





Ein deutscher Orientalist



Wäre es schon zu spät, Friedrich Spiegels zu gedenken, der Mitte Dezember 1905 in München, fünfundachtzig Jahre alt, gestorben ist? Ich glaube: nein. Denn der Tod eines hochverdienten Gelehrten, der seinem Volke zum Ruhm gereichte, ist bei uns nicht etwas so aktuelles wie eine Parteiversammlung von Radikalen, ein Zank zwischen hinausgeworfnen Redakteuren und einer Parteileitung, eine Vorführung auf dem Gebiete der Technik, eine Gründung von Säuglingsheimen, Gerichtsverhandlungen über Kindesunterschiebung, Alarmartikel über Massenmord durch schlecht abgekochte Milch und dergleichen mehr. Über einen Gelehrten braucht nicht brühwarm berichtet zu werden, kaum daß er kalt geworden ist, besonders wenn er der Politik fern stand. Auch gehören nicht alle Gelehrten zu den bevorzugten Menschen, deren Nekrolog weislich vorrätig gehalten wird. Nur bei einigen ists so, wie angeblich mitunter auch bei Fürsten, für die ein den Ereignissen um Jahre voraus eilendes Manifest in stilistischer Abrundung vorgesehen ist, das mit dem frischen Schmerz über das Abscheiden des Regierungsvorgängers die Mitteilung der Gefühle verbindet, die den Nachfolger für die Untertanen beseelen.

Friedrich Spiegel, der den größten Teil seines Lebens in Erlangen Professor war, verdient in mehr als einer Hinsicht, daß man seiner ehrerbietig und dankbar gedenkt. Nicht darum kann es sich handeln, seine Arbeiten aufzuzählen, auch von denen abgesehen, die in Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Ihre stattliche Reihe könnte freilich schon Bewunderung erregen. Aber wie wir die Leute nicht bloß nach der Zahl ihrer Kinder einschätzen, obgleich wir eine verzweifelte Neigung haben, auf allen Gebieten den Triumph der bloßen Masse gelten zu lassen, so einen Gelehrten nicht bloß nach der Zahl seiner Werke, oder gar danach, daß er die Eigenheit hat, sich immer oder mit Vorliebe gleich in zwei dicken Bänden zu geben, darin dem Berliner Eckensteher Nante Strumpf ähnlich, der erklärte: Wir Strümpfe kommen immer paarweise auf die Welt. Spiegels Bedeutung liegt, von seinem unverdrossenen, gründlichen Fleiß abgesehen, darin, daß er zu den Forschern gehörte, die ihr Gebiet ganz beherrschen, von der Oberfläche bis in die Tiefe, und daß er den Zusammenhang seines Gebiets mit mannigfaltigen Nachbargebieten nie unberücksichtigt ließ. Endlich sind die von ihm behandelten Fragen noch heute lebendig. Der Grund davon ist nicht darin zu suchen, daß es ihm an Wissen, Tiefe und Scharfsinn gefehlt hätte, sondern darin, daß diese Fragen allmählich mit neuen Mitteln angegriffen werden.

Etwa 1841, also mit einundzwanzig Jahren, trat er mit einer größern Arbeit auf den Plan, der eine lange Reihe folgen sollte, wie die Könige aus

Banquos Stamm. Die eranische Philologie ist es, die ihm ausgezeichnete Förderung verdankt. Obgleich er noch in später Zeit so sehr Grammatiker war, daß er gelegentlich mit Behagen von „kostbaren Formen“ spricht, die ein Lexikon uns erhalten hat, so blieb er keineswegs an der Laut- und Formenlehre seines Gebietes kleben, sondern ging zu den altpersischen Keilschriften und besonders in der gründlichsten Weise zum Awesta über, also der Hauptsammlung liturgischer und religiös-sittlicher Vorschriften und Anschauungen, die als „Gesetz“ das wirkliche Fühlen und Denken der merkwürdigen Menschen enthielten, mit denen auch wir noch durch einzelne wichtige Gedanken verbunden sind. In seiner allmählich auf drei Bände angewachsnen Eranischen Altertumskunde entwarf er ein umfassendes und in allen Einzelheiten genau ausgeführtes Bild des gesamten eranischen Lebens. Dazu gehörten die geographischen Verhältnisse, die Mythen und die Sagen, die religiös-sittlichen Meinungen, Geschichte, Politik, Staat, Familienleben, Wissenschaft und Kunst. Wichtig waren dabei die Beziehungen der Perser zu den Indern und den Semiten. Auf die erste dieser beiden Fragen kam er 1887 noch einmal zurück in dem Buche „Die arische Periode und ihre Zustände.“ Hier bekannte er, daß uns die Hypothese von der zentralasiatischen Heimat der Indokelten recht unwahrscheinlich geworden ist, wenn man auch nicht verkennen könne, daß es sich bei der Bestimmung dieser Urheimat immer um bloße Hypothesen handle, sodaß er nicht eine Auswahl traf unter den von andern Forschern in Vorschlag gebrachten Gegenden: Gebiet nördlich vom Schwarzen Meer, von der Donaumündung bis zum Kaspisee, Deutschland, Rokitnosümpfe, Skandinavien usw.

Wichtiger erscheint uns die allgemeine ethnologische Frage, wann und wo wirklich originale Gedanken über die Welt und die Ordnungen des Lebens entsprungen sind, ob die altpersischen religiösen und sittlichen Vorstellungen von Semiten entlehnt oder neu bei den Persern entstanden und von ihnen aus nach Westen gedrungen sind und bei uns, durch Vermittlung der Semiten, noch nachgewirkt haben. Unsre ethnologische Induktion führt uns auf vielen Gebieten menschlicher Erzeugnisse immer wieder zu der Frage: originale Schöpfung oder Entlehnung durch Verkehr? In neuerer Zeit hat man ja wiederholt auch nach semitischen Einflüssen auf das griechische Leben geforscht, wie zum Beispiel Heinrich Lewy in seinem Buche über die semitischen Fremdwörter im Griechischen, Robert Brown in seinem Buche Semitic influence in Hellenic Mythology. Die Abwägung, die Spiegel zwischen Semiten und Eraniern vornimmt, kommt etwa darauf hinaus, daß die eranische Mythologie nichts von einer Sintflut erzähle, wie die altbabylonische und die hebräische, daß aber jene Vorstellung über Eran nach Indien gekommen sei, ein Thema, das auch Ranke in seinem Aufsatz über die Flutsage beschäftigt hat. Im Jahre 1871 glaubte Spiegel, daß die eranische Kosmogonie semitischen Ursprungs sei; analog meinte er 1873, daß ihr Dualismus hervorgegangen sei aus Monotheismus, eine Auffassung, die dazu treibe, die eranische Religion enge mit der Kulturentwicklung Westasiens zu verbinden. Der Gedanke, daß die Welt ursprünglich gut geschaffen war, die Menschen aber nach und nach immer verderbter werden, kann als indokeltisch bezeichnet werden, sodaß er nicht aus dem Optimismus der ältern Teile des Alten Testaments entlehnt ist.

Einen Grund dafür, daß Ahura Mazda, der zuerst eine Geisterwelt der Erzengel und Engel geschaffen hatte, nach dreitausend Jahren die materielle Welt in sechs Perioden schuf, finden wir auch im Awesta nicht. Darüber zu schweigen ist keine besondre Originalität. Dagegen scheinen die Perser von selbst auf den Gedanken des Jüngsten Gerichts und der damit verbundnen Auferstehung des Körpers gekommen zu sein, ein Ereignis, das nach neuntausend Jahren zu erwarten sei, wenn der Sieg des Ahura Mazda über Ahriman entschieden ist. Spiegel allerdings glaubte, daß sich diese Anschauung an keine arische Vorstellung anknüpfen lasse, und forderte außerdem noch auf, an alttestamentliche Stellen zu denken, wie zum Beispiel Jes. 26, 19 und Ezech. 37. Es scheint dennoch, als seien die Perser hierin original gewesen. Sie meinten auch, daß die Seele, meist durch lange Gewohnheit, drei Tage nach dem Tode bei ihrem Leibe verweile, am vierten, wenn sie es verdient, in den Himmel aufsteige, um dort die letzten Dinge zu erwarten. Zoroaster, wie Buddha aus königlichem oder edelm Geschlecht, wird seiner Mutter vorher im Traum verkündigt; jedoch ist keine Spur vorhanden, daß man sich die Mutter des Propheten als Jungfrau gedacht habe. Mit zwanzig Jahren geht er in die Einsamkeit, mit dreißig tritt er öffentlich auf. Mehr als diese Einzelheiten interessiert uns außer dem Auferstehungsgedanken das Urteil, das wir 1872 in Karl Twestens Buch: „Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter" ausgesprochen finden: „Die indischen und baktrischen Religionsschriften sind ebenso rein und wertvoll wie die hebräischen — andrerseits ist unleugbar die iranische Glaubenslehre, die die ganze Welt in einem großartigen Heilsplan der Gottheit begreift, der mosaischen, die von der Schöpfung nur als Einleitung in die Geschichte dieses erwählten Volkes weiß, ebenso überlegen, wie es ihre Sittenlehre dadurch wird, daß sie das jenseitige Leben zu ihrem eigentlichen Angelpunkt macht, während die Aussichten und Hoffnungen der Hebräer ursprünglich ganz und gar auf diese Erde beschränkt waren."

Freuen wir uns, daß Spiegel seine rühmliche Arbeit einem Volke gewidmet hat, das dieser Arbeit wert war.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

Vierter Teil



Wie sie so nebeneinander auf und ab schritten, bildeten John und sein Freund Winthorpe einen auffallenden, wenn nicht interessanten Gegensatz zueinander. John war schlank und muskulös, an den Gelenken aber hübsch abgerundet und von biegsamer Gestalt, weshalb kein Mensch auf den Gedanken gekommen wäre, ihn als mager oder gar als „dürr" zu bezeichnen. Winthorpes hagere, eckige Figur war, genau gemessen, nur einen halben Zoll höher gewachsen, da er sich aber immer hielt, als ob er ein Ellenmaß verschluckt hätte, machte er einen bedeutend

größern Eindruck als John und schien nur aus Haut und Knochen zu bestehn. Johns Kopf mit seinem blonden Haar und rötlich schimmerndem Bart, mit seinen frischen gesunden Farben und den lachenden blauen Augen hätte einem Maler als Modell dienen können für einen Gott des Frohsinns. Winthorpes Kopf mit seinem kurzgeschornen braunen Haar, durch das die weiße Kopfhaut glänzte, mit dem glattrasierten Gesicht, das stahlfarben schimmerte, da wo das Rasiermesser darübergeführt worden war, mit seiner energischen Adlernase, mit seinen hervorstehenden Backenknochen und vorspringendem viereckigem Kinn, mit der breiten weißen Stirn über den tiefliegenden Augen und den buschigen schwarzen Brauen — nun, diesem Kopf gehörte nur noch ein hoher Hut aufgestülpt, und Winthorpe konnte sich beruhigt für einen seiner eignen puritanischen Ahnen ausgeben! Auch in den Kleidern kam die zwischen den beiden Männern bestehende Verschiedenheit zum Ausdruck. Johns blauer Flanellanzug mit dem roten Selbstbinder erschien wohl nachlässig, machte aber doch einen forschen Eindruck und verriet, daß der Träger in seiner Weise Sorgfalt auf sein Äußeres verwandte; Winthorpe war mit schwarzer Binde und schwarzen Kleidern angetan, so korrekt und so tadellos, als Savile Row sie nur hervorzubringen vermag; aber schon die Art, wie er sie trug, zeigte, daß er nicht einen einzigen Gedanken an seinen Anzug verschwendete.

Immerhin war Winthorpes Gesicht, wenn schon das eines Puritaners, doch das eines mit Sinn für Humor begabten Puritaners, denn die Linien um seinen Mund waren unverkennbar durch Lächeln vertieft; daneben aber war es auch das Gesicht eines empfindungsfähigen Puritaners, denn aus den hellen grauen Augen leuchtete — der Adlernase zum Trotz — ein gütiges, freundliches Licht. Schließlich war Gouverneur Bradford, wie seine Schriften beweisen, obgleich er es nach Kräften zu verbergen bemüht war, ein Puritaner mit Sinn für Humor, und John Alden und Priscilla waren ohne allen Zweifel empfindungsvoll und gütig, und Winthorpe zählte sowohl den Gouverneur Bradford als auch John Alden und Priscilla unter seine Vorfahren.

Auf dem großen offnen Platze vor dem Schlosse wandelten die beiden Freunde auf und ab und plauderten: beinahe zwei Jahre hatten sie einander nicht gesehen, und so fehlte es ihnen nicht an Stoff zur Unterhaltung.

* * *

Hinter der landesüblichen Netzgardine verborgen, die Hitze und Insekten abhalten soll, saß Maria Dolores, in ein blaßgrünes, duftiges Gewebe gehüllt, an einem offnen Fenster des Seitenflügels neben der Uhr und sah auf die beiden Männer hinab. Sie war mit einer Handarbeit beschäftigt und streifte sie anfangs nur ab und zu mit einem zufälligen Blick. Aber allmählich ließ sie die Arbeit in den Schoß fallen und wandte ihre Aufmerksamkeit bewußt und ausschließlich den beiden Fremden zu.

Wie seltsam dieser Mann aussieht, dachte sie, Winthorpe studierend. Wie asketisch — wie einer der ersten christlichen Märtyrer! Wie ein Priester sieht er aus — ich glaube fast, er wird Priester sein! Englische Geistliche tragen auf Reisen häufig Laientracht. Ja, gewiß ist er ein Priester, und obendrein ein gestrenger. Aber trotz seiner Strenge scheint er sich im Augenblick durch irgend etwas hochbeglückt zu fühlen. Das Feuer, das in seinen Augen glüht, ist das Feuer höchster Verzückung — das ist ein Feuer, wie ich es bisher nur in den Augen von Priestern und Nonnen habe aufflammen sehen.

Während dies „verzückte“ Feuer in seinen Augen leuchtete, hatte Winthorpe gesprochen.

Als er jetzt inne hielt, blieb John stehn und stellte sich ihm gegenüber. Johns Lippen bewegten sich, und man konnte deutlich erkennen, daß er ganz entzückt ausrief: Wirklich? Wirklich?

Winthorpe nickte froh, worauf John beide Hände ausstreckte, die seines Freundes ergriff und — den hellen Jubel in seinem gesunden, rosigen Gesicht — aus Leibeskräften schüttelte.

Der Priester ist im Amt vorgerückt — wahrscheinlich ist er Bischof geworden, vermutete Maria Dolores, und Signor Prospero beglückwünscht ihn dazu.

Die beiden Männer nahmen ihren Spaziergang wieder auf, aber wenigstens noch eine Minute lang lag Johns Hand auf Winthorpes Schulter, tätschelte sie wieder und wieder, wozu er murmelte: Ich freue mich wirklich, ich freue mich so ungeheuer!

Maria Dolores wußte ganz gewiß, daß dies die Worte waren, die er flüsterte, denn wenn auch kein Ton ihr Ohr erreichte, so sprach doch Johns freudestrahlendes Gesicht lauter, als es seine Stimme hätte tun können.

Endlich ließ John seine Hand wieder sinken, zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe und stellte eine Frage: Aber wie ist es gekommen? Erzähl mir alles, schien er zu sagen.

Winthorpe begann zu antworten, und noch immer leuchtete die Glut der Schwärmerei in seinen Augen. Es schien eine lange Geschichte zu sein, denn sie legten ihren Weg hin und her wohl ein halbes Dutzend mal und noch öfter zurück. Aber der Inhalt der Erzählung schien John immer weniger zu gefallen, denn sein Gesicht, das zu Beginn die freudigste Teilnahme verraten hatte, wurde nach und nach immer nüchterner, verdüsterte sich allmählich und drückte schließlich unzweifelhaftes Mißfallen, ja sogar die ausgesprochenste Mißbilligung aus, bis er schließlich seinen Freund mit einer ungeduldigen Bewegung unterbrach und dann lebhaft, leidenschaftlich und heftig auf ihn einzureden und zu protestieren begann.

Aha, dachte Maria Dolores, der Priester soll wohl zum Bischof ernannt werden — aber zum Bischof einer Mission —, nicht umsonst sieht er aus wie einer der ersten Märtyrer. Vermutlich will er in einem überseeischen wilden Lande seinen Wirkungskreis suchen, in irgendeiner Weltgegend, wo er der Gefahr ausgesetzt ist, von den Eingebornen ermordet oder vom Fieber weggerafft zu werden. Er scheint ein Mann zu sein, der seinen Idealen folgt, auch wenn sie zurzeit unerreichbar sind, dies behagt jedoch seinem nicht asketischen Freunde Prospero (man könnte sagen: der Juni im Kampf mit dem Dezember) offenbar gar nicht.

John mochte Gründe ins Feld führen und Einwendungen erheben, welche und so viele er wollte — ruhig lächelnd legte Winthorpe seine Zwecke und seine Beweggründe aufs neue dar. John bat und flehte und beschwor ihn bei Himmel und Erde — wenigstens glaubte die Beobachterin am Fenster oben das aus seinen Gebärden schließen zu müssen —; Winthorpe schob gelassen und lächelnd seinen Arm in den des Freundes und suchte ihn zu beruhigen, zu überzeugen. John riß seinen Arm los und benutzte ihn dazu, durch heftige Gestikulationen seinen Worten mehr Kraft und Nachdruck zu geben, er erneute seine Beweise und Argumente und führte aus, wie unnötig, unmenschlich und unmöglich die Sache sei. Es ist ganz ungeheuerlich, über alle Maßen sinnlos und ein Verbrechen gegen die Natur! Wo liegt denn da irgendwie Vernunft oder Verstand? In heller Willkür willst du Elend und Unglück suchen und verursachen! Ich kann es einfach nicht fassen! Es war, als ob Maria Dolores die Worte hörte! Aber auf den ruhig und gelassen weiter lächelnden Winthorpe machte dies alles keinen Eindruck. John schüttelte den Kopf, brummte vor sich hin, zuckte die Achseln, fuchtelte mit den Armen und brummte wieder: Welche brutale Halsstarrigkeit! Hat man jemals so etwas von eigensinniger Verblendung gesehen! Ich gebe dich auf — du bist ein verlorner, dreifältiger Narr! Und so gingen die beiden — John scheltend und zürnend, Winthorpe heiter lächelnd, beide das so oft gesagte immer wiederholend — um die Ecke der Schloßgebäude und entschwanden aus dem Gesichtskreise von Maria Dolores.

* * *

An demselben Nachmittag saß Maria Dolores in der Nähe von Frau Brandts Wohnung auf dem Moos unter einem Eukalyptusbaum, als Annunziata sie besuchte.

Annunziatas schmales bleiches Gesicht schien noch bleicher, ihre großen ernsten Augen noch ernster zu sein, als sie es ohnehin schon waren. Langsam, tief bekümmert nickte sie mit dem Kopfe, und ihr Blick war voll schwerer Gedanken.

Maria Dolores lächelte. Was ist denn los? fragte sie heiter.

Ach, seufzte Annunziata tief, indem sie den Kopf bekümmert senkte, ich wollte, ich wüßte es!

Maria Dolores lachte. Setz dich, schlug sie der Kleinen vor und rückte zur Seite, um neben sich auf dem Moose Platz zu machen, und versuche deine Gedanken zu sammeln.

Annunziata ließ sich nieder und kauerte sich zusammen wie ein schnurrendes Kätzchen. Irgend etwas muß Prospero widerfahren sein, erklärte sie aus der Tiefe ihres Herzens.

Oh? Was denn? fragte Maria Dolores, die herzloserweise ganz vergnügt war, ja sogar belustigt zu sein schien.

Ach, seufzte Annunziata, das ists gerade, was ich gern wissen möchte. Ein Freund von ihm hat den ganzen Tag bei ihm zugebracht.

So? erwiderte Maria Dolores, ich glaube, ich habe ihn heute Vormittag mit seinem Freunde spazieren gehn sehen?

Già, bestätigte Annunziata, sie sind den ganzen Tag draußen herumgelaufen. Seinen Freund Prospero nennt er ihn, aber sehr glücklich sieht der nicht aus! Er sieht aus wie ein Griffel: so lang und dünn, so schwarz und kalt und hart — gerade wie ein Schieferstift. Er wollte nicht über Nacht bleiben, obgleich wir ein Bett für ihn hergerichtet hatten. Er reist nach Rom, und jetzt fährt ihn Prospero auf die Station nach Cortello. Ich hasse ihn, schloß Annunziata kurz und bündig ihren Bericht.

O du meine Güte! rief Maria Dolores erstaunt, warum haßt du ihn denn?

Weil er etwas sehr häßliches zu Prospero gesagt oder ihm angetan haben muß, erwiderte Annunziata. O, Sie sollten Prospero nur sehen — er ist so traurig und so zornig. Mit finsterm Gesicht läuft er herum und schüttelt den Kopf und brummt auf Englisch Dinge vor sich hin, die ich nicht verstehe, aber ich weiß gewiß, daß es traurige und ärgerliche Dinge sind. Und nicht soviel hat er zu Mittag gegessen (Annunziata zeigte das soviel an einem ihrer Fingernägel), er, der sonst immer so viel ißt — eh, ma molto, molto —, und dabei breitete sie ihre Hände aus und maß so etliche zwanzig Zoll Luft ab.

Darüber mußte Maria Dolores ein wenig lachen, aber gleich darauf sagte sie tröstend: Nun, er reist ja jetzt wieder ab, und da wollen wir hoffen, daß dein Freund Prospero seinen gewohnten guten Appetit schnell wiederbekommt.

Ja, seufzte Annunziata, das wollen wir hoffen! Aber ach, dieser alte Schieferstiftmensch, wie ich ihn hasse! Ich wollte, ich könnte ihn — uh uh uh! Und leidenschaftlich, drohend, mit zornsprühenden Augen schüttelte sie ihre kleine Faust. Doch schon im nächsten Augenblick veränderten sich ihre Züge, alle Wut wich aus ihrem Gesicht, und an deren Stelle trat ein Ausdruck von Schmerz und Schrecken. Ach, rief sie mit leid- und angsterfüllter Stimme, nun habe ich gegen Gott gesündigt! Ach, es tut mir so leid, es tut mir so leid! Meine Schuld, meine Schuld, meine Schuld! flüsterte sie mit gesenktem Haupt und schlug sich dreimal auf die Brust. Ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe! Jedes Wort nehme ich zurück! Ich hasse ihn nicht. Ich würde ihm nichts zuleide tun, nicht mit einer Stecknadel würde ich ihn picken, wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte! Nein — ich würde ihm helfen, wo und wie ich könnte! Ich würde ihm alles geben, was ich habe und er brauchen könnte! Ich würde ihm meinen Rosenkranz aus Korallen schenken! Ich würde ihm — hier stockte sie und schien mit sich selbst einen harten Kampf zu bestehn, aber zuletzt biß sie in herbem Entsagen die Zähne übereinander, atmete tief auf und erklärte mit verzweifelter Entschlossenheit: Ja, ich würde ihm sogar mein zahmes Reh geben! Aber sehen Sie, klagte das Kind, dessen kleine weiße Stirn sich in ein ganzes Netz von Runzelchen und Fältchen verwandelte, sehen Sie, es nützt alles nichts! Der liebe Gott ist noch immer böse! O, was soll ich anfangen? Was soll ich nur anfangen? Und zu der größten Überraschung und

Verzweiflung von Maria Dolores brach Annunziata in einen Strom von Tränen aus und schluchzte, schluchzte darauf los, so herzbrechend, wie eben nur Kinder zu schluchzen vermögen.

Mein liebes, liebes Kind, rief Maria Dolores, sie an sich ziehend, du mußt nicht so weinen, mein Liebling! Liebe kleine Annunziata, was hast du denn? Warum weinst du denn so? Komm, liebes Herz, gib mir Antwort! Sag mir doch, was dir ist!

Aber Annunziata drückte nur stöhnend ihr Gesichtchen in den Ärmel des Kleides von Maria Dolores, während ihr schmächtiger kleiner Körper in langen, krampfhaften Zuckungen erbebte. Maria Dolores schlang beide Arme um sie, zog sie dicht an sich heran und drückte ihre Wange auf das Haar des erregten Kindes.

Meine liebe kleine Annunziata, weine nicht! Du hast doch keinen Grund, so zu jammern! Der liebe Gott ist nicht böse auf dich! Warum glaubst du denn, daß Gott dir zürnt? Gott hat dich lieb, mein Liebling! Jedermann hat dich lieb! Komm, komm, Liebling, hör auf zu weinen! Komm, Süße, Liebe, hör auf!

In Annunziatas Stimmungen vollzogen sich die Übergänge mit erstaunlicher Plötzlichkeit. Auf einmal verstummte ihr Schluchzen; fröhlich, mit strahlendem Lächeln auf dem noch von Tränen gebadeten Gesichtchen sah sie auf. Gott sei Lob und Dank, rief sie fromm, Gott ist mir nicht mehr böse, er zürnt mir nicht mehr!

Natürlich ist er das nicht, versicherte Maria Dolores, sie noch fester an sich drückend und ihre Locken leise mit den Lippen berührend, er war es überhaupt gar nicht! Warum hast du denn gedacht, daß Gott böse auf dich sei?

Annunziatas große Augen erweiterten sich, und mit gedämpfter Stimme fragte sie verwundert: Ja, haben Sies denn nicht bemerkt?

Nein, entgegnete Maria Dolores ihrerseits erstaunt. Was hätte ich denn überhaupt bemerken können?

Er hat doch eine Wolke vor die Sonne ziehn lassen, flüsterte Annunziata. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß gerade, als ich sagte, ich möchte ihn — ich meine, als ich gerade von Prosperos Freund sprach, eine Wolke vor die Sonne trat? Das ist das Zeichen, daß Gott zürnt. Die Sonne ist ja doch das Himmelsfenster, durch das der liebe Gott auf die Erde herabblickt, und durch das das himmlische Licht auf die Erde herniederleuchtet. Und wenn das Fenster offen ist, fühlen wir uns so glücklich und dankbar, daß wir nur singen und lachen möchten. Aber wenn wir etwas getan haben, worüber der liebe Gott böse wird, so sendet er seine Engel und heißt sie Wolken vor das Fenster ziehn, sodaß sein Auge nicht mehr auf uns ruht, und das Licht des Himmels uns nicht mehr scheint, und dann fühlen wir uns einsam und frösteln in der kalten Welt, und dann möchte man am liebsten mit allem und jedem streiten und rechten, sogar mit den Schweinen — man ärgert sich über die Fliege an der Wand. Gott will uns damit zeigen, wie traurig es für uns wäre, wenn wir für immer seinem Vaterauge entrückt würden; aber jetzt haben sie die Wolke wieder weggehoben, und also ist Gott nicht mehr böse. Ich habe Reue und Leid in mir erweckt, und jetzt hat er mir vergeben.

Maria Dolores lächelte, aber hinter ihrem Lächeln bargen sich tiefer Ernst und Sorge. Mein liebes Kind, sagte sie freundlich, aber doch bekümmert aussehend, du solltest versuchen, deine allzu lebhafte Einbildungskraft etwas zu bändigen. Ich fürchte, dein Leben wird sich ziemlich bewegt gestalten, wenn du jedesmal, so oft eine Wolke vor die Sonne gleitet, die Verantwortung dafür auf dich nehmen willst und dir einbildest, gegen Gott gesündigt zu haben.

O nein, nicht jedesmal, rief Annunziata und war offenbar im Begriff, einen hübschen Unterschied herauszukonstruieren, als ihre Gedanken unversehens in eine andre Bahn gelenkt wurden. Pst! dort kommt Prospero, rief sie aufspringend. Ich sehe seinen weißen Hut über den Rhododendronsträuchern da unten. Er hat seinen Freund nach Cortello gebracht und ist wieder nach Hause gekommen. Ich muß machen, daß ich fortkomme, sonst sieht er, daß ich geweint habe. Bitte, sagen Sies

ihm nicht, bat sie, den Finger auf die Lippen drückend. Und damit rannte sie auf und davon, der Pfarrwohnung zu, gerade als John hinter der langen Hecke von Rhododendron hervorkam.

Den Panamahut räubermäßig übers Ohr heruntergezogen, die Hände in den Rocktaschen, kam John in nachlässiger Haltung hinter dem Rhododendrongebüsch hervor. Den Kopf hielt er gesenkt, seine Stirn war gefurcht, seine Augen blickten finster — jede Linie, jede Fiber seines Körpers verriet, daß er die Beute einer höchst verdrießlichen Stimmung geworden war. Aber als er Maria Dolores sah, richtete er sich hastig auf, zog die Hände aus den Taschen, nahm den Hut ab, versetzte ihm einen Puff, durch den die Krempe eine etwas weniger verwegne Form bekam, und lächelte. Als er im nächsten Augenblick der entweichenden Gestalt Annunziatas gewahr wurde, verwandelte sich aber dieses Lächeln in einen höchst verwunderten Blick.

Was ist denn mit Annunziata los? Warum macht sie sich so eilig aus dem Staube? fragte er.

Mit unterdrücktem Lachen erwiderte Maria Dolores: Sie läuft vor Ihnen davon!

Vor mir? fragte John verwundert. Je suis dans un foudre de guerre? Warum in aller Welt mag sie denn vor mir davonlaufen?

Maria Dolores lächelte geheimnisvoll. Annunziata hat mich gebeten, es Ihnen nicht zu verraten — Sie sehen, ich befinde mich in der schwierigen Lage einer Vertrauten!

Und werden es mir hoffentlich gerade deshalb ohne Widerstreben mitteilen, meinte John ziemlich grundsatzlos. Eine Vertraute verrät das Geheimnis immer an irgend jemand — das verleiht ja der Sache gerade den Hauptreiz.

Das Lächeln von Maria Dolores vertiefte sich.

Wie bezaubernd sie wirkt mit ihren Farben, in diesem blaßgrünen Kleid, auf dieser Bank von dunkelgrünem Moos! dachte John, ganz gefangen genommen.

Nun, sagte Maria Dolores, sie lief davon, weil Sie nicht sehen sollten, daß sie geweint hat.

John zog die Augenbrauen in die Höhe, und die blauen Augen darunter sahen sie erschrocken an. Geweint? wiederholte er. Das arme kleine dumme Ding! Worüber hat sie denn zu weinen?

Das ist eine lange Geschichte und steht in direkter Beziehung zu einem ihrer theologischen Lehrsätze, erklärte Maria Dolores, aber um mich kurz zu fassen: sie hat über Ihren Freund geweint.

Johns Augenbrauen sanken auf ihre gewohnte Linie zurück, zogen sich aber finster zusammen. Sie hat über meinen Freund geweint? Über welchen Freund? fragte er verwundert.

Über Ihren Freund, den Priester — über den Mann, der den heutigen Tag hier bei Ihnen zugebracht hat.

John fuhr zusammen, warf den Kopf in den Nacken und betrachtete sie höchst erstaunt. Das ist unerhört! rief er.

Was? fragte sie, zu ihm aufsehend.

Daß Sie ihn, meinen Freund, den „Priester“ nennen.

Warum? Wieso? Ist er denn kein Priester? Jedenfalls sieht er ganz aus wie ein solcher, behauptete Maria Dolores.

Nein, er ist ein amerikanischer Millionär, sagte John kurz und bündig.

Lachend fuhr Maria Dolores in die Höhe: Ach du meine Güte! Da habe ich weit vom Ziel geschossen! Aber ein amerikanischer Millionär sollte denn doch keine so trügerische Außenseite zur Schau tragen. Mit diesem hagern, glattrasierten Gesicht, mit diesem Märtyrerausdruck in den Augen und mit den dunkeln Kleidern, die er trägt, wird er sicherlich überall für einen Priester gehalten werden.

Ja, bemerkte John ingrimmig, darin liegt gerade das Merkwürdige: er stammt von einer langen Reihe bigotter Protestanten ab, er ist sicherlich die Reinkarnation

eines seiner gestrengen puritanischen Vorfahren, und dennoch finden Sie, daß er aussieht wie das, was diesen der bestverabscheute Greuel war — wie ein römisch-katholischer Priester! Nun, das muß ich gestehn — Sie haben einen prophetischen Blick!

Fragend schaute ihn Maria Dolores an: Einen prophetischen Blick? wiederholte sie.

Ich meine damit nur, sagte John nachdenklich, daß der Mann auf dem Wege nach Rom ist, um dort Theologie zu studieren und sich für den Beruf des Priesters vorzubereiten. Dabei griff er in ernstem Nachdenken an sein Kinn.

Oh! rief Maria Dolores lachend und sich an den Stamm des Eukalyptus zurücklehnend.

John aber schüttelte mißbilligend den Kopf und sah düster vor sich hin. Lachen Sie, wenn Sie wollen, sagte er, mir scheint nichts Lächerliches dabei zu sein, und ich glaube, Annunziata hat das bessere Teil gewählt, als sie darüber weinte.

Ich bitte um Vergebung, entgegnete Maria Dolores, vielleicht etwas förmlich, ich habe nur über den komischen Zufall gelacht, daß ich den Herrn für einen Priester gehalten habe, obgleich er dies nicht ist, sondern erst werden will. Übrigens, fügte sie, ihre Zurückhaltung wieder aufgebend, belustigt hinzu, hat Annunziata auch nicht über diese Tatsache geweint.

Das glaube ich gern, erwiderte John, denn sie hat ja gar keine Ahnung davon gehabt, aber sie hätte es mit Fug und Recht tun können — die Sache würde genügen, einem Steinbild Tränen zu erpressen. Zornig zuckte er die Achseln.

Was? rief Maria Dolores mit vorwurfsvollem Staunen. Daß ein Mann ein heiliger Priester wird?

O nein, entgegnete John, diese Tatsache an sich — losgelöst von allen Nebenumständen — könnte einen ja nur freuen. Aber für die Tatsache, daß gerade dieser Mann, unter seinen besondern Verhältnissen, Priester werden will — nun, dafür finde ich keine Worte, die meine Empfindung ausdrücken könnten. Mit verzweifelter Miene streckte er die Arme von sich. Ich bin ganz krank vor Mitleid und Wut: ich könnte mit den Zähnen knirschen und meine Kleider zerreißen.

Guter Gott! rief Maria Dolores aufgeregt, was für besondre Verhältnisse sind das denn?

Oh, es ist eine greuliche Geschichte, erwiderte John, es ist eine Geschichte, die von der leichtfertigen, grausamen, unnötigen Zerstörung und Aufopferung zweier Menschenleben handelt. Sein eisigkaltes, schwarzes, puritanisches Blut trägt die Schuld daran. Winthorpe — das ist sein Name — ist seit Jahren Freidenker gewesen; Sie kennen ja wohl die Sorte: viel zu gescheit und aufgeklärt, als daß er an solches altes Weibergeschwätz glauben könnte, wie es das Christentum ist. Er und ich pflegten einander mit allen möglichen Beweisen, mit Gründen und Gegengründen zu bestürmen — natürlich ohne daß einer den andern überzeugt oder seine Ansicht erschüttert hätte. Darwin und Spencer nebst einem Spritzer von seinem Landsmann, dem Emerson — das war Religion genug für ihn. Heute früh nun kommt er hier an und sagt: Gratuliere mir! Vor vier Wochen bin ich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen worden.

Begeistert, mit strahlenden Augen blickte Maria Dolores zu ihm auf. Wie herrlich! sagte sie.

Ja, stimmte John ihr bei, das habe ich auch gedacht. Gratuliere mir! sagte er. Und ob ich das getan habe! Ich denke wohl — von ganzem Herzen und von ganzer Seele! Aber dann fragte ich natürlich, wie das alles gekommen und wodurch es veranlaßt worden sei.

Nun — und? drängte Maria Dolores, als er innehielt.

Nun — und dann erzählte er mir, fuhr John mit sich verhärtendem Gesicht fort, in seiner ruhigen Weise, mit seiner gelassenen, wie kaltes Wasser plätschernden Stimme die allerunmenschlichste Geschichte, mit der je meine Geduld auf die Folter gespannt worden ist.

Was ist das für eine Geschichte?

Sie werden eine solche Unmenschlichkeit gar nicht begreifen können, erwiderte John. Es scheint, daß er sich in Boston, wo er wohnt, in ein junges Mädchen verliebt hat. Was aber mehr und schlimmer ist — das Mädchen liebte auch ihn, und so verlobten sie sich. Sie war jedoch Katholikin, und sein Unglaube verursachte ihr schweren Kummer; deshalb rechtete sie mit ihm und brachte ihn endlich so weit, daß er ihr — um sie zu beruhigen — versprach, alles wohl in Überlegung zu ziehn, die und jene Bücher zu lesen und sich von einem Geistlichen in den Grundlehren des Katholizismus unterweisen zu lassen — was er auch tat. Er tat es — und zu seiner unsäglichen Überraschung mit dem Erfolg, daß er eines schönen Morgens aufwachte und entdeckte, daß er glaubte.

Wirklich? rief Maria Dolores eifrig. Wirklich —? Und dann? Und das Mädchen?

Ach, stöhnte John, das Mädchen! Das ist ja gerade der Jammer! Hier kommt sein schwarzes altes Puritanerblut ins Spiel! Blut? Was sage ich — Blut! Er hat ja gar kein Blut! Das ist ja nur eine flüssige Ar von Stein, in Essig aufgelöster Kieselstein. Das Mädchen! Bedenken Sie wohl — es liebte ihn, sie waren verlobt und wollten sich heiraten. Und nun kommt er zu ihr und erklärt: Ich bin bekehrt! Ich glaube an die christliche Religion, deine Religion, aber ich kann nicht eine Sache wie diese glauben und weiter leben, wie ich gelebt habe, als ich nicht glaubte, kann nicht weiter leben, als ob der Glaube nicht wahr oder nicht von Belang sei. Er ist aber nicht nur von Belang — er ist von alleräußerster Wichtigkeit — er ist überhaupt das einzig Wichtige in der Welt! Ich kann nicht glauben und mich verheiraten — verheiraten und in gelassener Gleichgiltigkeit dahinleben. Nein, ich muß den Gedanken an meine Verheiratung, überhaupt jeden Gedanken an persönliches Glück weit von mir werfen! Ich muß hingehn und verkaufen, was mein ist, und es den Armen geben, ich muß mein Kreuz auf mich nehmen und Ihm nachfolgen. Ich gehe nach Rom und bereite mich darauf vor, Priester zu werden. — Stellen Sie sich vor, stöhnte John mit ausgestreckten Händen, stellen Sie sich vor, daß Sie so zu dem Weibe sprächen, das Sie lieben, von dem Sie wieder geliebt werden!

Und wütend bohrte er seinen Absatz in den Sand.

Maria Dolores schaute ernsthaft drein. Schließlich mußte er doch seinem Gewissen folgen, sagte sie, schließlich handelte er logisch und gewissenhaft!

O über seine Logik, seine Gewissenhaftigkeit! rief John mit einer mißbilligenden Bewegung. Im Grunde genommen, ist es nichts besseres als ein ganz gewöhnliches Sichgehnlassen, wie ich mir auch erlaubt habe ihm ins Gesicht zu sagen. Es ist der Feuereifer des Neubekehrten, der auf die kieselsaure Lösung reagiert, die an Stelle des Blutes durch seine Adern rinnt und herbe puritanische Impulse verursacht, denen er — wie jeder andre Lüstling auch — sofort gehorcht. Es ist nichts andres als ungezügelte Leidenschaft! Gewissenhaftigkeit — warum nicht gar! Wo war denn sein Gewissen, als er zu ihr kam? Bedenken Sie doch das arme Mädchen — das arme bleiche Mädchen — das ihn liebte. O Mutter der Barmherzigkeit!

Ungeduldig tat er drei Schritte nach rechts und drei Schritte nach links, indem er mit dem Rücken der rechten Hand in die flache Linke schlug.

Und was tat sie? Wie nahm sie es auf? fragte Maria Dolores.

Die Augen hätte sie ihm auskratzen sollen — das hätte sie tun sollen! knirschte John zwischen den Zähnen. Statt dessen hat sie aber, wie er mir mit seraphischer Seelenruhe berichtete, nicht nur alles gebilligt, was er sagte, sondern sich sofort entschlossen, es ihm gleich zu tun. Während er auf dem Wege nach Rom ist, um sich dort eine Tonsur scheren und sich in die Kutte stecken zu lassen, scheuert sie in einem Ursulinerinnenkloster als Novize die Dielen. Und damit sind zwei Menschenleben zerstört.

Zornig zuckte er die Achseln.

O nein nein, widersprach Maria Dolores, ernst den Kopf schüttelnd, sagen Sie das nicht! Diese Menschenleben sind nicht zerstört — im Gegenteil. In gewissem Sinne mag es ja traurig sein, wenn Sie so wollen, aber es ist auch schön, es ist heroisch! Ihre Liebe muß eine schöne, große Liebe gewesen sein, wenn sie die beiden zu so erhabner Selbstaufopferung geleitet hat — zwei Gott geweihte Menschenleben!

Wie können denn Menschen ihr Leben Gott opfern, ohne aufzuhören zu leben? rief John. Wenn die Ehe wirklich ein Sakrament ist, können sie doch ihr Leben Gott nicht besser weihen, als indem sie glücklich und gesund nach Gottes Vorschrift in christlichem Ehebunde leben? Aber diese Menschen entziehn sich dem Leben, verzichten auf das Leben, sie entwischen ihm, sie drücken sich um das Leben, das ihnen Gott bereitet, und um die Lebensaufgabe, die er ihnen gestellt hat. Das ist so schlimm wie Selbstmord! Außerdem entspringt dies alles einer ganz verkehrten Religionsauffassung, die Religion soll uns helfen zu leben, soll uns zeigen, wie wir leben müssen, soll uns in den Stand setzen, die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen und zu überwinden und die Verpflichtungen zu erfüllen, die es uns auferlegt. Aber diese Menschen schöpfen aus ihrer Religion die Berechtigung, den Pflichten des Lebens den Rücken zu kehren und sie einfach abzuschütteln statt sie zu erfüllen. Und was erst die Liebe anlangt! Guter Gott! Gewiß, sie liebte, das arme Mädchen! Aber Winthorpe! Nein, nimmermehr! Wenn ein Mann wirklich liebt, so schickt er seine Geliebte nicht ins Kloster und wandert nach Rom, um sich in die Kutte stecken zu lassen. Bekräftigend und sein Urteil abschließend, nickte er energisch mit dem Kopfe.

Das ist, meiner Ansicht nach, eine Frage des Temperaments, und es läßt sich nicht mit unbedingter Sicherheit behaupten, daß er weniger liebt, weil er seiner Liebe entsagt. Was Sie unmenschlich nennen, erscheint mir wundervoll, erhaben. Ich habe Ihren Freund heute Morgen gesehen, als Sie mit ihm im Garten spazieren gingen, und da habe ich zu mir selbst gesagt: Der Mann sieht aus, als ob er alles daran setzen würde, seinem Ideal nachzuleben — seine Berufung spricht aus seinen Zügen! Ich meine, Sie sollten sich mit seiner Auffassung versöhnen.

Nun, sagte John in dem Ton eines Mannes, der bereitwillig den Gegenstand der Unterhaltung wechselt, ein Gutes habe ich ihm immerhin zu verdanken. Der Bericht über seinen Herzenszustand hat mich veranlaßt, auch den meinen zu erforschen, und bei dieser Gelegenheit habe ich entdeckt, daß ich selbst liebe — und es ist immerhin gut, das zu wissen.

Oh, sagte Maria Dolores in etwas zurückhaltendem Ton.

Ja, bestätigte John, nicht im mindesten eingeschüchtert, obgleich sich mein Fall von dem seinen dadurch unterscheidet, daß meine Liebe nicht erwidert und auch noch nicht erklärt worden ist.

Ah, sagte Maria Dolores, diesesmal wohl mit deutlicher Zurückhaltung, aber doch nicht ohne innere Teilnahme.

Ja, erklärte John, dem dieses Spielen mit dem Feuer ein gewisses wohliges Gruseln, eine Mischung von Angst und Freude bereitete. Das Mädchen, das ich liebe, ahnt nicht, daß ich es liebe, und würde auch im Traum nicht daran denken, mich wieder zu lieben — für welchen gesegneten Umstand ich dem Himmel nicht Dank genug zollen kann.

Diese Ansicht klang so unwahrscheinlich, daß Maria Dolores nicht umhin konnte, ihn mit zweifelnden Blicken zu betrachten. Ihre Augen trafen die seinen, und gierig sog er ihren Glanz in sich auf, während sein Herz laut zu pochen begann.

Oh? fragte sie.

Ja, erwiderte er und dachte, wie warm und duftend ihre reizenden kleinen Hände sein müßten, die müßig gefaltet in ihrem Schoß ruhten. Er dachte auch, wie köstlich, wie gefährlich und aufregend es sei, in dieser Weise mit dem Feuer zu spielen, und wie furchtbar selbstsüchtig er ihr vorkommen müsse, und daß nichts

in der Welt ihn abhalten solle, dieses Spiel weiter zu spielen. Ja, sagte er also, es ist ein Umstand, für den ich nicht dankbar genug sein kann, weil auch ich — obgleich aus andern Gründen als Winthorpe — nicht ans Heiraten denken kann. Bei den letzten Worten bekam seine Stimme einen traurigen Klang, und er begleitete seine Rede mit einer entsprechenden Bewegung.

Oh? sagte Maria Dolores wieder, aber diesesmal kam ihre Teilnahme deutlicher zum Ausdruck.

Winthorpe ist zu niederträchtig puritanisch — und ich bin zu niederträchtig arm, erklärte er.

Oh! hauchte sie, ihre Augen schauten sanft und mild, und ihre Teilnahme vertiefte sich zu Mitgefühl.

Sie muß mich für den selbstgefälligsten Egoisten auf beiden Hemisphären halten, daß ich sie unaufgefordert in dieser Weise mit Mitteilungen über mich selbst beglücke, dachte John, aber soviel steht fest: sechs Hemisphären wären nicht imstande, ein zweites Paar Augen so schön wie die ihren hervorzubringen. Ja ja, fuhr er fort, ich würde meine Augen schon zu hoch erheben, wenn ich auch nur ein Bettelmädchen heiraten wollte.

Maria Dolores schöne Augen sahen ihn jetzt nicht nur mitleidig, sondern auch nachdenklich an.

Aber Männer, die so arm sind, pflegen doch zu arbeiten und ihr Brot zu verdienen, sagte sie in dem bekannten Tone, den junge Mädchen anzuschlagen pflegen, wenn der Geist sie treibt, jungen Männern zu predigen — treibt der Geist sie aber dazu, so kann man kecklich behaupten, daß die Sache um einen guten Schritt vorwärts gerückt, und der Ball im Rollen begriffen ist.

Etwas ähnliches habe ich mir auch schon sagen lassen, gab John zu, den Kopf den Wolken zugewandt; es muß aber eine elend langweilige Geschichte sein!

Maria Dolores lächelte matt, indem sie fragte: Arbeiten Sie gar nichts?

Ich habe noch nie Zeit dazu gehabt, erwiderte John, ich war immer zu sehr damit beschäftigt, das Leben zu genießen.

Wirklich? sagte Maria Dolores, und es lag ein vorwurfsvoller Klang in ihrer Stimme.

Ja, bestätigte er, ich habe seinen Humor, seine Romantik und seine Schönheit genossen; stellt man diese drei zusammen und stimmt sie auf einen Akkord, so gewinnt man das Göttliche. Oder um ein weniger hohes Gleichnis zu wählen: die Welt ist eine Bühne, und das Leben das Drama, das sich auf dieser abspielt. Ich könnte das Zuschauen und das Zuhorchen niemals lange genug aufgeben, daß ich irgendeine Arbeit zu verrichten vermöchte.

Aber hegen Sie nicht den Wunsch, Ihre Rolle in dem Drama zu spielen, einer von den Mitwirkenden zu sein? fragte seine liebenswürdige Beichtigerin. Haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?

Nicht ein Atom, gestand er leichtherzig ein. Die Rolle des Zuschauers scheint mir bei weitem die angenehmste zu sein. Welche bessere Unterhaltung könnte sich das Herz des Menschen begehren, als behaglich an einem Orte zu sitzen und von dort aus all das unglaubliche Durcheinander, das sinnverwirrende Tohuwabohu, das prächtige und doch so schmutzige, das träumerische und doch so lustige Schauspiel zu genießen, die rücksichtslose Inkonsequenz, die schreienden Unmöglichkeiten zu verfolgen, den Teufel zu beobachten, wie er einherschreitet gleich einem hungrigen Löwen, zu sehen, was er verschlinge, und daneben dem Sphärengesang der helläugigen Cherubim im Himmel zu lauschen? Wirklich — was könnte das Menschenherz besseres wünschen?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler und die Angriffe der badischen liberalen Presse. Die Dotationen von 1870. Die Marokkokonferenz, Orden in Sicht. Das jüngste Pamphlet über Elsaß-Lothringen.)

Dem Reichskanzler hat seine im preußischen Herrenhause ausgesprochne Warnung vor Wahlbündnissen mit der Sozialdemokratie, im Sinne eines Zusammenhaltens der bürgerlichen Parteien gegen diese, das sehr laute Mißfallen der Badischen Landeszeitung — wenn wir nicht irren: Organ des Herrn Bassermann — eingetragen. Auch badische Stimmen in andern Blättern haben zu verstehn gegeben, daß die süddeutsche Sozialdemokratie tatsächlich viel anders sei als die preußische, und daß Fürst Bülow, soweit die badischen Verhältnisse in Betracht kommen, über das Ziel hinausgeschossen habe. So die Straßburger Post vom 31. Januar, die sich auch gegen seine Worte wandte: „Pöbelexzesse und Revolution werden wir in Preußen, in Deutschland nicht dulden." Die Straßburger Post bemerkt dazu: „Fürst Bülow vergaß dabei wohl, daß die Unterdrückung von Exzessen Sache der Polizei, allenfalls des Einzelstaates ist." Nach der Einleitung des Artikels, der sich über die angeblich am Sonntag zuvor in Straßburg getroffnen militärischen Maßnahmen beschwert, scheint unter dem „Einzelstaat" Elsaß-Lothringen verstanden zu sein. Gewiß käme für Exzesse in Straßburg zunächst die Straßburger Schutzmannschaft in Betracht, aber der „Einzelstaat" Elsaß-Lothringen hat keine eignen Truppen, sondern das dortige Militär steht unter „königlich preußischen Generalkommandos." Nicht der Reichskanzler erteilt militärische Befehle, sondern der Kaiser durch den Kriegsminister. Für Straßburg gelten also genau die Anordnungen, die für alle unter der preußischen Militärverwaltung stehenden Garnisonen gelten. Übrigens war die Aufregung umsonst, es ist schon halbamtlich ausgesprochen worden, daß dergleichen Anordnungen für den 28. Januar in Straßburg gar nicht gegeben worden waren. Wenn der Reichskanzler im Herrenhause von „wir" und „Deutschland" gesprochen hat, so hat er eben im Namen der verbündeten Regierungen gesprochen, denn es ist selbstverständlich, daß — zumal nach den Hamburger Plünderungen — das Verhalten der einzelnen deutschen Regierungen im gegebnen Falle völlig übereinstimmen wird.

Von jenen abwehrenden Stimmen wird sodann festgestellt, daß in Bayern zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokratie, in Baden zwischen den Liberalen und der Sozialdemokratie solche Wahlbündnisse abgeschlossen worden seien, und die badischen Sozialdemokraten haben seitdem auch noch die Fortsetzung dieser Bündnispolitik angekündigt. Die badischen Liberalen erklären, daß sie sich schweren Herzens zu diesem Bündnis entschlossen hätten, um das Land nicht der Reaktion, d. h. dem Zentrum, auszuliefern, also derselben „Reaktion," mit der sich die Sozialdemokraten in Bayern verbünden, um die dortigen Liberalen an die Wand zu drücken. Wenn nun des weitern behauptet wird, daß die badischen Sozialdemokraten wesentlich bessere Menschen seien als die preußischen (und die Hamburger? und die Sachsen?), so werden sie aber doch wohl zweifelsohne den bayrischen ziemlich gleichwertig sein, ebenso das bayrische Zentrum dem badischen. Für den beschränkten norddeutschen Untertanenverstand, dem die Badener selbstverständlich weit „über" sind, ist und bleibt es unauffindbar, weshalb der bayrische Sozialdemokrat, der sich mit dem Zentrum verbündet, ein andrer sein soll als der badische, der in den dortigen Wahlkämpfen bei andrer Rollenverteilung mit Vergnügen den tertius gaudens abgibt. Und was den herausfordernden Ton gegen Preußen anlangt, so liegt die Antwort sehr nahe: hat denn der badische Liberalismus das Jahr 1849 in Baden schon vergessen, dessen Schändlichkeiten er, freilich auch wie jetzt in bester Absicht und Kurzsichtigkeit, nach Möglichkeit vorgearbeitet hatte? Er wurde damals kaum sehend, als die Verführung der Truppen zu Verrat und Eidbruch schon im vollen Gange war. Glaubt der badische Liberalismus, daß sich die badische Sozialdemo-

kratie heute auch nur um ein Haar anders verhalten würde, und sollte er in der Erinnerung an die damaligen Folgen nicht sehr froh sein, daß heute eine Zentralgewalt in Deutschland existiert, die in der Lage ist, zu erklären, daß „wir" in Deutschland „Revolution nicht dulden werden," eine Zentralgewalt, in der ja auch Baden vertreten ist, und die zu einer solchen Erklärung das Recht und die Pflicht hat? Ebenso das Recht und die Pflicht zur Mißbilligung solcher Wahlbündnisse, weil sie unnatürlich sind und unter allen Umständen „der Revolution," mit dieser aber der ihr unfehlbar folgenden „Reaktion" dienen. Nun würde ja die badische Sozialdemokratie, wenn nicht vom Liberalismus, vom Zentrum zum Wahlbündnis eingefangen worden sein, und die liberale Partei hat deshalb von zwei Übeln das geringere gewählt. Aber ein Übel ist deshalb nicht minder bedauerlich, weil es das geringere ist — was im übrigen erst erwiesen werden muß. Ehrliche liberale Leute in Baden sehen heute schon das Wahlbündnis mit den Sozialdemokraten als einen recht verhängnisvollen Fehler an. Die beiden eigentlichen „Todfeinde" Zentrum und Sozialdemokratie werden sich immer zu vertragen wissen, und zwar immer auf Kosten ihres gemeinsamen Todfeindes: des Liberalismus.

Aus Algeciras weht andauernd ein günstiger Wind. Die große Reserve, mit der sich die Bevollmächtigten Deutschlands zurückhalten, eigne Vorschläge zu machen, vereitelt die Hoffnung, eine Gruppierung der Mächte gegen Deutschland zustande zu bringen und damit Wind und Wellen für die französischen Wünsche zu gewinnen. Es klingt darum außerordentlich erbaulich, und jeder deutsche Leser erinnert sich unwillkürlich an die Geschichte vom Fuchs und von den sauern Trauben, wenn Herr Revoil von Algeciras aus sein Mißfallen an den „plumpen journalistischen Versuchen" verbreiten läßt, die darauf zielen, eine vorzeitige Präzisierung des deutschen Standpunkts in der Polizeifrage herauszulocken. Herrn Revoil sind die „Anrempelungen der deutschen Delegierten" durch französische Zeitungskorrespondenten unangenehm, weil sie schließlich nicht nur auf die bisher guten und konziliianten Beziehungen zwischen den deutschen und den französischen Vertretern zum Nachteile Frankreichs abfärben müssen, sondern weil schließlich Herr Revoil in den Verdacht gerät, der Anstifter der publizistischen Wegelagerei zu sein, die die deutschen Delegierten täglich vor ein neues la bourse ou la vie stellt. Fast ist Herrn Revoils Entschuldigung etwas zu umfangreich. Ebensowenig wie es gelingen wird, deutsche Vorschläge herauszulocken, die man dann angreifen, und gegen die man einen Widerstand organisieren kann, wird man damit Glück haben, Deutschland in den Verdacht zu bringen, daß es um den Preis von Sondervorteilen seine bisherige Haltung, die es zum Mandatar der Konferenz von 1880 machte, aufzugeben bereit sei. Wir werden für jeden solchen Versuch unzugänglich sein, weil wir keinerlei Sonderstellung in Marokko beanspruchen. Aus diesem Grunde ist auch der deutsch-marokkanische Vertrag von 1890 bisher nicht angerufen, sondern im Hintertreffen gehalten worden; er würde für den Delcasséschen Versuch, Marokko und die Konferenz von 1880 zu überrennen, ein zweites und vielleicht noch ernsteres Hindernis geboten haben. Der Sultan von Marokko hat sich inzwischen schon daran erinnert, daß zu einer richtigen, ergebnisvollen Konferenz ein Orden für die Teilnehmer gehört. Hiernach scheint man auch in marokkanischen Kreisen anzunehmen, daß die Konferenz mit einem für die Signatare von 1880 befriedigenden Ergebnis abschließen wird.

In einer Erörterung über Artikel 32 der Verfassung, den Diätenparagraphen, schreibt der Hannoversche Courier: „Wenn Bismarck und die Feldherren des großen Krieges Dotationen aus den Taschen der Steuerzahler entgegennahmen, ohne daß ihr Ansehen als geschädigt angesehen wurde, so braucht man auch unsern Abgeordneten gegenüber nicht allzu empfindlich zu sein." Mit Erstaunen werden die Zeitgenossen diese Behauptung aufnehmen. Die Staatsmänner und die Feldherren des großen Kriegs haben, ebenso wie 1866, ihre Dotationen nicht „aus den Taschen der Steuerzahler" — wenigstens nicht der deutschen —, sondern aus den feindlichen Kriegskontributionen erhalten zum Dank dafür, daß ihre Staatskunst

und ihre Kriegskunst die deutschen Steuerzahler davor bewahrt hatte, ihre Taschen vom Feinde umdrehn lassen zu müssen. Was das zu bedeuten gehabt hätte, lehrt das Beispiel der Stadt Königsberg (Ostpreußen), die bis in die achtziger Jahre hinein an ihren Kriegsleistungen von 1806/07 zu tilgen hatte; die Franzosen von 1870 würden hinter dem Aussaugungssystem des ersten Napoleon und seiner Feldherren nicht zurückgeblieben sein. Man darf wohl annehmen, daß es sich bei dem Hannoverschen Courier nur um einen Lapsus handelt, denn eine solche Behauptung hat ihren Platz im Vorwärts, aber nicht in einem gut nationalen Blatte. Keiner der Staatsmänner und Feldherren von 1870 würde eine Dotation „aus den Taschen der Steuerzahler" angenommen, ebensowenig würde sie der König gegeben haben; man soll das Andenken einer so großen Zeit sorgfältig vor Entstellungen hüten. Bei Bismarck hatte die Dotation noch einen ganz andern Charakter. Sie entstammte nicht einmal der französischen Kriegskontribution, sondern dem lauenburgischen Domänenbesitz, aus dem auf Wunsch des Königs Domänen im Werte von einer Million Taler für den König ausgesondert wurden, wogegen der ganze Rest dem Herzogtum als freies unbeschränktes Eigentum für Zwecke eines Provinzialfonds überlassen wurde. Diesen Besitz im Werte von einer Million Taler verwandte der König dann nach erfolgter Zustimmung der lauenburgischen Stände zu seinem Vorschlage, zu der Dotation für Bismarck. Der einzige durch diese Dotation geschädigte war also der König, während die lauenburgischen Steuerzahler durch Einheimsung der übrigen Domänen recht bedeutend profitierten. Vielleicht interessiert es übrigens den Courier, zu erfahren, daß die preußische Staatsrechnung für 1870 trotz dem Kriege und ohne französische Zahlungen mit einem Überschuß von sechs Millionen Talern abschloß. Die Parallele zwischen den Dotationen von 1870 und den Reichstagsdiäten hat demnach wenig Sinn. Die Dotationen sind gegeben worden für treue Pflichterfüllung und hohes Schaffen unter hingebendster Vaterlandsliebe. Die Diäten werden gegeben für Pflichtlosigkeit, für Versagen des freiwillig übernommnen Dienstes am Vaterlande und für ein Nichtszustandebringen als seichte Kritik und fast verräterische Verneinung. Wie kann man den höchsten und den elendesten Patriotismus in Vergleich stellen!

Das Aufsehen, das die „Enthüllungen" des ehemaligen Straßburger Polizeikommissars Stephany herbeigeführt haben, zunächst und fast ausschließlich nur in Elsaß-Lothringen selbst, legt abgesehen von seinen notorischen Unwahrheiten und Übertreibungen ernste Erwägungen nahe. In der reichsländischen eingebornen Bevölkerung scheinen namentlich seine Mitteilungen über die sogenannten „Proskriptionslisten" Eindruck gemacht zu haben, die Beamtenskandalosa weniger, weil man an solche Dinge in der französischen Zeit gewöhnt war und zudem das bekannte peccatur intra muros et extra bei den eingebornen „obern Zehntausend" durchaus gewürdigt wird. Die Proskriptionslisten, d. h. Verzeichnisse der Personen, die im Kriegsfalle entweder zu verhaften oder auszuweisen waren, entstammen der Zeit, wo man von einem Jahr zum andern mit einer Erneuerung des Krieges zu rechnen hatte, und der Landesverrat von Frankreich aus in ganz bedenklichem Umfange betrieben wurde. Dazu kam, daß man noch zur Manteuffelschen Zeit weit mehr als dreißigtausend gedienter französischer Soldaten im Lande hatte, von deren Mehrzahl zu erwarten war, daß sie sich beim Einbruch französischer Heere entweder ihren ehemaligen Kameraden anschließen oder ihnen doch alle erdenklichen Dienste leisten würden. Daß man sich da, zumal in den Festungsstädten, vorsah, ist selbstverständlich. Der Enthüller irrt jedoch, wenn er anführt, daß es sich dabei nicht um eine militärische Sicherheitsmaßregel, sondern um Polizeischikane gehandelt habe. Auch im Landesausschuß scheint das nicht genügend aufgeklärt worden zu sein. Von dem Augenblick an, wo mit der Erklärung des Kriegszustandes in Straßburg und Metz die Obrigkeit an die Gouverneure übergegangen wäre, hätten sie damit auch das Recht und die Pflicht gehabt, von diesen Listen den etwa notwendig gewordnen Gebrauch zu machen. Der Gouverneur haftet im Kriegsfalle dem Kaiser für die Festung, dieser einen Tatsache hat sich alles andre unterzuordnen. Man

kann diese Verantwortlichkeit nicht beschneiden, die auf den Wällen kämpfende Garnison darf keinen Feind im Rücken haben. Je gespannter anfänglich die Verhältnisse zwischen den deutschen Behörden und einem Teile der Bevölkerung waren, je fremder man sich gegenüberstand, desto größere Bedeutung und Berechtigung hatten diese Listen.

Heute mag manches anders und besser geworden sein, aber ganz selbstverständlich würden sich im Kriegsfalle die Gouverneure von Straßburg und Metz die Zivilbevölkerung im Rücken der Garnison sehr genau ansehen und allein nach den Umständen verfahren. In keiner französischen Festung würde es übrigens anders sein. Es ist ein Zug aus diesem Gesamtbilde, daß es — wie schon einmal in den Grenzboten mitgeteilt worden ist — noch in den achtziger Jahren eines sehr energischen Einschreitens des damaligen Straßburger Landwehrbezirkskommandeurs, Oberst Mensing, bei dem Statthalter Feldmarschall von Manteuffel bedurfte, dem absonderlichen Zustande ein Ende zu machen, daß fast in dem ganzen Lande die Vorschriften für den Mobilmachungsfall in den Händen der Agenten französischer Versicherungsgesellschaften waren. Das Land war von Straßburg aus, wesentlich durch den Protestler Kablé, der als Generalagent für eine Reihe französischer Gesellschaften tätig war und aus seinen französischen Sympathien nie und nirgend ein Hehl machte, mit einem ziemlich engmaschigen Netz von Agenten überzogen worden. Als solche verwandt wurden mit Vorliebe die Gemeindeschreiber und die als solche fungierenden Lehrer. In deren Händen waren, bei dem ehrenamtlichen Charakter der Bürgermeisterfunktionen, die an die Gemeinden ausgegebenen Mobilmachungsvorschriften, deren Geheimhaltung ebenso wie ihr Funktionieren mithin von der Gewissenhaftigkeit dieser Agenten und von deren Beziehungen zu ihren Gesellschaften abhing. Mensing entdeckte bei einer Revision durch Zufall, daß der Mobilmachungsapparat zum Teil in recht fragwürdigen Händen war, und meldete dies — wie zuvor schon einmal — dem Statthalter mit dem Hinzufügen, daß wenn nicht unverzüglich Abhilfe geschaffen werde, er sich zur dienstlichen Meldung an das Kriegsministerium verpflichtet sähe. Da entschloß sich Manteuffel, durch die binnen wenig Tagen erfolgende Austreibung der französischen Gesellschaften das Netz wirksam und dauernd zu zerreißen, ein Schritt, der im Interesse auch der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der versicherten Bevölkerung von Frankreich absolut geboten war. Dieser Vorgang ist ein eklatanter Beweis für die enge Verquickung mit Frankreich, in der die Verhältnisse des Landes auch im zweiten Jahrzehnt deutscher Herrschaft noch gewesen sind, ja es zum Teil noch heute sind — Umstände, die zu Vorsichtsmaßnahmen gebieterisch zwangen, und die der Übergangszustand und der Charakter des plötzlich auf sich selbst gestellten Grenzlandes zur Genüge erklärlich machen.

An Beamten hatte Elsaß-Lothringen keineswegs durchweg das beste Material erhalten. Ein Teil dieser Beamtenschaft war von ihren Heimatländern, meist unter eiligen Umständen, während des Krieges zur Verwaltung in den okkupierten Departements abgegeben worden. Es sind das meist nicht die besten Leute, die so ohne weiteres abkömmlich sind. Als dann die Verwaltung in Elsaß-Lothringen selbst aufgebaut wurde, in deren Dienst ein großer Teil jener Beamten übernommen werden mußte, vollzogen viele deutsche Behörden einen Reinigungsakt, indem sie die Beamten weglobten, die sie zuhause gern los sein wollten. Daraus entstand im Reichslande eine nach Vorbildung, Pflichtgefühl und sittlichen Grundsätzen nichts weniger als homogene Beamtenschaft, die sich in den untern Schichten zum nicht geringen Teile den ihr sehr bequemen französischen Traditionen hingab. Auch mancher Kreisdirektor verwandelte sich nur zu leicht in den Sousprèfet. Oberpräsident von Moeller überließ das Beamtentum sich selbst; was nicht auf dem Wege des Instanzenzuges an ihn kam, sah und hörte er nicht. In das Land hinaus kam er nicht, er blieb ihm fremd wie dieses ihm. Manteuffel suchte die Sache anders anzufassen, aber er stieß bald auf einen Widerstand des Beamtentums, auch in dessen bessern Kreisen, den er weder durch Liebenswürdigkeit noch durch Strenge zu brechen vermochte. Man verstand sich gegenseitig nicht. Gleich ihm war auch sein Nachfolger, Fürst Hohenlohe, zu alt, in diese Verhältnisse bessernd einzugreifen, deren Schwierigkeit

sich noch dadurch vermehrte, daß es die Bundesstaaten wiederholt ablehnten, die vor anderthalb Jahrzehnten von ihnen gestellten Beamten zurückzunehmen. Elsaß-Lothringen hat noch keine Beamtentradition im guten Sinne wie andre Länder. Auch fehlt dem Lande das persönliche Oberhaupt, an das die Beamtenschaft durch erbliche Tradition geknüpft wäre; der Boden, auf dem die Beamten dort stehn, ist eben ein andrer als in Preußen, Sachsen, Bayern. Es fehlt ihnen aber auch die Anlehnung an die Bevölkerung, aus deren Mitte sie nicht hervorgegangen sind, und der sie zum Teil heute noch unverstanden und, wiederum diese nicht verstehend, fremd gegenüberstehn. Nach einem zweiten Menschenalter wird sich das gebessert haben. Solche Aufgaben kann mit Erfolg nur die Zeit lösen.

Wenn schon die Rheinlande fünfzig Jahre gebraucht haben, innerlich preußisch zu werden und dazu erst noch der Schlacht bei Königgrätz und des Kittes gemeinsam vergossenen Blutes bedurften, um wieviel weniger ist von den Elsaß-Lothringern zu erwarten, einer an sich wenig homogenen Bevölkerung, Bruchstücke ehemaliger französischer Departements, die, von einem großen Staate mit gewaltigen geschichtlichen Traditionen losgerissen, nicht etwa einem andern einheitlichen Staatsgebilde zugesellt worden, sondern zu einem neuen künstlich geschaffnen Kleinstaate gestaltet worden sind, dessen Bestandteile nichts weiter gemeinsam hatten als die Erinnerung an die Vergangenheit. Die Schwierigkeiten dieses Übergangszustandes und ihre Dauer sind anfänglich wohl unterschätzt worden, auch war nichts geschehen, den starken französischen Bruchteil der Bevölkerung, der mit seinen Gesinnungen, Sympathien und Interessen, mit materiellen und Familienbanden an Frankreich gekettet blieb, energisch auszuscheiden, was unmittelbar nach dem Friedensschlusse hätte durchgeführt werden können und werden müssen. Wer für Frankreich optierte, hätte das Land verlassen sollen, reichliche Entschädigung konnte aus den Milliarden gegeben werden. Vorschläge dieser Art haben seinerzeit Bismarck vorgelegen und hatten seine volle Zustimmung, aber es fehlten ihm die geeigneten Organe für die Durchführung, und die Grundsätze der neuen Verwaltung ordneten sich dem auch in Deutschland vorhandnen Friedensbedürfnis und einer weich gewordnen Stimmung unter.

Wenn also jene Enthüllungen in dem auf tatsächlichen Unterlagen beruhenden Bruchteile ein bedauerliches Maß von sittlicher Fäulnis aufdecken, so muß neben einer großen Anzahl andrer Erwägungen dem Umstande Geltung zuteil werden, daß in diesem Grenzlande mit einer stark gemischten Bevölkerung die zweihundertjährige Fremdherrschaft den Boden für eine solche Fäulnis nur zu sehr vorbereitet hatte. Der „Volksfreund“ in Straßburg, das Organ des Bischofs, hat sich darüber in den achtziger Jahren wiederholt recht deutlich ausgesprochen. Ein neues Staatsbeamtentum mit treuer Reichsgesinnung muß aus dem Lande emporwachsen, nicht im Schlendrian, sondern mit ernst schaffender Kraft. An einer großen Zahl vorzüglicher Vorbilder aus der bisherigen Beamtenschaft fehlt es ihm nicht. Die Verfassung aber, deren Umgestaltung fortdauernd Gegenstand von Beschlüssen und von Petitionen ist, bedarf als der weitaus wichtigsten Änderung vor allem einer Bestimmung, die das Land in unmittelbare Beziehung zur Kaiserkrone und zu deren erblichem Träger setzt, der in Elsaß-Lothringen künftig Herr sei nicht im Namen und Auftrage des Reichs, sondern aus sich selbst kraft kaiserlicher Gewalt und Machtvollkommenheit. Gleichsam ein mit der Kaiserkrone unauflöslich verknüpftes erbliches Reichslehen! Es würde sich damit erfüllen, was am Abend des 15. Juli 1870, in der erwartungsvollen Stunde der Heimkehr König Wilhelms aus Ems, Unter den Linden zu Berlin in einem Kreise junger Leute ausgesprochen wurde: „Elsaß und Lothringen müssen die Morgengabe des deutschen Kaisers sein.“ Dann werden junge kräftige Hände energisch mit dem vielerlei Schutt und den Schlacken aufräumen, die aus den verschiednen Perioden des Neubaues seit 1870 im Lande liegen geblieben sind. Wir brauchen wieder ein wärmeres Interesse in Deutschland für Elsaß-Lothringen, das in eine Art Beharrungs- und Erstarrungszustand verfallen ist; ein jugendkräftiger Arm mag dann dereinst das Zepter über das Land recken, aus dem Leben ergrünen und Segen sprießen soll.

Im Interesse des innern Zusammenwachsens des Reichslandes mit dem Reich sei an die höhern Lehranstalten, zumal Norddeutschlands, zum Schluß die Bitte gerichtet, den Wandertrieb ihrer Zöglinge nicht ausschließlich auf das Meer zu lenken, so nützlich und so notwendig das auch ist. In einem Sommer auf die Salzflut hinaus, im andern in die herrlichen Vogesenwaldungen! Die jungen Leute sollen mit Stolz und Demut in das ehrwürdige Straßburger Münster, des Reiches Wahrzeichen am obern Rhein, und vor die Kathedrale von Metz treten, sie sollen die malerischen alten Städte des Landes, die zahlreichen Ruinen zerfallner Burgen, den Bau der Hohkönigsburg aufsuchen und dann mit frommer Ehrfurcht die Schlachtfelder betreten, auf denen ihre Väter geblutet und gesiegt haben. Dort an der Grenze wird dann die Nähe der Gefahr die jungen Herzen mit heiligem Schauer und mit der Allgewalt einer noch jugendfrischen Vaterlandsliebe erfüllen, sie werden mit einem Treuschwur heimkehren, der den meisten nicht so leicht verhallt. Dort werden sie auch das Wort verstehn lernen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten!"

Am Schluß einer politischen Wochenbetrachtung mag die Aufforderung seltsam klingen, aber sie hat ihre volle politische und patriotische Berechtigung: Lebendiger Geschichtsunterricht! Schülerwanderungen in die Vogesen!*) *g*

Eine Demagogik. Das Lehrbuch der Demagogik von Rudolf Bartels (Berlin, Julius Springer, 1905) soll eine Satire sein. Aber das einzige Satirische daran ist die Bemerkung im Vorwort, da es so unendlich viele Lehrbücher der Pädagogik gebe, müsse doch endlich einmal auch deren Schwester, die viel wichtigere Kunst, das Volk zu leiten, in einem Lehrbuche behandelt werden. Im übrigen aber ist es dem Verfasser blutiger Ernst, und er zeigt an der Praxis der deutschen Sozialdemokraten so schön, wie man es anfangen muß, wenn man das Volk für seine politischen Zwecke kneten will, daß die sozialdemokratische Parteileitung das Buch unbedenklich jüngern und ungeübten Genossen als Anleitung in die Hand geben kann. Diesen Zweck hat nun freilich der Verfasser nicht im Auge gehabt, wahrscheinlich auch den nicht, Leuten, die sich so wie er selbst über das Treiben der Sozialdemokraten ärgern, durch die Zusammenfassung aller Ärgerlichkeiten den Hochgenuß eines recht gründlichen, sozusagen kondensierten Generalärgers zu bereiten. Aber er hätte ein nützliches Buch schreiben können, wenn er den Satz auf S. 100: „Die Bedeutung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für die Entwicklung der Demagogie ist ohne weiteres einleuchtend," zum Thema gewählt und gezeigt hätte, daß bei diesem Wahlrecht alle Parteien ohne Unterschied auf Demagogenkünste angewiesen sind. In der Ausführung würde es sich gezeigt haben, daß die sogenannten bürgerlichen Parteien, wenn sie ihre Kandidaten den Lohnarbeitern empfehlen, noch weit größere Meister demagogischer Künste sein müssen als die Sozialdemokraten. Denn die Demagogik ist nach der richtigen Definition des Verfassers „die Kunst, das Volk dadurch zu führen, d. h. zu beherrschen, daß es durch Kunstgriffe, die auf das Volk als Masse berechnet sind, überzeugt wird, der Führende vertrete sein, des Volkes Interesse und bringe mit dem, was er sage oder wolle, des Volkes eignen Willen zum Ausdruck." Nun gehört offenbar keine demagogische Kunst dazu, Lohnarbeiter zur Wahl eines Abgeordneten zu bestimmen, von dem sie genau wissen, daß er alle Maßregeln befürworten wird, die ihren Lohn erhöhen und ihre Arbeitszeit sowie die Unannehmlichkeiten ihrer Arbeit vermindern, denn das wollen sie wirklich; sie brauchen nicht erst überredet zu werden, daß sie es wollen, und werden demagogische Künste angewandt, so geschieht es nur, damit verhütet werde, daß sie sich durch Drohung oder Überredung von ihrem Ziel abbringen lassen. Will dagegen einer von der Unternehmerpartei von Arbeitern

*) Der Vogesenklub zu Straßburg (Professor Euting) wird für alle Vorbereitungen sicherlich gern behülflich sein.

gewählt werden, so muß er entweder Versprechungen machen, von denen er im voraus weiß, daß er sie nicht halten wird, oder er muß die Leute dahin bringen, sich einzubilden, sie wollten niedrigen Lohn und lange Arbeitszeit, und dazu würde ein Grad demagogischer Kunstfertigkeit gehören, die sogar ein Bebel nicht zu erreichen vermöchte. Es ist möglich, daß die Ziele, die unsre Unternehmerparteien verfolgen, zuguterletzt auch den Lohnarbeitern so viel Wohlbefinden sichern, als die Zustände unsrer Volkswirtschaft erlauben. Aber was sich möglicherweise in ferner Zukunft enthüllt, das lockt nicht einmal die Gebildeten, geschweige denn das Volk. Wollen also die Besitzenden und die Gebildeten im Staate herrschen, ohne zur Lüge genötigt zu sein, so dürfen sie nicht in die Lage kommen, sich von Personen der abhängigen Klassen zu Gesetzgebern wählen lassen zu müssen. Jeder Berufstand muß, ungestört von den andern, seine eignen Vertrauensmänner wählen; dazu gehört gar keine Demagogik. Und den Abgeordneten der ungebildeten oder wenig gebildeten Berufstände muß nur das Recht, Beschwerden, Wünsche und Forderungen vorzutragen, aber nicht das Recht, an der Gesetzgebung durch entscheidendes Votum mitzuwirken, eingeräumt werden.

Bahndienst und Alkohol. Herr de Terra in Marburg, der bekanntlich sein Amt als Eisenbahndirektor aufgegeben hat, um sich ganz der Ausbreitung des von ihm gegründeten Deutschen Vereins enthaltsamer Eisenbahner zu widmen, übersendet uns eine Eingabe, die der Vereinsvorstand an den Reichstag und an die Landtage der mit Staatsbahnen ausgestatteten größern Bundesstaaten gerichtet hat. Die Eingabe geht von einigen Eisenbahnunfällen der letzten Zeit aus, die erwiesenermaßen durch übermäßigen Alkoholgenuß verschuldet worden sind, und stellt die Behauptung auf, daß dieser auch in sehr vielen andern Fällen schuld sei, wo das nicht herauskomme oder vertuscht werde. Sie weist auf Nordamerika hin, wo die Leute, die sich nicht zur Abstinenz verpflichten wollen, mehr und mehr aus dem Eisenbahndienst verdrängt würden, sodaß dieser binnen kurzem ausschließlich von Enthaltsamen besorgt werden wird, und auf Carnegie, der erklärt hat: „Die Arbeiter in unsern Werken sind nicht verpflichtet, abstinent zu leben, die es aber tun, erhalten eine Prämie von Zehn vom Hundert ihres Jahresverdienstes. Denn ich bin der Meinung, daß die Abstinenten so viel mehr wert sind als die Nichtabstinenten, besonders wenn sie als Kutscher, Matrosen oder bei Maschinen tätig sind." Der Deutsche Verein hat sich nun die Aufgabe gestellt: „1. das Eisenbahnpersonal durch Vorträge und Schriften über den Unwert der alkoholischen Getränke als »Stärkungsmittel« sowie über ihre Entbehrlichkeit als Genußmittel aufzuklären und auf die Gefahren hinzuweisen, die auch mit dem mäßigen Genuß solcher Getränke für den verantwortungsvollen Bahndienst verbunden sind; 2. möglichst viele Berufsgenossen für das Beispiel der völligen Enthaltung zu gewinnen; 3. durch Veröffentlichungen und Eingaben Maßnahmen vorbeugender Art anzuregen; insbesondre Ausdehnung der Fürsorge für Wohnungen, Aufenthalts- und Übernachtungsräume, zweckmäßige Verpflegung, ausreichende Beschaffung guten Trinkwassers und billiger, guter Erfrischungen." Eine solche Agitation aber kostet Geld. „Den meist knapp besoldeten, zu einem großen Teile dem Arbeiterstande angehörigen Mitgliedern des Vereins können nennenswerte Geldopfer für die nicht allein dem Eisenbahnpersonal selbst, sondern in hervorragendem Maße auch den Verwaltungen und der Gesamtheit zugute kommenden Vereinsbestrebungen billigerweise nicht zugemutet werden. Freudig stellt der Vorsitzende und Gründer des Vereins seine volle Arbeitskraft in den Dienst dieser Tätigkeit; aber weitere Geldopfer dafür zu bringen, ist er zu seinem Leidwesen außerstande." Deshalb werden die Staaten und das Reich um eine jährliche Beihilfe gebeten, wie solche die Schweiz dem dortigen Verein gewährt. Außerdem bittet der Verein: „1. daß dem Eisenbahnpersonal, auch den obern Beamten, der Genuß alkoholischer Getränke während des Dienstes und mindestens acht Stunden vor Antritt des Dienstes untersagt, daß 2. die freiwillige völlige Enthaltsamkeit

beim Eisenbahnpersonal durch Begünstigungen gefördert und 3. durch (die oben erwähnte) zweckmäßige Fürsorge erleichtert werde.“

Unbeschadet unsers von dem de Terras einigermaßen abweichenden grundsätzlichen Standpunkts, den wir im 27. und 28. Hefte des Jahrgangs 1904 dargelegt haben, erkennen wir die Nützlichkeit, ja die Notwendigkeit des von ihm gegründeten Vereins rückhaltlos an und wünschen der Eingabe, die sich in den Grenzen des Wünschenswerten und Erreichbaren hält, vollen Erfolg. Die Vereinstätigkeit wird hoffentlich auch noch den Erfolg haben, daß die Bahnverwaltungen das Verhalten des Personals in dieser Beziehung sorgfältiger als bisher überwachen. Wenn ein Beamter, der weiß, daß er am nächsten Tage einen schwierigen Dienst zu versehen haben wird, die Nacht hindurch kneipt, wie der Stationsassistent, der das große Spremberger Unglück verschuldet hat, so müßte er abgesetzt werden, auch wenn der Tag ohne Unfall verlaufen sollte.

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Wanderschen Sprichwörterlexikons. (Zum Gedächtnis K. F. Wilhelm Wanders, geboren den 27. Dezember 1803, gestorben den 4. Juni 1879.) Eins der größten Werke, die die Firma F. A. Brockhaus während ihres hundertjährigen Bestehns herausgegeben hat, ist das Wandersche Sprichwörterlexikon, dessen Schlußlieferung Ende Oktober 1880 die Druckerei verließ. Dem Verfasser war es nicht vergönnt, die Vollendung seiner Lebensarbeit zu schauen. Das Manuskript lag zwar im Juni 1879 druckfertig vor, es war jedoch eine nochmalige Durchsicht notwendig, und diese übernahm, der Aufforderung des Verlegers bereitwillig entsprechend, ein jüngerer Mitarbeiter Wanders, Josef Bergmann, der jetzt das Amt eines Propstes in Mariakulm (bei Eger) bekleidet, in seiner Mußezeit aber noch immer literarisch tätig ist. Er ordnete auch die zahlreichen Nachträge und fügte dem Schlußbande ein anschauliches und ansprechendes Lebensbild des Verfassers hinzu.

So war es denn endlich vollendet, das fünfbändige Riesenwerk, das Wander schon um das Jahr 1830 geplant und begonnen hatte, eine Sammlung von beinahe 250000 deutschen und etwa 50000 anderssprachigen Sprichwörtern. Man stelle sich den unermeßlichen Jubel aller guten Deutschen vor, wenn einmal die sehnlichst erwartete Kunde von der Vollendung des Grimmschen Wörterbuchs die Welt durchfliegen wird, und man wird kaum daran zweifeln, daß der Abschluß des Deutschen Sprichwörterlexikons wenigstens bei einem großen Teile der Gebildeten Gefühle der freudigsten Genugtuung hervorgerufen haben wird. Gewiß mochte die Freude vieler groß und aufrichtig sein, aber öffentlich äußerte sie sich nicht. Eine eingehende Besprechung des vollendeten Werkes erfolgte weder zu Ende des Jahres 1880 noch später, weder im Literarischen Zentralblatt, noch in der Deutschen Literaturzeitung, noch in einer andern führenden deutschen Zeitschrift. Nur die von Bartsch geleitete Germania, die bald darauf einging, räumte der Anzeige der letzten Lieferung die üblichen zwei bis drei Zeilen ein.

Bedeutende neue Erscheinungen der ausländischen Literatur finden in Deutschland immer Verständnis und Würdigung. Warum hat man der großartigen Leistung eines deutschen Mannes die gebührende Teilnahme und die öffentliche Anerkennung versagt? Offenbar trägt die Hauptschuld daran der tief eingewurzelte Fehler des deutschen Volkscharakters, das Fremde zu bewundern und vorzuziehn. Dazu scheinen mir noch einige andre Gründe zu kommen. Zunächst dürfte die damalige Zeitlage zu nennen sein. Das Erscheinen des Schlußbandes von Wanders Lexikon fiel in die Zeit kurz vor dem zehnten Geburtstag des jungen Deutschen Reichs. Noch lebte Kaiser Wilhelm der Erste, völlig wiederhergestellt von den Wunden des Nobilingschen Attentats, zu dem seine Frieden verkündende Botschaft vom 17. November 1881 ein erhabner Gegensatz war. Noch leitete an seiner Seite Bismarck die Weltpolitik, gestützt auf das im Herbst 1879 abgeschlossene deutsch-österreichische Bündnis, dem sich schon Italien näherte. Das im Kriege von 1877/78

siegreiche Rußland wurde durchwühlt von Panslawismus und Nihilismus; diesem fiel am 13. März 1881 der Zar Alexander der Zweite zum Opfer. Frankreich war rasch wieder erstarkt, hatte 1878 eine glänzende Weltausstellung veranstaltet und schickte sich an, in Tunis und später in Tonking in die Welthändel wieder einzugreifen, während England 1882 seine Hand auf Ägypten legte. Im Innern des Reichs waren durch das Anwachsen des Sozialismus, die Einführung des Schutzzollsystems und die ersten Ansätze einer deutschen Kolonialpolitik (Mai 1880 Ablehnung der Samoavorlage) unruhige Zeiten für das deutsche Bürgertum gekommen, und mancher begabte junge Mann, der sich sonst einem wissenschaftlichen Berufe gewidmet haben würde, ließ sich damals in die hin und her wogenden Strömungen des politischen und des sozialen Lebens hineinziehn. Aber auch alle Zweige der Wissenschaft wurden sorgfältig gepflegt und gefördert, und in der Germanistik insbesondre gab es Gelehrte genug, die, wie früher Rob. Prutz und Ad. Diesterweg, über die Bedeutung des Wanderschen Werkes ein sachgemäßes Urteil abzugeben vermocht hätten. Diese schreckte jedoch jedenfalls der große Umfang des Sprichwörterlexikons ab. Ein solches Buch liest man nicht wie einen Roman. Sogar Freunde und Kenner der Sprichwortkunde waren nicht geneigt, zugunsten eines fremden Buchs Opfer an Zeit zu bringen, um so weniger, als sie vielleicht durch einige frühere ungünstige Urteile von Fachgelehrten gegen das ganze Werk eingenommen sein mochten. Die Angriffe von Fr. Sandvoß zwar hatte Wander im Deutschen Museum von 1867 mit Erfolg zurückgewiesen. Die absprechende Kritik der als Schriftstellerin bekannten Gräfin Ida von Düringsfeld mochte dagegen schwerer und länger ins Gewicht fallen. Einige wenige endlich übertrugen das noch nicht überwundne Mißtrauen gegen die Persönlichkeit des „roten Wanders" der Jahre 1848/49 auf seine wissenschaftliche Arbeit und wollten aus diesem Grunde nichts davon wissen. Nachdem eine unparteiische Geschichtschreibung einem Rich. Wagner, Gottfr. Kinkel, Ferd. Freiligrath, Gottfr. Semper, Ad. Diesterweg, Karl Schurz und andern „Achtundvierzigern" gerecht geworden ist, haben sich auch die meisten Vorurteile gegen Wanders Charakter und Gesinnung als haltlos herausgestellt. Die deutsche Lehrerwelt sieht heute in ihm nicht mehr den wegen „demagogischer Umtriebe" abgesetzten Schulmeister, sondern den vorausschauenden charakterfesten Vorkämpfer ihrer idealen Bestrebungen, und hat das bei Gelegenheit der Feier von Wanders hundertstem Geburtstag am 27. Dezember 1903 in Hirschberg (vgl. Karl Frei, K. F. W. Wander, ein deutscher Schul- und Volksmann des neunzehnten Jahrhunderts, Quirl, Verlag von Hugo Wander, 1903) laut und öffentlich ausgesprochen. Somit wird jene auffällige Teilnahmlosigkeit aller zur Kritik berufnen Kreise gegenüber dem vollendeten Deutschen Sprichwörterlexikon am wahrscheinlichsten auf den Einfluß der Gräfin von Düringsfeld zurückzuführen sein. Und in der Tat scheint ihr wegwerfendes Urteil nicht ganz ohne Begründung. Bei genauerer Prüfung entdeckt man im Wander eine recht bedeutende Anzahl Fehler, Irrtümer und Versehen, namentlich was Zitate aus fremden Sprachen betrifft. Trotzdem bleibt das Werk eine Leistung ersten Ranges. Die Anordnung im ganzen ist klar und übersichtlich, und die Quellen und die Fundstätten der deutschen Sprichwörter sind gewissenhaft und nahezu vollständig angegeben. Die vielen falschen Schreibungen einzelner Wörter werden in einer dringlich zu wünschenden neuen Auflage verbessert werden können, ohne daß man den ganzen Bau einzureißen braucht. Höchstens würde die vor kurzem erfolgte Einführung der neuen Rechtschreibung einige Umstellungen notwendig machen. Vor allem aber muß eine gerechte Kritik die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten und Hindernisse berücksichtigen, unter denen Wander zu arbeiten hatte. Das Grimmsche Wörterbuch, das ungefähr zu derselben Zeit begonnen wurde, hatte gleich zu Anfang zwei und später mehr wissenschaftlich gebildete und geschulte Bearbeiter, erhielt von mehreren Seiten Zuschüsse, wenn auch keine bedeutenden, und ist noch nicht fertig. Wander war mittellos, auf einem preußischen Seminar ganz ungenügend vorgebildet (vgl. das

sehr lehrreiche und durchaus sachlich gehaltne Büchlein von Otto Rutsch: „Der rote Wander," Hamburg 1892, Verlag von C. F. W. Völkner), stand in der Hauptsache allein, von der Regierung seines Amtes entsetzt, gehaßt, verdächtigt, verfolgt, und ist doch fertig geworden. Weder in der Fischbacher Dorfschule noch auf dem Bunzlauer Seminar, das er nur zwei Jahre lang besuchte (!), lernte er eine fremde Sprache, und als er im reifen Mannesalter diese schmerzlich empfundnen Lücken einigermaßen auszufüllen suchte, fehlte ihm dazu Ruhe, behagliche Muße und innere Sammlung. So blieb er für fremde Sprachen immer auf fremden Rat und Beistand angewiesen, mußte manche Mitteilung mißverstehn und übernahm unbewußt manche Irrtümer seiner gelegentlichen Mitarbeiter. Falsches zu verbessern, war er unablässig bemüht, das beweist das starke Verzeichnis verbesserter Fehler am Ende eines jeden Bandes; und in seinem Streben, etwas möglichst vollkommnes zu leisten, liegt etwas von Schillerschem Idealismus. In magnis voluisse sat est!

Wanders Sprichwörterlexikon bezeichnet, trotz manchen Mängeln und Lücken im einzelnen, die sogar sein Freund Rob. Prutz nicht in Abrede stellt, den Höhepunkt der deutschen Sprichwortforschung. Wie unsre großen Tondichter dem deutschen Volke die Führung in der Musik gewonnen haben, so ist es durch Wanders Sammelfleiß zum sprichwörterreichsten der Welt geworden, und alle ausländischen Parömiographen, wie die Italiener G. Strafforello und Marco Besso, der Holländer Suringar und der Grieche Politis, richten sich in der Anordnung des Stoffs nach seinem Muster oder zitieren deutsche Sprichwörter nach seiner Fassung. Möge nun seinem Lebenswerke die lang versagte öffentliche Anerkennung auch von seinen Landsleuten und Volksgenossen zuteil werden! M. Schwabhäuser

Eine Geschichte der Kirchenmusik. „Auf dem Gebiete der Kirchenmusik hat sich seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine bedenkliche Wendung vollzogen. Noch Donizetti schreibt ein »Miserere«, und von Berlioz werden in den französischen Kirchen noch jetzt kleine Kirchenstücke gesungen, wir finden nicht bloß einen Spohr, wir finden auch einen Suppé (Requiem) und einen Kücken (Motetten) unter den geistlichen Komponisten. Und heute? Bis auf wenige Ausnahmen stehn die Spitzen der jüngern deutschen Tonsetzergeneration von der Kirche abseits. Die alte Musik kann diese Lücke nur zum Teil füllen; es steht schlimm, wenn eine ganze Epoche die religiöse Kunst ignoriert." So lesen wir in der kürzlich erschienenen dritten, vollständig neu bearbeiteten Auflage des Bandes „Kirchliche Werke" von Hermann Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal" (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Die Gründe für diesen Rückgang der kirchlichen Komposition sollen hier nicht erörtert werden; aber allgemeiner Zustimmung dürfte man sicher sein, wenn man auf Mittel hinweist, die dazu geeignet sein können, das Interesse an ihr neu zu beleben. Die „Geschichte der Kirchenmusik," die wir in dem eben erwähnten Führerband Kretzschmars neu erhalten haben, kann in hervorragendem Maße zu einem solchen werden, wenn sie nur genügend bekannt und benutzt wird. Die ältern Auflagen sind in kirchenmusikalischen Kreisen zwar schon allgemein verbreitet; bei großen Aufführungen einzelner Werke wird der „Führer" auch schon von vielen Konzertbesuchern zur Gewinnung eines bessern Verständnisses mit beigezogen; aber was man immer noch zu wenig weiß, ist, daß die Führerbände immer auch die ganze Geschichte der darin behandelten Gattungen enthalten. So ist es erst kürzlich noch vorgekommen, daß ein Fachmann über die Geschichte des Stabat mater schrieb, ohne Kretzschmars grundlegende Darstellung im „Führer" zu kennen.

Die Neubearbeitung des Bandes „Kirchliche Werke" erstreckt sich hauptsächlich auf den historischen Teil. Der Stoff ist nach den Hauptgattungen der kirchlichen Komposition geordnet: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Kantaten. Durch Bachs Passionen, die der Laie in der Regel kurzweg zu den Oratorien zählt, die aber historisch altliturgischem Boden entwachsen sind, ist das Interesse an der Geschichte dieser Gattung stark gewachsen. Kretzschmars Darstellung derselben, die

frühere von Schöberlein und Spitta überholt hat, sollte jeder Gebildete mit musikalischen Interessen lesen; sie wird ihm tieferes Verständnis der Bachschen Matthäus- und Johannespassion erschließen. Während man die Notwendigkeit der Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der kirchlichen Malerei allgemein anerkennt, bemühen sich bisher nur wenige um die Kirchenmusik, und doch steht gewiß Bach vielen Deutschen ebenso nahe wie Raffael, und für den Protestanten ist ganz besonders die Geschichte der Passion wichtig.

Wenn Kretzschmar in der Neuauflage zu dieser nur Kleinigkeiten zu ergänzen hatte, was sorgfältig geschehn ist, so bietet dagegen die Darstellung der Geschichte der Messe eine Fülle des Neuen. Ermöglicht wurde dieses durch den allgemeinen Fortschritt der Forschung auf diesem Gebiet, insbesondre die wertvollen Untersuchungen über mittelalterliche Musik von Johannes Wolf und Fr. Ludwig und die ausgiebige Neuausgabe altniederländischer Messen durch Adler und Koller in den „Denkmälern der Tonkunst in Österreich.“ Die besondre Begabung Kretzschmars, die Zusammenhänge zu fassen und die Entwicklung klarzulegen, und auf der andern Seite sein feiner Sinn, die künstlerische Bedeutung der einzelnen Werke herauszuschälen und zu beschreiben, bewährt sich hier wieder glänzend. Wie in den frühern Auflagen schon die neuere, hat er hier auch die ältere Geschichte der Messe in sichern Linien festgestellt und damit aus zahlreichen einzelnen, von andern herbeigetragnen Steinen ein neues, bleibendes Fundament gelegt. Diese große gestaltende Tätigkeit Kretzschmars, die sich hier wie überall in seinem Schaffen äußert, kann nicht hoch genug anerkannt werden. Schon oft hat die Musikwissenschaft Anstrengungen gemacht, sich auf die Höhe der andern historischen Disziplinen zu schwingen; aber jedesmal ist sie wieder an Kleinigkeitskrämerei gescheitert; auch die neuste Spittasche Schule drohte sich in vorderhand wenigstens allzu subtile Einzeluntersuchungen zu zersplittern, und Kretzschmars überall sicher zusammenfassende und im großen aufbauende Tätigkeit muß darum auf das wärmste begrüßt werden. Seine Werke werden der Musikgeschichte für Jahrzehnte eine sichere Grundlage geben, auf der sie sicher im einzelnen auf- und ausbauen kann.

Für die Abschnitte Hymnen, Psalmen und Motetten haben wiederum die Niederländer, dann die Palestrinagefolgschaft, aus der der in neuer Zeit durch Neudrucke besonders begünstigte Spanier Victoria herausgehoben sei, und der von Luther vor allen hochgehaltne Schweizer Ludwig Senfl, von dem eine Gesamtausgabe in den bayrischen Denkmälern der Tonkunst zu erscheinen begonnen hat, Anlaß zu neuen Ausführungen gegeben. Hier wie übrigens auch in den vorher genannten Abschnitten sind auch die wenigen neusten Komponisten, die wirkliche Bereicherung gebracht haben, gebührend berücksichtigt; wir nennen nur F. Woyrsch, L. Perosi (Passionen), F. Draeseke, A. Bruckner (Messen), G. Hentschel, A. Dvorschak (Requiems), Hugo Wolf und Richard Strauß (Motetten).

Die Kantate hat ähnlich wie die Passion besondre Bedeutung durch die einschlägigen Werke Bachs. In ihre Entwicklung vor diesen bringt unsre Neuauflage zum erstenmal helleres Licht; zum Teil auf Grund eigner Bibliothekstudien des Verfassers, zum Teil durch wertvolle Publikationen der Kantaten von Hammerschmidt in den österreichischen, von Tunder, Weckmann und Bernhard in den deutschen Denkmälern. Ausführlicher als früher werden auch die Kantaten Bachs selbst, die immer mehr im Musikleben der Gegenwart an Boden gewinnen, besprochen. Auf dem Gebiete der Kantate hat die neuste Zeit auch verheißungsvolle neue Keime gebracht in den Werken des Italieners E. Bossi und des Deutschen Max Reger. Wir kehren zum Anfang zurück: möge man Kretzschmars Geschichte der Kirchenmusik eifrig studieren; das wird Liebe zu ihr selbst pflanzen und ihr in Zukunft zu neuem Gedeihen verhelfen. K. N.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 7

Ausgegeben am 15. Februar 1906

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Wann endlich wird der Tierhalterparagraph geändert?

Von Oberlandesgerichtsrat Riehl in Hamm

esetzbücher sind nach einem Ausspruche Bährs Rechtsgedanken, die man in Paragraphen eingesperrt hat. Was da aber in den Paragraphen 833 des Bürgerlichen Gesetzbuchs eingesperrt wurde, ist ein Untier, kein harmloser Quadrupes, der hin und wieder contra naturam sui generis eine milde Pauperies anrichtet, sondern eine bestia, die propter naturalem feritatem nicht davor zurückschreckt, den Tierhalter mit Haut und Haaren zu verspeisen.

Oder ist es nicht grausam, den Bauer um Haus und Hof zu bringen, dessen in langsamem Schritt durch die Straßen Osnabrücks ziehenden Wagenpferde einem sechsjährigen Knaben, der ihnen in kindlicher Unachtsamkeit unter die Hufe gelaufen war, die Schädeldecke durchtreten haben? Das Kind ist angeblich infolge der Verletzung geistig und körperlich zurückgeblieben. Es trägt zum Schutze der verletzten Schädelstelle eine Aluminiumplatte. Die Schulbehörde der Stadt Osnabrück verweigert wegen der Gefahr, der das Kind beim Spielen mit den Schulkameraden ausgesetzt ist, dessen Aufnahme in die Volksschule. Es erhält deshalb seit fünf Jahren Privatstunde. Der Bauer soll nicht nur die Lehrerrechnung, die sich auf mehr als 1300 Mark beläuft, sondern auch noch die Kosten eines Begleiters, der den Knaben täglich in die Wohnung des Lehrers bringt und von dort wieder abholt, zahlen. Die bedeutenden Kur- und Pflegekosten hat er schon entrichtet. Was wird ihm erst abverlangt werden, wenn das Kind in das Alter kommt, wo es Geld verdient haben würde? Der nicht versicherte Bauer ist sprachlos über das, was ihm angetan wird. (Reichsgerichtsentscheidung Bd. 54, S. 407.)

Ob es dem größern Bauer besser gehn wird, dessen junger Hengst einem Rittergutsbesitzer, der als Mitglied der Körungskommission an das Tier mit einem Stockmaß herangetreten war, mit dem linken Vorderhufe ein Auge ausgeschlagen hat? Der Anspruch des Verletzten auf Zahlung einer jährlichen Rente von 4000 Mark ist schon in zwei Instanzen dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt worden. (Ein vom Oberlandesgericht Hamm entschiedner Rechtsstreit.) Noch in frischer Erinnerung ist das allgemeine Aufsehen, das die reichs-

gerichtliche Verurteilung des barmherzigen Fuhrwerksbesitzers hervorrief, der einen müden Wandrer auf seinen Wagen genommen hatte. Sein Gefährt wurde überholt von einem mit rasender Geschwindigkeit fahrenden, von einem betrunknen Kutscher geleiteten Gespanne. Als die Wagen nebeneinander waren, fiel von dem Wagen des Betrunknen ein Koffer. Das dadurch hervorgerufne Getöse brachte die Pferde des Menschenfreundes zum Durchgehn. Der Aufgenommne wurde aus dem Wagen geschleudert und brach das Genick. Zum Danke für seinen Liebesdienst muß der Samariter die große Familie des Verunglückten ernähren. (Reichsgerichtsentscheidung Bd. 54, S. 73.) Nicht minder verletzt wird das Rechtsgefühl durch folgende Entscheidung des Reichsgerichts: Herr X liebt es, in eleganter Equipage spazieren zu fahren. Da er selbst keine besitzt, benutzt er die Abwesenheit seines glücklichern Nachbarn und braucht ohne jede Befugnis dessen Wagen und Pferde zu einer Spazierfahrt. Dabei passiert ihm aber das Unglück, daß die Pferde durchgehn und einen auf dem Straßentrottoir gehenden Familienvater überfahren und töten. Verurteilt, den Hinterbliebnen den Schaden, der ihnen durch Tötung ihres Ernährers erwachsen ist, zu ersetzen, wurde — der Eigentümer der Equipage. (Reichsgerichtsentscheidung Bd. 52, S. 117.) Ähnliche, dem juristischen Laien schier unfaßbare, aber dem geltenden Rechte durchaus entsprechende Entscheidungen können noch in großer Zahl vorgeführt werden.

Aber warum gewährte man einer Rechtsidee, die solche Konsequenzen zeitigt, Aufnahme in dem Paragraphengehäuse des Gesetzbuches? Warum machten die Schlingensteller dem nichtsnutzigen, in ihre Netze geratnen Wilde nicht sofort den Garaus? Trotz eindringlicher Warnungen des Regierungsvertreters, der Abgeordneten Roeren, Schultz-Lupitz, Schmidt-Warburg, von Kardorff, Buchka, Gamp wurde die Aufnahme beschlossen auf Empfehlung einiger im französischen Rechtsgebiete heimischer Juristen, die den lebhaften Beifall aller Kynophoben fanden, besonders derer, die gegen die schönen großen Hunde à la Cäsar und Minka eine unüberwindliche Abneigung hegten. Der Art. 1385 des Code civil beherbergte nämlich ein Geschöpf derselben Gattung, mit dem man angeblich seit länger als einem halben Jahrhundert leidlich ausgekommen war. Man übersah jedoch, daß die französische Spezies weit gutartiger war als die reichsdeutsche. Der französische Tierhalter haftete nur für den Schaden, den das Tier aus eignem Antrieb anrichtete, er war ferner nicht verantwortlich für den Schaden, den das Tier verursachte, so lange es ein andrer im Gebrauch hatte. Vor allem aber wußten die französischen Juristen nach dem Satze: „Gesetze sind Maulkörbe, um die man bei einiger Gewandtheit herumbeißen kann," durch eine dem Einzelfall entsprechende Ausdehnung des Begriffs der höhern Gewalt unerquicklichen Konsequenzen auszuweichen, die der Reichsrichter in treuem Gehorsam gegen das Gesetz zu ziehn sich verpflichtet fühlt.

So ist denn dem Tierhalter die sogenannte Gefährdungshaftung aufgebürdet worden, die außer ihm auf dem weiten Gebiete des Zivilrechts nur noch dem Eisenbahnunternehmer auferlegt ist. Für den, der wilde oder ihrer Natur nach schädliche Tiere hält, mag diese Haftung angemessen sein. Wer, wie der verstorbne Naturforscher Leunis in Hildesheim, zu Zwecken wissenschaftlicher Be-

obachtung aber zum Entsetzen seiner Hausgenossen in seiner Wohnung Wanzen züchtet, wer, wie die Danneckersche Ariadne, auf einem Panther spazieren reitet, mag unbedingt einstehn für sein Vieh, aber an unsre nützlichen, unentbehrlichen Haustiere, mit denen umzugehn die Menschheit seit Jahrtausenden gewöhnt ist, deren zweckentsprechende Aufzucht und Vermehrung die Staatsregierung im wohlverstandnen volkswirtschaftlichen Interesse durch namhafte Staatszuschüsse fördert, an diese Haustiere den rigorosesten aller Haftungsmaßstäbe anzulegen, kurz den Hundekarren des Milchmanns mit dem Orientexpreßzug in ein und dieselbe Gefahrenklasse einzurangieren, das ist unverständlich. Freilich, der equus calcitrosus, der bos cornu petere solitus ist trotz der durchweg recht derben Erziehung, die der ungeflügelte Zweibeiner seinen vierbeinigen Zeitgenossen angedeihen läßt, noch immer nicht ausgerottet. Aber was will der durch unsre Haustiere angerichtete Schaden besagen gegen das breite Elend, das der Menschheit aus andern Betrieben erwächst? Wieviel blühende Menschenleiber werden jährlich zerrissen und zerquetscht in den Transmissionen und dem Räderwerk der industriellen Maschinerie? Wie harmlos ist das unbändigste Haustier gegen das in wahnwitziger Geschwindigkeit durch die Straßen der Städte und Dörfer rasende Automobil? Und doch hat man sich bisher noch nicht dazu entschließen können, den Maschinenbesitzern und Automobilfahrern eine andre Haftung aufzuerlegen als die allermildeste, nämlich die einfache, durch Umkehrung der Beweislast nicht verschärfte Verschuldungshaftung.

Den Tierhalter auf die Versicherung zu verweisen, klingt wunderlich. Man versichert sich gegen Feuer, Hagel, Diebe, Unfall, eignes Verschulden, eigne Torheit und die sonstigen unabwendbaren Gefahren, in die die Parzen des Staubes schwachen Sohn verstricken. Mit diesen Kalamitäten ein übereiltes, jederzeit abzuänderndes Gesetz auf eine Stufe zu stellen, ist verfehlt, und wie es scheint, auch ein wenig unhöflich gegen den Autor des Gesetzes, ganz zu geschweigen davon, daß die Versicherungsgesellschaften bei den fortwährend zunehmenden, erfolgreich durchgeführten Tierschädenprozessen nicht zögern werden, ihre Prämiensätze so hoch zu normieren, daß sie für den Unbemittelten eine starke Belastung sind.

Die Gerichte, allen voran das Reichsgericht, bemühen sich, den Kobold einigermaßen in Schranken zu halten. Erfreulicherweise hat die Judikatur den das eigne konkurrierende Verschulden des Verletzten betreffenden Paragraphen 254 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, soweit es sich nicht um schuldunfähige Verletzte handelt, auch den Tierschäden gegenüber angewandt. Ich brauche den Dieb nicht zu entschädigen, der von meinem wachsamen Haushunde gebissen wird, es sei denn, der Langfinger wäre noch nicht sieben Jahre alt. Ausgeschaltet werden ferner unter Anwendung der Theorie von der adäquaten Verursachung die Schäden, die nach dem gewöhnlichen Verlauf des Lebens (typischen Kausalverlauf) von einem normalen Tierhalter nicht generell vorausgesehen werden konnten. Ich hafte nicht, wenn mein durchgehendes Pferd seinen Reiter in eine Straße bringt, in der er von einem herabfallenden Ziegelstein getötet wird. Ebensowenig wird der Paragraph 833 angewandt, wenn der Schaden nicht durch das Tier als tierischen Organismus, sondern nur durch den Körper des Tieres als moles,

als Fleischmasse von bestimmter Form und bestimmtem Gewicht, rein mechanisch verursacht wird. Ich hafte nicht, wenn jemand mit meinem Hunde eine Spiegelscheibe einwirft, wenn sich ein Kind sein Auge an den Hörnern meiner ruhig daliegenden Kuh ausstößt, wenn mein sterbender Gaul auf einen Menschen fällt, wenn mein Pferd, während es der Lenkung des Kutschers folgt und sich nur als Werkzeug in dessen Hand bewegt, einen Schaden stiftet. Das Reichsgericht hat endlich einen Unterschied zwischen willkürlichem und unwillkürlichem Tun des Tieres konstruiert und die Haftung des Tierhalters auf die willkürlichen Tierestaten eingeschränkt, indem es ein unwillkürliches Tun dann als vorliegend ansieht, wenn ein äußeres Ereignis auf den Körper oder die Sinne des Tieres mit einer Gewalt eingewirkt hat, der Tiere der in Frage kommenden Art nach physiologischen Gesetzen nicht widerstehn können. Diese Formulierung kann nicht als eine glückliche angesehen werden, sie hat das Signal zu endlosen müßigen Streitereien gegeben. Die Gerichtssäle hallen wider von psychologischen Erörterungen über die Vorgänge in der Tierseele. Philosophische Probleme über Motiv, Wille, Handlung, strafrechtliche Grundbegriffe über Absicht, Fahrlässigkeit, Notwehr werden in analoge Anwendung auf das tierische Tun gebracht. Wie lange wird es dauern, und der Dolus eventualis des „beklagtischen" Rindviehs wird seinen Einzug in die Judikatur gehalten haben! Dazu kommen breite Ausführungen aus der Naturgeschichte der Tiere. Hat ein Gaul mit den Vorderhufen Unheil gestiftet, so kann keine Willkür vorliegen, denn das Pferd gehört ja im Gegensatz zu dem Hornvieh, den wehrhaften Pflanzenfressern, zu den fliehenden Pflanzenfressern, deren Waffen die Hinterhufe sind. Wozu das alles? Ist denn der Mensch, abgesehen von den Fällen, wo eine vis absoluta auf den Körper des Tieres unwiderstehlich einwirkt, überhaupt imstande, die tierischen Bewegungen in willkürliche und unwillkürliche zu sondern? Wenn der dem Verdursten nahe Stier in wildem Ungestüm auf die Quelle losstürzt, wenn das übermäßig beladne Maultier seine Last abwirft und einen vorübergehenden Menschen trifft, wenn der equus, qui mulam olfecit, in brünstigem Drange zerstampft, was in den Bereich seiner Hufe kommt, wenn der Hengst, von unerträglichem Schmerze gefoltert, ausschlägt nach dem ihn kastrierenden Tierarzt, wenn der tolle Hund im Fieberdelirium um sich beißt, wenn das Militärpferd auf das Galoppsignal ventre à terre davonjagt, handelt es sich da um Impulse, denen die Tiere nicht widerstehn können, oder sind sie widerstandsfähig? Trägt das Roß seinen Reiter willkürlich oder unwillkürlich? Hebt das Pferd, wenn es am Schwanzhaar gezupft wird, seinen Hinterfuß willkürlich oder unwillkürlich? Auf alle diese Fragen eine zuverlässige Antwort zu erhalten, wird so lange unmöglich bleiben, als es nicht gelingt, dem Gerichte Sachverständige vorzuführen, die je nach Lage des Falles mit einem Pferde-, Ochsen-, Esels- oder Hundegehirn ausgestattet sind.

Es wäre zu wünschen, daß die Gerichte diese schon der Komik*) überantwortete Methode der Rechtsfindung bald aufgäben. Praktisch verwendbarer

*) Vgl. den humorvollen Aufsatz von Otto Reinhold „Der Tierhalter" in der Zukunft Nr. 6 des 14. Jahrgangs.

scheint die von Litten*) aufgestellte Formel, nach der der Paragraph 833 nur die Schäden umfaßt, die sich als Realisierung der spezifischen Tiergefahr darstellen, und nach der die spezifische Tiergefahr in den Fällen ausgeschlossen ist, wo derselbe Erfolg eingetreten wäre, wenn an Stelle der tierischen Energie eine menschliche oder eine mechanische Energie gewirkt hätte.

Wie dem aber auch sei, trotz allen diesen und andern Einschränkungen bleibt dem Paragraphen 833 noch ein weites Feld, auf dem er ungehindert durch juristische Interpretationskunst sein Unwesen treiben kann. Eine Reihe von Beispielen, zum Teil der gerichtlichen Praxis entnommen, zum Teil unmittelbar aus dem Leben geschöpft, mögen das veranschaulichen. So werde ich aller Voraussicht nach zum Schadenersatze verurteilt werden, wenn mein Pferd den Stier, von dem es angegriffen wird, mit einem Hufschlag tötet, wenn mein Pferd den Freund, dem es zum Spazierritt geliehen worden ist, abwirft und zu Schaden bringt, wenn mein Jagdhund von dem verschlagnen Teckel des Nachbarn angestiftet wird, in dessen Hühnerstall ein Blutbad anzurichten, wenn meine Wagenpferde, während die Fahrgäste einsteigen, unvermutet anziehn und dadurch ein Fahrgast aus dem Wagen geschleudert wird, wenn jemand ohne mein Vorwissen meinen Hund auf Menschen hetzt, sodaß diese gebissen werden, wenn Kinder unter sieben Jahren oder Geisteskranke mein Vieh necken und quälen und dann von ihm verletzt werden, wenn mein Stier, nachdem er mir Nachts aus dem Stalle gestohlen worden ist, dem Diebe entläuft und Schaden anrichtet, wenn mein ruhiger Bernhardiner, von dem zänkischen Terrier des Nachbarn aufs äußerste gereizt, den Frechling abwürgt, wenn fremde, durch das Anspringen meines Hundes scheu gewordne Pferde Menschen überrennen, wenn mein Kutscher wegen plötzlichen Schwindelanfalls die Zügel fallen läßt, vom Bocke gleitet und unter die Räder des Wagens gelangt, wenn sich jemand in der Dunkelheit der Hundehütte zu sehr nähert und von meinem an der Kette wohlverwahrten Hofhunde gebissen wird, wenn ein Straßenpassant über meinen ruhig auf der Straße gehenden Hund stolpert und sich bei dem Falle verletzt, wenn ein Wandrer von einem Automobil zur Seite geschleudert und unter die Hufe meines zufällig vorüberlaufenden Pferdes geworfen wird, wenn mein Gespann mit einem Automobil wegen eines durch Erschrecken veranlaßten Seitensprungs des Pferdes zusammenstößt und dadurch die Insassen des Automobils verletzt werden. In allen diesen Fällen, die das Leben täglich um unzählige, ähnlich liegende vermehrt, haftet der Tierhalter, und zwar nicht nur für die aus dem Verletzungsakt unmittelbar hervorgehenden Schädigungen, sondern auch für alle weitern Wirkungen der Verletzung.

Gerade diese weitern Wirkungen sind es, die in der Praxis dem Schadenersatzpflichtigen verhängnisvoll zu werden pflegen, weil ihre zutreffende Begrenzung für den Richter, solange ihm nicht die Sehergabe zuteil geworden ist, außerordentlich schwierig, vielfach geradezu unmöglich ist. Wie würden sich die Vermögensverhältnisse des Verletzten und seiner von ihm zu unterhaltenden Angehörigen gestaltet haben, wenn die Verletzung nicht erfolgt wäre? Ein dreißig-

*) Vgl. Litten, Die Ersatzpflicht des Tierhalters. Berlin, Franz Vahlen, 1905.

jähriger gesunder Familienvater wird von einem Pferde erschlagen. Seine Familie würde Brot bis zum Tode des Ernährers gehabt haben. Aber wie lange hätte denn der Ernährer gelebt? Vielleicht lauerte ihm der Meuchelmörder zur Zeit des Unglücksfalles schon auf; vielleicht trug er den Keim einer unheilbaren, rasch zum Tode führenden Krankheit schon in sich. Der Richter kann das in der Regel nicht wissen und spricht der Witwe, indem er das Leben nach dem Worte des Psalmisten auf siebzig Jahre bemißt, eine vierzigjährige Rente und damit vielleicht das Dreißigfache des tatsächlich aus dem vorzeitigen Tode entstandnen Schadens zu. Die Frage nach dem entgangnen Gewinn erschließt ein unabsehbares Bauterrain für Luftschlösser von den nebelhaftesten Dimensionen. Es entfaltet sich auf diesem Gebiet eine Erfindungs- und Gestaltungskraft der rentelüsternen Kläger und Klägerinnen, die den Neid unsrer Dichter erwecken könnte. Ein Beispiel aus der Praxis für viele! Ein ungezognes sechsjähriges Mädchen quält einen ruhigen Jagdhund so, daß er zuschnappt und dem Mädchen den rechten Zeigefinger abbeißt. Das Kind ist nicht ohne musikalische Anlage, nach der Deduktion ihres klagenden Vaters wäre es mithin eine gesuchte Klavierlehrerin geworden, ergo muß der Hundebesitzer alle Klavierstunden bezahlen, die die Verletzte den höhern Töchtern der Stadt gegeben haben würde. Der unglückliche Tierhalter hat es auf eine Entscheidung nicht ankommen lassen, vielmehr vergleichsweise 3000 Mark (!) gezahlt. Noch wunderlichere Blüten treibt die Rentensucht unsrer Tage. Namhafte Ärzte vertreten in ihren gerichtlichen Gutachten die Ansicht, daß die Aussicht auf eine Rente und auf das damit verbundne arbeitslose Schlaraffenleben das durch die Verletzung geschwächte Nervensystem mancher Patienten so alteriert, daß die Genesung verhindert werde, ja daß diese Aussicht sogar besondre Nervenkrankheiten (Rentenkoller) hervorrufe. Sonderbarer Zirkel! Der Verletzte soll entschädigt werden, weil er krank geworden ist, er wird krank, weil er entschädigt werden soll.

Vielleicht tragen die vorstehenden Ausführungen dazu bei, die auf Abänderung des Paragraphen 833 hinzielende Bewegung in raschern Fluß zu bringen.

Schon im Februar 1904 ist von dem Deutschen Landwirtschaftsrat einstimmig der Beschluß gefaßt worden, es möge im Wege der Gesetzgebung der Halter von Haustieren nur der durch Umkehrung der Beweislast verschärften Verschuldungshaftung unterworfen werden. Ein dementsprechender Antrag des Abgeordneten von Treuenfels ist dann anfangs 1905 dem Reichstag eingebracht und von diesem einer Kommission von vierzehn Mitgliedern unterbreitet worden. Die Kommission hat auffallenderweise nur mit knapper Majorität (sieben gegen fünf Stimmen) den Antrag angenommen, und erst nachdem sie ihn zuungunsten der Haustierhalter dahin eingeschränkt hatte, daß nur solche Haustiere, die dem Tierhalter zur Ausübung seines Berufs oder seiner Erwerbstätigkeit dienen oder seinem Unterhalt zu dienen bestimmt sind, für die mildere Haftung in Betracht kommen sollen. Möchten doch die zuständigen Stellen auf eine Beschleunigung der Angelegenheit hinwirken! Die Tierschädenprozesse nehmen gewaltig zu. Der Appetit kommt beim Essen. In dem Senate, dem der Verfasser angehört, und der nur die Hälfte der an das Oberlandesgericht gelangenden Tierschädenprozesse

zu bearbeiten hat, ist es keine Seltenheit, daß drei oder gar vier solcher Prozesse in einer Sitzung verhandelt werden. Eile tut not, sollen nicht noch mehr brave und fleißige Staatsbürger dem Paragraphen 833 zum Opfer fallen, oder wird sich auch hier der alte Satz bewähren, daß der Mensch das Unglück seiner Mitmenschen mit wahrhaft christlicher Geduld zu ertragen pflegt?



Nochmals der höhere Verwaltungsdienst in Preußen

(Fortsetzung)



Die Weiterentwicklung nach 1806 bis zur Gegenwart ist äußerlich bezeichnet durch die noch von Stein beeinflußten Organisationsgesetze der Jahre 1808 und 1810, namentlich die Geschäftsinstruktion für die Regierungen vom 26. Dezember 1808, die Regierungsinstruktion von 1817, die dazu erlassene Kabinettsorder vom 31. Dezember 1825, das Regulativ über die Befähigung zu den höhern Ämtern der Verwaltung vom 14. (27.) Februar 1846 und schließlich das noch geltende Gesetz über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst vom 11. März 1879. Für die Landräte kommen noch hinzu verschiedne einzelne Erlasse, das Regulativ über die Prüfungen der Landratsamtskandidaten vom 13. Mai (10. Juli) 1838 und die Kreisordnungen der siebziger und der achtziger Jahre.

Innerlich bedeutet diese Entwicklung ein allmähliches Hinabgleiten von einer stolzen Höhe. Das einzige Erfreuliche an ihr ist, daß wenigstens eine besondre Verwaltungslaufbahn erhalten blieb; anscheinend ist das Stein zu verdanken.

Die Verschlechterung gegen den frühern Zustand zeigt sich in verschiednen Richtungen.

Zunächst änderte sich die Zuständigkeit für die Personalsachen. Zwar blieb der Anteil der Krone an der Erledigung dieser Angelegenheiten wenigstens in dem Umfang erhalten, den er 1786 angenommen hatte. Aber es traten nun an die Stelle des großen Kollegiums des Generaldirektoriums die beiden neu geschaffnen Minister des Innern und der Finanzen, in deren Ministerien, abgesehen von der Militär- und der Justizverwaltung, die ganze innere Staatsverwaltung zusammengefaßt worden war. Es bestand jedoch anscheinend eine Teilung der Geschäfte dahin, daß für die Personalien der Landräte der Minister des Innern, für die der andern Beamten der Finanzminister ausschließlich zuständig war. Erst später — wenn ich recht unterrichtet bin, unter dem Minister von Puttkamer — wurden wohl aus politischen Gründen sämtliche Personalsachen im Ministerium des Innern vereinigt. Nur bei der Besetzung der Stellen der Domänen- und der Steuerdepartementsräte sind das Landwirtschaftsministerium und das Finanzministerium als solches beteiligt. Endlich hat das gesamte Staatsministerium die Vorschläge für die Besetzung

der höhern Stellen, vom Oberregierungsrat an aufwärts, zu machen. Dies ist aber anscheinend nur eine Form; den Ausschlag gibt auch hier allein der Minister des Innern. In der Provinzialinstanz wurde schon in der Steinschen Regierungsinstruktion die Bearbeitung aller Personalsachen, namentlich auch die Annahme der Regierungsreferendarien und die Ausfertigung der Konduitenlisten nicht dem Plenum der an die Stelle der Kriegs- und Domänenkammern getretnen Regierungen übertragen, sondern dem Regierungspräsidium, d. h. dem aus dem Präsidenten und den Abteilungsdirigenten der Regierungen bestehenden kleinern Kollegium, das der nächste Vorgesetzte aller Mitglieder und Beamten der Regierung war und den ganzen innern Dienst zu ordnen und zu leiten hatte. Immerhin bot diese Regelung noch einen weitgehenden Schutz gegen Willkür und Ungerechtigkeit. Aber dieses änderte schon bald die Kabinettsorder vom 31. Dezember 1825, die die Befugnisse des Regierungspräsidiums auf den Regierungspräsidenten allein übertrug. Von dieser Zeit an bearbeitete also dieser die Personalangelegenheiten seiner Behörde ganz selbständig. Das Regulativ von 1846 hat dies beibehalten. —

Eine weitere verhängnisvolle Änderung gegen früher war, daß die Anforderungen an die Tüchtigkeit und die Leistungsfähigkeit der Verwaltungsbeamten herabgesetzt wurden. So findet sich von jetzt ab keine Andeutung mehr davon, daß ein Verwaltungsbeamter einen hellen, offnen Kopf oder gesunden natürlichen Verstand haben müsse, wie die beiden großen Könige des achtzehnten Jahrhunderts nicht müde wurden, zu wiederholen. Man war inzwischen höflicher geworden und wollte es, wie Vincke in der schon erwähnten Denkschrift beklagte, mit niemand verderben und niemand verletzen. Die Vorbildung der zukünftigen höhern Verwaltungsbeamten mußte jetzt allerdings besser sein. Sekretäre und Schreiber konnten nun nicht mehr in die höhere Laufbahn kommen. Vielmehr mußte schon nach der Instruktion von 1808 jeder zukünftige Regierungsreferendar auf einer Universität gründliche Studien auf allen für die Verwaltung wichtigen Gebieten getrieben haben. Die Instruktion von 1817 fügte Bestimmungen hinzu, die an sich geeignet gewesen wären, eine bessere juristische Vorbildung der zukünftigen Verwaltungsbeamten zu sichern; sie verlangte, daß der Regierungsreferendar womöglich als Auskultator bei Gerichten gearbeitet habe. Das Regulativ von 1846 ging noch weiter; es schrieb vor, daß der zukünftige Regierungsreferendar entweder die zweite juristische Prüfung zum Referendar bei einem Obergericht genügend bestanden oder doch das Zeugnis der Reife für diese Prüfung erlangt und eine vom Obergericht für probemäßig erklärte Proberelation geliefert haben müsse. Dies alles bedeutete jedoch nicht sehr viel. Wie ich von ältern Juristen erfahren habe, waren vor 1869 die juristischen Prüfungen durchweg leicht und kaum zu verfehlen. Auch die Prüfung über volkswirtschaftliche und staatswissenschaftliche Gebiete, die der Regierungsreferendar nach den Instruktionen von 1808, 1817 und dem Regulativ von 1846 vor der endgiltigen Übernahme zur Verwaltung vor einer aus Mitgliedern der Regierung bestehenden Kommission ablegen mußte, soll eine bloße Form gewesen sein. Und schließlich wurden diese, wie man sieht, zweifelhaften Fortschritte gegen früher aber reichlich dadurch aufgewogen, daß den

Verwaltungsbeamten im Laufe der Zeit immer mehr die Sachkenntnis und namentlich die Kenntnis des praktischen Lebens verloren ging. Die Steinsche Instruktion von 1808 verlangte noch, in offenbarer Anlehnung an die Instruktion Friedrichs des Großen von 1748, von jedem Regierungsreferendar, daß er wenigstens ein Jahr hindurch Gelegenheit gehabt habe, praktische Kenntnisse von den vorzüglichsten Gewerben, besonders der Landwirtschaft, zu erwerben. Aber schon nach der Regierungsinstruktion von 1817 sollte der Regierungsreferendar nur womöglich praktische Kenntnisse von der Landwirtschaft oder einem andern Hauptgewerbe erlangt haben; auch war die Zeit nicht bestimmt, die er diesem Zweige der Ausbildung widmen solle. Deshalb kam die praktische Beschäftigung der zukünftigen Verwaltungsbeamten auf dem Lande allmählich außer Übung; sie scheint schon vor 1840 verschwunden zu sein. Das Regulativ von 1846 kannte eine solche praktische Beschäftigung überhaupt nicht mehr, sondern forderte nur noch eine allgemeine theoretische Bekanntschaft mit den kameralistischen Hilfswissenschaften, „insbesondre auch mit der Landwirtschaftslehre.“ So war ein Jahrhundert nach der Instruktion von 1748 an die Stelle praktischer Sachkunde oberflächliches theoretisches Wissen getreten. —

Während auf diese Weise einerseits die Leistungsfähigkeit der eigentlichen Verwaltungsbeamten allmählich bedenklich abnahm, drangen andrerseits immer mehr Juristen in die Verwaltungsstellen ein, also Beamte, denen jede besondre Schulung für den Verwaltungsdienst fehlte. Ermöglicht wurde dies dadurch, daß es früher keine Stellen gab, die den Verwaltungsbeamten ausschließlich vorbehalten waren, sodaß der Jurist ohne weiteres für jede nicht technische Verwaltungsstelle befähigt war. Allerdings wurden Juristen in der Zeit bis 1869 anscheinend nicht unmittelbar in die Verwaltungsstellen übernommen, vielmehr mußten sie sich erst als Justitiare oder in besondern Verwaltungszweigen „bewährt“ haben. Die zeitlich erste Einfallpforte des Juristen in die Verwaltung war das Justitiariat. Nach den Instruktionen von 1808 und von 1817 sollte jede Regierung die nötige Anzahl Justitiare haben, die als Rechtsgutachter ihrer Behörde darauf zu sehen hatten, daß nichts gesetzwidriges beschlossen werde, und daß die fiskalischen Prozesse gründlich geführt würden. Ein Unterschied zwischen privatrechtlichen und öffentlichrechtlichen Fragen wird dabei nicht gemacht. Dadurch waren die Verwaltungsbeamten in die Stelle von Technikern zurückgedrängt. Daneben haben die Justitiarien aber von Anfang an ebenso wie die andern Mitglieder der Regierung ein besondres Departement. Sie wurden also überall von vornherein in Verwaltungssachen beschäftigt; ein Übertritt aus der Justitiarstellung in die eines reinen Verwaltungsdezernenten war infolgedessen leicht, und viele werden ihn vollzogen haben. Von den besondern Verwaltungen hat namentlich die sogenannte landwirtschaftliche Verwaltung, der die Durchführung der Agrargesetzgebung des vorigen Jahrhunderts oblag und noch obliegt, viele Juristen an die allgemeine Verwaltung abgegeben, da manche dieser Behörden, die durchweg mit Juristen besetzt waren, entweder von vornherein mit Regierungen verbunden waren oder später unter Übernahme des gesamten Beamtenpersonals mit solchen vereinigt wurden. Auch gab es eine Zeit, wo man die höhern Beamten der landwirtschaftlichen Verwaltung

mit besondrer Vorliebe in die allgemeine Verwaltung übernahm, da man ihnen eine große praktische Erfahrung zuschrieb. Aber auch die juristisch gebildeten Mitglieder andrer Verwaltungen, z. B. der Provinzialschulkollegien, der Konsistorien, der Regierungsabteilungen für indirekte Steuern, die früher hier und da bestanden, fanden recht häufig ein dauerndes Unterkommen bei der allgemeinen Verwaltung.

Schließlich wurde dann Ende der sechziger Jahre die Verwaltung fast für ein halbes Menschenalter dem Gerichtsassessor einfach ausgeliefert. Wie dies kam, ist sehr bezeichnend für den Einfluß, den die Justiz allmählich über die Verwaltung gewonnen hatte. Durch einen Erlaß der Minister des Innern und der Finanzen vom 30. Mai 1868 wurde nämlich mit einem Federstrich die besondre Verwaltungsausbildung geschlossen. Man begründete diese Maßregel damit, daß sich bei dem bisherigen Verfahren allerhand Mißstände ergeben hätten, mit deren Beseitigung man sich beschäftige. Außerdem sei durch die Übernahme der Verwaltungsbeamten aus den neu erworbnen Provinzen eine solche Überfüllung der Verwaltungslaufbahn entstanden, daß ein weiterer Zufluß aufgehalten werden müsse. Wie man sich an maßgebender Stelle die Beseitigung der angeblichen Mißstände dachte, zeigte der etwa zu derselben Zeit vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Befähigung zum höhern Justizdienst, aus dem das noch geltende Gesetz vom 6. Mai 1869 hervorging. Darin war für die Gerichtsreferendarien neben einer dreijährigen Beschäftigung bei Gerichten und bei Rechtsanwälten eine einjährige Beschäftigung bei Verwaltungsbehörden vorgesehen. Es war demnach offenbar die Absicht, in Zukunft die höhern Verwaltungsbeamten einfach aus den so vorgebildeten Gerichtsassessoren zu entnehmen. Jedenfalls glaubte es der Landtag, der deshalb diesen Vorschlag aus politischen Gründen ablehnte. Im übrigen wurde der Entwurf angenommen. Es wurde dadurch namentlich die frühere Referendarprüfung beseitigt. Damit fiel aber eine wesentliche Voraussetzung für die Übernahme der Gerichtsreferendarien in die Verwaltung, und es blieb dieser nichts andres übrig, als ihre höhern Beamten durch Gerichtsassessoren zu ergänzen. Dieser Zustand hat bestanden bis zu dem vollständigen Inkrafttreten des Gesetzes vom 11. März 1879, also bis in den Anfang der achtziger Jahre hinein. Die Folgen dieser Entwicklung sind aber jetzt noch nicht überwunden. Namentlich hängt damit zusammen, daß eine ganze Anzahl der noch tätigen ältern Verwaltungsbeamten, besonders solche, die sich jetzt in den leitenden Stellungen der Zentral- oder Provinzialbehörden befinden, aus der Justiz hervorgegangen ist. —

Von dem durch die starke Vermehrung der Juristen in der Verwaltung bezeichneten Standpunkt, daß keine besondre Schulung für den Verwaltungsbeamten mehr nötig sei, zu dem weitern, daß es einer Fachbildung überhaupt nicht bedürfe, sondern daß irgendwelche allgemeine Bildung und im übrigen der „gesunde Menschenverstand" genügten, in der Verwaltung tüchtiges zu leisten, ist nur ein kleiner Schritt. Die preußische Verwaltung vollzog diesen Übergang zum Dilettantismus schlechthin auch bald. Die ersten Ansätze dazu finden sich schon unter Friedrich Wilhelm dem Dritten. Zur vollen Blüte kommt diese Entwicklung aber unter seinem Nachfolger, der zum Beispiel, wie Treitschke

erzählt, womöglich alle Oberpräsidentenstellen des Staates mit vornehmen Grundherren besetzen wollte, die nach dem Vorbilde der englischen Lordleutnants den Adel ihrer Provinz in ihrem gastfreien Hause vereinigen sollten. Treitschke nennt in einem andern Zusammenhang den Dilettantismus geradezu den Fluch der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten.

Bedauerlicherweise machte sich dieser Dilettantismus gerade in einem Amte breit, das inzwischen sehr wichtig geworden war, dem Landratsamte.

Im alten Staat erstreckte sich die Wirksamkeit des Landrats allein auf das platte Land ohne die Domänenämter. Im Jahre 1809 wurde ihm jedoch auch die polizeiliche Aufsicht über die Domänenämter und die Städte übertragen, in denen keine eigne Polizeibehörde bestand. Diesen Städten gegenüber trat er also an die Stelle des Steuerrats, der von selbst verschwand.

Schon im alten Staate hatten der Minister von Schrötter und die Chefs des niedersächsischen und des pommerschen Departements eine ähnliche Maßnahme geplant. Schrötter war sich aber bewußt, daß zur Durchführung einer solchen Organisation höhere Anforderungen an die Befähigung der Landräte gestellt werden müßten. Er erwirkte deshalb eine Kabinettsorder vom 18. Mai 1806, durch die bestimmt wurde, daß die kameralistische Oberexaminationskommission die Kandidaten für die Landratsämter in seinem Departement ebenso gründlich prüfen solle wie die angehenden Kriegs- und Domänenräte, und daß deshalb die Prüfung nicht, wie bisher vielfach, auf einzelne besondre, für einen Landrat wichtigere Gegenstände beschränkt werden dürfe, sondern auf alle wichtigen Zweige der Staatswissenschaften ausgedehnt werden müsse. Auch wurde der Minister ermächtigt, nötigenfalls auch nicht angesessene Personen zu Landräten vorzuschlagen. Man erwartet nach diesem Vorgang, daß man auf diese strengern Anforderungen an die Befähigung der Landräte zurückgekommen wäre, nachdem durch die ebenerwähnte Anordnung von 1809, dann durch das Gendarmerieedikt von 1812 und schließlich endgiltig durch die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden vom 30. April 1815 die Kreise zu einem Stadt und Land gemeinsam umfassenden staatlichen Verwaltungsbezirk geworden waren. Ein Anlauf dazu wurde auch gemacht. Eine Verordnung vom 11. Juni 1816 bestimmte zwar, daß auch in Zukunft die Landräte allenthalben von den Kreisständen aus der Zahl der Rittergutsbesitzer oder andrer notabler Gutsbesitzer zu wählen seien, aber sie verlangte doch von diesen Landräten eine besondre Befähigung. Und zwar sollten diese Befähigung nach der vorläufigen Instruktion für die Landräte vom 31. Dezember 1816 nur haben Regierungsassessoren, Oberlandesgerichtsassessoren oder solche Personen, die nach einer praktischen Tätigkeit als Hilfsarbeiter oder Referendarien bei Provinzialbehörden oder auf einem Landratsamt die vorgeschriebne Prüfung vor der kameralistischen Oberexaminationskommission bestanden hatten. Nur dann konnte ausnahmweise auch die Prüfung vor einer Provinzialkommission abgelegt werden, wenn die Oberexaminationskommission wenigstens die Proberelation anerkannt hatte. Dabei wurden die Regierungen noch ausdrücklich angewiesen, sich von den bisher allein im Justizfach beschäftigten Subjekten die Überzeugung zu verschaffen, daß es diesen auch an den nötigen ökonomischen, technischen und

militärischen Kenntnissen nicht fehle. Aber diese Instruktion hat niemals Gesetzeskraft erlangt, und so konnte denn schon ein Ministerialerlaß von 1818 bestimmen, daß für einen Landratsamtskandidaten das Bestehen einer Prüfung vor dem Regierungspräsidium genüge, die außerdem sehr viel einfacher war als die Prüfung der Instruktion von 1816, da sie nicht auf die gelehrten Kenntnisse, sondern nur auf die praktische Brauchbarkeit der Kandidaten gerichtet werden sollte. Außerdem konnte aber von ihr dispensiert werden, und das ist für die ganze spätere Zeit verhängnisvoll geworden. Denn diese Dispensationsbefugnis ist vor allem in das Regulativ von 1838 übergegangen und hat von dieser Zeit an bis jetzt für alle von den Kreisvertretungen gewählten oder vorgeschlagnen Landratsamtskandidaten gegolten, die nicht höhere Verwaltungs- oder Justizbeamte oder Regierungsreferendare mit der Reife zur zweiten kameralistischen Prüfung waren. Und von dieser Dispensationsbefugnis muß in weitem Umfange Gebrauch gemacht worden sein. Es hätten zum Beispiel alle die vielen Herren, die im Laufe des letzten Menschenalters auf Vorschlag ihrer Kreistage, ohne Assessoren oder voll ausgebildete Referendare zu sein, Landräte in ihren Heimatskreisen geworden sind, diese Prüfung machen müssen. Meines Wissens ist dies aber niemals von einem dieser Herren verlangt worden. Und dabei war diese Prüfung sehr einseitig und leicht, eine vollständige Komödie. So durfte zum Beispiel ein Prüfling von der mündlichen Prüfung nur dann zurückgewiesen werden, wenn der Ausfall der schriftlichen Prüfung den gänzlichen Mangel der nötigen Vorbildung dargetan hatte.

So ist es gekommen, daß im vorigen Jahrhundert, namentlich im Osten der Monarchie, viele Landratsämter, sicherlich oft die Mehrzahl, mit Landräten besetzt waren, denen eine berufsmäßige Vorbildung fehlte.*) Welchen Einfluß diese Tatsache auf die wirtschaftliche und die sonstige Entwicklung gerade des Ostens gehabt haben muß, habe ich in meinem ersten Aufsatz schon angedeutet. —

In engem innerm Zusammenhang mit der eben geschilderten Entwicklung steht es, daß man in dieser Zeit in vielen Fällen in wichtige leitende Verwaltungsstellen Männer nahm, die in sie ihrer Jugend wegen, oder weil sie bisher der Verwaltung ganz fern gestanden hatten, günstigstenfalls gewisse allgemeine Kenntnisse oder formale Fertigkeiten, nimmer aber die nötigen Fachkenntnisse oder die für ein gedeihliches Wirken in der neuen Stellung unentbehrlichen praktischen Erfahrungen mitbringen konnten. So wurden zum Beispiel

*) Nach dem Bericht der Kommission des Abgeordnetenhauses zur Vorberatung des gleich zu erwähnenden Gesetzentwurfs vom 15. Januar 1875 wurden seit dem 1. Januar 1865 bis zum 31. Dezember 1874 321 Landräte angestellt. Davon waren 213 (= 66,4 vom Hundert) höhere Justizbeamte, 32 (= 10 v. H.) frühere Referendare, 51 (= 15,6 v. H.) ohne besondre Befähigung oder überhaupt 108 (= 29,7 v. H.) nicht höhere Verwaltungsbeamte. Hiernach könnte es scheinen, als ob die Zahl der nicht ausreichend ausgebildeten Landräte nicht so groß gewesen sein könnte. Aber diese Zahlen geben ein falsches Bild; denn in ihnen sind offenbar alle die Landräte enthalten, die in den 1866 neu erworbnen Landesteilen angestellt wurden. Und diese Landräte waren wohl ausnahmlos Berufsbeamte mit der Befähigung für die höhere Verwaltung. Auch reicht ein Zeitraum von zehn Jahren nicht aus. Man müßte bis 1815 zurückgehn und dabei die alten und die neuen Provinzen auseinanderhalten und auch die Provinz Posen besonders behandeln, wenn man brauchbare Zahlen bekommen will.

Juristen, die in der Justizverwaltung alt und grau geworden waren, plötzlich Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Vortragende Räte, Direktoren oder Unterstaatssekretäre in Verwaltungsministerien oder dergleichen. Oder man nahm junge Assessoren, womöglich Gerichtsassessoren, häufig unmittelbar aus dem Examen heraus in die Ministerien oder in andre Zentralbehörden, wo sie dann zu Vortragenden Räten, Direktoren oder Unterstaatssekretären aufstiegen. Und nicht wenige dieser Herren wurden später, nachdem sie lange Jahre am grünen Tische, fern vom praktischen Leben, in ganz einseitigen Referaten tätig gewesen waren, eines schönen Tags Regierungspräsidenten oder Oberpräsidenten und damit zur Entscheidung der schwierigsten und vielseitigsten Fragen der praktischen Verwaltung berufen.

Nur zwei Beispiele aus meiner reichen Sammlung: Als Nachfolger Schöns, der, was man auch gegen den Politiker sagen mag, doch ein hervorragender praktischer Verwaltungsbeamter war, wurde ein Oberlandesgerichtspräsident berufen, der zwar ein tüchtiger Jurist gewesen sein soll, die Verwaltung aber gar nicht kannte und deshalb in ihr auch nichts leistete. Das andre Beispiel ist der Oberpräsident von Beurmann in Posen. Er erscheint zum erstenmal im Jahre 1832 im Staatshandbuch als Regierungsrat bei der Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten in Potsdam und war wahrscheinlich Jurist.*) Im Jahre 1836 trat er in die bei derselben Regierung bestehende Abteilung für indirekte Steuern über. Zwei Jahre später wurde er Vortragender Rat in der Steuerabteilung des Finanzministeriums, und dies blieb er auch in den beiden folgenden Jahren. Obgleich er also in der Verwaltung nur ganz einseitig beschäftigt und ausgebildet worden war, wurde er 1841 Vizepräsident, 1843 aber Chefpräsident der Regierung in Posen und schon im nächsten Jahre Oberpräsident der Provinz Posen. In dieser Stellung erlebte er den Polenaufruhr von 1846 bis 1848. Aber er zeigte sich seiner Aufgabe als leitender Verwaltungsbeamter der Provinz nicht gewachsen. Nach dem Urteil des bekannten Generals Heinrich von Brandt und des Verfassers des Büchleins „Im Polenaufruhr,"**) des spätern Regierungspräsidenten Freiherrn von Juncker, der den Aufruhr als Landrat eines posenschen Kreises durchmachen mußte, also eines urteilsfähigen Mannes, fehlten ihm vor allem die Initiative und die nötige Entschlossenheit des Handelns. Kein Wunder! Wie hätte er diese Eigenschaften am grünen Tische der Steuerverwaltung erwerben oder ausbilden können?

Das Gesetz vom 11. März 1879 über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst ist aus einem Gesetzentwurf hervorgegangen, den die Staatsregierung, vertreten durch die Minister des Innern und der Finanzen, auf das wiederholte Drängen des Abgeordnetenhauses diesem endlich unter dem 15. Januar 1875 vorgelegt hatte. Der Entwurf schloß sich nach der ihm bei-

*) Ich schließe dies daraus, daß er bis dahin im Staatshandbuch überhaupt nicht erwähnt wird, während Regierungsassessoren auch schon damals dort aufgeführt wurden. Er wird also Gerichtsassessor gewesen sein, der 1832 als Regierungsrat in die Verwaltung übernommen wurde.

**) Gotha, 1894.

gegebnen Begründung dem Regulativ von 1846 so weit an, als sich dieses bewährt habe. Im übrigen wollte er versuchen, die Mängel dieses Regulativs zu beseitigen und „in Festhaltung an den guten Traditionen der preußischen Verwaltung den gegenwärtigen Bedürfnissen des Staates Rechnung tragen."

Demgemäß ging er vor allem von der Notwendigkeit einer besondern Ausbildung der Verwaltungsbeamten aus. Die Begründung legt unter Berufung auf Männer wie Hoffmann, Beuth, Kühne umständlich dar, daß das Studium der Volkswirtschaft und der Finanzwissenschaft ein Lebenselement für die wissenschaftliche Vorbildung der Verwaltungsbeamten sei und bleiben müsse, daß dazu aber noch während der praktischen Vorbereitungszeit die genauere Bekanntschaft mit den Formen und den Bedingungen des öffentlichen Lebens, des Verwaltungsrechts und der Verwaltungspraxis treten müsse. Den Vorschlag, die Mitglieder der höhern Verwaltungsbehörden aus den Juristen zu entnehmen, lehnt die Begründung ab. Es müsse dahingestellt bleiben, ob sich die Juristen in der Verwaltung überhaupt immer als tüchtiger erwiesen hätten als die andern Mitglieder und als geeigneter erachtet worden wären, in höhere Stellen befördert zu werden, da jedenfalls immer in den obersten Stellungen Männer gewesen wären, die aus der Verwaltungslaufbahn hervorgegangen seien. Auch seien die höhern Verwaltungsbehörden seit einem Zeitraum von mehr als hundert*) Jahren vorwiegend mit Beamten besetzt gewesen, die nur die Verwaltungslaufbahn durchgemacht hätten, denen deshalb ein großer Anteil der Anerkennung zugeschrieben werden müsse, die sich die Verwaltung im Laufe der Zeiten erworben habe. Wenn die Befähigung für den höhern Justizdienst allein den Anspruch verleihen solle, auch im Verwaltungsfache angestellt zu werden, so würde die Verwaltung gegen das bisherige System bedeutend schlechter gestellt sein. Es würde auf einer Illusion beruhen, die Leistungen der bisher zur Verwaltung übernommnen Juristen von allen zu erwarten, die die juristischen Prüfungen bestanden hätten. Denn diese beförderten ausschließlich die juristische Bildung; der Jurist erlange keine Kenntnis von den Verwaltungseinrichtungen und dem Verwaltungsrecht. Es liege also die Gefahr nahe, daß ein solcher in die Verwaltung übernommner Jurist die praktischen Anforderungen des Lebens mit der Anwendung des geschriebnen Rechts um so schwerer in Übereinstimmung zu bringen wissen werde, je weniger er jene aus eigner Erfahrung kennen gelernt habe. Auch könne er sich eine gründliche Kenntnis der Volkswirtschaftslehre und der Finanzwissenschaft, die zur befriedigenden Wahrnehmung der Pflichten des Verwaltungsbeamten unerläßlich sei, aber nur durch früh beginnendes Studium erlangt werden könne, auf diesem Wege nicht mehr aneignen.

Treffliche Worte! Sehen wir nun zu, wie sie verwirklicht worden sind!

Erreicht wurde zunächst, daß die besondre Verwaltungslaufbahn wieder eingeführt wurde. Auch sind jetzt zum erstenmal die Verwaltungsstellen genau bestimmt, die nur mit solchen Beamten besetzt werden dürfen, die die durch das Gesetz vorgeschriebne Befähigung haben. Nach dem Entwurf sollten dies nur die Stellen der Regierungsmitglieder sein. Die Kommission des Abgeordneten-

*) Wie meine frühere Darstellung zeigt, hätte man sagen müssen: hundertundfünfzig Jahre.

hauses hat noch die Stellen der Abteilungsdirigenten der Regierungen, der Regierungspräsidenten und der Landräte hinzugefügt. Gegen die Aufnahme der Regierungspräsidentenstellen erhoben die Kommissare Widerspruch, da diese eminent politische Beamte seien, bei deren Auswahl die Regierung volle Bewegungsfreiheit haben müsse. Die Mehrheit der Kommission meinte jedoch, daß diese Begründung höchstens auf die Oberpräsidenten zutreffe. In diese Stellen müsse die Staatsregierung allerdings hervorragende Männer berufen können, die ihr Vertrauen hätten und sich, ohne berufsmäßige Beamte zu sein, im Leben bewährt hätten. Die Regierungspräsidenten seien aber mehr Verwaltungsbeamte geworden, für die eine berufsmäßige Schulung äußerst erwünscht sei. Die Regierungspräsidentenstellen sind später aus dem Gesetz gestrichen worden. Der Zugang zu den Landratsstellen ist aber, soweit im einzelnen Falle nicht die verschiednen Kreisordnungen und das Regulativ von 1838 maßgebend sind, auch Gerichtsassessoren eröffnet worden.

Über die körperlichen und die geistigen Eigenschaften der zukünftigen Verwaltungsbeamten enthalten weder das Gesetz (wo nach unsern heutigen Anschauungen dafür allerdings auch kein Platz gewesen wäre) noch auch die Ausführungsbestimmungen ein Wort.

Die Ausbildung sollte nach dem Entwurf folgendermaßen verlaufen: Zunächst ein dreijähriges Studium der Rechte und der Staatswissenschaften auf einer Universität, dann das erste juristische Examen nach dem Gesetz über die Befähigung für den höhern Justizdienst, darauf eine zweijährige Beschäftigung bei Justizbehörden, ebenfalls ganz nach den für die Gerichtsreferendarien geltenden Bestimmungen, dann, vor der Übernahme zur Verwaltung, Ablegung eines Tentamens vor einer besonders sorgfältig zusammengesetzten Prüfungsbehörde zum Nachweise, daß sich der Bewerber mit den Staatswissenschaften vertraut gemacht, sich die Hauptgrundsätze der Nationalökonomie, der Polizei- und der Finanzwissenschaft angeeignet und wenigstens allgemeine Bekanntschaft mit den kameralistischen Hilfswissenschaften erlangt habe, dann eine zweijährige Beschäftigung bei einer Regierung, einem Bezirksverwaltungsgericht, einem Landrat und einer Stadtgemeinde und schließlich die zweite große Prüfung über das gesamte in Preußen geltende öffentliche und private Recht und über die Volkswirtschafts- und Finanzpolitik. Das Tentamen wurde schon von der Kommission des Abgeordnetenhauses gestrichen, aber nur aus praktischen Gründen, und ersetzt durch eine Prüfung in den Staatswissenschaften und in der Nationalökonomie, die mit dem ersten juristischen Examen verbunden werden sollte — trotz dem Widerspruch der Regierungskommissare, die geltend machten, daß der Kandidat durch diese Abänderung gezwungen werde, sich schon beim Verlassen der Universität zu entscheiden, ob er sich der Verwaltung zuwenden wolle. Die Kommission blieb aber bei ihrem Beschluß, da die juristische und die Verwaltungslaufbahn schon deshalb unmittelbar nach der Universitätszeit getrennt werden müßten, weil die Beschäftigung des künftigen Verwaltungsbeamten bei den Gerichten anders sein müsse als die des künftigen Richters. Bei den spätern Verhandlungen über den Gesetzentwurf wurde die von der Kommission beschlossene Prüfung ebenfalls wieder beseitigt; es blieb als Abschluß der Universitätsstudien

nur die erste juristische Prüfung der Anwärter für den höhern Justizdienst. Sonst wurde der Entwurf angenommen. Namentlich wurde ein Antrag, den Vorbereitungsdienst bei den Gerichtsbehörden auf ein Jahr zu verkürzen und dafür den bei den Verwaltungsbehörden auf drei Jahre zu verlängern, auf den Widerspruch der Vertreter der Staatsregierung abgelehnt, weil der Vorbereitungsdienst bei den Gerichten erst im zweiten Jahre für den Referendar recht fruchtbar werde, und weil die Einrichtung der Verwaltungsgerichtsbarkeit die richterliche Ausbildung für die Verwaltungsbeamten künftig noch wichtiger mache als bisher.

Eine wichtige Aufgabe des Gesetzes war, die Befähigung der Juristen für die Verwaltungsstellen grundsätzlich zu regeln. Der Entwurf schlug zu diesem Zweck dreierlei vor. Es sollten 1. Justitiarien nach dreijähriger Beschäftigung als solche bei Verwaltungsbehörden von den Ministern des Innern und der Finanzen „auch ausschließlich mit der Bearbeitung von Verwaltungssachen betraut werden“ können, 2. dieselben Minister berechtigt sein, die Stelle eines Mitglieds einer Regierung solchen Juristen zu übertragen, die wenigstens fünf Jahre in der landwirtschaftlichen Verwaltung oder als Landräte oder in ähnlichen praktischen Stellungen tätig gewesen seien, 3. Juristen nach fünfjähriger Tätigkeit in der Justizverwaltung zur großen Verwaltungsprüfung zugelassen werden können. Der dritte Vorschlag, der einen bedenklichen Mangel an Folgerichtigkeit bekundete, wurde in der Kommission ohne weiteres abgelehnt. Aus den beiden ersten Vorschlägen ging die jetzt geltende Bestimmung des Paragraphen 12 des Gesetzes hervor. Danach sind die genannten Minister ermächtigt, Juristen, die drei Jahre lang in der angegebnen Weise in der Verwaltung beschäftigt gewesen sind, für befähigt für den höhern Verwaltungsdienst zu erklären.

Zu erwähnen sind schließlich noch die Bestimmungen des Gesetzes über die Zuständigkeit in den Angelegenheiten, die in seinen Rahmen fallen. Der Entwurf hatte die Entscheidung in allen diesen Sachen ganz den Ministern des Innern und der Finanzen übertragen. Diese Minister sollten die Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz erlassen. An sie mußte der Gerichtsreferendar den Antrag auf Übernahme in die Verwaltung richten. Dieselben Minister ernannten ihn zum Regierungsreferendar bei einer von ihnen bestimmten Regierung, gaben später der Prüfungskommission den Auftrag zur Prüfung und ernannten ihn nach bestandner Prüfung zum Regierungsassessor. Diese Vorschläge wurden aber nicht durchweg angenommen. So übertrug die Kommission des Abgeordnetenhauses den Erlaß der zur Ausführung des Gesetzes nötigen Anordnungen dem Staatsministerium, weil sie glaubte, daß kein Grund vorliege, von dem Regulativ von 1846 abzugehn, das vom Staatsministerium erlassen sei und die Oberexaminationskommission dem Staatsministerium unterordne. Andrerseits übertrug die Kommission die Annahme und die Ernennung der Regierungsreferendarien dem Oberpräsidenten. Die große Mehrheit der Kommission ging davon aus, daß ebenso, wie die Gerichtsreferendarien nicht vom Justizminister, sondern von dem Präsidenten des Oberappellationsgerichts ernannt würden, bei dem sie sich zur Beschäftigung meldeten, so auch kein

Grund vorliege, mit der Ernennung der Regierungsreferendarien die betreffenden Ressortminister zu beauftragen. Die Regierungsvorlage widerspreche in dieser Hinsicht dem Grundsatze, daß die Zentralregierung im Staate von allen ihr nicht notwendig zukommenden Geschäften möglichst zu entlasten sei. Bei den spätern Verhandlungen wurden dann anstatt der Oberpräsidenten die Regierungspräsidenten mit der Ernennung der Regierungsreferendarien betraut, sodaß diesen nunmehr nicht nur die Ausbildung, sondern auch die noch viel schwierigere Aufgabe der Auswahl des Nachwuchses der Verwaltung obliegt.

(Fortsetzung folgt)



Eine Verspottung der radikalen Demokratie im Altertum

(Schluß)



leon bediente sich mit Vorliebe technischer Ausdrücke aus der Handwerkersprache, wie hier „zimmern“ und „leimen,“ weil diese der großen Menge immer am verständlichsten sind. Aber auch der Wursthändler kann mit dergleichen dienen:

> Ich weiß es wohl, was du mit den Spartanern
> Geschmiedet; die gefangnen Spartiaten
> Hast du gestrebt zu lösen, zu befreien
> Und die Athener schnöde zu verraten.

Das sind die Vorspiele. Da der Paphlagonier in keinem Gange des Zweikampfes einen Vorteil errungen hat, so eilt er hinweg, um seine Feinde vor dem Rate der Fünfhundert zu verklagen. Der Wursthändler legt seine Messer und Därme beiseite, verschluckt, als ob er ein Hahn wäre, der zu einem Hahnengefecht gefüttert wird, auf den Rat des Chors etwas Knoblauch, damit er hitziger zum Kampfe werde, und folgt dann seinem Gegner. Die Bühne wird leer, der Chor bleibt allein in der Orchestra zurück.

Es folgt die sogenannte Parabase, in der sich der Dichter durch den Mund des Chorführers direkt an das Publikum wendet. Er setzt auseinander, weshalb er jetzt zum erstenmal mit einer Komödie unter eignem Namen aufgetreten sei. Daran schließt sich eine Anrufung der Götter, Preis der Vorfahren der Athener und ihres uneigennützigen Patriotismus, sowie andres. Eine engere Beziehung zwischen dem Gange der Handlung und der Parabase besteht nicht.

Nun kehrt der Wursthändler zurück und erzählt, wie er vor dem Rate den Sieg errungen habe. Der Paphlagonier sei mit seinen Verleumdungen gegen die Ritter zunächst freilich nicht ohne Eindruck geblieben. Er selbst habe indessen in der Stille alle die Götter der Gasse angerufen, ihm Unverschämtheit zu verleihen, und sei dann, ohne auf die Anklage einzugehn, mit der Nachricht herausgeplatzt, daß noch nie die Sardellen so wohlfeil gewesen wären. (Die

Athener liebten diese Speise sehr.) Da habe sich das Antlitz der Ratsherren plötzlich aufgeklärt, und als sie der Paphlagonier stotternd gebeten, noch ein wenig zu verziehn und einen Vortrag über eine politische Frage anzuhören, hätten sie die Prytanen genötigt, schnell den Rat zu entlassen, um nur rasch zu den Fischen zu kommen. Er sei vorausgelaufen, habe allen Schnittlauch auf dem Markte aufgekauft, diesen dann als Gewürz zu den Sardellen den später ankommenden Ratsherren umsonst überlassen und dadurch allgemeine Gunst erlangt.

Jetzt naht wutschnaubend der Paphlagonier und droht mit einer Anklage vor dem Demos. Der Wursthändler schreckt auch davor nicht zurück, und so folgt nun der letzte entscheidende Kampf vor dem souveränen Volke selbst. Kleon ruft in das Haus, und der Demos, ein Greis in ärmlicher Kleidung, tritt heraus. Der Paphlagonier erinnert den Demos an seine Verdienste und fordert ihn auf, die Anmaßungen des Wursthändlers zurückzuweisen. Da die Volksversammlungen in Athen auf der Pnyx stattzufinden pflegten, so waren die steinernen Sitze dieses Versammlungsortes auf der Bühne durch eine steinerne Bank vor dem Hause angedeutet, auf die sich der Greis nunmehr setzt. Eine kleine Entmutigung empfindet der Wursthändler dabei und begründet sie mit diesen Worten:

Weh mir! Zuhause ist er noch vernünftig;
Doch setzt der Alte sich auf diesen Stein,
So sperrt er auf das große Maul, und baldigst
Wird von Verstand er ganz verlassen sein.

Nun beginnt der Kampf. Der Paphlagonier hebt an:

Wie könnte ein Bürger dich lieben, wie ich!
Denn dich zu gewinnen, mein Demos, für mich,
Hat mancher die Schraube der Steuer gespürt,
Ward vielen die Kehle gedrückt und geschnürt.
Nur dich zu bereichern, war stets ich bedacht
Und hatte auf keinen der Bürger sonst acht.

Wursthändler: Daß dieses, mein Demos, nichts Großes, ist klar,
Auch ich will es leisten und Größres fürwahr,
Stehl andern das Brot und setz es dir vor.
Daß dieser dich liebet, das glaubt nur ein Tor.
Bei Marathon schlugst du die Meder mit Macht
Und hast durch die glänzende Tat es vollbracht,
Daß jeder bespricht diesen herrlichen Krieg;
Hochtrabende Reden, sie feiern den Sieg.
Und dennoch bekümmert den Gerber es nicht,
Daß dir es an weicherem Sitze gebricht;
Er läßt dich hier ruhen auf hartem Gestein.
Ich stopfte ein Kissen gar mollig und fein;
Hier nimm es, erheb dich und setz dich darauf!
Der Salamissieger, er steige hinauf!

Damit schiebt er ihm das Kissen unter. Das Geschenk macht Eindruck. Der Demos zeigt sich dankbar gegen seinen Wohltäter, fragt ihn jetzt zum erstenmal nach seiner Herkunft und beteuert, daß er sich als Volksfreund und edler Mann soeben erwiesen habe. Kleon ist betrübt, daß der Demos um

solcher Kleinigkeit willen seinem Widersacher geneigt werde, und sagt, als ihm der Wursthändler allerhand Spitzbübereien vorwirft:

Nur weil ich dich liebe, mein Demos, so heiß,
Mich dieser zu schmähn, zu verdächtigen weiß.

Aber der Demos antwortet ihm:

Sei still! Es ist wahr, was er saget von dir;
Unsaubres betriebest und bargst du vor mir.

Nachdem sich Kleon wieder gesammelt, beruft er sich auf eine Tat, die allen seinen Feinden den Mund stopfen werde, solange noch etwas übrig sei von jenen Pylosschilden. Ich muß hier einschalten, daß die erbeuteten Schilde der Feinde im Tempel der Athene aufgehängt zu werden pflegten. Kleon hatte nun die in Pylos eroberten Schilde ebenfalls an dem genannten Orte aufhängen lassen, aber zufällig waren die Handhaben vorher nicht abgeschnitten worden, wie es sonst Sitte war. Diesen Umstand benutzt der Wursthändler, um seinen Gegner zu verdächtigen, daß er dies absichtlich unterlassen habe, um sie als Waffen für seine Anhänger zu benutzen, wenn er es einmal an der Zeit erachte, sich der Tyrannis zu bemächtigen. Der Demos nimmt die Sache auch sehr ernsthaft, und Kleons Gegenreden tun keine Wirkung. Bald weiß der Wursthändler die Liebe des Paphlagoniers zum Herrn abermals dadurch in Frage zu stellen, daß er den schon einmal erprobten Hebel des Eigennutzes von neuem in Bewegung setzt:

Der du verhandelst große Mengen Leder,
Hast du dem Demos jemals Schuh geschenkt?
Sag, kannst du Liebe stets zu ihm beteuern,
Wenn sie an Opfergaben niemals denkt?
Demos: Nein, beim Apoll, das hat er nie getan.
Wursthändler: Ja, seine Liebe ist ein leerer Wahn.
Ich kaufte diese Schuhe; nimm sie an!
O bitte, trage sie, verehrter Mann!

Damit übergibt er ihm ein Paar Schuhe.

Demos: Dich muß als Freund des Volkes ich begrüßen,
Sehr wohlgesinnt der Stadt und meinen Füßen.

Da Geschenke so großen Eindruck machen, so fährt der Wursthändler damit fort, indem er dem Alten einen Rock verehrt.

Demos: Daran hat nie Themistokles gedacht.
Ob klug sein Plan mit dem Piräus war,
So scheint er im Vergleiche mit dem Rock
Nicht so bedeutend oder größer gar.

Kleon, der sich durch solche Kniffe um die Gunst seines Herrn gebracht sieht, will nun die Geschenke seines Gegners unwirksam machen durch einen Mantel, den er seinem Gönner umhängt. Dieser stinkt jedoch so unerträglich nach faulem Leder, daß der Wursthändler daraus die Verdächtigung herleiten kann, er habe den Demos damit ersticken wollen.

Jetzt ändert der Paphlagonier die Methode, indem er es mit tiefster Untertänigkeit, mit Byzantinismus gegen den Herrn versucht. Der Wursthändler folgt ihm natürlich auch auf diesem Gebiete.

Paphlagonier: Damit du jünger scheinst um viele Jahre,
Laß mich auslesen deine grauen Haare!
Wursthändler: O wische dir mit diesem Hasenschwanz
Die lieben Augen, zu erhöhn den Glanz!
Paphlagonier: Wenn du dich schneuzt, biet ich den Kopf dir dar.
Wursthändler: Nein, wisch die Finger ab an meinem Haar!

An die Stelle der Schmeicheleien gegen den Demos treten dann wieder Drohungen der beiden Gegner widereinander. Kleon will den Wursthändler mit hohen Abgaben schröpfen, indem er ihn in die erste Steuerklasse bringt. Der Händler antwortet mit Schimpfreden und prophezeit dem Paphlagonier den Tod des Erstickens durch seine Freßgier. Der Demos spricht endlich seine volle Zufriedenheit mit dem neuen Freunde aus:

Er scheint mir offenbar ein guter Bürger,
Wie sich seit lange keiner hat gefunden.
Du aber, Gerber, hast mich schnöd mit Knoblauch
Erregt und statt zu lieben mich geschunden.
Jetzt gib den Ring zurück, den du erhalten.
Nicht länger kannst du deines Amtes walten.

Kleon gibt den Ring her. Der Demos betrachtet ihn, findet jedoch, daß dies sein Ring nicht sei. Es ist darauf eine nach Beute schnappende Seemöwe gebildet, die auf einem Felsen sitzend das Volk ankreischt, und der Demos erkennt darin den Ring des Kleonymos, der damals ein gleich Kleon habsüchtiger Mensch und gefräßig wie die Seemöwe war, weshalb er oft von den Komikern verspottet wurde. Der Demos will dem Wursthändler einen andern Ring geben und ihn damit zu seinem Hausverwalter machen; Kleon beschwört ihn jedoch, wenigstens mit der Entscheidung zu warten, bis er seine Orakel gehört habe. Augenblicklich behauptet der Wursthändler, ebenfalls im Besitze von Orakeln zu sein. Da sich der Demos willig zeigt, sie zu hören, so laufen beide weg, um sie zu holen.

In der kurzen dadurch eintretenden Pause preist der Chor den bevorstehenden Sieg seines Klienten und wirft dabei einen Blick auf die Jugend Kleons, der schon als Kind die Sinnesart gehabt habe, die er als Mann zeige:

Seine Freunde und Gespielen,
Die mit ihm zur Schule gingen,
Sagten: „In der Kunst der Töne
Konnt' er keinen Preis erringen,
Liebte keinen Klang und Sang,
Einzig nur den Silberklang.
Bald sein Meister ihn entfernte,
Da er gar nichts andres lernte."

Jetzt kommen die beiden Gegner zurück, bepackt mit einer Menge Schriftrollen.

Paphlagonier: Schau, was ich bring! Und alle sinds noch nicht.
Wursthändler: Auf die Gedärme drückt mir das Gewicht.
Demos: Was ist denn das?
Paphlagonier: Orakel.
Demos: Alle?
Paphlagonier: Ja.
Zuhaus hab ich noch eine Kiste da.
Wursthändler: Bei mir sind aufgespeichert, Roll an Roll,
Der Oberstock, zwei Nebenhäuser voll.

Die Orakel Kleons sind von dem mythischen Seher Bakis, die des Wursthändlers, der seinen Gegner auch in dem Alter der Sprüche zu überbieten sucht, von Glanis, einem von ihm erdichteten ältern Bruder des Bakis. Alle Orakel, die Kleon nun zu seinen Gunsten vorbringt, werden durch entgegenstehende Sprüche des Glanis entkräftet. Teilweise sucht der Wursthändler sie auch anders zu erklären, wodurch ein ganz verschiedner, für den Paphlagonier verderblicher Sinn herauskommt. So in dem folgenden:

Einst in dem heil'gen Athen wird ein Weib einen Löwen gebären,
Welcher im Kampf für das Volk viel schwärmende Mücken besieget.
Hüt ihn und schaff eine Mauer von Holz ihm und eiserne Türme!
Paphlagonier: Was dies bedeutet, weißt du sicherlich.
Demos: Nein, beim Apoll.
Paphlagonier: Der Löwe, das bin ich.
Du sollst mich wohl bewahren und versorgen.
Demos: Wie wunderbar! Das blieb mir ganz verborgen.
Wursthändler: Doch eins in dem Orakel er verschweigt,
Sodaß er dir den tiefen Sinn nicht zeigt:
Von Holz die Mauer und den Turm von Eisen!
Soll ich den Weg dir zum Verständnis weisen?
Demos: Was meint der Gott damit wohl? Sag, was solls?
Wursthändler: Ihn krumm zu schließen im Fünfröhrenholz!

Das Fünfröhrenholz war ein Strafwerkzeug mit fünf Röhren oder Öffnungen für den Hals, die beiden Hände und die beiden Füße des Verbrechers. Kleon sucht den schlechten Eindruck zu verwischen, den diese Deutung auf den Demos macht, indem er in einem neuen Orakel auf seine Tat vor Pylos hinweist, die er nicht müde wird immer wieder hervorzuheben. Doch durch ein entgegenstehendes Orakel des Glanis wird ihm jedes Verdienst dabei abgesprochen:

Dies hat der Gerber getan, als ein Rausch ihm die Sinne umnebelt.

Es ist charakteristisch, daß sich der Wursthändler in seiner Unverschämtheit nicht einmal mehr die Mühe gibt, seine Sprüche mit dem üblichen dunkeln Orakelstile zu schmücken.

Paphlagonier: Ich erblickt' ein Gesicht, wie die Göttin aus goldenem Eimer
Goß Gesundheit und Reichtum herab auf das Volk der Athener.
Wursthändler: Ich auch sah es beim Zeus! Die Eule saß auf der Göttin,
Und Ambrosia strömt auf das Haupt des Demos hernieder,
Doch den Gerber begoß sie mit salzigem Wasser und Knoblauch.

Der Demos entscheidet nun, Glanis sei der weiseste aller Menschen gewesen, und so möge denn der Wursthändler die Leitung seines Haushalts über-

nehmen. Aber noch einmal bittet Kleon um Aufschub; er will den Demos erst noch füttern und hofft dadurch eine Wendung in der Stimmung des Gebieters herbeizuführen. Dieser geht darauf ein. Der von den beiden soll die Zügel der Herrschaft erhalten, der den Demos am besten füttern werde. Beide eilen hinweg, um die Eßmaterialien herbeizuholen.

In der dadurch eintretenden Pause macht der Chor dem Demos Vorwürfe, daß er sich so leicht beschwatzen lasse:

Du herrschest, o Demos, fürwahr
Weit über Städte und Land,
Von allen Menschen verehrt,
Als höchster Gebieter bekannt.
Doch, ach, wie fügst du dich leicht
Dem, der sich schmeichelnd dir naht!
Beistimmend gaffst du ihn an
Und folgest dem schlechtesten Rat.
Gar oft es sich leider erfand,
Daß dir der Verstand nicht zur Hand.

Demos: Verstand vermiß ich gar sehr
In euerm eigenen Schopf.
Mit Fleiß erschein ich als Tor,
Doch Weisheit füllt mir den Kopf.
Denn mein Behagen und Wunsch
Auf tägliche Fütterung zielt.
Drum wähl ich mir klug einen Vogt,
Der listig und meisterlich stiehlt.
Und stopfte er voll sich, der Tropf,
So geht es ihm selbst an den Kopf.

Chor: Dann bist du zu loben fürwahr,
Wenn du aus klüglichem Sinn
Die Führer mit Vorbedacht
Benutzest zu eignem Gewinn.
Wie Opfertiere im Stall,
So mästest die Redner du feist
Und nimmst, wenns an Braten gebricht,
Den fettesten, den du verspeist.

Demos: Sie denken, ich sei ein Tor,
Und bin doch listig und klug.
Ich locke sie selber ins Netz,
Die stets nur sinnen auf Trug.
Auch unbemerkt ich erspäh
Genau ihre Dieberein;
Dann zwing ich sie ohne Verzug
Den Raub wieder auszuspein.

Jetzt kommen von verschiednen Seiten die Nebenbuhler wieder an, mit Eßkörben und Gerätschaften belastet. Kleon stellt dem Demos einen Sessel hin. Schnell ist aber auch der Wursthändler da und rückt ihm einen Tisch zum Essen davor. Dann bringen beide ihre Gaben zum Vorschein.

Paphlagonier: Gebacken aus dem Opfermehl von Pylos,
Sieh hier, dies Gerstenbrot will ich dir weihn.

Wursthändler: Nimm hier die Krusten Brot, die selbst die Göttin
Auskrumte mit der Hand von Elfenbein.

Solche ausgekrumte Brotkrusten wurden zum Suppenlöffeln gebraucht, und der Demos macht aus der Weite der Höhlung einen Schluß auf die Größe des Fingers der Athene. Auch die folgenden Gerichte stammen angeblich von der Göttin.

Paphlagonier: Nimm diesen Erbsenbrei, wie Gold so glänzend!
Die Pyloskämpferin hat ihn gerührt.
Wursthändler: Die Göttin ist dir hold, sonst hätt sie nimmer
Mit dieser Suppe mich zu dir geführt.
Paphlagonier: Auch diesen leckern Fisch, ganz frisch gepökelt,
Schenkt Pallas dir, die Schlachtenkönigin.
Wursthändler: Nimm Suppenfleisch, auch Blutwurst und Kaldaunen
Von Zeus erhabner Tochter willig hin!
Paphlagonier: Sie, deren stolzer Helmbusch furchtbar dräuet,
Athene, sie empfiehlt, daß du geschwind
Den Windbeutel verspeist, den sie hier sendet,
Daß unsern Schiffen günstig sei der Wind.
Wursthändler: Nimm dieses Rippenstück!
Demos: Was solls bedeuten?
Wursthändler: Die Göttin sandte dir es mit Bedacht.
Sie schickt es für die Rippen unsrer Schiffe,
Denn treulich sorgt sie stets für unsre Macht.

Dann bringt der Wursthändler Wein zum Vorschein, den der Demos als einen guten ausdrücklich zu loben sich veranlaßt fühlt. Kleon legt dem Herrn ein Stück Kuchen vor, aber der Wursthändler vermag ihn mit einem ganzen Kuchen auszustechen. Doch jetzt zeigt Kleon seinem Feinde hinter dem Rücken des Gebieters triumphierend das Lieblingsgericht der Athener, einen Hasenbraten. Seit dem Kriege war dies ein seltner Genuß. Der Wursthändler gerät in Not, da er keinen hat auftreiben können, und so hilft er sich mit einer List. Er sagt zu Kleon:

Was kümmerts mich? Siehst du dort die Gesandten,
Die sich mit Beuteln Goldes zu mir nahn?
Paphlagonier: Wer sind sie denn? und wo kann man sie sehen?
Wursthändler: Zu mir sind sie geschickt. Was gehts dich an?

Während sich nun Kleon umschaut, woher diese Gesandten kommen sollen, stiehlt ihm der Wursthändler den Hasenbraten und setzt ihn dem Herrn vor:

Mein Demchen, iß vom zarten Hasenbraten!
Paphlagonier: Mir raubt er ihn, der, ach, so gut geraten.

Der Wursthändler entgegnet, der Hase sei von ihm auf dieselbe Weise erworben wie Kleons Ruhm vor Pylos. Als der Demos ihn fragt, wie er auf solchen diebischen Einfall gekommen sei, behauptet er frech, Pallas Athene habe es ihm eingegeben.

Paphlagonier: Ich briet ihn; ich erlegt den leckern Fang.
Demos: Geh weg! Nur, wer ihn vorsetzt, hat den Dank.

Jetzt muß selbst der Paphlagonier gestehn, daß ihn der Wursthändler an Frechheit übertreffe. Doch dieser hebt ihn noch vollständiger aus dem Sattel. Er fordert den Demos nach beendigter Mahlzeit auf, die Körbe von ihnen

beiden zu untersuchen. In dem des Wursthändlers findet sich nichts mehr, sodaß dieser sagen kann:

Sieh, Väterchen, wie leer! Nichts blieb für mich.

In dem des Kleon finden sich jedoch noch allerhand gute Sachen, sodaß der Demos entrüstet ausruft:

Mir gab er wenig, viel nahm er für sich.

Damit ist das Schicksal Kleons besiegelt. Den Kranz, den er als Staatsbeamter trägt, muß er dem Wursthändler übergeben und nimmt mit den letzten Worten, die er auf der Bühne spricht, von diesem Symbole der Macht schmerzlichen Abschied:

Leb wohl, mein Kranz, von dem ich ungern scheide,
Voll Trauer geb ich heute dich zurück.
Der dich empfängt, er ist, zu meinem Leide,
Kein größrer Dieb, doch mehr bestrahlt vom Glück.

Der Chor begrüßt den Wursthändler als Sieger. Auf die Frage des Demos gibt er diesem seinen Namen an, Agorakritos, und begleitet ihn dann in das Haus, dessen Verwaltung er übernehmen soll.

Die Bühne wird leer. Nur der Chor bleibt in der Orchestra zurück und verspottet in der zweiten sogenannten Parabase verschiedne einzelne Zeitgenossen des Dichters, die ihm wert schienen, in dieser Weise an den Pranger gestellt zu werden. Dann kehrt der Wursthändler auf die Bühne zurück. Dem Aristophanes konnte nichts daran liegen, in der Fabel als Schlußresultat zu zeigen, daß anstatt Kleons nun ein noch schlimmerer Demagoge den Staat lenke. Er wollte einen befriedigenden Abschluß geben und den Zuschauern das Ideal vor Augen stellen, dem vernünftige Staatsmänner zusteuern müßten, wenn die Bürger glücklich werden sollten. Da die alte Komödie überhaupt nicht darauf ausgeht, feste Charaktere zu zeichnen, und die einzige Absicht ist, daß die geschwungne Geißel die Stellen, auf die sie zielt, auch wirklich treffe, so hat der Dichter kein Bedenken getragen, hier am Schlusse den Wursthändler zu verwandeln. Anstatt des gemeinen Marktheldan sehen wir ihn als einen Ehrenmann aus der Zeit des Miltiades wiederkehren. Agorakritos, denn so wird er von jetzt an nur noch genannt, hat im Hause den Demos jung gekocht, sodaß dieser ebenfalls wieder der alte Marathonkämpfer geworden ist. Sogleich tritt er auch selbst hervor und wird vom Chore in jubelnden Anapästen bewillkommnet:

Sei gegrüßt, o du Held von Marathons Flur!
Dir, Herrscher von Hellas, gebühret der Ruhm.
Es erfüllt uns mit Freude, dich würdig zu sehn
Des herrlichen Siegs und des heil'gen Athen.

Agorakritos zeigt dem Demos, wie kindisch und unverständig er noch vor kurzem gewesen. Dieser hat das Gefühl, als wäre ein böser Traum von ihm gewichen. Agorakritos ruft dann die Friedensnymphen hervor, die den Frieden zurückbringen sollen. Kleon hatte sie nach der Behauptung seines Gegners bisher versteckt, weil er unter den Kriegsunruhen seine Schelmereien besser ausführen konnte. Jetzt erscheinen sie vor dem Demos, der großes Gefallen an

ihnen findet. Aber was wird aus dem Paphlagonier? Agorakritos antwortet:

Nichts Schlimmes. Mein Geschäft soll er erhalten,
Soll Fleisch zusammenhacken, Wurst verkaufen,
Berauscht sich mit den Gassendirnen zanken,
Schmutzwasser aus den Badestuben saufen.



Das Dichtergemüt

Von Alfred Biese in Neuwied

(Schluß)



Der Dichter schließt den Schacht verborgner Tiefen auf, und sein Wunderschlüssel ist die Analogie, ist die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche, kurz das Metaphorische. Und wer sagt uns, daß der Dichter nicht auch Philosoph ist, und daß er nicht recht habe mit dieser Weltauffassung? Die Natur nannten auch große Philosophen einen schlummernden Geist, und der große Psychophysiker Fechner kennt nichts Unbeseeltes in dem Weltenall. Freilich vor allem, weil er nicht nur experimenteller Naturforscher, sondern auch Dichter war. Aber ist überhaupt in den großen metaphysischen Lehrgebäuden die Grenze zu ziehn, wo die Wissenschaft aufhört und die Phantasie ihren kühnen Flug zu den Wolken anhebt? Sind nicht die Philosophien Platos, Hegels, Schellings, Schopenhauers großartige Gedankendichtungen? Die Phantasie mischt eben überall ihre Farben hinein; der Mensch ist das Maß aller Dinge, und „das Gefühl belebt das Unbelebte,“ sogar das Abstrakte, die toten Begriffe. Zu allen Zeiten haben die Dichter, kraft der personbildenden Phantasie, Hoffnung, Furcht, Neid, Haß, Liebe, Krieg, Sorge, Armut, Recht, Reichtum usw. zu Wesen voll individuellen Lebens gestaltet. In der Welt des Dichters schlägt der Geier Tod die dunkeln Schwingen dem Unglücklichen um das Haupt, oder der bleiche Gesell pocht mit seinem Fuße an die Pforten der Schäferhütten und der Königsschlösser. Ins bunte Mahl greift er mit eisigkalter Faust und streift die Rosen von den Wangen. Die Sorge steigt sogar auf das eherne Schiff und bleibt nicht hinter den Reiterzügen zurück, schnell wie Hirsche im Laufe, schnell wie der Ostwind. So bei Horaz (II 16 und III 1): „Das drohende Gespenst der Furcht wandelt überall mit dem Herrn; nicht weicht sie von dem gepanzerten Dreidecker, und hinter dem Reiter hockt die schwarze Sorge.“ Und bei Goethe, am Schlusse des zweiten Teils des Faust, spricht das „graue Weib,“ die Sorge:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Würd' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt,
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht,
Hast du die Sorge nie gekannt?

So heißt es in „Alexis und Dora“: „Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen mir naht.“ Bei Heine: „An meinem Bett in der Mitternacht als Wärterin die Sorge wacht.“

Storm singt von dem Geier Schmerz, Goethe nennt die Hoffnung die Schwester der Phantasie, die Treiberin und Tröfterin, andre preisen die Frau Sehnsucht mit den großen verträumten Augen oder die Liebe, die mit glühenden Blicken dich anschaut, das Glück, das auf leisen Zehen geschlichen kommt, die Zeit als einen wundertätigen Engel, als allgebietenden Herrscher oder als eine greise Vagantin, deren Fuß gleichgiltig niedertritt, was untergehn muß, und Heine dichtet: „Die Stunden sind aber ein faules Volk! Schleppen sich behaglich träge, schleichen gähnend ihre Wege; tummle dich, du faules Volk.“ Der Morgen grüßt mit Herrscherblick der Berge Häupter oder lächelt froh der Nacht ins Angesicht, sodaß die matte Finsternis flieht, wankend wie betrunken; die tauige Morgenfrühe verjagt mit warmem Hauch, mit blumenheitern Wangen, scherzend all den Wolkendunst. Wie wundervoll beseelt Mörike den Tag in den Zeilen:

Dort, sieh am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Warum ist hier alles poetisch? Weil alles Anschauung und Empfindung zugleich, weil alles Leben und Bewegung und jeder einzelne Zug, ja der ganze sprachliche Ausdruck, gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein, beseelt ist und doch das Phantasiebild plastisch vor unsern Geist stellt. Mörike hat, wie kaum ein zweiter, auch die Nacht mit echt dichterischer Phantasie aufgefaßt und beseelt in den herrlichen Zeilen:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und keder rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
    Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtgen Stunden gleich geschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
    Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das sind Urlaute eines Dichtergemüts, das noch die personbildende Kraft der Phantasie hat, die einstmals in grauer Vorzeit die Mythen schuf, und zugleich das überquellende Gefühl, das die ganze Natur in seinen Strom

hineinreißt und sie durchtränkt mit Leben, mit Seele. Und Seele ist Schönheit, Schönheit ist Seele. Auf diesem Satze ist die ganze Ästhetik aufzubauen.

Die Kraft des Bildens aber, des Beseelens ist das Wesen der Phantasie; eine Vorstellung reiht sie an die andre, und etwas Neues entsteht; sie verwebt Inneres und Äußeres, Lebendes und Totes in eins, sie ist die Sinnliches vergeistigende und Geistiges versinnlichende Bildkraft der Seele. Ihr, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, gibt deshalb Goethe den Preis unter den Unsterblichen, mag sie als wohltätige Fee uns mit heitern Bildern umgaukeln, oder mag sie mit fliegendem Haar und düsterm Blick im Winde sausen um Felsenwände und tausendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechselnd, wie Mondesblicke den Sterblichen scheinen.

Phantasie und Gemüt schaffen dem Dichter sein eigentümliches Weltbild. Mit dem Auge und dem Ohr der Phantasie sieht und lauscht er in die Welt hinein, und sein warmes Gemüt nimmt alles, was das Leben ihm reicht, mit Sympathie auf, und so dringt er in das Wesen der Dinge ein und breitet in Sinnsprüchen, Balladen und Dramen seine Weisheit aus, denn die besten Gedanken stammen, vor allem bei ihm, aus dem Herzen. Und wer möchte leugnen, daß die Menschen von den Poeten mehr als von den Philosophen zu einer höhern und reinern Auffassung des Lebens, nach Wert und Bestimmung, geführt worden sind? Wem in der Kindheit das Herz warm und die Phantasie rege geworden ist durch Sage und Märchen, wer in der Jugend Besonnenheit und Begeisterung geschöpft hat aus den Werken Schillers und Goethes, wem überhaupt die größten Dichter der Weltliteratur von Homer bis Goethe zu Führern auf dem Lebenswege geworden sind, der kann nicht geistig verarmen und sittlich verrohen. Und wer an den großen Humoristen der Engländer und der Deutschen, von Fielding bis Dickens, von Jean Paul bis Reuter hin, immer wieder Frische und Heiterkeit und den Sinn auch für das Kleine und Unscheinbare zu beleben vermag, der wird sich nimmer in Pessimismus verbittern und sich niemals in untätiges Grübeln verlieren.

So kann ein echtes, rechtes Dichtergemüt der Welt zum Segen werden. So rühmt denn auch die Gräfin Leonore im „Tasso“ neben der ernsten Unterhaltung mit dem klugen Manne, der uns belehrt, die Dichtkunst, denn es ruhet „unser Ohr und unser innerer Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, der uns die lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt ... Sein reizend Leid, die selge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.“ ... „Sein reizend Leid — die selge Schwermut!“ sagt Leonore. Das sind kühne Oxymora, es scheint ein unvereinbarer Widerspruch zu sein zwischen Reiz und Leid, zwischen Seligkeit und Schwermut. Und doch! Ein Dichterherz umfaßt himmelhoch jauchzende Freude, aber auch abgrundtiefen Schmerz.

Wir haben bisher nur die Lichtseiten des Dichtergemüts betrachtet. Es hat auch seine düstern Schatten. Noch dazu bei „Tasso“ selbst. Worin liegt aber, auch im allgemeinen, dieses Leid und diese Schwermut, trotz der reizvollen Form, in die sie sich kleidet, begründet? Jeder tiefer angelegte Mensch empfindet schmerzlich den tragischen Doppelsinn unsers Lebens, das in der Erde

wurzelt und zum Himmel emporweist, das zwischen hohem Wollen und schwachem Vollbringen hin und her schwankt, das tief getaucht ist in den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit. Gerade ein empfindliches und empfindsames Dichterherz, das sich weich und willig allen Eindrücken hingibt, wird leidvoll unter diesem Drucke der Unvollkommenheit alles menschlichen Beginnens stehn.

Ein gefühlvolles Herz nennt Rousseau, der große, sich selbst belauschende und kritisierende Psychologe, eine unselige Himmelsgabe. Wie es dies werden kann, wenn sich mit dem Talent nicht ein fester Charakter, mit der Tiefe des Gemüts und der Lebhaftigkeit der Phantasie nicht auch nüchterne Überlegung und Besonnenheit verbinden, das lehrt uns Tasso. Er ist eine problematische, eine tragische Natur. Wohl ist ihm „der Dichtung holde Gabe" verliehen, wohl „zog die schöne Welt den Blick des Knaben mit ihrer ganzen Fülle herrlich an," aber schon frühe, unter „der Eltern unverdienter Not" mußte er erfahren, daß dem Glück der Schmerz beigesellt ist, und auch als die Gunst der Großen ihm die Sorge des gemeinen Lebens nahm, mußte er doch an sich erleben, daß sich in den Lorbeer des Dichters die Dornen des Leides winden. Doch sein größter Feind ist sein eignes überschwengliches Herz. Als die Prinzessin ihn mit dem Kranze Virgils krönt, nach der Überreichung seines Werkes an den Herzog, da weiß er sich nicht zu lassen; der Kranz sengt ihm seine Locken, Fieberhitze bewegt sein Blut; er empfindet es heiß, daß nicht der Besitz beseligt, sondern das Streben nach hohem Ziel. Und hat er sonst sein Leid dem einsamen Hain geklagt, so will er nunmehr dort sein Glück genießen; in phantastischem Traume malt er es sich aus, sodaß Leonore ihm ein „Erwache! Erwache!" zurufen muß.

Tasso ist in seinem weichen Gemüt ein Freund der Einsamkeit, des Selbstgenusses; er will „lieber frei im stillen mit seinem Geist sich unterhalten" als sich unter Menschen mischen; so verliert er den richtigen Maßstab für die Dinge, für sich selbst wie für andre. Er spinnt sich in sich selber ein; so wird er denn argwöhnisch und mißtrauisch. Und diese grüblerische Phantasie spiegelt ihm Verrat und Tücke vor, wenn er nur einen Brief nicht finden kann, den er in seinem unpraktischen und unordentlichen Wesen selbst verlegt hat. Scheu meidet er die Welt, weil er keinen Tadel vertragen kann, weil ein solcher ihn niederdrückt bis zur Verzagtheit und Verzweiflung. Und doch wie wahr sind die Worte des Herzogs: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen" und das andre: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen." Der Herzog sieht kraft seiner gesunden Lebensauffassung etwas Krankhaftes in dem reizbaren Wesen Tassos und sucht zu helfen, ohne „die Schuld des rauhen Arztes" auf sich zu laden. Vor allem sucht er „Sicherheit und Zuversicht seinem Busen einzuprägen." Aber wie sehr es gerade hieran dem Dichtergemüt mangelt, das sehen wir bei Tassos erster Begegnung mit seinem Widersacher Antonio, der sogleich scharf *seine* Welt von der des Tasso trennt und mit begeisterten Worten das kluge Wirken des Papstes in der großen Welt der Tat und der diplomatischen Kunst rühmt, der für die schöne Kunst und für Wissenschaft nur so weit Raum läßt, als jene ziert und diese nutzt. Nicht das übertriebne

Lob Ariostens, das Antonio mit bewußter Schärfe gegen Tasso richtet, drückt diesen nieder, sondern er fühlt sich „in streitender Verwirrung" mit sich selbst, in innerm Zwiespalt; seine ganze Seele ist gefüllt von den „Gestalten jener Welt," die sich lebendig, rastlos, ungeheuer um einen großen, einzig klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. So fühlt er sich selbst in seinem Unwert, er, den kurz zuvor das Lob des Fürsten zu den Sternen hob. Aber nur sanft und mild braucht das Wort der Prinzessin voll tiefer, verhaltner Neigung an sein Ohr zu schlagen, da berauscht er sich an Wonnen, die er sich träumt, da schwillt ihm heiß die Brust: „Blicke freudig! Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder in unbekannte, lichte Zukunft hin!"

Doch ein so leicht entzündbares Herz hat der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht Widerstandskraft genug, nicht immer wieder bitterste Enttäuschungen und Niederlagen zu erleiden und aus allen Himmeln zu stürzen. Schneidender läßt sich der Kontrast nicht denken als seine gehobne Stimmung, in der er um Antonios Freundschaft, freilich allzu eilig, wirbt, und der beißende Hohn, der aus Neid und Eifersucht geboren ist, bei dem kühlen Diplomaten. Und so muß es denn zu einem heftigen Zusammenstoß kommen zwischen dem Dichter, den die Gleisnerin Hoffnung zu weit getrieben hat, der ganz Verehrung und Vertrauen, ganz Seele und Gemüt ist, und dem Staatsmanne, der mit den Pfeilen seiner Augen und seiner Zunge den Nebenbuhler in der Gunst der Frauen und den Liebling der Musen auf das schnödeste angreift. Wohl reißt „der hohe Dichterschwung" den Jüngling hinweg, aber dem andern fehlt das große Gemüt, das den Neid nicht kennt; und hämisch stachelt er den Fürsten auf, den Tasso, der den Degen zog, wegen der Verletzung des Burgfriedens auf das strengste zu bestrafen. Zwar verhängt der milde Alfons nur Zimmerhaft über den Dichter, aber dessen Gemüt ist durch die schwere Enttäuschung völlig verdüstert; er fühlt sich als „Verbrecher" und legt den Degen und den Kranz zu den Füßen des Fürsten nieder. In seiner Einsamkeit bohrt er sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein; in völliger Verkennung der Milde und Güte seines Herrn sieht er nur Sorge und Not seiner harren: „Das häßliche, zweideutige Geflügel, das leidige Gefolg' der alten Nacht, es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt. Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt, dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust, dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?" So spricht ein Gemüt, das in sich haltlos geworden ist und Menschen und Dinge völlig verkennt. Mit Recht kann Leonore klagen, daß seine Sanftmut, sein gefällig Wesen, sein schneller Blick, sein richtiger Verstand, mit dem er sonst jedem gab, was ihm gehört, sein Gleichmut, der ertrug, was zu ertragen ist, die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe ihm abhanden gekommen ist. Doch er erwidert: „Töricht ists, in allen Stücken billig sein; es heißt sein eigen Selbst zerstören." Er will hassen, denn Haß gehöre wie die Liebe zum Leben, beide seien notwendig wie Tag und Nacht, wie Wachen und Schlafen. In allen klugen Ratschlägen sieht er nur Verschlagenheit und List, in der Freundin nur die kleine Schlange, die heranschleicht und mit glatter Zunge zauberische Töne zischet. Antonio, der sein

Gleichgewicht wiedergefunden hat und dem Herzoge den gefeierten Dichter erhalten will, lenkt friedlich ein, aber alle Beschwichtigungsversuche werden zunichte an der Verbohrtheit dieses sich selbst und andre quälenden Dichtergemüts, das sich von allen gehaßt wähnt. Auch von der Prinzessin, die in elegischen Klagen der Gräfin ihr schmerzerfülltes Herz ausgeschüttet hat und ihn nicht entbehren kann, den Seelenfreund. Doch Alfons hofft, daß durch eine Reise nach Rom der Dichter „die schöne Harmonie der hergestellten Sinne" zurückgewinnen und froh und ganz geheilt heimkehren werde nach Ferrara.

In Wahrheit wetteifert also alles, den trüben Sinn zu erheitern, aber Tasso bekennt selbst: „Dies Gemüt ist nicht von der Natur bestimmt; ich fühl es leider! auf weichem Element der Tage froh ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen." Vergebens mahnt der Fürst: „Entreiße dich dir selbst! Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert!" Erst als die Prinzessin ihm sanften Balsam zarter Neigung ins wunde Herz gießt, erwacht er wie aus schwerem Traum, um aber sogleich dann ins volle Gegenteil umzuschlagen; die sanfte Freundschaftsregung nimmt er als Liebe; ihn packt die wildeste Leidenschaft, und er reißt im Ungestüm die Erschreckende an sein Herz. In demselben Augenblick erscheinen Alfons und Antonio. Des Dichters Schicksal ist besiegelt. Noch einmal verzerrt sich alles vor seinem geistigen Auge ins Fratzenhafte: eine Verschwörung war das ganze Spiel, das ihn vernichten sollte, Antonio das Haupt, der Kerkermeister und der Marterknecht, die Prinzessin die Sirene, „die Buhlerin, die kleine Künste treibt"! So rast er, und nur mit Mühe vermag das wilde Blut die ruhige Rede des besonnenen Mannes, der nun als Freund zum Freunde spricht, zu beruhigen, sodaß er sich gefangen geben muß. „Du gibst zu viel dir nach": damit trifft Antonio den wunden Punkt dieses weichen Dichtergemüts, dem die Selbstzucht fehlt. Er ruft ihm zu: „Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, vergleiche dich! Erkenne, was du bist!" Da dämmert es endlich dem gequälten Dichter auf, daß er in der Irre gegangen und sich und die andern völlig verkannt hat. Sein Glück an dem Hofe zu Ferrara hat er zwar auf immer verscherzt; aber ihm bleibt als Trost sein Talent, das ihn über die Menge emporhebt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide." Er vergleicht den Antonio mit dem festen, unerschütterlichen Felsen und sich selbst mit der sturmbewegten Welle. Wohl weiß er: „im Sturm die Welle flieht und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über"; aber dieselbe mächtige Natur, die den Felsen gründete, gab auch der Welle die Beweglichkeit! Sie gab dem Dichtergemüte die Empfänglichkeit und Regsamkeit und die anschmiegende Weichheit, und „in dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich, es ruhten die Gestirne an dieser Brust, die zärtlich sich bewegte"; d. h. alles, was groß und hehr und ewig an Gedanken ist, das findet in dem Dichtergemüte seinen hellen Widerschein tiefen Verständnisses. So soll Antonio nicht gering von ihm denken, sich seiner felsenharten Kraft nicht überheben, wenn auch der unglückliche Poet ihn nun erfaßt, wie sich der Schiffer endlich noch an jenen Felsen festklammert, an dem er scheitern sollte.

Wir wissen am Schlusse des Dramas nicht, sollen wir es eine Tragödie des Dichtergemüts nennen, sollen wir an den Untergang des Helden glauben, oder dürfen wir hoffen, er werde sich aus all der Irr- und Wirrsal retten und sich hindurchringen zur Harmonie des Innern, zum Gleichgewicht eines wiederhergestellten Gemüts. Jedenfalls hat Goethe ein Dichterherz im Überschwange der Freude und des Leidens dargestellt, voll Naturwahrheit und Lebenskraft, wie es in der Weltliteratur seinesgleichen sucht. Und er konnte es, weil er selbst ein so großer Dichter war und nichts gestaltete, was er nicht in sich durchlebt und durchkämpft hätte, in heißer Leidenschaft, in bitterm Ringen. Er selbst hatte aufs tiefste den Widerstreit von Poesie und Leben erfahren, und ähnlich wie den Antonio dem Tasso läßt er die Muse in der „Zueignung" dem als Übermenschen sich fühlenden zurufen: „Wie viel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich! Leb mit der Welt in Frieden!" Vor Selbstüberschätzung und vor Selbstunterschätzung muß sich der schöpferische Mensch bewahren; er muß stolz und doch wieder demütig, kühn und doch wieder bedächtig sein. Was in der „Zueignung," was im „Faust" der Weisheit letzter Schluß ist, das können wir mit dem Worte des „Wilhelm Meister" kennzeichnen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Die Selbstzucht, die Erkenntnis des eignen Wertes und die Erkenntnis der Schranken, die nun einmal jedem gesetzt sind, haben Tasso gemangelt; darum ist er unglücklich geworden; Antonio weist ihm den Weg, auf dem er genesen kann.

So haben wir im „Tasso" ein Dichterbild voll zwingender innerer Wahrheit; wir sehen zu den Höhen seligen Schaffens und seligen Schauens empor und in die Abgründe eines sich selbst zerstörenden Gemüts. Wir sind erschüttert von der Tragik eines Dichterlebens, die zugleich die Tragik des Menschenwesens überhaupt in sich schließt; denn ein Dichter ist weder ein Gott noch ein Wunder, sondern eben ein ganzer, reicher Mensch, mit besonders feinen seelischen Organen, mit besonders tiefem Empfinden und mit der Fähigkeit, dieses in glaubhaften, naturwahren Gestalten darzustellen. Goethes „Tasso" löst das Dichterproblem mit seiner tiefen Tragik in so vollendeter Weise, weil es diese in den Bereich des Allgemein-Menschlichen emporhebt. Wir sind ja alle entweder Tasso- oder Antonionaturen; die Menschen gleichen entweder der Martha oder der Maria im Gleichnisse Jesu; ja ganze Völker sind in ihrer Art auf den einen oder den andern Ton gestimmt; ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen den Griechen und den Römern. Das Vollkommne besteht in der harmonischen Vereinigung der Gegensätze. So sagt die Gräfin Leonore, die Natur hätte ihr Ideal erreicht, wenn sie aus Antonio und Tasso *einen* Mann gebildet hätte. Goethe selbst aber erscheint uns deshalb so groß, weil er diesem Ideal so nahe wie wenig Sterbliche gekommen ist und in sich die Versöhnung von Kunst und Leben gewonnen hat. Aber solches Ideal ist nur in schwerem Geistesringen und in heftigen Herzenskämpfen zu erreichen, und daran hat es Goethe wahrlich nicht gefehlt. Davon gerade gibt uns der „Tasso" ein so lebendiges und wirkungsvolles Zeugnis.

So wird die Dichtung zur Erlösung von Druck und Spannung für den Dichter selbst und für uns zur Offenbarung dessen, was in Duft und Dämmer in unsrer Seele schlummerte. Poesie ist Lebens- und Ewigkeitsspiegelung zugleich, sie ist Welterklärung im Zauber der Sprache und im Lichte des tiefbewegten Gemüts.

Wer ihre Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)



Ein schöner Zug im chilenischen Volksleben ist der große Familiensinn der Leute. Zwar ist er übertrieben groß und unterstützt dadurch die Liederlichkeit, aber trotzdem besser so als gar nicht. Kein Chilene läßt einen andern ihm nahestehenden, einen Verwandten fallen, so lange er es nur irgendwie vermag. Mit Kind und Kegel ziehn die Verwandten zu dem Familiengliede, das noch etwas besitzt. Da werden sie ohne Widerrede unterhalten, so lange noch etwas vorhanden ist, und ist alles ausgeplündert, so ziehn sie weiter zu einem andern. Dieser Sinn der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung tritt oft ganz besonders rührend bei den Armen hervor. Keiner weist den andern von der Tür, sei er ihm auch noch so fremd. Etwas zu essen findet der Hungrige überall; auch ein Nachtlager, wenn auch noch so primitiv, wird dem Bittenden gewährt. Oft genug allerdings wird diese weitgehende Gastfreundschaft ausgenutzt und übel vergolten. Aus dem Gaste wird oftmals der Wolf, der über seinen ahnungslosen Wirt herfällt. Eine große Vaterlandsliebe zeichnet das ganze Volk ohne Unterschied des Standes aus. Wie beschämend ist es für uns, offen eingestehn zu müssen, daß wir Deutschen hierin sowohl wie in der gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung von den Chilenen nur lernen können. Ein militärischer Geist durchzieht die ganze Nation. Daß sie tapfer und todesmutig ist, hat sie mehr als einmal bewiesen. Schlimm bestellt aber ist es mit der allgemeinen Volksbildung. Wohl haben frühere Regierungen in dieser Beziehung viel geleistet. Lyceen und Volksschulen bestehn in den meisten größern Städten und werden auch vom Volke bis zu einem gewissen Grade fleißig besucht, obwohl es keinen Schulzwang gibt. Die Lehrkräfte, unter denen viele Ausländer sind, müssen als gut angesehen werden. Der Unterricht, auch der in den höchsten Lehranstalten des Landes, ist frei. Einzelne Schulen sind, was die Baueinrichtung anlangt, tadellos, die meisten der Volksschulhäuser sind jedoch höchst primitiv. Doch da sieht es ja auch im lieben Vaterlande noch hier und da recht dürftig aus. Trotz der reichen Gelegenheit zur Bildung aber ist in den Städten, sogar in den bessern Kreisen, noch eine gewaltige Unwissenheit, besonders auf dem Gebiete der Hygiene vorherrschend. Ich will hierüber

einen Chilenen selbst sprechen lassen, der sich im Mercurio, Domingo 31 de Mayo 1903, unter anderm folgendermaßen äußert:

„Der Gebrauch von Desinfektionsmitteln, so allgemein vertraut den Hauseigentümern andrer Länder, ist bei uns absolut unbekannt. Über die Mikroben existieren die verschiedensten Ansichten. Ein Herr in einer bedeutenden öffentlichen Stellung, der in den Ministerien Santiagos mehrmals jährlich verkehrt, drückte mir vor kurzem seine Zweifel aus: »Das Ding da von den Mikroben ist noch lange nicht erforscht, sagte er mir; einige behaupten, daß sie sie gesehen hätten, während ich, solange ich das Zeug nicht mit meinen eignen Augen sehen kann, nicht daran glaube.« Es liegt viel Posse in diesem allem. (Hay muy farsa en todo.) Andre Leute, etwas weniger skeptisch als dieser erlauchte Politiker, glauben, daß die Mikroben eine Art Tierchen seien, etwa in der Größe zwischen Floh und Mücke. Sie fürchten den Stich (picadura) der Mikroben! Wenn man ihnen aber sagt, daß auf die Spitze einer Nadel Hunderte, ja Tausende von Mikroben fallen können, oder daß auf irgendeinem Punkte der Haut ihrer eignen Hand, in ihrem Speichel usw. Millionen dieser Wesen existieren können, so heißt das nichts andres, als sich dem Hohn und dem Spott der Leute aussetzen. Und doch wie notwendig wäre es, diese Dinge schon in der Schule zu lehren, zu lehren, daß es eine Hygiene gibt, die ebenso notwendig für das menschliche Leben ist wie Nahrung und Kleidung, wie die Beobachtung der Gesetze der Moral! Andernfalls stolpern sie immer wieder über die elementarsten Dinge zur Erhaltung der Gesundheit, die denn auch für die sogenannte gebildete Klasse ein unbegreifliches Mysterium bleiben. In der Cholerazeit vor ein paar Jahren machte eine Kommission von Herren Hausbesuche, um sich von der Beschaffenheit des Trinkwassers in den Häusern zu unterrichten. Sie kamen dabei auch in ein als äußerst anständig bekanntes Haus. Die Dame dieses Hauses beeilte sich zu versichern, daß bei ihr, was das Wasser anlange, alle Sorgfalt geübt werde. Yo soy muy prolija en estas materias, dijo, y he puesto un filtro para que no pase sino agua pura. (Ich bin in diesen Sachen sehr genau, sagte sie, und habe ein Filter angebracht, damit nur reines Wasser durchgehe.) Als sich die Prüfungskommission der Wasserleitung näherte, sahen die Herren zu ihrem Erstaunen, daß die ingeniöse Dame unter den Hahn ein kleines Teesieb gehängt hatte, in der Meinung, durch diese Art der Filtration die Mikroben zurückhalten zu können!“

Aber so krasser Unwissenheit begegnen wir in Chile nicht nur in den gebildeten Laienkreisen — da kann sie noch entschuldigt werden —, anders aber ist es, wenn solche Unkenntnis auch in Fachkreisen besteht, und geradezu gefährlich wird sie für das Gemeinwohl, wenn sich dazu noch die Leichtfertigkeit gesellt, der eitle Wunsch, seine Persönlichkeit in den Vordergrund des Tages zu stellen und bei dieser Gelegenheit nebenbei einige tausend Pesos dem Staatsbeutel abzuzapfen. Das liebe Geld ist ja bei allen Aktionen in Chile die Triebfeder. Das war z. B. im Jahre 1903 der Fall in Valparaiso. Da wurde plötzlich die Pest — pestis bubonica — entdeckt. Einige verdächtige Fälle wurden einfach dafür angesprochen. Handel und Wandel wurden durch das Schreckgespenst einer Pestepidemie stark betroffen. Zur Bekämpfung dieser „Ge-

fahr“ verlangten die in Frage kommenden Fachleute vom Staate 30000 Pesos. Um der Forderung Nachdruck und der Pestdiagnose eine gewisse Begründung zu geben, wurden im städtischen Laboratorium von einem Bakteriologen — früher war dieser Mozo (Bursche) in einer Apotheke gewesen — und einem Valparaiser Arzte die nötigen Untersuchungen ausgeführt. Der „Fachmann von Arzt“ gestand zwar selbst, daß er die Pestkrankheit überhaupt gar nicht kenne. Dies hinderte ihn aber nicht, einige Tage später, vereint mit dem „Bakteriologen,“ im Mercurio einen „wissenschaftlichen Bericht“ über die angeblich in Valparaiso herrschende Pest zu veröffentlichen, einen Bericht, der aus medizinischen Büchern — Abschnitt Pest — fast wörtlich abgeschrieben war. Und das Tollste war, daß die Pest überhaupt nicht vorhanden war! Wenn eine so fürchterliche Krankheit wirklich in Valparaiso eingeschleppt worden wäre, so würde sie sich bei ihrem stark infektiösen Charakter, bei den für ihre Weiterverbreitung in den Ranchos der Stadt vorhandnen geradezu idealen Lebensbedingungen sicherlich nicht auf einen oder zwei Fälle beschränkt haben. Schon dieser einfache Gedanke, jedem Laien begreiflich, hätte die Fachleute doppelt vorsichtig machen sollen. Aber mit nichten! Ohne mein Zutun waren zwei deutsche Ärzte beim Intendanten vorstellig geworden, damit ich als Bakteriologe von Fach, der schon in Australien Peststudien gemacht hatte, das bestimmende Urteil in der wichtigen Sache fällen und unter Umständen den Humbug entlarven möchte. Mein Name wurde ad notam genommen — das war alles. Inzwischen wurde mir von befreundeter Seite ein „Pestfall“ zur Untersuchung überwiesen, und diese bestätigte nur, was wir von vornherein vermutet hatten: keine Pest, dafür ein Fall von Septikämie. Das leichtlebige chilenische Volk aber amüsierte sich schließlich über die abwesende Pest, und sein Humor machte sich in gelungnen Couplets über diese Krankheit lustig. Die Komik trug auch diesesmal wieder den Sieg über die Ignoranz davon.

Über weitere Illustrationen bedenklichsten Mangels an Kenntnissen in medizinischen Fachkreisen will ich mit Stillschweigen hinweggehn. Solche Dinge kommen leider mehr oder weniger überall vor und sollten uns Bescheidenheit lehren.

Ein besondrer Typus im chilenischen Volksleben der Städte sind die Zeitungsjungen, die die Tagesblätter in den Straßen verkaufen. Reizende kleine Kerlchen, oft kaum ein paar Fäuste hoch, aber flink wie die Wiesel, dazwischen ältere Burschen mit solchen Galgengesichtern, daß einem bei der Betrachtung dieser Physiognomien graut; allen gemeinsam aber die denkbar elendeste, zerrissenste Kleidung: das sind die Verwahrlostesten unter den verwahrlosten Rotos des Landes. Sie springen auf die Trams während deren Fahrt oder auf die Trittbretter der Eisenbahnwagen, belästigen die Passagiere mit dem lauten Ausrufen der Titel ihrer Blätter, sind frech, zudringlich, geraten auch manchmal unter die Räder der Wagen und werden überfahren, oder sie rennen die Straßen entlang, einer dem andern den dürftigen Verdienst abjagend. Diese armen Teufel liefern später ein großes Kontingent zu den gefährlichsten Verbrechern. Jedes Gefühl von Moral fehlt diesen vom Staate sträflich vernachlässigten Menschen. Die Laster des Spiels wie des Trunkes, des Diebstahls

wie des Mordes grassieren unter diesen jungen Parias. So spielten zum Beispiel eine Reihe von Zeitungsjungen während vieler Wochen unbehindert durch die Polizei jeden Nachmittag an meinem Hause um den kärglichen Erwerb ihres Handels. Sie warfen die Silbermünzen (20-Centavosstücke) in die Luft. Je nachdem sie fielen und vorher auf Wappen oder Zahl der Geldstücke gewettet worden war, gewannen oder verloren die Beteiligten. Stundenlang ging dieses Spiel fort, bis der eine Teil alles, was er besaß, verloren hatte. Und wieviel Streit entsteht bei diesen Spielen! Es ist nicht selten, daß sich die Jungen dabei des Messers oder in Ermanglung eines solchen irgendeines andern scharfen Instruments bedienen. Noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Chile erstach in Valparaiso ein elfjähriger Zeitungsjunge mit einem aus einer Säge herrührenden, von ihm zu einer Art von Dolch umgeformten Stück Stahl einen vierzehnjährigen Kameraden, an den er im Spiele nicht nur seinen ganzen Tagesverdienst aus dem Zeitungsverkauf, sondern als letzten Einsatz noch seine lumpige Kleidung verloren hatte. Und solche Vorkommnisse stehn durchaus nicht vereinzelt da!

Um die Unterbringung dieser elenden Geschöpfe in öffentlichen Erziehungsanstalten, die der Staat errichten müßte, wäre er sich eben seiner wichtigsten Aufgaben bewußt, kümmern sich die „in Politik machenden" Behörden nicht. Wie mancher unter diesen armen Kleinen, die vielfach nicht einmal ihre Eltern kennen, deren natürliche Intelligenz uns aus ihren großen, dunkeln Augen oft förmlich entgegenleuchtet, könnte ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, würde er rechtzeitig von der Straße entfernt und auch nur einigermaßen erzogen! Wohl tut in dieser Richtung die Kirche etwas; aber bei der großen Menge von Verwahrlosten und bei der Indifferenz des Staats kommt diese Wohltat nur einem verschwindend kleinen Teile jener Armen zu. Und da das Gesetz in dieser Beziehung keinen Zwang kennt, der Chilene aber von Geburt an die absolute Freiheit über alles stellt, kann auch die humanitäre Leistung, weil sie doch nur privat ist, nicht viel ausrichten. Die große Menge von jungen Verbrechern, die der Justiz in die Hände fallen, kann man in Valparaiso täglich beobachten. Da werden die Menschen, je zwei aneinander gefesselt, unter polizeilicher Bedeckung in langem Zuge von Carcel zu Carcel geführt, in der Mehrzahl wirklicher Auswurf des Menschengeschlechts, darunter aber auch mancher, den polizeiliche Willkür in die Verbrecherbahn getrieben hat.

Mit der Justiz sieht es überhaupt in Chile schlimm aus; sie ist so korrupt wie jede andre Staatseinrichtung. Mörder laufen frei herum, wenn sie nur Geld oder Beziehungen zu einflußreichen Familien des Landes haben. Da jeder Chilene glaubt, daß der Staat und das ganze Verkehrsleben gewissermaßen ein Stück von ihm selbst sei, das zu betrügen oder zu bestehlen kein Unrecht sei, so wird auch der offenkundigste Diebstahl ganz anders beurteilt als bei uns in Europa. Aber wie hier so auch in Chile: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Unter diesen Umständen ist es auch nicht zu verwundern, daß das moralische Gefühl des Einzelnen gegenüber dem Ganzen im chilenischen Volke so wenig entwickelt ist. Und auch der Ausländer wird nach und nach laxer in seinen aus der Heimat mitgebrachten Begriffen von Recht und Unrecht.

Sonst würde es sich nicht so häufig ereignen, daß Geschäftsfirmen zu Schleuderpreisen von Rotos Waren kaufen, von denen sie ganz genau wissen, daß sie gestohlen worden sind. Als ich einem deutschen Landsmanne, der von einem Roto um das billigste Geld eine große Menge Jod kaufte, mein Erstaunen hierüber ausdrückte, erwiderte er mir lachend: „Soll ich mich vielleicht schädigen, indem ich einen andern das Geschäft machen lasse? Kaufe ich die Ware, deren Herkunft mir gleichgiltig ist, nicht, so kauft sie ein andrer und hat den Nutzen!" Das scheint nun eben amerikanisch zu sein und erstreckt sich auf alle möglichen Artikel. Schmuck, Gold und Edelsteine so gut wie Hühner sind bei Gelegenheit „sehr billig" zu haben. Sonderbare Verhältnisse!

Die ambulanten Verkäufer sind ebenfalls eine charakteristische Erscheinung im Straßenleben chilenischer Städte. Zu Fuß oder zu Pferde durchziehn sie die verschiednen Quartiere. Jeder hat sein bestimmtes Revier, das er, so lange es ihm paßt, täglich besucht. Mit lautem Geschrei verkünden sie, an den Häusern vorüberziehend, was für Dinge sie feilbieten. Natürlich lassen sich die Krämer ihre Ware höher bezahlen, als man sie bei dem direkten Einkauf und dem obligaten Feilschen in den Läden der chilenischen Nahrungsmittelverkäufer erhalten würde. Andrerseits aber entheben sie die Hausfrau der zeitraubenden Ausgänge, indem sie ihr erlauben, an der Haustür ihren Bedarf an Gemüse, Obst, Geflügel, Fischen und dergleichen einzuhandeln.

Da es wegen der mangelnden Einrichtung nur vereinzelt vorkommt, daß zuhause gewaschen wird — eine Arbeit, zu der sich auch ein chilenischer Dienstbote wohl kaum verstehn würde —, so ist die Wäscherin, la lavandera, eine wichtige Persönlichkeit in der Lebensexistenz der Familien. Überall in den zahlreichen Ranchos der Stadt hausen die Lavanderas, und manche Frau des Volkes unterhält durch diese Beschäftigung, für die sie sich sehr gut bezahlen läßt, Mann und Kinder. Allerdings muß man in der Wahl seiner Wäscherin oder Waschanstalt recht vorsichtig sein; es kann sich sonst ereignen, daß der Kunde seine Wäsche niemals wiedersieht. Dagegen läßt sich nicht viel tun; denn bei so vielen Leuten desselben Namens, die alle derselben Beschäftigung obliegen, ist ein Auffinden des Wäschehamsters ziemlich aussichtslos. Mit der Wäsche selbst wird greulich umgegangen. Das schönste und beste, was man an Weißzeug aus Europa mitgebracht hat, ist in kurzer Zeit durch die chilenische Methode der Reinigung ruiniert. In den meisten Wäschereien wird die Wäsche in leeren Petroleumbehältern eingeweicht und Chlorkalk in verschwenderischem Maße hinzugefügt; dann läßt man sie einige Zeit stehn und reibt sie schließlich auf dem großen Stück einer Rindsrippe, spült sie durch ein zweites Wasser, hängt sie auf und trocknet sie. Von einem Auskochen der Wäsche ist keine Rede. Bei so barbarischer Behandlung müssen die Gewebefasern natürlich brüchig werden und reißen. Aber was liegt daran? Im chilenischen Leben ist alles auf raschen Verbrauch eingerichtet, und über zerrissene Wäsche hält sich höchstens noch der „Gringo" auf.

Daß der Chilene ein geborner Reiter ist, ist bekannt. Der Huaso, der richtige Mann vom Lande, mit dem Poncho über den Schultern und den ungeheuern Sporen an den Füßen, bietet ein Bild zum Malen. Trotz der schlechtesten

Behandlung sind die chilenischen Pferde sehr ausdauernd und meist gut zugeritten. Sattel und Zaum sind eigentümlich. Das Gebiß besteht aus einer sehr starken Kandare und ermöglicht es dem Reiter, das Pferd seinem Willen bedingungslos zu unterwerfen. Die Stelle der Kinnkette vertritt ein eiserner Bügel; ein zweiter Bügel, ebenfalls von Eisen, umgibt die Unterlippe des Maules, einen starken Druck auf diese ausübend und dadurch die Wirkung der Kandare bedeutend unterstützend. Die Zügel sind von starkem Leder, oft noch mit Metallringen durchflochten. Der hohe Sattel wird auf verschiedne Decken, meist drei Felle, aufgelegt und dann gegürtet. Auch der Sattel selbst wird gewöhnlich mit Fellen belegt. Diese Art der Sattlung gewährt dem Huaso den großen Vorteil, gewissermaßen seine Lagerstätte überallhin mit sich führen und nach Bedarf aufschlagen zu können. Die ungehemmte Bewegung in der freien Luft behagt diesen Leuten am besten. Ihre übrige Lebensweise ist im großen und ganzen heute noch dieselbe, wie sie ältere Reisende schildern, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen der Hang zu Raub und Mord eher zu- als abgenommen hat. Wenigstens kann man in den Zeitungen oft genug von kühnen Überfällen durch Huasos, von Plünderung von Häusern und Geschäften in den Landstädten lesen, Ereignisse oft unglaublichster Art, die gar sehr an unsre schlimmsten Räuberromane aus vergangnen Zeiten erinnern.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich in dieser Richtung ausführlicher werden. Nur erwähnen will ich noch, daß mir von ehrenwerten Deutschen versichert worden ist, sie hätten förmliche Belagerungen auf den Haciendas (Landgütern) von Freunden mitgemacht, sie hätten den berittnen Banditen wirkliche Gefechte geliefert, seien mit ihnen um ihr Leben wett geritten; Kriegslisten zur gegenseitigen Täuschung seien auf beiden Seiten angewandt worden — Berichte, die ebenso spannend wie unheimlich waren. Interessant ist das Leben im Lande des Kondors, das ist wahr — aber schön? Nein!

Eigentümlich sind auch die chilenischen Landkarren, die durch Ochsen gezogen werden. Die Tiere, oft vier bis sechs paarweise hintereinander nach uralter Weise ins Joch gespannt, ziehn die hohen, zweirädrigen Holzkarren, deren Räder oft nur aus Holz bestehn. Der Lenker des Karrens geht zu Fuß nebenher und lenkt die Tiere mit einer sehr langen Stange. Auf diese Karren, die überall im Lande als Hauptbeförderungsmittel für alle möglichen Bodenprodukte gebraucht werden, kann außerordentlich viel geladen werden. Man kann sich aber auch vorstellen, mit welcher Langsamkeit sie sich bewegen. Immerhin passen sie gut als Staffage zu dem merkwürdigen Bilde chilenischen Landlebens, und es bietet einen interessanten Anblick, eine ganze Karawane solcher Vehikel mit ihren Führern beieinander zu sehen, sei es auf dem Wege nach der Stadt oder in der Stadt selbst auf irgendeinem freien Platze.

Auffallend ist beim chilenischen Volke der Mangel des Liedes, des Gesanges überhaupt. Wohl lernt die Jugend in den städtischen Schulen singen; ich wär überrascht, viele Lieder zu hören, die aus dem Deutschen ins Spanische übertragen worden waren und nun von den Kindern mit Benützung der deutschen Melodie gesungen wurden, wie: „Ich hatt einen Kameraden" oder „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand" und viele andre mehr. Das deutsche

Volkslied hat sich in der chilenischen Schule das Bürgerrecht erworben. In den bessern Familien wird natürlich auch viel musiziert, und das Klavier spielt hierbei eine Hauptrolle. Aber wirklich musikalisch ist das Volk trotz seiner spanischen Abstammung nicht. Der Nationaltanz der Chilenen ist die Cueca, eine Art Tarantella, ein Liebestanz, von einem Paare ausgeführt. Alle Grazie der Bewegung, alle Leidenschaftlichkeit der Empfindung kann die Cueca zum Ausdruck bringen. Die Musikbegleitung dazu geschieht durch Guitarre oder Mandoline, rhythmisches Händeklatschen der Zuschauer, oft auch in Verbindung mit Tamburins und Kastagnetten. Wenn so ein Huaso mit seiner Angebeteten vor einem Rancho in der Campaña draußen an einem Sonntag Abend nach einer höchst eigentümlichen Musik die Cueca tanzt, bekommt man, verstärkt durch das völlig Fremde der ganzen Umgebung, von der sich abspielenden hübschen Szene einen unverwischbaren Eindruck. Es ist ein echtes Volksbild aus Chile, an das man sich auch in der Entfernung mit Vergnügen erinnert.

Zu den Gebräuchen des Landes, die aber auch jenseits der Cordillera, in Argentinien geübt werden, gehört neben dem Austreten des Weizens durch Pferde auch die Bändigung und die Zureitung der Füllen. Das Austreten des Weizens, das noch da geübt wird, wo das Dreschen durch Maschinen noch nicht bekannt ist, geschieht gewöhnlich durch Stuten. Die unbeschlagnen Tiere werden in eine große, runde, abschließbare Umzäunung, einen sogenannten Corral, getrieben, worin man vorher das geschnittne Getreide ausgebreitet hat. Dort werden sie mit großem Geschrei so lange herumgejagt, bis der Weizen durch die Hufe der wild dahingaloppierenden Pferde aus den Hülsen getreten ist. Das Einfangen und Zähmen der Füllen geschieht heute noch genau wie in alter Zeit. Es ist dies geradezu ein Kunststück, das nur der Eingeborne dank seiner staunenswerten Kraft und Geschicklichkeit fertigbringen kann. Ein oder auch mehrere Füllen werden in einen Corral getrieben. Der Huaso, dem man das Tier, das man gezähmt haben will, nur zu bezeichnen braucht, macht sofort Jagd darauf und treibt es im Kreise herum. Plötzlich saust der Lasso durch die Luft. Mit einer Sicherheit ohnegleichen hat er die beiden Vorderbeine des gehetzten Tieres getroffen. Das Pferd stürzt augenblicklich zu Boden, vergebens bemüht, sich aus der Schlinge zu befreien. Nun beschreibt der Huaso, den Lasso immer ausgespannt, einen Kreis um das Tier und fängt schließlich eines seiner Hinterbeine ein, das er nun dicht an die Vorderbeine heranzieht. Erst dann wird der Lasso geknüpft. Der Bändiger setzt sich dem Pferde auf den Nacken und befestigt einen Zaum ohne Gebiß an die untere Kinnlade. Nun wird der Lasso gelockert, und dem Pferde, das sich vor Furcht kaum noch zu rühren wagt, werden einige Decken aufgeschnallt. Endlich wird es mit Schlägen auf die zitternden Beine gebracht, und der Lasso von den Füßen entfernt; der Mann schwingt sich auf, und das Tier, wild geworden durch die Wiedererlangung seiner Freiheit, saust mit seinem Reiter durch die inzwischen geöffnete Tür des Corrals hinaus ins Freie. „Und Roß und Reiter sieht man niemals wieder," ist man versucht, frei nach dem Dichterworte zu sagen, wenn man sieht, wie Roß und Reiter am Horizont in rasender Eile verschwinden. Aber in Chile geht es anders. Auf einmal kehrt der Huaso mit dem todmüden Pferde in den Corral

zurück. Es hat seinen Meister gefunden und wird vorläufig ruhig freigelassen. Aber erst nach mehreren weitern Versuchsritten ist das Tier völlig zahm und erhält das oben beschriebne schwere eiserne Gebiß.

Die träge, südspanische Art macht sich namentlich auch in der Sprache des Chilenen geltend. Das chilenische Idiom ist, trotzdem es stolz als Castellano bezeichnet wird, ein möglichst schlechtes Spanisch. Nicht nur werden meist die Endsilben verschluckt — das kommt auch anderwärts vor —, das Auffallendste ist die Abneigung des Volkes, auch der bessern Stände, vor der Aussprache des „s." Wo dieser Buchstabe zum Verständnis des Wortes unumgänglich nötig ist, wird er ganz leicht mit der Zunge angedeutet, sonst überhaupt weggelassen. In zwei Tagen = en dos dios mas klingt einfach wie en do dia ma. Statt tantos vapores = so viele Schiffe sagt man bequem tanto vapor; der Begriff tanto schließt ja schon die Mehrzahl ein. Wer den ominösen Buchstaben richtig spricht, ist sicherlich ein Fremder, einer, der noch nicht lange in Chile lebt, und er wird infolge dieses Kennzeichens von den Kleinhändlern unfehlbar zu übervorteilen gesucht. Wie in allen rein romanischen Sprachen spielen im Spanischen Augmentative und Diminutive eine große Rolle; besonders die letzten sind in Chile häufig das Ergötzen des Fremden. Man bekommt beim Wechseln nicht un cinco, sondern un cinquito, ein Fünferchen, heraus; man kauft nicht manzanas oder naranjas, Äpfel oder Orangen, sondern manzanitas oder naranjitas, mögen sie auch in diesem herrlichen Obstlande noch so groß geworden sein. Ja aus chico = klein wird nicht nur chiquito = sehr klein, sondern gleich chiquitito mit doppelter Verkleinerungsendung gemacht, was nach unserm Sprachgebrauch überhaupt unübersetzbar ist. Aus nada = nichts bildet man nadita = ein Nichtschen; ja es gibt sogar Leute, die aus hasta luego = auf Wiedersehen (wörtlich „auf bald") das unübersetzbare hasta lueguito formen, wenn sie hoffen, den sich Verabschiedenden in sehr kurzer Zeit wiederkehren zu sehen. Bei dem niedern Volke findet man auffallend viele Vornamen, die man auf altdeutschen, besonders gotischen Ursprung zurückführen muß, und die durch die spanischen Einwandrer nach dem fernen Südamerika gebracht worden sind. Namentlich sind es Frauennamen, die durch ihre tägliche Wiederkehr dem Deutschen auffallen müssen. Edelmira, Etelinda, Teodolinda, Clotilda, Griselda, Eduvijis, Eduvina, Ermelinda, Brunilda, Rosalinda, Rosenda mögen als Beispiele dienen. Komisch wirkt es, wenn durch Verwandlung des Schlußvokals a in o ohne alle Umstände aus dem Mädchennamen ein Knabenname gemacht wird, was namentlich bei Ermelinda und Rosalinda häufig vorkommt. Den schönen Vornamen des Volkes entsprechen seine Geschlechtsnamen nicht. So gibt es in Chile unzählige Familien namens Tapia = Lehmwand oder Cerda = Sau, Cordero = Hammel. Andre heißen Verdugo = Henker, Matas = du tötest, Concha = Muschel, Carvachal = Eichenwald, Cesped = Rasen, Fraja = Himbeerstrauch, Barra = Eisenstange, Espinoso = der Dornige, Granja = Scheune, Lobos = Wölfe usw. Ebenso komisch sind oft die Bezeichnungen, die man als Firmenschilder bei chilenischen Geschäften trifft, und die in gar keiner Beziehung zum Geschäfte selbst stehn. Da gibt es eine Revolutionärin, la Revoltosa; doch werden unter diesem grimmigen Titel friedlich

Hemden und Kragen verkauft. Am Nordpol, el Polo norte, kann man nicht bloß Kannen und Tassen, sondern auch Tee haben; la Befana, die Hexe, handelt mit Spitzen und Bändern. Der große Gedanke, el gran pensamiento, brütet darüber, wie er den Leuten am besten allerlei Schuhwerk aufhalsen kann. In der Oase, el Oasis, trifft man neben Spitzen auch Kurzwaren. La Perezosa, die Faule, ist ein Materialwarengeschäft. Der Stolperer, el tropezon, handelt mit Eisen; im silbernen Täßchen, la Tacita de Plata, findet der Staunende Kurzwaren, und der neue heilige Martin, el nuevo San Martin, hält Zigarren feil, als ob der alte schon den Tabak gekannt hätte. Im Weltall, el Universo, kann man sich rasieren lassen. So könnte ich die Liste noch lange fortspinnen; die kleine Blumenlese aber möge genügen. Sie zeigt, wie im chilenischen Volkscharakter neben großer Naivität das Bestreben liegt, nach außen hin möglichst viel aus sich zu machen oder doch wenigstens durch etwas auffallendes die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn.

Hin und wieder kommt es in deutschen Familien vor, daß ein Teil der Kinder, d. h. die in Chile geboren sind, kraft chilenischer Gesetze als Bürger des Landes angesprochen werden, während andre, ihre Geschwister, die zufällig während eines vorübergehenden Aufenthalts in der alten Heimat das Licht der Welt erblickt haben, als Deutsche in den Matrikeln laufen. Die ersten können das deutsche Bürgerrecht nur auf Grund eines Vermerks wieder erwerben, der rechtzeitig, d. h. sofort nach ihrer Geburt, bei einem deutschen Konsulat angebracht werden muß. Aber dieser Rücktritt ins Deutschtum kommt einer regelrechten Auswandrung von einem Staatsverband in den andern gleich und ist für viele mit solchen Umständlichkeiten verknüpft, daß sie lieber das bleiben, wozu Geburt und Gesetz sie bestimmt haben. Immerhin betrachte ich diese chilenische Bestimmung als eine gewalttätige Einmischung in fremde Familienverhältnisse.

Das Deutschtum hat große Neigung zum Aufgehn in fremden Nationen, auch im Romanentum. Leider gibt es viele deutsche Familien, deren Kinder, also die erste Generation schon, sich nur noch mit Widerwillen der deutschen Sprache bedienen, die sie schlecht genug sprechen. In der dritten Generation schon ist alles mehr oder weniger chilenisiert. An ehrenwerten Ausnahmen von dieser Regel fehlt es gewiß nicht; was aber wollen diese Ausnahmefälle bei der Masse bedeuten? Wohl nicht viel! Mit einigem, wenn auch grimmem Troste hat es mich dagegen erfüllt, daß ich konstatieren konnte, daß auch die Engländer, die sonst ihr Nationale so zähe festhalten, demselben Prozeß der Auflösung unterliegen wie die Deutschen. Allerdings geht es bei ihnen langsamer als bei unsern so auffallend anpassungs- und anschmiegungsfähigen Landsleuten. Ein Übel sind auch die Mischheiraten. Sie entnationalisieren den Deutschen und seine Nachkommen am schnellsten, ganz abgesehen davon, daß solche Verbindungen selten zu glücklichem Familienleben führen. Die Kluft zwischen den schwarzhaarigen ehemaligen Stiefkindern der unnatürlichen Mutter Hispania und den blonden Söhnen Germaniens ist zu groß, als daß sie für beide Teile in befriedigender Weise überbrückt werden könnte.

Im Bewußtsein ihrer absoluten Macht zeigt sich in Chile die katholische Kirche, die über einen Erzbischof und drei Bischöfe verfügt, sehr tolerant gegen

Andersgläubige, toleranter jedenfalls als in Europa. Daß der katholische Priester beim Protestanten kauft, zu einem als Freimaurer bekannten Geschäftsmann geht, ist so natürlich, daß sich kein Mensch darüber aufhält. Auch die in manchen Ländern so widerliche Judenfrage existiert in Chile nicht. Bis heute ist Chile glücklicherweise im großen und ganzen von konfessionellem Hader und Rassenstreit verschont geblieben, wenn auch im Süden der Republik in frühern Jahren durch fremde Heißsporne, leider deutscher Herkunft, konfessionelle Unruhen hervorgerufen worden sind. Wenn sich auch die Kirche im chilenischen Volksleben, besonders bei der chilenischen Frau, eines großen Einflusses erfreut, und wenn sie sich auch hier und da in Chile, allerdings nur in bescheidner Weise, in den Dienst der Humanität und der Bildung stellt, kann ihr trotz alledem der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich, entgegen ihrer eigentlichen Aufgabe, zu sehr an der das ganze öffentliche Leben beherrschenden und zersetzenden Politik beteiligt. Sie arbeitet im Lande des Kondors an dessen allgemeinem Niedergange mit. Ob dies wohl anders wird? Ob Chiles Volk überhaupt wieder den Weg zurück zu gesunder Entwicklung findet, den es einst so erfolgreich beschritten hatte? Quien sabe!



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



Aber leben wir denn nur zu unsrer Unterhaltung auf dieser Erde? predigte Maria Dolores anmutig, während Johns Augen etwas mutwillig lachten, und er es hart empfand, daß er ihre rosenroten Lippen nicht mit seinen Küssen schließen und zum Schweigen bringen durfte. Sind wir nicht vielmehr dazu da, uns — wie der altväterische Ausdruck lautet — nützlich zu machen in der Welt? Übrigens werden Sie jetzt, wo Sie lieben, doch auch nicht wie ein Schwächling sitzen bleiben und erklären: Ich bin zu arm, heiraten zu können! und so auf Ihre Liebe verzichten — verzichten allerdings, wie Ihr Freund Winthorpe entsagt hat — nur aus unedeln statt aus edeln Beweggründen. Ganz sicher werden Sie sich fest und entschlossen ans Werk machen und Geld zu verdienen suchen, damit Sie Ihre Heirat ermöglichen können, andernfalls wäre Ihre Liebe eine sehr armselige Sache. Und dabei öffneten sich ihre entzückenden kleinen Hände, die sich — nach Johns Ansicht — wie weiße Lilien von dem blaßgrünen Stoffe ihres Kleides abhoben, ließen einen Augenblick die rosigen Handflächen sehen und falteten sich darauf wieder in ihrem Schoß.

Er lachte. Du bist köstlich, sagte er in Gedanken inbrünstig zu ihr, während er laut nur äußerte: Meine Liebe ist schon recht. Ich liebe so innig und heiß, wie ein sterblicher Mann nur lieben kann. Ich liebe sie leidenschaftlich, zärtlich — mit Verehrung und mit Verlangen, ich liebe sie mit Staunen, mit Seufzen und mit Lachen. Ich liebe sie mit allem, was ich bin und habe. Und für das eine stehe ich in Winthorpes Schuld, er hat mir unwissentlich die Augen geöffnet über meinen eignen Zustand. Aber Geld verdienen? Ich habe eine Ahnung, daß das mit Schwierigkeiten verknüpft wäre. Was könnte ich denn tun?

Haben Sie keinen Beruf? fragte sie.

Nicht die Spur davon! versicherte er nachlässig und unbekümmert.

Aber gibt es keinen Beruf, der Sie lockt — an dem Sie Gefallen finden könnten?

Ihre dunkeln Augen waren sehr ernst geworden.

Nicht die Spur von einem, erwiderte er, mit Mühe seine Heiterkeit verbergend. Wie man mir sagt, bringt es heutzutage fast jeder Beruf mit sich, daß man in dumpfigen Kanzleien, bei vollgepfropften Aktenfächern inmitten staubiger, wertloser Papiere hocken und langweilige, mühsame Dinge tun muß zur größern Ehre andrer, ungefähr so wie ein Galeerensklave! Nein, wenn ich dann schon arbeiten soll, so muß es eine Arbeit sein, die mich sozusagen auf dem Deck hält, mir den Aufenthalt in frischer Luft und ständige Fühlung mit der Erde ermöglicht. Ich möchte am liebsten Feldarbeiter werden — aber das wird nicht gerade fürstlich bezahlt —, oder Pächter, aber dies würde vielleicht mehr Kapital fordern, als mir zur Verfügung steht, und jedenfalls ist der Reinertrag mehr als fraglich. Ich habe einen Onkel, der so eine Art von Pächter ist, und wie ich glaube, jahraus jahrein mit Verlust wirtschaftet. Nun — und was bleibt übrig? ... Ach ja — Gärtner! Ich glaube nicht, daß es mir sehr schwer ankäme, Gärtner zu werden.

Maria Dolores blickte drein, als sei sie nicht sicher, ob er für den Augenblick ernst zu nehmen sei oder nicht.

Gärtner? Das wird wohl aber auch nicht fürstlich bezahlt, warf sie ein, den Boden sondierend.

Leider nein, seufzte John. Dann aber fragte er mit ernstem Gesicht: Möchten Sie mich denn durchaus so geldgierig haben? Geld ist doch auch nicht Alles in diesem Jammertal.

Maria Dolores lächelte. Jetzt wußte sie, daß er wenigstens für jetzt nicht ernst genommen werden dürfe. Das ist richtig, gab sie zu, aber es war mir doch, als hätten Sie Geld nur verdienen wollen, um heiraten zu können — als sei dies Ihr einziger Beweggrund gewesen.

Das hatte ich ganz vergessen, sagte der leichtherzige Geselle. Ich hatte an Beschäftigung gedacht, die einen in Beziehung zur Erde erhält, und die Arbeit des Gärtners tut dies auf die angenehmste Weise — sie bringt einen ständig in die allerintimste Berührung mit ihr.

Sprechen alle Engländer von der Erde als einem Femininum? fragte Maria Dolores. Ich habe mir immer eingebildet, man sage im Englischen it von ihr.

Leider ist dies auch meistenteils der Fall, entgegnete John, aber es ist barbarisch und unkindlich. Unsre braune alte Mutter, unsre gütige, freigebige Mutter! Unsre strahlende, königliche Mutter — alt und doch in unsterblicher, leuchtender Jugendblüte. Sehen Sie sie an, rief er, mit dem Arm einen Bogen um den Garten beschreibend und dann auf die im Duft der Ferne verschwimmende Landschaft deutend, sehen Sie sie an, wie sie in ihren aus Perlen und Gold gewobnen Gewändern lächelt und leuchtet — wie eine Braut, die sich geschmückt hat, um zum Altar zu schreiten! Sie ist unendlich in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle, in ihrer Lieblichkeit und in ihren Wohlgerüchen — oh, ich könnte auf mein Antlitz niedersinken und anbeten wie einer der alten Heiden von ehedem — die Erde selbst und alles, was auf ihr webt und lebt: den blühenden Baum und den singenden Vogel — alles, alles! Ja, ihr möchte ich Tempel bauen!

Und die kriechende Schlange? warf Maria Dolores ein.

Die kriechende Schlange, gab John schlagfertig zurück, dient einem sehr nützlichen Zweck; sie verleiht dem Manne die raison d'être: der Mann und seine Ferse haben der Schlange den Kopf zu zertreten.

Leise lachend lehnte sich Maria Dolores zurück. Sie sind ja ganz vernarrt in Mutter Erde! Wenn die Dame Ihres Herzens einen Verdacht schöpft, wird sie gewiß eifersüchtig werden!

O nein, entgegnete John, nur die Erde hätte Grund zur Eifersucht, denn bis zu dem Augenblick, wo ich die Gebieterin meines Herzens zum erstenmal gesehen habe, war sie im Alleinbesitz des Herzens. Im übrigen erfreut sich die Lady meiner Liebe in dieser Beziehung meines vollen Vertrauens — ich habe keine meiner Empfindungen vor ihr geheim gehalten.

Das ist recht, lobte Maria Dolores. Aber wie stehts denn mit Himmel und See? fragte sie lächelnd. Ist für diese keinen Raum mehr in Ihrem Herzen?

Der Himmel dient der göttlichen Erde als Kammerdiener, und darum schon liebe ich ihn, erklärte John; aber außerdem hüllt er sie in ihre vielfarbigen leuchtenden Gewänder und hält die strahlende Fackel, die ihre Schönheit erst ins rechte Licht setzt. Die See aber ist ein Kleinod, das sie am Busen trägt — ein Zauberjuwel, mit dem sie — vom Himmel unterstützt — den linden Regen ruft, der ihr als duftendes Schönheitswasser dient. Herrlicher Duft entströmt der fruchtbar dampfenden Erde nach linden Regenschauern! Wissen Sie, um dieser Worte willen könnte ich dem düstern, greulichen Milton beinahe alles verzeihen, denn sie beweisen, daß in ihm mit dem Geruchsinn wenigstens eine einzige Eigenschaft der Menschlichkeit lebte.

Spöttisch blickten die dunkeln Augen des jungen Mädchens zu ihm auf.

Der düstere und greuliche Milton! rief sie. Armer Milton! Was hat er denn getan, daß er ein solches Anathema verdiente?

Nicht durch das, was er *getan* hat, erwiderte John, sondern durch das, was er *war*, hat er es verdient. Daß er düster war, wird niemand bestreiten können — düster und mürrisch und unmenschlich. Fragen Sie doch seine unglücklichen, langmütigen Töchter, wenn Sie daran zweifeln. Die könnten Ihnen Dinge erzählen, daß Ihnen die Haare zu Berge stünden! Aber er war noch schlimmer: er war ein Schriftgelehrter und Pharisäer — ein zudringlicher, vorwitziger, selbstgerechter, heuchlerischer Schriftgelehrter und Pharisäer. Und noch viel schlimmeres, sehr viel schlimmeres! Er war das, was mich heute das Allerschlimmste dünkt — er war ein Puritaner. Wie das Blut Winthorpes, floß auch das seine schwarz und dick, eisigkalt und essigsauer durch seine Adern. Wie Winthorpe — doch genug davon! Ich darf nicht mehr auf Winthorpe schelten und muß versuchen, Milton zu verzeihen. Milton hat diesen einen guten Ausspruch getan, und Winthorpe hat einem Verliebten die Augen über seinen Zustand geöffnet.

Er hielt inne und lächelte zu ihr hinunter, und seine blauen, sehr blauen, erst vor kurzem geöffneten Augen sprachen ganze Bände. Ihre Augen ruhten träumerisch auf der wie in einen aus Perlen und Gold gewobnen Flor schimmernden Landschaft. Da sie aber durch kein Anzeichen verriet, daß seine Unterhaltung sie langweile, faßte er Mut und fuhr fort:

Als er mir erzählte, wie er sich von seiner Geliebten, die in diesem Augenblick in einem Ursulinerinnenkloster Dielen scheuert, sich vielleicht auch geißelt oder sonst kasteit, getrennt habe, um sie niemals, niemals wiederzusehen, da stand plötzlich — ganz ohne mein Zutun — die Gestalt eines Mädchens vor meiner Seele, die Gestalt eines Mädchens, das ich zwar nur wenig kannte, aber unendlich bewunderte und sehr gern hatte, ohne daran zu denken, ich könnte ernstlich in sie verliebt sein. Mit dieser Erscheinung vor den Augen meines Geistes fragte ich mich unwillkürlich — mutatis mutandis, ob ich hätte handeln können, wie er gehandelt hat, und mit Blitzesschnelle wurde mir klar, daß ich *sie*, wenn sie erst mein eigen gewesen wäre, um alle Schätze beider Indien nicht mehr hätte lassen können oder lassen wollen. Durch diese Zeichen und durch die unerhörte Wut, die sein Bericht in mir erregte, habe ich entdeckt, daß ich liebe. John beschloß diese Rede mit einer eindrucksvollen rhetorischen Geste, und wiederum sprachen seine Augen Bände. Die ihren hafteten noch immer an dem vor ihren Augen ausgebreiteten Landschaftsbilde.

Aber wie können Sie das Mädchen denn lieben, wenn Sie es doch nur so wenig kennen? fragte sie nachdenklich.

Oh, habe ich gesagt, daß ich sie nur wenig kenne? fragte John. Im Gegenteil — ich kenne sie sehr gut — ich kenne sie durch und durch. Ich weiß, daß sie lauter ist wie Gold und rein wie Kristall, daß sie ganz aus Musik, ganz aus Licht, ganz Lieblichkeit, Schatten, Stille, Geheimnis dazu gewebt ist — kurz, daß sie ganz Weib ist. Ich weiß, daß auf der ganzen weiten Erde nichts webt und lebt, was ihr gleichkäme. Ich liebe es nicht, in Superlativen zu sprechen, deshalb will ich alles, was ich meine, in die Worte zusammenfassen: ich weiß, daß sie ganz einfach absolut vollkommen ist! Ach, wenn Sie sie nur sehen könnten! Wenn Sie nur ihre Augen, ihre klugen, witzigen, unschuldigen, mutwilligen Augen sehen könnten, aus denen die herrlichste Seele leuchtet, auf deren Grunde noch die Leidenschaft schläft! Ach, wenn Sie die üppige Fülle ihres seidenweichen schwarzen Haares, ihre weiße Stirn, ihre rosigen Wangen und ihren korallenroten lächelnden Mund sehen könnten! Könnten Sie doch ihre schlanke, kräftige Gestalt sehen, ihre stolz anmutige Haltung — die Haltung einer Königstochter! Ach, wenn Sie ihre Hände sehen könnten, sie ruhen in ihrem Schoße gleich matten Lilien! Und ihre Stimme — wenn Sie ihre Stimme hörten, wie ich sie höre! — sie ist die zum Ton gewordne Farbe ihres Mundes, die zum Laut gewordne Glut ihrer Seele! Und wenn sie sich erst selbst ihren dreifach zu verehrenden Namen zuflüstern könnten! Ach nein, ich kenne sie sehr gut! Wenn ich vorhin sagte: ich kenne sie nur wenig, so sollte dies nur heißen, daß *sie* mich nur oberflächlich kennt — was leider Gottes in praktischer Beziehung auf dasselbe hinauskommt!

Er hatte mit Feuer, mit Inbrunst gesprochen, und aus seinem erröteten Gesicht leuchteten Begeisterung und — Absicht. Maria Dolores aber hielt ihre sanft strahlenden Augen beharrlich von ihm abgewandt, aber die herrliche Seele, die aus ihnen leuchtete (falls es nicht die „auf ihrem Grunde schlafende Leidenschaft" war), schien doch einigermaßen beunruhigt zu sein. Qui parle d'amour — wie heißt das französische Sprichwort nur gleich? — Ob sie wohl ein unbestimmtes Gefühl davon hatte, daß sie sich auf gefährlichem Grunde bewegten? Jedenfalls stand sie — wie John mit versagendem Mut bemerkte — im Begriff, ihrem gegenwärtigen Zusammensein ein Ende zu bereiten, denn sie schickte sich an, sich zu erheben. Eine Welt hätte er darum gegeben, ihr seine hilfreiche Hand zum Aufstehn reichen zu können, aber so reich er an „Welten" sein mochte, so arm fand er sich in diesem Augenblick an Mut: „Tritt die Liebe durch die Tür, flieht das Selbstvertrauen durch das Fenster." So erhob sie sich denn ohne seinen Beistand.

Wir wollen also nur hoffen, sagte sie mit einem Blick, auf dessen Grunde er ein bißchen freundlichen Spott zu sehen glaubte, daß sie bald Ihre nähere Bekanntschaft macht.

Um Gottes willen nicht! rief er mit gutgespieltem Schrecken. Meine einzige schwache Hoffnung, eines schönen Tages wenigstens ihre Achtung zu gewinnen, beruht ja darauf, daß sie meinen wahren Charakter gar nicht kennt.

Maria Dolores lachte, nickte ihm zu und schwebte von dannen.

Mein Sohn, sagte John zu sich selbst, du segelst höllisch dicht vor dem Winde — sieh dich vor!

Und nun trat eine plötzliche Veränderung aller Dinge ein: der Garten lächelte ihm zu, das Tal lag lachend im Nordost, die Drosseln sangen, die Fenster des Schlosses glitzerten und flimmerten in der Sonne, aber all ihre Schönheit, all ihre Heiterkeit war mit ihr verschwunden hinter den weißen Mauern des langen, niedern, rotbedachten Schloßflügels. Plötzlich wurde er sich eines jähen Wechsels der Außenwelt bewußt, und eine ebenso jähe, herbe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner.

Gewiß, es macht viel Spaß, sagte er, es ist sehr scherzhaft — so lange es währt —, aber wozu soll es führen? Was kommt dabei heraus, mit einem Glücke zu liebäugeln, das man niemals gewinnen kann? Und er seufzte tief auf. Wann werde ich sie wiedersehen? fragte er sich und fühlte sich sofort von seiner alten Angst ergriffen — einer Angst allerdings erst von gestern, aber es war ihm, als

habe er sie alle seine Lebtage gefühlt —, die Angst, er könne sie nicht wiedersehen. Sie ist ja nur zu Besuch hier, was sollte sie hindern, schon heute Nacht wieder abzureisen?

Diese Vorstellung war unerträglich. Er trat in den Schloßhof, schritt die große Freitreppe hinauf und schlenderte durch die lange Flucht leerer Zimmer — leer bis auf die Schatten der Vergangenheit und die Bilder der toten Schönen —, um dort, wenn möglich, einige Zeit Ruhe zu finden vor seinen eignen Gedanken und sie zu vergessen.

* * *

Wer ist der junge Mann, mit dem du so lange gesprochen hast? fragte Frau Brandt, als Maria Dolores in deren Wohnzimmer trat, in einen großen viereckigen kahlen Raum mit Marmorfußboden und einer kühlen Luft, die mit dem herbsüßen Duft von Rosmarin oder andern Kräutern erfüllt war.

O, hast du uns gesehen? antwortete Maria Dolores.

Ihn habe ich schon oft gesehen — seit einer Woche fast täglich, erwiderte Frau Brandt, aber noch nie habe ich dich mit ihm sprechen sehen. Wer ist er? Sie war eine kleine, behäbige und behagliche alte Dame mit schwarzem Haar und unschönem, gutmütigem, von einer großen steifgestärkten weißen Haube umrahmtem Gesicht und in ein fließendes Gewand von schwarzer Seide gekleidet. Eine weiße Strickerei in den knochigen, kurzfingrigen, gelblichen Händen, saß sie in einem ungepolsterten eichnen Armstuhl am Fenster und trug eine in Schildpatt gefaßte Brille auf der Nase. Aber die Brille vermochte nicht die herzliche, ehrliche Güte zu verdecken, die aus ihren mütterlichen treuen braunen Augen leuchtete.

Es ist ein junger Mann, der hier zur Sommerfrische beim Pfarrer wohnt, berichtete Maria Dolores, ein junger Engländer.

So? sagte Frau Brandt, und wie heißt er?

Das weiß ich nicht, erwiderte Maria Dolores mit wirklicher oder gemachter Gleichgiltigkeit. Sein Taufname ist, glaube ich, John.

Aber sein Familienname? beharrte Frau Brandt.

Vermutlich Brown, Jones oder Robinson, meinte Maria Dolores, vielleicht aber auch Black, Smith oder Johnson — einen dieser Namen pflegen ja die meisten Engländer zu führen.

So? entgegnete Frau Brandt. Aber ist es klug oder paßt es sich für dich, so vertraulich mit einem jungen Manne zu plaudern, dessen Namen du nicht einmal kennst?

Warum nicht? fragte Maria Dolores, ihre Augenbrauen wie verwundert in die Höhe ziehend. Er scheint mir ein ganz harmloser junger Mann zu sein — ich glaube nicht, daß er mich auffressen wird. Außerdem ist er Engländer, und ich habe die Engländer gern. Auch ist er gescheit, und ich unterhalte mich gern mit ihm. Er hat ein unbefangnes, leichtes und lebhaftes Benehmen, das von dem steifen, gezwungnen Wesen unsrer österreichischen Jünglinge angenehm absticht. Was hat denn sein Name dabei zu tun?

Aber — Frau Brandt schaute nachdrucksvoll über ihre Brillengläser weg, und ihre Stimme klang ernst, denn sie wollte eine Frage stellen, die für eine Österreicherin mindestens so wichtig ist — wenn nicht viel wichtiger — als für eine Engländerin, die Frage: Ist er ein Edelmann?

Maria Dolores lachte.

O nein, sagte sie, wenigstens habe ich nicht den mindesten Grund, dies zu glauben. Er gehört, wie ich vermute, zu den — wie man es in England nennt — mittlern Klassen. Er hat einen Onkel, der Landwirt ist.

Die gütigen braunen Augen der Frau Brandt nahmen einen ganz mißbilligenden und entrüsteten Ausdruck an.

Aber du hast ganz vertraulich mit ihm gesprochen — beinahe als ob er deinesgleichen wäre, bemerkte sie in nachdrücklichem, verweisendem Tone.

Maria Dolores lachte hell auf.

Das ist richtig, gab sie lustig zu, und gerade das hätte ich nicht tun können, wenn er ein Edelmann wäre. In diesem Falle hätte ich unsre gegenseitige Stellung immer im Auge behalten müssen, aber in einem Falle, wo, wie hier, der Standesunterschied ein so großer, ein so ausgesprochner ist, kann man ohne jede Gefahr harmlos und vertraulich miteinander plaudern. Ça n'engage à rien!

Frau Brandt wiegte ihren Kopf einige Augenblicke lang höchst bedeutungsvoll und sagte schließlich:

Es will mir nicht recht gefallen, und deinem Bruder würde es gar nicht gefallen. Es schickt sich nicht. Gott sei Dank, daß er nur ein Engländer ist!

Natürlich, stimmte Maria Dolores ihr zu, wenn er ein Österreicher wäre, würde die Sache ganz anders liegen.

Aber ist es auch dem jungen Manne gegenüber recht? fuhr Frau Brandt bedenklich fort. Hat er überhaupt eine Ahnung davon, daß er sich so vertraulich mit einer „Durchlaucht" unterhält? Du verkehrst mit ihm auf gleichem Fuße — was dann, wenn er sich in dich verliebt?

Allerdings — was dann! Aber das wird er wohl bleiben lassen, sagte Maria Dolores lachend — vielleicht mit einem kleinen innern Vorbehalt.

Wer kann das wissen? meinte Frau Brandt. Seine Augen hatten so einen gewissen Ausdruck, wenn er dich ansah! Aber es ist noch eine größere Gefahr vorhanden: ihr seid beide in dem gefährlichsten Alter — und er ist ein hübscher junger Mann! Was dann, wenn du dich in ihn verliebtest?

O, in diesem Fall, erklärte Maria Dolores leichthin, das Kinn ein bißchen emporgereckt, in diesem Falle würde ich ihn eben heiraten — vorausgesetzt, daß er um mich anhielte.

Was! schrie Frau Brandt entsetzt und fuhr von ihrem Stuhl in die Höhe.

Ja, bestätigte Maria Dolores mit gelassener Heiterkeit, er ist ein gebildeter Mann mit guter Erziehung, und um seine Herkunft würde ich mich keinen Pfifferling kümmern. Ich habe unsre übertriebne österreichische Betonung und Überschätzung von Adel, Stammbaum und Wappenschild herzlich satt. Wenn ich jemals lieben werde, so werde ich ganz gewiß nur den Mann an sich lieben, so wie ihn Gott erschaffen hat, werde ihn lieben um deswillen, was und wie er ist, nicht um rein äußerlicher Dinge willen. Meinetwegen könnte sein Vater Schuster sein — wenn ich ihn liebte, würde ich ihn heiraten.

Frau Brandt war in ihren Lehnstuhl zurückgesunken und nickte wieder bedenklich mit ihrem weißbehaubten Kopfe.

O mein Kind, klagte sie, mein liebes Kind, wirst du denn diese phantastischen, unpraktischen, romantischen Grillen nie loswerden? Aber das kommt davon, wenn man Gedichte und Romane liest!

Sie selbst, die gute Seele, mochte wohl schwerlich je etwas andres gelesen haben als ihre Gebetbücher.

Ach, du liebes treues Herz, erwiderte Maria Dolores lachend, schritt durch das Zimmer und legte ihre Hand liebevoll auf Frau Brandts Schulter; du liebste aller alten Muhmen! Mach dir keine Sorgen darüber! Diese Frage ist ja noch nicht spruchreif! Wir wollens nicht machen wie die Hunde, die heulen vor dem Streich! Und damit beugte sie sich hinab und küßte ihre Muhme auf die braune Stirn.

Aber dann stand sie lange, lange in nachdenklichem Sinnen verloren am Fenster, und ihre Augen leuchteten in milderm, tieferm Glanz als je zuvor, und ihre rosigen Wangen waren von einem lebhaftern Rot bedeckt als gewöhnlich.

Worüber denkst du denn so ernstlich nach? fragte Frau Brandt schließlich.

Maria Dolores schreckte aus ihren Gedanken empor, wandte sich vom Fenster ins Zimmer zurück und lachte wieder.

O, natürlich über meinen Schusterssohn, lautete die Antwort.

* * *

Als Annunziata John aufsuchte, um ihn zum Abendessen zu holen, fand sie ihn mit verschränkten Armen, übereinandergeschlagnen Beinen, mit einer tiefen Falte auf der gesenkten Stirn und starrem Blick, offenbar in düstres Sinnen versenkt, in seinem Lieblingsgemach, inmitten der von ihm so sehr bewunderten Bilder der längst entschwundnen Schönen sitzend.

Holla, Prospero! rief sie.

Da kam er wieder zu sich, fuhr auf, sah um sich, veränderte seine Haltung, erhob sich schließlich und suchte seine Kümmernisse mit einem tiefen Seufzer abzuschütteln.

Hu, was für ein Seufzer! sagte Annunziata verwundert und sah ihn mit großen Augen an. Worüber seufzen Sie denn so schwer?

Lächelnd sah John sie an. Ich seufze über meine Müllerstochter, mein Liebling, erwiderte er.

Und während er ihr in die Pfarrerwohnung folgte, sang er leise vor sich hin.

Fünfter Teil

Es war an einem Sonntage, am frühen Morgen. Es fiel Regen, ein feiner, ruhiger, unablässiger Regen, der die tieferliegenden Talgründe verschleierte und die Berghöhen so völlig verhüllte, daß man an ihrem Dasein überhaupt zweifeln konnte. Über dem nahen Garten lag es wie ein dünnes, fahles Silbergespinst, in dessen feuchter Oberfläche sich das unsichere Tageslicht widerspiegelte. Über dem Rampio drüben, auf der von Olivenwäldern bedeckten Hügelkette, die sich dicht an seinem Ufer in die Höhe reckte, sah man einen interessanten Vorgang — die Entstehung der Wolken. Weich abgerundet, in sein blaugraues Laubwerk gebettet, lag der Hügel einen Augenblick völlig klar und frei da, plötzlich aber stieg an einem höher liegenden Punkte des Abhanges ein Nebel empor, der aussah, als ob er direkt der Erde entstiege, wie der Rauch eines unterirdischen Feuers — ein weißer Rauch mit perlgrauem Schatten. Dieser Nebel verdichtete sich und breitete sich aus, er ballte sich zusammen und strebte als unregelmäßige, spiralförmige Säule in die Höhe, schwankte und wand sich hin und her, als ob er nicht wisse, was er jetzt eigentlich beginnen, wohin er sich wenden solle, bis er mit plötzlichem Entschluß — wie ein übermütiger Bursche oder Verschwender! —, vom nächsten Windstoß getragen, ohne bestimmte Gestalt von dannen segelte und das Hügelgelände wieder frei ließ, bis über eine kleine Weile der Vorgang von neuem begann.

Auf der nördlichen Seite der Schloßgebäude saßen im Schutz eines großen, mit verblaßten Freskogemälden geschmückten Kreuzganges John und Annunziata und beobachteten dieses Spiel der Elemente einige Minuten lang schweigend. Dann fragte das Mädchen: Woher kommt es, daß die Wolken auf diese Weise aus dem Hügel aufsteigen?

Dabei hafteten ihre Augen ängstlich forschend auf seinem Gesicht.

Ich habe es schon vielemale gesehen, aber ich konnte es nie verstehn. Es kann doch wohl kein Feuer darunter brennen?

Ja, wenn sogar du es nicht verstehst, Frau Weisheit, wie kannst du dann von einem Toren wie mir eine Erklärung davon verlangen? Unter uns gesagt: obgleich es eine Art des Menschengeschlechts gibt, die sich „Gelehrte“ nennt, und die behauptet, diese Erscheinung zu verstehn, so glaube ich doch, daß es in der Tat und in der Wahrheit niemand versteht. All das ist nur ein Teil der großen Wunder, Natur genannt, wodurch unsers Herrgotts Welt im Gang erhalten wird, und auch die guten Leute, die sich „Gelehrte“ nennen, vermögen sie nicht in ihrem letzten Grunde zu erklären — sie können nichts mehr und nichts weniger tun, als sie beobachten und ihre einzelnen Wunder mit dem oder jenem Namen bezeichnen — sie zu erklären vermögen sie nicht.

Es ist ein großer Genuß, solche Dinge zu beobachten, sagte Annunziata, es ist wahrhaftig ein großer Segen, dessen man teilhaftig wird, wenn man mit eignen Augen ein Wunder sehen darf!

Gewiß, das ist es auch, stimmte John zu, und wenn man nur die Augen offen hält, so kann man tagtäglich jeden Augenblick Wunder sehen.

Es ist sonderbar, bemerkte Annunziata, aber wenn die Sonne scheint, dann liebe ich das sonnige Wetter und bin froh, daß es nicht regnet. Aber wenn es regnet, dann liebe ich trotzdem den Regen ebenso wie die Sonne — er ist so frisch, er riecht so gut, die Regentropfen sind so hübsch und machen ein so angenehmes Geräusch, wenn sie auffallen, und das graue Dämmerlicht ist auch so angenehm.

Unsre Sympathien sind immer höchst sonderbar, meinte John; die Liebe ist das seltsamste Wunder von allen und noch viel schwieriger zu erklären als die Bildung der Wolken auf dem Hügelabhang.

Wir lieben die Dinge, die uns Freude machen, sagte Annunziata.

Und manchmal auch die Leute, die uns Schmerz bereiten, ergänzte John.

Wir lieben vor allem die Leute, mit denen wir verwandt sind, sagte Annunziata, und dann die, mit denen wir viel zusammen sind — gerade wie ich zu allererst meinen Onkel liebe und dann Sie und Marcella, die Köchin.

Die das unvermeidliche Kalbfleisch aufträgt. Schönen Dank, du Honigmund!

Er verbeugte sich lachend, und Annunziatas ernste Augen fragten verwundert, worüber er wohl lache.

Aber, fuhr er fort, es hat eben nicht jeder so einen festen, schwindelfreien Kopf wie du, Kleine. Es ist nicht jedermanns Sache, seine Liebe so wohl etikettieren oder so ganz dem Einfluß der Vernunft unterordnen zu können. Manche von uns lieben gerade die Leute, mit denen sie nicht im geringsten verwandt sind, die sie kaum gesehen haben, und von denen sie so gut wie gar nichts wissen.

Mißbilligend schüttelte Annunziata den Kopf.

Es ist dumm, Leute zu lieben, von denen man nichts weiß, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme, indem sie sehr altklug und aburteilend dreinschaute.

Das ist wahr genug, gab John zu, aber was soll man dagegen machen? Manche von uns sind eben dazu bestimmt, Dummheiten zu machen, wie der Funke nach oben stiebt. Weißt du, es ist ein großer Unterschied zwischen Liebe und Liebe: da haben wir zum Beispiel die Liebe, die Zuneigung ist, dann die Liebe, die als Magen- oder Küchenliebe bezeichnet werden kann, und dann die Liebe, die eben nur Liebe, Liebe ist — Liebe an sich, und die von nichts anderm weiß. Die erste Art Liebe beruht, wie du ganz richtig bemerkt hast, auf Blutverwandtschaft oder Zusammengehörigkeit, die zweite auf der Hoffnung künftigen Behagens, und jede der beiden Arten von Liebe läßt sich hinlänglich erklären und begreifen. Die dritte Art von Liebe aber wurzelt in eitel Zufälligkeit und Grundlosigkeit, läßt sich auf keinerlei Weise begründen und ist doch bei weitem die heftigste und leidenschaftlichste von allen dreien. Sie kommt wie ein Blitz aus blauem Himmel und trifft, wen sie mag. Wenn ich auch meine Bilder und Gleichnisse mit männlicher Kühnheit wähle, so nehme ich doch an, daß du mir mit echt weiblicher Intuition zu folgen vermagst.

Nein, erwiderte Annunziata, die Blicke ins Weite gerichtet und ohne die mindeste Verlegenheit, nein, ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen.

Danke Gott dafür und bitte Gott, daß du es nie verstehn lernen mögest, sagte ihr inkonsequenter Freund, denn die Liebe ist eine Pein! Da triffst du zum Beispiel eine Person in einem Garten. Du weißt nichts, rein gar nichts von ihr, nicht einmal ihren Namen, obgleich du fürchtest, sie könnte Schmidt heißen. Alles in allem triffst du sie nicht mehr als vielleicht sechsmal. Und eines schönen Morgens wachst du auf und machst die Entdeckung, daß sie für dich das köstlichste und wichtigste Wesen in der Welt geworden ist. Bist du von ihr getrennt, so vermagst du nichts zu tun als an sie zu denken, mit wonnigem Schmerz und in der Erinnerung an dein letztes Zusammensein mit ihr zu schwelgen und dich mit wahrem Seelenheißhunger nach dem nächsten zu sehnen. Das leiseste Rauschen

ihres Gewandes, jeder Tonfall ihrer Stimme, jeder Blick ihres Auges macht dein Herz erbeben. Du starrst nach dem Hause, wo sie wohnt, mit der Empfindung der Peri, die nach den Pforten des Paradieses schaut. Und welche unbeschreibliche Freude bereitet es dir erst, von ihr zu reden, obgleich du dich natürlich bemühst, dies in so verschleierten Ausdrücken zu tun, daß dein Zuhörer keine Ahnung haben kann, von wem du eigentlich sprichst. Kurzum, sie ist dein Ein und dein Alles, der ganze Inhalt, das A und das O deines Daseins — und du, du weißt nicht einmal ihren Namen, obgleich du fürchtest, sie könne Schmidt heißen.

Behaglich lehnte er sich in der Marmorbank zurück und zwirbelte seinen rotblonden Schnurrbart.

Aber Sie kennen doch ihren Namen, sagte Annunziata mit ihrer tiefen Stimme, indem sie ihn mit ihrem klaren, ernsten, beinahe vorwurfsvollen Blick festhielt; sie heißt Maria Dolores.

Das kam ziemlich unerwartet! Was Wunder, daß unser Held einen Augenblick den Kopf verlor, daß seine Haltung steif wurde, seine rote Gesichtsfarbe sich um etliche Schattierungen tiefer färbte, daß seine blauen Augen sie entsetzt anstarrten! Doch dies alles währte nur einen Augenblick! Dann faßte er sich und lachte, lachte laut, lang und herzlich, wobei vielleicht auch etwas Selbstverhöhnung mit unterlaufen mochte. Jedenfalls aber mußte er versuchen, das angestiftete Unheil wieder gut zu machen, soweit das möglich war.

Mein armes Kind, sagte er, seine Hand auf ihre Locken legend und diese sanft und liebevoll streichelnd, du bist, was die Franzosen ein enfant terrible und die Engländer einen verteufelt schlauen kleinen Racker nennen. Und nun muß ich versuchen, so gut ich es kann, ohne gerade zu lügen, dich davon zu überzeugen, daß du gänzlich in Irrtum befangen bist, daß du dich völlig täuschst — dabei erhob er die Stimme, um seine Behauptung um so eindringlicher und wirkungsvoller zu machen —, und daß ihr Name nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat mit dem von dir genannten, daß sie sich tatsächlich Mrs. Harris nennt, das heißt, daß es überhaupt keine solche Dame gibt, daß ich nur bildlich, nur abstrakt, nur beispielsweise gesprochen habe. Ich muß einen Hering über die Fährte ziehn. Ich muß Staub und Sand aufwirbeln und dir davon eine Hand voll in deine allzu scharfsichtigen Augen streuen! Nun, hoffentlich bist du jetzt durch und durch überzeugt, daß ihr Name nicht — der dreifach zu verehrende Name ist, den du genannt hast!

Ich glaubte, er sei es, erwiderte Annunziata gleichmütig, und es tut mir leid, daß er es nicht ist. Damit ließ sie den Gegenstand fallen und sagte: Sehen Sie, es regnet stärker! Sehen Sie nur, wie der Regen in langen Perlensträhnen herniederfällt — es ist wie wenn ein Netzwerk aus langen Reihen von Glasperlen durch die Luft fiele! Wenn es auf diese Weise regnet, so wird es sehr heiß, sobald der Regen aufhört. Morgen werden wirs sehr heiß haben!

In diesem Augenblicke hob die Turmuhr aus zu sieben langsamen schweren Schlägen, und dann begann die heller tönende, leichter beschwingte Kirchenglocke zu läuten.

Kommen Sie, kommandierte Annunziata, indem sie aufsprang; Messe!

Sie streckte ihre Hände aus, ergriff die von John und führte den nachgiebigen jungen Mann mütterlich zur Erfüllung seiner Pflicht.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler im Landwirtschaftsrat. Bauernstand und Sozialdemokratie. Mittel gegen die Landflucht. Bismarcks Großknecht. Wahlrecht und Staatsstreich. Manteuffels sogenanntes politisches Testament. Deutschland und Frankreich in Algeciras und in Kopenhagen.)

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat sich — und das wird ihm auch von den Gegnern zugestanden werden müssen — zu dem Range einer vornehmen landwirtschaftlichen Körperschaft entwickelt, die der Vertretung ihrer Interessen mit großer Ruhe und Sachlichkeit obliegt. Als Fürst Bülow den Reichskanzlerposten übernahm, hatte er es mit Recht als seine wichtigste Aufgabe auf dem Gebiete der innern Politik angesehen, dem durch die Handelsverträge und durch die Kanalvorlagen entstandnen Konflikt zwischen den Konservativen und der Krone ein Ende zu machen. Die Handelsverträge und mit ihnen die Zollfragen liegen auf dem Gebiete der Reichspolitik, die Kanalfragen sind eine preußische Angelegenheit. Als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident war Fürst Bülow für beides zuständig, und er konnte seine Doppelstellung in diesem doppelten Sinne verwerten. Der deutsche Landwirtschaftsrat bot für die angestrebte Verständigung ein um so geeigneteres Milieu, als er das gesamte Deutschland umfaßt, und die konservative preußische Kanalopposition in diesem Kreise nicht die ausschlaggebende war. Am 6. Februar 1901, vier Monate nach Übernahme des Kanzlerpostens, erschien Fürst Bülow zum erstenmal beim Festmahle des Landwirtschaftsrats, und indem er die Anwesenden als „die geordnete Vertretung aller deutschen Landwirte im ganzen Deutschen Reich von der russischen bis zur französischen Grenze" begrüßte, gab er ihnen zugleich die Versicherung, daß er sich eins mit ihnen wisse in dem Bestreben, mit allen Kräften die Interessen der deutschen Landwirtschaft zu fördern, die seit einer langen Reihe von Jahren in sehr schwierigen Verhältnissen sei. Es gebe für ihn nur eine Richtschnur in der Politik, das öffentliche Wohl, das ihm zur Pflicht mache, die großen produktiven Stände, Industrie, Landwirtschaft und Handel, gleichmäßig zu schützen. Die Fürsorge für die Landwirtschaft sei ihm aber nicht nur Pflicht des Amtes, sondern auch Bedürfnis des Herzens, er werde immer mit dem Herzen für die Landwirtschaft eintreten, dafür bürge schon sein Name, dessen Träger seit Jahrhunderten die deutsche Scholle gebaut hätten. — Seit jener Rede sind nun fünf Jahre vergangen, und alljährlich hat der Reichskanzler die Gelegenheit des Festmahls des Landwirtschaftsrats benutzt, sich in demselben Sinne als Freund und Förderer der Landwirtschaft zu bekennen und damit zugleich einen Einfluß auf diese Kreise zu gewinnen.

Die Aufnahme, die seine Rede diesesmal in der Festversammlung selbst fand, war eine viel begeistertere, als aus der am Montag von der Generalversammlung des Bundes der Landwirte angenommnen Resolution herauszulesen ist, aus der das „Vertrauen" zur Regierung nur tropfenweis träufelt. Aber ein Agitationsverein kann den Sprung von einem Extrem in das andre nicht so glatt ausführen, und bei der entschiednen Stellung gegen die Reichserbschaftssteuer mußte natürlich auch das „Vertrauensvotum" eine entsprechende Einschränkung erfahren.

Den Kampf zugleich mit den Sozialdemokraten und mit den Konservativen zu führen, ist für keine Regierung in Preußen und in Deutschland möglich. Das Anwachsen der Sozialdemokratie mußte den Friedensschluß um so mehr fördern, als auch die Konservativen in dem Anwachsen ihrer erbittertsten Gegner ein discite moniti! zu sehen hatten. Erleichtert aber wurde die Annäherung dadurch, daß sie auf dem Boden des deutschen Landwirtschaftsrats erfolgen konnte, wo die spezifisch preußischen Verstimmungen nicht überwogen. Die verflossenen fünf Jahre haben erwiesen, daß diese Taktik richtig war, und wenn der Reichskanzler jetzt in diesem Kreise die Landwirtschaft zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie aufrief und den Bauernstand als das festeste Bollwerk in einem solchen Kampfe bezeichnete, so

war damit nicht nur den andern produktiven Ständen gegenüber die der Landwirtschaft zuteil gewordne Unterstützung motiviert, sondern zugleich an die wiedererstandne Landwirtschaft die Mahnung gerichtet, sich an dem Kampfe, der auch ihrer Existenz gilt, aktiv zu beteiligen. Ein wichtiges Mittel in diesem Kampfe wäre die Verhinderung oder wenigstens die Verminderung der Landflucht, der Abwanderung der Arbeitskräfte. Sollten die Landwirtschaftskammern oder andre berufsmäßige Organisationen da nicht durch Stiftung von Prämien helfend eingreifen können, sowohl für die jungen Leute, die nach ihrer Militärdienstzeit in ihre Heimatdörfer zurückkehren, als auch für die, die in der ländlichen Arbeit bleiben? Eine von fünf zu fünf Jahren steigende Prämie! Diese könnte in Gestalt von gesperrten Sparkassenbüchern gegeben werden, die dann als Heiratgut dienen. Nach solcher Richtung könnten die landwirtschaftlichen Organisationen wohl noch viel leisten.

Bismarck erzählte in den letzten Jahren seines Lebens, daß sein Varziner Großknecht, mit dem er sehr zufrieden war, ihm aufgesagt habe. Als er ihn nach dem Grunde befragte und wohin er denn wolle, entgegnete der Knecht, daß er weder über den Lohn noch über die Behandlung zu klagen habe, aber er wolle in die Stadt. Bismarck fragte, was er denn in der Stadt Besseres habe? Die Antwort lautete: Ja, da sei Abends Bier und Musik. Aus diesem typisch zu nennenden Beispiel ergibt sich, daß wesentlich die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens und namentlich die Menge freier Zeit, die die Landwirtschaft nicht in diesem Maße zu bieten vermag, die Hauptanziehungspunkte für die jungen Leute sind, und daß somit die landwirtschaftlichen Organisationen auf die Schaffung von Gegengewichten Bedacht nehmen müssen, die selbstverständlich nicht in der Abschaffung oder in der Beschränkung der Freizügigkeit gesucht werden können, was mit der heutigen Verkehrsentwicklung ganz unvereinbar sein würde, sondern in der Stiftung von Heiratsgut, Dienstprämien, Alterszulagen usw.

Stimmen, die sich gegen die absolute Freizügigkeit richten, werden ja in konservativen Kreisen, auch in der Presse, wiederholt laut. Aber es ist unter normalen Verhältnissen ebensowenig an eine Beschränkung dieses zu den Grundrechten der Reichsverfassung zählenden Rechts wie an die Beseitigung oder Einschränkung des jetzigen Wahlrechts zu denken. Ungeachtet alles Gegensatzes zur Sozialdemokratie konnte deshalb der Staatssekretär Graf Posadowsky jüngst im Reichstage erklären, daß die verbündeten Regierungen vollständig auf dem Boden des jetzigen Wahlrechts stehn. Wenn Graf Posadowsky bei diesem Anlaß vor dem Spielen mit dem Feuer des Staatsstreichs in der Presse warnte, so sind eigentlich Forderungen in diesem Umfange sogar in Organen der äußersten Rechten nicht oder doch nur sehr behutsam zutage getreten. Die Gefahr eines Staatsstreichs, um diesen Ausdruck beizubehalten, liegt nicht auf dieser Seite, sondern bei den Sozialdemokraten. Die verbündeten Regierungen stehn fest auf dem Boden des jetzigen Reichswahlrechts, solange dieses Wahlrecht nicht zu einer direkten Gefahr für das Reich wird. Aber sobald die Sozialdemokratie „russisch" zu reden anfinge und zu revolutionären Emeuten ernsterer Art mit den Waffen in der Hand überginge, würde sie zunächst das heutige Wahlrecht gefährden. Es würde das aller Voraussicht nach das erste Ergebnis einer revolutionären Bewegung sein. Das wissen die Führer ganz genau, und sie hüten sich auch aus diesem Grunde, die Dinge so bald auf die Spitze zu treiben. Eine Regierung kann sich freilich ohne zwingenden Grund nicht auf Drohungen verlegen wie einzelne Abgeordnete oder Zeitungen, sie würde der Sozialdemokratie damit eine berechtigte Parole in die Hand geben. Es war deshalb völlig korrekt, daß Graf Posadowsky die Gelegenheit benutzte, im Namen der Regierungen eine fast feierliche Erklärung zugunsten des heute giltigen Wahlrechts abzugeben. Der Sozialdemokratie wird damit eine Waffe aus der Hand genommen, aber den Entschließungen, die etwa am Morgen nach einer revolutionären Bewegung zu treffen wären, ist in keiner Weise vorgegriffen.

Einstweilen wird sich der sozialdemokratische Generalstab die Sache noch überlegen, und es müßte sonderbar zugehn, wenn die heutige Sozialdemokratie allein von der Eigenschaft aller irdischen Dinge, dem Werden und Vergehn, unberührt bleiben sollte.

Noch mehr ist aber in der Rede des Staatssekretärs des Innern eine Wendung aufgefallen, nämlich der Hinweis auf das sogenannte politische Testament des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel und das Lob, das er dem Minister bei dieser Gelegenheit erteilte. Er bezeichnete ihn als „einen der bedeutendsten Staatsmänner, die Preußen jemals gehabt habe.“ Die hier und da laut gewordne Vermutung, daß Graf Posadowsky damit ein Kompliment an die Konservativen beabsichtigt habe, wird seinem Charakter nicht gerecht. Der Minister von Manteuffel erscheint seit den Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach und seit der vor einigen Jahren erfolgten Veröffentlichung seiner eignen Papiere in einem wesentlich andern Lichte als früher. Namentlich bei seiner Führung der auswärtigen Geschäfte muß ihm hoch angerechnet werden, daß die Dinge nicht noch weiter verfahren worden sind, als es in der Zeit von 1850 bis 1857 der Fall war, wo außer dem König auch seine General- und Flügeladjutanten und noch eine Menge andrer unberufner Personen an der auswärtigen Politik mitwirkten, und der Minister dann meist die wenig dankbare Aufgabe hatte, aus dem Ragout so vieler Köche eine anständige Schüssel zu machen. Er hat sich in nicht wenig Fällen für die Unglaublichkeiten der damaligen preußischen Politik geopfert und sich einen klaren Blick für das unter solchen Umständen noch Mögliche und Erreichbare bewahrt. Freilich vermochte er meist wenig mehr zu tun, als den Geschäftsgang notdürftig in Ordnung zu erhalten und die persönliche Politik des Königs, die durch General von Gerlach, Edwin Manteuffel und andre höhere Militärs, nicht selten in außerordentlichen Konseils und Missionen, betrieben wurde, mit der amtlichen Politik und dem amtlichen Geschäftsgang einigermaßen in Einklang zu bringen.

Wurde zum Beispiel Edwin Manteuffel nach Wien gesandt, um an den Kaiser Fragen zu stellen, zu denen selbst nach Gerlachs Äußerungen zum Könige der dortige Gesandte vollkommen ausgereicht hätte, so schrieb nicht der für die Geschäfte verantwortliche Minister die Instruktion für den Königsboten, sondern General v. Gerlach. Der Minister hatte dann die Aufgabe, den preußischen wie den fremden Gesandtschaften Aufschlüsse über Maßnahmen und Absichten zu geben, die er oftmals nicht nur nicht billigte, sondern vielleicht nicht einmal genauer kannte. Es ist begreiflich, daß wenn sich solche Fälle zu sehr häuften, Augenblicke des Unmuts bei ihm eintraten, in denen er den Abschied einreichte, auch wohl par dépit auf sein Gut nach Krossen ging. Dann wurde Bismarck — wie dieser selbst erzählt — aus Frankfurt nach Berlin berufen, um die Sache mit Manteuffel in Ordnung zu bringen. Eine dieser als eventuelles Abschiedsgesuch eingereichten Denkschriften ist die vom Grafen Posadowsky erwähnte. Sie findet sich im dritten Bande der von Poschinger im Jahre 1901 herausgegebnen Denkwürdigkeiten Manteuffels (Berlin, Mittler u. Sohn): „Unter Friedrich Wilhelm IV.,“ S. 98 usw. Diese sehr lehrreichen Manteuffelschen Denkwürdigkeiten sind leider viel weniger bekannt, als sie es verdienen. Nun vermag aber nicht nur Poschinger für die Denkschrift, die er Manteuffels „politisches Testament“ nennt — diese Bezeichnung hat Graf Posadowsky übernommen —, kein Datum der Abfassung oder der Absendung an den König anzugeben, sondern es findet sich auch bei Manteuffel selbst ebenso wie in Gerlachs Denkwürdigkeiten und Briefwechsel nicht die geringste Notiz, daß die Denkschrift an den König wirklich abgegangen ist, und was der König darauf erwidert hat.

Der König war im Herbst 1855 wieder mit seiner Lieblingsidee hervorgetreten, die Verfassung durch einen „Königlichen Freibrief“ zu ersetzen, d. h. eine andre Verfassung zu oktroyieren, die dem Landtage die Geldbewilligung, aber nicht die Gesetzgebung belassen sollte. Bei dem Übergewicht der konservativen Mehrheit im Abgeordnetenhause wären Versuche dieser Richtung vielleicht nicht ganz aussichtslos gewesen, aber der Gedanke war leichter gefaßt als ausgeführt. Otto Manteuffel

war — ebenso wie General von Gerlach — als nüchterner Politiker ein Gegner dieser Idee, die zu den vielen auswärtigen Schwierigkeiten noch große innere geschaffen hätte. Zudem war er tief verstimmt durch den berüchtigten Potsdamer Briefdiebstahl und durch die Behandlung dieser Angelegenheit, ferner durch die Anklagen, die der General der Kavallerie von Wedell (der letzte der Schillschen Offiziere) und der Gesandte von Usedom beim Könige gegen ihn vorgebracht hatten, und denen der König Recht zu geben schien; auch andre Beschwerden gegen Manteuffel, die das Ohr des Königs fanden, lagen vor. Daneben liefen große Schwankungen in der auswärtigen Politik. Das alles drückte schwer auf den Minister, der außerdem die Eigenschaft hatte, sich in solchen Fällen am Schreibtisch mit Tinte und Feder auszuweinen.

Aus dieser Seelenstimmung heraus entstand dann die Denkschrift, deren Abfassung nach Poschinger „jedenfalls vor dem 10. März 1856, dem Todestage Hinckeldeys, beendet war.“ Die Denkschrift ist in Anbetracht des Umstandes, daß sie der Feder eines preußischen Ministerpräsidenten entstammt, im höchsten Grade beachtenswert, auch wenn der König sie nie bekommen oder nicht gelesen hat. Es ist jedoch sehr wohl denkbar, daß Manteuffel Mittel und Wege hatte, den König durch einen Vertrauten über den Inhalt unterrichten zu lassen, und daß der König auf demselben Wege Manteuffel zu beruhigen wußte. Es findet sich in Gerlachs Denkwürdigkeiten bereits unter dem 22. November 1855 (man beachte das Datum!) eine Eintragung über ein Gespräch mit Manteuffel an diesem Tage, worin es heißt: „Hierauf folgte dann eine Erklärung über das Zurückziehen vom Amt aus drei Ursachen.“ Hieraus kann man folgern, daß Gerlach in jenen Tagen Kenntnis von Manteuffels Denkschrift hatte, in der dieser unter gewissen Voraussetzungen den Abschied erbat, ohne daß der König sie erhalten hatte. Andrerseits war aber Bismarck durch ein Schreiben des Ministers des Innern vom 18. November auf Grund einer königlichen Order vom 8. aufgefordert worden, zur Landtagseröffnung am 29. nach Berlin zu kommen und seinen Sitz im Herrenhause anzunehmen. Der König hatte dann mehrfach längere Unterredungen mit Bismarck, über den er sich wiederholt sehr anerkennend äußerte (Gerlach). Es ist hiernach sehr wohl möglich, daß das Manteuffelsche Abschiedsgesuch mit Bismarck und durch Bismarck zur Erledigung gebracht worden ist. Ob ganz — mag dahingestellt bleiben, wenigstens schreibt Bismarck aus Frankfurt unter dem 9. Januar 1856 an Gerlach: „Man schreibt mir aus Manteuffels Umgebung, daß er sehr niedergeschlagen, weich und widerstandsunfähig gestimmt sei, anscheinend durch Dinge, die außerhalb der eignen Politik liegen. Ich kann mirs denken.“ Merkwürdig ist, daß sowohl Manteuffel als Gerlach absolutes Stillschweigen über das weitere Schicksal der Denkschrift und über die Erledigung des Abschiedsgesuchs bewahrt haben.

Im März ging Manteuffel nach Paris zur Friedenskonferenz, und er erhielt nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags den Schwarzen Adlerorden. Damit war die Sache wohl äußerlich beglichen. Graf Posadowsky hat die Denkschrift erwähnt wegen der darin enthaltnen Ausführungen des konservativen Ministers gegen Staatsstreichideen, aber die bei weitem wichtigsten und interessantesten Sätze des Schriftstücks sind die, die sich mit der Stellung des Königs an der Spitze des Staatswesens befassen und mit dem Wesen und der Stellung der Minister. Es würde den Rahmen dieser Wochenschau überschreiten, auf das sehr lesenswerte Aktenstück noch näher einzugehn, an das öffentlich vor dem Parlament erinnert zu haben auch als Verdienst gelten kann.

Die Konferenz von Algeciras ist in das Stadium getreten, das bisher wohl noch keiner internationalen politischen Konferenz erspart geblieben ist: dem des drohenden Scheiterns. Es genügt, an den Berliner Kongreß von 1878 zu erinnern, bei dem es wiederholt der größten Anstrengung des „ehrlichen Maklers“ bedurfte, einem Abbruch und ernsten politischen Komplikationen vorzubeugen. Es kann eigentlich kaum überraschen, sondern war vorauszusehen, daß die Franzosen

noch einmal versuchen würden, entweder durch diplomatisches Intriguenspiel oder in stürmischem Anlauf auf der Konferenz das zu erreichen, worauf sie bei den im Sommer vorausgegangnen Verhandlungen mit Deutschland verzichtet hatten. Sie glauben offenbar, diesen Sturmlauf mit um so besserer Aussicht auf Erfolg ausführen zu können, als von deutscher Seite bei den verschiedensten Anlässen und in allen Tonarten ausgesprochen worden ist, daß die marokkanische Angelegenheit keine Kriegsfrage zwischen Deutschland und Frankreich sein könne und werden solle, nachdem die französische Regierung die vom Minister Delcassé gegen Deutschland eingeschlagne feindselige Haltung reprobiert habe. Die Richtung der französischen Politik, die im „Temps“ neuerdings zum Ausdruck kommt, rechnet darum auf die schließliche Nachgiebigkeit Deutschlands, die zu erreichen es nur eines kräftigen Druckes, eines starken Impetus, bedürfe. Die Ankündigung der Mittelmeerreise des Kaisers hat zudem sowohl bei den französischen Bevollmächtigten in Algeciras als bei ihren Pariser Auftraggebern die Meinung befestigt, daß Deutschland bis dahin nachgegeben haben werde, damit die Reise keine Schwierigkeiten oder nicht etwa gar eine Verhinderung erfahre, kurzum man stellt sich die deutsche Schranke des französischen Ehrgeizes als eine solche vor, die zwar einigen Widerstand leisten, aber einem entschlossenen Drucke sicher weichen werde. Den in Deutschland auch in der Presse ziemlich laut geäußerten Wunsch, durch die Konferenz mit Frankreich in gute Beziehungen zu gelangen, scheint man in Paris wie in Algeciras zu überschätzen und mißbrauchen zu wollen. Es geht auch so — und für Deutschland und das deutsche Volk ist es vielleicht sogar viel nützlicher, daß es durch die Übertreibung der französischen Ansprüche von neuem die Lehre empfängt, daß wir nach wie vor allen Grund haben, dauernd auf dem Qui vive? zu sein. Wenn augenblicklich englische und russische Blätter in rührender Übereinstimmung für französische Rechnung Deutschland kriegerischer Absichten beschuldigen, für die Marokko und die Konferenz nur ein Vorwand seien, so geschieht das nur in der Absicht, deutsche Erklärungen herbeizuführen, durch die sich Deutschlands Politik festlegen und auf die ultima ratio verzichten soll. Zugleich soll damit die Schuld an einem dennoch ausbrechenden Kriege im voraus den bösen Absichten Deutschlands aufgebürdet werden.

Die Neigung, sich durch „das bißchen Marokko“ in den behaglichen Träumereien von Völkerverbrüderung und in den süßen Bequemlichkeiten einer bald vierzigjährigen Friedensgewöhnung nicht stören zu lassen, ist freilich im lieben Vaterlande sehr groß geworden. Unser wertvollster Nachbar wird einmal der sein, der uns recht derb auf die Füße tritt und dem deutschen Volke damit in Erinnerung bringt, daß es für eine lebenskräftige und zukunftberechtigte Nation unter Umständen doch noch wichtigere und heilsamere Dinge gibt, als eine gute Handelsbilanz und eine ungestörte, von jeder Zugluft gestörte Friedensbehaglichkeit. Für die deutsche Politik liegen die Verhältnisse nach außen wie nach innen unendlich viel einfacher, sobald wir wissen, daß wir uns Frankreich gegenüber in einer Art Vorpostenstellung befinden. Es besteht somit eigentlich gar kein Grund für uns, die Franzosen glauben zu machen, daß wirklich gute Beziehungen uns erwünschter seien als ihnen selbst. Zudem klingt es sehr komisch, daß sie sich Deutschland gegenüber auf ihr „muselmännisches Reich von sechs Millionen in Nordafrika“ berufen. Es ist das eine Fiktion, eine Phrase, die in der politischen Polemik eine recht nützliche Figur macht, in der Diplomatie aber wenig Eindruck hervorruft. In Tunis steht Frankreich von Deutschlands Gnaden. Das mag damals dem deutschen Interesse entsprochen haben. Heute aber haben wir jedenfalls keinen Anlaß mehr, Frankreich die Küste von Nordafrika und gar unter Preisgebung international verbürgter deutscher Rechte in die Hände zu spielen. Dem afrikanischen Chauvinismus des „Temps“ gegenüber braucht sich die deutsche Presse einstweilen nicht aufzuregen, aber es wird sehr nützlich sein, den Franzosen jeden Zweifel zu nehmen, daß wir uns in Algeciras nicht an die Wand drücken lassen. Nicht Deutschland, sondern Frankreich bedurfte der Konferenz. Wir haben ihm diese goldne Brücke gebaut, um ihm aus der Sackgasse, in die es durch

die Delcasséſche Politik gelangt war, wieder herauszuhelfen. Wir haben uns vielleicht zuviel Mühe gegeben. Auch mögen die Franzoſen darauf pochen, daß ſie durch geheime Abmachungen Spanien und Italien in der Taſche haben, dazu England und Rußland auch, ſodaß Deutſchland in Algeciras ziemlich iſoliert ſei und ſich dadurch in die Rolle bringe, die einzige Macht zu ſein, die Frankreich verſage, was alle andern zuzugeſtehn bereit ſeien, und was „Frankreichs Recht“ ſei.

Warten wir in Ruhe ab. Jeder Staat hat das Recht und die Pflicht, Wächter ſeiner Intereſſen zu ſein. Was Spanien und Italien tun, iſt für uns nicht maßgebend, ebenſowenig was England um ſeiner Entente willen, und was Rußland um der fernern Ausnutzung des Pariſer Geldmarktes willen für notwendig halten. Auch das Aufgehn eines Feuers auf dem Balkan, als Begleiterſcheinung zur Konferenz von Algeciras und zur Unterſtützung der franzöſiſchen Anſprüche in Marokko, kann uns nicht irremachen. Die Franzoſen haben ſeinerzeit den Ausſpruch des deutſchen Reichskanzlers, daß es in Algeciras weder Sieger noch Beſiegte geben ſolle, mit großer Emphaſe aufgenommen. Wenn ſie ſich aber ſelbſt durch übertriebne und für Deutſchland unannehmbare Forderungen in die Lage bringen, Beſiegte zu werden, ſo ſollen ſie die Schuld nicht bei Deutſchland ſuchen. Wer in Marokko die Polizei hat, hat das Land und hat namentlich deſſen wirtſchaftliche Intereſſen in der Hand. Es hätte ſomit gar keinen Sinn, den Franzoſen jetzt als Generalmandat oder — was in der Praxis auf dasſelbe herauskäme — etwa als franzöſiſch-ſpaniſches Generalmandat zuzugeſtehn, was man ihnen vorher bis zur Gefahr eines Konflikts mit voller Beſtimmtheit abgeſchlagen hat. Wir wollen deshalb einſtweilen die Überzeugung nicht fallen laſſen, daß wenn Deutſchland feſt bleibt, die Franzoſen rechtzeitig nachgeben und mit dem vorlieb nehmen werden, was ſie ohne Gefährdung des Friedens in Algeciras erreichen können. Je mehr ſie ſich dort in unerreichbare Ziele verbeißen, deſto gewiſſer ſind ſie ſpäter, was die unvermeidliche goldne Brücke für den Rückzug anlangt, auf Deutſchland angewieſen. Daß ſie verſuchen würden, wie weit ſie auf dieſem Wege etwa kommen könnten, wie weit auf Deutſchlands Nachgiebigkeit zu rechnen ſei, war ebenſo mit Sicherheit vorauszuſetzen, wie angenommen werden darf, daß Frankreich die Konferenzbeſchlüſſe, auch wenn es ſich ihnen jetzt fügt, niemals als dauernd bindend anſehen wird. Noch ehe die Konferenzbeſchlüſſe in die Praxis übergeführt ſein werden, werden wir dem Schauſpiel fortgeſetzter Intriguen und Beunruhigungen von der franzöſiſchen Seite beiwohnen, deren ſich der europäiſche Handel und die marokkaniſche Regierung, dieſe vom Standpunkt ihrer Selbſtändigkeit, zu erwehren haben werden. Auch wenn die Konferenz zu befriedigenden Reſultaten kommt, wird ſie ſomit die marokkaniſche Frage nicht gelöſt haben, im Gegenteil, Marokko wird dann erſt anfangen, dauernd die europäiſche Diplomatie zu beſchäftigen.

Es hat faſt den Anſchein, als ob die Franzoſen die goldne Brücke — in Kopenhagen ſuchen und die Konferenz von Algeciras am Sarge Chriſtians des Neunten zum Austrag zu bringen hoffen. Wenigſtens deutet die Entſendung des frühern Botſchafters in Berlin, des Barons Courcel, nach Kopenhagen darauf hin, daß ſich die franzöſiſche Politik auf Separatverhandlungen mit dem Kaiſer einrichtet, um in Kopenhagen aus der Sackgaſſe herauszukommen, in die man ſich in Algeciras verrannt hat. Bekamen wir doch ſchon im Sommer in Pariſer Blättern zu leſen, daß der Reichskanzler und das Auswärtige Amt allein die Schwierigkeiten machten, während die Verſtändigung mit dem Kaiſer ſehr leicht ſei. Man ſcheint in Paris über die deutſchen Staatszwecke und deren einheitliche Vertretung eigentümliche Anſichten zu hegen. *§*

Vom römiſchen Grenzwall. Unter dieſer Überſchrift ſind auf S. 449, II, 1905 der Grenzboten drei Bücher beſprochen worden, von denen zwei in Form von geſchichtlichen Erzählungen die Kämpfe zwiſchen den Römern und Germanen in Deutſchland ſchildern. Kürzlich iſt wieder ein Buch dieſer Art erſchienen von

Karl Blümlein unter dem Titel: Im Kampf um die Saalburg. Eine Geschichte von der römisch-germanischen Grenze für die reifere Jugend, mit Illustrationen von W. Planck und zahlreichen photographischen Originalreproduktionen. Der Vollständigkeit halber mag auch diese neue Erzählung, deren geschichtlichen Hintergrund die Kämpfe eines germanischen Stammes mit den Römern unter der Regierung des Kaisers Hadrian bilden, erwähnt werden. Der Schauplatz der Haupthandlung ist das Saalburgkastell, dessen Schicksale am Schlusse des Buches auf Grund der Ausgrabungen besprochen werden. Der Held der Erzählung ist ein junger Germane Gerwin, der wider seinen Willen in römische Dienste kommt und sich dort so auszeichnet, daß er der Leibwache des Kaisers eingereiht wird. Bei der Zerstörung der Saalburg durch seine Landsleute rettet er mit eigner Lebensgefahr seinen Herrn, der auf einer Besichtigungsreise in dem Taunuskastell weilt, wird aber selbst gefangen genommen und soll wie die andern Gefangnen den germanischen Göttern geopfert werden. Im letzten Augenblick tritt Gerlinde, die Geliebte Gerwins, um derenwillen er einst römische Kriegsdienste nehmen mußte, vor den Opferaltar, erzählt den wahren Sachverhalt und erbittet die Freigabe des tapfern Jünglings. Nach der Beratung, bei der der alte Ragano, Gerlindes Vater, das Wort führt und jenen des Verrats am Vaterlande beschuldigt, entscheidet das Los, und dieses ist für Gerwin günstig. Er wird freigegeben, und schließlich tritt der Kaiser selbst als Freiwerber für seinen Schützling bei dem noch immer nicht ganz versöhnten Ragano auf, der auch endlich nachgibt und seine letzten Tage auf dem Gute des Gerwin verlebt, das Hadrian diesem geschenkt hat.

Der Verfasser schildert die Vorgänge in einer für die Jugend leicht verständlichen und anziehenden Weise, beschreibt die einzelnen Teile der Saalburg genau und übersichtlich und gibt von dem Leben der Germanen am Grenzwall, von ihren Versammlungen, Opfern, Verschwörungen und Kämpfen ein anschauliches Bild, sodaß auch dieses neue Buch für die Schülerbibliotheken empfohlen werden kann. Die Karten, Pläne und Abbildungen sind sorgsam nach den Angaben des bekannten Geheimen Baurats Professors Jacobi ausgearbeitet und tragen viel zum Verständnis bei.

R. Krieg

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 8

Ausgegeben am 22. Februar 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig



Historisches zur Katastrophe des Deutschtums in den Ostseeprovinzen

Erschütternd, für deutsche Gemüter betrübender als alle andern Nachrichten aus dem brodelnden Hexenkessel im zusammenstürzenden Zarenreiche sind die aus Kurland, Livland und Estland, die man die deutschen Ostseeprovinzen nennt. So lange sie dem Zaren untertan sind — bei Kurland ist das erst ein Jahrhundert, bei den beiden andern Provinzen sind es zwei Jahrhunderte —, sind sie nicht nur die am besten verwalteten in ganz Rußland gewesen, sondern auch in ihrer Treue niemals wankend geworden. Nun gleichen sie mit einemmal einem Vulkan, der in unerwartetem Ausbruch furchtbare Verwüstungen anrichtet. Und der allmächtige Zar ist das Bild der Ohnmacht. Während ringsum die Schlösser der deutschen Gutsbesitzer in Flammen auflodern, während Letten und Esten zu rasenden Mordtaten übergehn, und in den alten Pflanzstätten deutscher Kultur der Straßenkampf tobt, hat er weder die Autorität noch die paar treuen Regimenter, die zur Aufrechterhaltung der äußern Ordnung nötig wären.

Wir sagen: für deutsche Gemüter sind die düstern Nachrichten aus den Ostseeprovinzen erschütternder als alle andern. Aber da schon wieder Versuche gemacht werden, Deutschland politisch mit der Sache zu verwickeln, so wollen wir doch nicht versäumen, zu betonen, daß das eine Unmöglichkeit wäre. Die Deutschen jener Landesteile sind politisch Russen, sie müssen sich mit ihrem Heimatland abfinden. Wir können nicht aus ethnographischen, aus nationalen Rücksichten eine Eroberungspolitik treiben, deren Gelingen nur möglich wäre, wenn Rußland völlig und auf die Dauer zerschellte. Rußland, so lange es eine wirkliche Macht ist, kann die Küsten seines Reichs nicht wieder in fremde Hände geraten lassen. Würde das Gestade von Libau bis in die Nähe Petersburgs deutsch, so verfiele damit auch die Reichshauptstadt, der einzige Zugang des eigentlichen Reichs zur Ostsee, fremder Gewalt. Das wird und kann Rußland niemals dulden. Die Friedenspolitik Deutschlands verbietet, so etwas auch nur ernstlich zu behandeln. Auch unser eignes Interesse würde es schlechtweg

unmöglich machen, Provinzen zu erwerben, die zu mehr als neun Zehnteln eine undeutsche Bevölkerung haben, und die wir niemals ruhig besitzen könnten, solange Rußland überhaupt eine Macht wäre.

Wenn Deutschland überhaupt einen Versuch hätte machen wollen, aus Livland, Kurland und Estland Bestandteile des deutschen Reichs zu machen, so hätte es das vor 1561 tun müssen. Denn damals waren sie politisch deutsch. Damals wären auch die Letten und die Esten, die die große Mehrheit der Bewohner bilden, in ethnologischer Beziehung noch so weicher Ton gewesen, daß sie sich hätten germanisieren lassen wie die Wenden, die Sorben und die Obotriten im heutigen Ostelbien. Daß das nicht geschehen ist, gehört zu den zahllosen Versäumnissen des mit Unrecht so vielbewunderten mittelalterlichen Kaisertums, das mit Ausnahme Ottos des Ersten den Nord- und den Ostseeangelegenheiten gegenüber einfach stumpfsinnig war, das die Hansa im Stich ließ und mit der Heirat Philipps von Österreich mit der Erbin Spaniens das größte Unheil Deutschlands heraufbeschwor.

Die Gründung der deutschen Kolonien im heutigen Rußland gehörte der Zeit an, als Sieg oder Untergang einer eigentlichen deutschen Kaisermacht schon auf des Messers Schneide stand. Die Hohenstaufen hatten schon alles Interesse auf Italien gewandt, das deutsche Reich begann schon aus dem Leim zu gehn. Die sächsischen Herzöge, namentlich Heinrich der Löwe, hatten mit der Kolonisation des ostelbischen Slawenlandes großartige Erfolge erreicht und damit eine Sache aufgenommen, die eigentlich die größte und wichtigste Aufgabe des deutschen Kaiser- oder Königtums gewesen wäre. Aber die Hohenstaufen, auf der Jagd nach einer Hausmacht in Italien, hatten dies schon versäumt. Der Norden hatte schon angefangen, sich selbst zu helfen. Die Gründung Lübecks (1143) hatte die deutsche Schiffahrt stark auf die zuvor fast unbekannte Ostseeküste gerichtet. Mit Fischern, Kaufleuten und Abenteurern verband sich die Kirche, um dem Heidentum zugunsten des Kreuzes Terrain abzugewinnen. Im Jahre 1186 zog Meginhard, ein greiser Mönch aus dem holsteinischen Kloster Segeberg, mit Kaufleuten nach der Düna und gründete dort, vielleicht auf dem Flecke, wo heute Riga steht, eine Niederlassung und die erste christliche Kirche. Unter seinem Nachfolger, wenig Jahre später, erlag sie dem Ansturm der Eingebornen. Im Jahre 1199 sammelte der Bremer Domherr Albrecht neue Scharen und wiederholte mit größerm Glück den Zug. Von vielen Seiten unterstützte man ihn; ihm gelang, sich zu behaupten und in den nächsten Jahren eine feste Burg am Dünaufer zu erbauen: das heutige Riga. Der Papst segnete die Teilnehmer des Zugs, und Albrecht wurde der dritte Bischof von Riga; er blieb Suffragan des Erzbischofs von Bremen. König Philipp belehnte ihn weltlich mit dem neuen Lande. Albrecht, ein tüchtiger Staatsmann, behauptete sich, indem er seine deutschen Mannen als „Schwertbrüderorden“ organisierte, wobei er sich den kurz zuvor im Morgenlande gegründeten Deutschritterorden zum Vorbilde nahm, der damals jedoch die Kolonisation Preußens noch nicht übernommen hatte. Die Schwertbrüder verstanden sogleich, sich neben dem Bischof als selbständige Macht festzusetzen; er mußte ihnen den dritten Teil der Eroberungen abtreten. Das war ein

Schritt von der allergrößten Bedeutung, denn mit ihm wurde der Grund gelegt zu der vollständigen Beherrschung der innern Verwaltung, ja des ganzen Landes durch die Ritterschaft, die auch heute zu einem bedeutenden Teile noch besteht. Die lettischen und die estnischen Bauern hatten viele Jahrhunderte lang gar keine Rechte, obwohl sie nicht nur die Ureinwohner, sondern auch die ganz überwiegende Mehrheit waren. Die kleinern Städte wurden ganz abhängig von der Ritterschaft, nur Riga war mächtig genug, sich selbständig neben ihr zu behaupten. Die Stadt stand dabei oft im Bunde mit dem ebenfalls den Orden bekämpfenden Bischof, mit der ganzen Klerisei. Das behandeln die Wortführer des baltischen Adels noch heute mit einer gewissen Verächtlichkeit, ohne zu bedenken, daß ihre Vorfahren denselben Fehler gemacht haben, durch den die Hohenstaufenkaiser in Italien den Kampf gegen die Päpste verloren: den Mangel an Verständnis für die Bedeutung des emporkommenden Städtetums. Die Kirche begriff das. Viel tüchtige deutsche Kraft ist in Livland und in Kurland in diesem unfruchtbaren Kampfe vergeudet worden.

Der jungen Kolonie drohten Gefahren von allen Seiten. König Waldemar der Zweite von Dänemark gründete sich weithin über die Ostseeküsten eine Herrschaft. Er wurde von Bischof Albert um Hilfe gegen die Landeseingebornen angerufen, erschien auch 1218 und schlug diese, behielt aber Estland für sich und gründete dort die Stadt Reval; er gab Estland dem Bischof zu Lehen, dieser mußte ihn aber auch als Lehnsherrn über Livland anerkennen. Durch eine kleinliche Fehde wurde bald darauf Waldemar gefangen gesetzt und zur Herausgabe der meisten Eroberungen genötigt, auch in den Ostseeprovinzen, mit Ausnahme Estlands. Als er sich nachher von dem erzwungnen Eide frei machen wollte, schlugen ihn die verbündeten norddeutschen Fürsten, Städte und die Dithmarscher Bauern unter politischer Führung des Erzbischofs Gerhard von Bremen 1227 bei Bornhöved in Dithmarschen, worauf es mit seinem Ostseereich aus war. Die Ostsee kam unter die Botmäßigkeit der Deutschen, namentlich nach einiger Zeit unter die des jungen Hansebundes.

Inzwischen erschien der Deutsche Orden und begann in Preußen dasselbe Werk wie die Schwertbrüder in Livland. Als diese wieder einmal eine Schlacht gegen die Litauer verloren hatten, riefen sie die Deutschherren um Hilfe an. Sie wurde ihnen zuteil, und unter der Einwirkung des Papstes verschmolzen sich 1237 die beiden Orden. Die Schwertbrüder wurden zu einem livländischen Zweige des Deutschen Ordens, der nun eine wirkliche Großmacht wurde. Im Jahre 1255 wurde die kirchliche Verbindung mit Bremen gelöst, und Riga ein eignes Erzbistum, dem mehrere andre Bischöfe untergeordnet wurden. Die Kirche war hier mächtiger als in Preußen, wo sie vollständig im Dienste des Ordens stand. Allmählich wuchs jedoch auch ihr gegenüber die Macht der Ritterschaft, wobei dieser zum Vorteil gereichte, daß der Orden 1346 Estland von Dänemark ankaufte; denn hier war die Kirche schwach. Im Jahre 1366 entkleidete man gar den Erzbischof seiner politischen Macht, und bald genug büßte auch die Stadt Riga ihre Selbständigkeit ein. Im vierzehnten Jahr-

hundert stand die Macht des Ordens auf seiner Höhe. Doch nagte der Wurm der Zwietracht in seinem Mark, unaufhörliche Fehden verzehrten seine Gesundheit, und als er gar in der Unglücksschlacht bei Tannenberg 1410 den vereinigten Polen und Litauern unterlag, ging es rasch mit ihm bergab. Gerade in Livland traten die innern Wirren, die Kämpfe zwischen der Ritterschaft, der Kirche und den Städten wieder mit den größten Nachteilen hervor. Das Reich sah die Ordensländer wohl als sein Lehen an, aber die Kaiser des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts bekümmerten sich tatsächlich gar nicht um sie. Auch Albrecht von Brandenburg, der als letzter Hochmeister des Deutschen Ordens Preußen in ein erbliches Herzogtum verwandelte, überließ Livland, Kurland und Estland im wesentlichen sich selbst.

So kam denn um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auch über die Ostseeprovinzen das furchtbare Verhängnis. Zar Iwan der Schreckliche nahm Tatarenhorden in seinen Dienst und überfiel das Ordensland. Ritter und Städte waren ihm nicht gewachsen, das angeflehte Reich tat nichts, als daß es eine papierne Warnung an den Zaren sandte, die dieser verlachte. Hilfe mußte beschafft werden. Zwei Mächte konnten solche bringen: Polen oder Schweden. Zu allem Überfluß lösten die einzelnen Teile des Ordenslandes ihren Zusammenhang. Estland unterwarf sich dem König Erich von Schweden, Livland trat unter die Herrschaft des aus Polen und Litauen vereinigten Jagellonenreichs, Riga versuchte als freie Stadt unabhängig zu bleiben, Kurland wurde unter dem letzten Ordensmeister ein erbliches Herzogtum, dessen Oberlehnsherr der König von Polen war. Vom Reiche nahmen die Kolonien mit einer Bitte um nachsichtige Beurteilung ihres Schrittes Abschied. Es scheint, als ob dieser Verlust in Deutschland nicht einmal Aufsehen erregt habe.

Die Reformation war ohne Schwierigkeit durchgeführt worden. Die ganzen Lande waren lutherisch geworden, nicht nur die herrschende deutsche Schicht, sondern auch die unterworfnen Letten und Esten. Eine eigentliche Germanisation wäre dort wohl nicht schwieriger gewesen als in Pommern und in Ostpreußen oder als verwandte Vorgänge in den heutigen sogenannten romanischen Ländern, die auf Grund der lateinischen Sprache und ihrer Tochteridiome einheitliche Nationalitäten erlangten, obwohl doch das latinische Blut in ihren Adern nur ein Tropfen ist. Das Deutschtum der Ostseeprovinzen hat dies nicht vollbracht, ob mit oder ohne seine Schuld, mag hier unerörtert bleiben; jedenfalls hat sich diese Unterlassung furchtbar gerächt, auf sie ist ein gut Teil des jetzigen Schicksals dieser Gegenden zurückzuführen. Die Polen faßten ihre Aufgabe anders auf. Kaum waren sie in Livland Herren geworden, so mißachteten sie die feierlich übernommne Verpflichtung, das Deutschtum und die lutherische Kirche bestehn zu lassen. In ganz Südlivland (Teilen der heutigen Gouvernements Witebsk und Kowno) rotteten sie das Deutschtum vollständig aus, sodaß zum Beispiel in der einst deutschen Stadt Dünaburg keine Spur mehr vorhanden ist. Sogar bis nach Riga hinein dehnten die Jesuiten ihre gewaltsamen Wiederbekehrungsversuche aus. In Südlivland konnten sie die evangelische Kirche ebenso vertilgen wie das Deutschtum; auch die großenteils zur

griechischen Kirche gehörenden Litauer wurden gezwungen, römisch-katholisch zu werden. Dabei blieb Livland nicht einmal von äußern Kriegen verschont. König Sigismund von Schweden hatte, um zum König von Polen gewählt werden zu können, den katholischen Glauben angenommen, war darüber jedoch 1599 von den schwedischen Ständen abgesetzt worden, woraus sich lange Kriege entspannen, die sich meist auf livländischem Boden abspielten. Im Jahre 1629 gewann Schweden zu dem ihm schon gehörenden Estland auch Nordlivland, das, was wir heute unter Livland verstehn. Kurland, als selbständiges Lehnsherzogtum, wurde in diese Schicksale nicht verwickelt.

Schwedens Herrschaft war im ganzen segensreich. Das Deutschtum und die lutherische Kirche wurden nicht angetastet. Gustav Adolf gründete gar in Dorpat die erste deutsche Universität im Lande, womit er diesem einen unschätzbaren geistigen Halt gab. Dorpats Name wird immer in der Geschichte der deutschen Wissenschaft eine ehrenvolle Rolle spielen. Auch die im argen liegende Landesverwaltung reformierte der große König. Einer seiner Nachfolger, Karl der Elfte, trat auch mit großem Ernst an eine soziale Reform für die ländliche Bevölkerung heran. Das Haus Wasa stand immer in einer gewissen Opposition zum schwedischen Adel und stützte sich mehr auf die Bauern. Schon hatte es diesen auf Kosten des Adels einen Teil des Grundbesitzes zugesprochen, nun wollte es dasselbe auch in Livland durchführen, wo die Ritterschaft weitaus den größten Teil des Grundeigentums besaß. Die Fronleistungen der Bauern wurden gesetzlich bestimmt, ihr freies Eigentum durch ordentliches Kataster festgesetzt. So weit erkennen auch die heutigen Wortführer der deutschen Ritterschaft die Reform als segensreich an. Ein hart verdammendes Urteil fällten sie dagegen über den Versuch, weitaus den größten Teil der deutschen Rittergüter wegen mangelnden Besitztitels zugunsten dieser ländlichen Reform und zugunsten der Krone zu konfiszieren.

Daraus entspannen sich Kämpfe, die schließlich eine äußerst schicksalschwere Wendung nahmen. Der Krieg zwischen Karl dem Zwölften von Schweden und Peter dem Großen von Rußland entbrannte, und darin sah Patkul, der Führer der livländischen Ritterschaft, die Gelegenheit, die schwedische Herrschaft und ihre Bedrängnisse abzuschütteln. Er vermittelte den Übergang Livlands unter das russische Zepter. Der Nordische Krieg wurde nunmehr großenteils auf livländischem und auf estländischem Boden ausgefochten. Er endete mit dem Untergang der schwedischen Herrschaft am ganzen Südufer des Finnischen Meerbusens. Seit dieser Zeit ist Rußland unangefochten Besitzer Livlands und Estlands. Das ist noch nicht zweihundert Jahre her, denn verzichtet hat Schweden erst 1721.

Anders ging es mit Kurland. Seine Selbständigkeit unter polnischer Lehnsherrlichkeit dauerte von 1561 bis 1795. Das Regiment ist zwar nicht musterhaft gewesen. Wo war es das in jenen Zeiten überhaupt? Aber es herrschte doch meist Frieden im Lande, und die kurländische Ritterschaft bewahrte ihren deutschen Charakter. Deutsch war auch die ganze Staatsverwaltung, die Städte, die Kirche, das geistige Leben. Mit der letzten Teilung Polens kam Kurland ebenfalls an Rußland.

Für lange Zeit hatten die einst deutschen Ordensländer eigentlich nur ihren obersten Herrn gewechselt und dafür Frieden eingetauscht. Die russischen Kaiser ließen die wertvollen Provinzen im Innern gewähren, denn ihre Treue war unverdächtig, ihre Verwaltung weit besser als in allen andern Teilen Rußlands. Für Heer und Beamtentum lieferten die deutschen Balten eine große Menge brauchbarer Männer, deren Verwendung Rußland nur zum Vorteil gereichen konnte.

Die innere Entwicklung der Ostseeprovinzen im neunzehnten Jahrhundert, die eben jetzt in dem Wüten der lettischen und der estnischen ländlichen Arbeiter gegen die deutschen Grundherren und Bürger eine Krisis durchmacht, ist sehr schwer ganz objektiv und unparteiisch zu schildern. Hört man die Vorkämpfer des deutsch-baltischen Adels, so finden sich wenig Flecken auf seinem Ehrenschilde. Er hat schon 1809 bis 1817 die Leibeigenschaft aufgehoben; er hat die Aufnahme lettischer und estnischer Bauersöhne in das deutsche Bürgertum, einen Schritt, der früher zu beiderseitiger Befriedigung viel geschah, in jeder Weise gefördert; er hat sogar unkultiviertes Bauernland urbar gemacht und dem Bauern den vollen Vorteil der Ernten überlassen; er hat das getan zur Hebung der allgemeinen Volkswohlfahrt. Der Wohlstand hat sich denn auch stark gehoben; durch Entwicklung des Flachsbaus sind Kurland und Livland auffallend rasch vorwärts gekommen. Wenn das trotzdem der bäuerlichen und der Arbeiterbevölkerung nicht durchweg als segensreich erschienen ist, so schreibt man das in den Kreisen der Ritterschaft dem Umstande zu, daß man das alte Feudalverhältnis im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts nur durch das freie Konkurrenzverhältnis ersetzt habe. In Wahrheit wurde aller Grund und Boden Eigentum des Grundherrn, das Pachtverhältnis dagegen der freien Vereinbarung zwischen diesem und dem Pächter überlassen; eignen Besitz erlangte der letzte nicht. Seit Beginn der dreißiger Jahre kamen Geldpachten gänzlich in Aufnahme, wobei jedoch der Bauer seine Rechnung nicht gefunden hat. Im Jahre 1863 unternahm die Ritterschaft einen äußerst wichtigen Schritt. Wenig Jahre zuvor hatte Kaiser Alexander der Zweite die russische Leibeigenschaft aufgehoben. In den Ostseeprovinzen bestand sie nicht mehr, doch mag der dortige Adel wohl auch ein autokratisches Eingreifen befürchtet haben. Darum schritt er selbst zur Reform. Auf seinen Antrieb genehmigte die kaiserliche Regierung die Freigebung des bäuerlichen Grundbesitzes und der Beschränkung des Rechts des Grundherrn, die Pachtung nach Belieben einzuziehn. In der Tat gingen dadurch Bauernhöfe in Menge in den freien Besitz ihrer bisherigen Pächter über; 1865 verzichtete der kurländische und 1866 der livländische Adel freiwillig auf das Recht, allein Rittergüter besitzen zu können. Das sind gewiß gute reformerische Maßregeln. Dennoch haben sie nicht weit genug gereicht und vor allem die Beziehungen des Proletariats zum Gutsbesitzer nicht getroffen, aus denen hauptsächlich die augenblicklichen verhängnisvollen Kämpfe hervorgegangen sind.

Politische Macht hatte auch dann noch nur der Adel. Der Bauer und vollends der Tagelöhner war und ist vollständig davon ausgeschlossen. Nur die Stadt Riga hat eigne Landstandschaft und eigne politische Rechte. Die

neben ihr in Betracht kommenden Städte sind sämtlich von geringer Bedeutung. Früher hat der Adel ihr Aufkommen eher gehindert, jetzt bedauert er, nicht ein kräftiges deutsches Bürgertum als Rückhalt zu haben. Das freilich nicht sehr belangreiche Emporkommen einer Industrie hat die Verhältnisse noch schwieriger gemacht, denn es führte zur Ansammlung von lettischen und estnischen Arbeitern, die sozialdemokratischem und nihilistischem Einfluß vollkommen zugänglich wurden.

Ein Gegensatz zwischen den Deutschen, namentlich dem Adel, und den Letten und den Esten ist auch früher schon, zum Beispiel im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, zum Ausbruch gekommen. Die Deutschen stellen das als gänzlich unbegründet dar, weil diese Völker ihnen ihre intellektuelle und materielle Erziehung zu danken hätten. Wir wollen unsre Stammesgenossen nicht verurteilen, nur meinen wir, das Argument reicht nicht aus. Denn nachdem die Kultur eingeführt worden ist, wollen alle, die ihrer teilhaftig sind, Anteil an den politischen Rechten haben. So erscheint der Gegensatz in dem Vorstehenden als nicht ganz unbegründet. Seit dem letzten polnischen Aufstande hat er eine gewaltsame Förderung erfahren. Die Ostseeprovinzen wankten keinen Augenblick in ihrer Treue, dennoch wandte sich eine heftige Agitation der Moskauer Panslawisten und Slawophilen gegen sie. Diese schoben den polnischen Aufstand dem Unterschiede in Rasse und Religion zu. Derselbe Abstand vom Russentum und von der orthodoxen Kirche fand sich auch in den baltischen Landen. Nun sollte nach Katkows und Aksakows Verlangen alles gewaltsam unifiziert werden. Schon Alexander der Zweite ging teilweise darauf ein. Nach dem polnischen Aufstande verfiel er auf allen Gebieten der Reaktion. So wurde allmählich die deutsche Verwaltung in Kurland, Livland und Estland durch eine russische mit russischer Amtssprache sogar in den deutschen Städten ersetzt. Die Bemühungen, Esten und Letten durch materielle Vorteile und Versprechungen von der lutherischen Kirche abzuziehn und in den Schoß der orthodoxen Kirche zu führen, wurden verdoppelt. Sie hatten bei etlichen Zehntausenden Erfolg, das Gros aber blieb bei dem Protestantismus. Die Übergetretnen beklagten nachher wohl ihren Schritt; was half es? Zurücktun konnten sie ihn nicht, denn bei schwerer Strafe ist der Austritt aus der russischen Kirche verboten. Im ländlichen Grundeigentum suchte man die Letten und die Esten mit dem russischen Gemeinbesitz, dem „Mir,“ zu ködern. Auch das hatte wenig Erfolg.

Mit Alexander dem Dritten gewannen diese Quälereien verdoppelte Kraft. In dem Namen Pobedonoszeff laufen alle die Strahlen der religiösen, orthodoxen, panrussischen Agitation zusammen. Ihren schärfsten Ausdruck fanden sie in der 1893 vollzognen Umwandlung der deutschen Universität Dorpat in eine russische unter dem Namen Jurjew. Trotz allem ließen sich die Deutschbalten nicht hinreißen, an irgendeiner der Bewegungen zum Umsturz des russischen Regiments teilzunehmen. Nicht einmal vorgeworfen werden konnte ihnen das. Auch das Jahr 1905, das das ganze russische Staatsgebäude aufs tiefste erschütterte, ließ die Treue der Deutschen in den Ostseeprovinzen ruhig bestehn. Bei Esten und bei Letten, bei dem ländlichen und dem

städtischen Proletariat ist der Same der Verhetzung gegen die deutsche Minderheit allerdings üppig aufgegangen. Der rote Widerschein über zahlreichen Gutshöfen, das Blut in den Straßen Rigas, Mitaus, Tuckums usw. zeigt, in welcher Weise. Wer möchte vorgeben, daß das zu Rußlands Glück geschehen sei?

Entwurf eines Wahlgesetzes für die zweite Kammer des sächsischen Landtags

§ 1

Die zweite Kammer der Ständeversammlung wird aus neunzig Abgeordneten gebildet, die auf Grund der nachstehenden Vorschriften gewählt werden.

§ 2

Jeder männliche sächsische Staatsangehörige, der das dreißigste Lebensjahr vollendet hat, hat sowohl das Recht als die Pflicht, zu wählen.

§ 3

Ausgeschlossen von der Ausübung der Wahl ist

a) wer entmündigt ist oder einen Pfleger hat;
b) wer öffentliche Armenunterstützung genießt oder in dem letzten der Wahl vorausgegangnen Kalenderjahr erhalten hat;
c) wem die väterliche Gewalt nach DBGB § 1666 entzogen worden ist;
d) wem durch richterliches Erkenntnis die bürgerlichen Ehrenrechte oder die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter entzogen worden sind;
e) wer vorläufig von einem öffentlichen Amt enthoben ist;
f) Rechtsanwälte, die aus der Rechtsanwaltschaft entfernt worden sind, auf die Dauer von 5 Jahren von der Zeit der Entfernung an;
g) wer sich in Untersuchungshaft befindet, unter Polizeiaufsicht steht oder zwangsweise in einer öffentlichen Besserungs- oder Arbeitsanstalt untergebracht ist;
h) wer mit der Bezahlung der staatlichen Grund- und Einkommensteuer im Rückstande ist;
i) die zum aktiven Heere gehörenden Militärpersonen.

§ 4

Wer seiner Wahlpflicht nicht nachkommt, ohne hieran durch Krankheit oder andre wichtige Gründe gehindert zu sein, verfällt in eine Geldstrafe von 10 bis 150 Mark. Die Strafe wird durch die Gemeindebehörde des Wohnorts festgesetzt. Gegen den Strafbescheid ist der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zulässig.

Die Namen derer, die sich zum drittenmal einer Verletzung ihrer Wahlpflicht schuldig gemacht haben und deshalb bestraft worden sind, werden von der Gemeindebehörde im Amtsblatt öffentlich bekannt gegeben.

§ 5

Die Wähler werden in drei Abteilungen geteilt.

Jede Abteilung wählt unmittelbar ihre eignen Abgeordneten, und zwar

die I. Abteilung 45,
die II. Abteilung 30,
die III. Abteilung 15.

§ 6

Von den unter § 2 bezeichneten Wählern wählen nebeneinander und zu derselben Zeit

in der I. Abteilung

a) wer das 50. Lebensjahr vollendet hat; oder
b) wer eine Prüfung an einer Hochschule (Universität, Polytechnikum, Handelshochschule, Kunstakademie, Forst- und Bergakademie, Tierarzneihochschule) bestanden oder von ihr einen Grad oder ein Diplom erhalten hat; oder
c) wer ländlichen Grundbesitz von mindestens ... Ar (Großgrundbesitz) hat; oder
d) wer ein steuerpflichtiges Einkommen von mindestens 10000 Mark hat.

in der II. Abteilung

a) wer das 40. Lebensjahr vollendet hat; oder
b) wer berechtigt ist, als Einjährig-Freiwilliger im Heer oder der Marine zu dienen oder einen gewerblichen Meistertitel zu führen; oder
c) wer ländlichen Grundbesitz von mindestens ... Ar (Bauerngut) hat; oder
d) wer ein steuerpflichtiges Einkommen von mindestens 3000 Mark hat.

in der III. Abteilung

alle übrigen Wahlberechtigten.

§ 7

Das Königreich Sachsen wird in 5 Wahlkreise eingeteilt, und zwar

1. den Dresdner oder Meißner Kreis,
2. den Leipziger oder Pleißischen Kreis,
3. den Vogtländischen Kreis,
4. den Erzgebirgischen Kreis,
5. den Oberlausitzer Kreis.

In jedem Kreise wählen die drei Abteilungen einen der Einwohnerzahl des Kreises entsprechenden Bruchteil der auf die Abteilungen fallenden Anzahl sämtlicher Abgeordneten.

§ 8

Innerhalb jedes Wahlkreises werden nach Bedürfnis mehrere Wahlbezirke errichtet, in denen die drei Abteilungen zugleich wählen.

Die Wahl kann nur in Person ausgeübt werden. Sie ist öffentlich und erfolgt zu Protokoll der Wahlbehörde (Wahlkommissar). Sie kann nur in dem Wahlbezirk ausgeübt werden, dem der Wähler zugeteilt ist.

§ 9

Die Zuteilung der Wähler zu den einzelnen Abteilungen, Kreisen und Wahlbezirken erfolgt vor jeder Neuwahl durch die Gemeindebehörden dadurch, daß die Wähler in Wahllisten eingetragen werden. Die nach § 3 von der Wahl Ausgeschlossenen werden nicht eingetragen oder wieder gelöscht. Die Listen sind zwei Monate vor dem Wahltage öffentlich auszulegen, und daß dies geschieht, ist bekannt zu machen, sofern es sich nicht nur um eine Nachwahl im Sinne von § 15 handelt.

§ 10

Jeder Beteiligte kann in die Listen Einsicht verlangen und binnen acht Tagen von der Auslegung an um die Berichtigung oder um die Nachholung der unterbliebnen Eintragung nachsuchen.

Über das Gesuch ist von der Gemeindebehörde binnen 14 Tagen zu entscheiden. Soweit es sich um Zuteilung zu einem Bezirk und Kreise handelt, ist diese endgiltig; gegen die Entscheidung, die über die Zuteilung zu einer der in § 6 bezeichneten drei Abteilungen ergeht, ist innerhalb einer Notfrist von 8 Tagen eine Beschwerde an das Oberverwaltungsgericht zulässig. Das Verfahren wird durch besondre Verordnung bestimmt.

§ 11

Als Abgeordneter wählbar ist jeder männliche sächsische Staatsangehörige, der das 35. Lebensjahr vollendet hat und mindestens seit 5 Jahren in seinem Wahlkreise wohnt.

Der Abgeordnete ist nur in dem Wahlkreise wählbar, in dem er seinen Wohnsitz hat, und nur von einer Wählerabteilung.

§ 12

Nicht wählbar ist

a) wer nach § 3 von der Ausübung der Wahl ausgeschlossen ist;
b) der, zu dessen Vermögen der Konkurs eröffnet ist;
c) wer erfolglos ausgepfändet worden ist oder den Offenbarungseid geleistet hat;
d) wer eine Gefängnis- oder Zuchthausstrafe erlitten hat;
e) der, gegen den eine gerichtliche Voruntersuchung oder die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen worden ist wegen einer Tat, die eine Gefängnis- oder eine Zuchthausstrafe nach sich ziehen kann, solange dieses Verfahren noch nicht beendigt ist;
f) diensttuende Staatsminister;
g) wer in aktiven ausländischen Diensten steht.

§ 13

Die Wahl einer nach § 12 nicht wählbaren Person ist nichtig. Sie wird unwirksam, wenn bei einem Abgeordneten erst nachträglich Umstände eintreten, die seine Wählbarkeit ausschließen. Er verliert damit ohne weiteres seine Eigenschaft als Abgeordneter.

Diese Unwirksamkeit tritt jedoch bei den in § 12 unter e genannten Personen nicht ein.

§ 14

Für gewählt als Abgeordnete sind die anzusehen, die aus ihrer Abteilung in ihrem Kreise die meisten der abgegebnen giltigen Stimmen auf sich vereinigt haben. Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das Los.

§ 15

Eine Nachwahl findet nur statt, wenn sich ergeben sollte, daß in einem Kreise in einer Abteilung nicht die vorgeschriebne Anzahl Abgeordneter gewählt worden ist, oder daß der Gewählte die Annahme der Wahl ablehnt oder nach erfolgter Annahme aus einem der in § 13 erwähnten Gründe als Abgeordneter ausscheidet.

§ 16

Der Gewählte kann die Wahl nur binnen einer Woche nach der amtlichen Mitteilung von ihr dem Wahlkommissar gegenüber schriftlich ablehnen. Unterbleibt diese Erklärung, so gilt die Wahl als angenommen.

§ 17

Über die Giltigkeit der Wahl eines Abgeordneten, insbesondre über dessen Wählbarkeit, entscheidet der Wahlkommissar.

Gegen dessen Entscheidung steht dem Gewählten binnen einer Notfrist von 14 Tagen die Beschwerde an das Oberverwaltungsgericht zu.

§ 18

Der freiwillige Austritt aus der Kammer steht dem Abgeordneten außer der Zeit des Landtags immer, während des Landtags nur mit ihrer Genehmigung frei.

§ 19

Unverzüglich nach dem Tode oder nach dem freiwilligen Austritt eines Abgeordneten aus der Kammer hat eine Neuwahl zu erfolgen, die jedoch nur für die laufende Wahlperiode wirksam ist.

§ 20

Nach Ablauf von sechs Jahren findet eine Neuwahl der ganzen Kammer statt.

Begründung

Die zweite Kammer hat eine doppelte Aufgabe.

Die eine charakterisiert Sohm treffend wie folgt: „Die Volksvertretung soll ein Spiegel sein, in dem das Volksleben, sei es schön, sei es häßlich, sich deutlich in der Öffentlichkeit zu erkennen gibt. Auch soweit das Bild häßlich

ist, heiße man es willkommen. Klarheit und Wahrheit, Erkenntnis der Zustände des politischen Körpers ist das Allererste, was der Regierung, ja jedem, der am öffentlichen Leben teilzunehmen hat, not tut. Nützt es etwas, anstatt des echten Spiegels einen Hohlspiegel zu setzen, der uns ein wohlgefälligeres, aber doch in Wahrheit ein verzerrtes Bild vor die Augen führt?"

Die Kammer ist aber weiter auch mit der Regierung gleichberechtigt an der Gesetzgebung, sonach Teilhaberin der Staatsgewalt. Sie muß als Vertreter des zum Staate geeinten Staatsvolks deshalb auf dem Boden dieses Staates und der in ihm lebenden Gesellschaftordnung stehn, diese grundsätzlich anerkennen. Andernfalls verneint sie mit dem Staate ihre eigne Selbstberechtigung, die eben in der Vertretung des Volkes dieses Staates ruht.

Diese beiden Aufgaben müssen auf die Zusammensetzung der zweiten Kammer Einfluß ausüben.

Jene erste Aufgabe, ein getreues Spiegelbild zu bieten, erfüllt zweifellos am besten ein weitgehendes allgemeines, gleiches, unmittelbares Wahlrecht.

Sofern es sich aber um die Bildung eines an der Staatsgewalt mitwirkenden Machtmittels handelt, versagt dieses Wahlrecht. Denn nicht alle Staatsbürger sind gleich geeignet, gleich fähig und gleich berufen, an der Bildung der Staatsgewalt mitzuwirken. Es führt zur Herrschaft der großen Masse. Vollends ausgeschlossen aber ist es, wenn, wie heute, ein großer Teil dieser Masse des Volks Bestrebungen verfolgt, die auf den Umsturz des Staates und der bestehenden Gesellschaftordnung hinwirken. Ihr durch das allgemeine gleiche Wahlrecht die Mehrheit in der zweiten Kammer verschaffen, hieße ihr einen Teil der Staatsgewalt zu dem Zwecke übereignen, eben diesen Staat zu vernichten. Das bedeutete einfach Selbstmord des Staats.

Immerhin darf auch dieser Teil des Volks, eben weil er zum Staatsvolk gehört, nicht völlig ausgeschlossen werden, an der Staatsgewalt mitzuwirken. Ein seiner Bedeutung entgegenkommender Einfluß muß ihm insoweit gelassen werden, als diese nicht zur alleinigen Herrschaft umschlägt. Das Ventil für politischen Überdruck muß in der Volksvertretung auf gesetzlichem Wege offenbleiben, wenn anders nicht die ganze Staatsmaschine Gefahr laufen soll.

Der Entwurf will den Versuch machen, diesen beiden Aufgaben gerecht zu werden. Die Ausgestaltung im einzelnen beansprucht nur die Bedeutung von Beispielen, die den Grundgedanken veranschaulichen sollen. Selbstverständlich bedürfte es zu seiner Durchführung auch einer Abänderung von § 73 der sächsischen Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 und § 68 des Verfassungsgesetzes vom 20. September 1892.

Der Entwurf gibt zunächst jedem, der das dreißigste Lebensjahr vollendet hat, unabhängig von jedem Einkommen, von jedem Besitz und jeder Ausbildung, nur in seiner Eigenschaft als einem sächsischen Staatsbürger, das allgemeine Wahlrecht. Hierdurch wird die Erfüllung der Aufgabe, ein getreues Spiegelbild zu bieten, voll gewährleistet, nicht minder in einer allen berechtigten Forderungen genügenden Weise die Mitwirkung an der Bildung der Staatsgewalt.

Diese Mitwirkung darf nach dem oben gesagten aber keine gleiche sein, sondern verlangt Abstufungen nach der Bedeutung, die der Staat dem einzelnen Bürger beimißt, und nach dessen Fähigkeit, politische Dinge beurteilen zu können. Dies führt zunächst dazu, die Wahlberechtigung von vornherein an ein höheres Alter zu knüpfen. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die notwendige Reife der politischen Anschauung erst in einem gewissen Alter eintritt und der Jugend mangelt. Diese ist leicht unklaren, gärenden, unruhigen, neuerungsüchtigen Ideen zugänglich, weil ihr die Erfahrung fehlt, die sie die Verwirklichungsmöglichkeit prüfen läßt. Darum gilt es, diese Jugend aller Gesellschaftschichten zunächst von der Ausübung politischer Rechte noch fernzuhalten. Es wird ein Alter von dreißig Jahren für die Erlangung der Wahlbefugnis vorgeschlagen. Doch kann man auch weiter heruntergehn, falls dies angemessen scheint.

Der Gedanke, daß mit dem reifern Alter die praktische Erfahrung wächst, die Einsicht, ruhige und verständige Anschauungen Platz greifen, führt weiter dazu, dem höhern Alter überhaupt einen stärkern Einfluß zu gewähren. Das soll praktischerweise durch Bildung von Altersklassen geschehn, so, daß jede Altersklasse eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten wählt, die höhere Altersklasse aber eine größere Anzahl als die niedere. Damit allein schon wird bei genügender Abstufung der Gefahr vorgebeugt, daß eine auf den Umsturz des Staates hinarbeitende Mehrheit von Abgeordneten in die Kammer kommt, und zwar nicht auf dem immer als ungerecht empfundnen Wege gänzlicher Ausschließung, sondern in Benutzung der sich erfahrungsgemäß bei dem Einzelnen mit dem Alter vollziehenden Umwandlung politischer Anschauungen. Statistische Erhebungen auf Grund des preußischen Landtagswahlgesetzes haben bekanntlich gezeigt, daß mit dem höhern Alter die Abgabe von Stimmen dem Staate gutgesinnter Bürger zunimmt.

Es wird demnach die Bildung von drei Abteilungen vorgeschlagen; in die erste Abteilung gehören die Wähler, die das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben, in die zweite Abteilung die das vierzigste, in die dritte Abteilung endlich solche, die das dreißigste (oder ein jüngeres, die Wahlfähigkeit begründendes) Lebensjahr vollendet haben. Eine solche Abstufung von Altersklassen ist mit dem allgemeinen Wahlrecht durchaus vereinbar. Sie enthält keinen endgiltigen Ausschluß und damit auch keine dauernde Benachteiligung. Denn jede dieser Abteilungen ist jedem erreichbar, sofern ihm nur das Leben bleibt. Jeder kann einmal aus der dritten in die erste Abteilung mit ihrem bedeutungsvollern Wahlrecht emporsteigen. Sie bewirkt aber eine natürliche Auslese der Reifern und Erfahrnern aller Gesellschaftsklassen und gibt ihnen dadurch, daß die höhern Altersklassen mehr Abgeordnete wählen, einen stärkern Einfluß, gegen den sich auch vom demokratischen Prinzip aus nichts sagen läßt. Teilt man der dritten Abteilung nur 15 Abgeordnete zu, so läßt sich hier vielleicht auch mit einem niedrigern wahlfähigen Alter auskommen.

Führt aber die Annahme, daß mit dem reifern Alter auch eine größere politische Reife und Neigung, in staatserhaltendem Sinne zu wirken, zunimmt, zur Aufstellung dieser verschiednen Abteilungen, so fordert es die Gerechtigkeit,

daß ein gleich höherer Einfluß auch denen gewährt wird, bei denen ohne jene Altersgarantie annehmbar dieselben Eigenschaften vorhanden sind. Hierher gehören vor allem die, bei denen man vermöge ihres Bildungsgangs ein erhöhtes Verständnis und ein reiferes Urteil voraussetzen kann. Gleichheit des Einflusses wäre hier ungerechte Verteilung. Sodann gehören hierher die, die schon durch die Art ihres Besitzes, des ländlichen Grundbesitzes, ein ruhigeres, staatserhaltendes Element der Bevölkerung sind. Denn dieser Besitz ist von besondrer Bedeutung für das Staatsleben, trägt überdies viel zu den Staatslasten bei. Dasselbe gilt von der Industrie.

Darum ist es denn nicht minder ein Gebot der Billigkeit, endlich auch allen denen einen stärkern Einfluß zu gewähren, die sonst noch in erhöhtem Maße zu den Staatsbedürfnissen durch ihre Steuerleistungen beitragen. Überall ertönt der Ruf, die Staatslasten auf die leistungsfähigen Schultern zu legen. Mit Recht können diese Wähler dann aber auch einen besondern Einfluß beanspruchen, vornehmlich dort, wo es sich um das Budgetrecht, um die Bewilligung der Ausgaben handelt, die zum größten Teil erst von ihnen aufgebracht werden.

So unbillig und verletzend es nun wäre, ausschließlich nach einem dieser Grundsätze ein Klassenwahlrecht zu bilden, weil dann alle nicht zu der Klasse gehörenden Kreise einfach mundtot gemacht und jedes Einflusses beraubt würden, so gerecht und zulässig ist es, Klassen aus Wählern zu bilden, in denen diese Grundsätze kombiniert werden. Es wird damit das Gehässige und das Ungerechte, das jedem Klassenwahlrecht anhaftet, vermieden, das allgemeine Wahlrecht nicht beseitigt. Es kann nicht mehr von einer unbilligen Bevorzugung der Reichen gesprochen werden, wenn neben diesen die Bildung berücksichtigt wird, und wenn weiter der ärmste Staatsbürger vermöge seines Lebensalters neben beiden ebenfalls in die jenen offenstehenden Abteilungen gelangen kann. Daß in der Verstärkung der Altersklassen durch Wähler, die durch ihren Bildungsgang, ihren Besitz und ihre Steuerleistungen darin eine Stelle erlangen, eine Verstärkung der staatserhaltenden Tendenz, insbesondre durch Vermehrung der politischen Intelligenz liegt, ist einleuchtend.

In welcher Weise die Zuteilung zu der einzelnen Abteilung vorgenommen wird, ist selbstverständlich diskutierbar. Vor Augen wird man sich aber bei der Kritik der vorgeschlagnen halten müssen, daß es sich hierbei nur um Durchschnittmerkmale handeln kann, um Merkmale, mit denen nach der Volksanschauung in der Regel gewisse Eigenschaften verbunden werden. Schlechthin giltige Regeln können hier so wenig wie anderwärts aufgestellt werden. Diese Merkmale teilen die Unvollkommenheit des Merkmals des Alters, von dem man doch bisher schon unbedenklich Gebrauch gemacht hat. Denn Schulkindern wollen doch wohl auch die extremsten Parteien noch kein Wahlrecht geben. Der Umstand, daß die Merkmale nicht allen gerecht zu werden vermögen, kann also billigerweise nicht gegen sie ins Feld geführt werden. Eine Einteilung bloß nach Steuerklassen tut dies jedenfalls noch viel weniger.

Für die erste Abteilung wird vorgeschlagen, daß die Hochschulbildung einen Maßstab abgeben soll. Damit wird nicht nur den höhern Staats- und Ge-

meindebeamten, sondern auch den Rechtsanwälten, Ärzten, höhern Lehrern, Technikern, Ingenieuren, Künstlern usw. die Stellung gegeben, die ihnen gebührt, die sie aber nach ihrem zumeist bescheidnen Einkommen bei einem Klassenwahlrecht, das nur auf Einkommen abgestellt ist, niemals erlangen.

Ferner erhält der Grundbesitz, abgesehen von seinem Einkommen, die Stellung, die er im Staatsleben bei seiner Bedeutung beanspruchen kann. Die Abgrenzung des Großgrundbesitzes wird keine Schwierigkeiten machen. Ohne daß im einzelnen durchgegriffen wird, geht es nirgends.

Handel und Industrie werden schon durch den Maßstab des Einkommens genügend berücksichtigt. Die Angehörigen der ersten Abteilung mit dem hier verlangten Einkommen werden immer überwiegend Kaufleute und Industrielle sein. Damit wird aber zugleich auch deren Intelligenz, gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung berücksichtigt, und sie werden also den Berufskreisen mit Hochschulbildung gleichgestellt. Von einer unbilligen Bevorzugung dieser kann somit keine Rede sein.

Entsprechendes gilt für die zweite Abteilung. Wenn hier die Berechtigung, im Heere als Freiwilliger zu dienen, herangezogen wird, so entspricht dies einer Unterscheidung im Bildungsgange, die dem Volke gäng und gäbe ist. Auch die Berechtigung, den Meistertitel zu führen, ist eine durch die Gewerbeordnung bekannte Unterscheidung und geeignet, den gewerblichen Mittelstand, den Handwerker herauszuheben und ihm einen maßgebenden Einfluß zu sichern. Demselben Zwecke dient die Feststellung der Einkommengrenze und der Größe des ländlichen Grundbesitzes.

Teilt man die Wähler in diese drei Abteilungen und will man den Einfluß der Wähler nach den vorbezeichneten Grundsätzen verschieden abstufen, so ergibt sich, daß die erste Abteilung den höchsten Prozentsatz der Gesamtheit aller Abgeordneten wählen muß, daß es sich aber empfiehlt, den Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Abteilung nicht zu groß zu machen und ferner eine Majorisierung der Abgeordneten der ersten Abteilung durch die der zweiten und der dritten zu vermeiden. Nimmt man als Gesamtzahl der Abgeordneten 90 an, wobei also bei der jetzigen Einwohnerzahl Sachsens annähernd auf 50000 Einwohner ein Abgeordneter käme, so würden dann die erste Abteilung 45, die zweite 30 und die dritte 15 Abgeordnete zu wählen haben.

Die Möglichkeit, daß jede Abteilung mehrere Abgeordnete zu wählen hat — eine Wahlart, wie sie schon mehrere Städte für ihre Stadtverordneten haben und zum Teil für die erste Kammer gilt —, bringt es mit sich, daß sowohl die einzelnen politischen Parteien als namentlich auch die einzelnen Berufszweige bei der Aufstellung der Abgeordneten genügend berücksichtigt werden können. Dies würde öfter zu friedlichen Vereinbarungen über eine Abgeordnetenliste unter den Parteien und Berufszweigen führen, damit häufig dem Wahlkampfe die Schärfe nehmen und die staatserhaltenden Parteien einander näher bringen. Es wäre möglich, auch für eine Arbeitervertretung zu sorgen, die mit dem bestehenden Staate vereinbar ist. Auf der andern Seite wird eine ausgesprochne einseitige Standesvertretung vermieden, die nur zur Vertiefung der Interessengegensätze führen würde.

Es wäre an sich theoretisch richtiger, daß das ganze Land einen einzigen Wahlkreis bildete. Dies ist aber praktisch nicht durchführbar. Es kann zum Beispiel nicht dem einzelnen Wähler der ersten Abteilung zugemutet werden, 45 Abgeordnete zu wählen. Es empfiehlt sich deshalb, das Land in soviel Kreise einzuteilen, daß die auf jeden Kreis entfallende Anzahl Abgeordneter von den Wählern jeder Abteilung übersehen werden kann. Hierbei ist freilich nötig, daß jeder Kreis, sofern er keine gleichgroße Wählerzahl erhalten kann, eine im Verhältnis zu seiner Wählerzahl stehende Zahl der Abgeordneten in jeder Abteilung wählt, um den Einfluß des einzelnen Wählers im ganzen Lande möglichst gleichgroß zu gestalten. Daß in dieser Beziehung gerade das gegenwärtige sächsische Wahlrecht nicht genügt, ist bekannt. Jetzt kann zum Beispiel jemand, der in einem Bezirk in der dritten Abteilung wählen würde, im andern bei demselben Einkommen in der ersten Abteilung wählen. Der Vorschlag berücksichtigt die Einwohnerzahl in den verschiednen Kreisen. Danach würden die verschiednen Abteilungen in den einzelnen Kreisen unmaßgeblich etwa folgende Anzahl von Abgeordneten zu wählen haben:

1. der Meißnische Kreis	12	in	I.	Abteilung
	8	„	II.	„
	4	„	III.	„
2. der Leipziger Kreis	12	„	I.	„
	8	„	II.	„
	4	„	III.	„
3. der Vogtländische Kreis	6	„	I.	„
	4	„	II.	„
	2	„	III.	„
4. der Erzgebirgische Kreis	9	„	I.	„
	6	„	II.	„
	3	„	III.	„
5. der Oberlausitzer Kreis	6	„	I.	„
	4	„	II.	„
	2	„	III.	„

Will man dagegen in jedem Kreise gleich viele Abgeordnete wählen lassen, so muß eine solche Einteilung der Kreise vorgenommen werden, daß jeder eine gleichgroße Einwohnerzahl hat. Bei fünf Kreisen würde dann in jedem die I. Abteilung 9, die II. Abteilung 6, die III. Abteilung 3 Abgeordnete wählen. Der Eigentümlichkeit des Volkes wird jedoch die andre Einteilung mehr gerecht.

Es liegt nahe, die alte Kreiseinteilung der Kreishauptmannschaften und der ersten Kammer heranzuziehn, um so mehr, als diese auch auf einer alten historischen Grundlage beruht und die eigentümliche Volksart jedes Landesteils berücksichtigt.

Die Zuteilung zu den einzelnen Kreisen und Abteilungen würde keine Schwierigkeiten machen. Bei der Bedeutung dieses politischen wichtigen Rechts ist es angemessen, einen etwa entgegenstehenden Zweifel in der letzten Instanz durch das Oberverwaltungsgericht als unabhängige richterliche Behörde entscheiden zu lassen. Die Kammer selbst kann ihre Zeit besser andern Aufgaben zuwenden.

Die Wahlausschließungsgründe finden ihre Rechtfertigung in sich selbst. Als neu wird die Berücksichtigung der Entziehung der väterlichen Gewalt vorgeschlagen.

Die Einführung einer Wahlpflicht erscheint dringend erwägungsbedürftig. Gerade die sonst gutgesinnten Bürger des Staates zeigen oft eine große Lauheit. Die Selbsterhaltungspflicht des Staates erheischt es, daß jeder seine Stimme abgibt. Die Anerkennung der Wahlpflicht macht auch eine Strafe für ihre Verletzung nötig.

Weiter fragt es sich, ob nicht die öffentliche mündliche Wahl einzuführen sei. Dies dürfte erziehend auf alle Kreise wirken. Sie besteht in England und in einigen Staaten Nordamerikas. Das offne Bekenntnis zu seiner politischen Überzeugung ist allein eines Mannes würdig.

Ganz abzulehnen ist eine indirekte Wahl durch Wahlmänner. Es bedarf nicht erst der Anführung von Gründen hierfür.

Die Fähigkeit, gewählt zu werden, wird angemessen von einem Alter von fünfunddreißig Jahren abhängig gemacht, das auch in andern Fällen schon für maßgebend angesehen wird. Es ist aber auch erwünscht, daß der Abgeordnete die Verhältnisse der Bevölkerung, die er vertritt, genau kennt, die Bedürfnisse seines Kreises versteht. Deshalb soll er darin mindestens fünf Jahre gewohnt haben und nur ihm entnommen werden dürfen.

Wird eine Wahlpflicht eingeführt, so bedarf es nur eines Wahlganges, eine Stichwahl ist überflüssig. Die ihrer Abteilung entsprechende Anzahl von Abgeordneten, die in einem Wahlkreise die höchsten Stimmenzahlen erhalten haben, sind gewählt.

Bisher schied nur ein Teil der Abgeordneten aus, weil man der Kammer einen festen Stamm erhalten wollte. Es bedarf dieser Maßregel jedoch kaum, da die Erfahrung lehrt, daß ohnedies zum großen Teil dieselben Abgeordneten wieder gewählt werden. Um der oben zuerst genannten Aufgabe gerecht zu werden, ist deshalb, wie beim Reichstagswahlrecht, eine völlige Neuwahl am Platze. Es empfiehlt sich jedoch, die Wahlperiode nicht zu kurz zu nehmen. Es werden sechs Jahre vorgeschlagen.

Die übrigen Vorschriften tragen ihre Begründung in sich selbst. Nebensächlichere Bestimmungen sind hier nicht aufgenommen worden, da es nur beabsichtigt war, den Grundzug hervortreten zu lassen. Um diesen kurz zusammenzufassen: Das vorgeschlagne Wahlrecht ist ein allgemeines, direktes, aber nicht gleiches, sondern in sich differenziertes Wahlrecht. Es gewährt jedem sächsischen Staatsbürger von einem bestimmten Alter ab einen wachsenden Einfluß auf die Zusammensetzung der Volksvertretung, aber einen nach der Erfahrung, der Intelligenz und dem Beitrag zu den Staatslasten verschieden abgestuften Einfluß. Und nur die Berücksichtigung dieser tatsächlichen und natürlichen Verschiedenheiten der Staatsbürger ist wahre Gerechtigkeit. Hervorgehoben mag noch werden, daß bei einem Zweikammersystem, in dem die erste Kammer mehr das konservative Element im Staate vertritt, die zweite Kammer eher eine liberalere Verfassung erhalten darf.

Der vorliegende Entwurf ist von dem Verfasser und einem Vertreter des Handelstandes, dessen Beifall er gefunden hat, der zweiten Kammer des

sächsischen Landtags zur Prüfung vorgelegt worden. Einflußreichen Mitgliedern des Landtags schien es angemessen, daß er auch der öffentlichen Meinung unterbreitet werde, und ich trage kein Bedenken, dies hiermit zu tun. Daß unser sächsisches Wahlrecht geändert werden muß, darüber sind alle einig. Mit dem bloßen Kritisieren wird aber kein neues geschaffen. Darum mag jeder, der einen positiven Vorschlag zu haben glaubt, ihn ungescheut sagen.

Dresden Adolf Lobe



Eine Geschichte der englischen Lohnarbeiter

(Schluß)



Adam Smith, den wir zuletzt erwähnt haben, hatte sich zwar schon vollständig in die im sechzehnten Jahrhundert entstandne englische Anschauung eingelebt, wonach der Arbeiterstand mit der Armut zusammenfällt und eine von den Gentlemen durch eine unüberbrückbare Kluft geschiedne Kaste bildet, aber er war ein gewissenhafter Mann von menschenfreundlichem Charakter, und was das Los der Armen härter als notwendig macht, das erregte seine Empörung. Seiner Überzeugung nach waltet in der Welt vollkommne Interessenharmonie, die sich von selbst herstellt, wenn man sie nicht durch Eingriffe in den natürlichen Wirtschaftsprozeß stört, und darum hielt er die Bewegungsfreiheit, die den Merchants Adventurers schon so großen Gewinn gebracht hatte, für das beste Mittel, auch den Armen zu dem für sie erreichbaren Grade von Wohlstand zu verhelfen, und die Heimatgesetzgebung, die es dem Arbeiter unmöglich machte, überall im Lande Arbeit zu suchen, für das zu beseitigende Hindernis. Damit hatte er freilich Recht; er irrte sich nur darin, daß er glaubte, wäre den Arbeitern die Bewegungsfreiheit gesichert, so würden sich alle übrigen wirtschaftlichen und sozialen Güter von selbst einstellen, und die schlimmsten Ausartungen und Wirkungen der mit den Armengesetzen zusammenhängenden Heimatgesetzgebung hat er gar nicht erlebt. Steffen hat, wie er sagt, nicht Raum genug, durch vollständige Darstellung dieser verwickelten Gesetzgebung genaue Einsicht in die dadurch hervorgebrachten Zustände zu gewähren, und wir wiederum können natürlich die vierzig Seiten nicht abschreiben, die er diesem Gegenstande widmet. Das Wesentliche ist ja wohl bekannt. Den der freien Konkurrenz entrückten Lohn bestimmten die Friedensrichter, das heißt die Brotherren der Arbeiter: Gutsbesitzer oder Pächter und Fabrikanten. Selbstverständlich ließen sie ihn niemals über das Existenzminimum steigen. Und da sie zugleich die Personen waren, die die Armensteuer aufbringen mußten — sie betrug im Jahre 1818 bei $11^1/_2$ Millionen Einwohnern nahe an acht Millionen Pfund, also über 150 Millionen Mark —, so suchte ein jeder von ihnen seine Leistungen an die Armenkasse in Gestalt von Arbeit wieder herauszuschlagen. Das wurde ihm dadurch möglich, daß er einige seiner Arbeiter entließ, die, da sie sonst nirgends Arbeit bekamen, als offizielle Paupers galten und das Armengeld erhielten. Dann bekam er diese selben

Leute auf sein Verlangen — die Gutsbesitzer namentlich pflegten dieses Verfahren miteinander zu vereinbaren — als Zwangsarbeiter zugewiesen, und zwar entweder so, daß er gar keinen Lohn zahlte, oder daß die Armenkasse ergänzte, was seiner Lohnzahlung zum Existenzminimum fehlte. Damit war die Staats- oder Gemeindesklaverei der Lohnarbeiter — es handelte sich hauptsächlich um die ländlichen — vollendet. Dem Manne war sein Existenzminimum unter allen Umständen gesichert, aber er konnte niemals darüber hinaus gelangen. Darum arbeitete er so wenig und so schlecht wie möglich, und war er in der Industrie beschäftigt, so hielt er die guten Konjunkturen, wo er viel arbeiten mußte, für ein Unglück, die Zeiten flauen Geschäftsganges für ein Glück. Und noch mehr! Das Existenzminimum wurde nach dem Bedarf des einzelnen Arbeiters, nicht nach dem der Familie berechnet; darum mußte für jedes Kind, auch für jedes uneheliche, eine Zulage gewährt werden. Eine ledige Weibsperson konnte gar nichts klügeres tun, als sich so viel wie möglich Kinder anschaffen. So wurden Faulheit und Liederlichkeit prämiiert, dagegen würde es keine Prämie für einen Menschen gegeben haben, der sich aus lauter Pflichteifer hätte zu Tode rackern wollen, was denn auch niemals vorkam. Steffen faßt das Gesamtergebnis dieser Entwicklung, die die Grenze zwischen Lohnarbeiter und Almosenempfänger aufhob, wie vordem schon der Arbeitsuchende zum Vagabunden gestempelt worden war, in die Sätze zusammen: „Durch das Eingreifen der Armenordnung in den Unterhalt der Arbeiter und durch das System, diesen nach dem Brotpreise und der Größe der Familie zu regulieren, wurde das Einkommen der Arbeiter erstens auf ein physiologisches Existenzminimum herabgedrückt, zweitens unter allen Veränderungen der Arbeitsgelegenheit und der individuellen Produktionsfähigkeit verbürgt und drittens der Größe der Familie angepaßt, wie schnell und in welcher Anzahl diese sich auch vergrößern mochte. Hierdurch verringerten sich der Geldlohn des Arbeiters, sein leiblicher und geistiger Charakter als Produzent und seine Umsicht und Tüchtigkeit als Haushälter. Dagegen wurden die wirtschaftlichen und moralischen Hindernisse für eine ungehemmte Volksvermehrung gänzlich aus dem Wege geräumt, ja in ihr Gegenteil verwandelt. Wenn die Armenverwaltung für jedes Kind wöchentlich zwei Schilling bezahlte, war es leichter, mit sechs Kindern durchzukommen als mit zweien."

Diese Wirkungen traten zuletzt hauptsächlich in den landwirtschaftlichen Provinzen des Südens hervor, weil im industriellen Norden die Nachfrage nach Arbeitern die gesetzlichen Hindernisse der Freizügigkeit durchbrach. Dafür wurde dieser Landesteil der Schauplatz der Fabrik- und Grubengreuel. Über die sozialistischen Kritiker dieser Zustände urteilt Steffen, ihre Darstellungen seien einseitig, aber der ebenso einseitigen und dabei unwahren Theorie der Anhänger des laissez faire gegenüber berechtigt und notwendig gewesen. „Die von Engels und Marx herrührenden Schilderungen des englischen Arbeiterelends sind schrecklich, aber im großen und ganzen nicht unwahr [von Unwahrheit kann schon darum keine Rede sein, weil ihr Stoff den Blaubüchern des Parlaments entnommen ist; Steffen verzeichnet die Titel der sechzehn wichtigsten von den hier in Betracht kommenden], wenn man ihre Absicht versteht, gewisse

Klassen sozialer Übelstände möglichst scharf zu beleuchten, nicht aber ein allseitiges Bild der Lage der ganzen englischen Arbeiterbevölkerung in einem gegebnen Zeitpunkte geben zu wollen." Denn diese Lage war zwar zwischen 1760 und 1830 im allgemeinen gedrückt und kümmerlich, im einzelnen aber doch nach Orten und Gewerben sehr verschieden. Von den bekannten Greueln wurden die Gewerbe, die der Maschinenbetrieb noch nicht ergriffen hatte, gar nicht berührt. Ihre Stätte waren die mit Wasserkraft betriebnen Baumwollenspinnereien und die Kohlengruben, diese freilich nicht infolge des neuen Maschinenbetriebs; vielmehr hat dieser später die Grubenarbeit vielfach erleichtert. Die beiden Hauptfehler Marxens, die Steffen ebenso darstellt, wie wir es getan haben, waren die unberechtigte Verallgemeinerung der Zustände eines Teils der englischen Industrie zum Typus der modernen Produktionsweise überhaupt und sein philosophischer Doktrinarismus. Mit seinem Hegelschen Denkmechanismus glaubt er das innerste Wesen der kapitalistischen Produktionsweise erfaßt zu haben und deren weitere Entwicklung zuverlässig voraussagen zu können. „Die Erkenntnis, daß die innersten Entwicklungstendenzen der modernen »kapitalistischen« Produktionsweise, des fabrikmäßigen Großbetriebs, und ihre künftigen Verwandlungen und Rückwirkungen auf die Gesellschaft unbekannte Größen sind, war Marx in noch höherm Grade fremd als seinen theoretischen Gegnern." Mit Einzelheiten wollen wir diesesmal die Nerven unsrer Leser nicht peinigen, nur ein paar Züge nachtragen, die für das Verständnis des durch jene Greuel charakterisierten weltgeschichtlichen Wendepunkts und für die daraus zu ziehenden Lehren wesentlich sind.

Richard Oastler, einer der Vorkämpfer für Kinderschutz um 1830, sagte vor der Parlamentskommission u. a. aus, man habe seine in den Zeitungen veröffentlichten Darstellungen der Übertreibung beschuldigt. Die Wahrheit sei, daß er das Allerschlimmste, die geschlechtliche Verwilderung der Fabrikjugend, noch gar nicht zu erwähnen gewagt habe. Einmal habe er mit einem westindischen Sklavenhalter und drei Bradforder Spinnereibesitzern zusammengesessen. Sie verglichen, erzählt er, die Zustände ihrer Leute, und die Fabrikherren konnten kein Wort zu ihrer Verteidigung sagen, als der Pflanzer ausrief: „Allerdings habe ich es immer für so was wie einen kleinen Schimpf gehalten, Besitzer schwarzer Sklaven zu sein; aber wir in Westindien hätten es nie für möglich gehalten, daß ein Mensch so grausam sein könnte, von einem neunjährigen Kinde zwölfeinhalbstündige Arbeit zu verlangen. Sie geben aber zu, daß dies hier etwas ganz gewöhnliches sei." Steffen vermutet, daß es der englische Plantagenbetrieb mit Negersklaven und noch mehr der Liverpooler Sklavenhandel, der um 1790 einen bedeutenden, und zwar einen höchst einträglichen Teil des englischen Handels ausmachte, den Fabrikanten erleichtert haben möge, sich rasch in die Rolle von Sklavenhaltern hineinzufinden, die ihnen von zwei Seiten sozusagen aufgedrängt wurde: von den arbeitsuchenden Armen und von dem ungeheuern Gewinn, den ihnen die Benutzung spottbilliger Arbeitskraft in jener Zeit der primitiven Maschinenindustrie abwarf. Die ersten, durch Wasser getriebnen Maschinen gingen so langsam, daß ein sechsjähriges Kind die Aufmerksamkeit aufzubieten vermochte — es sind auch vierjährige eingestellt worden —,

die zum Fädchenanknüpfen gehörte, und dafür, daß die Aufmerksamkeit zwölf bis fünfzehn Stunden wach blieb, sorgte der Kantschu des Aufsehers. Die Maschine nun, die von nahezu unbezahlten Kindern oder von einigen schlecht bezahlten Frauen und Mädchen bedient wurde, verbilligte die Herstellung des Garns in dem Grade, daß der Gewinn kolossal stieg, und die ersten Fabrikanten, die wohlhabend gewordne rohe und ungebildete Kleinmeister waren — erst ihre Enkel stiegen in die Schicht der Gentlemen auf —, waren frei von allen den Gewissensbedenken und Humanitätsempfindungen, die sie hätten abhalten können, die Situation voll auszunutzen. Es dauerte beinahe fünfzig Jahre, ehe der Preis des Pfundes Garn den verminderten Herstellungskosten entsprechend gesunken war: von 38 Schilling im Jahre 1786 auf 2 s 11 d im Jahre 1831. Es gab zwei Klassen von Fabrikkindern. Die Armenhauskinder wurden an den Fabrikanten verkauft. Da dieser sie unter dem Namen von Lehrlingen bekam, hatte er ihnen keinen Lohn zu zahlen, sondern bloß Nahrung, Kleidung und Obdach zu gewähren — von der Qualität, die ihm beliebte. Die andre Klasse bestand aus solchen Kindern, die, weil sie wohlfeiler zu haben waren als ihre Väter, diese aus der Arbeit verdrängten. Oastler berichtete über solche: „Diese Kinder kennen ihre Eltern gewöhnlich nicht näher und wissen nur, daß jeden Morgen um fünf, oft sogar schon vor vier Uhr ein Mann oder eine Frau kommt, um sie zu wecken. Man sagt ihnen, es sei ihr Vater, der sie aus dem Bette holt, wenn sie kaum erwacht sind. Wir haben das Dutzende von Fabrikkindern so erzählt. Die ältern Kinder tragen ihre noch schlafenden kleinern Geschwister auf dem Rücken in die Fabrik, und sie sehen ihre Eltern in der Regel erst wieder, wenn sie Abends nach Hause kommen und zu Bett geschickt werden."

Die Mehrheit der Gebildeten hat jahrzehntelang keine Ahnung gehabt von diesen Greueln. Denn sie wurden in kleinen Bezirken verübt, die kein Mann von Stand, der nicht selbst Besitzer einer Spinnfabrik war, zu betreten pflegte. Der erste, der sich aus politischen Gründen beunruhigt fühlte, war ein Fabrikant, dem das Amt des leitenden Staatsmannes zufiel: der ältere Sir Robert Peel. Es überraschte ihn u. a., daß Manchester keine Rekruten mehr stellen konnte. Und die Ärzte machten ähnliche Wahrnehmungen. Die meisten Fabrikkinder, namentlich die Armenhäuslinge, mögen ja als Proletariersprößlinge schon schwächlich in die Fabrik gekommen sein. Aber auch wer gesund, kräftig und normal gebaut hineinkam, war in wenig Jahren elend: zwischen dreizehn und siebzehn Jahren schwindsüchtig oder verkrüppelt, oder beides. Zu der Überanstrengung in schlechter Luft, der elenden Kost, deren fehlenden Eiweißgehalt der Alkohol ergänzen mußte, den Mißhandlungen und der vorzeitigen Befriedigung des Geschlechtstriebes, der einzigen Art von Genuß, die sie in ihrem ganzen Leben kennen lernten, kamen Muskel- und Gelenkanstrengungen, die über ihre Kräfte gingen, das Heben und Schleppen von Lasten. „Die außerordentlichsten Formen von Rückgratverkrümmung, verdrehten Schulterblättern, mißgestalteten Brustkörben, Krummbeinigkeit, Plattfüßen waren unter ihnen so gewöhnlich, daß eine Schar dieser Fabrikkinder, wie ein zeitgenössischer Beobachter sagt, einen grotesken Eindruck machte; sie erinnerten an die Schreibprobe eines

Anfängers, in der alle Buchstaben krumm und schief sind und sich nach verschiednen Seiten neigen." Um 1835 schreibt ein in Manchester praktizierender Arzt: „Der Verfall der Industriearbeiterbevölkerung während der letzten dreißig Jahre ist sehr auffällig und gibt zu sehr niederschlagenden Betrachtungen Veranlassung. Wer einmal um 12 Uhr an der einzigen engen Tür einer unsrer großen Fabriken gestanden hat, wenn die Arbeiter zur Mittagsrast herauskommen, muß über ihr Aussehen erschrocken sein. Ihre Hautfarbe ist bleichgrau, und die Gesichtszüge sind infolge mangelhafter Ernährung schlaff und spitz. Sie sind durchgängig klein. Die Durchschnittsgröße von 400 ausgewachsnen Männern, die in verschiednen Fabrikorten gemessen wurden, betrug nur 5 Fuß 6 Zoll. Die Glieder sind schwach, und sie bewegen sie schlaff und ungeschickt. Die Beine sind oft krumm. Viele Mädchen und Frauen haben einen schwerfälligen, unnatürlichen Gang. Der Haarwuchs ist schwach. Die Männer haben einen spärlichen Bart und machen mit ihren krummen Beinen und ihrem unsichern Gang überhaupt selten einen männlichen Eindruck. Hier war es mir, als sähe ich eine entartete Rasse — verkümmerte, entkräftete, heruntergekommne menschliche Geschöpfe." Besonders schlimm war die Entartung der Frauen und der Mädchen; in den Bergwerken, wo sie, halbnackt, in Schmutz watend und mit Schmutz bedeckt, gleich Lasttieren Karren schleppten, wurden sie in jeder Beziehung zu Tieren. Bei den Untersuchungen, die im Verfolge der Schutzbewegung angestellt wurden, ergab es sich, „daß die körperliche Brauchbarkeit der aufwachsenden Generation bei den Fabrikkindern im Keime zerstört wurde. Aus den Knaben wurden Männer, die nicht das Durchschnittsmaß erreichten, aus den Mädchen schwächliche Mütter. Durch die sittliche Verderbnis beider Geschlechter in den Kinderjahren drohten sie nicht nur die Masse der zur Arbeit Untüchtigen, sondern auch die Menge der schädlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu vergrößern. Unzucht und Trunksucht nahmen in den Fabrikbezirken immer mehr überhand. Die so Heruntergekommnen hinterließen ihre krankhafte körperliche und seelische Beschaffenheit, ihre herabgesetzte Arbeitstüchtigkeit oder fast vollständige wirtschaftliche Wertlosigkeit und ihre daraus folgende, hoffnungslos entwürdigte soziale Stellung ihren Kindern als Erbteil; und die Gesellschaft hatte von Generation zu Generation an einer Masse von Geburt verkommner, schmarotzender Armen, noch außer denen, die die industriellen Übelstände in jedem Augenblick neu hervorbrachten, schwer zu tragen."

Unsre Sozialdemokraten sprechen nicht gern von diesem Abschnitt der englischen Wirtschaftsgeschichte. Denn erstens widerlegt die gänzliche Beseitigung dieser Greuel und die Hebung des englischen Arbeiterstandes seit 1840 das marxische Hauptdogma von der fortschreitenden Verelendung des Arbeiterstandes, der Kapitalskonzentration und dem Umschlag, zu dem sie führen müsse. Zweitens lieben sie es, die deutschen Zustände so schwarz wie möglich zu malen und die englischen herauszustreichen. Und drittens wollen sie möglichst viel Anhänger gewinnen, was nur bei weiterer Ausbreitung der Großindustrie möglich ist, und hüten sich darum vor einer Charakteristik des Fabrikarbeiterlebens, die den ländlichen Arbeiter vom Übertritt in die Industrie abschrecken könnte. Den

Lesern bürgerlicher Blätter aber sind dergleichen peinliche Wahrheiten natürlich noch mehr zuwider, und so bleiben sie denn ziemlich unbekannt. Aber sowohl für das philosophische Verständnis der Weltgeschichte wie für die praktische Politik ist es notwendig, daß sie allen Gebildeten bekannt, und daß diese von Zeit zu Zeit daran erinnert werden. Man muß, wenn man ein richtiges Urteil über die treibenden Kräfte der Weltgeschichte haben will, wissen, durch welche Mittel die Engländer ihren Vorsprung in Handel und in Industrie gewonnen und damit ihre heutige Weltstellung begründet haben. Der Zustand des englischen Volks um das Jahr 1800 lehrt ferner den Unterschied erkennen zwischen Kapitalreichtum der Nation und Volkswohlstand. Deutschland war zwischen 1800 und 1840 viel ärmer als England, aber sein Volk befand sich unendlich viel wohler. Der größte Teil bestand noch, wie im England des vierzehnten Jahrhunderts, aus kleinen Landwirten und aß selbst erzeugtes Brot, und der kleinere Teil, die städtische Bevölkerung, bekam das Brot zu einem ihrer Armut entsprechenden wohlfeilen Preise. In England kostete der Quarter Weizen, der jetzt 25 Schilling gilt, in den Jahren 1810 bis 1813 bei sehr niedrigem Arbeitslohne 100 Schilling. Dann sehen wir, wie wenig das laissez faire zum Heile führt, wie notwendig ein Volk eines über den Parteien stehenden Monarchen bedarf, der Macht genug hat, die Selbstsucht der herrschenden Stände, die dem Volke die Gesetze geben, zu zügeln, und welche Wohltat der Schulzwang und die allgemeine Dienstpflicht sind. Wo diese beiden bestehn, da bleiben Zustände wie die damaligen englischen den Regierenden nicht jahrzehntelang verborgen und werden beizeiten bekämpft. Endlich kann kein Mensch, der die industrielle Entwicklung Englands verfolgt hat, dem Irrtum verfallen, den Ammon und Alexander Tille verbreiten, daß Volkselend die Wirkung eines Ausleseprozesses sei, der die Minderwertigen vernichte und die Rasse veredle, und daß nicht das Elend die Minderwertigkeit, sondern die Minderwertigkeit das Elend erzeuge. Das letzte ist ja richtig, aber nicht das vorhergehende. Die Minderwertigkeit ist in England weder durch Urzeugung noch als Eigenschaft einer schlechten Rasse entstanden, sondern durch das Elend, in das die Bauern, die sämtlich von angelsächsischer Rasse waren, durch die Losreißung vom Boden gestoßen, in dem sie durch eine schlechte Gesetzgebung festgehalten wurden, und das für einen bedeutenden Teil durch die Selbstsucht der Fabrikanten gesteigert wurde. Wenn in der Zeit der primitiven Maschinenindustrie von einem Ausleseprozeß gesprochen werden darf, so bestand er in einer Auslese der Schwachen. Erst als die Eisenindustrie, die muskelstarke Männer fordert, in den Vordergrund trat, und als die vervollkommneten eisernen Maschinen so schnell gingen, daß ein Kind der Anstrengung, das Gewirr im Auge zu behalten, nicht mehr gewachsen war, konnte die Auslese des Stärkern anheben. Jetzt war es am vorteilhaftesten, in den Spinnmaschinen Männer einzustellen, deren jeder mehrere hundert Spindeln bedienen konnte. Dazu gehörte ein gesundes Gehirn, das sich nur in einem gesunden Leibe und bei nüchterner Lebensweise bildet. Die Auslese, die so in Gang gekommen ist, erzeugt freilich nicht den höchsten Typus Mensch, sondern eine sehr einseitig entwickelte Menschenart, aber wenigstens gesunde und solid lebende Menschen.

Auch ein Blick auf die verfehlte Heimat- und Armengesetzgebung ist sehr nützlich. Ihre Unvernunft wird uns weniger in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, daß es der erste Fall in der Weltgeschichte war, wo eine Nation, ein Staat dem großen Problem gegenüberstand, das seitdem allen Kulturstaaten erwachsen ist: wie die Besitzlosen in die bürgerliche Ordnung eingefügt werden sollen, wenn man sie in aller Form zu Sklaven oder Hörigen entweder nicht machen will oder nicht machen kann. Mit einem Radikalismus, der sonst dem englischen Volkscharakter ganz fremd ist, haben die Engländer durch die große Bauernaustreibung dieses Problem für sich mit einem Schlage und gleich in einem solchen Umfange erzeugt, wie bis auf den heutigen Tag kein andres Volk. Das Problem ist vorläufig noch nirgends gelöst worden. Auch in Deutschland, wo die Lage der Arbeiter besser ist als irgendwo in Europa, hat der aus Reichstagswahlrecht, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung kombinierte Lösungsversuch vorläufig niemand zufriedengestellt. Was die Selbsthilfe der Arbeiter betrifft, so urteilt Steffen, „daß die große Begabung des englischen Volks für Selbsthilfe, womit hier freier, demokratischer Kollektivismus für gegebne wirtschaftliche Zwecke gemeint ist, und seine ungewöhnliche Abneigung gegen Eingriffe des Staates in das wirtschaftliche Leben diese keineswegs hat überflüssig machen können." Er beklagt, daß sich England noch nicht zu der Altersversicherung aufgerafft hat. „Von den über fünfundsechzig Jahre alten Ortsarmen sind nicht weniger als fünf Siebentel anständige, fleißige Leute, die aber bei ihrem das ganze Leben hindurch niedrigen Arbeitverdienste nicht imstande waren, für ihren Lebensabend zu sorgen. Die amtliche Armenpflege umfaßt ungefähr 300000 über sechzig Jahre alte Lohnarbeiter beiderlei Geschlechts, die nach einem langen Leben nützlicher, aber schlecht bezahlter Tätigkeit eher anständige Altersversorgung als eine entehrende, folternde Armenunterstützung verlangen könnten." Und auch wo die Lebenshaltung sinkt, müsse der Staat eingreifen. „Unsre Produktionsweise bewirkt keine so hohen Arbeiterlebenshaltungen, daß der Staat nicht Grund hätte, sich zu beglückwünschen, daß ein Teil seiner Lohnarbeiter sie erreicht hat. Wohl aber entstehn innerhalb des modernen Produktionssystems immerfort so niedrige Lebenshaltungen, daß der Staat sie bekämpfen muß, wenn er nicht eine Handlung notwendiger Selbsterhaltung unterlassen will." Das Problem wird noch durch die allgemeine Stimmung der modernen Arbeiterschaft erschwert, die auch dort, wo über wirkliche Not nicht geklagt werden kann, keineswegs bloß durch Hetzer erzeugt wird, sondern zu einem guten Teile daraus entspringt, daß der modernen Fabrikarbeit alles fehlt, was innere Befriedigung, Freude an der Arbeit selbst erzeugen kann.

Daß ein Geheimrat zur Erholung gärtnert, daß ein Prinz bosselt — hat man doch schon einen Uhren bauenden Kaiser erlebt —, daß ein Student, der bei seinem bäuerlichen Vater die Ferien verbringt, sich ein Vergnügen daraus macht, in der Ernte zu helfen, und stolz darauf ist, mit dem Pfluge eine gerade Furche zu ziehn, daß ein pensionierter Major filiert und stickt, findet jedermann ohne weitere Erklärung begreiflich. Handfertigkeitsunterricht ist fast jedem Jungen lieber als die lateinische Grammatik, und kutschieren, das tun nicht bloß alle Jungen, sondern auch viele Damen für ihr Leben gern. Aber niemals wird sich

ein gebildeter Mann zu seinem Vergnügen in eine Spinnfabrik stellen, um zwölf Stunden lang Fädchen anzuknüpfen. Das ist ja gar keine menschliche Arbeit. Der sogenannte Spinner spinnt nicht, sondern die Maschine spinnt, und der Mensch bedient bloß die Maschine. Und nicht viel besser steht es um die Arbeit in den Leder-, Holz- und Metallindustrien, wo der Mann nichts tut, als daß er der schneidenden, sägenden, drechselnden, Löcher bohrenden Maschine die zu bearbeitenden Leder-, Holz- oder Eisenstücke hinhält. Keinem von allen den vielen Millionen Fabrikarbeitern ist die Befriedigung gegönnt, die der freigesprochne Schusterlehrling empfindet, wenn er einen gewissenhaften Meister gehabt hat, da er sagen kann: Diesen Stiefel habe ich gebaut; kein Fabrikarbeiter kann ein Stück Tuch, einen Stiefel, eine Lampe, einen Schrein, eine Maschine vorzeigen und sagen: Diesen Gegenstand, dieses Kunstwerk habe ich angefertigt, ich allein! Der anständige Arbeiter fühlt ja eine gewisse Befriedigung bei dem Gedanken: Ich gehe nicht müßig, sondern verdiene mir ehrlich mein Brot mit einer Arbeit, die möglicherweise sogar für das Gemeinwohl nützlich ist, aber an solcher Arbeit selbst Freude haben, das ginge wider die Menschennatur. Es ist keine darunter, die man sich nicht durch einen Automaten ersetzt denken könnte, wie es denn das Ideal des Technikers ist, das freilich wohl niemals ganz verwirklicht werden wird, aus der Maschinenarbeit den Menschen ganz auszuschalten. Daraus folgt, daß der moderne Arbeiter bloß arbeitet, um der Schande und dem Hunger zu entgehn, also gezwungen, und daß er von dem Augenblick an, wo er es nicht mehr nötig hätte, in seinem Beruf keine Hand mehr rühren würde, wenn er auch ein tätiger Mann wäre und zu seinem Vergnügen gärtnerte oder bosselte. Und daraus folgt weiter, daß alle moderne Arbeit verdrossen und mit Unlust getan wird, ohne Zwang ungetan bleiben würde und nur unter einem Zwange geschieht, der allermindestens eine unfreundliche, meist aber eine erbitterte Stimmung erzeugt, die sich zunächst gegen die Brotherren und gegen die Regierenden als gegen die Repräsentanten der Zwangsgewalt richtet.*)

Steffen wollte vor allem eine Geschichte der Lebenshaltung der englischen Arbeiter schreiben, und er hat sich in der Tat große Mühe gegeben, durch eine Unzahl von Lohn- und Preistabellen und schwierige Berechnungen herauszubekommen, was alles an Nahrung, Kleidung, Wohnung, Komfort oder Bildungsmitteln sich der englische Arbeiter der verschiednen Kategorien in den verschiednen Perioden mit seinem Lohne verschaffen konnte. Aber das Werk ist doch eine Geschichte der englischen Arbeiter überhaupt geworden und gibt den erreichbar vollständigsten Aufschluß über die Arbeiterschutz- und Koalitionsrechtsgesetzgebung, über die Geschichte der Gewerkschaften und der Genossenschaften, über die einander bei der Arbeitergesetzgebung bekämpfenden Theorien und über das Technische in der Entwicklung von der primitiven zur reifen Maschinenindustrie. Die gesamte Literatur über das weitschichtige Gebiet, auch die deutsche, z. B. das ausgezeichnete Buch von Hans von Nostiz, wird benutzt, und neben

*) Nachdem das Manuskript dieses Aufsatzes schon abgeschickt war, lasen wir in der Sozialen Praxis vom 28. Dezember unter dem Titel „Die Freude an der Arbeit" ähnliche Betrachtungen. Der Verfasser, Dr. L. von Wiese, schlägt fünf Maßregeln vor, die dem Übel entgegenwirken sollen.

den amtlichen Statistiken werden die des Generals Booth fleißig verwandt. Das Werk kann als ein Handbuch empfohlen werden, das die Monographien über die einzelnen Zweige der englischen Arbeitersoziologie: Arbeitslohn, Lebenshaltung, Arbeitsweise, Arbeiterschutz, Koalitionsrecht, Gewerkschaften, Genossenschaften ersetzt.

Zugleich mit Steffens Werke lasen wir die Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre (bei Eugen Diederichs in Jena und Leipzig, 1905). Die Leser erinnern sich vielleicht der Autobiographie des Arbeiters Fischer, die Göhre vor zwei Jahren herausgegeben hat, und die wir im vorjährigen zweiten Bande der Grenzboten Seite 602 angezeigt haben. Sein diesmaliger Schützling, Theodor Bromme aus Ronneburg im Altenburgischen, hat uns den Gegensatz zwischen Deutschland und England recht lebhaft vergegenwärtigt und aufs neue davon überzeugt, welchen Segen Deutschland in seinem glücklicherweise noch ungebrochen dastehenden Bauernstande hat. Das tiefe Gemütsleben dieses Bromme, seine Empfindungsweise, sein starker Familiensinn, seine körperliche und seelische Reinheit und Reinlichkeit hat er ohne Zweifel dem Umstande zu verdanken, daß er bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre bei seinen Eltern gewohnt hat, und daß beide Eltern dem Bauernstand entstammten, dessen Traditionen sie in ihren Haushalt mitgebracht haben. Diese Traditionen verkörperten sich gewissermaßen in den zwölf Gebetten Betten, die seine Mutter als Aussteuer bekommen hat. Theodor hat bei der Verehelichung seinen dürftigen Hausrat auf Abzahlung gekauft und das dritte Bett angeschafft, als das sechste Kind kam; seine Kinder werden mit proletarischen Traditionen in das Leben eintreten.



Literatur



Im Jahre 1888 schrieb Professor Schönbach in Graz eine nützliche Anleitung für gebildete Menschen zur Auswahl ihrer Lektüre, deren sechste Auflage wir in den Grenzboten (1900, II, S. 384) ausführlich besprochen haben. Damals hatte es das Buch im ganzen auf zwölftausend Exemplare gebracht. Im Jahre 1905 ist die „Siebente, stark erweiterte Auflage" unter dem bisherigen Titel: „Über Lesen und Bildung" (Graz, Leuschner und Lubensky; 4,50 Mark) erschienen; sie ist dreitausend Exemplare stark. Das ist gegenüber der enormen Verbreitung zahlreicher Schundbücher für ein so nützliches und dabei billiges Buch gewiß nur ein bescheidner Erfolg, ein Beispiel, wie schwer sich das Gute durchsetzt. Man kann dem Verfasser wahrlich nicht den Vorwurf machen, daß er in seinen frühern Auflagen den modernen Literaturrichtungen nicht gerecht geworden wäre. Im Gegenteil, wer mit ihm die Maßstäbe aus der Vergangenheit zu nehmen gewöhnt ist, wird wohl eher den Eindruck gehabt haben, daß er in der Schätzung der Hauptträger der neuesten Literatur reichlich hoch gegriffen habe. In dem Vorwort der neuen Auflage findet er die Hauptpersönlichkeiten nicht gewachsen,

den Nachwuchs zwar dicht, aber klein und kümmerlich blaß aufgesproßt, und ein neu hinzugekommner Aufsatz („Ausblicke") sei, wie er meint, wohl etwas trüber gefärbt, als es sonst seiner Art entspreche. Das liegt aber doch nicht an ihm, sondern an dem „Nachwuchs." Uns selbst ist die unbeschreibliche Dürre unsrer sogenannten schönen Literatur durch die letzten Weihnachtskataloge mit ihren Sensationsnummern Götz Krafft und Hilligenlei wieder einmal auf erschreckende Weise zum Bewußtsein gebracht worden. Schönbach stellt in seinen „Ausblicken" eine Anzahl von Merkmalen der jüngsten deutschen Literatur zusammen. Zunächst eine Überschätzung der eignen Leistung, wie sie keine frühere Periode gehabt habe, sodann ein scheinbares Überschäumen von Jugendkraft, das aber in Wirklichkeit der Ausdruck überreizter Schwäche, vorzeitigen Alters sei. Etwas ganz neues ist ferner der Berufsschriftsteller, der von seiner Feder leben muß, wenn er nicht reich ist. Wie das auslaufen mag, ist noch nicht abzusehen. Gewiß ist nur, daß er anders beurteilt werden muß als der vergangne, der seine Werke oft der Not und den Schmerzen abrang und doch in größerer innerer Freiheit schuf als jener, der den Neigungen des Publikums nachlaufen muß. Endlich die Kritik, die auch ein Beruf geworden ist und einen Teil des Geschäftsbetriebes der Schriftstellerei ausmacht. Gab es früher Cliquen von Dichtern und Kritikern, die oft in denselben Personen zusammenfielen, so gibt es heute Ringe von Buchhändlern, Assoziationen von Verlagsfirmen, die die Veröffentlichung von Dichterwerken geschäftsmäßig betreiben und für ihren Vertrieb durch eigne Zeitschriften und einen Stab von Kritikern ebenso sorgen wie andre Kaufleute durch Annoncen, Plakate und Agenten. Die Schriftstellerei als Geschäftsbetrieb hat die schöne Literatur ganz überwuchert. Auf jedem Dichterling sitzen soundsoviele Schreiberlinge; sie ernähren sich gegenseitig. Ein komisches Beispiel bietet die Schreiberei, die sich um Frenssen nach dem ersten Halbhunderttausend der Exemplare seines Jörn Uhl angesammelt hat. — Was wird aber Schönbach in seiner nächsten Auflage zu der „Schreiberei um Hilligenlei" sagen? Diesesmal hat die Maschinerie, wie man schon jetzt sehen kann, völlig versagt. Für uns persönlich eine kleine Genugtuung. Wir hatten den Jörn Uhl seinerzeit in einem längern Grenzbotenaufsatz mit redlichem Bemühen analysiert, seine Vorzüge gelten lassen und seine Schwächen nicht verschwiegen, was uns einen Katzenkopf von seiten des erzürnten Verlegers im Buchhändlerbörsenblatt eintrug, den wir pflichtschuldigst quittierten. Jetzt, bei Hilligenlei, müßte es viele Katzenköpfe geben! Was wir damals nur bescheidentlich anzudeuten wagten, daß man aus den Trümmern einer schiffbrüchigen Theologie und aus geschlechtlichen Offenherzigkeiten allein noch keinen Roman höherer Ordnung aufbauen könne, und daß ein Kunstwerk auch kunstmäßiger Komposition und einer sorgsamen Ausarbeitung aller Einzelheiten bedürfe, das hat nun wohl Hilligenlei bald nach seinem geräuschvollen Eintritt in die Welt urbi et orbi genugsam kundgemacht. Selten ist wohl ein Schriftwerk mit lauterm Schalle eingeläutet worden, als Hilligenlei in der ersten Ankündigung: „In den Zeitungen wurde bereits vor Jahr und Tag über Studien berichtet, die Frenssen zu seinem großen Werk gemacht hatte; den Wahlspruch: Erfolg verpflichtet, hat er sich sicher auch zu eigen gemacht, seine Erfolge sind einzig; von Jörn Uhl, der gar nicht auf

den Massenabsatz berechnet war, sind zweihunderttausend Exemplare verkauft worden; Frenssen behandelt mit hohem Mute sittliche und religiöse Fragen usw." Als ob dazu Mut gehörte, zu sagen, wonach jedermann jetzt die Ohren spitzt! Und was ist nun bei alledem herausgekommen? Zeitungskritiker aller Richtungen haben das Haupt geschüttelt, die erotischen Sensationen waren auch den stärksten Nerven zu starker Tabak, Sortimenter erboten sich, die verkauften Exemplare zurückzunehmen, und Blätter, die die Zerbröckelung des Christentums als Geschäft betreiben, mußten es als eine Geschmacklosigkeit bezeichnen, daß ein Dichtungswerk am letzten Ende in öde liberaltheologische Polemik ausläuft. Mag das Geschäft auch noch so gut gewesen sein, künstlerisch und moralisch, d. h. für den gesunden Sinn, ist und bleibt Hilligenlei ein Fiasko!

Zu der von Schönbach angemerkten „Schreiberei um —" ist uns noch ein Beitrag auf den Tisch gelegt worden, der gewiß auch zur Signatur unsrer Zeit gehört. In dem dritten Heft der von zwei Universitätsprofessoren herausgegebnen „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" (Leipzig, Max Hesse; 2,50 Mark) behandelt ein dritter nach wissenschaftlich geordneten Kategorien, mit Einleitung, Schluß, Bibliographie und Personenregister, auf dreiundneunzig Seiten Großoktav einen modernen Dichter, der, wenn dieser Bericht gedruckt ist, gerade sein zweiunddreißigstes Jahr vollendet haben wird. Hugo von Hofmannsthal ist sicherlich eine ernst zu nehmende literarische Persönlichkeit, an der namentlich das Streben nach strengen Formen wohltuend berührt, und manche seiner kleinern Dichtungen scheinen auch inhaltlich interessieren zu können (wir kennen sie nur aus den hier mitgeteilten Proben), aber man wird doch den Eindruck nicht los, daß es, mit ernsterm Maßstab gemessen, nur erkünstelte Kleinigkeiten sind, Niederschlag von Lektüre, von Natur- und Kunstwahrnehmung, die nun als Literaturgattungen feierlich gebucht werden. Und zwar bis zu den unwichtigsten Äußerungen. Hofmannsthal hatte einmal Feuilletons geschrieben über Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse. Daraus werden in einem besondern Kapitel Sätze zusammengestellt, die „ebenso und vielleicht mehr" auf den Dichter selbst passen sollen, und bei Lichte besehen sind es doch nur triviale Stilblüten: „Er — oder sie, was in diesem Falle ganz gleich wäre — hat gegenüber dem Leben die Gebärde der Wenigen; es mit ganzer Seele als ein Ganzes fassen zu wollen, und in den ganzen Mantel gehüllt, nicht einen purpurnen Fetzen in der magern Hand, die dunkle Bahn hinunterzugehn." Daß dergleichen ein Achtzehnjähriger drucken läßt, ist ja viel weniger merkwürdig, als daß es ein Professor „für Literaturgeschichte" kommentiert. Und in diesem Sinne ist das ganze Buch so merkwürdig, daß ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Wir haben noch ein ebenso merkwürdiges Buch anzuzeigen über den Dichter Heine, es ist von dem französischen Philosophieprofessor, auch Hierophanten am Nietzsche-Mausoleum, Henri Lichtenberger, und hat den Titel: „Heinrich Heine als Denker, autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski." (Dresden, Carl Reißner; 5 Mark.) Heine ist ein so anerkannter und uns allen bekannter Dichter, und Friedrich von Oppeln ein so tüchtiger und bewährter Übersetzer, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Aber dreihundertzwölf Seiten, sechs Kapitel, jedes mit Unterabteilungen, über Heine als Denker —

was hat denn Heine eigentlich „gedacht"? Dem Stoff nach ist es eine mit weitläufigen Betrachtungen untermischte Biographie, aber der Stoff ist in abstrakte Kategorien eingeschachtelt, was ja für jemand, der ein Buch schreiben will, eine heilsame Übung sein mag, vielleicht auch noch für Henri Lichtenbergers frühere Zuhörer ein nachträgliches Vergnügen, aber da wir außer einigen Kleinigkeiten nichts darin gefunden haben, was uns unbekannt und zu erfahren wichtig gewesen wäre, so begreifen wir mit dem besten Willen nicht, wo die deutschen Leser herkommen sollen, die diesen splendid gedruckten Band bezahlt machen werden. Man könnte meinen, daß Lichtenberger seinen Helden tendenziös — chauvinistisch oder philosemitisch — verarbeitet hätte, aber das ist nicht der Fall, das Buch ist verständig, vorurteilslos und gut geschrieben. Aber für Deutsche ist es ganz überflüssig, und merkwürdig durften wir das Buch nennen, weil es wieder einmal zeigt, daß wir Deutschen immer noch nicht verlernen können, den Ausländern auch da nachzulaufen, wo wir es am wenigsten nötig haben.

Bei diesem Zustande unsrer zeitgenössischen Literatur ist es das einzig Richtige, daß man die weniger bekannten guten Sachen der vergangnen Zeiten in brauchbaren neuen Ausgaben wieder zugänglich macht. Dazu gehört Takt und Sinn für das Geeignete und außerdem ein gewisses Maß von literarischer Bildung, Eigenschaften, die sich nicht immer bei den Herausgebern solcher Bücher vereinigt finden. Insbesondre zeigen uns die beliebten „Einleitungen," daß nur der seinen Lesern den Standpunkt anzuweisen vermag, der sich selbst vorher weit genug umgesehen hat. Wir versuchen das nun an den uns zugegangnen Büchern darzulegen.

Da ist zuerst eine „Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm," Hamburg, im Gutenbergverlag von Ernst Schultze, schön gedruckt auf starkem Papier (2 Mark). Ein herrliches Buch, das die weiteste Verbreitung verdient. Es enthält elf Abhandlungen, darunter die drei Reden auf den Bruder Wilhelm, über das Alter und auf Schiller, klassische Denkmäler der deutschen Prosa, die jeder gebildete Deutsche gelesen haben sollte. Man wüßte nicht zu sagen, welches von den dreien man am höchsten stellen möchte. Aber die Höhe der Betrachtung und die konzentrierte Tiefe des Inhalts der Rede auf Schiller kommen einem in diesem Jahre der geschäftsmäßigen, breitflüssigen Schillerliteratur so recht zum Bewußtsein. Hätten wir statt alles dessen doch nur eine billige Ausgabe der Dramen in einem einzigen Bande für jedermann, ein wirkliches Volksbuch, bekommen! Der Schwäbische Schillerverein hatte ein solches für eine Mark herausgegeben, aber es war sofort vergriffen und soll nicht wieder gedruckt werden. Warum nicht? Das wäre doch eine Ehrenpflicht und eine notwendige Tat gegenüber den vielen überflüssigen Büchern über Schiller. Kein Dichter steht unserm Herzen so nahe, und keiner bedarf so wenig der literarischen Ausschlachtung.

In dem Buche von Schultze finden sich einigemal (z. B. Seite 30) bei kurzen und einfachen französischen Stellen unter dem Texte die Übersetzungen hinzugefügt. Es ist doch beinahe geschmacklos, einem Leser, der solche Abhandlungen lesen soll, zuzutrauen, er wisse nicht, daß conseil d'état „Staatsrat"

heißt. Sodann fällt in der Rede auf Schiller auf: Priams Feste war „gefallen.“ Sollte wirklich Jakob Grimm das Richtige im Augenblick entfallen sein? Der Herausgeber hat eine gute, kurze Einleitung vorausgeschickt, was hervorzuheben ist, weil solche Zugaben jetzt oft so mancherlei fragwürdiges Zeug enthalten. Wer schon als Jüngling diese Abhandlungen gelesen hat, als sie noch neu waren, dem kann es nicht entgehn, wie jung und frisch sie geblieben sind. So wie die Werke unsrer großen Dichter, die nicht veralten. Nur an den beiden Stücken: „Erklärung der Göttinger Professoren“ und „Über meine Entlassung“ merkt man den Wandel der Zeit. Die feierliche Auffassung des sogenannten Staatsstreichs des Königs Ernst August von Hannover 1837 (die sich auch der Herausgeber zu eigen gemacht hat) verstehn wir heute nicht mehr. Sachlich, d. h. in seinen praktischen Folgen, war der vielberufne Akt für Land und Leute von gar keiner Bedeutung. Und über das formelle Recht und das Maß seiner Verletzung durch den König konnte man, wie die seither in allen Einzelheiten bekannt gewordne Geschichte der Zeit heute jeden lehren kann, sehr verschiedner Meinung sein. Als aber zwanzig Jahre später die Jahre der Reaktion unter dem blinden König Georg dem Fünften hereinbrachen, mit allen den Gewalttätigkeiten des autokratischen Regiments des Grafen Borries, mit Situationen, wo mehr als einmal sämtliche Staatsdiener ihre Entlassung hätten fordern müssen, wenn sie das empfindliche Rechtsgefühl jener Göttinger Professoren gehabt hätten, da mußte wohl die Erinnerung an den einen Rechtsstreit unter dem frühern König verblassen, höchstens diente sie noch einigen alten Achtundvierzigern als Programmnummer weiter. Der Auszug der Göttinger Sieben ist eben ein Stück deutscher Romantik. Wäre es anders, müßten uns doch die übrigen Göttinger Professoren für Kanaillen gelten. Hätte Jakob Grimm das Jahr 1866 erleben können, so würde er wahrscheinlich auf den Standpunkt der kurhessischen Rechtspartei getreten sein, die alljährlich einigemal die Wiederherstellung der annektierten Staaten fordert, wie sich ja auch Gervinus, der das neue Deutsche Reich noch erlebt hat, niemals in die Neuordnung der Dinge gefunden hat, weil sie auf andre Weise zustande gekommen war, als sie sich der Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts gedacht hatte. Und was hätte wohl Meister Uhland mit seinem schwäbischen Querkopf zu den Ereignissen von 1866 gesagt! Wenn einst ein Geist herniederstiege —. Der Mangel an politischer Einsicht, unser historisches Erbteil, hängt uns nicht nur in unserm heutigen politischen Leben nach, sondern ebensosehr bei der Behandlung vergangner Dinge.

Ein geschmackvoll kartonierter Band, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, hat den Titel: „Strophen Christian Günthers, ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm von Scholz.“ Günther, der noch nicht achtundzwanzig Jahre alt sein durch Genuß zerstörtes Leben 1723 in Jena beschloß, war ohne Frage ein ungewöhnliches, im Ausdruck der Sprache seiner Zeit weit vorausgeeiltes Talent, das noch heute „künstlerisch“ wirken kann. Aber der Weg führt durch Empfindungen, die mitzumachen nicht jedermanns Sache sein wird. „Für die zwei Äußerungsarten seiner Natur, heißt es in der Einleitung, sein völliges Versinken in grandiose, erschütternde Todesgedanken und sein glühendes Aufgehn im Genuß des wollustvollen Augenblicks steht ein kennzeichnendes Symbol (!) am Anfange seines reifenden Lebens: die nächtlichen

Liebesstunden mit Leonore auf dem Friedhof. Lust erhöht durch Schauer; Todesschauer, furchtbarer, mitten in der Wollust, das ist Günther." Gewöhnliche Menschen werden mit diesem „Symbol" genug haben. Dichter können anders denken. Otto Julius Bierbaum und Wilhelm von Scholz begegneten einander in dem Vorhaben einer „neuartigen" Güntherausgabe, das nach Verzicht des einen der andre ausführte. „Die Strophen seiner wilden Sinnlichkeit durften auf keinen Fall fehlen. Günthers Erotik hat in diesem Buche die Stelle erhalten, die sie in seinem Leben einnahm. Ich hoffe, daß der geistige Besitz, den wir an Günther haben, uns mit neuem Stolz erfüllen wird. Je lebendiger unsre Großen unter uns sind, ein um so mächtigeres Kulturvolk werden wir sein." Wir dächten, von dieser Art von Kultur hätten wir nachgerade übergenug.

Wir kommen nun zu einer Anzahl von Neudrucken einzelner Werke unsrer Romantiker. „Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen, herausgegeben von Franz Deibel" (als dritter Band einer Sammlung: „Die Fruchtschale," bei R. Piper und Komp. in München erschienen, 2 Mark) ist eine dankenswerte Gabe, denn diese Aphorismen der Brüder Schlegel enthalten, wie überhaupt ihre Werke, eine Menge bedeutender Gedanken, die nur noch wenigen bekannt sind. Wäre das nicht so, so hätten dem Herausgeber Franz Deibel in seiner Einleitung nicht die komischen Entgleisungen in bezug auf Schlegel und Nietzsche als „Vertreter einer Bacchantik des Geistes" passieren können, die er vielleicht einer von ihm zitierten Jenaer Dissertation verdankt. Unser Freund Jentsch sagte einmal am Schlusse eines kleinen Aufsatzes „Nietzsche und Novalis" (Grenzboten IV, 1898, S. 111): „Die Überschätzung Nietzsches mag zum Teil daher kommen, daß sich Leute auf ihn geworfen haben, die nicht besonders belesen sind, und die nun hier manchen packenden Gedanken zum erstenmal finden, den andre schon in ältern Büchern besser ausgedrückt gelesen haben." Wer die Prosaschriften der Brüder Schlegel gelesen hat, der ist auch zahlreichen Gedanken begegnet, die sich in neuer Aufmachung bei Nietzsche wiederfinden, und wenn er außerdem weiß, daß Nietzsche, ebenso wie sein Freund Erwin Rohde, die Romantiker eifrig studiert hat, so wird er keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der große Anempfinder an solchen Stellen, wie wir als Schüler zu sagen pflegten, „selbständig" abgeschrieben hat. So hat ihm zum Beispiel die Hauptformel seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik," den Gegensatz des Apollinischen und des Dionysischen, Friedrich Schlegel geliefert. Die achtundzwanzig Seiten lange Einleitung Franz Deibels, die den Gedankenkreis der Schlegelschen Fragmente „in den wesentlichsten Punkten umschrieben haben" will, flattert in Wirklichkeit ohne Plan und Ziel hin und her. Man erwartet eine klare historische Fundamentierung mit konkreten Angaben und findet statt dessen ein Auf und Nieder von Betrachtungen, die zum Teil äußerst trivial, zum Teil verkehrt und jedenfalls alles andre sind als eine Anleitung zum Verständnis der Schlegelschen Schrift. Sulger-Gebings Buch über die Brüder Schlegel (München, 1897) hätte ihm hier den richtigen Weg zeigen können.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig hat uns mit einer sehr schönen Ausgabe Hölderlins beschenkt. Der erste Band enthält den Roman Hyperion mit einer Auswahl von Briefen und einer ansprechend geschriebnen Entwicklungsgeschichte des Dichters von Wilhelm Böhm, der zweite seine Ge-

dichte, der dritte seine Tragödie: Der Tod des Empedokles und seine Übersetzungen des Königs Ödipus und der Antigone von Sophokles; Preis jedes Bandes drei Mark. Hölderlin hat eine warme, tiefe Empfindung, und alles in ihm ist so rein und edel, seine ungemein ausdrucksfähige Sprache so reich an Tönen und süßem Wohllaut, daß er nicht vergessen zu werden verdient. Er gehört ja nicht zu unsern kraftvollen Dichtern, denn er war eine weiche, auf Kontemplation gestimmte Natur, und sein langes Leben ging früh in einen geistigen Todeszustand über, sodaß für seine Produktion kaum zehn Jahre zu rechnen sind, auch diese durch Hemmungen jeglicher Art gestört. Aber in seiner Laufbahn ist nichts widerwärtiges und perverses, sein Verhältnis zu Diotima hat unsre volle Teilnahme, und wenn auch sein Hyperion kein reifes Meisterwerk ist, und seine Gedichte größtenteils nur Formleistungen sind, so wird alles das als Ganzes, doch teils als Lebensäußerung einer sympathischen Persönlichkeit, teils als Ausdruck gewisser literarischer Stimmungen im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Wert behalten. Die Romantik kündigte sich an. Gleich einem Felsen von Erz stand Schiller mit seinem klassischen Ideal da. Er brauchte keinen. Die andern mußten ihm kommen, ob sie ihn angriffen oder Hilfe bei ihm suchten. Zu diesen gehört Hölderlin. Für ihn war es wohl ein Lichtblick, daß sich Schiller seiner freundlich annahm, aber es war nicht zu seinem Glück, denn als Nachfolger Schillers fand er doch nur die kühle Sprache der Nachahmung, eine Verzettelung der Kräfte, die sein ohnehin nicht starkes Talent am wenigsten vertrug.

Etwas ganz besondres ist eine Publikation des Inselverlags in Leipzig: „Das Kreislerbuch, Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller“ (Preis 6 Mark). Bei Hoffmanns Tode 1822 war die Biographie des Kapellmeisters Kreisler noch nicht abgeschlossen, sie bestand aus zwei Bänden, in deren Erzählung die Lebensansichten des Katers Murr stückweise eingesprengt waren; ein dritter sollte folgen. Nach der Schätzung des Herausgebers drückt sich in der Selbstdarstellung des Kreislerbuchs die höchste Stufe der Hoffmannschen Schriftstellerei aus, während in dem Katerteil nur der witzige Literat zu uns spricht. Da nun die Unterbrechung die Wirkung des Hauptwerks stört, so hat er die Katerstücke beseitigt und das Kreislerbuch, unter Hinzufügung eines Stücks des dritten Teils und einer „Auswahl älterer Kreislerstücke,“ so hergestellt, „wie es Hoffmann vorgeschwebt hat, wie er es vielleicht selbst in einer zweiten Auflage gestaltet hätte.“ Eine ausführliche Einleitung, vier Musikbeilagen, fünf Bilder und ein Bündel Schlußanmerkungen vervollständigen das Werk, das sich „zunächst an solche wendet, die Hoffmann noch gar nicht, oder was fast dasselbe bedeutet, nur als Novellisten kennen.“ Denn — so heißt es in einer dem Buche beigegebnen, aus der „Zukunft“ abgedruckten Selbstanzeige — „seine ganze übrige Produktion sinkt diesen Gruppen gegenüber zur Unterhaltungsliteratur herab. Namentlich die ersten Berliner Jahre, in denen der größte Teil der in den Serapionsbrüdern vereinigten Erzählungen entstand, fasse ich als eine Zeit der Dürre auf, die nur dadurch fruchtbar für Hoffmann wurde, daß er in ihr sich technisch als Erzähler vollendete.“ Dieser Berliner Dürre gegenüber stellt

Hans von Müller den Hoffmann der Kreislerbiographie so hoch, daß er ihn, wie es in der Einleitung heißt, „nur mit Einem vergleichen kann, dem er sonst wahrlich nicht ähnlich sieht, mit einem jüngst Gestorbnen, dessen Namen ich nicht nennen mag, weil alle Gassen davon widerhallen. Wie dieser Tapferste, kann er einem zum Trost werden, zum Vorbild, wenn man selbst schwer zu leiden hat und gewillt ist, sich von keinem dreinreden zu lassen. Und in diesem Sinne ehre ich die Kreislerbiographie als eins der großen Andacht- und Trostbücher." Bis jetzt ist man wohl meist der Meinung gewesen, daß die Periode der „Berliner Dürre" das einzige erfreuliche in Hoffmanns Laufbahn ist, daß einzelne seiner Novellen in bezug auf die Kunst der Erzählung sogar zu dem Besten unsrer in dieser Hinsicht allerdings nicht gerade sehr reichen Literatur gehören, und die meisten von uns werden wohl auch den von Hans von Müller ausgewiesnen Kater Murr wenigstens der Kreislerbiographie noch vorziehn, wenn sie ihn auch nicht zu ihren Lieblingsbüchern gerechnet haben mögen, was er uns aus seiner Gymnasiastenzeit berichtet. Sein Meister Grisebach habe ihn darauf hingewiesen. Wir stellen dazu ein Urteil eines noch größern Meisters, der auch einmal in Grisebachs Heimat, Göttingen, gelebt hat, Gervinus, der von diesen Schriften Hoffmanns sagt: „Sie erschüttern die leicht erregliche Phantasie der Frühjugend, und später begreift man diese Wirkungen nicht mehr." Und nun wird das Wunderlichste von allem, was Hoffmann geschrieben hat, diese verdrehte Kreislergeschichte, als Andacht- und Trostbuch ausgeboten. Sollte bei dieser Umwertung vielleicht jener jüngst Gestorbne Gevatter gestanden haben, von dessen Namen alle Gassen widerhallen?

Unter dem Titel: „Deutsche Märchen des neunzehnten Jahrhunderts, ausgewählt und eingeleitet von Leo Berg" bietet uns der Verlag von Hüpeden und Merzyn, Berlin, Leipzig und Paris, einen stattlichen, schön gedruckten Band (5 Mark). Der Herausgeber hat die von ihm beabsichtigte relative Vollständigkeit seiner Sammlung, da einige Verleger ihre Erlaubnis versagten, nicht erreichen können. Nun sind es vierzehn Stücke geworden, eine ziemlich bunte Gesellschaft. Eine einheitliche Gruppe bilden fünf: Goethes Neue Melusine, Der Sänger aus Novalis Heinrich von Ofterdingen, Der blonde Eckbert von Tieck, Brentanos Baron von Hüpfenstich und Hoffmanns Nußknacker und Mausekönig, alle geistig miteinander verwandt, für ihre Urheber bezeichnend und an sich hübsch. Lesbar und passend sind auch noch Platens Rosensohn und allenfalls Hebbels Rubin, langweilig und nichtssagend dagegen Wielands Stein der Weisen, Arndts Seekönigin und Benzel-Sternaus Mantel der Zukunft, aus Jeremias Gotthelf und Musäus etwas abzudrucken hatte keinen Zweck, und Hauff und Immermanns Münchhausen gehören überhaupt nicht in eine solche Sammlung. Mit diesem Ballast beschwert, ist das Buch für das, was es bietet, zu teuer geworden, wogegen jene erste Gruppe für sich allein, eingeleitet durch eine bessere Charakteristik des romantischen Märchens, als sie diese Einleitung gibt, etwas hätte nützen können.

Das hier Vermißte gibt uns in erwünschter Vollkommenheit ein bei Eugen Diederichs in Leipzig verlegtes allerliebstes kleines Buch: „Romantische Märchen von Brentano und Tieck, in Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille."

Die uns vorliegende erste Reihe enthält: Die Elfen von Tieck und von Brentano Gockel, Hinkel und Gackeleia, Schulmeister Klopfstock und Das Märchen von Kommanditchen. Die Einleitung, die uns wirklich in die Stimmung dieser Märchen hineinversetzt, nimmt ihren Ausgang von Willes eignen Kindheitserinnerungen und führt uns dann durch einleuchtende und nicht in trocknem Lehrton vorgetragne Bemerkungen über die Natur des Märchens äußerst glücklich in Brentanos Kindheit ein und in sein Verhältnis zu Goethes Mutter, die ihm die ersten Anregungen gab zu diesen reizenden Sachen. Brentano ist in der volkstümlichen Prosaerzählung ein Meister wie wenige, ein wirklicher Dichter von echtem Ton, den er auch in einigen seiner Lieder getroffen hat. Das ist unvergängliches Gut. Wille ist ebenfalls ein Dichter, trotz manchem, was uns nicht an ihm gefällt. Wir möchten, daß er uns noch wenigstens zwei solcher Bände schenkte.

Wir schließen hier noch die Erzählungen eines andern Schriftstellers an, der uns sehr sympathisch ist, weil sie, ohne Märchen sein zu wollen, viel von der Poesie und dem Stimmungsgehalt guter Märchen haben und insbesondre ein Gefühl für die Natur kundgeben, wie es einst unsre Romantiker hatten, etwas, was tiefer dringt als die bloße Schilderung, was die leblosen Dinge beseelt, sodaß sie zu uns gehören und an unserm Leben teilzunehmen scheinen. Die Novellen des Holsteiners Timm Kröger sind ihrem äußerlichen Gehalt nach Heimatskunst im besten Sinne. Die Träger der Handlung sind Bauern oder kleine Leute, und ihre Erlebnisse alltäglich, aber hinter diesen kleinen Dingen steht eine reine und große Auffassung vom Werte des Lebens, die den Leser beruhigen, befreien und innerlich fördern kann. Solche Wirkungen erfuhren unsre Väter und Mütter, als sie noch Jean Paul lasen. Aber dessen Stoffe mit ihren längst verschwundnen Zuständen sind den Heutigen fremd geworden, und seine Schreibweise wäre ihnen auch zu umständlich, sein Humor zu kraus. Bei Timm Kröger kommt der Leser viel eher ans Ziel, sowohl in der einzelnen Situation wie in dem Gange der Erzählung. Diese kleinen Bände, die zum Teil in zweiter und dritter Auflage erschienen und jetzt alle in den Verlag von Alfred Janssen in Hamburg übergegangen sind (sie kosten je 2 oder 3 Mark), heißen: Leute eigner Art, Novellen eines Optimisten; Hein Wieck, eine Stall- und Scheunengeschichte; Der Schulmeister von Handewitt; Eine stille Welt, Geschichten aus Moor und Heide; Der Einzige und seine Liebe; Um den Wegzoll. Die Wohnung des Glücks, ein Novellenkranz, das erste, was wir von Timm Kröger kennen lernten (1898, IV, S. 263), ist inzwischen in Reclams Universalbibliothek aufgenommen worden. Alle diese Titel sind einladend. Wer sich aus den gespannten Situationen unsrer modernen Großstadtromane zurückfinden will in eine ruhige und gesunde Betrachtung des Lebens, der wird die Bücher nicht enttäuscht aus der Hand legen. Was ihre Titel versprechen, das leisten sie auch.





Die Poesie der alten Land- und Heerstraßen

akob Grimm schrieb im Jahre 1815 in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft (Bd. 2, Heft 1, S. 25—99, 1815) einen Aufsatz über die Poesie im Recht und erörtert die Verbindung der Poesie mit dem Recht sowie deren gemeinschaftlichen Ursprung. Er beweist das Poetische im Recht aus der Sprache der alten deutschen Gesetze, aus deren poetischer Form, aus einzelnen poetischen Rechtssprichwörtern, poetischen Rechtsphrasen, ferner aus einzelnen Rechtssymbolen und aus der Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Vergnügtheit, aber auch aus der Grausamkeit, die in den Bestimmungen selbst ausgedrückt sind. „Der Glaube an Gott, sagt Grimm, geht sichtbar durch unser ganzes altes Recht, man kann sagen, daß es beinahe ganz auf Gottes Urteil gebaut ist, und ich rechne seine innere Tugendhaftigkeit mit Fug zu einem seiner hauptsächlichsten poetischen Bestandteile. Die Poesie ist rein und fromm, nicht anders das einfache Recht des Altertums, allerwärts sehen sie den Finger des Allmächtigen.“ — Aber das religiöse Empfinden der auf das Ideale gerichteten Deutschen ging noch weiter, die Poesie und die Religion durchwoben nicht nur das Recht, sondern die gesamte Tätigkeit und die Einrichtungen der Einzelmenschen und der Staaten. Man kann deshalb im gewissen Sinne auch von der Poesie der Landstraßen sprechen, indem man darunter Einrichtungen und Anordnungen versteht, die an der Landstraße aus religiösem und poetischem Empfinden entstanden sind und auf den Reisenden in diesen Beziehungen einzuwirken geeignet waren.

Schon die Römer, die Meister des Straßenbaues, errichteten in den Grenzprovinzen sogenannte Benefiziarierposten für die Sicherheit der Straßen, zumeist an Kreuzwegen, besetzten sie mit Beamten, die den Straßenverkehr überwachen mußten, und erbauten auf solchen Posten am Wege ein Heiligtum für die Wegschutzgötter, denen sie Votivaltäre widmeten. Man gab dadurch dem Gefühl der Abhängigkeit von dem unsichern Walten der Gottheiten während des Aufenthalts und der Dauer eines verantwortungsvollen Dienstes fern von der Heimat Ausdruck und wollte auch in unwirtlichen Gegenden des Schutzes der Gottheit nicht entbehren. Dieses allgemein menschliche Bedürfnis nach höherm Schutz wurde in der christlichen Zeit noch größer, als sich in Deutschland der Verkehr zu entwickeln begann, und mit den Land- und Heerstraßen allmählich die Städte entstanden, die unter sich ihre Handelswaren austauschten. Diese Handelsplätze im Norden und im Süden Deutschlands waren aber doch noch so weit voneinander entfernt, daß es vieler Tagereisen bedurfte, namentlich wenn Gebirge dazwischen lagen, in denen noch keine Siedlungen bestanden. In solchen öden Gegenden errichtete man zuerst die Klausen, die dazu bestimmt

waren, die „Elenden," Fremden, Handels- und Fuhrleute sowie sonstige Reisende an den Heerstraßen wenigstens notdürftig zu beherbergen. Eine Anzahl solcher Klausen, die unter einem Klausner standen, sind im Harz, in Thüringen und in Niedersachsen nachgewiesen worden und zum Teil noch in kleinen Überresten oder wenigstens in den Flurbezeichnungen erhalten geblieben, so in den Namen Klaustal, Klausberg, Cleysingen u. a. Die Klausner waren Mönche oder Geistliche, und die Kirche sorgte dafür, daß auch in den unwirtlichsten Bergen eine Gelegenheit zur Gottesverehrung geboten wurde; so legte man bei der Klause eine Kapelle an, mochte sie auch noch so klein sein; auch von deren Dasein zeugen noch im Harz und anderswo die Namen Kapellenfleck, Kapellenberg, Kirchberg. Daß die Klausen und die Kapellen nicht in den Tälern, sondern meist auf den Höhen lagen, erklärt sich daraus, daß die Straßen in den Gebirgen, soweit es irgend anging, auf den Höhen hinliefen, da die Täler unzugänglicher, auch unsicherer und für den Fuhrverkehr untauglich waren. Der von Nordhausen nach Goslar führende Kaiserweg zum Beispiel läuft immer auf der Höhe entlang und kommt außer am Anfangs- und am Endpunkt nicht ein einzigesmal in die Täler herab, ähnlich ist es mit dem bekannten Rennstieg in Thüringen, und dort wie hier gibt es noch heute mehrere Straßen, die den Namen Hohe Straße, Hohe Gänge oder ähnliche Bezeichnungen führen. An ihnen liegen denn auch fast regelmäßig, besonders an Kreuzungen, die Klausen, Kapellen und Gebetstätten, von denen die letzten in Gestalt von Bildstöcken, Kreuzen und Heiligenbildern oft zugleich als Wegemarken dienten. Die Bildstöcke oder Marteln in Oberbayern, Tirol, Böhmen und andern Gegenden mit katholischer Bevölkerung sind den Reisenden bekannt genug und geben zuweilen Veranlassung zu recht unfreiwilligem Humor wegen der Inschriften und der rohen Malkunst. Es gibt aber auch Bildstöcke, die man zur Straßenkunst rechnen kann; namentlich in Unterfranken in der Umgegend von Würzburg stehn Hunderte steinerner Säulen an den Straßen, die in künstlerisch aufgebauten Gruppen die Kreuzigung oder die Auferstehung Christi darstellen und in architektonische Umrahmung eingefaßt sind. Sie sind als Sühne für ein Verbrechen, zum Gedächtnis an einen Unglücksfall oder im Drange des Herzens und der Frömmigkeit einer gläubigen Seele errichtet worden und erinnern den Wandrer und den Fuhrmann an die Unbeständigkeit der irdischen Dinge und das Walten eines ewigen Gottes. Im nördlichen Deutschland, in der Ebne, sind es die sogenannten Mord- oder Sühnekreuze aus Stein, die man noch mehrfach an den Straßen findet, und die denselben Zweck hatten wie die Marteln im Süden und in den Bergen. Oft hat sich die Sage dieser Mordkreuze angenommen und sie mit allerlei dunkeln Geschichten umsponnen; bald ist ein schwedischer Offizier im Dreißigjährigen Kriege an dieser Stelle heimtückisch ermordet worden, ein andres Kreuz spricht von einem Brudermord oder von einem erschlagnen Schäfer, von Totschlag wegen Grenzzwistigkeiten; kurz, die Romantik und die Poesie haben sich dieser Kreuze um so lieber angenommen, je weniger wir aus der Geschichte von ihnen wissen. Ganz untätig steht allerdings auch die Geschichtsforschung diesen Denkmälern vergangner Zeiten heute nicht mehr gegenüber; es ist mit Genugtuung zu begrüßen, daß der Gesamt-

verein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine auf der Tagung in Danzig beschlossen hat, von Wegekreuzen photographische und zeichnerische Aufnahmen zu veranlassen, zu sammeln und bei der nächsten Hauptversammlung darüber zu berichten. In der Begründung dieses Beschlusses heißt es: „In kleinen Dörfern, auf Feld- und Waldwegen finden sich in Lothringen, ebenso aber auch in andern deutschen Ländern katholischer Konfession sogenannte Wegekreuze. Es sind schlichte Steindenkmäler, welche die Volkskunst geschaffen hat. Gewöhnlich erhebt sich über einer auf einem mehr oder weniger hohen Sockel ruhenden Säule eine Kreuzigungsgruppe oder ein einfaches Kreuz. Das Denkmal ist errichtet worden von einem frommen Bewohner des Ortes, um Gelegenheit zu stiller Andacht zu bieten, oft aber soll es auch an bestimmte Ereignisse mahnen, eine Hungersnot, die Pest, zuweilen auch an einen Unglücksfall, der sich an der betreffenden Stelle ereignet hat. Ein künstlerischer Wert wird den schlichten Denkmälern kaum jemals zukommen. Aber es sind Zeugen einer unverfälschten Volkskunst, eines natürlichen Empfindens, das gewissermaßen stammelnd nach Ausdruck ringt.“ Auch die letzten Jahrgänge der von der Redaktion des Zentralblattes der Bauverwaltung im Ministerium zu Berlin herausgegebnen „Denkmalpflege“ haben auf die Wichtigkeit und die Erhaltung der Bildstöcke, Mordkreuze und Marteln hingewiesen, sodaß deren Schutz als gesichert gelten kann.

Gewissermaßen ein Übergang von den Einrichtungen, die den religiösen Bedürfnissen auf den Straßen dienen sollen, zu denen, die mehr weltlichen Charakter tragen, sind die Hospize, die Herbergen an den Alpenpässen. Am bekanntesten ist das erst kürzlich von einem Brande heimgesuchte St. Gotthard-Hospiz, das nach mündlichen Überlieferungen zur Zeit des Basler Konzils im Jahre 1431 gegründet sein soll mit dem Zwecke, die hohen kirchlichen Beamten in dieser Einöde bewirten zu können. Es wurde mehrmals verwüstet, erhielt sich durch milde Gaben und verpflegte alljährlich viel tausend mittellose Reisende. Die Neuzeit hat die Bedeutung dieser wohltätigen Häuser durch die Tunnelbauten herabgedrückt, und sie werden nur noch von wenig Reisenden besucht; an ihre Stelle sind die Schutzhütten getreten, die neuerdings wie Pilze aus der Erde schießen.

Auch im Flachlande stellte sich das Bedürfnis nach Herbergen an den Landstraßen heraus, und es entstanden die behäbigen Gasthäuser, von denen in Sachsen und in Thüringen noch heute einige vorhanden sind. Sie liegen gewöhnlich im freien Felde an der Landstraße in der Nähe einer Ortschaft, haben für viele Pferde Stallungen und Unterkunft, und man sieht dem umfangreichen Hause und Hofe noch die ehemalige Bedeutung an. In den sächsischen Ländern führen sie wohl die Bezeichnung „Zum heitern Blick“; etwa mit Hindeutung auf die heitern Mienen der Fuhrleute, wenn sie von weitem das Gasthaus erblickten — oder ist es nur eine Verdeutschung für das sonst so beliebte Bellevue?

Zu den Zeiten der großen Messen entwickelte sich in diesen Landgasthöfen ein lebhaftes Treiben; in langen Wagenreihen kamen die Meßfuhrleute mit ihren Planwagen angefahren; die starken Pferde waren mit blitzenden Messing-

ringen behängt, die Kumte mit rotem Fries verziert, in der Schoßkelle saß der Fuhrmann mit seinem immer wachsamen Spitz, und unter dem Wagen schwebte an Ketten das sogenannte Schiff, worin der Fuhrmann gewöhnlich seine Habseligkeiten für die langen Reisen aufbewahrte. Dazu gehörte allerdings nicht viel; den blauen, weiß oder rot bestickten Fuhrmannskittel, mächtige Stulpenstiefel, Kniehosen und ein wollnes Halstuch trug er auf dem Leibe; für das Schiff blieben höchstens noch einige derbe Kleidungsstücke gegen Wind und Wetter, Decken für die Pferde, Reserveteile für den Wagen und das Geschirr und die Waffen gegen etwaige Überfälle übrig. Die Tagereisen der Fuhrleute mit den schwerbeladnen Wagen waren der schlechten Wegeverhältnisse halber nicht lang; drei bis vier Meilen den Tag waren die Durchschnittsleistungen, und da konnte es vorkommen, daß die Fuhrleute auf der Landstraße von der Nacht überrascht und zum Übernachten im Freien genötigt wurden. Eine solche Nacht im Walde erzählt uns höchst anschaulich Jung-Stilling in seiner Lebensbeschreibung von seinem Großvater Heinrich Stilling, der 1596 geboren war und im Alter von hundert und einem Jahre starb. Die Stelle dürfte nicht allgemein bekannt sein und verdient wörtlich mitgeteilt zu werden:

„Heinrich Stilling war ein sehr lebhafter Mann, kaufte sich in seiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunschweig, Brabant und Sachsen. Er war ein Schirrmeister, hatte gewöhnlich zwanzig bis dreißig Fuhrleute bei sich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch sehr im Gange, und noch wenig Wirtshäuser an den Straßen, daher nahmen die Fuhrleute Proviant mit sich. Des Abends stellten sie die Karren in einen Kreis herum, sodaß einer an den andern stieß, die Pferde stellten sie mitten ein, und mein Großvater mit den Fuhrleuten war bei ihnen. Wenn sie dann gefüttert hatten, so rief er: Zum Gebet, ihr Nachbarn! Da kamen sie alle, und Heinrich Stilling betete sehr ernstlich zu Gott. Einer von ihnen hielt die Wache, und die andern krochen unter ihre Karren ans Trockne und schliefen. Sie führten aber immer scharf geladne Gewehre und gute Säbel bei sich. Nun trug es sich einmal zu, daß mein Großvater selbst die Wache hatte; sie lagen im Hessenland auf einer Wiese, ihrer waren sechsundzwanzig starke Männer. Gegen elf Uhr des Nachts hörte er einige Pferde auf der Wiese reiten; er weckte in der Stille alle Fuhrleute, und jeder stand hinter seinem Karren. Heinrich Stilling aber lag auf seinen Knien und betete bei sich ernstlich. Endlich stieg er auf seinen Karren und sah umher. Es war genug Licht, sodaß der Mond eben untergehn wollte. Da sah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferde, wie sie abstiegen und leise auf die Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter den Karren, damit sie ihn nicht sähen, gab aber wohl acht, was sie anfingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum, und als sie keinen Eingang fanden, fingen sie an, an einem Karren zu ziehn. Stilling, sobald er das sah, rief: Im Namen Gottes schießt! Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahnen aufgezogen, sodaß der Räuber sofort sechse niedersanken; die andern Räuber erschraken, zogen sich ein wenig zurück und redeten zusammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten, und sagte Stilling: Gebt acht, wenn sie wieder näherkommen, dann schießt; sie kamen aber nicht, sondern ritten fort. Die Fuhr-

leute spannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter, ein jeder trug seine geladne Flinte und seinen Degen; denn sie waren nicht sicher. Des Vormittags sahen sie aus einem Walde einige Reiter wieder auf sich zureiten. Stilling fuhr vorderst, und die andern alle hinter ihm her. Dann rief er: Ein jeder hinter seinen Karren und den Hahnen gespannt! Die Reiter hielten stille, der Vornehmste ritt allein auf sie zu, ohne Gewehr, und rief: Schirrmeister hervor! Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand, den Degen unterm Arm. Wir kommen als Freunde, rief der Reiter. Heinrich traute nicht und stand da. Der Reiter stieg ab, bot ihm die Hand und sagte: Seid ihr verwichne Nacht von Räubern angegriffen worden? Ja, antwortete mein Großvater, nicht weit von Hersfeld auf einer Wiese. Recht so, antwortete der Reiter, wir haben sie verfolgt und kamen eben bei der Wiese an, wie sie fortjagten, und ihr einigen das Licht ausgeblasen hattet, ihr seid wackre Leute. Stilling fragte, wer er wäre. Der Reiter antwortete: Ich bin der Graf von Wittgenstein, ich will euch zehn Reiter zum Geleit mitgeben, denn ich habe noch Mannschaft genug dort hinten im Walde bei mir. Stilling nahm an und akkordierte mit dem Grafen, wie viel er ihm jährlich geben sollte, wenn er ihn immer durchs Hessische geleite. Der Graf gelobte es ihm, und die Fuhrleute fuhren nach Hause."

Diese schlichte Erzählung zeigt uns so recht die Poesie der Landstraße in religiöser Beziehung, wie sich die Fuhrleute zum gemeinsamen Abendgebet inmitten ihrer Wagenburg versammeln; sie gibt uns aber auch ein anschauliches Bild von den Gefahren, in denen die Leute beständig schwebten. Es war deshalb kein Wunder, daß sie sich, wie es Heinrich Stilling auch tat, nach einem sichern Geleit umsahen, sobald sich die Gelegenheit bot.

Alle öffentlichen Straßen standen unter dem Königsbann und dem öffentlichen Frieden und hießen deshalb Reichs- oder Königsstraßen, zählten auch zu den Regalien. Wie andre Regalien konnten sie nur durch kaiserliche Belehnung in die Hände eines Reichsstandes übergehn, behielten aber auch dann unverändert ihre Natur als Reichsstraßen. Da jeder, der sie wandelte, unter dem Land- und Königsfrieden stand, so waren die Inhaber der Straßen verpflichtet, für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen. So entstand schon früh das Geleit, was mit dem Besitz der Straße gleichbedeutend war, indem die Belehnung mit dem Geleit das Recht an der Straße in sich schloß. Es wurde dadurch geübt, daß der Geleitsherr durch die Aufstellung von Bewaffneten für die Sicherheit der Reisenden sorgte, und zwar anfänglich anscheinend ohne Entgelt; denn dafür waren die Zölle bestimmt; später aber mußten die Reisenden neben den Zöllen noch besondres Geleitgeld zahlen.*)

Das Geleitwesen spielte also im Mittelalter eine den Handel fördernde und schützende Rolle; als aber in spätern Jahrhunderten die Geleitsgerechtigkeit von den Fürsten als eine nie versagende Goldgrube angesehen, und die Kaufleute und die Reisenden nicht auf die kürzesten, sondern auf die von alters her üblichen Zwangsstraßen gewiesen wurden, da wurde aus der Wohltat eine

*) Siehe Dr. G. Landau, Alte Heer- und Handelsstraßen in Deutschland. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1856.

Plage, und es entstanden endlose Streitigkeiten zwischen den Inhabern der Geleitrechte und den Reisenden. Heinrich von Kleist hat in seiner bekannten Novelle Michael Kohlhaas einen solchen Geleit- und Zollstreit zum Ausgangspunkt der Verwicklung genommen und die damaligen Zustände meisterhaft geschildert.

Die Neuzeit hat diese Rechte und Lasten ausgeglichen, die unzähligen Zollhäuser aus der Zeit der Kleinstaaterei sind fast vollständig verschwunden, und mit ihnen die Schlagbäume und Chausseegeldzettel. Nur ältere Leute erinnern sich noch an die Zeiten, wo der Straßen- und Zollwärter aus seinem Guckfensterchen am Zollhause seine lange Stange mit dem Blechnapf herausschob, dem Reisenden unter die Nase hielt und seine Kupfermünzen einheimste, ähnlich wie der Kirchendiener mit dem Klingelbeutel seine Kirchenpfennige eintrieb. Verschwunden sind auch die Torschreiber, die mit gewichtiger Amtsmiene und starkem Schnauzbart die Pässe der Reisenden am Stadttore musterten; wir kennen sie nur noch aus alten Geschichten oder aus den „Fliegenden Blättern."

Wenn man von der Poesie der alten Landstraßen spricht, darf man die alten Postkutschen trotz ihren vielen Schwächen nicht unerwähnt lassen; die Tagesblätter versäumen ja auch niemals darauf hinzuweisen, wenn wieder einmal in irgendeinem weltverlornen Städtchen der „Schwager" sein Abschiedslied „Muß i denn" geblasen und der alles Heil bringenden Eisenbahn das Feld geräumt hat. Die alten breiten Heerstraßen vereinsamen, und nur noch hier und da stehn als Wahrzeichen des frühern Verkehrs die alten Postsäulen und Meilensteine.

Das Land dieser eigentümlichen Denkmäler ist Sachsen, und der Verein für sächsische Volkskunde hat die Frage nach dem noch vorhandnen Bestande der sächsischen Postsäulen angeregt und ist bestrebt, sie vor dem Untergange zu schützen, da sie beredte Zeugen einer großen Kulturarbeit sind, der kartographischen Aufnahme des Landes unter August dem Starken und dessen Nachfolgern. Schon der Kurfürst Johann Georg der Dritte hatte 1682 die Errichtung hölzerner Wegesäulen angeordnet, die jedoch ziemlich willkürlich ohne genauere Ausmessung der Strecken gesetzt worden waren. Erst im folgenden Jahrhundert wurde der Geograph Zürner mit der Landesaufnahme beauftragt; er erfand zu diesem Zwecke besondre Karren, Wagen und Werkzeuge (Schrittzähler), die in einem Werke von Karl Christian Schramm über Wegweiser, Arm- und Meilensäulen — Dresden, 1726 — beschrieben und abgebildet sind. Die Zürnersche Vermessung und die Errichtung der Meilensteine gingen nur langsam vorwärts, da sich die Bevölkerung wegen der Kosten und Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit widersetzte, und erst mehrere Verordnungen nötig wurden. Nachdem schließlich die Entfernungen festgestellt worden waren, errichtete man vom Jahre 1722 ab im ganzen sächsischen Lande vier Arten von Postsäulen: nämlich besonders hohe Säulen vor den Toren der Städte oder in diesen selbst, und kleinere zur Kennzeichnung der ganzen, halben und viertel Meile. Diese drei Arten der Meilensteine sind fast überall verschwunden, und es gibt nur noch in einigen Städten die zuerst erwähnten hohen Postsäulen. Sie sind aus

Pirnaischem Sandstein und stehn auf einem breiten gemauerten Unterbau; in Form eines Obelisken erheben sie sich vier bis fünf Meter und enden in einer stumpfen Abschrägung. Unter der Spitze ist auf der Vorder- und Rückseite ein Wappenschild mit dem Namenszuge AR eingehauen, während auf den beiden andern Seiten das sächsisch-polnische Vereinigungswappen eingemeißelt ist. Unter den Schildern sind viele Ortsnamen mit der Angabe der Entfernung in Stunden eingehauen, und zwar ist dabei meist die Lage der Ortschaften nach der Himmelsrichtung berücksichtigt worden. Für unsre heutigen Verhältnisse freilich ist es fast etwas komisch, wenn zum Beispiel auf einer Postsäule vor dem Tore bei dem Städtchen Kirchhain in der Niederlausitz steht: Nach Warschau soundsoviel Stunden. Am Fuße des Obelisken unter den Namen ist an jeder Seite ein gewundnes Posthorn mit der Jahreszahl der Errichtung eingemeißelt. Man hat in der neuern Zeit einzelne Postsäulen ausgebessert, bemalt und vergoldet, zum Teil mit Inschriften versehen oder auch zu Erinnerungssteinen, zum Beispiel an Bismarck, benutzt, sodaß sie ein beachtenswerter Straßenschmuck sind. Auch in Preußen gab es solche Postsäulen in Form von Obelisken, an den Seiten mit steinernen Ruhebänken versehen und mit dem preußischen Adler gekrönt. Leider sind sie bei dem Ausbau der Straßen fast durchweg beseitigt worden und nur noch ganz vereinzelt anzutreffen. Bekannt ist der Charlottenburger Meilenstein, ein altes Wahrzeichen der Stadt aus der Zeit, als sie noch ein vollständig ländliches Gepräge hatte, und die Berliner dorthin ihre Landpartien machten. Bei der vorjährigen Feier der Stadt zur Erinnerung an das zweihundertjährige Bestehn ist, wie die Zeitungen berichteten, auch dieser Meilenstein erneuert worden. Am Unterbau sind kleine Schäden ausgebessert worden, die Säule hat einen neuen Anstrich erhalten, und die sie überragende Kugel mit der Spitze ist neu vergoldet worden. Von dem Meilenstein aus, der sich früher vor dem Schlosse an der Nordseite des Luisenplatzes erhob, aber wegen der Errichtung des Kaiser-Friedrich-Denkmals auf die andre Seite versetzt werden mußte, zählte man früher bis zum Dönhoffplatz in Berlin genau eine Meile. Von diesem Platze aus wurden die Berliner Entfernungen gemessen, und da, wo jetzt das Stein-Denkmal steht, stand ebenfalls ein Meilenstein in Gestalt eines Obelisken, vor dem ein Löwe Wasser in ein Becken spie.

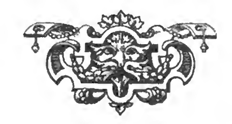
Zur Poesie der alten Landstraßen gehörten auch die festen steinernen Brücken, deren schön gewölbte Bogen immer unter der Fahrbahn lagen. Die schützenden Seitenmauern dienten dem Wandersmann als willkommne Ruhebank, und die Ausbuchtungen über den Pfeilern gewährten einen weiten Ausblick über den Fluß und die Landschaft. Eine nach der andern dieser alten, zum Teil geschichtlich bekannten Brücken verschwindet, immer wieder berichten die Blätter und die Fachzeitschriften von dem Abbruch solcher Bauwerke, an deren Stelle nur selten etwas besseres tritt. Auch bei den Brücken sollten Architekten zugezogen werden, damit die durch die örtlichen Verhältnisse gegebnen Bedingungen berücksichtigt und die Bauten dem Straßenbild angepaßt werden können. Die neuen Brücken mit ihren kühnen Eisenkonstruktionen, deren weite Bogen über der Fahrbahn liegen, passen nicht in die Landschaft hinein, mögen sie auch der

fortgeschrittnen Technik noch so sehr zum Ruhme gereichen. Eine Wendung zum Bessern ist glücklicherweise auch hier zu spüren, und es kommt vielleicht noch einmal soweit, daß die alten soliden Steinbrücken, sofern sie nicht gerade dem Land- und Wasserverkehr hinderlich sind, ebenso unter den Schutz des Gesetzes gestellt werden, wie das für die Natur- und Kunstdenkmäler angestrebt wird.

Als weitere Reste einstiger Straßenpoesie sehen wir in Thüringen und in Sachsen vornehmlich noch einzelne Landstraßen, die mit den schlanken italienischen Pappeln besetzt sind, die von Napoleon dem Ersten aus militärischen Gründen in Deutschland eingeführt sein sollen. Solche Straßen sind in der Tat weithin sichtbar, und wenn sie sich über Bergrücken hinziehn, kann man sie von hohen Punkten aus meilenweit mit den Augen verfolgen. Dieser Umstand mag für strategische Zwecke wichtig sein, und es ist auch aus diesem Grunde zu bedauern, daß diese Pappeln im Verschwinden begriffen sind. Die Botaniker behaupten, die italienischen Pappeln könnten das nordische Klima nicht vertragen und stürben allmählich aus; diese Beobachtungen sind wohl noch nicht abgeschlossen, aber das Verschwinden hat bei uns einen andern Grund: die sich weithin ausdehnenden Wurzeln und die langen Schatten der Pappeln schaden den anliegenden Feldern, und darum müssen sie ausgerodet werden. Es ist bedauerlich, daß solche Gründe ausschlaggebend sind: denn wenn auch diese Bäume nicht zu den schönsten gehörten und einzeln etwas steif wirkten, so dienten sie in der Gesamtheit doch zur Verschönerung der Landschaft. Der Knittelvers: Lieblich zieht durch die Natur dort sich eine Pappelschnur, wird bald nicht mehr verstanden werden. Zugleich sind aber auch größtenteils die schattigen Ruheplätze verschwunden, die als halbkreisförmige Nischen an verschiednen Stellen der alten Heerstraßen angelegt und mit steinernen oder Rasenbänken versehen waren. Schon in der Chronik des Bischofs Otto von Freising wird erzählt, daß sich die Leute an den Kreuzwegen und auf den Höhen die neuesten Untaten zugeraunt hätten. Diese Plätze waren also den Fuhrleuten und den Reisenden bekannt und werden oft zur Übermittlung von Meldungen und allerlei Nachrichten gedient haben. Augenscheinlich wählte man sie an Stellen mit schöner Aussicht, damit man die Straße nach beiden Seiten übersehen konnte. In der Nähe der Stadt Sangerhausen an der alten Erfurter Straße ist noch jetzt ein solcher Ruheplatz, der von Pappeln umgeben ist und einen herrlichen Blick auf das Kyffhäusergebirge und den Harz bietet. Ebenso gibt es einen schön liegenden Ruheplatz an derselben Straße unter der Sachsenburg, wo sich die Unstrut zwischen Schmücke und Hainleite Bahn gebrochen hat. Jenseits des Flusses, der noch von einer alten Steinbrücke überbrückt wird, liegen auf der Höhe die beiden Sachsenburgen zwischen Feldern und Obstbäumen und schattigem Buschwerk.

Im braunschweigischen Teile des Harzes findet man an Kreuzwegen auch in neuerer Zeit Anlagen, die den drei- oder vierkantigen Meilenstein einfassen und den Wandrer zum Rasten einladen; im übrigen wird überall auf den modernen Chausseen in dieser Richtung so gut wie nichts getan. Die Kilometersteine sind zwar praktisch und angenehm, entbehren aber jeglicher Poesie, ebenso

wie die Steinhaufen und die Sperrböcke und die Obstbäume, die aus Nützlichkeitsrücksichten fast durchweg an die Stelle der Zierbäume — Kastanien, Linden, Birken, Pappeln usw. — getreten sind. Die neuen Wegebauordnungen der Provinzial- und der Kreisbehörden und die Gemeinden, in deren Eigentum jetzt die meisten Straßen stehn, haben ausschließlich Zweckmäßigkeitsgründe im Auge, wenn Wege neu angelegt oder ausgebaut werden; auf irgendwelche geschichtliche Überlieferungen, überkommne Mordkreuze und dergleichen wird keine Rücksicht genommen, und was in frühern Jahrzehnten zufällig noch bei der Separation verschont geblieben ist, wo viele Wege verlegt, alte Hügel abgetragen und sagenumwobne Steine zersprengt worden sind, das fällt den modernen Chausseen um so sichrer zum Opfer, wenn es gerade im geplanten Straßenzuge liegt. Doch vielleicht ist es noch nicht zu spät, helfend einzugreifen. Auf dem diesjährigen nordwestdeutschen Verbandstage für Altertumsforschung hielt der Geheime Archivrat Professor Dr. Philippi in Münster einen Vortrag über die Wegeforschung, bezeichnete sie als eine der wichtigsten Aufgaben der archäologischen Wissenschaft und empfahl der Fürsorge des Verbandstages dieses Gebiet, auf dem es noch viel zu tun gäbe. Die Wegeforschung ist in der Tat nicht alt; den ersten Versuch einer solchen machte wohl im Jahre 1856 der Archivar Dr. G. Landau in der vorhin zitierten Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, indem er eine Arbeit über die Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland schrieb. Etwa zu derselben Zeit begannen die Forschungen über die Römerstraßen in Deutschland, und in den folgenden Jahrzehnten erschienen dann mehrere Aufsätze über die alten Handelsstraßen der Germanen und der Franken. In neuerer Zeit mehren sich die Forschungen über die alten Straßenzüge, namentlich infolge der Ausgrabungen im Limesgebiet und in Westdeutschland, sodaß in absehbarer Zeit auf ein vollständiges Kartenbild der alten deutschen Heerstraßen gerechnet werden kann. Das ist für die politische, die Wirtschafts- und die Kulturgeschichte unsers Volkes von hoher Bedeutung, und die Anregungen des nordwestdeutschen Verbandes verdienen deshalb auch in den übrigen Teilen Deutschlands volle Beachtung. Wenn aber erst die Geschichte der alten Landstraßen, deren Bedeutung für den Handel und das Kriegswesen, für die kulturgeschichtlichen Beziehungen der durch die Straßen verbundnen Gebiete untereinander klargelegt und dargestellt worden sind, dann wächst auch das Interesse an ihnen, ihren Eigentümlichkeiten und den noch vorhandnen poetischen Resten; diese werden mehr als bisher geschont, gepflegt und erhalten werden, und es entwickelt sich vielleicht im Wegebau selbst eine neue Heimatkunst, soweit man von einer solchen sprechen kann. R. Krieg





Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



Natürlich ist in der Pfarrkirche von Sant' Alessina keine so ketzerische Erfindung anzutreffen, wie es Kirchstühle sind. Man sitzt auf einem orthodoxen Binsenstuhl und kniet auf den orthodoxen nackten Steinfliesen. Neben der Epistelseite des Altars aber ist, etwa einen Meter über dem Fußboden, eine von einem Marmorgeländer und von roten Vorhängen abgeschlossene Nische in der Wand, die nicht viel anders aussieht als eine Theaterloge. Dies ist die für die Schloßherrschaft bestimmte Tribüne. (In frühern Zeiten waren die Sforzas Besitzer des Schlosses, und so hat dieses Geschlecht aus Blut und Eisen, voll Wildheit und List, von da aus dem mystischen Opfer des Lammes Gottes beigewohnt!) Bisher war während Johns Anwesenheit in Sant' Alessina die Loge leer geblieben, an diesem Tage aber war sie von Maria Dolores und Frau Brandt besetzt. Maria Dolores hatte, statt einen Hut aufzusetzen, nach alter schöner Sitte einen langen schwarzen Spitzenschleier über ihr dunkles Haar geworfen.

John kniete im Schiff der Kirche inmitten der zerlumpten, schmutzigen, übelriechenden Bauern. Nach Schluß der Messe kehrte er in die Kreuzgänge zurück und fand sich dort der Dame seiner Träume Auge in Auge gegenüber.

Anmutig neigte sie ihr Haupt.

Guten Morgen, sagte sie mit einer Stimme, die ihm voll von Morgenfrische erschien.

Guten Morgen, antwortete er; er hätte gern gewußt, ob sie wohl das Zittern seines Herzens aus den Worten heraushöre. Guten Morgen — obgleich es eigentlich doch wohl ein schlechter Morgen ist. Dabei nahm sein Kopf eine nachdenkliche, zweifelhafte Haltung an, als ob er eine Frage von der höchsten philosophischen Bedeutung aufwerfe.

Oh, mit diesen Kreuzgängen darf man sich eigentlich nicht beklagen, erwiderte sie, ringsum schauend. Man kann sich im Freien aufhalten, ohne den Kopf so gewaschen zu bekommen, wie man wohl verdiente; außerdem ist die Aussicht so schön, und diese verblichnen alten Fresken sind so drollig.

Ja, wiederholte er. Seine geistigen Fähigkeiten schienen für den Augenblick völlig gelähmt. Die Aussicht ist schön, und die Fresken sind drollig.

Nachdenklich ließ sie ihre Blicke auf ihm ruhen, als ob sie sich überlege, in welche Worte sie einen Gedanken kleiden solle, der sie beschäftigte. Finden Sie es nicht ein wenig unangenehm, fragte sie nach einigem Zögern, mit leicht zusammengezognen Brauen, die Messe von dem Platze aus zu hören, an dem ich Sie heute bemerkt habe?

John sah sie verständnislos an. Unangenehm? Nein! Warum?

Ich sollte meinen, es sei nicht sehr angenehm, von diesen greulich zerlumpten und schmutzigen Leuten gedrückt und gepufft zu werden. Es ist entschieden bedauerlich, daß sich die Leute nicht etwas waschen und säubern, ehe sie in die Kirche kommen.

Ach ja, stimmte er ihr zu, etwas waschen würde ihnen wohl nicht schaden — das ist sicher, aber, fuhr er entschuldigend fort, das ist eben hier nicht landesüblich,

und diese Tatsache hat eine gute und auch eine schlechte Bedeutung: es ist einer von den vielen Beweisen dafür, wie unverfälscht demokratisch und volkstümlich die Kirche hierzulande noch ist. Hier ist sie in der Tat und in der Wahrheit die Kirche des Volkes — die Kirche der Armen und der Bedrückten. Die Kirche ist der einzige Ort, wo sich auch der ärmste Mann, in seinen Lumpen, mit dem Schmutz des Alltagwerkes bedeckt, ganz behaglich, ganz zuhause und dem Reichsten gleichgestellt fühlt und fühlen kann — es ist der einzige Ort, wo auch das übelduftendste Marktweib mit seinem Korb am Arm neben der in pelzverbrämtem Samt prangenden vornehmen Dame niederknien und sie sogar durch einen gelinden Ellbogenstoß auffordern kann, etwas weiter zu rücken. So müßte es eigentlich überall sein — nicht wahr?

Gewiß, gewiß, gab Maria Dolores zu, die anfing, auf den wie von Künstlerhand gelb, blaßgrün und rot geäderten weißen Marmorfliesen auf und ab zu schreiten, wobei er ihr zur Seite blieb. Sie haben ja ganz recht, aber trotzdem möchte ich doch lieber nicht ganz mitten in dieser Menge knieen, wie Sie es tun.

Sie sind ein zartes, empfindliches Wesen, sagte er, und ich bin ein Mann, ein ziemlich harter. Gleichwohl muß ich zugestehn, daß ich bis vor kurzem ganz ebenso empfunden habe wie Sie, aber ich habe meine Lektion bekommen. Damit brach er kurz ab, mit einem etwas verlegnen Lachen, das verriet, daß die Erinnerung daran keineswegs ungetrübt angenehm sei.

Was für eine Lektion? fragte sie.

Nun, wenn Sie es durchaus wissen wollen — die Sache war die: Als ich hier zum erstenmal der Messe beiwohnte, suchte ich das gewöhnliche Volk zu vermeiden und begab mich in eine ganz abgelegne Ecke der Kirche, hinter eine Säule, wo sich sonst kein Mensch aufhielt. Kaum war ich dort niedergekniet, so humpelte ein alter, gebrechlicher, ganz entstellter Mann herbei und sank neben mir in die Kniee — so nahe, daß unsre Ärmel sich berührten. Ich glaube, es war der widerlichste, ekelerregendste alte Mann, den ich je gesehen habe — jedenfalls der abstoßendste alte Mann, und seine Lumpen stanken vor Schmutz. Weitere Einzelheiten will ich Ihnen lieber ersparen! Während der ganzen Messe erregte mir seine Anwesenheit Ekel und Übelkeit, worein sich auch noch ein gut Teil Ärger mischte. Warum mußte er kommen und seinen schäbigen Ärmel an dem meinen scheuern, gerade an dem meinen, wo doch sonst noch Platz genug in der Kirche war? Als ich das nächstemal zur Kirche ging, suchte ich mir eine ganz entgegengesetzte Ecke aus — von der ersten soweit entfernt wie möglich; aber kaum war ich niedergekniet, so kam — ich traute meinen Augen kaum — derselbe unsagbar schmutzige alte Mann herbeigehumpelt und ließ sich dicht neben mir nieder. Und genau so begab es sich auch das nächste und das übernächstemal. Es war ganz einerlei, wo ich Platz nahm — er kam unfehlbar und ließ sich neben mir nieder. Sie können sich denken, daß dies nicht nur meinen Ärger, sondern auch meine Neugierde erregte. Warum verfolgte er mich in dieser Weise? Wer war er? Was beabsichtigte er? Schließlich wandte ich mich, um Auskunft zu erhalten, an Annunziata. Wer ist denn der greuliche alte Mann, der immer neben mir niederkniet? fragte ich sie. Sie aber sagte, sie habe niemand neben mir bemerkt, es sei ihr im Gegenteil aufgefallen, daß ich immer abseits ganz allein kniee. Nun, sagte ich, halte mal heute deine Augen offen, du wirst ja sehen, wen ich meine! Wir begaben uns also zur Messe, und kaum hatte ich einen abgelegnen Platz aufgesucht, als auch — wie vorauszusehen gewesen war — mein alter Freund erschien, schmutziger und ekelerregender und mißgestalteter denn je.

Nun — und? fragte Maria Dolores voll lebhaften Interesses, als er innehielt.

Nun, als wir die Kirche verließen, fragte ich Annunziata, wer es sei, und sie erklärte, obgleich sie, wie sie geheißen worden war, ihre Augen offen gehalten hätte, so hätte sie doch niemand neben mir, sondern im Gegenteil, sie hätte — schloß

er — mit einer Gleichgiltigkeit, die aber ihres dramatischen Wertes wegen offenbar nur angenommen war — mich allein, weit abgesondert von allen andern, knieen sehen.

Maria Dolores war erblaßt — sie sah verwirrt und verdüstert vor sich hin. Was? rief sie mit fast erschrocken klingender Stimme.

Genau dieser Ausruf fiel damals auch von meinen Lippen, sagte John. Darauf beschrieb ich ihr den alten Mann bis in alle seine ekelhaften Einzelheiten. Und dann erteilte sie mir meine Lektion.

Und wie war die? fragte Maria Dolores mit lebhaft erregtem Interesse.

In der ihr eignen orakelhaften Art, mit sehr großen Augen und sehr tiefer Stimme versicherte sie mir, daß dieser alte Mann in Wirklichkeit gar nicht existiere. Mit fröhlichem Gleichmut behauptete sie, daß er nur ein Bild meiner Seele sei, genau so wie sie, gealtert und verdorben und durch die Sünden meines Lebens entstellt vor Gottes und der Heiligen Antlitz stehe. Dann fügte sie noch hinzu, dieses Bild meiner Seele sei in Gestalt des häßlichen alten Mannes gesandt worden zur Strafe für meinen Stolz, daß ich mich für etwas besseres hielte als andre Leute und abseits von diesen beten wollte. Seither, beschloß John seine Erzählung, seither kniee ich mitten in der Kirche und habe meinen Doppelgänger nicht wieder gesehen.

Maria Dolores schwieg eine Weile. Sie hatten mittlerweile das südliche Ende der Kreuzgänge erreicht, wo sich die Strebepfeiler der über und über mit einem üppigen Mantel von Schlingpflanzen bedeckten Schloßmauern jäh in einer steil zum Tal abfallenden Felswand verloren. Hier blieben sie stehn und sahen hinaus. Der Regen hatte aufgehört, aber das Tal war noch immer in feuchten Dunst gehüllt. Stoßweise trieb ihnen der Wind die samtweiche Luft ins Gesicht und spielte mit dem dunkeln Haar über Maria Dolores Stirn und den Enden ihrer schwarzen Spitzenmantilla.

Das ist eine sehr gute Geschichte, sagte sie nun mit einem ernsten Blick, hinter dem aber der Schalk lauerte, aber wegen dieser Geschichte nehme ich an, daß es nutzlos ist, wenn ich einen Auftrag bestelle, den mir meine Freundin, Frau Brandt, an Sie gegeben hat.

Oh? fragte John, was für einen Auftrag?

Frau Brandt hat von dem Besitzer des Schlosses die Erlaubnis erhalten, der Messe in der Herrschaftsloge beizuwohnen, und sie hat mich gebeten, Sie einzuladen, die Loge künftig mit uns zu benutzen. Aber ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Sie wegen Ihrer „Lektion“ diese Einladung ablehnen werden.

Das schalkhafte Lächeln in ihren Augen brach leuchtend hervor, und um die Lippen spielte ein entzückend liebenswürdiger, spöttischer Zug.

John sah sie an, und seine blauen Augen wurden kühn. Das ist eine Einladung, die anzunehmen ich mich aufs äußerste versucht fühle, erwiderte er mit einer Stimme voll unverhüllter Erregung und in vielsagendem Ton. Unter seinem kühnen Blicke senkten sich die Lider über ihre dunkeln Augen, und eine leichte Röte huschte über ihre Wangen. Vor allem bitte ich Sie, Frau Brandt für diese freundliche Aufforderung meinen herzlichsten Dank zu sagen, und auch Ihnen selbst bin ich sehr verbunden für die liebenswürdige Übermittelung. Wenn ich sie trotz der großen Versuchung dazu nicht annehme, so geschieht das aus einem ganz besondern Grunde, der mit meiner „Lektion“ nichts zu tun hat.

Wahrscheinlich ahnte Maria Dolores die Gefahr, in der sie schwebte, wenigstens wandte sie sich um und schritt durch die Kreuzgänge zurück bis dahin, wo man durch den großen Torweg in den Garten und von da in den Schloßflügel neben dem Uhrenturme gelangen kann. Wahrscheinlich ahnte sie die Gefahr, aber es war menschlich von ihr, und sie war ein Weib, und außerdem waren sie an dem Torweg angelangt, sodaß ihr die Rückzugslinie offen stand. So blieb sie denn hier stehn und fragte, seine Augen vermeidend, mit leiser Stimme: Und was ist das für ein besondrer Grund?

Seine Augen dagegen schauten kühner als je. Unendliche Bewunderung, unendliches Entzücken und heißes Verlangen glühten in ihnen, zugleich warfen aber grimmige Hoffnungslosigkeit und eine Art herber Selbstverhöhnung einen trüben Schleier über ihr leidenschaftliches Feuer — es war, als ob er sich selbst lustig mache über seine mißliche, traurige Lage.

Ich wollte, ich wäre reich, murmelte er erregt zwischen den Zähnen.

Oh! Ist das der ganz besondre Grund? fragte sie lachend.

Nein, aber doch hängt es mit ihm zusammen. Sie wissen ja — ich liebe.

Ja — ich erinnere mich, daß Sie davon gesprochen haben.

Nun also — und ich wünsche, ich wäre reich! fuhr er fort. Dann könnte ich vielleicht den Mut finden, das Weib, das ich liebe, zu bitten, die Meine zu werden.

Geld ist doch nicht alles hienieden, erwiderte sie, das haben Sie selbst gesagt.

Was kommt denn sonst in Betracht, wenn Sie eine Frau um ihre Hand bitten wollen?

Oh, noch allerlei, warf sie ein, Rangunterschiede zum Beispiel.

Das käme für mich nicht in Betracht, erklärte der demokratische Geselle schlankweg.

Maria Dolores lächelte — vermutlich über ihre eignen geheimen Erwägungen.

Aber Armut stellt alles in Frage, fuhr John mißmutig fort. Ich kann doch nicht hingehn und einer Frau zumuten, sie solle mein Einkommen von sechs Pence die Woche mit mir teilen — besonders nicht, wenn ich Grund habe zu glauben, sie selbst lebe in glänzenden Verhältnissen. Oh, ich wollte, ich wäre reich! Stöhnend wiederholte er diesen Stoßseufzer.

Armer, armer junger Mann! beklagte sie ihn, während ihre Augen, die sie ständig von ihm abgewandt hielt, halb mitleidig, halb lustig dreinsahen. Wann beginnen Sie denn mit Ihrer Gartenarbeit?

Ach, verspotten Sie mich nicht auch noch! rief er mit flehender Gebärde. Scherz beiseite; Sie wissen ganz genau, daß es für einen Mann in meinen Jahren, ohne Beruf und ohne besondres Talent zu irgend etwas, kindisch wäre, sich einzubilden, er könne nun plötzlich etwas leisten und Geld verdienen. Vielleicht könnte ich mit übermenschlichen Anstrengungen und unter ganz besondrer Schicksalsgunst noch weitere sechs Pence wöchentlich dazu erwerben. Nein — ich sehe keine Hoffnung — weder zu Wasser noch zu Lande! Ich muß es eben tragen, wenn ich auch nicht darüber lachen kann.

Trösten Sie sich, sagte Maria Dolores, ich hab mir sagen lassen und auch des öftern gelesen, daß solche Anfälle ebenso kurz wie heftig sind. Hoffen wir dies auch von dem Ihren! Wie lange pflegen solche Anfälle bei Ihnen in der Regel zu dauern?

Johns Gesicht verdunkelte sich förmlich vor innerer Erregung; seine meerblauen Augen, sein blondes Haar, der rötliche Bart und sein rotes Gesicht — alles schien dunkler zu werden. Sie sind so unnötig grausam, daß Sie gar nicht verdienen, die wahre Antwort auf Ihre Frage zu hören, erwiderte er finster.

Sie war in die Betrachtung einer halbverlöschten Freske an der Wand neben ihr vertieft.

Aber trotzdem, fuhr er fort, sollen Sie sie hören. Wenn es meine Gewohnheit wäre, mich zu verlieben, würde ich es wohl weniger schwer nehmen, aber so unwahrscheinlich es auch klingen mag bei meinen dreißig Jahren — noch nie hat mir eine Frau auch nur das mindeste Herzklopfen verursacht. Da Sie übrigens Gelesenes anführen, so erlauben Sie, daß auch ich eine Lesefrucht zum besten gebe; ich habe gelesen, daß grünes Holz im Feuer nur zum Schwelen kommt, während dürres von der Flamme verzehrt wird.

Sie fuhr fort, sich in die Betrachtung des alten Wandgemäldes zu vertiefen, und ihre schlanken Finger spielten dabei mit den Enden ihres Spitzenschleiers.

Aber, fuhr er fort, sogar wenn ich schon ein dutzendmal verliebt gewesen wäre, so könnte dies hier gar nicht in Betracht kommen, denn dann hätte ich nur ein alltägliches menschliches Wesen geliebt — andre habe ich nicht kennen gelernt vor ihr. Sie ist so völlig verschieden von allen andern — so verschieden ... Wie soll ich mich nur gleich ausdrücken? Sie ist so verschieden von allen andern wie Sternenlicht von irdischem Stoff! Sternenlicht — Sternenlicht — das wunderbare, hehre, weißleuchtende Sternenlicht ihres Geistes — das ist es, was zuerst an ihr blendet und in die Augen fällt! Es leuchtet aus ihren Augen, es leuchtet in ihrem Haar, in ihrem anbetungswürdigen, weichen, dunkeln, warmen, duftenden Haar, es leuchtet aus ihrer Stimme, aus jedem Wort, das sie spricht — sogar aus dem ungütigsten Worte.

Gütiger Himmel! Was für ein entsetzlich leuchtendes Wesen malen Sie da! rief Maria Dolores lachend, die Augen noch immer beharrlich auf die Wand des Kreuzganges geheftet.

Mir ist die Gabe der Wortmalerei leider nicht verliehen, aber ich glaube überhaupt, daß die Worte noch gar nicht erfunden und ersonnen sind, mit denen man die Dame meines Herzens gebührend schildern könnte. Sie wird jeden Tag schöner. Es ist wörtlich wahr — so oft ich sie sehe, ist sie jedesmal lieblicher und liebeheischender in all ihrer Lieblichkeit als zuvor — aber es ist so unsagbar, so unbeschreiblich, so unfaßbar wie der Duft einer Rose! Ach, warum habe ich Ärmster nicht fünftausend Pfund das Jahr!

Sie reiten so beständig auf Ihrem Wunsch nach mehr Geld herum, daß man meinen könnte, die Dame sei eine Art Luxusartikel, den man sich mit Geld erringen, einfach kaufen und verkaufen könnte, wandte Maria Dolores ein. Sie fassen die Sache am falschen Ende an; was würden Ihnen denn fünf oder fünfzigtausend das Jahr nützen, wenn es Ihnen nicht zuerst gelungen wäre, ihre Liebe zu erringen?

Nein, zu meinem Unglück packe ich am rechten Ende an, entgegnete John düster und traurig, denn ohne im Besitz eines anständigen Einkommens zu sein, habe ich ja gar nicht das Recht, zu versuchen, ihre Liebe zu gewinnen.

Wenn dem also ist, fragte Maria Dolores, so werden Sie doch hoffentlich alles tun, ihre Gesellschaft zu meiden, und falls Sie trotzdem mit ihr zusammentreffen, sich ihr möglichst unangenehm zu machen?

Zu solchen Vorsichtsmaßregeln liegt leider gar kein Grund vor, gab John zurück. Sie schwebt nicht in Gefahr, denn sie betrachtet mich nur wie irgendeine zufällige, vorübergehende Bekanntschaft. Weshalb sollte ich mich da unangenehmer machen, als ich von Natur schon bin? Und wenn es sich darum handelt, ihre Gesellschaft zu meiden — was mir übrigens nicht im Traum einfällt —, so müßte ich dies um meinet-, nicht um ihretwillen tun. Denn obgleich das Zusammensein für mich ein Vorgeschmack des Paradieses ist, so ist die Empfindung, die mich erfüllt, wenn ich sie verlasse, das Gegenteil im höchsten Grade, und die Angst, die mich manchmal bei dem Gedanken peinigt, ich könnte sie nie mehr sehen — ich bin nämlich in ihre Pläne und Absichten durchaus nicht eingeweiht —, ist tatsächlich mehr als der Vorgeschmack der Hölle. Ja, ich liebe sie!

Unwillkürlich tat er einen Schritt auf sie zu, worauf sie sich unter den Schutz des Torbogens zurückzog.

Offenbar legen Sie sich augenblicklich einen wahren Schatz an Gemütserfahrungen zu, meinte sie, der Ihnen späterhin sicher von großem Wert sein wird. Warum werden Sie nicht Dichter oder Romanschriftsteller, wenn es schon mit dem Gärtner nichts ist? Sie haben da doch eine gehörige Menge Stoff beisammen!

Na, da spotten Sie wieder über mich! klagte er ganz traurig. Gut, wenn Sie mich denn durchaus auslachen wollen, so lachen Sie! Ein Mann muß das Herbe mit dem Süßen hinnehmen können!

Um Ihnen diese Unannehmlichkeit zu ersparen, sagte sie, indem sie sich tiefer in den Torbogen zurückzog, wobei John ganz betroffen dreinschaute, will ich Ihnen

lieber Lebewohl sagen. Ich soll also mitteilen, daß Sie die Einladung meiner Freundin mit tausend Dank ablehnen?

Mit meinem allerergebensten Dank, vermochte er bei ihrem jähen Rückzug eben noch zu stammeln.

Und aus welchem besondern Grunde? fragte sie, indem sie auf den Ausgangspunkt ihres Gesprächs zurückkam, wobei sie ihm zum erstenmal, seit sie sich auf das dünne Eis gewagt hatte, einen vollen Blick gönnte. Es war ein flüchtiger Blick, der flüchtigste aller flüchtigen Blicke, ein Blick voll Heiterkeit und Spott, aber es lag etwas in ihm, das in den blauen Augen Johns eine heiße Flamme entfachte.

Aus dem ganz besondern Grunde, erwiderte er voll Leidenschaft, daß ich fürchte, die Anwesenheit von — von — er hielt eine Sekunde inne, während der das Feuer in seinen Augen sie förmlich umlohte, fuhr dann aber rasch fort: daß die Anwesenheit von Frau Brandt meine Aufmerksamkeit vom Gottesdienst ablenken könnte.

Lachend sagte sie nur: Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl! gab John zurück, und als sie schon halbwegs den tunnelartigen Durchgang hinter sich hatte, rief er ihr nach: Ich hoffe, daß Sie sich bewußt sind, mich rettungslos einem Tage zu überlassen, so öde und wüst wie die Sahara!

Ach, rief sie, ohne sich umzuwenden, zurück, wer weiß, was der Tag noch alles bringen mag!

Noch lange Zeit strengte John alle seine Geistesfähigkeiten an, zu ergründen, ob dies ein Versprechen, eine Drohung oder eine leere Redensart gewesen sei.

* * *

Regen vor sieben, Sonne vor elf! ist in der Lombardei so wahr oder so unwahr wie sonst überall in der Welt. Der Regen hatte aufgehört, und in königlicher Pracht kam die Sonne zum Vorschein. Siegreich verjagte sie die Wolken oder spannte sie sozusagen an die Räder ihres Triumphwagens; sie übergoß die hohen Schneekuppen mit rosigem Schimmer, füllte das Tal mit zartem Bernsteinglanz und verwandelte den angeschwollnen Rampio in einen Strom von flüssigem Feuer, während die näherliegenden Hügelabhänge, die Olivenwälder, die Bäume im Schloßgarten und die Blütenkelche der Blumen mit tausend funkelnden Kristallen übersät waren.

Von der regennassen Erde stieg wie Weihrauch frischer, fruchtbarer Duft empor, und der leuchtende Himmel, der sich über sie spannte, glühte in allen Tönen des Blau, vom blassen, zarten Blau des Vergißmeinnichts bis zum tiefdunkeln Blau des Rittersporns.

John betrachtete das Schauspiel, dachte an Maria Dolores und überlegte sich ihre dunkeln Abschiedsworte; da fiel sein Blick plötzlich auf den Schimmer am Ende des Tales, von dem er wußte, daß es der See war — und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Weiß Gott, flüsterte er, um ein Haar hätte ich es vergessen! Glücklicherweise war ihm beim Anblick des Sees wieder eingefallen, daß er für diesen Tag von Lady Blanchemain zum zweiten Frühstück nach Roccadoro eingeladen war.

Er fand die Lady in einem Gewande, das ganz aus einem Durcheinander von weißen Rüschen und raschelnden Falbeln bestand. Sie bewegte heftig einen Fächer und beklagte sich über die Hitze. Es war nämlich in der Tat, wie Annunziata vorausgesagt hatte, merklich heißer geworden. Wenns so weiter geht, mache ich mich aus dem Staube, flüchte mich geradeswegs nach London und bringe mein Haus in Ordnung für die Saison. Wann wirst du kommen? fragte sie, ihn mit ihren wohlwollenden alten Augen anlächelnd.

Ich komme gar nicht, erwiderte John; ich ziehe die Stadt im Herbst und im Winter vor, wenn es so dunkel ist, daß man ihre Häßlichkeit nicht sieht, aber Gott behüte mich vor der Stadt im hellen Lichte des Sommers!

Unsinn! erklärte Lady Blanchemain, London ist die schönste Hauptstadt Europas — es ist einfach großartig und der einzige Ort, wo es Leute gibt.

Ja, sagte John, aber darunter sind, wie in Nizza und Homburg, zu viel Engländer — und man sagt mir, es fehle auch nicht an reichlichem Zusatz von Juden.

Oh, Juden sind mir ganz recht, wenn sie nicht jüdisch sind, erklärte Lady Blanchemain großmütig. Ich kenne sehr nette Juden! Ich hatte gehofft, du würdest an meinen Sonntagnachmittagen ein ständiger Gast sein.

Ich bin kein Gesellschaftsmensch, erklärte John. Ich habe weder Gewandtheit im Patronisieren noch im Schmeicheln und kann es auch nicht ausstehn, wenn man mich patronisiert oder mir schmeichelt.

Besteht denn darin das ganze gesellschaftliche Leben in England? fragte Lady Blanchemain mit leichtem Spott.

Soweit ich es beurteilen kann — ja. Anfang, Ende und Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in England ist nicht minder als in der Tatarei die Verehrung — um nicht zu sagen Anbetung des längsten Zopfes —, ein Fetischdienst, dem bald plumper, bald feiner, manchmal in schlauer, manchmal in dummer Weise, häufig auch unbewußt und instinktiv gehuldigt wird. Jeder, mit dem du zusammenkommst, denkt an den Zopf und ist sich bewußt, daß sein Zopf entweder länger oder kürzer ist als der deine, und demgemäß wird der Freund mehr oder weniger plump, überlegt oder unbewußt das Knie vor dir beugen oder dich von oben herab behandeln. Ich habe mich bisher vergeblich bemüht, diesem Zustande der Dinge Geschmack abzugewinnen.

Diesen Zustand der Dinge wirst du so ziemlich überall antreffen, wo Menschenkinder zusammen leben, bemerkte Lady Blanchemain. Der einzige Unterschied wird wohl in der Beschaffenheit des Zopfes bestehn. So wirst du also in Sant' Alessina bleiben?

Für den Augenblick noch — ja, erwiderte John.

Bis —? fragte die Lady.

Oh, bis sie mich fortjagt oder selbst geht, sagte John, womit dann mein schöner Traum von selbst zu Ende ist.

Lady Blanchemain ließ ein herzliches, lustiges, befriedigtes Lachen vernehmen.

Komm jetzt zu Tisch, sagte sie, indem sie ihre weiche weiße Hand auf seinen Arm legte, und erzähl mir alles!

Als sie sich dann an einem mit Blumen bedeckten Tisch in der äußersten Ecke des kühlen, mit Terrazzofußboden und Stucksäulen geschmückten Speisesaals des Hotels Viktoria niedergelassen hatten, fragte sie: Warum sprichst du von einem schönen Traum?

Nun, du siehst ja, daß ich verliebt bin, erwiderte er.

Bist du das wirklich? fragte sie mit etwas zweifelhafter Miene, aber gutmütig spottender.

Nur allzu wirklich, versicherte er niedergeschlagen.

Was für eine famose alte Zauberin ich war! sagte sie im Ton äußerster Zufriedenheit. Meine herzlichsten, tiefgefühlten Glückwünsche! Freudestrahlend lächelte sie ihm zu.

Dein Beileid wäre mehr am Platz, entgegnete er mit wahrer Grabesstimme.

Allons donc! Komm, sei munter, lachte sie, in ihrem Entzücken schäkernd. Menschen sind gestorben, und Würmer haben sie aufgefressen — aber nicht aus Liebe.

Das möchte ich bezweifeln, entgegnete John, jedenfalls ist dies eine Behauptung, der ein Beweis nur zum Vorteil gereichen könnte.

Jedenfalls, beruhigte sie ihn, bist du gottlob vorläufig noch nicht tot.

Nein, gab er zu, obgleich ich beinahe wünsche, ich wäre es.

Willst du damit sagen, daß sie dich tatsächlich abgewiesen hat? fragte sie erschrocken.

Glücklicherweise hat ihr das Schicksal diese Notwendigkeit erspart, erwiderte John, denn ich habe gar nicht um sie angehalten und werde es auch nie tun — ich habe ja kein Geld!

Puh! Ist das alles? spottete die Lady erleichtert. Du hast doch Aussichten!

Ziemlich entfernte — je entfernter, desto besser. Ich möchte um keinen Preis auf jemandes Tod warten.

Wie nennt dich deine kleine Wahrsagerin im Schloß? erkundigte sich Lady Blanchemain, wobei sie mit schlauem Ausdruck die Brauen in die Höhe zog.

Sie nennt mich lucus a non lucendo, gab John schlagfertig zurück, und die Lady lachte.

Aber schon im nächsten Augenblick machte sie ein ernstes Gesicht und sagte: Ich möchte dir ernstlich raten, etwas mehr Glauben und Vertrauen zu haben! Geh nach Hause und bitte sie um ihre Hand, und wenn sie dich nimmt — wirst du schon sehen. Das Geld kommt von selbst. Außerdem sind dein Rang und dein zu erwartender Titel Aktiva, die du mit Unrecht nicht in die Wagschale gelegt hast. Geh heim und erkläre dich ihr!

Das hätte keinen Zweck, entgegnete John mutlos. Sie begegnet mir mit unerschütterlicher Gleichgiltigkeit. Ich habe ihr die feurigsten Erklärungen gemacht, und sie hat nicht mit einer Wimper gezuckt!

Lady Blanchemain betrachtete ihn bestürzt. Du hast ihr Erklärungen gemacht? wiederholte sie stammelnd.

Ich glaube wohl — indirekte natürlich, und wie ich hoffe, in nicht beleidigender Weise, aber so feurig wie glühende Kohlen. Weißt du — so in der dritten Person. Ich versichere dir, sie versteht genug Mathematik, zwei und zwei zusammenrechnen zu können.

Und sie hat mit keiner Wimper gezuckt? fragte die verwunderte Dame weiter.

Sie verhöhnte mich, machte sich über mich lustig, lachte und machte sich davon.

Offenbar liebt sie dich, erklärte Lady Blanchemain. Wenn eine Frau das anhört, wenn eine Frau dazu lacht! Wenn du ihr jetzt, nachdem du ihr junges Herz betört hast, nicht deine Hand anbietest, bist du schlimmer als der böse Rittersmann in den alten Geschichten und Balladen!

Nun gut, erwiderte John nachgiebig, es kann leicht sein, daß mir dieser Tage einmal ein Antrag entfährt, wenn ich es am wenigsten beabsichtige. Dann habe ich getan, was sich schickt — und ich glaube, ich kann mich darauf verlassen, daß sie offen und ehrlich verfährt und schlankweg „nein" sagt.

Bedächtig schüttelte Lady Blanchemain den Kopf, faltete ihren Fächer auf und zu und murmelte aufrichtig: Ich bin nur froh, daß du nicht *mein* Verehrer bist!

Oh, aber das bin ich doch von ganzem Herzen! rief John mit einer Verbeugung und einem bewundernden Blick.

Ihr sanftes altes Gesicht leuchtete auf, dann nahm es einen entschlossenen Ausdruck an, und energisch sagte sie: In diesem Fall wird es dir um so leichter werden, mir einen Gefallen zu erweisen, um den ich dich bitten möchte!

Und was wäre dies denn für ein Gefallen? fragte John in bereitwilligem Ton.

Du sollst eine Katze im Sack kaufen, sagte sie.

Oh! sagte er erstaunt.

Ja, bestätigte sie, du sollst mir blindlings ein Versprechen geben. Du sollst mir, ohne zu wissen, um was es sich handelt, versprechen, etwas zu tun. Was es ist, wirst du erst erfahren, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Versprichst du mirs?

Liebste Tante, sagte er vertrauensvoll, ich bin fest davon überzeugt, daß du nie von mir verlangen würdest, etwas zu tun, das nicht zu meinem Besten wäre.

Eine Katze im Sack kaufen? Von dir, ohne mich einen Augenblick zu bedenken! Natürlich verspreche ich dirs!

Bravo, bravo! rief Lady Blanchemain über ihren leichten Sieg. In einigen Tagen wirst du einen Brief bekommen, aus dem du ersehen kannst, zu was du dich verpflichtet hast. Und nun komme mit in mein Wohnzimmer, da werde ich dir zur Belohnung deiner Tugend ein kleines Geschenk machen.

In dem kühlen, dämmerigen Wohnzimmer mit seinen halbgeschlossenen Jalousien und den strohfarbnen Hüllen über den Möbeln legte sie ein kleines Kästchen aus Chagrinleder in seine Hand; es war klein und hart und an den Ecken abgestoßen und weiß von Alter. Geh ans Fenster und sieh, was drin ist, bat sie.

Gehorsam tat John, wie ihm geheißen worden war.

Wahrhaftig, rief er, das ist ja wunderbar! Das ist ganz köstlich! Das Kästchen enthielt einen Ring, einen schmalen Goldreif mit einem in einen Kreis von Diamanten gefaßten Rubin — dem schönsten Rubin, den John je gesehen hatte. Er war etwa so groß wie eine Haselnuß und mit zahllosen Fassetten in die Form eines Herzens geschliffen und glühte und flimmerte, strahlte und leuchtete wie flüssiges rotes Feuer.

Das ist der destillierte und kristallisierte Geist einer Rose, bemerkte Lady Blanchemain.

Das ist ein Tropfen flüssigen Lichtes, sagte John bewundernd. Aber warum willst du ihn mir geben? Ich kann ihn nicht tragen und glaube, ich darf ihn nicht annehmen.

Es verlangt ja niemand von dir, daß du ihn trägst, gab die Lady zurück; es ist ja natürlich ein Damenring! Was das Annehmen anlangt, so brauchst du dir darüber kein Gewissen zu machen. Es ist ein altes Familienkleinod der Blanchemain, das schon hundert Jahre vor mir in die Familie kam — also ein richtiges Erbstück, und du bist der Erbe. Ich schenke dir diesen Ring zu einem ganz bestimmten Zweck: solltest du je in die Lage kommen, dich zu verloben, so stecke ihn dem abenteuerlichen Wesen an den Finger.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Politik und Sozialpolitik. Der Reichskanzler und Graf Posadowsky. Die Aussichten der Finanzreform. Algeciras und Englands völkerrechtliche Grundsätze vom Januar 1871.)

Die weit ausgesponnenen Debatten beim Etat des Reichsamts des Innern haben in diesem Jahre insofern mehr Interesse erweckt als in frühern, als dabei Gegensätze zutage traten, an die man bisher, wenigstens in dieser Deutlichkeit, nicht gewöhnt war. Der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, hat es bei seiner außerordentlichen Hingebung beim Zolltarif um die Konservativen wahrlich nicht verdient, daß diese im Parlament und in der Presse gegen ihn Front machen, wobei diese Frontstellung bis weit in die nationalliberalen Kreise hinein Verlängerung findet. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Auffassung ziemlich verbreitet ist, es werde etwas zu viel Sozialpolitik getrieben; weder sei es in den betreffenden Bevölkerungskreisen möglich, sich in die Fülle der neuen Gesetze und Verordnungen einzuleben, noch werde damit irgendwelcher Einfluß auf die Sozialdemokratie selbst und auf die zu dieser bisher noch nicht gehörende Arbeiterschaft erreicht. Für die Sozialdemokratie sind die Kämpfe auf dem Gebiete der Sozialpolitik nur Mittel

zum Zweck. Sie will soziale, wirtschaftliche Unzufriedenheit erregen oder vorhandne dazu ausbeuten, politische Unzufriedenheit damit hervorzurufen, zu fördern und für ihre eigentlichen Zwecke auszunutzen. Liegt somit das Operationsgebiet der sozialdemokratischen Partei nur zum Teil auf dem wirtschaftlichen Terrain, so ist es doch natürlich, daß sie auch dort bekämpft werden muß, und dieser Kampf kann nicht anders geführt werden als durch Maßnahmen, die einer etwa berechtigten Unzufriedenheit mit Erfolg abzuhelfen imstande sind. Was daneben auf politischem Gebiet zu geschehen hat, ist unabhängig davon.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß auf dem politischen Gebiete der Kampf vom Staate seit Aufhebung des Sozialistengesetzes mit einer außerordentlichen Nachsicht betrieben worden ist, die wohl von der Erwägung ausging, daß nachdem man auf die Repressivmittel des Sozialistengesetzes verzichtet habe, man auch die Konsequenzen ziehn und der sozialdemokratischen Partei das Wort in Schrift und Rede freigeben müsse, ihr überhaupt mit den Machtmitteln des Staates erst in dem Augenblick gegenübertreten solle, wo sich die Propaganda in Gewalttätigkeiten umsetzen oder solche zur Folge haben werde. Man hat vielleicht anfänglich geglaubt, daß ein solcher Zeitpunkt unter Mißbrauch der gegebnen Freiheit sehr bald eintreten werde. Die Sozialdemokratie jedoch ist klug genug gewesen, eine andre Taktik zu befolgen und sich zunächst die möglichste Vermehrung der Zahl ihrer Anhänger angelegen sein zu lassen. Sie konnte diesem Ziele nach Aufhebung des Sozialistengesetzes um so leichter nachstreben, als der Propaganda in Presse, Versammlungen und Vereinen von der Behörde keine Schwierigkeiten mehr in den Weg gelegt wurden, und sich die Zahl der Mitläufer, die es bisher nicht gewagt hatten, dadurch schnell ins ungemessene vermehrte. Neuere Erscheinungen dürfen wohl als ein Beweis dafür angesehen werden, daß die Zahl dieser Mitläufer verhältnismäßig groß ist und sicherlich die Hälfte, wenn nicht mehr, der eigentlichen sozialdemokratischen Wählerschaft erreicht. Sie ist heute hie und da vielleicht schon wieder im Abnehmen.

Es war, wenn auch nicht ganz unvermeidlich, so doch in der Natur der Dinge begründet, daß eine umfassende sozialpolitische Gesetzgebung, die die Minderung oder die Beseitigung wirtschaftlicher Unzufriedenheit und ihrer berechtigten Ursachen zum Gegenstande hatte, sich mehr im Interesse der Arbeiter als der Unternehmer vollziehn mußte. Die Unzufriedenheit, die dadurch in den Reihen dieser erweckt wurde, ist damit wesentlich größer geworden als die Befriedigung in den Kreisen der Arbeiter, die doch in der Mehrzahl nicht in der Lage sind, das Erreichbare vom Wünschenswerten zu unterscheiden, und in der Befriedigung von berechtigten Forderungen nur zu leicht den Antrieb sehen, neue unberechtigte aufzustellen, deren Nichtbefriedigung dann selbstverständlich der Sozialdemokratie zustatten kommt. Man darf, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß eine ganze Reihe solcher Forderungen von sozialdemokratischer Seite nur veranlaßt wird, um im vollen Bewußtsein ihrer Unerfüllbarkeit durch die Nichterfüllung Anhänger zu werben. Das Feld zu ergiebigem positivem Schaffen in der Sozialpolitik ist so ausgedehnt, daß eine Aktion des Staates, die sich in der Richtung bewegte, auf diesem Gebiete möglichst Mißstände abzustellen und Befriedigung zu schaffen, dabei aber zugleich auf dem eigentlichen politischen Gebiete der Sozialdemokratie den Weg freigab, unvermeidlich in den Anschein geraten mußte, in einem Gegensatze zu den arbeitgebenden, besitzenden und intelligenten Kreisen der Nation, zu dem eigentlichen nationalen Kern des Staates, zu stehn. Der Repräsentant des positiven Teiles der Staatsaktion ist bei dem Versagen der frühern preußischen Handelsminister der Graf Posadowsky. Sein unendlicher Fleiß, seine unermüdliche Tätigkeit und die vor ihm noch niemals erreichte Summe seiner Kenntnisse, die nur eine Folge einer schier unerschöpfbaren Arbeitskraft ist, haben ungeachtet der großen persönlichen Achtung, die ihm allerseits gezollt wird, ihn nicht davor geschützt, das Angriffsobjekt der genannten Kreise zu werden, die mit der positiven Tätigkeit des Staates auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung und mit der bisher ziemlich negativen in der politischen Bekämpfung der Sozialdemo-

kratie unzufrieden sind. Obgleich Graf Posadowsky mit festen und harten Worten an die Sozialdemokratie bei gegebner Gelegenheit nicht gespart hat, hat man doch zwischen seiner Haltung und der des Reichskanzlers, dessen Stellvertreter er ist, diametrale Gegensätze finden wollen, deren Unvereinbarkeit notwendigerweise zu einer Trennung führen müsse.

Die Unrichtigkeit dieser Auffassung ist seitdem zur Genüge festgestellt worden, und es bleibt heute nur die Frage übrig, wie der Irrtum überhaupt möglich war. Zunächst dadurch, daß der Reichskanzler, der vor allem das politische Gebiet ins Auge zu fassen hat, hinsichtlich der auswärtigen Politik, der Kolonialpolitik, sodann aber auch hinsichtlich solcher Fragen, die den Kern des monarchischen Staatswesens berühren, fortdauernd scharfen Angriffen der sozialdemokratischen Gegner und ihrer Presse ausgesetzt ist. Sein Verhältnis zur Partei ist deshalb scharf zugespitzt worden, und als die Sozialdemokratie im Laufe des Dezembers und des Januars, gehoben durch die Vorgänge in Rußland, eine drohende Haltung und Sprache annahm, mit dem „Russischreden" drohte und ankündigte, auf die Straße hinabzusteigen, da war es Recht und Pflicht des Reichskanzlers, deutsch mit ihr zu reden und ihr klarzumachen, daß sie einem Widerstande begegnen werde, dem sie nicht gewachsen sei. So Fürst Bülow als verantwortlicher Vertreter der allgemeinen Politik. Graf Posadowsky steht dem Reichstage zunächst als Ressortchef des Reichsamts des Innern gegenüber. Während der Reichskanzler als preußischer Ministerpräsident auch im Herrenhause und im Abgeordnetenhause Fragen der allgemeinen Staatspolitik zu erörtern und demgemäß für deren einheitliche Behandlung zu sorgen hat, hat Graf Posadowsky, obwohl preußischer Staatsminister, im preußischen Landtage nichts zu tun, sondern ist parlamentarisch auf die Vertretung seines Ressorts im Reichstage beschränkt, allerdings des umfangreichsten, das wir überhaupt in der Regierung haben. Diesem Ressort liegt aber die eigentliche Politik fern. Der politische Kampf gegen die Sozialdemokratie, so weit er nicht vom Reichskanzler geführt wird, ist weit mehr Sache der verwaltenden Ministerien, d. h. der Ministerien des Innern in den Einzelstaaten. Im Reichsamt des Innern sind politische Aufgaben im eigentlichen Sinne nur insofern konzentriert, als das Amt das Verbindungsglied zwischen dem Reichskanzler und den Einzelstaaten sowie zwischen Bundesrat und Reichstag bildet.

Das Reichsamt des Innern ist nicht wie das preußische Ministerium des Innern eine verwaltende Behörde, sondern tatsächlich ein Ressort für die Vorbereitung von Gesetzen und für die Überwachung ihrer Ausführung. Der Staatssekretär dieses Amtes hat sowohl in dieser Eigenschaft wie als Mitglied des preußischen Staatsministeriums selbstverständlich zu allen ernsten politischen Fragen, die Reich und Staat bewegen, Stellung zu nehmen. Da alle wichtigen politischen Vorlagen, ehe sie an den Bundesrat kommen, zunächst das preußische Staatsministerium passieren, so ist der Staatssekretär des Reichsamts des Innern sehr wohl in der Lage, sich zu jedem in seinem Ressort ausgearbeiteten politischen oder wichtigern sozialpolitischen Gesetzentwurf im preußischen Staatsministerium auszusprechen, aber die politische Bekämpfung der Sozialdemokratie kann für ihn immer nur eine sekundäre, nebenamtliche Aufgabe sein, indem er bei seinen gesamten sozialpolitischen Maßnahmen im Auge behält, welchen Einfluß sie auf die Sozialdemokratie und deren Tätigkeit voraussichtlich üben werden. Er ist dabei in der sehr bevorzugten Lage, von einem weitausschauenden Mittelpunkte, von einer sehr hohen Warte aus die Gesamtlage zu übersehen. Wenngleich er sich mit der politischen Tätigkeit, der Organisation der Sozialdemokratie, ihren Vereinen, ihren Versammlungen und ihrer Presse nicht zu beschäftigen hat, weil das nicht zu seinem Ressort gehört, und weil er ihr gegenüber auch keinerlei administrative Maßnahmen treffen kann, so hat er dafür einen um so genauern Einblick in die vielen Wirkungskreise seines Ressorts, in die Stellung der Sozialdemokratie zu den sozialpolitischen Maßnahmen des Reiches und in deren Wirkung auf die Arbeiterkreise. Es ist

gewissermaßen angewandte Mathematik, die im Reichsamt des Innern getrieben wird, und wenn bei einem so großen Ressort gewisse Ressortliebhabereien in den einzelnen Abteilungen vielleicht unvermeidlich sind und sich in einer Weise bekunden, der der Staatssekretär nicht immer nach seiner eignen Überzeugung entgegentreten kann, so ist es doch selbstverständlich, daß sich die politischen Grundzüge, nach denen dieses Ressort arbeitet, den maßgebenden Anschauungen des Reichskanzlers oder der zwischen dem Reichskanzler und dem Staatssekretär in den einzelnen Fällen erzielten Verständigung anzupassen haben.

Was man dem Reichsamt des Innern, nicht der Person, sondern dem Amt in seiner großen Ausdehnung gern zum Vorwurf macht, ist, daß ihm der unmittelbare Zusammenhang mit dem praktischen Leben fehle, ein Vorwurf, der sich mit demselben Rechte gegen jede Behörde wendet, die keine administrative Tätigkeit auszuüben hat. Beim Reichsamt des Innern wird dieser Mangel, soweit er überhaupt tatsächlich vorhanden ist, reichlich ersetzt durch die zahlreichen Enqueten, die jahrein jahraus über alle möglichen Fragen und Bevölkerungsgruppen geschehen, das Amt in unmittelbare Berührung mit den betreffenden Kreisen setzen und es somit um eine Fülle von Kenntnissen aus dem unmittelbaren praktischen Leben bereichern, wie sie gleichwertig so leicht in keinem andern Ressort angesammelt werden können. Daraus ergibt sich aber als weitere Folge, daß dort die Beurteilungsfähigkeit für Ursachen und Wirkungen größer sein muß als an vielen andern amtlichen Stellen, und daß auch für die meisten Erscheinungen auf dem sozialpolitischen Gebiete die Zusammenhänge dort sehr viel genauer und sehr viel weiter übersehen werden, als es oft innerhalb der einzelnen Berufssphären selbst der Fall ist. Wenn ferner dem Reichsamt des Innern ein Zuviel an sozialpolitischer Gesetzgebung und namentlich die Einseitigkeit der Richtung vorgehalten wird, so soll man bei diesem Vorwurf nicht übersehen, daß fast alle diese Maßnahmen auf Beschlüssen des Reichstags, sei es auf Initiativanträgen, sei es auf Resolutionen, beim Etat oder andern Gesetzen beruhen. Bei dem nicht geringsten Teil dieser Beschlüsse haben die Parteien, aus deren Reihen jetzt der Vorwurf ertönt, entweder mitgestimmt, oder sie sind nicht zur Stelle gewesen, um die Beschlüsse zu verhindern oder der Regierung einen Rückhalt und ein Gegengewicht zu bieten. Die alljährliche Behandlung des Etats des Reichsamts des Innern durch die einzelnen Fraktionen des Reichstags ist in dieser Hinsicht außerordentlich beredt, und wir glauben, daß dem Grafen Posadowsky schweres Unrecht geschieht, wenn man ihn in einem Lichte darstellt, als trage er gar kein andres Verlangen, als alljährlich ein Füllhorn sozialpolitischer Gesetze über den Reichstag auszuschütten. Eher dürfte das Gegenteil zutreffen.

Man darf sich da zunächst wohl die Frage vorlegen, wieviel Zeit für die Ausarbeitung solcher Vorlagen vorhanden ist. Der Schluß des Reichstags fällt in den Beginn der Urlaubszeit, mitunter in den Hochsommer. Dann müssen die vom Reichstag angenommenen Gesetze zur Ausführung vorbereitet werden, mitunter recht umfangreiche Ausführungsbestimmungen, die eine weitläufige Korrespondenz mit den Einzelstaaten nötig machen, sind zu erlassen, das gewaltige Berichtsmaterial, das sich in den vielen Ressortabteilungen des Reichsamts des Innern angesammelt hat, muß durchgearbeitet werden, der neue Etat ist vorzubereiten. Aber ehe diese Arbeit auch nur einigermaßen bewältigt werden kann, ist die Zeit für die nächste Reichstagssession schon wieder da. Der Staatssekretär und ein nicht geringer Teil seiner Räte sind dann wieder dazu verurteilt, Wochen auf Wochen in Kommissions- und Plenarsitzungen zuzubringen. Man wird nicht gut annehmen dürfen, daß jemand, der Vormittags einer dreistündigen Kommissionsberatung und Nachmittags einer fünf- oder sechsstündigen Plenarsitzung beigewohnt hat, noch in der Lage sei, körperlich und geistig mehr als das Dringendste, was der Tag gebracht hat, zu erledigen. Daher kommt es, daß ein großer Teil der Arbeit im Reichsamt des Innern tatsächlich nur ein Arbeiten für den Reichstag und auf Grund seiner Beschlüsse ist, die Zeit wird nicht allzufern sein, wo man der Frage wird näher

treten müssen, die eigentlich sozialpolitischen Aufgaben und Ressortabteilungen des großen Amts von allen andern freizumachen. Die Zahl der dem Amt unter-gestellten Behörden wächst ins unermeßliche; sie alle zu leiten, im Auge zu behalten, zu kontrollieren und zu entwickeln geht über die Arbeitskraft eines einzelnen, sogar des tüchtigsten Mannes weit hinaus. Eine Leistung, wie der jetzige Staatssekretär des Innern sie vollbringt, ist nur unter völligem Verzicht auf alles Behagen, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens möglich. Graf Posadowsky ist sein Amt, er geht vollständig darin auf. Er erscheint kaum in der Gesellschaft, seine Anwesenheit bei einem Diner oder einem Festmahle ist eine außerordentliche Seltenheit; Repräsentationsreisen gibt es bei ihm nicht. Seine rastlose Innerlichkeit nimmt ihn so in Anspruch, daß für die Äußerlichkeiten des Lebens nichts oder doch nur sehr wenig übrig bleibt. Er ist nicht ein Beamter, den man, wie Bismarck einst von einem Staatssekretär des Innern sagte, „mit einem Fünfhunderttalerschein in das Parlament schicken kann, um ihn dort in kleine Münze umzuwechseln," d. h. einen ihm mitgegebnen gesetzgeberischen Gedanken in hundert Paragraphen zu zerlegen, er trägt in sich selbst die schöpferische Kraft. In der persönlichen Vertretung seines Ressorts vor dem Reichstage, sogar bis in alle Kleinigkeiten und in der Beantwortung der unglaublichsten Fragen, geht er fast zu weit. Als Landrat, Abgeordneter, dann Landeshauptmann der Provinz Posen, dann Staatssekretär des Reichsschatzamts, später des Reichsamts des Innern und Vorsitzender im Bundesrat hat er eine Laufbahn durchmessen, die in ihrer Entwicklung, wenn man davon absieht, daß zweiundzwanzig Jahre davon in die Provinz Posen fallen, als die denkbar wünschenswerteste Vorbereitung für seine jetzige Stellung bezeichnet werden muß. Seit 1893 im Bundesrat, ist er dessen ältestes preußisches Mitglied. Diese Hinweise genügen, für jedermann begreiflich zu machen, daß ein solcher Mann nicht so ohne weiteres zu ersetzen ist, und der Reichskanzler denkt schwerlich daran, einer Dissonanz, die nicht zwischen ihm und dem Grafen Posadowsky, sondern zwischen diesem und einzelnen Gruppen des Reichstags besteht, praktische Folge zu geben. Der Reichskanzler bekämpft die Sozialdemokratie auf politischem Gebiete, der Staatssekretär des Innern auf sozialpolitischem, um ihr da durch geeignete Maßnahmen das Wasser abzugraben. Sollte sich dabei einmal in den Ausführungen beider Staatsmänner ein Divergieren in einzelnen Anschauungen zeigen, so sind doch jedenfalls prinzipielle Gegensätze nicht vorhanden. Gelegentliche Divergenzen werden aber zumeist nicht von den Anschauungen der Redner, sondern mehr noch von den Anlässen, bei denen die Reden gehalten werden, durch Äußerungen von Vorrednern, auf die zu antworten war, und durch ähnliche Ursachen hervorgerufen werden. Das kommt wohl auch bei Rednern einunddderselben Partei vor. Unmöglich kann ein Minister bei tagelangen Debatten immer im Kopfe haben, was ein Kollege oder auch der vorgesetzte Reichskanzler vor Tagen, Wochen oder Monaten gesagt hat. Die Hauptsache ist, daß Grundanschauungen und Ziele übereinstimmen, und das ist zwischen dem Reichskanzler und seinem Stellvertreter durchaus der Fall, wie Fürst Bülow das soeben vor dem Handelstage von neuem bekräftigt hat, indem er zugleich im Sinne seines Vertreters jene Anerkennung für das deutsche Unternehmertum aussprach, die jüngst neben der in einer Reichstagsrede des Grafen Posadowsky ausgesprochnen Anerkennung für die deutschen Arbeiter vermißt worden war.

Die Aussichten der Steuervorlagen haben sich mehr und mehr verringert, und die Parteien werden sich Rechenschaft darüber geben müssen, wie sie das von ihnen anerkannte Defizit von 200 Millionen zu decken beabsichtigen. Gerade in den Steuerfragen macht sich der Gegensatz zwischen Bundesstaat und Einheitsstaat sehr zum Nachteil des ersten geltend. Um so mehr haben alle, denen an der Erhaltung des bundesstaatlichen Gedankens gelegen ist, die Pflicht, dafür zu sorgen, daß dieser Gedanke nicht Schaden leide. Das gilt sowohl von den Regierungen, bei denen in Steuerfragen eine Übereinstimmung nur unter großen Schwierigkeiten zu erzielen ist, als vom Reichstage, in dessen Schoße nicht nur die Parteigegensätze, sondern

auch noch die Interessen der Einzelstaaten eine das Ganze schädigende Rolle spielen. Wenn ein konservativer Redner erklärte, es sei das beste, der Mehrbedarf werde durch Matrikularbeiträge aufgebracht und in den Einzelstaaten durch Zuschläge zur Einkommensteuer gedeckt, so ist eine solche Äußerung wohl in einem Anflug von übler Laune erklärlich, aber erstens haben nicht alle deutschen Staaten eine Einkommensteuer, zweitens sind die Grundsätze der Veranlagung grundverschieden, sodaß Zuschläge für Reichszwecke die Mehrbelastung in den einzelnen Bundesstaaten sehr ungerecht verteilen würden. Auch ein Gesetz, das eine gleichmäßige Landeseinkommensteuer in allen Bundesstaaten einführen wollte, würde wegen der grundverschiednen wirtschaftlichen Verhältnisse auf große Schwierigkeiten stoßen, weil es eine ebenso große Ungerechtigkeit sein würde wie die heutigen Matrikularbeiträge als Kopfsteuer. Deutschland hat bei der Deckung seines Reichsbedarfs mit dem großen Nachteil zu kämpfen, daß es nicht wie England eine kleine Anzahl wirklich einträglicher Steuern haben kann, sondern daß die Steuerobjekte in allen Ecken und Winkeln gesucht werden müssen. Auf die Dauer wird mit einer solchen Einrichtung doch nicht gewirtschaftet werden können, weil sie den Bedarf nicht deckt.

Die internationale Situation wird nach wie vor von dem bestehenden Gegensatz in der Marokkofrage beherrscht. Nachdem Deutschland im vorigen Sommer erklärt hat, daß es „hinter Marokko“ steht, nachdem die Souveränität und Integrität des Landes nicht nur vom Kaiser feierlich anerkannt, sondern auch zur Grundlage des zwischen Deutschland und Frankreich vereinbarten Konferenzprogramms gemacht worden ist, darf man sich durch die einzelnen wechselnden Phasen, denen in der Presse leicht eine zu große Bedeutung beigemessen wird, nicht beirren lassen. Frankreich wird schließlich doch von seinen weitgehenden Ansprüchen absehen, denn es ist ein schon durch die Londoner Konferenz von 1871 von englischer Seite festgelegter völkerrechtlicher Grundsatz, daß internationale Verträge nicht einseitig durch einen der Signatare abgeändert oder für nicht mehr verbindlich erklärt werden dürfen. Hat man das damals für den Pariser Vertrag von 1856 als Recht anerkannt, so muß derselbe Grundsatz auch bei der Madrider Konvention von 1880 gelten. Damals — 1871 — war in England die liberale Partei am Ruder, und Lord Granville Staatssekretär des Auswärtigen, der die Festlegung jenes Prinzips mit großer Energie verfocht und nach vielen Schwierigkeiten durchsetzte. Um so weniger wird die heute in England regierende liberale Partei sich von jenem Vermächtnis ihrer ehemaligen Führer losmachen können, und sie wird, falls Frankreich wider alles Erwarten die Konferenz zum Scheitern bringen sollte, nachher um so mehr für die Erhaltung des Status quo eintreten müssen, als sie, wenn Rußland von neuem die Meerengenfrage aufrollen sollte, in einen krassen Widerspruch zu sich selbst geraten würde. Aber bis jetzt hat die Annahme noch Berechtigung, daß Rouvier den Herrn Revoil in Algeciras austoben läßt. Deutschlands ruhige Festigkeit wird dem französischen Premier diese Absicht um so mehr erleichtern, als es mit seiner Grundanschauung keineswegs alleinsteht. *§*

Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt (bei Mittler und Sohn erschienen). Ein stattlicher Band von mehr als dreihundert Seiten mit sehr reichhaltigem Inhalt. Man kann diese im Reichsmarineamt zusammengestellte Arbeit als Fortsetzung der Zusammenstellungen über die Seeinteressen des Deutschen Reiches aus den Jahren 1897 und 1900 betrachten. Die Arbeit zeigt eine sehr gesunde Entfaltung der deutschen Seeinteressen, zeigt aber auch, daß uns das Ausland auf vielen Gebieten noch weit überlegen ist, und daß deshalb der Wettbewerb auf dem Weltmarkt an den deutschen Unternehmungsgeist hohe Anforderungen stellt; der Deutsche kann seine oft mühsam errungnen Erfolge zum Besten seiner gesamten Volkswirtschaft nur sichern und fördern, wenn er auf den Schutz durch die Reichsgewalt rechnen darf. Die sehr schnell wachsende Bevölkerung in Deutschland, die jetzt schon fast eine Million Menschen im Jahre ausmacht, zwingt aber

täglich mehr dazu, die Absatzgebiete für deutsche Waren im Auslande zu erweitern und dafür Sorge zu tragen, daß der deutsche überseeische Verkehr, also der Seehandel, nicht gestört werde. Denn für das Gedeihen des Reichs ist die Sicherung und Förderung der deutschen Seeinteressen eine der wichtigsten, für die nächste Zukunft sogar zweifellos die wichtigste Aufgabe.

Betrachtet man die Seeinteressen im einzelnen, so zeigt die vorliegende Arbeit, daß der deutsche Seehandel im letzten Jahrzehnt um 75 Prozent (68 Prozent mit europäischen und 93 Prozent mit außereuropäischen Ländern) zugenommen hat. Am abhängigsten vom Seehandel ist die deutsche Textilindustrie, die neun Zehntel ihrer Rohstoffe vom Auslande, meist zur See bezieht und fast drei Viertel ihrer Ausfuhr in Ländern des Seeverkehrs absetzt. Die wichtigste deutsche Industrie, die Metallindustrie, setzt beinahe drei Viertel ihrer Ausfuhr auf dem Seewege ab. Der Schiffahrtsverkehr in deutschen Häfen hat im letzten Jahrzehnt um mehr als 52 Prozent zugenommen; der Anteil der deutschen Flagge an dieser Steigerung ist sehr groß. Die Frachtleistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte hat sich von 1893 auf 1903 verdoppelt und steigt noch schnell weiter. Sehr interessant ist die ausführliche Untersuchung über die Verkehrsleistungen deutscher Schiffe zwischen den verschiednen Ländern; der Seeverkehr deutscher Schiffe mit fremden Häfen hat sich im letzten Jahrzehnt um die Hälfte vermehrt. Dabei muß man beachten, daß die modernen Riesendampfer die Hauptrolle in diesem Verkehr spielen, und daß der einst so wichtigen Segelschiffahrt nur noch 5 Prozent aller beladnen Schiffe zufallen. Verkehrszunahmen kann man mit afrikanischen, nord- und südamerikanischen Häfen, am meisten aber mit kleinasiatischen und ostasiatischen Häfen verzeichnen. Es läßt sich auch nachweisen, daß die andern Seestaaten zwar auch mit starken Verkehrszunahmen im letzten Jahrzehnt rechnen können, daß aber die deutsche Flagge im Verhältnis zum Seeverkehr aller Länder, außer dem Japans, überall ihre Stellung erweitert hat; z. B. nahm der Seeverkehr Großbritanniens mit fremden Ländern in derselben Zeit nur um 41 Prozent zu, während der deutsche um 50 Prozent stieg. Den gewaltigen Aufschwung, in dem die deutsche Reederei begriffen ist, kann man am deutlichsten aus dem Anwachsen der deutschen Seedampferflotte (der Handelsfahrt) erkennen. Der Nettoraumgehalt der Dampfer betrug 1895: 759089 Registertonnen, 1905 aber 1774072 Registertonnen! Dabei stieg die Zahl der Dampfer nur von 1043 auf 1657, ein deutlicher Beweis für das Anwachsen der Schiffsgröße! Von Anfang 1900 bis Ende 1905 verdoppelte sich der Kurswert der Hamburger und der Bremer Reedereiaktien! Das sind Zahlen, die deutlich genug zeigen, was für schwere Verluste Deutschland in einem unglücklichen Kriege mit einer großen Seemacht drohen. Der Wert der gesamten deutschen Handelsflotte stieg von 337 Millionen Mark im Jahre 1895 auf 810 Millionen im Jahre 1905; für Hamburg allein steigerte sich in denselben Jahren der Wert der Dampferflotte von 125 auf 400 Millionen Mark. Andre sehr beachtenswerte Zusammenstellungen beweisen den Aufschwung und die starke Steigerung der Leistungsfähigkeit des deutschen Schiffbaugewerbes im letzten Jahrzehnt. Die Arbeiterzahl hat sich von 1890 auf 1905 verdoppelt. Hand in Hand mit der Entwicklung der Handelsflotte geht die Vergrößerung der deutschen Seehafenanlagen, für die alljährlich große Summen aufgewandt werden.

Auch die deutsche Hochseefischerei ist — nicht zum wenigsten dank den Bemühungen des Deutschen Seefischereivereins — in gesundem Wachstum begriffen, obgleich allerdings der Heringsbedarf für das deutsche Volk zum größten Teile noch aus dem Auslande bezogen werden muß. Es wird Zeit, daß die durchschnittlich $67^1/_2$ Millionen betragende Seefischeinfuhr aus dem Auslande (darunter durchschnittlich $39^1/_2$ Millionen für Heringe) durch den Fang deutscher Seefischereifahrzeuge gedeckt wird. Diese $67^1/_2$ Millionen jährlich sind vergeudetes Geld, weil die Seefische Erzeugnisse des Meeres, also freie Seebeute sind, darum dem gehören, der sie in seinen Netzen sammelt. Es wäre wirklich besser, wenn dieses hübsche Sümmchen jährlich dem deutschen Seefischereibetriebe zugute käme. Wie manchem Arbeitslosen

und Landstreicher könnte geholfen werden, wenn er als Fischerknecht Anstellung fände! Wie man in England das Seefischereigewerbe schätzt, geht daraus hervor, daß die englische Fischereiflotte 1905 schon 1074 Fischdampfer zählte, die deutsche nur 116. Von den Engländern werden etwa siebenmal mehr, von den Holländern viermal mehr und von den Norwegern dreimal mehr Heringe gefangen als von den Deutschen. Der gesamte englische Seefischereiertrag ist jährlich fast achtmal größer als der deutsche, und ähnlich scheint es sich mit dem Verbrauch zu stellen. Bei der Übervölkerung, die unserm Vaterlande mehr und mehr droht, sollte man den Seefischen in der Volksernährung immer mehr Beachtung schenken und in den vielen deutschen Großstädten zweckmäßigere Fischmärkte einrichten, wo die Seefische gut und billig in großen Mengen abgesetzt werden können. Der Deutsche versteht die Seefische als Nahrung noch immer nicht genügend zu würdigen; sie müssen ihm mundgerechter gemacht werden.

Bisher wurden nur die unmittelbaren Seeinteressen berücksichtigt, nämlich soweit sie die See selbst als Schauplatz oder richtiger zumeist nur als Fahrstraße berühren. Im weitern Sinne kann man auch die deutschen Interessen in fremden Ländern, namentlich in solchen, die nur zur See bequem erreichbar sind, betrachten; dann darf man auch die deutschen Kapitalanlagen im Auslande, die deutschen Kolonien und schließlich die (allerdings leider noch herzlich unbedeutenden) deutschen Seekabel zu den deutschen Seeinteressen rechnen. Welchen wirklichen Wert deutsche Kapitalanlagen in ausländischen Staatspapieren haben, darüber können wohl nur Geldleute urteilen; als Laie kann man in Zweifel geraten, ob es überhaupt zweckmäßig für das Vaterland sei, wenn deutsches Geld fremden Staaten Dienste leistet. Man braucht dabei nicht so besorgt zu sein wie Martin, aber fremde Werte, ganz gleich, ob russische, griechische, türkische, argentinische oder andre Staatspapiere, sind immer Anlagen, die auch dann, wenn die Zinsen pünktlich gezahlt werden, dem Auslande mehr Nutzen bringen als dem deutschen Volke. Außerdem besteht immer die Möglichkeit, daß der fremde Staat mit dem geliehenen Gelde seinem Heere oder seiner Flotte solche Widerstandskraft gibt, daß wir davon Schaden haben. Anders verhält es sich freilich mit den Kapitalanlagen zugunsten deutscher Unternehmungen, z. B. der Anlage von Eisenbahnen, Häfen, Kohlenlagern, Fabriken im Auslande; solche darf man mit Fug und Recht den deutschen Seeinteressen hinzurechnen, wenn sie von Deutschen betrieben werden, und wenn ihr Betriebsnutzen dem Deutschen Reiche nicht völlig verloren geht. Also es muß immer die auf Seite 135 erwähnte „werbende Tätigkeit deutschen Kapitals" im Auslande nachweisbar sein, damit die betrachtete Kapitalanlage den deutschen Seeinteressen zugezählt werden darf. Da aber ein solcher Nachweis schwierig ist, sollte man doch die im neunten Teil gegebnen Zusammenstellungen, so wertvoll sie an sich auch sind, mit einiger Vorsicht bei ihrer Einschätzung als wirkliche, des Schutzes durch die Flotte bedürftige Seeinteressen betrachten. Kanonen, die von deutschen Fabriken an China geliefert und mit deutschem Gelde bezahlt werden, dann deutsche Seeleute vernichten, sind negative Seeinteressen!

Man darf nicht vergessen, daß auch eine Schutzflotte wie die deutsche nur ein Machtmittel ist; für ihre Stärke ist also immer die Stärke möglicher Gegner maßgebend. Dieser Kernpunkt der ganzen Sache ist im dreizehnten Teil kurz und bündig, aber auch klar und deutlich genug für jedermann behandelt. Solange Deutschland nur ein Drittel der Summe einstellt, die England für seine Marine auswirft, so lange kann es auch nur auf ein Drittel des Schutzes seiner Seeinteressen im Vergleich mit dem, den die englische Flotte verbürgt, rechnen. Und solange Deutschland wachsende Seeinteressen hat, wie sie im ersten bis achten Teil der betrachteten Schrift mustergiltig und anschaulich geschildert sind, so lange bleibt es Pflicht der deutschen Staatslenker, für ausreichenden, wachsenden Schutz dieser Seeinteressen durch kriegsbereite Machtmittel zu sorgen. Ein Vorzug der Schrift, der ihre Verbreitung und Beachtung sichert, ist der, daß sie sich von jeder nationalsentimentalen Gefühlspolitik und von jeder agitatorischen Tendenz freihält. Nur die orthodoxe Sozialdemokratie wird nichts

aus der fleißigen Arbeit lernen, obgleich es gerade der deutsche Industriearbeiter ist, der zuerst verhungern müßte, sobald die deutschen Seeinteressen seemächtigen Gegnern zur Beute werden. Georg Wislicenus

Bücher von Möbius. Der sechste Band der bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erscheinenden ausgewählten Werke des bekannten Nervenarztes P. J. Möbius ist Im Grenzlande betitelt. Er enthält sechs Abhandlungen philosophischen Inhalts. Möbius bekennt im Vorwort, daß Philosophie immer sein Lieblingsstudium gewesen sei, und daß er, wenn es ihm möglich gewesen wäre, lieber Philosoph von Fach als Arzt geworden wäre. Er selbst und seine Patienten mögen Gott dafür danken, daß sein Herzenswunsch nicht erfüllt worden ist; mehr Philosophen, als wir schon haben, sind wirklich nicht nötig. Das heißt, was man so Philosophen nennt. Echte Liebhaber der Weisheit freilich können wir nicht genug haben, aber ein solcher kann man als Arzt, Schulmeister, Landwirt oder Schuster viel eher sein als im Stande der Philosophieprofessoren. Zwei der Abhandlungen empfehlen in Dialogform die Philosophie Fechners, zu dessen begeisterten Jüngern Möbius gehört, einer trägt recht annehmbare Ansichten über Religion vor, und einer, der von der Menschenveredlung handelt, spricht sehr verständig über die Bedeutung des Adels. Daß sich Möbius um die Rehabilitierung Galls bemüht, haben wir schon im 24. Heft 1904 erzählt. Nach den Präliminarien in seinem Goethebuche hat er ihm nun einen besondern Band, den siebenten der ausgewählten Werke, gewidmet: Franz Josef Gall (1905). Der Mann und seine Lehre sind sehr interessant; die Entscheidung jedoch über den wissenschaftlichen und praktischen Wert der Phrenologie und Kranioskopie müssen wir den Fachgelehrten überlassen, die sich wohl noch ein Weilchen darum streiten werden.

Gegen die Pornographie. Der Oberlehrer Dr. Ludwig Kemmer in München, Arcisstraße 32, ist den Grenzbotenlesern als Bekämpfer der Pornographie bekannt. Er hat jetzt eine Schrift herausgegeben: Die graphische Reklame der Prostitution, die bei C. H. Beck in Nördlingen als Manuskript gedruckt worden ist — die Herstellungskosten haben einige gleichgesinnte Freunde aufgebracht —, weil ein Verleger nicht zu gewinnen war. Über die Beschaffung des amtlichen Materials, das der Schrift zugrunde liegt, berichtet der Verfasser: Bei einem flüchtigen Einblick in die Tätigkeit der Münchner Zensurbehörde habe er die Überzeugung gewonnen, daß er von der wirklichen Größe der unserm Volke von der sich als Kunst und Literatur gebärdenden pornographischen Industrie bis dahin kaum eine Ahnung gehabt habe. Er habe die Erlaubnis erbeten und erhalten, sich aus den von der Polizei gesammelten Proben zu informieren, und so habe er das Material beschafft, das er den Volksvertretern, Vätern, Müttern, Lehrern, Ärzten als eine unerfreuliche, aber vielleicht doch dem Volke heilbringende Gabe darbiete. Schlimmer noch als die Scheußlichkeiten selbst, die man hier kennen lernt, ist der Umstand, daß zur Herstellung eines Teils davon Kinder, Jünglinge, Mädchen, Frauen des bayrischen Landvolks als Modelle benutzt werden, die man durch die Stellungen, die sie einnehmen müssen, für die Prostitution dressiert. Wer diese Volkspest, deren Vertreter es hauptsächlich auf die Verseuchung des bisher kerngesunden Bayernvolkes abgesehen zu haben scheinen, bekämpfen will, muß sie kennen, und Kemmers Schrift dürfte die einzige Quelle sein, die darüber vollständigen Aufschluß gibt.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig







Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 9

Ausgegeben am 1. März 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig



Die Befestigungen an der französischen Ostgrenze

Der geschickten deutschen Politik und nicht zum wenigsten wohl den friedliebenden Worten unsers Kaisers verdanken wir es, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich wieder freundschaftlicher gestalten. Auch die Franzosen scheinen in der Mehrzahl über diesen Ausgang erfreut zu sein. Das hindert aber nicht, daß sich die französische Presse noch immer sehr eingehend mit den wichtigsten Fragen der eignen Landesverteidigung beschäftigt, denen auch wir natürlich ein lebhaftes Interesse schenken müssen.

Den ersten Anstoß zu diesen Erörterungen haben vor einiger Zeit die Veröffentlichungen des ehemaligen Ministers de Lanessan gegeben, der die militärischen Verhältnisse an der Grenze auf der deutschen und der französischen Seite miteinander verglich und dabei zu Resultaten gelangte, die in der Forderung gipfelten, Frankreich müsse sofort sechshundert Millionen Franken zur Verstärkung und zur Verbesserung seiner Festungswerke im Osten hergeben. Auffallenderweise fanden die Angaben Lanessans ohne jede Prüfung in den weitesten Kreisen Glauben, und sogar höhere Offiziere befürworteten die Forderungen, die der frühere Minister für die Festungsreformen in den Vordergrund seines Programms gestellt hatte. Unerwartet hat sich nun aber in diesem Ideengang eine vollkommne Wandlung vollzogen, und zwar ist es kein Geringerer als der angesehene General Langlois, bis vor kurzem Mitglied des obersten Kriegsrats, gewesen, der es in überzeugender und lehrreicher Darstellung ausgesprochen hat, daß sein Vaterland in schwere Gefahren geraten würde, wenn es seine Zuflucht nur hinter Befestigungen suchen sollte, anstatt sich klar darüber zu sein, daß der Wert der Festungen, und insbesondre des Fortgürtels an der Ostgrenze, ganz anders geworden sei als ehedem. Von besonderm Interesse sind in den Ausführungen Langlois die Stellen, die sich eingehend mit der heutigen Bedeutungslosigkeit der Grenzforts und den Möglichkeiten eines Angriffsverfahrens gegen sie beschäftigen. Der französische General geht dabei von der Ansicht aus, daß so gute Dienste auch die großen befestigten Lagerplätze von Belfort, Epinal, Toul und Verdun im Kriege leisten könnten, so irrig sei die Meinung, daß die Sperrforts im Kriege die Aufgaben erfüllen würden, die die öffentliche Meinung

heutzutage von ihnen erwarte. Schon von vornherein sei ihre Anlage verfehlt gewesen, denn alle Straßen mit ihnen sperren zu wollen, die von den deutschen Truppen benutzt werden könnten, sei ein Ding der Unmöglichkeit. Heutzutage aber, wo die Geschütze und die Geschosse so wesentliche Verbesserungen erfahren hätten, seien diese Forts, in denen zwei oder drei Infanteriekompagnien mit einigen Geschützen stehen sollten, wahre „Mausefallen" und zu weiter nichts da, als die Verluste der eignen Armee von vornherein mit einem hohen Konto zu belasten. Auch habe der russisch-japanische Krieg gelehrt, daß die gut angelegte Feldbefestigung eine viel glücklichere Rolle spiele und für den Verteidiger weit wertvoller sei als die permanente Anlage kleiner Werke. Das liege eben daran, daß solche Forts von geringem Umfang eine zu gute Zielscheibe für die schwere Artillerie böten, die heute die Feldarmee mit sich führe, und daß sie trotz allem Beton- und Panzerschutz gegen die Wirkungen der Brisanzgranaten auf die Dauer völlig widerstandlos seien. Man könne sogar getrost sagen, daß heute von einer aktiven Verteidigung solcher Sperrforts kaum noch die Rede sei, denn die Besatzung werde durch das verheerende Feuer des Angreifers so gut wie „festgenagelt" und könne nur unter den schwersten Verlusten ins Freie gelangen. Und was das Feuer der eignen Geschütze anlange, so sei die Leitung, die in den neuesten Forts vom gepanzerten Beobachtungsturm aus bis zu dem befehlenden Artillerieoffizier in der Kasematte durch telephonische Verbindung erfolge, an sich schon schwierig genug und werde unmöglich, wenn nur ein einziger Schuß aus einem feindlichen Geschütz sein Ziel richtig träfe.

Um diesen Auffassungen erhöhten Nachdruck zu geben und ihren ganzen Ernst anschaulicher zu machen, führt General Langlois aus, daß seiner Ansicht nach zum Angriff gegen ein Fort etwa eine Infanteriebrigade mit je drei Batterien Feldgeschützen und Feldhaubitzen verwandt werden würden. Nehme man an, daß alle Kanonen moderne Schnellfeuergeschütze seien, so könnten diese 24 Geschütze in einer Minute 84 Sprenggranaten und 60 Schrapnells, zusammen also 144 Geschosse verfeuern, und es sei klar, daß ein energischer Angreifer bei einigem Geschick mit solchen Munitionsmengen bald zu einem Erfolge kommen müsse. Und zwar um so eher, als allein der Rauch von 60 einschlagenden Schrapnells dem Verteidiger jede Sicht nehme, und der Lärm von 84 gut gezielten Sprenggranaten in der Minute alle telephonische Verständigung innerhalb des Forts unmöglich machen werde. Dazu komme, daß die eigne Infanterie, je länger die Verteidigung daure, durch die vielen Trümmer aus den einfallenden Schutzwehren sehr belästigt werde, wenn ein Gegenangriff unternommen werden sollte, und daß ebensosehr der Geruch der den krepierenden Geschossen entströmenden Gase der Besatzung den Aufenthalt in den engen Hohlräumen unerträglich machen würde.

Nach alledem, so schließt General Langlois seine interessanten Ausführungen über den militärischen Wert der französischen Sperrforts, würde es ein unverzeihlicher Fehler sein, wenn die oberste Heeresleitung nennenswerte Mittel zur Modernisierung oder zum Ausbau dieser fortifikatorischen Anlagen verwenden würde. Sie mögen in dem jetzigen Zustande erhalten bleiben, dagegen lasse

sich nichts einwenden; vielleicht daß sie auch als Stützpunkte oder zur Flügelanlehnung in einer großen Feldschlacht eine gewisse Bedeutung erlangen könnten, aber mehr dürfe heutzutage nicht von ihnen erwartet werden, und sobald die Feldarmee gezwungen werden sollte, sich hinter ihre Linie zurückzuziehn, dann müßten sie unweigerlich aufgegeben und sogar zerstört werden, wenn dies irgend möglich sein sollte, damit der Gegner keinerlei Nutzen aus ihnen ziehn könne. Vor allen Dingen aber sei zu empfehlen, daß das Fort Manonviller, östlich von Lunéville, zum Schutze der von Saarburg kommenden Bahn bestimmt, für das noch in der jüngsten Zeit große Geldopfer gebracht wurden, sofort dem Erdboden gleich gemacht werde, denn es liege vollkommen isoliert und außerdem an einem Punkte, den der Gegner ebenso früh wie die eigne Armee erreichen könne, sodaß diese vielleicht nicht einmal in der Lage sein werde, die so teuer bezahlte Grenzfeste rechtzeitig mit genügenden Verteidigungsmitteln zu versehen.

Es ist jedoch sehr die Frage, ob sich die gegenwärtig maßgebende französische Generalität und mit ihr der oberste Kriegsrat den Auffassungen des Generals Langlois in allen Punkten anschließen und auch nur einen Teil der befestigten Ostgrenze aufgeben wird. Bei den vier großen Lagerfestungen Verdun, Toul, Epinal und Belfort scheint dies sogar völlig ausgeschlossen zu sein, denn wie Oberst Piquart erst kürzlich im Figaro eingehend ausgeführt hat, haben diese starkbefestigten Plätze nach wie vor die Aufgabe, den eignen Armeen im Falle einer Offensive die Ausgänge zu sichern, im entgegengesetzten Falle aber den Rückzug zu decken und die Eisenbahnlinien zu sperren. Um sie für diesen doppelten Zweck instand zu setzen, sind sie schon wiederholt mit sehr großen Kosten verstärkt worden. So wurden in den detachierten Forts, die ihren Gürtel bilden, die Schutzhohlräume für das Personal und das Material mit einer dichten Betonschicht gedeckt, und eine große Anzahl der schwersten Geschütze sind in Panzertürmen aufgestellt worden. In den Räumen zwischen den so verstärkten Forts hat man Befestigungen mit schwachen Reliefs, „mit dreieckigem Profil“ geschaffen, die als Besatzung eine oder zwei Kompagnien aufnehmen können und mit betonierten Kasematten versehen sind. Außerdem wurden, um auch solche Geländeabschnitte zu schützen, die von den Festungsgeschützen nicht unter Feuer gehalten werden können, wenn der Angreifer sie besetzen sollte, mehrere Batterien gebaut, die den Namen „Kasematten von Bourges“ führen, und die dementsprechend auch betoniert sind. Endlich sind die vier großen Lagerfestungen, neuerer Bestimmung zufolge, schon für die Friedenszeit mit ihrem Material sowie ihren Vorräten an Lebensmitteln und Munition versehen worden, sodaß es nach diesen Maßnahmen, die soviel Geld gekostet haben, geradezu ein Unding sein würde, diese Plätze nicht fortwährend auf der ganzen Höhe ihres militärischen Wertes zu erhalten.

Auch andre Stimmen treten dafür ein, daß im Interesse der Landesverteidigung unbedingt an dem Bestande der durch die vier großen Festungen an der Ostgrenze geschaffnen Schutzmauer festgehalten werden müsse. Besonders werden für Verdun, den eigentlichen Ausgangspunkt der Sperrlinie im Norden, immer mehr Mittel gefordert mit der Begründung, daß hier auch eine sehr

überlegne feindliche Armee längere Zeit festgehalten werden müsse. Verdun ist dazu ein durch das Gelände besonders begünstigter Platz, der als Ersatz für Metz geschaffen worden ist und die direkte Anmarschlinie von Metz über Châlons auf Paris deckt. Es bedroht die hintern Verbindungen und die Flanke einer Angriffsarmee, die es unternehmen sollte, in den engen Raum zwischen der belgischen Grenze und der Festung auf Châlons vorzudringen. Die Festung hat bei einem Umfange von 57 Kilometern nicht weniger als 17 große Forts, 21 selbständige Werke und etwa 47 Batteriestellungen, der größte Durchmesser der äußern Fortlinie beträgt 15 Kilometer, Schmalspurbahnen und Ringchausseen vermitteln die Verbindung zwischen den einzelnen Werken. Die eigentliche Stadt ist durch eine innere Umwallung geschützt. Gegenwärtig wird hier an den Forts Marre und Moulainville gebaut, für deren Modernisierung 930000 Franken ausgeworfen worden sind, und die im Jahre 1908 fertig sein sollen.

Sehr heftig wogt die Diskussion noch immer über den Verteidigungswert von Toul. Während die einen meinen, daß für diesen Platz, der als das Konzentrationslager einer starken Offensivarmee angesehen wird und sich seiner räumlichen Ausdehnung nach (63 Kilometer) für diesen Zweck auch besonders eignet, schon ausreichend viel geschehn sei, sind andre der Ansicht, daß noch neue Forts gebaut, andre durch Panzerung verstärkt und mit zahlreichern schweren Geschützen versehen werden müßten. Bei der großen Bedeutung, die Toul auch als Knotenpunkt von drei großen strategischen Eisenbahnen hat, und in Anbetracht des Umstandes, daß man damit rechnet, eine Offensive von Toul aus werde sich besonders nach Süden ausdehnen müssen zum Schutze des fast 50 Kilometer breiten unbefestigten Abschnittes, der bis an die Nordforts von Epinal reicht, erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Parlament die Partei siegt, die eine weitere Verstärkung dieser großen Lagerfestung für unerläßlich hält.

Von den beiden Festungen der südlichen Sperrlinie Epinal und Belfort ist die erste dem befestigten Lager von Toul nicht ganz unähnlich, weniger ihrer Größe als ihrer Bestimmung nach, denn der Umfang der äußern Fortlinie beträgt nur 50 Kilometer, und zudem sind hier mehr kleine Werke vorhanden als bei Toul. Aber Epinal soll die nördlich liegende Schwesterfestung in ihrer Aufgabe, die dazwischenliegende Lücke durch offensive Unternehmungen zu schützen und einem vormarschierenden Gegner in die Flanke zu fallen, kräftig unterstützen, und zu diesem Behufe ist auch dieser Platz so stark befestigt und ständig erweitert worden, daß seine Deklassierung schwerlich je ernsthaft ins Auge gefaßt werden kann.

Was endlich Belfort anlangt, so ist diese Abschlußfestung im Süden der ganzen befestigten Ostgrenze Frankreichs unstreitig der widerstandsfähigste und modernste aller Plätze. Das kommt nicht allein daher, daß sich die ganze Anlage aus einer doppelten Kette von mehr oder weniger umfangreichen Einzelwerken zusammensetzt, sondern auch, daß jedes dieser Forts von ungewöhnlicher Stärke ist, die sowohl auf natürlicher Beschaffenheit wie auf fortifikatorischen Verstärkungsmaßnahmen beruht. Dazu kommt diesem großen Festungskomplex noch zugute, daß er in nahem Zusammenhang mit den gegen die Schweiz ge-

richteten starken Jurabefestigungen steht, an denen er eine sehr wertvolle Unterstützung finden kann, namentlich dann, wenn von der neutralen Schweiz her dem Operationsplan der Franzosen keine Gefahr droht. Als Grund dafür, daß gerade Belfort so außerordentlich stark befestigt ist und vor allen Dingen noch bis in die jüngste Zeit durch Neuanlagen verstärkt worden ist, wird von Eingeweihten angegeben, daß der frühere Operationsplan einer starken Defensive hinter der befestigten Grenzlinie für den Fall eines Krieges gegen Deutschland längst aufgegeben sei und dafür beabsichtigt werde, sofort nach der Mobilmachung eine Armee unter dem Schutze von Belfort und südlich an dieser Festung vorbei in süddeutsches Gebiet einrücken zu lassen. Auf diese Weise werde den übrigen Grenzbefestigungen mehr die Rolle eines vorübergehenden Schutzwalles zufallen, hinter dem das Gros des Heeres ungestört vom Feinde seine Mobilmachung vollenden könne.

Wenn man nach dieser kurz skizzierten Beurteilung des militärischen Wertes der vier großen französischen Lagerfestungen nur zu dem Resultat gelangen kann, daß sie im Kriege doch berufen sein können, der Landesverteidigung wertvolle Dienste zu leisten, und daß sich deshalb die oberste Heeresleitung kaum dazu entschließen dürfte, sie aufzugeben, so bleibt noch die Frage zu untersuchen, ob die maßgebenden Kreise in Frankreich auch über die Sperrforts zu demselben Urteil gelangen, oder ob sie sich den Ansichten des Generals Langlois, der diese Werke vermindern will, anschließen werden. Festzustehn scheint bis jetzt nur, daß auch die Mitglieder des obersten Kriegsrates von der Bedeutungslosigkeit des ziemlich isoliert liegenden Forts Manonviller, östlich von Lunéville, über das sich, wie wir gesehen haben, General Langlois ganz besonders ungünstig ausgesprochen hat, überzeugt sind und keinerlei Aufwendungen mehr für dieses Werk machen wollen. Dagegen will der oberste Kriegsrat augenscheinlich andre Forts, die auch allein liegen, nicht nur nicht fallen lassen, sondern sie im Gegenteil weiter ausbauen. Das gilt ganz besonders vom Fort Frouard nördlich von Nancy, für das man erst neuerdings $1^1/_2$ Millionen Franken ausgeworfen hat, um hier neben andern Verbesserungen vor allen Dingen Panzergeschütze in Verschwindlafetten einzubauen, an denen der Panzer beim Schuß mit dem Oberteil der Lafette hinter der Deckung verschwindet. Ebenso soll das Sperrfort Pont St. Vincent, das die Eisenbahnen südwestlich von Nancy schützt, in seiner vollen Stärke erhalten bleiben, und die hierfür bestimmten Betonierungen, die auf 65000 Franken geschätzt werden, sind am 3. Februar zugeschlagen worden. Auch die kleine Redoute Gondreville, die in der Nähe von Toul liegt und bisher ziemlich vernachlässigt war, soll aufgebessert und allmählich zum Umfang eines Forts erweitert werden. Und endlich soll auch noch das wichtige Fort Dongerville, das ebenfalls zu Toul gehört, neu hergerichtet werden. Dazu hat am 5. Februar in Toul die Submission auf die Arbeiten zur Verstärkung dieses Forts stattgefunden, für die 700000 Franken ausgeworfen sind.

Von Einzelwerken, über die eine Entscheidung noch aussteht, sind von nennenswerter Bedeutung nur noch die Forts Pagny und Bourlémont, die in Anbetracht ihrer wichtigen Aufgabe, die Eisenbahnen der obern Maas zu sperren, voraussichtlich erhalten bleiben werden, und ferner noch die um Belfort

und bei Montbéliard liegende Gruppe der Forts und die Batterien Giromagny, de la Chaux, Montbard und Lomont, die schon wegen der Rolle, die Belfort im Kriege zu spielen berufen sein soll, schwerlich deklassiert werden können. Es kommen somit für die Frage ihres zukünftigen Fortbestandes nur noch in Betracht die beiden großen Sperrfortketten, die einerseits zwischen den beiden Lagerfestungen Verdun und Toul im Norden und andrerseits zwischen den großen Plätzen Epinal und Belfort im Süden des östlichen Grenzschutzes liegen und für uns das nächste Interesse haben. Und da verdient in den Vordergrund die Tatsache gestellt zu werden, daß beim obersten Kriegsrat Zweifel darüber entstanden sind, ob es ratsam sei, die sieben Forts und Batterien (Genicourt, Troyon, Batterie des Paroches, Camp des Romain, Lionville, Gironville, Jouy-sous-les-Côtes), die die nördliche Sperrlinie bilden, und denen die Sicherung der Maasübergänge übertragen ist, zu modernisieren, was nur unter ganz bedeutenden Kosten möglich sein würde. Man sagt, daß wenn Verdun und Toul erweitert und verbessert werden, ausreichender Schutz in der Front und auf den Flanken vorhanden sei, sodaß für die veralteten kleinern Sperrwerke weitere Aufwendungen unterbleiben könnten. Anders lauten dagegen die Ansichten über die an der obern Mosel zwischen Epinal und Belfort liegenden sechs Forts (d'Arches, Remiremont, Batterie de la Beuille, Rupt, Lambert, Ballon de Servance). Für ihre Verstärkung tritt die Mehrzahl der hohen Generalität ein, was auch ohne nähere Begründung erklärlich erscheint, wenn man die durch die Natur geschaffne Stärke dieser Werke wie auch ihre überaus günstige Lage zueinander kennt und sachlicher Erwägung unterzieht.

Es muß zum Schluß noch erörtert werden, daß in französischen Militärkreisen nicht nur die vorhandnen großen und kleinen Befestigungsgruppen zum Gegenstand einer so lebhaften Diskussion gemacht werden, wie wir sie soeben kurz skizziert haben, sondern daß mit nicht geringerm Interesse die bei Nancy fehlenden fortifikatorischen Anlagen besprochen werden, wobei Ansicht und Gegenansicht oft mit großer Schroffheit aufeinander platzen. Uns steht zu dieser gewiß wichtigen Frage das Urteil eines der angesehensten aktiven französischen Generale zur Verfügung, das wir im Wortlaut hier wiedergeben: „Es sei schon nachgewiesen worden, daß die beiden Defensivschranken zwischen Belfort und Epinal in den Faucilles und zwischen Toul und Verdun auf den Maashügeln trotz ihrem verminderten Verteidigungswert noch immer ein mächtiges Hilfsmittel sind und jedenfalls eine Offensive verlangsamen, wenn nicht aufhalten würden. Dagegen ist die Bresche zwischen Toul und Epinal vollständig aller Festungswerke bar. Man müsse also annehmen, daß die Deutschen in diesem freien Raume in der Richtung von Neufchâteau vormarschieren würden, wenn es ihnen gelänge, von den Franzosen unentdeckt eine Armee an der Saar, im Südosten von Metz, zu versammeln. Ihr erster Zielpunkt wäre mithin das nur fünfzehn Kilometer von der Grenze entfernte Nancy. Die einzigen Truppen, die Frankreich ihnen entgegenstellen könnte, wäre die elfte, die eiserne Division, die aber wohl fünf- bis sechsfach stärkern Truppen nicht gewachsen wäre. Man würde also in Paris zugleich mit der Grenzverletzung die Besetzung von Nancy durch die Deutschen erfahren. Das würde allerdings bei der immer größer werdenden

Bedeutung dieser Stadt, die heute 102000 Einwohner zählt, ein Industrie- und Handelszentrum der ersten Ordnung und der Sitz des Kommandos des zwanzigsten Armeekorps ist, einen harten Schlag bedeuten. Deshalb hat man verschiedentlich eine permanente Befestigung Nancys verlangt, besonders in der letzten Zeit. Wenn das nur anginge! Dann müßte man aber mit der Vergangenheit ganz aufräumen und Toul entfestigen. Denn die beiden Plätze liegen einander so nahe, daß sie als befestigte Lager in ein einziges zusammenflössen, dessen Umfang nicht weniger als 150 Kilometer betragen würde. Dann wäre aber eine ganze Armee zur Verteidigung notwendig. Die Befestigung Touls einfach zu schleifen geht nicht an, da man zu viel Geld in sie hineingesteckt hat. Es ist also in dieser Hinsicht nichts zu tun, und man muß es furchtlos heraussagen, daß aus militärischen wie auch aus örtlichen Gründen die Lage bei Nancy nicht verändert werden kann."

Es soll gegenüber dieser Auffassung jedoch nicht verschwiegen werden, daß es auch viele davon abweichende Ansichten gibt. Namentlich ist es der General Langlois, der wiederum unter Hinweis auf die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges gerade bei Nancy die bedeutenden Vorteile der Feldbefestigungen für anwendbar hält. Insbesondre schlägt er die Anlage von Drahthindernissen in großer Zahl vor, die nicht durch die Artillerie zerstörbar seien und der Infanterie große Unbequemlichkeiten und langen Aufenthalt bereiteten, und empfiehlt schon im Frieden die hierfür nötigen Pikettpfähle einrammen zu lassen. Man darf gespannt sein, wie sich im Laufe der Zeit die Frage der Befestigung oder der Nichtbefestigung von Nancy entscheiden wird, denn es liegt auf der Hand, daß das Schicksal dieses Platzes auch für die deutsche Heeresleitung ein Interesse hat, auch wenn es nicht der Fall sein sollte, daß Nancy, wie die Franzosen meinen, die einzig gegebne Angriffsrichtung für die ersten deutschen Kolonnen sei.



Zum Weltpostkongreß in Rom

Von Ernst Niemann



Es ist ein klassischer Boden alten Verkehrslebens, auf dem im April d. J. die Abgesandten aller Kulturstaaten der Erde zum fünften Weltpostkongreß zusammentreten, um über die weitere Ausgestaltung der internationalen Posteinrichtungen zu beraten und zu beschließen. Denn als sich die meisten Völker, die heute auf den Kongressen das große Wort führen, noch mit elenden Saumpfaden begnügten und sich bei unsern Vätern in Germanien die Kommunikation noch „durch dick und dünn" und „über Stock und Stein" bewegte, war die römische Siebenhügelstadt schon der Mittelpunkt von Verkehrsanlagen, die unser Zeitalter des Verkehrs mit Staunen erfüllt, hatten weitaus die meisten Gebiete des alten Römerreichs ein Verkehrs- und Kulturleben, wie sie es in einer langen Reihe von Jahrhunderten nicht wieder erlangt haben, und von denen sie zum

Teil auch jetzt noch weit entfernt sind. Die auch in ihren Überresten bewunderungswürdige Via Appia war nur ein winziger Teil des gewaltigen, die römische Hauptstadt mit den entlegensten Landesteilen gleichmäßig verknüpfenden Straßennetzes, dessen großartige Spuren noch in weiten Einöden und zwischen Felsenklüften, in der Sierra Morena und in der Eifel, in Schottland und Siebenbürgen, am Euphrat und an der Großen Syrte Afrikas in unvertilgbaren monumentalen Zügen die Größe des altrömischen Verkehrslebens verraten. Wir sehen in der römischen Staatspost, dem Cursus publicus des Imperators, einen Vorläufer des modernen Postwesens. Und doch, welcher gewaltige Unterschied zwischen beiden, wenn man den Geist, der sie leitete und leitet, wenn man ihre sozialen Wirkungen zum Maßstab ihrer Schätzungen nimmt! Während sich der Cursus publicus in eiserner Abgeschlossenheit gegen die Bürger nur für die hohen Staatszwecke in Bewegung setzte, wird das moderne Postwesen ein dienendes Werkzeug des Volkes. Ist dieses für des Bürgers Kultur und Wohlfahrt ausgebildet und in seinen Erträgnissen zu einer Quelle zurückfließender Millionen geworden, so gab die römische Staatspost den Provinzialen nur die ungeheuern Lasten zu tragen, die seine Unterhaltung verursachte, und gönnte ihnen zum Troste nichts, als was die Pferde in den Ställen zurückließen: quos stercus animalium pro suo solacio habere concedimus.

Wir haben die viel gerühmte römische Staatseinrichtung zum Vergleich herangezogen, um den sozialen Geist hervorzuheben, der unser heutiges Postwesen durchleuchtet. Denn wird uns die Freude an der großartigen Verkehrsanlage der Römer getrübt durch die Erinnerung an die Seufzer der durch die Lasten des Cursus publicus fast zugrunde gerichteten Provinzialen, so ist der modernen Post gerade die Volkstümlichkeit zum charakteristischen Merkmal geworden. Keine Staatseinrichtung ist so eng mit dem Wirtschaftsleben der Völker verknüpft, ist in ihren Beziehungen von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil so zum täglichen Bedürfnis der Allgemeinheit geworden wie die Post, und wir wüßten keine, die darum auch so von der Gunst des Volkes beschienen würde wie sie. Mit diesem Charakterzug ist das moderne Postwesen entstanden, als Botenanstalten, pilgernde Mönche, reisende Hausierer und Metzger noch seine Werkzeuge waren, ihn hat es auch behalten, als es sich zu Staats- und Landesposten erhob, und hat ihn zu noch höherm Grade ausgebildet durch den Zusammenschluß im Weltpostverein, der die Gemeinsamkeit der Verkehrsinteressen in der ganzen bewohnten Welt zur Anerkennung bringt. Als eine freiwillige Vereinigung der zivilisierten Völker zur gemeinsamen Befolgung eines Kulturzwecks und zur Unterwerfung unter ein selbstgegebnes Gesetz muß der Weltpostverein als ein Kulturwerk ersten Ranges bezeichnet werden, dem die blühendsten Perioden menschlicher Kultur nichts ähnliches an die Seite zu stellen haben. Sein Wachsen und Wirken darf deshalb des Interesses aller derer sicher sein, die in unserm Geistes- und Kulturleben eine Stimme haben oder sich im wirtschaftlichen Wettstreite der Völker betätigen.

Der jetzige Stand des Nachrichtenverkehrs erscheint uns heute so vertraut und altgewohnt, daß wir, wenn überhaupt, nur mit Grauen an das postalische Tohuwabohu zurückdenken, das vor wenig mehr als fünfzig Jahren noch in

Deutschland herrschte. Unsre Väter, die damals dem neuen deutsch-österreichischen Postverein zujubelten, worin sie freilich nicht nur ein Werk sahen, das das auf freie Entwicklung angewiesene Verkehrswesen von der lästigen kleinstaatlichen Interessenwirtschaft befreite, sondern das sie auch als Vortrab der heiß ersehnten politischen Einheit der deutschen Stämme feierten, dachten kaum an die Möglichkeit, daß sich drei Jahrzehnte später eine gleiche Postgemeinschaft über die ganze Erde ausbreiten werde; war es doch schon schwer genug gefallen, die deutschen Territorialposten mit ihren eifersüchtig gehüteten Sonderheiten ohne den Hilfszwang politischer Einheitsgliederung zu diesem Bunde zu vereinigen. Wie berechtigt übrigens diese Freude war, können wir ermessen, wenn wir uns das beängstigende Durcheinander der frühern verschiednen Portosätze vergegenwärtigen. Das Porto wurde in Deutschland für jedes deutsche Postgebiet einzeln nach den innerhalb dieses Gebiets geltenden Sätzen von Grenze zu Grenze berechnet, es kamen in der Regel so viel Portosätze zur Erhebung, als die Sendung Postgebiete berührte, und jedes suchte aus der Sendung so viel herauszuschlagen, als die oft in die Fessel fiskalischer Ausnutzung und mißgünstiger Konkurrenz geschlagnen Verabredungen nur erlaubten.

Der deutsch-österreichische Postverein, der zum erstenmal die staatlichen Einzelinteressen dem Gesamtwohl unterordnete und die Möglichkeit und die Zweckmäßigkeit gemeinsamer Institutionen auf internationalem Gebiete nachwies, hat den Boden vorbereitet, auf dem der spätere Weltpostverein erstehn konnte. Stephan bezeichnete ihn schon 1858 als eine Gemeinschaft, die der Kern- und Ausgangspunkt weiterer, umfassenderer genossenschaftlicher Bildungen der europäischen Staaten sein werde. Er war überhaupt die treibende Kraft hinter allen postalischen Einheitsbestrebungen und zur Führung internationaler Verhandlungen ganz besonders befähigt. Wenn auch die 1863 von vierzehn Staaten beschickte Pariser Postkommission noch kein praktisches Ergebnis lieferte — sogar die Vertreter von England und von Frankreich hielten die deutschen Vorschläge noch für Zukunftsmusik —, so wirkte sie doch in dem Maße aufklärend und vorbereitend, daß sich 1874 auf dem ersten Postkongreß in Bern zweiundzwanzig Staaten mit einer Bevölkerung von 350 Millionen Seelen zu einem allgemeinen Postverein zusammenschlossen. Dazu gehörten vor allem sämtliche Staaten Europas, die Vereinigten Staaten von Amerika und Ägypten. War dieser Verein auch noch nicht der Weltpostverein, so war doch die „Form gefunden, in die die internationalen postalischen Beziehungen der Länder einheitlich gekleidet, und innerhalb welcher die Länder der ganzen Erde in ein festes Gefüge zueinander gebracht werden konnten." Die weitestgreifende Bedeutung des Berner Vertrags lag in der Begründung des Vereins als dauernde völkerrechtliche Institution. So gewaltig war der Eindruck, den diese neue Völkerverbindung in der Welt hervorrief, daß sich ihr bald eine ganze Reihe außereuropäischer Staaten anschloß, und schon drei Jahre später, 1878, in Paris der Weltpostverein geschlossen werden konnte. Dieser umfaßte jetzt schon zweiunddreißig Staaten mit 750 Millionen Seelen, und heute, nach den Wirkungen der Kongresse in Lissabon, Wien und Washington, genießen 11000 Millionen Menschen, der größte Teil der Bewohner unsers Planeten überhaupt, die

Segnungen des Weltpostvereins. Unter seinem Impuls und unter seinem Schutze strömt jährlich eine Flut von etwa fünfundzwanzig Milliarden Briefen und fünf Milliarden andre Sendungen über den Erdball. Was sie für die Entwicklung der Beziehungen von Volk zu Volk, für das Kulturleben überhaupt bedeuten, läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken, sondern in ihrem Werte nur nach der Art der menschlichen Zusammenarbeit in unsrer Zeit ermessen. Mit dem vom Weltpostverein gestützten modernen Verkehrswesen hat eine neue Zivilisation begonnen, in der der Verkehr das herrschende Prinzip in dem Grade geworden ist, wie zu den Zeiten der Hellenen die schönen Künste und Wissenschaften, der Römer das Staats- und Rechtsleben die Welt erfüllten.

Es ist in der Leichtigkeit und Beweglichkeit des Briefverkehrs begründet — und weil er das Wesentliche des Postverkehrs ausmacht —, daß ihm die ersten Vorteile aus der neuen Gestaltung der Dinge zufielen. Als Rowland Hill mit der Idee des Einpennyportos für den einfachen Brief innerhalb des Landes hervortrat, hatte der englische Generalpostmeister dafür nur Spott und Hohn. Von allen den wilden und phantastischen Problemen, sagte er im Parlament, die jemals zu seiner Kenntnis gekommen seien, sei das Hillsche denn doch das überspannteste. Und vierzig Jahre später gab es für die ganze Welt nur noch eine einzige Taxe von 20 Pfennigen oder 25 Centimes für den einfachen Brief. Diesem leichten Springinsfeld öffneten sich nacheinander alle politischen Schlagbäume der Erde zu einem einzigen freien Postgebiet, worin man von Transitplackereien und von fiskalischer Ausnutzung von Durchgangsstraßen bald nichts mehr wußte. Infolge des neuen, auf einheitlichen und durchsichtigen Grundsätzen beruhenden Taxierungsverfahrens ist der Briefposttarif, der vordem 332 Druckseiten umfaßte, auf zwei Zeilen zusammengeschrumpft. Vordem kostete ein Brief von Frankreich nach Hannover 1,40 bis 2,70 Franken, nach Rußland 1,60 bis 3,10 Franken, von Wien nach Amerika mehr als 20 Mark. Ein Botaniker in Deutschland mußte sogar für ein Pflanzenblatt, das ihm ein in Brasilien lebender Freund in einem Briefe beilegte, 20 Taler Porto erlegen. In mehreren Ländern durfte der Brief nur aus einem Blatte bestehn; jedes weitere Blatt kostete ein mehrfaches Porto, und die Post hatte das Recht, die Briefe auf ihre Blattzahl zu untersuchen. So konnte es vorkommen, daß ein Engländer für ein Paket Briefe und Zeitungen aus Griechenland nach unsrer Währung 1540 Mark Porto zu bezahlen hatte.

Daraus erhellt, daß schon die Vereinfachung und Verbilligung des Briefverkehrs für sich ein Werk ist, das in die erste Reihe unsrer Kulturfortschritte gestellt werden kann. Aber es konnte gar nicht ausbleiben, daß der auf so großer, breiter Grundlage aufgebaute Verein mit der Zeit auch andre Postdienstzweige in sein Arbeitsgebiet einschaltete, die nur erst in einzelnen Ländern bekannt und geübt wurden. Bald entstanden innerhalb des großen Weltpostvereins engere Vereinigungen von Staaten, die sich für die von ihnen betriebnen besondern Postgeschäfte im internationalen Verkehr auf einheitliche Normen der Taxierung und der posttechnischen Behandlung einigten, zuerst für Postanweisungen und Wertbriefe, dann für Postpakete, Einschreibbriefe, Postaufträge,

Nachnahmen u. a. Diese engern Verbände, die zuerst im kleinen Kreise die Möglichkeit und die Zweckmäßigkeit gewisser Einrichtungen vor Augen führten, haben von Anfang an eine große werbende Kraft ausgeübt und den besondern Arten von Postsendungen unter einheitlichen Bedingungen auch da Eingang verschafft, wo sich die Post mit diesen Dienstzweigen bisher nicht befaßt hatte. Die postalisch rückständigen Staaten wurden schon durch eine Art Kultureitelkeit dazu geführt, die in andern Ländern verbreiteten Einrichtungen auch in ihren Betrieb aufzunehmen, sodaß sich jene kleinen, auf dem Boden des Weltpostvereins entstandnen Einzelverbände zum Teil schon fast bis zum Rahmen des Weltvereins erweitert haben. So konnte im Jahre 1880 der Sondervertrag über den internationalen Austausch von Postpaketen nur zwischen einigen europäischen Staaten und Ägypten geschlossen werden. Von den Ländern Europas fehlten England, Rußland, die Niederlande, Spanien, Portugal, Griechenland und die Türkei, weil sich die Post in den meisten dieser Länder damals überhaupt noch nicht mit dem Paketdienst befaßte. Heute hat der Paketpostdienst schon beinahe den ganzen Erdball erobert — nur Afghanistan, Kuba und Haiti stehn noch aus — und einen Umfang angenommen, der sowohl für die Wichtigkeit dieses Verkehrs als auch für die fruchtbare Anregung spricht, die er aus den internationalen Vereinsbeziehungen erfahren hat. Der Paketverkehr von Land zu Land, also mit Ausschaltung des innern Verkehrs, hat sich von etwa $7^1/_2$ Millionen Stück im Jahre 1883 auf etwa $40^1/_2$ Millionen im Jahre 1903 erhöht; Deutschland nahm daran teil mit 4 und 12 Millionen zur Ausfuhr und mit 2 und 7 Millionen zur Einfuhr. Und die meisten andern Arten von Postsendungen haben eine ähnliche Gebietserweiterung und Verkehrssteigerung erfahren.

Die Vorschriften des Weltpostvereins sind natürlich für den innern Verkehr der einzelnen Vertragsländer nicht unmittelbar maßgebend, aber sie wirken ausgleichend auf die Verschiedenheit der Handhabung des Postverkehrs in den Einzelländern, beeinflussen deren Gesetzgebung in dem Sinne, daß diese sich den für den internationalen Postdienst gefundnen einheitlichen und vorbildlichen Normen allmählich anpaßt. Aus dem Erfahrungsschatze des Weltvereins strömt unaufhörlich eine Fülle fruchtbarer Anregungen in das Postleben der Vertragsländer über; jede Verkehrserleichterung, jede neue Einrichtung im Weltverkehr kommt damit auch dem innern Verkehr zugute und ist eine stete Mahnung an die in der Entwicklung zurückgebliebnen Postverwaltungen, sie auch im eignen Lande nutzbar zu machen. Andrerseits kommen aber auch dem Weltverkehr aus den Einzelländern wertvolle Fingerzeige; nur Betriebsformen und Sendungsarten, die sich irgendwo bewährt haben und einem Bedürfnis entsprechen, werden vom Weltpostverein verallgemeinert und üben so wieder eine werbende Kraft auf andre Staaten aus. Durch den lebhaften Erfahrungsaustausch, durch das fortwährende Hin und Her von Anregungen vollzieht sich eine stete Annäherung der Betriebsformen der einzelnen Länder an die Bestimmungen des Weltpostvereins, es werden allmählich wenigstens alle solche Verschiedenheiten ausgeglichen, die den Verkehr von Land zu Land heute noch stark erschweren.

Darum können wir auch nicht den hier und da laut werdenden Stimmen beipflichten, die ein Bedürfnis für Weltpostkongresse nicht mehr anerkennen

wollen, weil diese ihre Aufgabe, die Gesamtheit der Kulturvölker zu einer vertragsmäßigen Regelung des Postverkehrs zu einigen, erfüllt haben. Der Weltpostvertrag bestimmt nämlich, daß mindestens aller fünf Jahre ein Kongreß abgehalten werden soll; der bevorstehende wäre danach schon 1904 fällig gewesen, ist also um zwei Jahre verschoben worden, ohne daß dadurch die internationalen Verkehrsbeziehungen Schaden erlitten hätten. Der Verein ist auf eine so feste und sichere Grundlage gestellt, hat seine Mitglieder so mit dem Geiste versöhnlichen Entgegenkommens erfüllt, daß auch auf dem Wege des Schriftwechsels wichtige Vereinbarungen getroffen werden können, zumal da er in dem internationalen Postbureau zu Bern ein Institut hat, das eine überall hin anregende und ausgleichende Tätigkeit entfaltet und durch sein Organ Union postale die Vertragsländer im geistigen Kontakt erhält. Wenn jedoch auch die festen Gesetze für die Behandlung des Völkerverkehrs geschaffen sind, die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens entwickeln fortlaufend neue Formen und Gestaltungen und verlangen in ihren Beziehungen zum Verkehrswesen ein beobachtendes Auge. Mehr aber als durch Schreibwerk wird der praktische Blick geschärft, werden neue für den Völkerverkehr verwertbare Ideen erzeugt durch die mündliche Aussprache über Erfahrungen und Ergebnisse im vielgestaltigen Verkehrsleben. Daheim am Schreibtisch hinter den Akten stößt noch jeden der Bureaukratenesel ein bißchen in den Nacken, draußen im Versammlungssaal aber wirkt und überzeugt das frische Wort der Rede und Gegenrede. Es ließe sich ja darüber reden, daß die Kongresse nur noch in größern Zwischenräumen, etwa aller zehn Jahre tagten, aber ganz entbehren möchten wir ihre Anregungen nicht. Denn infolge von Zugeständnissen, die einzelnen Ländern mit Rücksicht auf ihre innere Gesetzgebung oder sonstige Verhältnisse gemacht werden mußten, bestehn noch Abweichungen von den Vertragsgrundsätzen genug, deren Ausgleich durch persönliche Einwirkung und durch mündlichen Meinungsaustausch am ehesten und sichersten zu erreichen ist.

Auch für den römischen Weltpostkongreß hat die Geschäftswelt einen ganzen Sack voller Wünsche eingepackt; die vorliegenden, von den verschiednen Ländern abgegebnen Vorschläge füllen einen ganzen stattlichen Band, ein Beweis für das rege Interesse, das dem Kongreß auch jetzt noch entgegengebracht wird. Wir wollen uns mit Einzelheiten nicht aufhalten und nur bemerken, daß einer der wichtigsten Vorschläge ist, die Gewichtsstufe für den einfachen Brief allgemein von 15 auf 20 Gramm zu erhöhen und alle Zuschlagtaxen, vom Publikum Strafporto genannt, zu beseitigen. Das Strafporto hat schon so viele Leute geärgert, ist so oft zum Verräter gefährlicher menschlicher Gemütsart geworden, daß ihm außer den Finanzministern niemand eine Träne nachweinen wird. Aber wir wollen uns durch das populäre: Kreuzige ihn! nicht davon abhalten lassen, auch die Vorzüge des Strafportos, seine erzieherische Bedeutung anzuerkennen, die darin besteht, daß es die Korrespondenten an eine sorgfältige Beachtung der Taxvorschriften gewöhnt und die Frankierung der Briefe zum Sittengesetz erhoben hat. Den weitern Antrag, eine internationale Antwortbriefmarke zuzulassen, heben wir hauptsächlich deshalb aus dem umfangreichen Bukett der Wünsche hervor, weil er uns an die Weltpostmarke erinnert, diesen

alten Ladenhüter der Weltpostkongresse, der so unverwüstlich immer wiederkehrt, daß ihm hier notwendig einige erklärende Worte gewidmet werden müssen.

Der Gedanke an eine Freimarke, die, von den Währungsverhältnissen der einzelnen Länder losgelöst, auf dem ganzen Erdball giltig und verwendbar wäre, hat zweifellos etwas bestechendes. Für viele Fälle des internationalen Verkehrs würde dieses kosmopolitische Wunderding eine einfache und bequeme Lösung bringen, vor allem die Möglichkeit der Vorausfrankierung eines Antwortbriefes bieten. Es würde ferner neben seinem Dienst als postalisches Frankaturzeichen auch den privaten Nebenzweck erfüllen können, bei Begleichung kleiner Beträge oder bei Abrundung von Wechselschulden ein bequemes Ersatzmittel für das fehlende Kleinpapiergeld darzustellen. Die Briefmarkensammler können jedoch ruhig schlafen, der Weltpostmarke stehn so schwerwiegende Bedenken finanzieller und technischer Art entgegen, für die noch keine befriedigende Lösung gefunden worden ist, daß an ihre Verwirklichung noch nicht zu denken ist. Es müßte nämlich, um diese Schwierigkeiten kurz zu bezeichnen, zuerst eine Weltmünze geschaffen werden. Heute weisen die als Vereinsporto in den einzelnen Ländern zu erhebenden Beträge nicht unbedeutende, in der Verschiedenheit der Münzsysteme und Währungen begründete Unterschiede auf, die gehörig auszunutzen sich die in der Welt des Nutzens erfahrnen Lieblinge Hermes-Merkurs — es ist wohl nötig, hinzuzufügen, daß darunter die Kaufleute als solche nicht verstanden werden sollen — bald beeilen würden, indem sie eine Menge Weltmarken in einem Lande mit geringern Münzwerten aufkauften, um sie in einem andern mit höhern Münzwerten wieder abzusetzen. Bei den großen Zahlen, um die es sich im Weltpostverkehr handelt, hätte diese Agiotage eine fühlbare Verschiebung der Portoeinnahmen bei den einzelnen Postverwaltungen zur Folge. Gegenwärtig bildet der Briefverkehr keinen Gegenstand der Abrechnung zwischen den Ländern des Weltpostvereins, jede Verwaltung behält das von ihr erhobne Briefporto ungeteilt; denn da im großen Durchschnitt jedem Brief eine Antwort entspricht, so kommt dabei keine zu Schaden. Die Weltpostmarke aber müßte für gemeinsame Rechnung aller Postverwaltungen vertrieben werden, und es entstünde das schwierige Rechenexempel, einen richtigen Maßstab für die Verteilung der Einnahme zu finden, dergestalt, daß der Anteil eines jeden Landes an dem Gesamterlös auch seinen wirklichen Leistungen entspricht. Die Markengemeinschaft zwischen dem Reichspostgebiet und Württemberg beruht ja auf einer solchen Feststellung, und diese wird den beiderseitigen Leistungen auch gerecht, weil das Postwesen der Kontrahenten auf derselben Entwicklungsstufe steht. Die Posteinrichtungen der verschiednen Länder des Weltpostvereins sind dagegen noch so ungleichmäßig entwickelt, daß Leistungen und Gebührenverteilung nach einem allgemeinen Modus nicht abgeschätzt werden können.

Wir glauben kaum, daß der Kongreß in Rom besondre Neigung zeigen werde, sich über die Weltpostmarke den Kopf zu zerbrechen. Denn ihm ist schon ein voll gerüttelt Maß Arbeit zugedacht, und die engere Berührung der Völker stellt immer wieder neue Anforderungen an die Tätigkeit des Vereins und erweitert sein Arbeitsfeld beständig, sodaß es auch für spätere Kongresse in der natürlichen Fortbildung der Postvertragsgrundsätze an Arbeit nicht fehlen wird.

Namentlich iſt noch zu erſtreben, daß ſich die Teilnehmer an den zahlreichen Sonderabkommen dem einheitlich geformten Vereinsverkehr anſchließen. So konnten bisher zum Beiſpiel die Vereinigten Staaten von Amerika, wo Millionen unſrer Landsleute eine zweite Heimat gefunden haben, nicht dazu veranlaßt werden, dem Poſtpaketübereinkommen beizutreten, und auch unſre Geldbriefe würden dort ein entſchiednes Non possumus finden. Unſre im kleinen Geldverkehr ſo wichtigen Poſtanweiſungen kennt Spanien überhaupt noch nicht, England, Rußland, die Vereinigten Staaten u. a. befördern ſie nur auf Grund der mit einzelnen Vereinsländern abgeſchloſſenen Sonderverträge.



Kontroverſenzüchtung

Ein Mahnwort an den Geſetzgeber von Eugen Joſef in Freiburg im Breisgau



Spigel der Saxen sol diz buch sin genant, wenn de Saxen recht ist hir an bekannt, als an einem spigele de vrouwen ire antlitze beschouwen. Aus dieſen Worten in der Widmung zum Sachſenſpiegel erfahren wir, daß es in Deutſchland einſt eine Zeit gab, wo das Recht ſo einfach, klar und durchſichtig war, daß der freie deutſche Mann im Geſetzbuch ſein Rechtsbewußtſein widergeſpiegelt fand. Dieſer glückliche Zuſtand war möglich in einer Zeit, wo es Handel und Verkehr kaum noch gab; mit den Fortſchritten der Kultur kam die Notwendigkeit, das fein durchgebildete Römiſche Recht aufzunehmen, und dieſes wurde nunmehr eine Sonderkenntnis der Doctores, die ſich in unzähligen „Kontroverſen“ (cruces Jurisconsultorum) abmühten. Das Volk, dem das Verſtändnis hierfür abging, ſang damals die Spottverſe: In institutionibus pares estis tironibus; in digestis nil potestis; in codice inestis modice; oh, quam ridiculi estis vos Doctorculi. Man ſchob eben das Beſtehn der Streitfragen auf die Unwiſſenheit der Doctores. Dies mit Unrecht; vielmehr wird bei fortſchreitender Kultur das Recht notwendigerweiſe ein überaus feiner, vielgeſtaltiger und verwickelter Körper, deſſen Kenntnis ſehr ſchwierig iſt. Die Meinung früherer Geſetzgeber, man könne durch eine „Kodifikation“ einen klaren, zweifelfreien Rechtszuſtand herbeiführen, iſt heute längſt abgetan. Schon der Rechtslehrer Thomaſius (um 1700) ſagt: „Durch neue decisiones werden wenig Löcher ausgeſtopft und viel wieder eröffnet werden.“ Das haben wir beſonders bei der Schaffung des einheitlichen bürgerlichen Rechts wieder erlebt: zahlreiche Kontroverſen, von denen einzelne ſchon auf das ehrwürdige Alter der Gloſſatoren zurückſchauen, ſind begraben, aber noch viel mehr ſind neu erſtanden, und täglich erzeugt der Rechtsverkehr neue Fragen, die den frühern Rechten völlig unbekannt waren.

Aus dieſem mit jeder Änderung der Geſetzgebung nun einmal verbundnen Mißſtande folgt natürlich nicht, daß die Geſetzgebungsmaſchine möglichſt ins

Stocken geraten solle; die Gesetze müssen vielmehr den Änderungen der Rechtsanschauungen und der Verkehrsbedürfnisse weichen, und insoweit sich die neuen Vorschriften als eine Verbesserung des bisherigen Rechtszustandes erweisen, muß man die durch sie hervorgerufnen neuen Streitfragen als notwendiges Übel mit in den Kauf nehmen. Eine wahre Fülle von Streitfragen hat sich zum Beispiel abgelagert und vermehrt sich noch täglich durch das Reichsgesetz vom 20. April 1892 über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Andrerseits ist es Tatsache, daß man bis anfangs 1898 schon 1839 solcher Gesellschaften mit fast siebenhundert Millionen Mark Stammkapital zählte, und dies war erst der Beginn der Entwicklung dieser wirtschaftlich überaus brauchbaren und bequemen Gesellschaftsform, die immer mehr die offne Handelsgesellschaft wie die Aktiengesellschaft verdrängt. Hier zeigt gerade die Fülle der Streitfragen, wie sehr das Gesetz dem Verkehrsbedürfnis entspricht, und niemand wird das Gesetz deshalb missen wollen, weil es Streitfragen im Gefolge hat. Eine Fülle von Streitfragen ruft auch die Auslegung von Paragraph 21 des Bürgerlichen Gesetzbuchs hervor, also die Frage, unter welchen Voraussetzungen der Zweck eines Vereins nicht auf einen „wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb" gerichtet ist; und doch kommen diese Streitfragen kaum in Betracht gegenüber dem Fortschritt, den die Vorschriften des neuen Rechts über die eingetragnen Vereine bedeuten im Vergleich zu dem frühern Rechtszustande. Ein andres Beispiel bietet Paragraph 2 des neuen Handelsgesetzbuchs: Es war ein bedauerlicher Mißstand des frühern Rechts, daß zahlreiche Geschäftsleute, die nach Art und Umfang ein in kaufmännischer Weise eingerichtetes Gewerbe betrieben, so zum Beispiel Bauunternehmer und Güterhändler, nicht die Pflichten und Rechte der Kaufleute hatten. Dieser Mißstand ist durch Paragraph 2 beseitigt worden, und obwohl seine Auslegung bedauerlicherweise eine Fülle von Streitfragen erzeugt, so wird man deshalb den frühern Rechtszustand ebensowenig herbeiwünschen wie etwa die Beseitigung des eigenhändigen Testaments, das Dernburg als eine der kostbarsten Gaben bezeichnet, die das Bürgerliche Gesetzbuch dem deutschen Volke gebracht hat; hier beweist gerade die Fülle der Streitfragen, wie schnell sich die neue Einrichtung im Volke eingebürgert hat im Verhältnis zu der Schwerfälligkeit früherer Rechte. Man nimmt bei den unbestreitbaren Vorzügen des neuen Rechtszustandes die Fülle der den frühern Rechten unbekannten Streitfragen gern in den Kauf.

Aber sehr gering ist die Zahl der Vorschriften des neuen Rechts, die eine Abweichung von den Grundsätzen der frühern Rechte enthalten und nach allgemeinem Urteil zweifellos Verbesserungen des frühern Rechtszustandes sind. Die allermeisten dieser neuen Vorschriften sind solche, über deren Vorzüge gegenüber den Vorschriften des frühern Rechts man geteilter Meinung sein kann, die also so oder auch anders hätten getroffen werden können, ohne daß die Gerechtigkeit, das materielle Recht weiterer Kreise hiervon wesentlich berührt würde. Für die Bewertung dieser Vorschriften dürfen die Gewöhnung an das frühere Recht oder persönliche Erfahrungen nicht in Betracht kommen; solche Erwägungen müssen vielmehr vor dem Segen der Rechtseinheit zurücktreten. Aber wenn diese Vorschriften ein Tummelplatz für Streitfragen werden, während die durch

sie beseitigten gleichwertigen Vorschriften der frühern Rechte klar und zweifelfrei waren, dann muß uns Mißstimmung beschleichen; man spricht dann von einer „Kontroversenzüchtung." Das ist wohl der schlimmste Fehler, in den der Gesetzgeber verfallen kann und leider mehrfach auch bei der Neuregelung des bürgerlichen Rechts verfallen ist.

1. Nach Paragraph 313 bedarf der Grundstücksveräußerungsvertrag gerichtlicher oder notarieller Beurkundung; die für diese Regelung dem Gesetzgeber ausschlaggebend gewesnen Gründe sind auch nicht zu unterschätzen: die leichtfertige Eingehung solcher Verträge sollte verhindert, eine zweifelsfreie Feststellung der Abreden verbürgt und namentlich die minder gewandte Bevölkerung vor übereilten Wirtshausgeschäften bewahrt werden. Aber zwingend waren diese Gründe sicher nicht; von den Gegnern dieser Regelung war vielmehr geltend gemacht worden, auch die bloße Schriftform gebe einen Schutz gegen Übereilung, weil der Bauer im allgemeinen sehr vorsichtig mit seiner Unterschrift sei, und zudem auch die Auflassung zur Beseitigung von Mißverständnissen beitrage. Gegen die Wirtshausgeschäfte werde auch die gerichtliche oder notarielle Form, die ohnehin einen Aufwand von Zeit und Kosten im Gefolge habe, selten helfen können, weil der Schwerpunkt doch immer im mündlichen Abschluß liege, und der Bauer, der einmal sein Wort gegeben habe, auch den förmlichen Abschluß nicht versagen werde. Man dürfe also aus jenem Grunde nicht dem gesamten Grundstücksverkehr schwere Fesseln anlegen und die Gefahr einer Verletzung von Treu und Glauben heraufbeschwören; auch werde gerade der geriebne Güterhändler unter Hinweis auf die Ersparnis an Kosten und Zeit den Bauer häufig veranlassen, vom Abschluß des förmlichen Vertrags abzusehen und sofort zur Auflassung zu schreiten. Die gerichtliche oder notarielle Form sei danach unnötig oder gar schädlich. Man sieht hier: zwingende Gründe für die Einführung der strengern Form waren nicht vorhanden; die Gründe für die eine und für die andre Ansicht hielten sich so ungefähr die Wage, man konnte sich so oder auch anders entscheiden. Von der schließlich im Paragraphen 313 erfolgten Regelung hätte den Gesetzgeber aber die Erwägung abhalten sollen, daß sie auf eine förmliche Kontroversenzüchtung hinauskommt; aus ihr hat sich eine Flut von Streitfragen ergeben, die bei entgegengesetzter Regelung vermieden und demnach den frühern Rechten unbekannt waren. Ist die gerichtliche (notarielle) Form auch nötig für die Vollmacht zum Verkauf sowie für den Auftrag zur Erstehung eines Grundstücks? ferner bei bloßen Änderungen des Vertrags, bei Zusicherung von Eigenschaften und für mündliche Nebenabreden? sowie für die Abtretung des Anspruchs auf Auflassung und für Vorverträge zu einem beabsichtigten Kaufvertrag? auch für die zur Sicherung des formlos geschlossenen Kaufvertrags versprochne Vertragsstrafe? ferner für die Vereinbarung eines Verkaufsrechts, für die Aufhebung des Kaufvertrags, für die Verpflichtung, ein Grundstück **nicht** zu verkaufen, oder für einen Gesellschaftsvertrag, der parzellenweise Veräußerung von Grundbesitz zum Gegenstande hat? oder für die Umwandlung von Gesamthandseigentum der Erben in einfaches Miteigentum sowie für die Verpflichtung, das Grundstück dem Eigentümer abzunehmen, und für das Mitgiftsversprechen, das ein Grundstück zum Gegenstande hat?

Alle diese und zahlreiche andre schon entstandne Streitfragen hätte man gern in den Kauf genommen, wenn sich die neue Regelung als eine Verbesserung gegenüber dem frühern Rechtszustande zeigen würde; aber das ist keineswegs der Fall, da, wie aus der obigen Gegenüberstellung der Gründe für die eine und für die andre Ansicht klar ist, zwingende Gründe für die Einführung der strengen Form durchaus nicht vorlagen. Der Gesetzgeber hätte sich hiernach mit der Einführung der bloßen Schriftform, die, als durch die Natur der Sache geboten, von den Beteiligten bei allen mit dem Grundstücksverkehr zusammenhängenden Geschäften ausnahmlos gewahrt wird, begnügen sollen; denn diese verbürgt einen klaren und zweifelfreien Rechtszustand, bei ihr konnte, wie die Erfahrung der frühern Rechte erweist, von allen oben bezeichneten Streitfragen kaum eine entstehn, während die jetzige Regelung auf eine „Kontroversenzüchtung“ hinauskommt; und alle diese Streitfragen werden doch ausgetragen auf dem breiten Rücken der armen Bauern, deren Schutz die strenge Form des Paragraphen 313 bezweckt!

2. Nach preußischem Recht konnten Ansprüche jeder Art durch Eintragung dinglich werden, jedes Recht, das den jeweiligen Eigentümer zu irgendwelchem Tun (Leisten), Dulden oder Unterlassen verpflichtet. Dagegen kennt das Bürgerliche Gesetzbuch nur bestimmte Typen von begrenzten dinglichen Rechten an, nämlich Erbbaurechte, Dienstbarkeiten, Vorkaufsrechte, Reallasten und Grundstückspfandrechte. Zur Begründung bemerken die Motive nur: der Standpunkt des preußischen Rechts hänge zusammen mit der heute beseitigten Lehre vom „Recht zur Sache,“ er verdunkle die Grenzen zwischen den Gebieten des Sachenrechts und des Rechts der Schuldverhältnisse; das Sachenrecht müsse die Erwerbung der dinglichen Rechte nach Grundsätzen ordnen, die auf seinem Gebiete liegen, müsse den Inhalt der einzelnen Rechte bestimmen und nicht den Beteiligten die Schaffung beliebiger dinglicher Rechte überlassen.

Die Folge dieser Regelung war eine Fülle von Streitfragen. Kann auch nach dem heutigen Rechte die nach uralter Gewöhnung bei Gutsübergabeverträgen vom Erwerber übernommne Verpflichtung eingetragen werden, seinen Geschwistern als Erbabfindung neben Barleistungen allerlei Gebrauchsgegenstände (Pferde, Kühe, Einsegnungsanzüge, Bettstücke) zu liefern sowie deren Hochzeit oder Begräbnis auszurichten — Verpflichtungen, deren Eintragung nach früherm Recht unbedenklich war? Kann (was auch nach früherm Rechte ganz unbedenklich war) die Verpflichtung des Käufers, dem Verkäufer die entgeltliche Benutzung einer Wohnung im Grundstück zu gewähren, kann ferner die vom Eigentümer dem Fiskus gegenüber übernommne Verpflichtung, gegen Entgelt eine Wohnung für Beamte zur Verfügung zu halten, eingetragen werden? Kann auch heute noch, wenn der Eigentümer mit seinem Gesims einige Kubikmeter in des Nachbars Luftsäule hineinragt, die Verpflichtung eingetragen werden, den Vorsprung auf das Verlangen des Nachbars zu beseitigen? Kann der Verzicht des Eigentümers auf Ersatz der durch Bergbau oder Eisenbahnbetrieb entstehenden Schäden oder sein Verzicht auf ein gesetzliches Vorkaufsrecht eingetragen werden? Kann das Recht, von jemand den Ausbau einer Straße und die Herstellung der Kanalisation und der Wasser-

leitung zu fordern oder die Verpflichtung des Eigentümers, sich bei Landentziehung zu Straßenbauten mit einer bestimmten Entschädigung zu begnügen, eingetragen werden? Und so fort.

Täglich werden der Notar und der Grundbuchrichter infolge dieser Regelung vor neue äußerst schwierige Streitfragen gestellt, die den frühern Rechten unbekannt waren. Sicher haben die oben mitgeteilten Gründe für diese Regelung manches für sich, aber zwingend, d. h. durch das Interesse der Gerechtigkeit und einer verbesserten Rechtspflege geboten, war diese neue Regelung wahrlich nicht; darum hätte der Gesetzgeber sie ablehnen müssen, da sie auf eine „Kontroversenzüchtung" hinauskommt, während jene Regelung des preußischen Rechts eine zweifelsfreie Handhabung zuließ.

3. Wie überaus einfach war doch nach preußischem wie nach französischem Rechte die Grundlage für den Schadenersatzanspruch aus unerlaubten Handlungen! Jenes bestimmte: „Schade heißt jede Verschlimmerung des Zustandes eines Menschen in Ansehung seines Körpers, seiner Freiheit oder Ehre oder seines Vermögens"; dieses verordnete: Tout fait quelconque de l'homme, qui cause à autrui un dommage, oblige celui par la faute duquel il est arrivé, à le reparer. Und daran schließt sich nach beiden Rechten die kurze Bestimmung, daß jede schuldhafte Zufügung eines Schadens ersatzpflichtig macht. Die Handhabung dieser Grundsätze des preußischen und des französischen Rechts war ungemein einfach; über den Kreis der so gegen Verletzung durch unerlaubte Handlung geschützten Rechtsgüter bestand kaum ein Zweifel, weil eben alle Güter ausnahmlos geschützt waren. Insoweit war freilich jener Grundsatz der frühern Rechte in gewissem Sinne „unbestimmt," und die zweite Kommission entschloß sich deshalb, „die Voraussetzungen der Schadenersatzpflicht schärfer zu begrenzen, um dadurch eine feste gesetzliche Grundlage für die richterliche Entscheidung zu beschaffen." Zwingend ist diese Begründung sicher nicht, denn wenn die frühern Rechte mit dem „unbestimmten" Grundsatz ausgekommen waren, so konnte man mit ihm auch für das neue Recht auskommen; und für die Beibehaltung des gedachten Rechtssatzes sprach die oben wiederholt hervorgehobne Erwägung, daß die Schaffung eines klaren, zweifelsfreien Rechtszustandes das oberste Ziel des Gesetzgebers sein müsse. Statt dessen entschloß man sich, die Voraussetzungen der Schadenersatzpflicht schärfer zu begrenzen, und schuf so, wie Dernburg es bezeichnend ausdrückt, einen „Tummelplatz für Streitfragen," wie er kaum je dagewesen ist. Denn an Stelle der einfachen Vorschrift des frühern Rechts beschloß man den jetzigen Paragraphen 823, wonach schadenersatzpflichtig ist, wer widerrechtlich und schuldhaft „das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, oder ein sonstiges Recht" verletzt, sowie ferner wer „gegen ein den Schutz eines andern bezweckendes Gesetz verstößt." Welche Fülle von Zweifeln und Rechtsfragen ruft diese Bestimmung hervor! Wie verhalten sich die Worte „ein sonstiges Recht" zu den vorhergehenden besonders aufgeführten Rechtsgütern? Wird die Ersatzpflicht auch begründet durch die Verletzung des allgemeinen Vermögensstandes, oder der Ehre, oder der freien Erwerbstätigkeit, oder eines bestimmten Gewerbebetriebs, oder des Mietbesitzes, oder gar bloß persönlicher Rechte? Gehören zu den „Schutzgesetzen" im Sinne

des Paragraphen 823 Absatz 2 die Vorschriften über die Aufsichtspflicht des Vaters, über die Anzeigepflicht des Vorstandes vom Ausscheiden des Genossen, über den Bau an der Grenze sowie die Vorschriften des Strafgesetzbuchs über Beleidigung, über Falscheid, über Arrestbruch? Und dabei sind hier nur die allerwichtigsten der bisher vom Reichsgericht entschiednen Streitfragen erwähnt, nicht aber die nur in den Instanzen und in der Rechtslehre erörterten. Von allen diesen Streitfragen konnte unter der Geltung des preußischen und des französischen Rechts infolge der oben mitgeteilten Regelung des Schadenersatzanspruchs kaum eine einzige entstehn. Doch würde man alle diese Streitfragen schon gern hinnehmen, wenn die jetzige Regelung dem materiellen Recht, der Gerechtigkeit zugute käme; das ist aber nicht der Fall. Denn es ist nicht abzusehen, warum nur bestimmte Rechtsgüter und nicht auch der Vermögensstand im ganzen gegen Verletzung geschützt sein soll. Man hätte aber unter allen Umständen die Regelung der frühern Rechte deshalb vorziehn sollen, weil sie einen klaren und zweifelsfreien Rechtszustand ermöglichte, während die jetzige auf „Kontroversenzüchtung" hinauskommt.

4. Überaus einfach war der Standpunkt des französischen Rechts in der Frage der Haftung für Amtsvergehn; es hatte nämlich überhaupt keine allgemeinen*) Vorschriften dieser Art; nach dem Artikel 1382 begründete jede widerrechtliche schuldhafte Schädigung eines andern die „deliktische" Verpflichtung zum Ersatz der verletzten Vermögensinteressen. War also durch Schuld des Notars der von ihm gefertigte Entwurf des eigenhändigen Testaments nichtig, so haftete er auf Schadenersatz genau ebenso, als wenn er durch Sachbeschädigung in das Eigentum des Klienten eingegriffen hätte. Als der Gerechtigkeit widersprechend hat sich diese Regelung, d. h. der gänzliche Mangel von Sondervorschriften über die Amtspflichtverletzung nicht erwiesen; wohl aber hatte sie den Vorteil eines klaren und zweifelfreien Rechtszustandes. Wollte nun das neue Recht Sondervorschriften über die Beamtenhaftung geben, so konnte es sich an die Vorschriften des preußischen Rechts anschließen, das bestimmte: „Wer ein Amt übernimmt, muß auf die pflichtmäßige Führung die genaueste Aufmerksamkeit wenden"; die Haftung des Beamten war übrigens als nur aushilfweise verordnet. Statt dieser einfachen Vorschriften bestimmt jetzt der Paragraph 839 des Bürgerlichen Gesetzbuchs: „Verletzt ein Beamter ... die ihm *einem Dritten gegenüber* obliegende Amtspflicht, so hat er *dem Dritten* den ... Schaden zu ersetzen." Welch eine Fülle von Streitfragen rufen die oben durch Sperrdruck hervorgehobnen Worte heraus; denn es bleibt unklar, unter welchen Voraussetzungen man von einer Amtspflicht sprechen kann, die dem Beamten „einem Dritten gegenüber" obliegt. Fallen hierunter ganz oder teilweise die Amtspflichten des Prozeß-, des Vormundschafts- und des Grundbuchrichters, ferner des Urkundsbeamten? Haftet dieser bei schuldhafter Nichtigkeit des Testaments auch dem Erben? oder nur dem Erblasser? Haftet er für Versehen bei Beurkundung eines Kaufvertrags auch dem Mäkler, der infolge der Nichtigkeit des Vertrags um seinen Mäklerlohn kommt? Haftet er bei Nichtigkeit des

*) Die Sondervorschriften des französischen Rechts über die Haftung der Richter sind ein totes Recht geblieben, sie sind kaum je angewandt worden.

Wechselprotestes nur dem Wechselinhaber oder allen Wechselbeteiligten? Haftet er bei Nichtigkeit einer Unterschrifts- oder einer Abschriftsbeglaubigung nur dem Antragsteller oder jedem, der mit diesem in Rechtsbeziehungen tritt oder gar überhaupt von der Urkunde Gebrauch macht? Liegt also die Amtspflicht zu sorgfältiger Erledigung dem Beamten, wie man nach dem Wortlaute des Paragraphen 839 schließen könnte, nur gegenüber dem ob, der die Amtstätigkeit in Anspruch nimmt, oder auch gegenüber denen, deren Interessen durch sie in irgendwelchem Umfange berührt werden? Und so fort.

Alle diese Fragen und noch andre (z. B. ob die verletzte Vorschrift auf Gesetz beruhn muß, oder ob auch die Verletzung bloßer Verordnungen, ferner bloßer „Soll"vorschriften ersatzpflichtig macht) harren der Entscheidung — auf Kosten derer, die den Kampf ums Recht wagen, während sie unter dem frühern Rechte gar nicht vorkommen konnten, das keinen Unterschied kannte zwischen Pflichten, die dem Beamten nur dem Staat gegenüber, und solchen, die ihm Dritten gegenüber obliegen. Und doch würde man diese Streitfragen gern hinnehmen, wenn sie nur der Gerechtigkeit, dem materiellen Recht zugute kämen. Aber das trifft gar nicht zu; denn der Erwägung der Motive: bei der großen Zahl von Dienstvorschriften, die bloße Ordnungsvorschriften seien, würde die uneingeschränkte Haftung des Beamten zu Unzuträglichkeiten führen, dem Wunsche, die Beamten vor zu weitabliegenden Ersatzansprüchen zu sichern, steht gleichwertig die Erwägung gegenüber, daß Fehltritte der Beamten, denen doch nun einmal eine Einwirkung auf die Rechtsgüter der Staatsbürger zusteht, im Interesse der Gerechtigkeit einen Ersatzanspruch gegen den Beamten erzeugen müssen. Halten sich die Gründe für und gegen die Beschränkung der Haftung sonach die Wage, so hätte sich der Gesetzgeber gegen die Beschränkung entscheiden müssen, weil dann alle genannten und ähnliche Streitfragen weggefallen wären, die mit der vom neuen Recht angenommnen Regelung untrennbar verbunden sind.

5. Die angeführten Bestimmungen sind solche, gegen die vom Standpunkt der Gerechtigkeit nichts zu erinnern wäre, die der Gesetzgeber vielmehr bloß deshalb hätte ablehnen sollen, weil sie zu einer Kontroversenzüchtung führen, während die vom Standpunkt der Gerechtigkeit ebenso annehmbare entgegengesetzte Regelung einen klaren und zweifelfreien Rechtszustand ermöglicht hätte. Im Gegensatz hierzu sei nunmehr zweier Bestimmungen gedacht, die nicht bloß auf eine Kontroversenzüchtung hinauskommen, sondern noch dazu als Verstoß gegen die Anforderungen der Gerechtigkeit erscheinen. Es ist dieses einmal der Paragraph 833 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, wonach der Tierhalter für den durch das Tier angerichteten Schaden ersatzpflichtig ist. Man hat diesen Paragraphen mit Recht als einen „erbarmungslosen," als einen „mitleidlosen" bezeichnet, und in der Tat dürfte kaum noch eine Vorschrift zu finden sein, die so viele dem Rechtsgefühl widersprechende Entscheidungen gezeitigt hätte wie diese, Streitfragen, von denen den frühern Rechten kaum eine einzige bekannt war. Viele hundert Urteile des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte sind ergangen, um in der herbeigeführten Kontroversenzüchtung zu klaren, annehmbaren Grundsätzen zu gelangen. Auf diese Streitfragen soll hier nicht eingegangen werden, weil nach der kürzlich im Reichstag bei der Beratung der Ab-

änderungsanträge vom Staatssekretär im Reichsjustizamt abgegebnen Erklärung mit Sicherheit zu erwarten ist, daß jene Bestimmung baldigst in einer das Rechtsgefühl befriedigenden Weise geändert werden wird. Leider kann man dieses von der zweiten Bestimmung nicht sagen, nämlich von Paragraph 866 Absatz 3 der Zivilprozeßordnung. Er lautet: „Auf Grund eines Vollstreckungsbefehls findet die Eintragung einer Sicherungshypothek nicht statt. Auf Grund eines andern Schuldtitels darf eine Sicherungshypothek nur für eine den Betrag von 300 Mark übersteigende Forderung eingetragen werden.“ Man muß diese Vorschrift geradezu als eine sozialpolitische Monstrosität bezeichnen und möchte fast annehmen, daß sich der Gesetzgeber hier von einem antisozialpolitischen Zuge hat leiten lassen. Denn dem Gläubiger ist der billige Weg des Mahnverfahrens verboten, er muß den kostspieligen Weg der Klage und des Urteils beschreiten. Und ferner: nur dem wohlhabenden Gläubiger soll die Sicherungshypothek vergönnt sein; kleinere Gewerbetreibende, deren Forderungen erfahrungsmäßig 300 Mark nicht zu übersteigen pflegen, steht dieses Sicherungs- und Befriedigungsmittel nicht zu. Und der Grund dieser merkwürdigen Vorschrift: es sollte verhütet werden, daß durch Zwangseintragungen geringer Beträge die Grundbücher unübersichtlich gemacht werden! Als ob die Menschen nur um der Grundbücher willen da seien! Und welche Fülle unerfreulicher Streitfragen hat diese sozialpolitische Monstrosität erzeugt! Ist die Zwangseintragung zulässig auf Grund mehrerer Schuldtitel desselben Gläubigers oder auch verschiedner Gläubiger, wenn nur die Gesamtsumme 300 Mark übersteigt? Findet die Beschränkung der Eintragbarkeit auch Anwendung auf Arresthypotheken sowie bei Ansprüchen des Werkmeisters auf Einräumung einer Sicherungshypothek? Ferner, wenn der Schuldner zur Bewilligung der Sicherungshypothek verurteilt ist? Ferner im Verwaltungszwangsverfahren sowie bei Zwangseintragungen von Nachtragskosten?

6. Überaus einfach waren die Vorschriften der frühern Landesgesetze, namentlich des preußischen Rechts, über die Legitimation zur Beschwerde in der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Nach der allgemeinen Gerichtsordnung fand die Beschwerde statt gegen den Inhalt einer dem Beschwerdeführer „vermeintlich nachteiligen“ Verfügung. Mißstände hatten sich aus dieser Regelung nicht ergeben, und Streitfragen über die Legitimation zur Beschwerde bestanden im frühern preußischen Recht nicht. Und derselbe günstige Rechtszustand besteht noch heute für Grundbuchsachen, die doch die wichtigsten Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit sind: die Grundbuchordnung hat keine Vorschriften über die Beschwerde, darum steht sie jedem zu, der an der Beseitigung der angefochtnen Verfügung ein rechtliches Interesse hat. Dagegen gibt das Reichsgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit die Beschwerde nur dem, dessen „Recht“ durch die Verfügung „beeinträchtigt“ ist, nicht also schon dem, der ein bloßes Interesse an ihrer Änderung hat. Nun ist aber die Frage, ob die Verfügung das „Recht“ des Beschwerdeführers „beeinträchtigt,“ oder ob er an ihrer Beseitigung nur ein Interesse hat, natürlich oft sehr schwer zu entscheiden. Daher kommt die Fülle unerfreulicher Streitfragen hierüber, die den frühern Rechten unbekannt waren: fast dreihundert Entscheidungen der Oberlandesgerichte über

diese Frage sind schon veröffentlicht worden! Sicher hat die Einschränkung des Beschwerderechts, wie sie das neue Recht in Änderung des frühern Rechtszustandes vorschreibt, einiges für sich, aber keineswegs war sie im Interesse der Gerechtigkeit etwa geboten; darum hätte der Gesetzgeber diese Einschränkung ablehnen müssen, weil sie zu einer Kontroversenzüchtung führt.

Wieviel Arbeit, Zeit, Ärger und Kosten hätte der Gesetzgeber den Gerichten und den Staatsbürgern sparen können, wenn er die als Kontroversenzüchtung nachgewiesnen Bestimmungen, die doch durch die Rücksicht auf die Gerechtigkeit keineswegs geboten waren, gar nicht getroffen hätte! Ihering teilte die Juristen launig ein in solche, die sich mit der Lehre von der Stellvertretung schon beschäftigt haben, und in solche, die sich mit ihr noch nicht beschäftigt haben. Ähnlich kann man heute die Juristen einteilen in solche, die sich mit diesen Kontroversen schon beschäftigt haben, und in solche, bei denen dies nicht zutrifft. Die Zahl der letzten wird nicht groß sein.

Auch das sorgfältigst ausgearbeitete Gesetz birgt eine Fülle von Streitfragen; ein „kontroversenreines" Gesetz wird nie kommen, sagt Liszt, es wäre ein „geistigen Tod verbreitendes Monstrum." Ähnlich äußert sich Staub: „Selbst eine solche Bestimmung des Gesetzbuchs, deren Wortlaut und Inhalt tadellos ist, bietet, sobald sie ihren Platz mitten im Rechtssystem einnimmt, der Auslegung einen breiten Raum und nicht geringe Schwierigkeiten." Fein bemerkt auch Eccius: „Das Gesetz ist stets klüger als seine Verfasser, denn es ordnet Dinge, an die die Verfasser gar nicht gedacht haben." Und schließlich gibt es, wie der preußische Ministerialdirektor Förster einst zutreffend bemerkte, überhaupt nichts zwischen Himmel und Erde, was ein Jurist nicht bestreiten könnte. Da hätte der Gesetzgeber doch wahrlich allen Anlaß, überall, wo eine Bestimmung vom Standpunkt der Gerechtigkeit so oder auch anders getroffen werden kann, wo also die Rücksicht auf das materielle Recht keine Entscheidung in bestimmtem Sinne fordert, diese so zu treffen, daß sie einen zweifelsfreien, klaren Rechtszustand ermöglicht und nicht zu einer „Kontroversenzüchtung" führt.



Aus Polens letzten Tagen

Erinnerungen eines deutschen Dichters von Georg Peiser



Der Untergang Polens ist ein Ereignis von so gewaltiger Tragweite, daß der Bericht eines jeden, der die Hauptakteure bei der Arbeit gesehen und in dem weltgeschichtlichen Drama eine Rolle gespielt hat, Beachtung verdient — um wieviel mehr, wenn es die Stimme eines Mannes ist, der Gelegenheit hatte, Menschen und Dinge scharf zu beobachten, und der mit großer schriftstellerischer Begabung unbestechliche Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit des Urteils verband! Der Zufall hat es gefügt, daß Johann Gottfried Seume, der der Typus eines

Globetrotters vor hundert Jahren ist, auch nach Polen verschlagen wurde. Als Adjutant und Sekretär des gefürchteten russischen Generals Igelström hat er an den Kämpfen, in denen sich Polen verblutete, teilgenommen und die Wahrnehmungen, die er in seiner wichtigen Stellung gemacht hat, in Schriften und Gedichten niedergelegt, die auf die Geschichte jener Tage interessante Streiflichter werfen. Ich will versuchen, die historische Bedeutung dieser Erinnerungen kurz darzustellen.

Hessischem und preußischem Kriegsdienst entronnen, war Seume im Sommer 1787 nach Leipzig zurückgekehrt, das er sechs Jahre zuvor verlassen hatte. Der Vierundzwanzigjährige hörte von neuem Vorlesungen an der Universität und erwarb sich seinen Unterhalt durch literarische Arbeiten und als „Studiermachergeselle," wie er seine Tätigkeit als Privatlehrer einmal bezeichnete. Es war für seine nächste Zukunft von Bedeutung, daß er die Bekanntschaft des wackern Christian Felix Weiße machte, des Verfassers des Kinderfreundes und vieler andrer pädagogischer Schriften, der damals halb Deutschland mit Erziehern versorgte. Er empfahl ihn der livländischen Gräfin Igelström, die mit ihrem Sohne nach Leipzig gekommen war, um ihm hier eine gelehrte Bildung geben zu lassen. Seume wurde als Lehrer und Erzieher in das Igelströmsche Haus aufgenommen und erwarb sich durch seine vielseitige Bildung und die Lauterkeit seines Charakters sehr bald die Sympathien der Gräfin. Auch als sie in der Folge die Erziehungsweise Seumes denn doch zu „katonisch" fand, und das Band sich löste, das ihn an das Igelströmsche Haus fesselte, blieb ihm die Hochachtung der Familie. Dem Grafen Johann Jakob von Igelström, der zum Besuche der Gattin und des Sohnes nach Leipzig kam, ist die Abhandlung: Arma veterum cum nostris breviter comparata gewidmet, womit der ehemalige hessische Unteroffizier Ende 1791 die Magisterwürde an der Leipziger Universität erwarb. Der Hang zum Soldatenstande und die gelehrte philologische Bildung, die Seumes Wesen eine so eigentümliche Mischung geben, kommen darin gleich stark zum Ausdruck. Graf Igelström war es auch, der in Seume den Gedanken erweckte, wieder in Kriegsdienste zu treten. Er versprach ihm, wenn er sich entschließen könnte, nach Rußland zu gehn, ihn seinem Bruder, der als kommandierender General in Pleskow stand, zu empfehlen. Noch war in Seume die Liebe zum Vaterlande nicht zu dem heiligen Feuer emporgelodert, das seine spätern Werke durchglüht; noch war er ganz von kosmopolitischen Ideen erfüllt. Früher hatte er daran gedacht, in die Dienste Lafayettes zu treten; jetzt ergriff er ebenso freudig die Gelegenheit, in Rußland zu militärischen Ehren emporzusteigen.*) Im August 1792 reiste er zusammen mit dem Grafen Igelström von Leipzig ab. Die Reise ging zuerst in die Heimat des Grafen, dann nach einigem Aufenthalt in Riga und in Dorpat nach Pleskow, wo der Graf seinen Schützling seinem Bruder vorstellte und empfahl. Es war gerade die Zeit,

*) Ich benutze außer Seumes eignen Schriften und der Fortsetzung seiner Selbstbiographie von Göschen und Clodius das reiche Material, das O. Planer und C. Reißmann (Leipzig, 1898) mit bewundernswertem Fleiße zusammengebracht haben. Der Güte des Herrn Planer verdanke ich auch eine zum Teil ungedruckte autobiographische Skizze Seumes aus dem Januar 1810. Vergleiche Arnoldt, Geschichte der deutschen Polenliteratur, I, S. 130 ff.

wo General von Igelström mit der Aufgabe betraut wurde, die militärischen Interessen Rußlands in dem soeben unterworfnen Polen zu vertreten.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Lage, worin sich damals dieses Land befand.

Am 3. Mai 1791 war, während Rußland in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war, die berühmte Konstitution in Kraft getreten, von der die Polen nicht nur die Vernichtung des russischen Einflusses, sondern eine Erneuerung ihres politischen Lebens überhaupt erhofften. Niemand konnte zweifeln, daß Rußland nicht ohne Kampf auf seine Vorherrschaft in Polen verzichten werde. Aber statt nun alle Kräfte des Landes zur Gegenwehr anzuspannen, sank man bald in die alte Sorglosigkeit zurück. Warschau war im Winter 1791 so glänzend und lebenslustig wie nur je zuvor. Inzwischen zog sich jedoch das Ungewitter über Polen zusammen. Die Häupter der Partei, die mit der Einschränkung der Adelsfreiheit unzufrieden war, Felix Potocki, Franz Xaver Branicki, Anton Czetwertynski und andre gingen nach Jassy in das russische Hauptquartier, wo am 9. Januar 1792 der Friede mit den Türken geschlossen wurde; von dort begaben sie sich nach Petersburg. Das Ergebnis der hier geführten Verhandlungen war die Gründung der Targowicer Konföderation, deren Mitglieder sich eidlich verpflichteten, die neue Konstitution, „das Grab der Freiheit," zu vernichten und die alte Verfassung der Republik wiederherzustellen. Zu demselben Zwecke wurde auch in Litauen unter dem Einfluß der Familie Kossakowski eine Konföderation gebildet, die sich später mit den Targowicern vereinigte. Und zu derselben Zeit ließ Rußland, das nun die Arme wieder frei hatte, als Garant der Verfassung von 1768 seine Truppen in Polen einrücken. Die Kriegsgeschichte des Jahres 1792 zeigt ein unaufhörliches Zurückweichen der Polen vor den an Zahl weit überlegnen Russen. Auch der heldenmütige Widerstand Kosciuszkos bei Dubienka am 17. Juli konnte an dem Stande der Dinge nichts ändern. Als die Russen nur noch wenig Meilen von Warschau entfernt waren, verlor Poniatowski den Mut. Schon in der Nacht des 19. Juni erschien sein Vizekanzler bei dem russischen Gesandten Bulgakow, der in Warschau geblieben war, und erklärte ihm, daß sein Herr bereit sei, sich Rußland zu unterwerfen. Triumphierend konnte Bulgakow seiner Kaiserin melden: „Polen liegt Euer Majestät zu Füßen und übergibt sich Ihrer Gnade." Wohl gab es noch einige Schwankungen. Die Männer des 3. Mai forderten den König auf, sich jetzt noch an die Spitze der Armee zu stellen; seine Anwesenheit würde Wunder wirken. Aber mit mehr Recht als vor zweiundzwanzig Jahren, als die Russen in dem Türkenkriege dieselbe Forderung an ihn stellten, hätte der unglückliche Fürst damals den Boileauschen Vers zitieren können: „Ist dir ein Gott bekannt, der solch ein Wunder tut?" Wie hätte er mit den fünfzehntausend Mann, die ihm zur Verfügung standen, den fünfzigtausend Russen, die gegen die Hauptstadt im Anmarsch waren, widerstehn können! So ging er denn unter das kaudinische Joch. Er gab die Verfassung des 3. Mai preis und unterschrieb, wie ihm befohlen worden war, am 24. Juli die Beitrittserklärung zur Targowicer Konföderation. Die Armee legte die Waffen nieder; Kosciuszko und viele andre verließen das Vaterland. Damit waren die Ope-

rationen im Felde, wie man dachte, für immer beendigt; General Kachowski, der sie geleitet hatte, wurde abberufen, und Igelström wurde mit seiner Nachfolge betraut.

Freiherr Otto Heinrich von Igelström, der damals im sechsundfünfzigsten Lebensjahre stand, war genußsüchtig, sinnlich, prachtliebend, von herrischem, hochfahrendem Wesen, das sich, wenn es die Umstände zu gebieten schienen, leicht zu despotischer Strenge steigerte. Aber er war, wie Seume unbeirrt durch das widerstreitende Urteil der meisten seiner Zeitgenossen jederzeit behauptet hat, „nie der Wüterich, zu dem man ihn machte, er war nur ein Mann von eiserner Ordonnanz." In seiner Jugend hatte er am Siebenjährigen Kriege teilgenommen und später in den Türkenkriegen mit Auszeichnung gedient. Sein Emporkommen aber verdankte er nicht bloß seinen militärischen Verdiensten, sondern auch der Gewandtheit, die er in diplomatischen Geschäften zeigte. Zwei Jahre zuvor hatte er sich bei dem raschen Friedensschlusse mit Schweden den Ruf großer Geschicklichkeit erworben; so wurde ihm denn jetzt die weit schwierigere Aufgabe zuteil, bei der großen politischen Aktion, die sich vorbereitete, der zweiten Teilung Polens, mitzuwirken. Mit einemmal wiederum in verwickelte Verhandlungen hineingestellt, hatte Igelström Mangel an Offizieren, die des diplomatischen Stils einigermaßen mächtig waren. Der Leipziger Magister, der ihm von seinem Bruder so warm empfohlen war, kam ihm darum gerade recht; er nahm ihn sofort in seine Geheimkanzlei. Die Art, wie Seumes Diensteintritt erfolgte, war echt russisch. Man legte ihm eine Bittschrift an die Kaiserin vor, worin der bisherige Gouvernementsregistrator Seume in Kiew um Anstellung in der Armee nachsuchte. Seume weigerte sich zu unterschreiben; er sei nicht Registrator und habe Kiew niemals anders als auf der Landkarte gesehen. „Drolliger Mensch, sagte der General lachend, man will Ihnen ja nur einen Vorteil verschaffen." — „Nun gut, sagte Seume schließlich, ich unterschreibe, aber in die Seele Eurer Exzellenz." Er wurde zuerst zum Sergeanten, aber bald darauf zum Dolmetscher ernannt und zum Fähnrich befördert. Er weigerte sich anfangs auch, die Stelle eines „Translateurs" anzunehmen, weil er noch nicht genug Russisch verstehe. Aber man erwiderte ihm, er solle nur Deutsch und Französisch schreiben, und zwar so viel, als seine Fingerspitzen erlaubten. Dieses Versprechen wurde denn auch redlich gehalten, und der General glaubte sich einmal selbst bei Seume entschuldigen zu müssen, daß er ihn so überbürde. „Haben Sie Geduld, setzte er hinzu, ich werde Sie der Monarchin selbst nachdrücklich empfehlen; Sie sollen belohnt werden."

Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken als den zwischen dem alten Hof- und Staatsmann aus der Schule Katharinas der Zweiten und unserm Dichter, dem „edeln Cyniker," wie Wieland ihn treffend bezeichnete. Aber trotzdem oder vielleicht gerade darum bewies der General Seume von Anfang an das größte Zutrauen. „Sie sind noch nicht verpflichtet, Sie haben noch nicht geschworen," sagte er freilich etwas bedenklich zu Seume, als er ihm den ersten Brief des Generals von Möllendorf übergab, der sich seit dem Juli des Jahres bereit hielt, den Einmarsch der preußischen Okkupationsarmee in Polen zu leiten. Er beruhigte sich aber, als Seume erwiderte: „Der ehrliche

Mann kennt und tut seine Pflicht auch ohne Eid, und der Schurke wird durch ihn nicht gehalten." Er wohnte im Hause des Generals und speiste an dessen Tafel. Bei Tische besprach Igelström nicht selten mit ihm die Gegenstände, die er ausarbeiten sollte. Seumes Freunde wußten zu erzählen, daß sein Chef Großes mit ihm vorhabe; er wolle ihn auf der militärischen Stufenleiter bis zum Major befördern und an die Spitze eines Kosakenregiments stellen, wo er dann zeigen könne, was er zu leisten imstande sei.

Von Pleskow begleitete Seume Igelström Ende Dezember nach Grodno, wo die Häupter der Targowicer Konföderation seit dem Oktober ihre auflösende Tätigkeit trieben, und Anfang Januar 1793 nach Warschau, das inzwischen von russischen Truppen besetzt worden war. Es war die wichtige Periode, wo sich die Verhandlungen mit Preußen über die zweite Teilung ihrem Abschluß näherten. Die gesamte deutsche und französische diplomatische Korrespondenz mit Felix Potocki, Möllendorf und den andern preußischen und russischen Heerführern war Seume anvertraut. Namentlich benutzte man ihn gern bei der Ausarbeitung von Schriftstücken, deren strengste Geheimhaltung notwendig war. So bei den Verhandlungen mit Möllendorf, als dieser die Piliza zur Grenze forderte, oder bei der Ausarbeitung eines für den Baron Siewers, den Nachfolger Bulgakows, bestimmten Memoires, wie die Dietinen (die Provinziallandtage, auf denen die Wahlen für den nach Grodno berufnen Reichstag geschahen) im russischen Sinne zusammenzusetzen, zu leiten und zu bestechen seien. Ein Oberst hatte mehrere Tage daran gesessen, seine Arbeit war aber so wenig zur Zufriedenheit Igelströms ausgefallen, daß dieser sie Seume zum Redigieren gab. Seume hat sich noch viele Jahre nachher gesträubt, etwas über den Inhalt dieser Denkschrift, die er als ein Meisterstück der Kabale, genannt politische Klugheit von der einen und ein Muster von Niederträchtigkeit von der andern Seite, bezeichnete, zu Papier zu bringen. Welche Mittel jedoch bei den Wahlen tatsächlich angewandt wurden, erhellt aus einem Briefe des preußischen Gesandten Buchholz an Möllendorf: „Die Wahlen der Landboten zum Reichstage bewirkt General Igelström durch russische Offiziere und Detachements von Truppen, die diejenigen, welche der vorseienden Sache nicht günstig sind, fortjagen und lauter facile Leute nehmen; ich gratuliere Ew. Exzellenz, daß sie bei diesem Geschäfte nichts zu tun haben, denn dazu gehört eine besondre Erfahrung, die nicht so eben in andern Ländern vorkommt." Fügt man hinzu, was Igelström selbst nach Petersburg meldete: „Bei den Provinziallandtagen gibt der kleine Adel das Übergewicht und treibt mit seinen Stimmen Handel; man kauft sie zu zehn, zu fünfzehn, höchstens zu dreißig Dukaten" — so kann man sich ungefähr denken, welche Grundsätze in jener Denkschrift entwickelt waren. Auch zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Auslande wurde Seumes gewandte Feder benutzt. Manche Note, die er im Auftrage seiner Regierung französisch geschrieben hatte, fand er später zu seiner Verwunderung in der Hamburger Zeitung deutsch wieder.

So verging für Seume eine Zeit angestrengtester Tätigkeit. Später erst, als die meiste Arbeit schon getan war, kamen im Hauptquartier zwei Franzosen an, denen man die französische Korrespondenz übertrug; die gesamte deutsche aber verblieb Seume auch ferner. In seinem Hinterzimmer im Hause des

Generals saß er oft ganze Nächte und schrieb „dem Teufel ein Ohr ab," wie er sagte, während seine Kameraden schliefen oder ihrem Vergnügen nachgingen.

Der General war nicht unempfänglich für die wichtigen Dienste, die Seume leistete. Dieser wurde zum Leutnant in dem in Warschau garnisonierenden Grenadierregiment und zum Adjutanten und Legationssekretär befördert. In seinem schlichten Oberrock, wie er eben vom Schreibtisch aufsprang, durfte er unangemeldet in das Kabinett des Generals treten. Die hohen Beamten und Offiziere, die im Vorzimmer warteten, hielten ihn dann wohl für einen Domestiken und behandelten ihn herablassend. Sie waren später nicht wenig erstaunt, ihn an der Tafel des Generals wiederzufinden und zu sehen, mit welcher Vertraulichkeit ihn dieser behandelte. Er nannte ihn nicht anders als mon cher und sandte ihm bei Tisch oft ein auserlesenes Gericht zu, von dem er wußte, daß Seume es gern aß.

Es fehlte jedoch auch nicht an Zwischenfällen, die geeignet waren, das Verhältnis zwischen dem General und seinem Sekretär zu trüben. Einmal verfocht Seume Igelström gegenüber hartnäckig die Ansicht, daß die Wohlfahrt in Rußland nur gedeihen könne, wenn die Leibeigenschaft aufgehoben und die Personalfreiheit gesetzlich fixiert werde. „Mon cher, sagte der General schließlich, wenn ich Sie nach Petersburg schicke, so sind Sie in Jahr und Tag Minister, oder Sie haben sich um Ihren Kopf geredet!" — „Weder das eine noch das andre, Euer Exzellenz, erwiderte Seume. Man läßt, denkt man dort, den Narren reden, und macht ers zu toll, so gibt man ihm mit einigen Kosaken das consilium abeundi." Ein andermal sprach man in einem Zirkel von Offizieren, unter denen sich auch Seume befand, vom Glückmachen und Reichwerden. „Philosoph, was sagen Sie dazu?" wandte sich Igelström an Seume. „Euer Exzellenz, erwiderte dieser, wer im und durch den Dienst reich wird, der kann nach meinen Begriffen kein streng rechtlicher Mann sein." Es war eine peinliche Szene, da sich unter den anwesenden Exzellenzen einige fanden, die, wie alle wußten, eben auf diese Weise zu großem Vermögen gekommen waren. „Reitet Sie denn der Teufel, Mensch, daß Sie solche Dinge sagen können?" fragte General Bauer, Igelströms Vertrauter, Seume beim Fortgehn. „Warum, meinte Seume, ist es denn nicht wahr?" — „Ei freilich ist es wahr, aber wie zum Henker kann man denn so etwas sagen?" — „Eben weil es wahr ist." Später suchte Igelström zu erfahren, ob Seume zu einem Geschäft sehr zweideutiger Natur — es scheint sich um einen Spionagedienst bei dem Könige gehandelt zu haben — zu gebrauchen sei. Dieser entgegnete kurz, er hätte zu dieser Art Diplomatie keine Talente. Die Ablehnung ehrt Seume nicht weniger, als es den General ehrt, daß er sich dadurch in seinem Vertrauen zu seinem Adjutanten nicht erschüttern ließ. Allmählich wurde es in ganz Warschau bekannt, wie große Stücke Igelström auf Seume hielt, und es fehlte nicht an Leuten, die diesem vorschlugen, die Gunst des Generals zu allerhand vorteilhaften Spekulationen zu benutzen. Sie merkten jedoch sehr bald, daß in dieser Hinsicht mit Seume ganz und gar nichts anzufangen war.

So in den Mittelpunkt des politischen Lebens hineingestellt, wäre auch ein minder bedeutender Mann zu scharfer Beobachtung gereizt worden, um wie-

viel mehr unser in der Welt so viel umhergeschleuderter Philosoph. Natürlich legte er sich die Frage vor, welche Umstände zum Verfall des einst so mächtigen Staates geführt hätten. Er verkannte die Rolle nicht, die religiöse Intoleranz und Adelsherrschaft bei dem Zerstörungswerke gespielt hatten. Seine Ansichten darüber hat er später etwas drastisch in den Sätzen ausgesprochen: „Wo die meiste positive Religion war, war immer die wenigste Moralität,“ und: „Wer das erste Privilegium erfunden hat, verdient vorzugsweise so lange im Fegefeuer in Öl gesotten oder mit Nesseln gepeitscht zu werden, bis das letzte Privilegium vertilgt ist.“ Die Hauptschuld jedoch — und darin stimmt er ganz mit den Männern des 3. Mai überein — maß er der Person des Königs bei. Später hat er einmal den treffenden Ausspruch getan: „Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist der Staat in seiner Fäulnis kaum der Erhaltung wert.“ Damals aber war er der Meinung, daß sich das Schicksal Polens noch hätte ändern können, wenn in der kritischen Zeit ein andrer König an der Spitze gestanden hätte. Er amüsierte sich über die Anekdoten, die über den unglücklichen Monarchen in Warschau im Umlauf waren: daß zum Beispiel in einer Vorstellung der deutschen Theatergesellschaft, die der König gern besuchte, das ganze Publikum einmal den Vers: „Wehe dem Lande, dessen König schläft!“ auf den anwesenden Poniatowski bezogen habe, oder daß in einer Soiree ein alter General den König, der eingenickt war, mit den anzüglichen Worten aufgeweckt habe: „Wachen Sie doch, Sire! Man spricht ja schon überall davon, daß Sie schlafen!“ und dergleichen mehr. Er notierte sich eine pathetische Ansprache, die ein polnischer Patriot angeblich an den König gehalten hat, ohne die ganz unhistorische Schilderung zu bemängeln, die darin von dem Zustande des Landes bei der Thronbesteigung Poniatowskis entworfen wird. „Ein ganzes, großes, schönes, kraftvolles Volk ist durch Sie in ein politisches Nichts herabgesunken. Was die Üppigkeit, die Schwelgerei, der Bestechungsgeist Ihrer Vorfahren angefangen, das hat Ihre Schwachheit vollendet. . . . Durch schöne Worte und Nepotismus regiert man keine Völker. Unsre Krieger wollten fechten, und Sie weinten in den Armen der Weiber. Nicht Tränen, sondern Taten retten die Ehre und sichern das Glück der Länder. Durch Ihre Schwachheit faßte die Zwietracht Wurzel in unserm Reiche; Ihre Selbständigkeit, Ihr Mut hätte sie ausgerottet. Sie hatten das Herz der Nation in Ihrer Hand, Sie haben es aber weggeworfen wie ein Knabe sein Spielwerk. Die Nachwelt, welche mit unparteiischem Griffel die Geschichte der Könige, der Mark Aurele und der Sardanapale schreibt, wird mit Wahrheit von Ihnen sprechen und Ihnen die verdiente Stelle in der Galerie ihrer Personen anweisen.“

Am 23. Januar 1793 war zwischen Preußen und Rußland die Petersburger Konvention über die zweite Teilung Polens zustande gekommen. Am 8. April erschienen die Deklarationen der beiden Höfe und wurden dem Generalrat der Konföderation in Grodno eingehändigt; noch in demselben Monat fand die offizielle Besitznehmung der annektierten Landesteile statt. „Das Werk der vollbrachten Teilung“ wurde von Igelström in Warschau durch ein glänzendes Fest gefeiert, an dem sich alles, was nur irgendeinen klangvollen Namen trug, Polen und Russen auf die dringende Einladung des Generals einfand. „Es

war der Tag, schrieb Seume einige Jahre später, wo man in der Reichsversammlung die neue Teilung unterzeichnete." Hier liegt ein Gedächtnisfehler vor. Die förmliche Zession durch den ohnmächtigen Grodnoer Reichstag hat erst nach mehreren Monaten stattgefunden. Schon die feierliche Besitznehmung der neuen Provinzen durch Rußland und Preußen genügte, im Hause des russischen Generals Freudenfeste zu feiern. Unter den Gästen war auch Seume. Nachdem er, wie er erzählt, eine Zeit lang in den Spiegelwänden des Saales die Gesichter der Anwesenden gemustert hatte, flüchtete er sich, da er weder Talent noch Neigung in sich verspürte, hinter dem Stuhl einer Dame zu stehn, in ein Nebenzimmer und beschäftigte sich mit seinem Taschenbuche. Die Frucht dieser Stunden war seine „Elegie auf einem Feste zu Warschau." Er setzte das bezeichnende Motto voran: Si natura negat, facit indignatio versum.

In der Tat hat in diesem Gedichte flammende Empörung die Feder geführt. Der Kontrast zwischen dem Festesjubel, der an sein Ohr schlug, und dem Elend, worin die Massen schmachteten, der Widerwille gegen Priester- und Adelsherrschaft, aber auch gegen die Willkür, mit der soeben in den Kabinetten über das Schicksal Polens entschieden worden war, kommt darin zu stärkstem Ausdruck. Es ist ein düstres Nachtstück, aus dem der Menschheit ganzer Jammer zu uns spricht. Hören wir die markantesten Stellen:

Dort verzehren mustische Magnaten
Ihres Landes Fett in Schwelgerei,
Und der Pflüger, stets der Kern der Staaten,
Jammert bei der ihm gelaßnen Spreu. . . .

Mit umglühter, heißer Stirne fronen
Unter der Despoten Eisenstab
Ganze, große, schöne Nationen
Von der Kummerwiege bis ins Grab. . . .

Und auf ihrem Wolkenthrone sitzet
Rings umher die alte Möncherei,
Blicket grimm, aufs Vorurteil gestützet,
Und ihr Zepter wieget schwer wie Blei. . . .

Wenn der Mann dem Manne, der ihm glaubet,
Seinen Säckel stiehlet, ists Betrug;
Aber Herrschsucht, die Provinzen raubet,
Nennt der Staatskunst hohe Schule klug.

Durch der Politiken schiefe Brille
Ist Moralität ein Possenspiel,
Und Gerechtigkeit nur eine Grille,
Die in Philosophenschädel fiel.

Arme Brüder, hat euch Gott zu Ketten,
Zu des Unsinns Eisenjoch gemacht,
Und vermag kein Rächer euch zu retten
Aus der Vorurteile langer Nacht?

Er sandte das Gedicht am 5. Juni an Schiller mit der Bitte, es in der Neuen Thalia abzudrucken, den Namen des Verfassers aber nicht zu nennen, weil

es sonst wohl möglich wäre, daß er ihn damit nach Sibirien verschickte. Schiller lehnte jedoch, unzweifelhaft aus politischen Gründen, die Veröffentlichung überhaupt ab. Auch Seume selbst empfand später, daß er sich durch eine Augenblicksstimmung zu Deklamationen habe hinreißen lassen. „Dieses Stück, sagt er in einer Anmerkung, ist in einer moralischen Gärung der Seele geschrieben, wo man freilich nicht für den reinen Wert und die Wahrheit jedes unwilligen Gefühls bürgen kann.“ Insbesondre über die Teilung urteilte er später wesentlich anders als auf jenem Feste, wo allein der Poet, der Menschenfreund zu Worte gekommen war. Es sei zwar — schrieb er — weder seine Pflicht noch seine Absicht, das Betragen der politischen Feinde Polens zu rechtfertigen, aber er glaube, daß es nicht schwer sein würde, eine hinlänglich giltige Apologie, wenigstens in Rücksicht des Hauptverfahrens, zu machen, da die Prinzipien der Politik und der Völkerverhältnisse ganz verschieden seien von den Prinzipien der innern bürgerlichen Gerechtigkeit.

Der Abschluß der Teilung brachte dem fleißigen Sekretär eine sehr erwünschte Ruhepause. Er erhielt im Mai einen mehrmonatigen Urlaub, den er zu einer Reise in die Heimat benutzte. Aber während er in Leipzig mit seinen Freunden glückliche Tage verlebte, waren seine Gedanken doch auch bei seinem militärischen Berufe. Er verfaßte eine kleine Schrift: „Über Prüfung und Bestimmung junger Leute zum Militär,“ die er seinem General widmete und später in Warschau drucken ließ. Die moralischen und die physischen Eigenschaften, die einen jungen Mann für den Soldatenstand befähigen, werden hier in mustergiltiger Weise zusammengestellt.

Im September kehrte Seume nach Warschau zurück, von seinem frühern Zögling, dem Neffen des Generals, begleitet. Jeder kennt die lärmenden Szenen, die sich inzwischen in Grodno abgespielt hatten. Am 23. Juli hatte der polnische Reichstag unter dem stärksten Zwange den Teilungsvertrag mit Rußland annehmen müssen; am 25. September genehmigte er „unter fürchterlichem Schweigen,“ um einen Ausdruck Seumes zu gebrauchen, auch den Vertrag mit Preußen. Baron Siewers, der die Verhandlungen mit dem Reichstage geleitet hatte, wurde nun abberufen, nicht ohne das Mißvergnügen der Kaiserin darüber zu erfahren, daß er es zuletzt den Polen gegenüber an Energie habe fehlen lassen, und General Igelström wurde auch mit der diplomatischen Vertretung Rußlands betraut. Er stand jetzt auf dem Zenit seiner Macht und war faktisch Regent des Territoriums, das noch den Namen Polen trug. Nichts konnte gegen seinen Willen geschehen, der König und der Conseil permanent waren nur Werkzeuge in seiner Hand. So war man denn in dem Ministerhotel an der Methstraße fröhlich und guter Dinge. Bei Tisch ging es heiter zu; die Gäste stritten in witzigen Antithesen gegeneinander, und es gab unter ihnen außer Seume noch mehrere andre, die nicht nur mit Bellona, sondern auch mit den Musen auf so vertrautem Fuße standen, daß sie Verse aus dem Stegreif machen konnten. Der glänzendste Stern der Tafelrunde wurde bald der liebenswürdige und schöne junge Graf Igelström, der bei seinem Oheim Adjutantendienste tat, und wie es bei Sprößlingen vornehmer russischer Familien nichts seltnes war, rasch zum Major avancierte. Während man jedoch im Hause

Igelströms lachte und scherzte, zog schon das furchtbare Gewitter herauf, das den meisten Teilnehmern dieser fröhlichen Tafelrunde den Untergang bringen sollte.

(Fortsetzung folgt)



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

7. Stürme zu Land und zu Meer



Seit einigen Monaten schon weilte ich wieder in Valparaiso. Eine eigentümliche, nicht mit Worten zu beschreibende Spannung lag förmlich in der Luft. Zwar waren die Wahlen für die Camara de Diputados dank dem Aufgebote polizeilicher Macht ohne allgemeine Störung des Friedens in und um Valparaiso abgelaufen, was sonst nicht immer der Fall ist. Mit Musik und Fahnen zogen die verschiednen Parteien in der Stadt herum, ihre Kandidaten begrüßend. Diese hielten dann vom Balkon eines Hauses herab schwungvolle Reden, die jeweils mit einem brüllenden Viva für den Redner beantwortet wurden, mit einem ebenso tollen Abajo von den Gegnern, wenn die feindlichen Parteien aneinander vorbeigingen. Tätliche Ausschreitungen der feindlichen Brüder verhinderte so gut wie möglich die berittne Polizei.

Die Masse des Volks in Chile ist nur Stimmmaterial, das leicht und billig für die unlautern Zwecke der Volkstribunen gewonnen werden kann. Aber eins muß ich den Chilenen, ohne Unterschied des Standes, lassen: es sind geborne Redner. Es ist geradezu erstaunlich, wie diese Leute schwatzen können! Voll Feuer sind die Bewegungen, mit denen der Redner seine Worte begleitet; der ganze Körper redet sozusagen mit, jede Muskel ist in Tätigkeit, das Pathos der Stimme des besten Schauspielers würdig. Aber fragt man nach dem Sinne der langen Rede, analysiert man sie objektiv, so findet man nur eine Masse hohler Versprechungen, sinnloser Phrasen, in Summa offenkundigen Unsinn. Und dieser genügt vollkommen der in ihrer Mehrheit ja doch nur den Unverstand repräsentierenden Masse. Zwischen den vielen Hafenarbeitern und einigen Dampfergesellschaften war Streit ausgebrochen. Es handelte sich um eine bessere Bezahlung, die die Arbeiter forderten. Sie war bis zu einem gewissen Grade auch völlig berechtigt; denn die bisherigen Lohnverhältnisse waren so gering, daß die Leute auch bei ihrer natürlichen Bedürfnislosigkeit kaum zu existieren vermochten. Der bis dahin befolgte Grundsatz schamloser Ausnutzung der menschlichen Kraft erlitt durch die Ausstandserklärung in Valparaiso den ersten schweren Stoß. Anstatt sich aber gegenseitig ein wenig entgegenzukommen, verrannten sich beide Teile mehr und mehr in ihre Schroffheit. Besonders die unter der Leitung eines chilenisierten Engländers stehende Dampfergesellschaft Cía Sud-Americana de Vapores tat sich in der schärfsten Ablehnung aller Vor-

schläge hervor. Auf sie fiel auch zunächst der Haß der Masse. Dieser Haß wurde aber nach und nach auch auf die ganze übrige besitzende Gesellschaft übertragen. Der Pöbel regte sich. An Hetzern politischer Färbung, die gern im trüben fischen wollten, fehlte es nicht. Die Regierung schlief und wollte nichts hören. Die leidige Politik, das Mittel zum Zweck eigner Bereicherung, beherrschte die führenden Kreise. Auch diese ignorierten die Anzeichen des nahenden Sturmes. Ja man fing an, darüber zu spotten und zu lachen in dem Maße, als sich die Wolken der nahenden Empörung mehr und mehr über Valparaiso zusammenballten. Der Leichtsinn der herrschenden Klasse ließ bei ihr keinen klaren Begriff von dem Ernst der Lage aufkommen.

Es war im Mai 1903. Schon war hier und da Blut geflossen, Schüsse wurden auf feindliche Arbeiter abgegeben, Menschenmassen trieben sich am Hafen und in den Straßen der untern Stadt umher, einen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht förmlich provozierend. Die berittne Polizei säuberte zwar energisch die Straßen und trieb die Menschenhaufen, in denen die Rotos eine Hauptrolle spielten, immer wieder auseinander. Dadurch stieg die Wut der Menge ins ungemessene. Sie wurde beim Intendanten (eine Art Regierungspräsident) der Provinz Valparaiso vorstellig und verlangte drohend den Rückzug der Polizei in ihre Kaserne. Unter den obwaltenden Umständen wäre die einzig richtige Antwort auf dieses freche Verlangen, das schon von Plünderungen von Läden im Hafenquartier begleitet war, das rücksichtloseste, verschärfte Vorgehn gegen die Unruhstifter gewesen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um eine Art von Streik, sondern um einen regelrechten Aufstand, um die Bedrohung der Existenz der Besitzenden, d. h. der gesamten Handelswelt, um Ehre und Ansehen von Stadt und Land.

Aus der anfangs rein örtlichen Streitfrage zwischen einigen arbeitgebenden Gesellschaften und ihren Angestellten war nun ein Kampf der untern Massen gegen die bessere Gesellschaft geworden. Die Kommune hatte ihre Fahne entrollt. Am 12. Mai, einem prächtigen, warmen Tage, ging die Geschichte los. Der Intendant hatte sich auf das an ihn gestellte Ansuchen noch nicht schlüssig gemacht. Inzwischen waren die in Valparaiso verfügbaren See- und Landtruppen aufgeboten worden und standen Gewehr bei Fuß am Hafen, auf der großen Plaza Sotomayor. Lachend sahen die Soldaten dem tollen Treiben ihrer Brüder zu. Auch ich betrachtete mir dieses Schauspiel; es interessierte schon vom psychologischen Standpunkt aus. Halbwüchsige Jungen fuhren in Karren Steine herbei, die sie ungestört und keck vor den Füßen der Soldaten ausleerten. Sie dienten der Menge als Wurfgeschosse gegen die berittne Polizei, die von Zeit zu Zeit mit dem Säbel energisch gegen den Pöbel vorging. Hier und da knallten Schüsse aus dem Volkshaufen, Verwundete wurden weggetragen, als endlich die Weisheit des Intendanten entschied, daß dem Verlangen des Volkes stattzugeben sei. Um die Leute nicht noch mehr zu reizen, müsse die Polizei, berittne wie unberittne, sofort zurückgezogen werden — er appelliere an das Volk und garantiere für die Ruhe und Sicherheit von Valparaiso. Nun war der liebe Pöbel Herr. Mit donnerndem Vivatgebrüll empfing der Mob den Beschluß des Lokalregenten und machte sich sofort an die Arbeit.

Die Sache begann toll zu werden. Die Geschäfte schlossen so schnell wie möglich. Es war plötzlich, als ob eine feindliche Flotte vor Valparaiso erschienen wäre und mache sich nun zum Bombardement der Stadt bereit.

In der nächsten Nähe des deutschen Klubs, in der Calle Blanco, war das stattliche Gebäude der Compañia Sud-Americana de Vapores. Was ich hier sah, hätte ich noch vor wenig Augenblicken für eine Unmöglichkeit erklärt, so unglaublich wäre mir selbst die Sache vorgekommen. Aber ich träumte wirklich nicht und konnte nicht genug darüber staunen, daß angesichts der bewaffneten Macht, Marineinfanterie, die unter dem Kommando ihrer Offiziere Gewehr bei Fuß als Zuschauer dastand, Zeitungsbuben und andre junge Verbrecher in völliger Ungestörtheit mit Petroleumkannen herumsprangen, das Gebäude mit dem Brennstoff anstrichen und unter höllischem Freudengeschrei anzündeten. Über die Dächer der benachbarten Häuser hinweg mußten sich die Insassen des brennenden Hauses retten. Die Bomberos aber, die zur Löscharbeit ausrückten, wurden durch den Mob daran gehindert. Durch diese erste Heldentat kühn geworden, zog ein Haufe des Pöbels hinüber in die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, die Calle Esmeralda. Dort erhebt sich ein Prunkbau. Es ist der Sitz von Redaktion und Druckerei des El Mercurio, des größten und führenden Blattes von Chile. Als Vertreter der Besitzenden hatte das Blatt die Wut des Pöbels besonders gereizt. Ein Hagel von Steinen, Flaschen und andern Wurfgeschossen eröffnete den Sturm auf das Gebäude, das ebenfalls in Flammen aufgehn sollte. Mit Beilen wurden die geschlossenen Türen einzuschlagen gesucht. Die Angestellten des Blattes aber hatten sich mit Gewehren bewaffnet und nahmen den Kampf mit den Anstürmenden auf. Aus den Fenstern des Hauses wurde das Feuer eröffnet; ganze Salven krachten; die Kugeln pfiffen, und eine Reihe der tollen Menschen wälzte sich in ihrem Blute. Auf einen solchen Empfang war der Mob nicht gefaßt gewesen. Heulend vor Wut zog er ab. Schaudernd wandte ich mich von dieser Schreckensszene weg. Herr von Valparaiso war für den Augenblick, das kam mir klar zum Bewußtsein, der Pöbel. Kein Befehl zum militärischen Einschreiten traf von Santiago ein. Die kindlichen Beruhigungsversuche des Intendanten durch Schönredereien nützten nichts. Vor einigen Stunden hätte energisches Auftreten, kurze aber rasche Anwendung der Waffen noch genützt — mit dem Mob kann nur durch den Mund der Kanonen gesprochen werden! —, jetzt aber genügten die wenigen Truppen überhaupt nicht mehr. Sie spielten nur die Rolle des müßigen Zuschauers. Als ich auf den Cerro Concepcion hinaufstieg, wo ich wohnte, strömte eine Unmasse von Menschen, Männer, Frauen, Kinder, von oben herab an mir vorbei. Es war, als ob die Hölle alle Teufel ausgespien hätte, solche Galgengesichter hatten die meisten dieser Leute, die ihrem Vergnügen, nun nach Herzenslust rauben und plündern zu können, offnen Ausdruck verliehen.

Der Abend brach an. Gewehrgeknatter, das Gebrüll der wütenden Menschen, das Krachen eingeschlagner Läden und Magazine tönte unheimlich bis in mein Häuschen von unten herauf. Dann färbte sich der Himmel blutigrot. Der Malecon, der große Quai, auf dem für gewaltige Summen Waren aller Arten aufgestapelt waren, brannte. Nach der umfangreichen Plünderung

der Warenvorräte wurden Eisenbahnwagen, wie der Malecon selbst, mit Petroleum begossen und angezündet. Ein Glück für Valparaiso, daß die Nacht zufällig windstill war, und der um diese Zeit häufige Nordwind nicht wehte: der größte Teil der Stadt wäre sonst in Asche gelegt worden.

Erst am andern Morgen, nach banger, langer Nacht, traf der Befehl zum bewaffneten Vorgehn von Santiago ein. Mit diesem kam auch gleich von dorther Militär, ebenso von andern Garnisonorten des Landes. Aber wie war inzwischen gehaust, welcher enorme, in ungeheure Summen gehende Schaden an Eigentum angerichtet worden! Und wie viele Menschenleben mochte nicht diese eine Nacht gekostet haben! Die Zahl der Toten und der Verwundeten konnte nie festgestellt werden; überdies hatte ja auch die Mehrzahl der Verwundeten alle Ursache, sich verborgen zu halten.

Der Belagerungszustand wurde über Valparaiso verhängt, die Hügel, auf denen die Europäer wohnten, durch Militär abgesperrt; Patrouillen durchzogen die Stadt, auf deren Plätzen das Militär biwakierte; Kanonen waren hier und da aufgepflanzt. In der Stadt, auf dem Malecon sah es schlimm aus. Überall das Bild der Verwüstung, grausiger Zerstörung und Plünderung. Tagelang waren die Blutspuren noch in den Straßen, monatelang die Ruinen der Brandstätten zu sehen. Das Gebäude des Mercurio mußte z. B. viele Wochen hindurch Tag und Nacht militärisch bewacht werden, da die Furcht vor Wiederholung der Greuel nur zu berechtigt war.

An komischen Zwischenfällen fehlte es natürlich in dieser Zeit der Tragödie nicht. So konnte man in den ersten Tagen nach dem niedergeworfnen Aufstande nach sechs Uhr Abends den deutschen Klub nicht mehr verlassen. Das Warum war nicht zu verstehn. Zwei Herren hatten sich verspätet und wollten nach Hause. Die Wache ließ sie nicht durch. Sie reklamierten und verlangten, vor den Offizier der Abteilung geführt zu werden. Diesem gegenüber betonten sie, daß sie als fremde Herren (Caballeros) das Recht hätten, zu passieren. Der Offizier entgegnete: „Ich sehe wohl, daß die Herren mehr oder weniger ehrenhafte Fremde (mas o menos honrados) sind, aber Sie können nicht fort." Die Herren mußten nun wieder in den Klub zurück und in dessen hierzu gar nicht eingerichteten Räumen die Nacht zubringen. Die Frage aber, wer von den beiden der mas (mehr) oder menos (weniger) honrado sei, gab Anlaß zu viel Spaß und Spott.

Die Revolution vom 12. und 13. Mai 1903 zeigte so recht deutlich die Ohnmacht und Zerfahrenheit der regierenden Behörden des Landes.

* * *

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?
Aus Versehen entfesselte, rohe Urkraft?
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses
Amt der Vertilgung?

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich
Jene Geister über den Wassern schwebend;
Frag umsonst . . . du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen.

Leuthold

Die Nacht vom 1. auf den 2. Juni 1903 war angebrochen, eine dunkle, mond- und sternenlose Nacht, die über der bangen Erde lagerte wie die Ahnung kommenden Unheils. Schon am Morgen waren heftige Regengüsse niedergegangen; am Nachmittag hatte die Wetterwarte der Marinestation einen schlimmen Witterungssturz angezeigt; jetzt aber, in der undurchdringlichen Finsternis der ersten Nachtstunden, begann der an der Westküste Südamerikas in den Wintermonaten, Mai bis August, so gefürchtete Nordwind in ungeahnter Heftigkeit zu wehen, riesige Meereswogen in die offne, schutzlose Bucht von Valparaiso zwängend und mit solcher Wucht gegen den langgedehnten Hafendamm, den sogenannten Malecon, schleudernd, daß ein großer Teil der dort lagernden Waren, schwere Kisten und Ballen, wie Sandkörner weithin zerstreut wurden. Alles Leben in Stadt und Hafen stockte. Man begann schlimmes zu fürchten.

Der Regen prasselte hernieder, als hätte der Himmel alle seine Schleusen geöffnet; er klatschte auf die Dächer aus Wellblech und rauschte, entfesselten Bergbächen vergleichbar, durch die Straßen der auf zahllosen Hügeln erbauten Stadt hinab zum schäumenden, brandenden, tosenden Meere. Immer fürchterlicher heulte der Sturm, sodaß die Häuser auf den Hügeln in ihren Grundfesten bebten und wankten; unten aber in der Bucht zerrten die vielen Schiffe, Dampfer und Segler, vom entfesselten Orkane hin und her geschleudert, an ihren Ankerketten; ihrer viele wurden losgerissen und trieben, Notsignal auf Notsignal abgebend, von den unbarmherzigen Wellen geschüttelt, gegeneinander oder gegen das Ufer.

Schauerlich hallte der Hilferuf der Bedrängten durch die schwarze Nacht, während die haushohen Wogen die Ufer überfluteten, bis zum vierten Stockwerke der nächsten Gebäude emporschlugen, die Waren auf dem Malecon zerstreuten und zerstörten, die Eisenbahnschienen brachen, riesige Quadersteine losrissen, die Triumphbogen stürzten, die kurz zuvor dem Besuche der Brasilianer zu Ehren errichtet worden waren, und die elektrischen Bogenlampen knickten, die den Hafendamm erleuchtet hatten. Wer sollte, wer konnte retten bei der entfesselten Wut der Elemente, ohne Licht, in der undurchdringlichen Finsternis?

Die fest verankerten chilenischen Kriegsschiffe sowie der zum Besuch gekommne brasilianische Kreuzer „Almirante Barroso" kümmerten sich um die Not ihrer Brüder sehr wenig. Ja nicht einmal der Scheinwerfer eines dieser Schiffe trat in Aktion, um auf diese Weise wenigstens einigen Beistand zu leisten; eine merkwürdige Illustration zu den kurz vorher geschwungnen Reden gegenseitiger Hilfe und aufrichtigster Brüderlichkeit.

Gegen vier Uhr am Morgen hatte der Orkan seinen Höhepunkt erreicht; eine Stunde später war seine Wucht gebrochen. Nicht so die Wogen. Der in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlte Ozean grollte weiter und sang mit eherner Stimme das Grablied vieler wackrer Menschen.

Der bleiche Morgen beschien ein furchtbares Bild der Zerstörung. Der mehrere Kilometer lange Malecon war in seinem Hauptteil ein großer Trümmerhaufen. Riesige Balken, gewaltige Quadersteine, zerbrochne Eisenbahnschienen, zerstörte Waren, aufs Land geschleuderte Fischerboote, alles lag durch- und übereinander, zerbrochen, unbrauchbar gemacht. Eine zerstörende Hand hatte nach dem gegriffen, was Menschen mit vieler Mühe geschaffen hatten. Der Schaden

wurde auf Millionen berechnet. Nichts war an seinem Orte geblieben. Gewaltige Bojen aus Eisen waren durch die ungeheure Gewalt der Wogen losgerissen und bis in die Stadt hineingeschleudert worden, Teile zerstörter Boote und Schiffe trieben auf dem Wasser, und hart am Ufer lagen, gescheitert, umgestürzt, ein Spiel der Wellen, die einst so stattlichen Segler Foyledale (englisch) und Chivilingo (chilenisch), mit zerrissenem Takelwerke, zerbrochnen Planken und weithin zerstreut die Waren, die sie geführt hatten. Nur ein Teil ihrer Besatzung konnte unter großer Gefahr und mit Aufbietung aller Kräfte erst beim Lichte des grauenden Morgens von einem Rettungskorps in Sicherheit gebracht werden, die übrigen ertranken. Verschwunden war der zur Ausfahrt bereite Dampfer Arequipa von der südamerikanischen Dampfergesellschaft, verschwunden das Baggerschiff Holanda, mehrere Barken und andre Fahrzeuge; wo waren sie geblieben? War das Unglück noch nicht groß genug? Sollten so viele Menschenleben zu beklagen sein?

Leider bestätigte sich der Verlust dieser Schiffe wirklich. Das Meer trieb Leichen an das Land — man erkannte in ihnen Passagiere der Arequipa. Endlich hörte man auch von einigen Geretteten — bloß sieben an der Zahl! In den düstersten Farben malten sie die furchtbaren Stunden, die sie, den sichern Tod vor Augen, auf dem sich immer mehr mit Wasser füllenden Dampfer verbracht hatten. Der Sprung in die schäumenden Fluten hatte ihnen Rettung gebracht. Wie viele aber werden sich vergeblich den empörten Wogen anvertraut haben? Die Arequipa, eines der stattlichsten Schiffe der Gesellschaft, ist an seinem Ankerplatze selbst, durch die Wucht der Wellen zerschmettert, gesunken. Hundertunddrei Menschenleben sind damit auf einen Schlag vernichtet worden.

Wie viele Opfer mag wohl das Meer in dieser einen Nacht gefordert haben? Wie viele blühende Leben mag es eingehüllt haben mit naßkaltem Bahrtuch? Eine genaue Berechnung war nie möglich. Schaudernd fragt man nach dem Warum? Wozu all die Vernichtung? Wir fragen umsonst:

Du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen!

8. Über Chiles Politik, Handel, Wandel und Allgemeines

Die Politik ist das Unglück Chiles. Mit diesen wenigen Worten ist eigentlich schon alles gesagt. Zur nähern Erklärung will ich aber etwas weiter ausholen. Die Republik Chile wird von einem Präsidenten regiert, der auf eine Amtsdauer von fünf Jahren gewählt wird. Ihm zur Seite steht ein aus der Mehrheit der Volksvertretung (Diputados) hervorgegangnes Ministerium. Die eigentliche Regierung bildet aber tatsächlich die Kammer der Deputierten, die aus etwa fünfundsiebzig Köpfen besteht. So ein „Diputado“ hat zunächst nur sein persönliches Wohl im Auge, d. h. die Bereicherung seines eignen Beutels auf Kosten des Staats. Zu diesem Zwecke schließt er sich mit andern Gleichgesinnten zu einer Gruppe zusammen, die unter den verschiednen Flaggen als sogenannte Radikale, Konservative und Liberale segeln, aber alle mit derselben Absicht: ans Staatsruder zu gelangen, koste es, was es wolle, und sich und seinem Anhange alle Vorteile zu verschaffen, die eine hervorragende, gewalt-

und einflußreiche Stellung eo ipso mit sich bringt. Diese Absicht, ebenso krankhaft wie unüberwindlich, beherrscht den Volksvertreter, der seine Wahl meist nur durch „Stimmenkauf" erlangt hat, beherrscht die ganze Partei, heiße sie sich nun, wie sie wolle. Alle politischen Fragen des Landes wurzeln nur in diesem leidenschaftlichen Verlangen, sich der Gewalt zu bemächtigen. Dieses Streben ist das Grundübel, woran die modernen Demokratien alle mehr oder weniger kranken. Die gewöhnlichsten administrativen Angelegenheiten, die klarsten, offenkundigsten Interessen des Volks — sie alle werden in Chile in persönliche, in politische Fragen umgewandelt. Vor keinem Mittel, sei es auch noch so schlecht, schreckt der Streber nach Macht zurück. Lüge, Verleumdung, Beschmutzung derer, die dem „Streber" im Wege stehn, Betrug, Bestechung — alle diese Mittel heiligen den Zweck. Es ist die Praktik aller gegen alle. Dazu kommt im Lande des Kondors noch als sehr erschwerender Umstand der Mangel an der elementarsten politischen Bildung. Dieser Mangel wirkt auf das Parteileben noch weiter zersetzend ein. An die Stelle früherer Stabilität in der Regierung ist heute die größte Unbeständigkeit und Unsicherheit getreten. Die Regierung Riescos — so heißt der gegenwärtige Staatschef — hängt förmlich in der Luft zwischen den Angriffen der an das Staatsruder strebenden Opposition einerseits und der permanenten Unzufriedenheit der aus der Staatskrippe nicht satt zu machenden Kammermajorität andrerseits. Jeder dieser Volksvertreter glaubt steif und fest, daß nur er allein der Mensch sei, der das Land würdig, d. h. zu seinem eignen Nutzen regieren könne. Aus dieser Meinung, die das Produkt grenzenlosesten Egoismus ist, entspringen die ewigen Angriffe auf die Regierung, wie auch auf die jeweiligen Minister. Alles wird als politische Waffe benutzt: die örtlichen wie die allgemeinen Angelegenheiten, die nationalen wie die internationalen Fragen, seien sie auch noch so dringend, noch so brennend — gleichgiltig, sie dienen den beutegierigen Menschen nur als Fallen zum Sturze der Obersten, als das beste Mittel zum eignen Emporkommen. Daß dadurch das ganze Staatsleben lahmgelegt wird, braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Jede Maßregel, jeder Plan der Regierung, die ganze Gesetzgebung, alles, was Volk und Land nützlich werden könnte, dient den „Diputados" nur als ein Hinterhalt zu erneuten Angriffen. Daß diese chronisch gewordne politische Anarchie des Landes auch auf Handel und Wandel ungünstig einwirken muß, ist klar. Aber noch hält der natürliche Reichtum Chiles, seine großen Einnahmen aus dem Salpeterexport das Staatsschiff über Wasser. Während das benachbarte Argentinien anfängt, sich aus schwierigen Finanzverhältnissen früherer Zeiten langsam zu guten, gesunden Zuständen herauszuarbeiten, sinkt Chile umgekehrt aus einst blühenden Finanzen, aus einer einst tadellosen Verwaltung mehr und mehr in kranke Verhältnisse hinab, aus denen ein Wiederemporkommen schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist. Sieht man, wie die Gelder des Staats geradezu verschleudert werden, so erscheint die Hoffnung auf Gesundung ausgeschlossen. In den letzten zehn Jahren haben sich die öffentlichen Ausgaben Chiles mehr als verdoppelt, ohne daß sich die Einkünfte der Republik vermehrt hätten. Im Jahre 1893 beliefen sich die gesamten Ausgaben auf 63 Millionen Pesos; im Jahre 1902 auf über 134 Mil-

lionen! Und dabei blieben sich die Einnahmen mehr oder weniger gleich, ja sie nehmen eher langsam ab, wie zum Beispiel die aus dem Salpeter, der Hauptquelle des ausländischen Goldzuflusses.

Das Anwachsen der Ausgaben eines Landes kann sich, wie ein Chilene im Mercurio, Valparaiso, 9. September 1903, ganz richtig sagt, rechtfertigen, wenn die Bürger umgekehrt in progressivem und proportionellem Maße Wohltaten des Staats dafür entgegennehmen dürfen. Das aber ist in Chile nicht der Fall. Im Gegenteil! In den zehn Jahren, wo sich die Ausgaben mehr als verdoppelt haben, wurden zum Beispiel keine nennenswerten Bahnbauten ausgeführt, ebensowenig die so dringend nötigen Verbesserungen der Häfen, besonders des von Valparaiso, vorgenommen, die Ausgaben für die öffentlichen Schulen nicht vermehrt, nichts getan für die so wichtige Frage der Kolonisation, ebensowenig für die Hebung des materiellen und des moralischen Loses des Volkes. Einigemal drohende Epidemien preßten dem Staatsbeutel für die Hygiene bescheidne Summen ab. Die Vermehrung der Ausgaben steht mit der Vermehrung öffentlicher Ämter in der engsten Beziehung. Unheimlich ist die Zahl der Personen, die, ohne das Geringste zu leisten, auf Staatskosten unterhalten werden. Und diese Zahl unnützer Brotesser ist in fortwährendem Wachsen begriffen. Der Ackerbauminister gab 1904 im Kongreß offen zu, daß die Hälfte der Gesamteinnahme des Staats im Bezahlen von Gehältern und Pensionen aufginge. Die Folgen einer solchen Wirtschaft machen sich überall sichtbar. Alle Voranschläge (presupuestos) kommen nie in ein Gleichgewicht, und die jährlichen Defizite können nur durch neue Anleihen gedeckt werden. Ja trotz dem Verkauf von Kriegsschiffen haben sich die Finanzen Chiles nicht gebessert. Diese Millionenverteilung in Ämtern, die wenig oder keinen Zweck haben, diese Pseudobeamten aller Arten haben das Land korrumpiert. Irgendeine Ernennung zu irgend etwas, an die Staatskrippe zu kommen, auf Staatskosten sorgenfrei leben zu können, das ist die einzige und brennendste Frage, die die politischen Parteien bewegt und beherrscht. Die ganze öffentliche Verwaltung des Landes, die Justiz inbegriffen, ist durch die Überhandnahme der Ämter ungeheuer kostspielig und komplizierter als je geworden. Zu dieser Kompliziertheit gesellt sich noch die Mangelhaftigkeit und die Gewissenlosigkeit. Aber wo liegt der Ausgang aus diesem Übel, das die ganze moralische wie materielle Existenz der Nation mehr und mehr in Frage zu stellen droht? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Weg mit der elenden Politisiererei, mit dieser Diputadosregiererei! Mit eisernem Besen muß der Augiasstall der Kammer gereinigt werden! An die Spitze des Staats einen einzigen, zielbewußten Willen eines tatkräftigen, rücksichtslos gegen alle Widersacher des öffentlichen Wohles vorgehenden Mannes, der auch vor der Anwendung der äußersten Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckt. Das Land des Kondors braucht heute einen Präsidenten wie Porfirio Diaz von Mexico. Und daß es einen solchen bald finden möchte, wünsche ich in seinem eigensten Interesse von Herzen. (Fortsetzung folgt)





Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



Dicht am Ufer des Flusses saß Annunziata unter einem knorrigen alten Olivenbaum auf dem Rasen und starrte mit weit vorgebeugtem Kopf, der von ihrem Lockengewirr halb verhüllt war, in die grünen Fluten, in die lachenden, tanzenden, rauschenden grünen Wellen, die aus den Stellen, wo die Strahlen der Sonne sie erreichen konnten, von gebrochnem und zerstreutem Lichte strahlten wie Flußspat. In dem von Sonnen- und Schattenflecken überspielten Rasen daneben suchten sich die Veilchen zu verstecken, aber ihr süßer Duft wurde an ihnen zum Verräter. Die Wellen murmelten und rauschten, ein leichter Wind raschelte in den Blättern der Oliven, und die Vögel sangen und zwitscherten laut und aufgeregt, wie sie es nach dem Regen zu tun pflegen.

Maria Dolores, die den Pfad entlang kam, der den Windungen des Flusses folgt, blieb eine Minute stehn und betrachtete ihre kleine Freundin schweigend. Endlich aber rief sie: Ciao, Annunziata, träumst du, oder hast du Visionen?

Annunziata schrak zusammen und schaute auf: Pst — st! wisperte sie mit warnender Gebärde. Ängstlich und verstohlen warf sie einen Blick ringsum, dann sagte sie leise, als fürchtete sie belauscht zu werden: Ich lauschte der Musik von Divopan.

Maria Dolores, die dicht zu ihr herangetreten war, wußte nicht, was sie aus dieser Erklärung machen sollte. Die Musik von — was? fragte sie.

Pst — st! flüsterte Annunziata, ich wage nicht, es laut zu sagen — der Musik von Divopan.

Divopan? wiederholte Maria Dolores noch immer verständnislos, aber aufmerksam mit gedämpfter Stimme. Divopan? Was ist das?

Divo — Pan, sagte nun Annunziata, das Wort trennend, aber immer noch mit großer Vorsicht.

Aber Maria Dolores schüttelte hilflos den Kopf: Ich fürchte, das kann ich nicht verstehn! Was ist Divo — Pan?

Wissen Sie denn nicht, was ein divo ist? fragte Annunziata, aus deren großen, hellen, grauen Augen Überraschung sprach.

Oh, ein divo? sagte Maria Dolores, der ein Licht aufzugehn begann. Ach ja, ein divo ist ein Heiliger, glaube ich?

Nicht ganz ein Heiliger, berichtigte Annunziata, aber doch etwas ähnliches. Wissen Sie, die Heiligen sind immer gut, aber die divi sind auch manchmal schlecht. Aber mächtig sind sie wie die Heiligen und können alles tun, was sie wollen. Divo Pan ist der divo, der alle Musik macht, die man im Freien hört — die Musik, die im Winde, im Wasser klingt, und den Gesang der Vögel. Aber man muß sich wohl hüten, seine Musik allzulaut zu rühmen, damit es Divo Appollone nicht hört. Dieser ist der Gott, von dem die Musik stammt, die man auf Instrumenten — Harfen, Violinen und Klavieren hervorbringt. Er ist furchtbar eifersüchtig auf Divo Pan, und wenn er hört, daß man diesen lobt, so tut er einem etwas an. Sie wissen doch, was er dem König Midas getan hat — oder nicht?

Was hat er denn diesem getan? fragte Maria Dolores.

Wieder sah sich Annunziata ängstlich und vorsichtig um. Es begab sich einmal, begann sie dann im leisesten Flüsterton zu erzählen, vor vielen langen Jahren, vor Hunderten von Jahren, daß hier im Lande ein König herrschte, der Midas hieß. Und er liebte die Musik des Divo Pan über alles. Er liebte es, hier am Flusse zu sitzen und auf den Gesang des Wassers, der Blätter, des Windes und der Vögel zu lauschen. Auch ich tue das schrecklich gern und meine, König Midas habe ganz recht gehabt. Aber eines schönen Tages trat in das Schloß des Königs ein Sänger mit einer Harfe und spielte vor ihm. Eine Weile lauschte der König, dann hieß er den Harfner aufhören.

Dein Spiel ist ja ganz gut, sagte er, aber jetzt will ich hinausgehn auf die Fluren an den Fluß — dort kann ich eine Musik hören, die mir viel, viel lieber ist. Nun war aber der Sänger mit der Harfe niemand andres gewesen als Divo Appollone selbst, der sich verkleidet hatte, und den machten die Worte des Königs sehr zornig und eifersüchtig. Und um den König Midas zu strafen, verzauberte er dessen Ohren und machte sie so lang wie die eines Esels. Also muß man, wenn man die Musik des Divo Pan liebt, sich furchtbar in acht nehmen, daß Divo Appollone nicht hört, wenn man sie lobt, weil er einem sonst irgend etwas anhaben kann.

Und um diese Nutzanwendung ihrer Geschichte desto eindringlicher zu machen, hob sie warnend den Finger in die Höhe.

Lächelnd hatte Maria Dolores ihr zugehört. Nun lachte sie leise auf und sann einen Augenblick vor sich hin.

Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, sagte sie schließlich, woher weißt du denn das?

Annunziata zuckte die Achseln und erwiderte: O, das weiß doch jedermann, ich weiß es seit Jahren! Meine Großmutter, die in Mailand wohnte, hat sie mir erzählt. — Sieht das Wasser nicht herrlich, kühl und verlockend aus? fragte sie jäh abspringend, als ihr Blick wieder auf den Rampio fiel. Wenn es so heiß ist wie heute, da möchte ich immer am liebsten da unten im Wasser liegen und schlafen — Sie nicht auch?

Das glaube ich kaum, erwiderte Maria Dolores scherzend, ich würde mich wahrscheinlich fürchten, bei dieser Gelegenheit zu ertrinken.

Oh, aber das täte ja gar nicht weh, versicherte Annunziata. In einem so schönen grünen Wasser und unter all den goldnen Lichtstrahlen zu ertrinken, muß doch schön sein.

Du bist dir wohl nicht ganz klar darüber, daß Leute, die ertrinken, sterben, sagte Maria Dolores.

O doch — das weiß ich wohl. Aber, fragte sie weiter und sah mit ruhigen, hellen Augen zu der Dame auf, möchten Sie denn nicht gern sterben?

Ganz gewiß nicht, sagte Maria Dolores, und ein Schatten huschte über ihr Gesicht.

Ich möchte es gern, erklärte Annunziata fest, es muß wunderbar schön sein zu sterben.

Still, still! sagte Maria Dolores mit ernster Miene. Du sollst nicht solche Dinge reden.

Warum nicht, wenn man sie doch denkt? fragte Annunziata.

Du sollst sie auch nicht denken!

Oh, ich kann nicht verhindern, daß ich sie denke, versicherte Annunziata erregt, es muß doch gewiß herrlich sein, zu sterben und in den Himmel zu kommen. Wenn ich ganz gewiß wüßte, daß ich in den Himmel käme, würde ich in dieser Minute die Augen zumachen und sterben; aber wahrscheinlich müßte ich einige Zeit im Fegefeuer warten, und natürlich ist es auch möglich, daß ich in die Hölle käme.

Das Gesicht von Maria Dolores hatte einen bekümmerten Ausdruck angenommen. Du darfst nicht so etwas reden! Du darfst es nicht! Es ist sehr böse von dir!

Wenn ich böse bin, komme ich also sicher in die Hölle? fragte Annunziata rasch aufblickend.

Maria Dolores sah um sich, und ihre Blicke schweiften über Fluß und Tal, als wollte sie sich bei ihnen Rat holen, wie sie dem armen Kinde am besten helfen könnte.

Wie wirst du denn in die Hölle kommen? Warum solltest du denn in die Hölle kommen? Aber ich meine, liebes Kind, wir könnten auch von etwas anderm sprechen.

Glauben Sie, daß ich sehr lange und sehr schwer im Fegefeuer büßen muß? fragte Annunziata.

Maria Dolores warf einen hoffnungslosen Blick gen Himmel.

Nein nein, mein Liebling, erwiderte sie beunruhigt. Du wirst nur eine kurze, höchst gelinde Läuterungszeit durchzumachen haben, und jedenfalls steht dies noch in weiter Ferne. Jetzt wollen wir aber wirklich von etwas anderm reden!

Gut, sagte Annunziata bedächtig, als ob sie nach reiflicher Überlegung ihren Entschluß gefaßt hätte, wenn Sie fest überzeugt sind, daß ich nicht in die Hölle komme, und meine Zeit im Fegefeuer kurz und nicht hart sein wird, so werde ich, glaube ich, tun, was ich gesagt habe. Ich werde mich in das schöne klare Wasser legen und schlafen, und das Wasser wird mich ertränken, und ich werde sterben.

Maria Dolores war entsetzt. Annunziata, rief sie, du weißt ja nicht, was du sagst! Du bist grausam! Du wirst und darfst nicht so etwas tun! Du mußt mir dein heiliges Versprechen geben, daß du es nicht tust! Das wäre eine furchtbare Sünde! Komm! Komm jetzt mit mir weg von hier, weg vom Fluß! Du darfst niemals mehr allein hierher gehn! Gib mir deine Hand, und komm fort!

Annunziata stand gehorsam auf, ließ sich bei der Hand nehmen und schlug an der Seite von Maria Dolores den Weg nach dem Schlosse ein.

Natürlich, begann sie unterwegs wieder, brauche ich, wenn ich sterben will, gar nicht unter dem Wasser zu liegen. Ich kann jeden Augenblick sterben, wenn ich es will; ich brauche nur meine Augen zu schließen, den Atem anzuhalten und mein Herz siebenmal heißen, seine Schläge auszusetzen, Herz, hör auf zu schlagen! Herz, hör auf zu schlagen! so siebenmal.

Um des Himmels willen! klagte die arme Maria Dolores, die sich in ihrer Hilflosigkeit förmlich wand. Dann stieß sie plötzlich einen Seufzer der Erleichterung aus und rief: Gott sei Lob und Dank! denn John kam den ungepflegten Fußweg heran auf sie zugeschritten.

Ach bitte, kommen Sie und helfen Sie mir dieses unartige, närrische Kind zur Vernunft bringen, rief sie ihm auf Englisch zu. Sie ängstigt mich zu Tode und bringt mich fast um den Verstand mit ihrer Drohung, sich töten zu wollen. Noch eben wollte sie sich im Rampio ertränken.

Kinder mit ihrer Hautfarbe können ja gar nicht sterben, sagte John auf Italienisch, und Annunziata spitzte die Ohren; sie verwandeln sich nur in Affen und müssen dann in den Wäldern Afrikas leben, im dunkeln Afrika, wo Männer und Weiber wilde Neger sind und alle Tiere (Schlangen und Moskitos ausgenommen!) Löwen und Tiger. Übrigens könnte Annunziata, falls sie in einen Affen verwandelt würde, die verzuckerten Kastanien nicht bekommen, die irgend jemand — Gott weiß wer! — aus Roccadoro für sie mitgebracht hat. Ganz unerklärlicherweise hat sich in meiner Kommodenschublade eine Schachtel verzuckerte Kastanien vorgefunden. Ich habe natürlich gedacht, sie seien für Annunziata bestimmt, aber das kann nicht der Fall sein, wenn sie nicht verspricht, daß sie sich nie in einen Affen verwandeln will!

Annunziatas Augen hatten sich verdüstert. Natürlich will ich mich nicht in einen Affen verwandeln, erklärte sie in enttäuschtem und verächtlichem Tone. Ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß diese Gefahr vorhanden sei. Es wäre mir greulich, ein Affe zu sein. Dann leuchteten ihre Augen plötzlich auf. Darf ich gehn und sie holen? fragte sie mit ungeduldigem Verlangen.

Ja, sagte John, renne nur hin!

Und leichtfüßig rannte sie den Hügel hinauf.

Nun wandte er sich Maria Dolores zu. Ihr edelgeschnittnes Gesicht, von dem dunkeln Haar umrahmt, hob sich wunderbar von dem satten Rot ihres Sonnenschirmes ab, aber es war sehr bleich und zeigte einen schmerzlichen Zug. Als sie seinem Blicke begegnete, lächelte sie etwas gezwungen und sagte mit matter Stimme: Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich das Kind geängstigt hat! Und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Man braucht wohl nicht besonders zu versichern, daß John ein starkes Verlangen empfand und es nur mit Mühe unterdrückte, sie in seine Arme zu schließen und ihre Tränen mit Küssen zu trocknen. Wirklich trat er, diesem Impulse folgend, dicht an sie heran, aber er beherrschte sich. Dem Kinde gehört eine Tracht Prügel, brach er ärgerlich los; Sie dürfen ihr Geschwätz nicht so ernst nehmen!

Aber ihr war es so ernst, entgegnete Maria Dolores. Oh, wie sie drohte, sich in den Fluß zu legen und sich zu ertränken! Ihre Stimme versagte, wie bei etwas ganz Unaussprechlichem.

Fürchten Sie das nicht! sagte John. Bei der ersten Berührung des kalten Wassers — und es ist eisig kalt: ein Gletscherstrom, wie Sie wissen — würde sie schnell wieder zur Vernunft kommen. Bitte, denken Sie nicht mehr daran! Sie sind wohl sehr erschrocken, aber glücklicherweise hat niemand den Hals gebrochen, und jetzt müssen Sie jeden Gedanken daran verscheuchen!

Was für ein unberechenbares Kind sie ist! bemerkte Maria Dolores. Es ist doch ganz sicher höchst unnatürlich und beunruhigend, wenn ein Kind den Kopf so voll Grillen und merkwürdigen Einfällen hat! Ach, ich hoffe zu Gott, daß ihr nichts widerfährt!

Die größte Gefahr, von der sie im Augenblick bedroht wird, ist meines Erachtens ein mit marons glacés verdorbner Magen, sagte John, indem er sie lachend zu beruhigen suchte.

Maria Dolores Tränen waren mittlerweile getrocknet, und sie lächelte, machte aber doch ein ernstes Gesicht. Oh, ich wollte, ich könnte die Angst, daß ihr etwas geschieht, aus meinem Herzen treiben — ich wollte, sie wäre nicht so blaß und sähe nicht so gar zerbrechlich aus, sagte sie, und bei diesen Worten trat ein warmer Glanz in ihre Augen. Aber Sie waren im Begriff, einen Spaziergang zu machen, und ich halte Sie auf.

Der Zweck meines Ganges ist erreicht, erwiderte John.

Oh? fragte sie.

Ich bin in der Hoffnung ausgegangen, Sie zu treffen, sagte er kühn. Es ist ja eine wahre Ewigkeit her, daß ich Sie nicht gesehen habe! Wollen Sie in den Garten gehn? Seien Sie gütig, und erlauben Sie, daß ich Sie begleite! Ich war ein Verbannter, ein Pilgrim — ich war in Roccadoro.

Sie hatten begonnen, die vor ihnen liegende Höhe zu ersteigen. Der Pfad war ebenso steil als steinig und holprig, und manchmal mußte John ihr über eine besonders schlechte Stelle hinweghelfen. Die Berührung ihrer warmen und sanften aber doch festen Hand, das Gefühl ihrer Nähe, der schwache Duft ihres Kleides und ihrer Haare — das alles stieg ihm in den Kopf, drang ihm ins Herz.

Weißer Sonnenglanz lag beinahe in greifbarer Glut über dem Garten, aber der Eingang zu der Steineichenallee lag in kühlem Dunkel einladend vor ihnen.

Wir wollen uns im kühlen Schatten des glänzenden Steineichenlaubes auf eine Marmorbank setzen, schlug er vor; dann wollen wir spielen, es sei vor tausend Jahren. Sie sind die Königin, die weiße Königin Blanche, weiß wie die Königin der Lilien, und ich bin Ihr Sänger.

Und welches Lied werden Sie mir singen? fragte sie heiter, als sie sich auf einer Marmorbank niederließen. Es war eine halbkreisförmige Bank mit hoher Rückenlehne, auf der das Wappen der Sforzas eingemeißelt war, und zeigte natür-

lich ein flechtenartiges Netz von grauem, blauem und grünem, von gelbem und scharlachrotem Geäder.

John sang mit leichtem Bariton einen offenbar für diese Gelegenheit improvisierten Vers. Aber, sagte er dann lachend, vor tausend Jahren wäre ein solches Lied vielleicht zeitgemäß gewesen; ich täte darum gut, ein andres zu suchen.

Maria Dolores stimmte in sein Lachen ein und sagte: Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie singen! Lassen Sie mich jetzt das andre Lied hören!

Ein Lied, sagte er nachdenkend, das ich mit Überzeugung und Gefühl singen könnte, wäre das Lied: „Verzeiht es ihr, daß sie mich liebt."

Plötzlich sah Maria Dolores ernüchtert aus. Müßten Sie es nicht sorgsam vermeiden, ihr überhaupt einen Grund zu geben, Sie zu lieben, wenn Sie tatsächlich entschlossen wären, sie nie zu fragen, ob sie Ihr Weib werden wolle?

Genau das habe ich getan: ich habe ihr nicht den mindesten Grund, nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben, entgegnete John. Ich müßte in rein akademischem Sinne singen — mein Lied würde die fromme, aber hoffnungslose Sehnsucht der Motte nach dem Sterne besingen.

Vermutlich ist aber sie kein Stern, sondern nur ein schwaches irdisches Weib, erwiderte Maria Dolores, und vielleicht haben Sie ihr Veranlassung gegeben, ohne es zu beabsichtigen. Ein leichtes Beben war in ihrer Stimme.

John hielt den Atem an — beinahe heftig drehte er sich nach ihr um, jedoch sie sah von ihm weg, die Allee hinunter, sodaß er ihren Blick nicht erhaschen konnte.

Hätten Sie nicht doch Verpflichtungen gegen sie, gewisse Rücksichten auf sie zu nehmen, wenn dies der Fall wäre? fragte sie.

Mein ganzes Leben müßte der Reue und der Buße gewidmet sein, erwiderte John in feierlichem Tone, indem er sehnsüchtig nach ihrer Wange und den kleinen dunkeln Löckchen spähte, die sich auf ihrer Stirn kräuselten. Gott weiß, was ich ihr schuldig wäre!

Sie wären ihr schuldig, erklärte Maria Dolores noch immer mit dem Blick in die Ferne, ihr geradeswegs zu gestehn, daß Sie sie lieben und sie um ihre Hand zu bitten.

John erbebte in seinem Innersten. Voll flammender Leidenschaft ruhten seine blauen Augen auf ihr. Das ist ja mein einziger Traum bei Tag und bei Nacht! Aber wie könnte ichs in Ehren tun? Sie wissen doch, daß ich arm bin, stöhnte er.

Aber wenn sie selbst genug, mehr als genug für zwei hätte? sagte Maria Dolores sanft.

Das ist ja gerade das schlimmste von allem, rief er. Wenn sich unsre Vermögensverhältnisse gleich stünden, wenn sie nichts hätte, dann könnte ich sie um ihre Hand bitten, wir könnten in einer Dachkammer wohnen und uns von Wurzeln und Kräutern nähren, und ich würde ihre und meine eigne Achtung nicht verlieren. O Dachkammeridyll! Aber eine Frau heiraten, die reich ist, mit ihr in Luxus und Üppigkeit leben und ein harmloses Gesicht dazu machen, wenn sie die Rechnungen bezahlt — sie würde mich verachten, und mir selbst wäre ich ein Greuel!

Warum müßte sie Sie verachten? fragte Maria Dolores. Der Besitz von Reichtum ist der reine Zufall. Wenn zwei Menschen einander lieben und heiraten, so ist es, meiner Ansicht nach, durchaus nicht von Belang, ob das Geld dem Manne oder der Frau gehört hat — künftig gehört es eben ihnen beiden zusammen.

Das ist eine sehr edelmütige Auffassung der Sache, aber eine rein weibliche, und kein Mann von Ehre wird sie je zu der seinen machen, erklärte John.

Bis zu einem gewissen Grade verstehe ich Ihre Bedenken, sagte Maria Dolores langsam. Ich begreife, daß es einem armen Manne schwer fällt, den ersten Schritt zu tun, wenn das Weib, das er liebt, reich ist. Aber vorausgesetzt, die Frau liebt auch ihn, weiß, daß er sie liebt, weiß, daß nur seine Armut ihn zurückhält — nun wohl, dann kann auch *sie* den ersten Schritt tun. Sie kann ihren Stolz beiseite

schieben und ihm halbwegs entgegenkommen, seine Bedenken zerstreuen und ihm über die Verlegenheit weghelfen. Wenn er aber dann trotzdem nicht um sie wirbt, so glaube ich, daß seine Gewissensbedenken nichts andres sind als schiere Eitelkeit — daß ihm diese Eitelkeit mehr am Herzen liegt als ihr Glück.

Ihre Stimme versagte, und John sah, daß ihre Lippen zitterten. Sein Hals war trocken. Seine Pulse hämmerten in den Schläfen. Seine Gedanken verwirrten sich. Er wußte kaum, was ihm geschehen war, er wußte kaum, was sie gesprochen hatte — er wußte nur, daß ihm etwas wie eine glühende Kugel in der Brust brannte, daß aber der dadurch verursachte Schmerz zur Hälfte unsagbare Freude war.

Gott verzeihe mir, rief er. Gott weiß, wie ich sie liebe, wie sehr mir ihr Glück am Herzen liegt! Aber mit leeren Händen vor sie treten, mich von einem Weibe unterhalten lassen, weiß Gott, das kann ich nicht — das ist unmöglich!

Ihre Augen noch immer von ihm abgewandt, stand Maria Dolores auf. Nun, sagte sie obenhin, in gleichgiltigem Tone, da müssen wir eben hoffen, daß wir nur über Annahmen philosophiert haben. Wir wollen hoffen, daß ihr Herz ganz unberührt geblieben ist. Und um Ihrer beiden willen, schloß sie, den Kopf in den Nacken geworfen, wollen wir auch hoffen, daß Sie ihr nie wieder begegnen mögen. Leben Sie wohl.

Mit kurzem Kopfnicken verabschiedete sie sich und schritt leichten Fußes die Allee hinauf.

Johns Gedanken wirbelten in tollem Durcheinander in seinem Kopfe. Hilflos starrte er ihr nach. Er wußte nur noch, daß ihm eine glühende Feuerkugel in der Brust brannte, aber jetzt verursachte sie Qual allein.

Maria Dolores trat leicht beschwingten Fußes in Frau Brandts Wohnzimmer, indem sie lustig vor sich hin sang:

Gardez vous d'être sévère
Quand on vous parle d'amour,

dann hielt sie an und brach in vergnügtes Lachen aus.

Frau Brandt erhob ihr gutes braunes Gesicht von ihrer Strickerei, und ihre freundlichen braunen Augen schauten ängstlich über die Schildpattfassung ihrer Brille weg zu dem singenden Mädchen hinüber.

Was ist denn geschehen? fragte sie. Was hat dich denn so geärgert?

Geärgert — mich? rief Maria Dolores mit offenbarem Erstaunen. Hab ich denn nicht in überströmender guter Laune laut gesungen?

Nein, entgegnete Frau Brandt mit einem sehr energischen Schütteln ihres weißbehaubten Kopfes. Du hast gesungen, um deine Niedergeschlagenheit zu verbergen. Was ist geschehen?

Nun, wenn du schon so viel weißt, sollst du auch alles wissen, sagte Maria Dolores. Ich habe soeben um den Mann angehalten, den ich liebe, und ich habe einen Korb bekommen!

Was meinst du damit? fragte Frau Brandt phlegmatisch. Was für ein Unsinn ist denn das?

Ich meine damit meinen Schusterjungen, erwiderte Maria Dolores. Ich, eine Prinzessin von Geblüt, habe mich demütig dem Sohn eines Schusters angetragen: mich, meine Hand, mein Herz und mein Vermögen — und der erbarmungslose Mann hat mich verschmäht.

Das klingt allerdings höchst wahrscheinlich, meinte Frau Brandt, ihr Kinn streichelnd; dann nahmen ihre runden braunen Finger ihre Beschäftigung wieder auf. Ich sehe im Geist, wie Ihre Durchlaucht einem Manne ihre Hand anbietet!

Jedenfalls möchte ich dich bitten, Josephinen zu sagen, sie solle unsre Koffer packen. Morgen früh machen wir uns davon, bemerkte Ihre Durchlaucht beiläufig.

Was sagst du? rief Frau Brandt und ließ ihr Strickzeug in den Schoß sinken.

Ja — wir gehn nach Hohenstein — zu meinem Bruder, fuhr die Prinzessin fort. Natürlich mußt du, arme liebe Seele, mit uns kommen, denn du kannst mich nicht mit Josephine allein reisen lassen.

Nein, das geht nicht, stimmte Frau Brandt ihr zu, ich komme natürlich mit.

Und kannst dann gleich zu meiner Hochzeit dableiben, fügte Maria Dolores hinzu. Ich gehe heim, um meines Bruders Wunsch zu erfüllen und meinen Vetter zu heiraten, den hochgebornen, hochgebietenden Maximilian Fürsten von Zeil-Zeil.

Du lieber Gott! sagte Frau Brandt, die Augen zur Zimmerdecke aufschlagend.

* * *

Mit wilden, verstörten Augen blieb John in der Allee sitzen, an der Stelle, wo sie ihn verlassen hatte, und wühlte in seinem Schmerz. Wenn sie nur wenigstens der nämlichen Gesellschaftsklasse angehörte wie ich, dann wäre ihr Reichtum vielleicht kein so ganz hoffnungsloses, kein so ganz unüberwindliches Hindernis wie jetzt. Aber, wie man sagt, unter seinem Stande heiraten, und dazu noch Geld erheiraten — das sieht denn doch zu sehr nach gemeiner Mitgiftjägerei aus. Noch immer saß er, wo sie ihn gelassen hatte, verzweifelt, stumpf vor sich hinbrütend, auf der Marmorbank, als der Parroco vom Hause her eilends auf ihn zugelaufen kam.

Signore, begann der Parroco ganz außer Atem, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie zu stören wage, aber meine Nichte ist plötzlich krank geworden. Ich laufe rasch ins Dorf, um nach dem Arzt zu telephonieren. Meine Köchin hat heute ihren freien Sonntagnachmittag und ist ausgegangen. Dürfte ich mir nun erlauben, die Bitte an Sie zu richten, ob Sie nicht die große Güte haben wollten, bei dem Kinde zu bleiben, bis ich zurückkomme? Ich weiß nicht, was es ist, aber sie ist plötzlich ohnmächtig geworden, jetzt redet sie irre, und ich fürchte, daß sie wirklich schwer krank ist.

Gott im Himmel! stöhnte John, der im Augenblick alles übrige vergaß. Natürlich, natürlich!

Damit rannte er geradeswegs nach der Pfarrwohnung.

Sechster Teil

Bei den Einzelheiten von Annunziatas Krankheit wollen wir nicht länger verweilen. Mit Gottes Hilfe nahm diese schließlich einen günstigen Verlauf, aber die Einzelheiten waren doch schmerzlich genug. John zum Beispiel empfand mehr als Qual, sie weinen und jammern zu hören, wie sie es oft in ihrem Fieber tat, sie wolle nicht in einen Affen verwandelt werden. In solchen Stunden ließ er dann wohl den Kopf hängen und stöhnte und verwünschte den schlimmen Augenblick, wo er dieses Schreckbild heraufbeschworen hatte. Aber er fand doch auch eine Entschädigung. Mit Maria Dolores, die er nie wieder zu sehen gefürchtet hatte, traf er täglich zusammen. „Hoffen wir, daß Sie beide einander nie wieder begegnen mögen!“ Diese Worte klangen in seinem verzweifelten Herzen unablässig wieder wie ein Kehrreim. Aber eine Stunde später war die Kunde von der Not in der Pfarre hinüber in den Seitenflügel gedrungen, und Maria Dolores war an Annunziatas Krankenbett geeilt. Die drohende Vermählung in Hohenstein war bis auf weiteres aufgeschoben worden, und Maria Dolores hatte sich mit John, dem Parroco und der Köchin Marcella redlich in die Mühen der Krankenpflege geteilt. Obgleich ausgemacht worden war, daß die Männer abwechselnd die Nachtwache besorgen, und die beiden Frauen bei Tage die Krankenpflege übernehmen sollten, verstand es John vortrefflich, durch frühes Kommen und spätes Gehen einen Teil ihrer Pflegestunden zusammenzulegen.

Und die merkwürdige Folge davon ist, daß John, wenn er auf diese Zeit der Angst und Sorge zurückschaut, wo niemand von einer Minute zur andern wissen konnte, welche schreckliche Veränderung eintreten konnte, eine warme Glut

in seinem Herzen fühlt und daran zurückdenkt wie an eine Zeit der Freude. Dann sieht er wieder das kleine weißgetünchte zellenartige Zimmer vor sich mit dem eisernen Feldbettchen, dem Kruzifix, dem schmalen Fenster, durch das man meilenweit ins Tal hineinsehen konnte, und dann das kleine weiße Gesicht mit den braunen Locken, die auf dem Kissen hin und her wogten, und daneben das geliebte Weib, mit ihm verbunden durch gemeinsame Sorgen und gemeinsame Pflichten — und die merkwürdige Folge ist, daß in der Erinnerung durch sein Herz ein warmer Strom geht, wie bei dem Gedanken an eine Zeit des Glückes.

Oh, laßt mich nicht in einen Affen verwandeln! Oh, heilige Mutter Gottes, ich fürchte mich so! Oh, laß sie es nicht tun!

Annunziata weinte und verkroch sich zitternd und bebend in ihrem Bett und drückte sich so nahe an die Wand wie möglich.

John ließ den Kopf hängen und rang die Hände.

Mein Gott, mein Gott! stöhnte er.

Sie sollen sich nicht mit Selbstvorwürfen quälen, sagte Maria Dolores leise, während sie die Stirn des Kindes kühlte und sein Gesichtchen fächelte. Ihre Absicht war gut, und Sie konnten unmöglich voraussehen, was kommen würde, und schließlich gereicht es möglicherweise zu ihrem Besten — vielleicht stärkt es ihren „Willen zum Leben," was, wie der Arzt sagt, mit die Hauptsache ist.

Sie hatte Englisch gesprochen, aber Annunziatas nächster Aufschrei war wie eine Antwort darauf. O leben, leben — ich will leben! Laßt mich doch leben!

Aber zu andern Zeiten nahmen ihre wandernden Gedanken auch eine andre Richtung.

Feierlich schaute sie Maria Dolores ins Gesicht und sagte: Er weiß nicht einmal ihren Namen, aber er fürchtet, sie könne Smitti heißen. Ich dachte, es sei Maria Dolores, aber er fürchtet, es könne Smitti sein.

John sah zum Fenster hinaus und tat, als ob er nichts höre, und flehte zum Himmel, er möge Maria Dolores mit Taubheit schlagen und ihre Gedanken umnebeln. Zugleich aber — der Himmel hat mir einen lachenden Helden gesandt — schien es, als ob eine freudige Erregung durch sein Inneres ginge.

* * *

Über ihre Vatersnamen sollten beide bald aufgeklärt werden. An einem Nachmittag stand Maria Dolores unter der offnen Tür der Pfarrwohnung, um frische Luft zu schöpfen, als sie lautes Pferdegetrappel vernahm, und ein hochgefederter Landauer in den Schloßhof hereinfuhr; er beschrieb einen schönen Halbkreis und machte vor ihr Halt. In dem Wagen saß eine Dame, eine behäbige, alte, mit lustigen Augen dreinschauende Dame in einem leichten, gelblichweißen Crêpe-de-Chinekleid; sie hatte schönes weißes Haar, auf dem ein hellgarnierter Strohhut saß; in der Hand hielt sie einen mit Spitzen besetzten lavendelfarbnen Sonnenschirm. Kutscher und Diener hielten sich kerzengerade und schauten geradeaus; sie saßen so steif da, als seien ihre Livreen aus Papiermaché verfertigt, und als könnten sie sich nicht rühren, ohne diese zu zerbrechen. Die Pferde, im vollen Verständnis dessen, was sie der äußern Würde schuldig waren, kauten feurig an ihrem Gebiß, schüttelten ihre Mähnen und stampften mit ihren Hufen das Pflaster. Mit einem Blick voll großer Freundlichkeit und lebhaftem Interesse verneigte sich die alte Dame und bot dem jungen Mädchen lächelnd einen Guten Tag.

Maria Dolores, die sich auf den ersten Blick zu der Fremden hingezogen fühlte und auch etwas Neugierde empfand, erwiderte den Gruß und wünschte ihr, ebenfalls lächelnd, auch einen Guten Tag.

Sie haben von hier aus eine wundervolle Aussicht, bemerkte die alte Dame, indem sie ihren Sonnenschirm nach dem Tal hin neigte.

Eine schöne Aussicht, gewiß, stimmte Maria Dolores zu, indem sie mit den Augen der Richtung des Sonnenschirms folgte.

Die Augen der fremden Dame glänzten. Aber, sagte sie, finden Sie nicht — falls man hier die ungeschminkte Wahrheit flüstern darf, daß es hier doch etwas zu warm wird?

Maria Dolores lachte hell auf und sagte: Ich für meine Person finde, daß es ganz entschieden viel zu heiß ist!

Wie mich das freut, daß wir derselben Meinung sind! erklärte die Fremde, indem sie sich fächelte. Man kann tatsächlich die Hitze in der Luft vibrieren sehen. Wir Kinder des Nordens sollten ein solches Wetter fliehen. Ich für meine Person wenigstens beabsichtige, morgen nach England zurückzureisen, wo ich mich in meiner Kaminecke behaglich durch den Sommer frösteln kann.

Maria lachte wieder mit heller Stimme.

Ich bin nämlich von Roccadoro herübergekommen, fuhr die fremde Dame fort, um einem jungen Mann, einem Bekannten, der sich hier aufhält, Lebewohl zu sagen. Ich werde wohl nicht irregehn, wenn ich annehme, daß Sie ihn kennen. Er hat blaue Augen und einen blonden Bart, ein verbindliches Benehmen und ist ziemlich schlagfertig, sein Name ist Blanchemain.

Maria Dolores zog ihre Brauen in die Höhe. So heißt er? Sie meinen vermutlich den jungen Engländer, der bei dem Parroco wohnt?

Auch die dicken, dunkeln Augenbrauen der Lady hoben sich. Ist es denn wirklich möglich, daß Sie seinen Namen nicht gewußt haben? rief sie erstaunt. Ob er wohl irgendwo in der Nähe zu finden sein wird?

Ich vermute, daß er schläft! sagte Maria Dolores.

Schläft? Um diese Zeit? Sie zog die dunkeln Augenbrauen zusammen. Na, da möchte ich ihn wirklich einen Siebenschläfer nennen!

Maria Dolores machte ein ernstes Gesicht. Er ist die ganze Nacht aufgewesen. Wir haben ein krankes Kind hier im Hause, und er hat die ganze Nacht bei ihm gewacht.

Die grauen Augen der Fremden nahmen einen teilnehmenden Ausdruck an, während sie sagte: Ich hoffe zuversichtlich, daß es nicht das liebe kleine Mädchen, die Nichte des Parroco ist?

Leider ist sie es, erwiderte Maria Dolores, und sie ist sehr schwer krank gewesen.

Das tut mir leid, wirklich sehr leid, versicherte die alte Dame teilnehmend. Wenn ich irgendwie von Nutzen sein kann, wenn ich etwas schicken soll oder mich sonstwie nützlich machen — ihr Blick vervollständigte ihr Anerbieten.

Oh, danke vielmals, danke! erwiderte Maria Dolores. Sie sind sehr gütig, aber ich glaube nicht, daß Sie irgendetwas tun können. Außerdem ist sie jetzt, wie wir hoffen, auf dem Wege der Besserung. Der Doktor sagt, das Schlimmste sei jetzt wahrscheinlich überstanden.

Gott sei Dank! rief die alte Dame aufrichtig erfreut. Nach kurzem Überlegen kam sie auf die vorher berührte Frage zurück. Also Sie haben gar nicht gewußt, daß der Name meines jungen Freundes Blanchemain ist?

Nein, entgegnete Maria Dolores.

Es ist ein guter Name, es gibt in ganz England keinen bessern, betonte die alte Dame mit einem so energischen Kopfnicken, daß die Kornähren auf ihrem Hut in zitternde Bewegung gerieten.

Oh! rief Maria Dolores mit höflichem Interesse.

Er ist der Neffe und Erbe Lord Blanchemains von Ventmere, fuhr sie fort, das ist eine der ältesten Adelsfamilien in England.

Wirklich? sagte Maria Dolores. Was sie aber wohl in ihrem Herzen sagte? Wo war nun der Schustersohn?

Und ich freue mich sagen zu können, daß ich eine Verwandte von ihm bin — eine Art Tante. Ich bin nämlich die Witwe des verstorbnen Lord Blanchemain. Die Lady hielt inne und fuhr dann mit dem uns bekannten ihr eignen Lächeln,

das im voraus jede Empfindlichkeit unterdrücken wollte, vorbereitend fort: Leute in meinen Jahren haben das Recht, neugierig zu sein; ich habe mich Ihnen vorgestellt, wollen Sie sich nun nicht auch mir vorstellen?

Mein Name ist Maria Dolores von Zeil-Hohenstein, antwortete das junge Mädchen ebenfalls lächelnd.

Die Witwe des verstorbnen Lord Blanchemain rang innerlich nach Luft, vermochte es aber, jedes äußerliche Anzeichen dieses Zustandes zu unterdrücken. Die Evastochter in ihr war aufs höchste erregt, die alte englische Dame von Welt aber neigte anmutig ihr Haupt und sagte mit unerschütterlicher Ruhe und Sicherheit: Wirklich? Dann sind Sie natürlich mit dem Fürsten verwandt?

Ich bin seine Schwester, erwiderte Maria Dolores, und als ob es in der Ordnung wäre, ihre Anwesenheit hier zu erklären, fügte sie hinzu: Ich bin hier zu Besuch bei meiner alten Erzieherin, der mein Bruder einen Flügel des Schlosses als Wohnung eingeräumt hat.

Lady Blanchemain fächelte sich eifrig. Eine Müllerstochter! dachte sie und lachte über sich und John. Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, sagte sie laut, und ich hoffe, daß wir uns heute nicht zum letztenmal gesehen haben. Ich glaube, ich muß jetzt schleunigst machen, daß ich nach Roccadoro zurückkomme! Würden Sie wohl die Güte haben, Herrn Blanchemain meinen Abschiedssegen zu übermitteln, wenn Sie ihn wiedertreffen? O nein, nicht um die Welt möchte ich ihn wecken lassen! Besten Dank! Leben Sie wohl!

Und majestätisch und gewichtig, als ob er sich seiner Bedeutung bewußt wäre, rollte der stattliche Landauer davon.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die marokkanische Vergewaltigung und das Londoner Protokoll vom 18. Januar 1871. Die goldne Brücke von Algeciras und die Piepmeierei in der deutschen Presse. Bismarck über den Appell an die Furcht. Cumberland und kein Ende. Die Monarchie in Deutschland und die russisch redende Sozialdemokratie.)

Es soll Mächte geben, die die Anschauung vertreten und der deutschen Diplomatie gegenüber zum Ausdruck bringen, daß Deutschland mit dem Sturz des Herrn Delcassé und dem Zusammentritt der Konferenz in Algeciras Erfolge erreicht habe, mit denen es reichlich zufrieden sein könne. Die deutsche Diplomatie habe deshalb nicht weiter nötig, Frankreich „auch noch auf der Konferenz" Schwierigkeiten zu machen, sondern sie solle, „wie allgemein erwartet werde," den friedlichen Dispositionen Europas Rechnung tragen. Deutschlands Diplomaten haben hoffentlich, wo immer ihnen eine solche Anschauung entgegengetreten sein mag, sie mit kaltem Lächeln aufgenommen und den fremden Staatsmännern geraten, ihre Wünsche doch in Paris vorzutragen sowie den ihnen zu Gebote stehenden Einfluß dort zu verwerten. Herr Delcassé ist doch nicht Deutschland zuliebe gefallen, sondern weil er sich anschickte, das englisch-französische Abkommen, das gegenüber der Madrider Konvention von 1880 völkerrechtlich ungiltig ist — wenigstens was die Konsequenzen anlangt, die Herr Delcassé daraus gezogen hat —, mit Hilfe einer drohenden Politik und eines gegen Deutschland gerichteten Bündnisses durchzusetzen. Indem England und Frankreich ihre Unterschrift unter die Konvention vom April 1904 gesetzt haben, sind sie damit, soweit Marokko in Frage kommt, ihrer Unterschrift von 1880 untreu geworden und haben das gerade von England im

Jahre 1871 mit großer Entschiedenheit verfochtne und im Protokoll der Londoner Schwarzen=Meer=Konferenz vom 17. Januar 1871 besonders zum Ausdruck gebrachte Prinzip verletzt: „daß es keiner Macht erlaubt sei, sich von einem internationalen Vertrage einseitig loszusagen und sich über dessen Bestimmungen hinwegzusetzen, es sei denn mit Zustimmung der kontrahierenden Parteien und durch ein freundschaftliches Abkommen.“ Es ist wenig verheißungsvoll für den Wert internationaler europäischer Abmachungen, daß gerade diese beiden Mächte jetzt in Marokko die Grundsätze über den Haufen werfen, die sie damals Rußland gegenüber mit so großem Nachdruck — es sollen vierzehn verschiedne Redaktionsentwürfe vorgelegen haben — aufrecht erhalten haben.

Auch Rußland wird seiner damals geleisteten Unterschrift untreu, wenn es anstatt Frankreich und England jetzt an die Befolgung ihrer eignen protokollarisch festgelegten Grundsätze zu mahnen, aus Rücksicht auf den französischen Geldmarkt Frankreichs völkerrechtswidrige Ansprüche unterstützt. Deutschland handelt, wie gar nicht oft genug hervorgehoben werden kann, nicht als einzelne Macht Frankreich gegenüber, etwa auf Grund unsers marokkanischen Sondervertrags von 1890, sondern es hat allen bestehenden völkerrechtlichen Grundsätzen gemäß im Interesse der Signatare von 1880 Stellung genommen und diese Mächte zur Verteidigung ihrer Rechte aufgerufen. Als die Franzosen Herrn Delcassé beseitigten, haben sie das doch ihretwegen und nicht unsertwegen getan, weil sie nicht gewillt waren, ihm auf seinem Wege am Rande des Abgrunds zu folgen. Deutschland hat dafür Frankreich, um ihm aus der Delcasséschen Sackgasse zu helfen, die goldne Brücke der Konferenz gebaut in der Meinung, daß es für die französische Regierung leichter sein werde, vor den Beschlüssen einer Konferenz als vor dem Einspruch Deutschlands den Rückzug anzutreten. Die Zumutung aber, daß wir nun noch weiter gehn und den Franzosen in den Hauptpunkten ihrer völkerrechtswidrigen Forderung jetzt in Algeciras nachgeben sollen, ist doch kaum ernst zu nehmen. Dann wäre es ja einfacher gewesen, wir hätten uns von Anfang an mit Delcasséscher Rücksichtslosigkeit behandeln lassen, hätten auf seinen Sturz keinen Wert gelegt, sondern den Botschafter in Paris einfach angewiesen, dem Minister die erfreute Zustimmung Deutschlands zu der Vernichtung der Konvention von 1880 und zur Ignorierung unsers Sondervertrags mit Marokko von 1890 auf dem Präsentierbrett zu überreichen. Den Franzosen ist es doch sehr wohl bekannt gewesen, daß Artikel I des deutsch=marokkanischen Vertrags von 1890 in Marokko den Deutschen „alle Rechte, Vorteile und Privilegien“ zusichert, „welche den Angehörigen der meistbegünstigten Nation zugestanden sind oder künftig zugestanden werden.“

Die erwähnte Zumutung ist unfreundlich, wenn nicht unwürdig, sobald sie uns vom Auslande gestellt wird, noch unwürdiger aber ist es, daß sie in der deutschen Presse Anklang und Unterstützung findet. Leider ergehn sich einzelne deutsche Zeitungen, die sich vorzugsweise als Vertreterinnen der Bismarckischen Politik geben, in einer auffälligen Piepmeierei, indem sie unaufhörlich die Frage diskutieren, was denn werden solle, wenn die Konferenz scheitere! Die Konferenz kann nur scheitern, wenn Frankreich auf seinen völkerrechtswidrigen Forderungen besteht, und es wird dies wesentlich dann tun, wenn es aus der deutschen Presse und etwa aus den Verhandlungen des deutschen Reichstags oder einzelner Landtage die Überzeugung gewinnt, daß die deutsche Nation nicht einheitlich und entschlossen hinter ihrer Regierung steht. Diese Piepmeierei und überflüssige Sorge über das Scheitern der Konferenz bedeuten nicht mehr und nicht weniger, als der im Feuer der Verhandlungen stehenden Regierung in den Rücken fallen und den Gegner ermutigen. Es scheint uns doch viel mehr Sache der französischen Presse zu sein als der deutschen, zu überlegen, was werden soll, wenn die Konferenz ergebnislos verläuft. In Algeciras stehn wir nach wie vor Herrn Delcassé gegenüber. Er ist es, der die französischen Bevollmächtigten inspiriert, soweit Herr Revoil, der vollständig Delcassist ist, dieser Inspiration noch bedarf. Daß die Verhandlungen bis jetzt nicht weiter gediehn

sind, ist an sich noch kein beunruhigendes Symptom, Frankreich wird schon nachgeben, wenn Deutschland fest bleibt, und wenn die deutsche Presse durch eine ruhige, entschlossene und besonnene Haltung die deutsche Politik unterstützt, anstatt sich unnötig den Kopf zu zerbrechen, was werden soll, wenn die Franzosen den Glauben an Deutschlands ruhige Entschlossenheit verlieren, namentlich den Glauben, daß das deutsche Volk die Lage mit vollem Verständnis beurteilt. Denn nur auf die Einschüchterung der öffentlichen Meinung in Deutschland sind alle die staubaufwirbelnden Artikel des Temps usw. berechnet, die Herr Rouvier sowohl dem deutschen Botschafter gegenüber als in öffentlicher Kammersitzung, was ihren Ursprung und ihre Bedeutung anlangt, verleugnet, die aber sämtlich den in Algeciras weilenden Preßchef des ehemaligen Ministers Delcassé, Herrn Billy, zum Verfasser oder Inspirator haben.

Von dort gehn auch alle die Alarmdepeschen der verschiedensten Korrespondenten aus, die unausgesetzt die Konferenz als in den letzten Zügen liegend schildern, nur zu dem Zwecke, dadurch auf die Börsen und die öffentliche Meinung einen beängstigenden Eindruck zu erzeugen, wobei dann Deutschland, weil es verbriefte Rechte gegenüber einem offenbaren Rechtsbruch vertritt, als der eigentliche Störenfried hingestellt wird. Eine Spekulation auf die Dummheit und die Schwachmütigkeit im Deutschen Reiche! Anstatt dieser Delcasséschen Wühlarbeit, die von seinen ehemaligen Mitarbeitern mit oder ohne ihn verübt wird, energisch entgegenzutreten und ihr ein einmütiges „Bangemachen gilt nicht!" zuzurufen, ringen deutsche Blätter die Hände darüber, daß wir uns auf die Konferenz eingelassen haben, und es ist leider nicht zu leugnen, daß auch in gut nationalgesinnten parlamentarischen Kreisen eine ebenso unaussprechlich oberflächliche und kurzsichtige Beurteilung der Lage Platz gegriffen hat. Ein solcher Pessimismus steht unserm Volk um so schlechter an, als tatsächlich nicht der allergeringste Grund dazu vorliegt, und wir gar keinen Anlaß haben, aus dem Häuschen zu geraten, weil die Franzosen von ihren ursprünglichen Forderungen möglichst viel zu retten suchen und in diesem Sinne Vorschläge und Gegenvorschläge machen. Dazu ist doch die Konferenz da, die freilich unnötig gewesen wäre, wenn man sich auf einen glatten Verlauf der Verhandlung zwischen Berlin und Paris hätte einrichten können. Nachdem Herr Rouvier vor der Kammer in einem Sinne gesprochen hat, der zu nichts weniger Anlaß gibt als zu der Vermutung, daß Frankreich bei seinem letzten Worte angekommen sei, wird wohl auch der Reichskanzler den Anlaß, den die Beratung seines Etats oder des Etats des Auswärtigen Amtes bietet, benutzen müssen, der öffentlichen Meinung und einem Teil der Presse ein sachgemäßeres Verhalten zu empfehlen. Vielleicht erinnert er die Blätter, die da vorgeben, Bismarckische Politik zu machen, dabei aber fortgesetzt eine Gänsehaut zur Schau tragen, an Bismarcks stolzestes Wort: daß der Appell an die Furcht in deutschen Herzen keinen Widerhall findet. Der frühere Botschafter Baron Courcel, der auf der Rückreise von Kopenhagen in Berlin weilte, hat in der Reichshauptstadt jedenfalls den Eindruck empfangen, daß die deutsche Politik auf dem Grundsatz fortiter in re, suaviter in modo steht, und wenn er dennoch Berlin befriedigt verlassen hat, so ist das doch auch ein deutlicher Fingerzeig, wie in den französischen politischen Kreisen, die ihre Inspiration nicht vom Preßbureau in Algeciras empfangen, die Sachlage beurteilt wird. Wenn also einige Blätter behaupten, daß die deutsche Politik nicht mehr auf der frühern Höhe stehe, so läßt sich das mit weit mehr Berechtigung von einem Teil der Presse sagen, der immer wieder auf „das bißchen Marokko" zurückkommt, anstatt den Lesern klar zu machen, daß es sich viel weniger um Marokko als um einen neuen Versuch französischer Vergewaltigung handelt.

Ähnliches läßt sich auch mit Bezug auf die sogenannte braunschweigische Frage sagen. So oft auch nur die entfernte Möglichkeit eines Zusammentreffens des Kaisers mit dem Herzog von Cumberland auftaucht, gebärdet sich ein Teil der deutschen Presse, als ob es für den Kaiser kein erstrebenswerteres Ziel und keine dringendere Aufgabe gäbe, als sich durch ein gänzlich unmotiviertes Entgegenkommen das huld-

reiche Wohlwollen des Herzogs zu erwerben, der dabei ungefähr in der Rolle Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano erscheint. Das heißt einfach die historische Entwicklung des jungen Deutschen Reiches auf den Kopf stellen. Es sei für heute die Frage nur gestreift, ob mit der Depossedierung der Welfen in Hannover, infolge eines siegreichen Krieges, ihre Depossedierung in Braunschweig nicht eigentlich staats- und völkerrechtlich verbunden sein mußte. Unfehlbar wäre dieser Fall eingetreten, wenn etwa der letzte Herzog von Braunschweig früher gestorben, und Braunschweig mit Hannover im Jahre 1866 durch Einverleibung oder durch Personalunion verbunden gewesen wäre. Konnte Preußen Hannover nicht fortbestehn lassen, weil es mitten zwischen seinen Provinzen einen ihm feindlich gesinnten Staat nicht dulden durfte, so würde derselbe Grundsatz auch auf Braunschweig ausgedehnt worden sein, wenn es schon vor 1866 durch Erbgang dem Hause Hannover zugefallen wäre. Bei der historischen Bundestagsabstimmung vom 14. Juni 1866 hatte Braunschweig mit dem großherzoglichen und den herzoglich sächsischen Häusern gegen den österreichischen Antrag gestimmt. Das war Braunschweigs Rettung gewesen. Seine Rüstungen, sich dem preußischen Heere anzuschließen, waren freilich erst beendet, als der Krieg zu Ende war.

Als König Wilhelm am 5. Juli 1866 auf dem Schlachtfelde von Königgrätz unter dem Eindruck des Telegramms, das Napoleons Einmischung ankündigte, zuerst seine Friedensbedingungen auf ein Blatt Papier warf, waren darunter keine größern Annexionen, sondern die Suprematie in Deutschland die Hauptforderung. Die feindlich gesinnten Souveräne sollten zugunsten ihrer Thronfolger abdanken, Hannover außerdem Ostfriesland und die Erbansprüche auf Braunschweig abtreten. Noch am 9. Juli vertrat Bismarck diesen Standpunkt in einem Erlaß an den Grafen Goltz in Paris. Als man sich später genötigt sah, die Friedensbedingungen auf Norddeutschland zu beschränken, wurden daraus die Annexionen der mit Preußen im Kriege stehenden norddeutschen Staaten. Da man zu einem Friedensschluß mit dem welfischen Hause nicht kam, konnte man sich dessen Erbansprüche auf Braunschweig nicht abtreten lassen, ebensowenig konnte man sie von einem Herzog erzwingen, der den Gegnern Preußens nicht beigetreten war und sich loyal, wenn auch ungern, in die neue Ordnung der Dinge fügte. Wenn aber in manchen Schriften das Erbfolgerecht des Herzogs von Cumberland in Braunschweig als „ein unanfechtbares“ behandelt wird, so steht einer solchen Anschauung die Logik der Tatsachen entgegen. Konnte das ehemalige Haus Hannover in seinem alten Königreich nicht mehr regieren, dann ebensowenig in Braunschweig. Es hätte keinen Sinn gehabt, den Herzog von Cumberland in Hannover auszuschließen und in Braunschweig zuzulassen.

Wollte Preußen andrerseits dem bundestreuen Verhalten des Herzogs Wilhelm im Jahre 1870 und der Tapferkeit der braunschweigischen Truppen Rechnung tragen und dem Lande die Selbstbestimmung über die Erbfolge wahren, so blieb kein andrer Ausweg als der mit Zustimmung Preußens vom sechzehnten ordentlichen braunschweigischen Landtage 1878/79 betretne, der das Landesgrundgesetz änderte und das Gesetz vom 16. Februar 1879 über „eine provisorische Regelung der Regierungsverhältnisse bei einer Thronerledigung“ zur Vereinbarung brachte. Damit wurde die cumberländische Thronfolge, aber auch zugleich deren Behinderung grundsätzlich anerkannt. Preußen und der Bundesrat stellten sich auf denselben Standpunkt, als sie nach dem Tode des Herzogs Wilhelm im Oktober 1884 den Herzog von Cumberland als zeitweilig behinderten Thronerben anerkannten. Von diesem Standpunkte können wir selbstverständlich nicht mehr hinunter, es sei denn, daß der Herzog oder sein nächster Erbe die Unvereinbarkeit ihrer Thronfolge mit den Interessen des Reiches und Preußens von neuem dartun. Dann könnte der Zeitpunkt gekommen sein, dem „Provisorium“ ein Ende zu machen, dessen Anerkennung von der preußischen Seite eine sehr große Konzession gewesen ist. Denn von Rechts wegen war mit der Krone von Hannover auch die Erbfolge in Braunschweig verfallen; es wäre zu einer gewissen Zeit leicht gewesen, den Grundsatz zur Geltung zu bringen: Wer in

Hannover nicht regieren kann, kann es auch in Braunschweig nicht. Das Land würde sich mit den Konsequenzen dieser Anschauung viel leichter abgefunden haben als mit dem ewigen Provisorium. In Anbetracht dieser Sachlage ist es unglaublich, daß deutsche Blätter den Kaiser gleichsam auf der Jagd nach der Aussöhnung mit dem Herzog darstellen. Schwerlich hat sich die Begegnung in Kopenhagen auf mehr als ein kurzes Kondolenzwort erstreckt. Wenn der Herzog dem Kaiser nichts zu sagen hat, dann der Kaiser dem Herzog ganz gewiß nichts. Preußen kann und wird es nie erlauben, daß in Braunschweig etwas andres regiere und residiere als der Reichsgedanke in unantastbarer Reinheit, die Personenfrage kommt erst in der zweiten Linie in Betracht. Es wäre zu wünschen, daß diese ganze Angelegenheit endlich von der publizistischen Tagesordnung verschwände. Der Herzog wird seinen Weg über Berlin nehmen, oder er wird Braunschweig nie zu sehen bekommen. Daran werden auch seine neuern verwandtschaftlichen Beziehungen zu einzelnen deutschen Höfen nichts ändern.

Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß die Militärkonvention zwischen Preußen und Braunschweig die einzige „auf Kündigung" abgeschlossene ist. Sie trat am 1. April 1886 für eine zehnjährige Dauer in Geltung, von da ab kann sie zwei Jahre nach erfolgter Kündigung aufgehoben werden, was jedoch weder politisch möglich noch militärisch-technisch ausführbar sein dürfte. Die Konvention war notwendig geworden, nachdem ein preußischer Prinz, der damals schon im Range eines kommandierenden Generals stand, an die Spitze des Landes getreten war, und ihm die Pflicht zufiel, einerseits die Avancementsinteressen des Offizierkorps durch dessen Übernahme in die preußische Armee zeitgemäß zu verbessern und die tapfern braunschweigischen Regimenter aus der Halbheit des militärischen Verhältnisses zu befreien, in dem sie damals waren; andrerseits aber um seiner Person und um seiner Stellung willen auch in dieser Beziehung einen Rest der Souveränität zu bewahren hatte, auf deren Erhaltung das Land Wert legt.

Diese Wochenbetrachtung können wir nicht schließen, ohne auf den Gegensatz zwischen den Rodomontaden der Sozialdemokratie, ihrem Drohen mit dem „russisch werden" — und der Bekundung der monarchischen Gesinnung hinzuweisen, die wir soeben bei der Feier im preußischen Königshause weit über die Grenzen Preußens hinaus erlebt haben. Der Vorwärts und Herr Bebel mögen noch so viel über die Dummheit der Berliner Arbeiter schelten, die zu den Zuschauermassen an solchen Festtagen oder an den Paradetagen das stärkste Kontingent stellen, die sozialdemokratische Parteileitung wird an dem historischen Wort des ehrlich demokratischen Abgeordneten Ziegler vom Frühling 1866 nichts ändern können: Das Herz des preußischen Volkes ist da, wo die preußischen Fahnen wehen. „Dies Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben." Daß außerhalb Preußens dabei ruhig für „preußisch" deutsch gesetzt werden darf, ist der fortzeugende Erfolg der Errungenschaften einer großen Zeit. Mag die Sozialdemokratie immerhin von den mancherlei Fehlern profitieren, die vom Staate wie von der bürgerlichen Gesellschaft ihr gegenüber gemacht werden — sie kann die Grundfesten des Staatbaues benagen, aber erschüttern wird sie ihn nicht, weil sie, um ein bekanntes Wort zu brauchen, auf Granit beißen wird. *§*

Rußlands Presse. Bei dem starken Interesse, das dem öffentlichen Leben des russischen Reichs seit der russisch-japanischen Verwicklung von den Zeitungen beider Welten entgegengebracht wird, verlohnt es sich einmal, auch das russische Zeitungswesen, worin sich ja bekanntlich, hier wie anderswo, der Entwicklungsgang der Nation widerspiegelt, einer sachlichen Würdigung zu unterziehn.

Unklar, verworren, ziel- und programmlos, unreif, mäßig geschult, stellenweise von Korruption nicht frei, wie sich hier das gesamte Sein und Treiben bis zu der mit der jüngsten Periode beginnenden Wiedergeburt Rußlands abgespielt hat, so läßt sich auch seine Presse charakteristisch kennzeichnen.

In jedem andern Lande wird auch der mäßig intelligente, der Zeitungstechnik und der Politik fernstehende Leser so ziemlich auf den ersten Blick erkennen, ob das von ihm zufällig oder absichtlich zur Hand genommne Blatt der konservativen oder der sozialdemokratischen Parteirichtung, den agrarpolitischen oder den industriellen Interessen dient, ob die Haltung regierungsfreundlich oder oppositionell ist.

Unter allen Umständen ist die in einem außerrussischen Blatte, gleichviel welcher Tendenz, vertretne Politik mindestens zeitlich, einheitlich geschlossen; die Mitarbeiter eines Organs bekennen sich zu derselben Farbe; Richtung und Kurs sind ein für allemal festgelegt, die engere Gemeinde der Abonnenten oder der regelmäßigen Leser einer Zeitung weiß ganz genau, welche Politik in ihrem Leiborgan zur Geltung gebracht wird.

Wie durchaus anders gestaltet sich das Bild in der russischen Presse! Die Stellung der Zeitungen, auch der angesehensten, in Rußland unterscheidet sich von der der Organe der öffentlichen Meinung in andern Kulturstaaten ebenso sehr wie die gesamten Einrichtungen, denen die Presse ihre Existenz und ihre Verbreitung verdankt. Die Tatsache der beispiellos mangelhaften Information der ausländischen Zeitungen und ihrer Leserkreise über russische Verhältnisse steht mit der Beschaffenheit der russischen Landespresse in ursächlichem Zusammenhang. Über kein im entferntesten Erdenwinkel liegendes kleines Staatengebilde wird eine auch nur annähernde Unsumme von blühend phantastischen Ungereimtheiten erdacht, zusammengeschrieben und geglaubt wie von und über Rußland.

Aus Mangel an einer Regierungszentrale, einem verantwortlichen Ministerium, einem Parlament, festgefügten politischen Parteien, offiziösen Regierungs- und Parteiorganen, politischen Klubs und Pressevereinigungen, kurzum aus Mangel an jeder Organisation, die den Ton angibt, nach dem sich das Konzert innerhalb bestimmter gleich gesinnter Gemeinschaften harmonisch abspielen soll, wird man billigerweise die Zerfahrenheit und Unrichtigkeit in der Beurteilung des russischen Lebens als wohlbegründet anerkennen müssen.

Die russische Presse — das sei vorweg klargestellt — ist weder imstande, noch hegt sie das ehrgeizige Streben, die öffentliche Meinung des Zarenreichs zum Ausdruck zu bringen. Was ihre einzelnen Vertreter geben, sind die Ansichten oder Inspirationen bestimmter Personen, oder im besten Falle die Auffassung einer kleinen, weniger aus politischer Ideengemeinschaft als durch zufällige äußere Umstände zusammengeführten Gruppe von Interessenten.

Ist das Fehlen der bezeichneten informatorischen, inspirierenden und tonangebenden Institutionen, wie Reichskanzlei, Norddeutsche Allgemeine Zeitung und Parlamentsfraktionen — um deutsche Verhältnisse als Beispiele anzuführen —, das eine unterscheidende Merkmal, so kommt daneben als zweites der Druck der Zensur, die Gewaltherrschaft der Oberpreßverwaltung, zum allerwenigsten bis zum Tage der Veröffentlichung des Freiheitsmanifestes vom 17. (30.) Oktober, in Betracht.

Ohne einen billigen Wortwitz zu suchen, darf man sagen, daß die Presse in einer Weise „gepreßt“ und unterdrückt worden ist, daß die jähe übergangslose Öffnung der enggezognen Schranken, von der die Presse in Rußland bis zum 17. (30.) Oktober 1905 gefesselt war, den Ausbruch der latenten aber immer von neuem zurückgedrängten Evolutionen aus dem gärenden Innern notwendig zutage fördern mußte. Von der Ausartung der Evolution zur Revolution war es da nur ein einziger Schritt. C'est seulement le premier pas, que coute!

Der Normaltyp des russischen Journalisten — die rühmlichen Ausnahmen, die die Regel bestätigen, mögen mir die bittere Wahrheit verzeihen, die keine Person, sondern die Sache treffen soll — ist ein in Bildung und Entwicklung rückständiger geistiger Tagesarbeiter, der in seiner ganzen publizistischen Erziehung daran gewöhnt wird, seine Gedanken zu beschneiden, die Wahrheit zu umschreiben und sogar die Tatsachen der Tagesgeschichte, wie das russische Sprichwort sagt, „zwischen die Zeilen zu pressen.“ Die Handhabung der Publizistik liegt nicht, wie

in der deutschen, der französischen und der englischen Presse, bei Männern von erprobter politischer Reife und Durchbildung, nicht bei „kommandierenden Generalen," die qualifiziert sind, den Redaktionssessel mit dem Ministerfauteuil jeden Augenblick zu vertauschen, sondern vielfach bei jungen, oft „grünen" Leuten ohne Disziplin und ohne Bildungsabschluß. Das Grundwesen der russischen Presse ist kleinlich in der Richtung, materiell arm, von der äußersten Ökonomie oder auch von unlautern Einnahmen abhängig. Das Gebäude der russischen Presse ist nicht gesund im Fundament, nicht solid im Ausbau; ihre Mitarbeiter sind meist hitzköpfige Anfänger, ihre Leser führt der täglich wechselnde Zufall zusammen.

Rußland hat eigentlich nur zwei Zeitungen von einiger Bedeutung: die Moskauer „Rußkija Wjedomosti," als anständiges liberales Blatt bekannt, aber wegen der schwerfälligen, akademisch trocknen Behandlung des politischen Stoffes vom großen Publikum verhältnismäßig wenig gekannt. Seine Mitarbeiter sind durchweg namhafte Gelehrte, der Redaktionsrat ist ein Stab von bedeutenden Universitätsprofessoren. Das andre Blatt, die Petersburger „Nowoje Wremja" — im gegenwärtigen Augenblick vom Grafen Witte und seinem Anhang stark inspiriert —, ist im ganzen gut informiert und wird von talentvollen Mitarbeitern geleitet, doch wegen seinen ständigen Schwankungen in der Richtung nicht gerade als führende Autorität anerkannt; im Volke führt es den bezeichnenden Spitznamen: „Was ist Ihnen gefällig?"

Die russische Presse kann im übrigen, soweit eine Charakteristik überhaupt möglich ist, in zwei Hauptkategorien geteilt werden: die revolutionäre Presse — Novaja Shisnj, Syn Otetschestva, Natschalo, Nascha Shisnj, Swowodny Narod, Russj und Novosti, davon sind die ersten drei jetzt preßpolizeilich aufgehoben und erscheinen dafür unter den Namen: Narodnoe Chosjaistwo, Narodnoja Svoboda, Molva — und die reaktionäre Presse wie Nowoje Wremja, Slovo, Swet, Moskorskija Wedomosti (ultrareaktionär). Eine gute Mittelpresse fehlt aus den in der Einleitung dieser Zeilen niedergelegten Gründen fast gänzlich, will man nicht die verhältnismäßig wenig gelesne Rußkija Wjedomosti dazu rechnen. Überdies bewerben sich noch zwei weitere Blätter ein und desselben Herausgebers, des Fürsten Uchtemsky, die Petersburgskija Wjedomosti und der Raßvet, um die Gunst der liberalen Kreise, doch sind diese beiden außerordentlich langweilig und darum unbeliebt und wenig gelesen. Auch die Nowoje Wremja und die Zeitung Slovo bemühen sich, liberal zu scheinen, doch segeln sie meist im strengen konservativen Fahrwasser. Das Blatt Swobodni Narod wollte ursprünglich das Programm der konstitutionellen Demokratie zum Ausdruck bringen, doch entfernte es sich von der Grundlinie schon am dritten Tage nach dem Erscheinen so steuerlos, daß es heute ganz und gar im Dienste der Revolution steht. Zu den liberalen Blättern könnte man endlich noch die hier in deutscher Sprache erscheinenden Organe, die Petersburger Zeitung und den Herold zählen, von denen besonders das erste journalistisch tüchtige Leistungen aufweist, doch sind diese Zeitungen, ohne es zu wollen, weit auseinandergehenden Einflüssen unterworfen. Da sie aus Mangel an Betriebskapital gezwungen sind, die meisten Nachrichten andern Zeitungen zu entnehmen, fehlt den hiesigen deutschen Organen das individuelle Gepräge; ihre Physiognomien zeigen oft einen bunt zusammengeflickten, häufig wechselnden Charakter.

Unter den revolutionären Blättern ist die meistverbreitete — die Auflage übertrifft die als Annoncenblatt meistgelesne Nowoje Wremja — Zeitung die Russj, oder wie sie sich jetzt nennt, die Molva. Dieses Blatt ist seit der Freiheitsverkündung buchstäblich aus Rand und Band. Jede Nummer bringt eine Anzahl sensationelle Nachrichten mit der ausgesprochnen Absicht, die Regierung zu diskreditieren. Weniger die revolutionäre Richtung als die politischen Sensationen oder bei Mangel an solchen auch die Skandalgeschichten sind es, die dem Blatte seine unwiderstehliche Anziehungskraft sichern, wobei es für seinen Leserkreis nichts verschlägt, daß etwa Neunzehntel dieses Stoffes frei erfunden oder nach der bekannten Verwandlungstheorie, die aus der Mücke einen Elefanten macht, umgestaltet werden.

Ohne den Anspruch zu erheben, als politische Blätter zu gelten, wetteifern mit der Molva in der Schöpfung und der Verbreitung von Skandalen zwei weitere Blätter: der Petersburski Listok und die Petersburgskaja Gazetta. Spezialität beider ist die Gewandtheit in der Auffindung phantastischer Geschichten, von denen jede zwanzigste einen realen Kern aufweist.

Auf der Stufe derselben Glaubwürdigkeit stehn die meisten extrem=radikalen Organe in Rußland, deren Darlegungen die wirkliche Lage entweder keck entstellen oder willkürlich verschleiern, die zu ihren Meldungen verwandten Farben so grell oder — wenn nötig — so düster auftragen und die skizzierten Personen, soweit es sich um Regierungsautoritäten handelt, so zur Karikatur herabwürdigen, daß der ausländische Leser nicht eindringlich genug davor gewarnt werden kann, diesen Darlegungen zu folgen.

Leider sind auch die ausländischen Korrespondenten der angesehensten Zeitungen mitunter darauf angewiesen, sich dieses Stoffes zu bedienen, da ihnen direkte kompetente Quellen zur Kontrolle der Wahrheit oder des Unwertes der Preßmeldungen bei den geschilderten Zuständen nicht zu Gebote stehn, indirekte ernste Verbindungen aber außerordentlich schwer zu beschaffen sind.

Wie im gesamten öffentlichen Leben, so herrschte auch in der russischen Presse bis vor kurzem wüste Anarchie. Erst in der letzten Zeit haben sich die Leidenschaften ein wenig beruhigt, weniger aus eigner vernunftgemäßer Einsicht als durch das energische Einschreiten der Regierung. Noch wurzelt aber tief in den Anschauungen der Journalisten, in den Direktiven ihrer Führer und vielleicht auch in den Bedürfnissen der nervösen Bevölkerung das Bestreben, die Augen der Leser unausgesetzt mit „rotem Stoff“ zu blenden.

Unter diesen Umständen ist bei der Aufnahme und der Beurteilung von russischen Sensationen die Ermahnung zu der größten Vorsicht dringend geboten.

St. Petersburg — Adrian Polly

Die Kirche und der Soldatenstand. Adolf Harnack hat wieder eine der kleinen Schriften herausgegeben, in denen seine alles umfassende Quellenkenntnis und sein durchdringender historischer Blick tiefe Einsicht in das Werden und das Wesen des christlichen Kirchentums erschließen: Militia Christi, die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1905). Er beantwortet darin drei Fragen. Die erste, ob die christliche Religion selbst einen kriegerischen Charakter angenommen habe, wird nebensächlich behandelt und kurz dahin beantwortet, daß sowohl die orientalischen Kirchen als die römische Kirche nicht selten „den heiligen Krieg“ gepredigt haben, während die protestantischen Kirchen nur im Anfang zur Verteidigung und zur Sicherung ihres Bestandes einigemal das Schwert gezogen haben. Die zweite Frage lautet: „Hat die Kirche militärische Organisation (in übertragnem Sinne) zeitweilig oder dauernd bei sich eingeführt und ihre Gläubigen oder einen Teil davon als Soldaten Christi diszipliniert?“ Aus der Beantwortung erfahren wir, daß sich die Christen nicht bloß von Anfang an als Soldaten Christi gefühlt haben, sondern daß auch schon in der Apostelzeit die Scheidung der Christen in Kleriker, die entweder als Elitetruppen oder als Offiziere betrachtet werden, und in Laien eingetreten, und daß für diese Scheidung die Auffassung der Christenheit als einer Armee sehr wirksam gewesen ist. Unter den kriegerischen Bildern, die Paulus verwendet, ist das wichtigste 1. Kor. 9, 7: „Wer zieht jemals auf eigne Kosten in den Krieg?“ Was beweisen soll, daß die Gemeinden den Missionar zu besolden haben. „Damit ist das Bild zum Beweise gemacht und die Annäherung an den Krieger keine bloß ideelle mehr. In der Folgezeit ist dieser paulinisch=militärische Grundsatz stets eingehalten und als ein Bestandteil des Kirchenrechts entwickelt worden.“ Und Clemens Romanus hat noch vor Ablauf des ersten Jahrhunderts den Abfall vom Christentum als Fahnenflucht charakterisiert, die Kirchenvorsteher als Offiziere angesehen und „den Gehorsam und die abgestuften Rangordnungen des römischen

Heeres als Vorbilder für die christliche Gemeinde" hingestellt. Die dritte Frage lautet: „Wie hat sich die Kirche zum weltlichen Soldatenstand und zum Kriege gestellt, ließ sie sie gelten, oder duldete oder verurteilte sie sie?" Aus der Antwort, die nicht ganz einfach ausfallen konnte, heben wir nur ein paar Hauptergebnisse hervor. In der Urkirche galt der weltliche Kriegsdienst aus mehreren Gründen für etwas der christlichen Religion widersprechendes. Aber zu Konflikten führte dieser Widerspruch nicht, denn es bestand ja kein Dienstzwang; das Heer rekrutierte sich aus Freiwilligen; der Christ brauchte also nicht Soldat zu werden. Bekehrte sich aber ein Soldat, so galt des Apostels Wort: Jeder bleibe in seinem Berufe. Es gab ja auch andre nach christlichen Begriffen gefährliche Lebensstellungen, zum Beispiel die der Christin, die einen Heiden zum Gatten hatte. Man legte an das Verhalten solcher Personen nicht das strenge Maß christlicher Sittlichkeit an. Zudem verdeckte die Erwartung der Wiederkunft Christi und des Weltendes die Schwierigkeit einigermaßen. Wir finden hier bei Harnack einen Gedanken, den wir selbst einmal ausgesprochen haben, ohne Beziehung auf den Soldatenstand und ohne Kenntnis der Tatsachen, die Harnack anführt. „Hätte man den Missionaren gesagt, die Welt werde noch lange, lange stehn, und Christus werde auch in Jahrhunderten nicht wiederkommen, so hätte ihnen das gute Gewissen gefehlt, mit dem sie jetzt »in dieser letzten betrübten Zeit« die öffentlichen Dinge gehn ließen, wie sie gingen, und sich innerhalb dieser bösen Welt im kleinsten Kreise einrichteten. Ihr Gegensatz zu Staat und Gesellschaft fiel ihnen erst aufs Gewissen, als sie zu erkennen anfingen, daß sie es mit diesen Zuständen recht lange zu tun haben und an ihrem Teile für sie verantwortlich werden würden." Von da an wurden die Konflikte häufig. Die Kirche wurde ein Staat im Staate, zahlreiche christliche Soldaten und Offiziere gefährdeten die Disziplin, gegen sie zunächst war die diokletianische Verfolgung gerichtet, Konstantin stellte sich an die Spitze des neuen, des christlichen Staates und besiegte mit seiner Hilfe den alten, und zum Dank verhängte schon 314 eine Synode zu Arles über die fahnenflüchtigen Soldaten die Strafe der Exkommunikation. Als eines der vielen interessanten Nebenergebnisse dieser schönen Untersuchung notieren wir, daß das Wort paganus zuerst im Orient, und zwar mißverständlich, als Landmann, Bauer, Dörfler gedeutet und danach die Bauernreligion Paganismus genannt worden ist; paganus bezeichnete ursprünglich den Zivilisten im Gegensatz zum Soldaten.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 10

Ausgegeben am 9. März 1906

Inhalt. Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig


Herrnhuter Zigarren-Versand: Abr. Dürninger & Co., Herrnhut i. Sa.
Hoflieferanten
Gegründet 1747
Deliciosas. Sumatra mit Felix-Havana, leicht bis mittelkräftig, ausgezeichnete feine u. pikante Qualität, außerordentlich preiswert. 1/10 Kisten Mk. 80.— per Mille.
Versandbedingungen: Gegen Nachnahme; 100 Stück franko, 900 Stück franko u. 2% Skonto, 1000 Stück franko u. 3% Skonto. — Nachnahmegebühr tragen wir. — Illustrierte Hauptpreisliste kostenfrei.
Die
Revisions- u. Vermögensverwaltungs-
Aktien-Gesellschaft
Berlin W.
Unter den Linden 35
Leipzig
Brühl 75-77
München
Promenadenstrasse 10
übernimmt Vermögens- und Nachlassverwaltungen jeder Art.
Grunows grammatisches Nachschlagebuch
Ein Wegweiser für jedermann durch die Schwierigkeiten der deutschen Grammatik und des deutschen Stils
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Preis: Gebunden 2½ Mark



Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

Von Hans Witte

rst in verhältnismäßig später Zeit ist das Gebiet unsrer Reichslande dem deutschen Volkstum gewonnen worden. Im Elsaß zwar hatten schon vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung die Suevenscharen des Ariovist das linke Ufer des Oberrheins betreten, und auch nach ihrer Besiegung durch Julius Cäsar blieb hier der Germanenstamm der Triboker sitzen. Aber deutsch ist das Land dadurch noch nicht geworden; jedenfalls ist das ihm nur beigemischte Deutschtum in der römisch-gallischen Provinzialbevölkerung, von der auch am rechten Ufer des Oberrheins die agri decumates erfüllt waren, bald aufgegangen.

Und in das Gebiet der mittlern Mosel, das unser Lothringen einnimmt, ragte wohl kaum noch der mächtige Stamm der Treverer hinein, der sich gleich andern Keltenstämmen Belgiens deutscher Abstammung rühmte. Aber gerade das beweist ja, daß sich die deutsche Art nicht in ihm erhalten hatte, wenn hier überhaupt mehr vorliegen sollte als eine dunkle, gallischer Eitelkeit entsprungne Stammessage. Weit mehr aber als die Treverer kommen für Deutsch-Lothringen die Mediomatriker in Betracht. Und dieser Stamm ist rein keltisch ohne sagenhafte Hindeutung auf germanischen Ursprung.

So kann es nur die große Bewegung der germanischen Welt, die wir als Völkerwandrung bezeichnen, bewirkt haben, daß das Elsaß sowohl wie der nördliche Teil Lothringens schon im frühen Mittelalter unverkennbar der Herrschaft deutschen Volkstums, deutscher Sprache und Gesittung unterworfen erscheinen. Nicht erst mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, als unter dem Ansturme der Westgoten in Italien die Legionen Roms von der Rheingrenze zurückgezogen worden waren, hat die deutsche Besiedlung des Elsaß durch die Alemannen begonnen. In unaufhaltsamem Vordringen hatte dieser Stamm schon während der Dauer der Römerherrschaft zahlreiche Siedlungen auf das linke Ufer des Oberrheins hinübergeschoben und schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts den Grund gelegt, auf dem ein durch alle kommenden Jahrhunderte deutsches Elsaß erwachsen konnte. Auch die überwiegend fränkische Ansiedlung (ripuarischen und chattischen

Stammes), durch die das nördliche Lothringen seinen deutschen Charakter gewonnen hat, kann in ähnlicher Weise schon unter römischer Herrschaft vor sich gegangen sein. Spätestens geschah sie mit dem beginnenden fünften Jahrhundert.

Es ist also doch ein alter, weit mehr als tausendjähriger Besitz, dessen sich das Deutschtum im Elsaß und in Deutsch-Lothringen rühmen kann. Der Sieg der deutschen Art muß hier sehr rasch nach der Einwandrung errungen worden sein, denn diese erfolgte in dichten Massen, wie man heute noch deutlich aus den Ortsnamen erkennen kann. Deutsch-Lothringen ist erfüllt von dichtgedrängten Ortsnamen auf -ingen, denen aber besonders in den fruchtbaren Flußtälern noch Bildungen kelto-romanischer Herkunft beigemischt sind. Noch kräftiger haben im Elsaß die Alemannen ihre Art zur Geltung gebracht: hier sind nur ganz vereinzelte Ortsnamen erhalten, die von älterer keltischer oder romanischer Siedlung Zeugnis ablegen. Sogar das stolze Argentoratum mußte seinen Namen mit Straßburg vertauschen. Und in der ganzen Ebne bis an den Hagenauer Forst und an den Fuß der Vogesen drängen sich in selten nur unterbrochner Einförmigkeit die Scharen der Ortsnamen auf -heim. Im allgemeinen hat also der Wall der Vogesen dem Vordringen des Alemannenstammes oder wenigstens seiner Massensiedlung ein Ziel gesetzt. Nur im Süden, wo sich zwischen dem schroffen Abbruch der Vogesen und dem Jura das alte Völkertor auftut, ergoß sich ein breiter Strom alemannischer Siedlungen in loser Anlehnung an das Juragebirge tief in das gallische Land. Aber hier sind es nicht wie im Elsaß Formen auf -heim, sondern wie in Lothringen Bildungen auf -ingen, die der alemannische Völkerstrom hervorgerufen hat. Noch heute sind sie in ihren Verstümmlungen auf -ans (z. B. Andelnans, Trétudans, Adelans, Malbouhans, Mambouhans, Vermondans usw.) deutlich erkennbar.

Diese Ortsnamenformen auf -ingen und -heim stellen die bevorzugte deutsche Benennungsart zur Zeit der Völkerwandrung dar. Sie zeigen uns unmittelbar die durch die Wandrung hervorgerufnen deutschen Siedlungen und damit die Grundlage, auf der sich die Nationalitätsverhältnisse dieser Gegenden entwickelt und bis auf unsre Tage gestaltet haben. In der augenfälligsten Weise beruht die älteste deutsch-französische Sprachgrenze Lothringens auf der -ingen-Siedlung. Sie ließ, von Nordwesten beginnend, auf der deutschen Seite die Orte Deutsch-Oth, Bollingen, Lommeringen, Bevingen, Hagendingen, erreichte mit Talingen die Mosel, etwa zwölf Kilometer nördlich von Metz, das also immer dem französischen Sprachgebiet angehörte und mitten in einem überwiegenden Grundstock französischer Bevölkerung nur eine deutsche Kolonie beherbergte. Rechts von der Mosel wich die Sprachgrenze noch mehr nach Norden zurück, indem sie auf der deutschen Seite ließ: Blettingen, Lüttingen, Nidingen, Wieblingen und Rollingen an der Deutschen Nied, ferner Niederum, Bruchkastel (Château-Bréhain), Obreck, Hudingen (Hampont), Mulcey (Milzingen) und Weißkirchen an der Seille und über Juvelize (Gerskirchen), Rixingen, Hattigny (Hittingen), Lascemborn den Donon erreichte. Die so umschriebne älteste Sprachgrenze Lothringens umschloß mithin ungefähr das ganze Gebiet

dieser Landschaft, das die Völkerwandrung mit zusammenhängenden deutschnamigen Siedlungen bedeckt hatte. Jenseits dieser Linie gibt es in Lothringen nur äußerst wenig und zerstreute Orte deutscher Benennung. Zahlreicher treten bis tief nach Frankreich hinein nur die Mischbildungen mit -ville, -villiers, -court, -ménil u. ähnl. mit deutschem Personennamen im ersten Gliede auf. Aber diese können im Gegensatz zu den reindeutschen Namen auf -ingen, -heim, -dorf, -bach usw. keine deutschen Massensiedlungen bezeichnen, sondern im besten Falle — abgesehen von jedenfalls nicht häufigen Übersetzungen ursprünglich reindeutscher Namen — nur die Siedlung einzelner Deutscher inmitten einer romanischen Bevölkerungsmasse. Gewiß ist ein bedeutender Teil von ihnen auch erst zu einer Zeit benannt worden, als sich die germanischen Personennamen schon über die eingeborne Bevölkerung Galliens verbreitet hatten, und können dann nicht einmal die Ansässigkeit einzelner Germanen am Orte zwingend dartun.

Ähnlich wie in Lothringen auf den -ingen, beruht im Elsaß auf den -heim die älteste Gestalt des deutschen Sprachgebiets, das also hier zunächst auf die Rheinebne beschränkt war. Unter dem Schutze des nach Westen zu gegen das Romanentum aufgerichteten Grenzwalls der Vogesen konnte diese Entwicklung hier ohne Einbuße des Deutschtums vor sich gehn. Sogar reichlicher Raum für spätere Ausdehnung war hier in dem einstweilen noch sehr spärlich bevölkerten Gebirgslande vorhanden, wo zunächst wohl nur einige Reste des aus der Ebne verdrängten Romanentums einen Unterschlupf gefunden hatten.

Ein andres Schicksal war den aus der Belforter Senke hervorbrechenden -ingen (-ans) beschieden, deren Herkunft durch die gerade hier auf romanischem Boden auftretenden alemannischen Gaunamen Warasgowe (heute noch le Varais) und Scodingus besonders scharf gekennzeichnet wird. Nicht wie die -ingen Lothringens und die -heim des Elsaß senkrecht, sondern gleichlaufend zur Richtung des Vorstoßes gelagert und darum tief in das gallische Land hineingestreut, ohne feste Anlehnung an ein geschlossenes Gebiet deutscher Siedlungen, haben sie mitten in überwiegender romanischer Bevölkerung ihre deutsche Art nicht behaupten können. Auch in ihrer östlichsten Gruppe, die bei Belfort ganz nahe an dem deutschen Sprachgebiete des Oberelsaß liegt, verraten die Urkunden außer den Ortsnamen keinerlei Hinweis auf einstige deutsche Bewohnerschaft mehr. So ist, wie in Lothringen Metz, im Sundgau Belfort immer der Sitz einer bodenständigen gallisch-romanischen Bevölkerung gewesen, allerdings wohl mit verhältnismäßig stärkerer deutscher Beimischung.

Während uns hier im Burgundischen ein kräftiger Zweig von guter deutscher Art durch allzu große Zerstreuung verloren gegangen ist, hat sich das fester geschlossene Deutschtum in Lothringen sowohl wie im Elsaß einstweilen noch in aufsteigender Linie bewegt. In Lothringen hat bis gegen 1500 das Deutschtum noch langsame, aber deutlich erkennbare Fortschritte an der Sprachgrenze gemacht. In der Moselgegend wurden bis dahin Monterchen, Trémery, Ay, Flévy, Mancy, Ennery, Hauconcourt und andre Orte germanisiert, und die Sprachgrenze hier allmählich näher an Metz herangeschoben. In ihrem

weitern Verlauf verfielen demselben Schicksal u. a. Chicourt, Burlioncourt, Marsal mit Harraucourt. Auch in Moyenvic (Medewich) und Vic (Wich) machte sich vorübergehend das Vordringen des Deutschtums bemerkbar.

Im Elsaß ging die Besiedlung oder die Germanisation der südlichen Vogesentäler bis zur Kammhöhe rasch vonstatten, drang aber im Breuschtal nur bis über St. Blaise vor. Das Lebertal mit Markirch wurde erst spät durch Bergmannseinwandrung teilweise germanisiert, und das Urbeistal oberhalb Kaisersbergs hat bis heute seine romanische Bevölkerung bewahrt.

Anzeichen eines beginnenden Rückgangs des deutschen Sprachgebiets zeigen sich in Lothringen zuerst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges beschleunigten ihn. So geschah es, daß bis zu der Wiedervereinigung des Landes mit Deutschland die Sprachgrenze in ihrem ganzen Verlauf — mit alleiniger Ausnahme einer kurzen Strecke bei Falkenberg — nicht unbedeutend zurückgewichen war: nördlich von der genannten Strecke durchschnittlich vier bis fünf Kilometer, südlich davon weit mehr; an der breitesten Stelle der Verlustzone (von Marsal bis über Albesdorf) gegen fünfundzwanzig Kilometer.

Diese rückläufige Bewegung hat auch in das Elsaß hinübergegriffen, wo im Breuschtal die Sprachgrenze von St. Blaise über Wisch und Lützelhausen (sechzehn Kilometer) zurückgewichen ist. Sonst hat sie sich in diesem durch die Natur so gut geschützten Lande durchweg bis 1870 behauptet. Aber von innen heraus wurde das Deutschtum des geschlossenen deutschen Sprachgebiets hier wie in Lothringen durch die Fremdherrschaft merklich geschwächt, zumal seitdem mit der Revolution französische Staatsgesinnung mehr und mehr bei Elsässern und bei Deutsch-Lothringern Eingang fand, seit in den bessern Kreisen die französische Sprache die deutsche zu verdrängen und durch den Militärdienst und die Schule auch in der niedern Bevölkerung Fuß zu fassen begann. Das Französischsprechen der deutschen Elsässer und Lothringer hat dann nach 1870 noch besondre Nahrung durch die Oppositionsstimmung gegen die deutsche Herrschaft erfahren. Diese demonstrative Französelei ist natürlich nur eine Erscheinung der Übergangszeit. Im Elsaß muß und wird die ungebrochne deutsche Art ganz von selber wieder durchdringen. Auf der deutschen Seite ist hier nichts nötig als eine ruhige feste Haltung und etwas Geduld. Die Entwicklung ist nach dem Aufhören des lauten Protestes längst im Fluß. Auch in den wenigen Gebirgsdörfern französischer Zunge, die für uns keinerlei Gefahr bieten, werden Schule, Dienstpflicht, der sich allmählich steigernde deutsche Touristenverkehr unsre Stellung fortschreitend befestigen.

Anders in Lothringen, wo die starke deutsche Einwandrung seit 1871 schon viel merklichere Wirkungen hervorgerufen hat, weil sie sich größtenteils in rein französische oder verwelschte Gegenden ergoß. Das bis 1870 stockfranzösische Metz hat seitdem mit einem Kranz von Vororten eine entschieden überwiegende deutsche Zivilbevölkerung gewonnen. Das dadurch geschaffne starke Germanisationszentrum wird vielleicht in nicht zu ferner Zeit mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet zusammenwachsen, das sich infolge deutscher Arbeitereinwandrung mehr und mehr in das Ornetal und weiter über Montois-la-

Montagne und Maizières auf Metz zu vorschiebt. Um Zahlen reden zu lassen, so stellte in den 83 Gemeinden Lothringens, die nach 1871 noch einige Zeit vom Gebrauch der deutschen Geschäftssprache befreit waren, die Volkszählung von 1900 nur noch 42541 französisch, aber schon 64002 deutsch redende Einwohner fest. Und sogar in den 286 Gemeinden, wo bis jetzt das Französische Geschäftssprache ist, 95629 und 46907. Von einem rein französischen Sprachgebiet kann demnach in Lothringen keine Rede mehr sein, sondern nur noch von einem durch einen starken deutschen Einwandrerstrom geschaffnen Mischgebiet. Hält der deutsche Zuzug an, so wird sich das Mischgebiet mit Naturnotwendigkeit in rein deutsches Sprachgebiet umwandeln. Um inzwischen einer Verwelschung der in französischer Umgebung gebornen und aufwachsenden jüngern deutschen Generation entgegenzuarbeiten, müßte eine stetig fortschreitende Ausbreitung des Deutschen als örtliche Schul-, Kirchen- und Geschäftssprache durchgeführt werden. Zur Verstärkung des deutschen Zuzugs würde sich hier vielleicht ein Versuch mit der neuerdings mehrfach angeregten Ansiedlung ausgedienter Unteroffiziere empfehlen.

Als Gesamtzahl der französisch Sprechenden, die gleich nach der Einverleibung auf 230000, neuerdings sogar auf 250000 geschätzt worden waren, hat die Zählung von 1900 für das ganze Reichsland nur 198173 ergeben.



Sind wir kriegsbereit?



Es ist wieder ein Prophet unter uns aufgestanden und hat in einem Buche von 310 Seiten an die Regierenden die „Frage aus dem Volke“ gerichtet: „Sind wir kriegsbereit?“ Natürlich sind wir es nicht nach der Ansicht des ungenannten Verfassers. Dem Buche liegt ein Zettel bei mit zwei Äußerungen der Generale Graf von Haeseler und Freiherr von Falkenhausen, aus denen hervorgeht, daß sich der Verfasser in der Schrift mit Dingen beschäftigt, die seinem Berufe fern liegen, daß er also kein Soldat ist. Die beiden hohen Offiziere, deren sachverständiges Urteil auf militärischem Gebiete keinem Zweifel unterliegt, erkennen mit wohlwollenden Worten an, daß sich der Verfasser in ungewöhnlicher und bewundernswerter Weise in dem ihm fernliegenden Stoffe zurechtgefunden habe, vermeiden aber durchaus, eine Übereinstimmung ihrer eignen Anschauungen mit denen des Verfassers auszusprechen. Und das wohl nicht ohne Absicht.

Es liegt mir fern, bestreiten zu wollen, daß jemand, der nicht Offizier ist, auch über viele Angelegenheiten des Militärwesens ein richtiges und treffendes Urteil abgeben könne. Es kommt dabei wesentlich auf das Gebiet an, worin er sich kritisch bewegt. Das deutsche Heer hat keinen tiefern Bewundrer gefunden als Heinrich von Treitschke. Man kann wohl sagen, daß die sittlichen Kräfte, die in dem preußischen Heere leben, von niemand feiner gefühlt und schöner dargestellt worden seien als von diesem Historiker. Aber er würde sich

wohl gehütet haben, sich über die Zahl der Bataillone oder Batterien, über Nachtfelddienst und Parademarsch zu äußern. So ist es auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst. Jeder gebildete Mann von Geschmack wird sich das Recht eines Urteils zum Beispiel darüber nicht bestreiten lassen, ob ein Bauwerk gefällig sei, ob es in schönen äußern Formen seinem Zweck entspreche. Urteilt er aber über die Anlage der Fundamente und die Konstruktion des Dachstuhls, so muß er sich vorsehen, daß er nicht von jedem Zimmer- und Maurergesellen ausgelacht werde. Und diese Vorsicht hat der Verfasser des Buches nicht immer beobachtet. Wer es mit kindlichem Gemüte liest, den muß ein tiefes Mitleid mit einem Staate ergreifen, dessen oberste Militärbehörden so gar nicht ihrer Aufgabe gewachsen sind und sich hier so gründlich belehren lassen müssen. Freilich bleibt dann nur übrig, die trostlose Schlußfolgerung zu ziehn, daß, wenn es so traurig mit uns steht, alle die vielen neuen Bataillone, Eskadrons und Batterien, die uns der Verfasser bescheren will, auch nichts helfen werden, uns kriegsbereit zu machen, ebensowenig der für jeden Sonnabend verlangte Nachtfelddienst bei „undurchdringlichem Nebel und fußhohem Schnee."

Nun könnte man ja das Buch beiseite legen und auf sich beruhn lassen; die Offenbarungen von Beyerlein und von Bilse und andre hohe Wellen, die zuerst so kräftig brausten und schäumten, haben sich wieder verlaufen, und so wird diese „Frage aus dem Volke" auch bald verklingen. Aber trotzdem ist sie doch einer Antwort wert, denn gerade in dieser Zeit ist es gut, daß das Vertrauen des Volkes zu seinem Heere nicht erschüttert wird. Es ist ein Unterschied, ob das Heer von einem Romanschreiber angegriffen wird, der seinem Werk ein bißchen Sensation geben will, oder ob dieser Angriff von einem Manne kommt, der mit einem militärwissenschaftlichen Apparat von der größten Breite, mit Zahlen, mit Clausewitz, Hönig und andern Autoritäten aufmarschiert, um uns nachzuweisen, daß unsre Rüstung gänzlich unzureichend sei. Denn trotz allen patriotischen Redensarten ist das Buch ein Angriff auf das Heer, ein Angriff, den sich das Heer auf das entschiedenste verbitten muß. Unsre höchsten Offiziere, bei denen die Verantwortung für die Armee liegt, verdienen mehr Vertrauen, als ihnen der Verfasser zubilligt. Die Heeresleitung hat sich nie gescheut, Dinge, die sie im Interesse der Armee für nötig hielt, vom Reichstage zu fordern, und hat sie jederzeit, wenn es auch Kämpfe gekostet hat, durchgesetzt. Es ist eine ungeheure Übertreibung, daß der Verfasser in der Einleitung seines Buchs behauptet, daß im deutschen Volke das Verständnis für den Wert eines kriegsbereiten Heeres „leider beinahe vollständig abhanden gekommen sei." Auf solche Ideen kann nur ein ganz weltfremder Pessimist verfallen. Geradezu erheiternd aber wirkt es, wenn man hört, daß es bei uns eine „herrschende" und eine „dienende" Klasse gebe, von denen diese in goldstrotzenden Villen, bei den teuersten Weinen und den ausgesuchten Speisen einen frevelhaften Luxus treibe. So etwas war bis jetzt eigentlich nur in „wissenschaftlichen" Werken der Sozialdemokratie zu lesen, nur daß diese nicht daraus folgerten, daß die Schätze dieser Reichen vor allem für die Armee verwandt werden müßten, weil die begüterten Klassen von den Segnungen des bewaffneten Friedens „am meisten profitiert haben."

Das Märchen von den reichen Leuten hat der Reichskanzler neulich in seiner Rede genügend kritisiert. Aber es berührt sehr merkwürdig, daß uns ein Mann, der es offenbar gut und ehrlich patriotisch meint, sagen zu müssen glaubt: „daß hierzu [zu den Kosten] die Leute, die kaum das Notwendigste zu ihrem eignen Lebensunterhalte besitzen, gar nicht, und die, die nur weniger begütert sind, nicht wesentlich herangezogen werden dürfen, sind wir uns voll und ganz bewußt." Nein, jeder soll dazu beitragen, jeder nach seiner Kraft, das ist der Sinn der allgemeinen Wehrpflicht. Dem Volk in Waffen erweist man einen sehr schlechten Dienst, wenn man es als eine Versicherungsanstalt für profitmachende Kapitalisten auffaßt. Wo ist denn in Deutschland die „dienende" Klasse, wo sind die „Millionen, die darben und zehren"? Sie sind in dieser Allgemeinheit genau so ein Mythus wie die Klasse der prassenden Reichen. Die Leute, die die Kosten der sozialdemokratischen Agitation aufbringen, und die jetzt mit dem Gedanken an Generalstreiks und ähnlichen Unfug liebäugeln, sind doch wohl nicht gemeint. Und die ganz Armen und Elenden, die es bei uns natürlich auch gibt, können auch nicht gemeint sein, denn die sind zum Tragen von Armeelasten — abgesehen von der persönlichen Dienstpflicht — noch nicht herangezogen worden und werden es auch nicht werden — schon deshalb nicht, weil es nicht geht.

Der Verfasser verlangt eine recht bedeutende Heeresverstärkung und versucht nachzuweisen, daß ohne diese unser Heer nicht kriegsbereit sei. Es ist ohne weiteres klar, daß wer im Kriege an Zahl überlegen ist, sich damit eins der wertvollsten Mittel für den Erfolg gesichert hat. Ein Heer kann eigentlich gar nicht zu stark sein, und es ist keine schwere Aufgabe, in jedem einzelnen Falle nachzuweisen, daß weitere Verstärkungen des Heeres wünschenswert seien, und darzutun, daß die Regierung die Pflicht habe, jede irgendwie mögliche Verstärkung ihres Heeres vorzunehmen. Der Krieg zwischen zwei Nationen wird heutzutage immer zu einem Kampfe werden, bei dem man alle, auch die letzten Kräfte wird einsetzen müssen. Es folgt daraus die Pflicht für den Staat, diese Kräfte schon im Frieden verwendungsbereit zu machen. Der Krieg gegen die französische Republik 1870/71 wäre für die Deutschen sicher viel schwerer und verlustreicher geworden, wenn alle französischen Moblots usw. eine wirkliche militärische Ausbildung mitgebracht hätten, und wenn ihre Formationen besser vorbereitet gewesen wären.

Aber dieses an sich erstrebenswerte äußerste Maß der Kräfte ist praktisch nicht immer erreichbar. Die Kosten dürfen, wie das wohl auch der Verfasser des Buches sagen will, für eine Einschränkung der Rüstungen nicht maßgebend sein, eine Ansicht, die auch im Deutschen Reiche immer betont worden ist. Das Maß der Rüstungen kann aber bestimmt werden durch den Zweck, dem sie dienen sollen. Ist eine Regierung der Überzeugung, daß sie mit dem Heere, das sie unterhält, ihren Feinden gewachsen ist, so wird sie weitere Verstärkungen nicht vornehmen, wenn diese unbequeme Kosten und sonstige Schwierigkeiten bereiten; man wird ihr deshalb den Vorwurf einer Pflichtverletzung nicht machen dürfen. Es ist also die Frage, ob das deutsche Volk mit Recht dem Kaiser und seiner Regierung das Vertrauen schenkt, daß gewissenhaft darüber gewacht werde, daß

das Heer stark genug sei, seinen Aufgaben zu genügen. Der Verfasser verneint diese Frage. Hoffentlich ist das deutsche Volk in dieser ernsten Zeit weniger nervös.

Wir wollen auf einzelne Punkte in der Beweisführung des Buches eingehn, obgleich die Gedanken, die es bringt, nicht überraschend neu sind. „Die Übungen der Truppen sind bis jetzt — von Ausnahmen abgesehen — nur sehr wenig auf den Krieg berechnet, und dieser höchst gefährliche Übelstand liegt keineswegs am guten Willen der Führer und Mannschaften, sondern an der mangelhaften Friedensorganisation des Heeres.“

Bei der Infanterie soll nun dieser Organisationsmangel darin liegen, daß die Infanterieregimenter mit zwei Bataillonen während der Wintermonate, solange die Rekruten noch nicht ausgebildet sind, nicht in einem kriegsstarken Bataillon exerzieren können, weil die Mannschaften des ältern Jahrgangs dazu nicht ausreichen. Das Exerzieren in kriegsstarken Verbänden spukt überhaupt unheimlich in dem Buche, und schließlich gleitet unmerklich kriegs„stark“ in kriegs„mäßig“ über. Das Üben in kriegsstarken Verbänden ist gewiß notwendig und wird auch in der Felddienstordnung empfohlen und vorgeschrieben, aber sein Wert als Ausbildungsmittel hat auch Grenzen. Zunächst ist es viel leichter, als der Verfasser ahnt. Eine Truppe, die in ihren Friedensverbänden gut ausgebildet ist, löst, wenn sie zu kriegsstarken Verbänden zusammengestellt ist, ihre Aufgaben mit absoluter Sicherheit. Das wird jeder bestätigen, der einmal in einer Kriegskompagnie eine Übung mitgemacht hat. Alles geht natürlich langsamer vor sich, dadurch entsteht aber von selbst eine gewisse Ruhe, die das Gelingen erleichtert, sobald man ausgebildete Mannschaften hat. Ein Unding ist es aber, den Mann im kriegsstarken Verbande ausbilden zu wollen. Kein Offizier wäre imstande, einen Zug von etwa siebzig Mann im Schützendienst auszubilden. Hat er aber in seinem Friedenszuge dreißig bis fünfunddreißig Mann, die er überschauen und mit der Stimme bequem beherrschen kann, so kann er Fehler sehen und verbessern, und er und seine Leute lernen etwas dabei. Werden dann gelegentlich später die Leute zu kriegsstarken Verbänden vereinigt, so weiß jeder Mann, jeder Unteroffizier und jeder Offizier, was er zu tun hat, und alles klappt ohne viel Aufregung. Man hat in der Armee von jeher den größten Wert auf die Ausbildung des einzelnen Mannes gelegt, die gar nicht gründlich genug sein kann. Die läßt sich aber in kleinen Verbänden viel besser erreichen als in den großen, in denen der einzelne Mann den Augen des Vorgesetzten viel mehr entzogen ist. Gewiß muß der Mann zu selbständigem Handeln erzogen werden; dazu gehört aber zunächst, daß er genau lernt, was er in jedem Falle machen soll. Die kriegsstarken Verbände bringen dem Manne wenig oder nichts neues, sie dienen vor allem zur Belehrung der Offiziere, und für diese sind gelegentliche, verständig angelegte und besprochne Übungen vollständig ausreichend.

Wären die kriegsstarken Übungen wirklich so wichtig, wie der Verfasser meint, warum exerziert man denn nicht den ganzen Sommer kriegsstark? Möglich wäre das schon, man könnte ja die Offiziere abwechselnd führen lassen. Wenn das nicht geschieht, so hat es militärische Gründe, die allerdings für

einen, der außerhalb des militärischen Lebens steht, nicht ohne weiteres verständlich sind.

Schließlich noch eins. Die kriegsstarken Verbände hören im Kriege sehr bald auf. Es bedarf nicht einmal großer Schlachten dazu. Die Kranken allein lichten die Reihen rasch, und die Kriegsgeschichte — auch die von 1870 — lehrt, daß wenig Truppenteile auch nur mit annähernd vollen Kriegsetats an den Feind kommen.

Selbstverständlich wäre es wünschenswert, daß alle Regimenter drei Bataillone hätten; wahrscheinlich wird das auch allmählich erreicht werden, aber es ist durchaus unberechtigt, von unhaltbaren Zuständen und ähnlichem zu reden, weil wir jetzt noch nicht soweit sind, oder zu behaupten, die Mobilmachung dieser Regimenter sei gefährdet. Warum denn? Weil das dritte Bataillon aus Reservisten bestehn wird? Es stünde schlimm um unser Heer, wenn das eine Gefährdung der Mobilmachung zu bedeuten hätte.

Auch von der Organisation der Kavallerie ist das Buch der Ansicht, sie sei der kriegsmäßigen Ausbildung dieser Waffengattung hinderlich. Es ist unbestreitbar, daß die Kavallerie seit 1870 nicht in demselben Verhältnisse vermehrt worden ist wie die beiden andern Hauptwaffen. Es ist bei dieser Waffe besonders schwer, aus den Erfahrungen unsrer letzten Feldzüge auf ihre Tätigkeit in der Zukunft Schlüsse zu ziehn. Denn obgleich die Kavallerie äußerlich im wesentlichen unverändert geblieben ist — Pferd und Reiter, Säbel und Lanze haben keine Verbesserungen erlebt wie Gewehr und Geschütz —, so ist doch in der Verwendung der Waffe eine neue Auffassung immer mehr hervorgetreten. Friedrich der Große hat die Kavallerie zur Schlachtenwaffe gemacht. Sie griff in geschlossener Attacke den Feind an und hat in vielen Schlachten, zum Beispiel bei Hohenfriedberg und Roßbach, wesentlich zur Entscheidung mitgewirkt. So blieb es im großen und ganzen bis 1870. Die Kavallerie wurde zurückgehalten und aufgespart. Im Kriege von 1866 hatte sie wenig Gelegenheit zum Auftreten, sie war meist hinten. Nach der Schlacht bei Königgrätz sind die geschlagnen Österreicher überhaupt nicht verfolgt worden. 1870 war es zuerst auch nicht anders. In der Schlacht bei Wörth war die der dritten Armee zugeteilte vierte Kavalleriedivision hinter der Front und kam am Abend der Schlacht kaum über das Schlachtfeld hinaus vor.

Der Gedanke, die Kavallerie in Massen vor die Front der Armee zu senden und aufklären zu lassen, war durchaus neu. Es ist, als habe man sich gescheut, diese wertvolle Waffe aufs Spiel zu setzen. So bedurfte es mehrerer energischer Befehle Moltkes aus dem Großen Hauptquartier, bis die Kavallerie vorgeschickt wurde. Wer die Vorgeschichte der Schlachten bei Metz genau verfolgt, erkennt, daß die deutschen Heerführer, obgleich sich die Kavallerie allmählich nach vorn begab, doch recht sehr im Dunkeln tappten. Die Kavallerie hatte eben nicht aufklären gelernt, außerdem fehlte ihr eine Schußwaffe, sodaß sie sich jedem Franktireur gegenüber, der in einem mit Draht durchzognen Weinberg saß, wehrlos fühlte. Daß es ihr nicht an Kühnheit und Entschlossenheit fehlte, beweist ihr glänzendes Auftreten am 16. August bei Vionville. Man hat diesen Angriff oft den „Todesritt“ genannt. Seine Bedeutung soll nicht

verkleinert werden, aber die Kavallerie, die ihn geritten hat, hat weniger Verluste erlitten als die Infanterie des dritten Armeekorps, die bis zum Nachmittage in mörderischem ungleichem Feuerkampfe gegen die überlegne Armee Bazaines lag. Diese Bezeichnung „Todesritt" hat wesentlich zu der Legende beigetragen, die in unserm Buche übrigens auch bekämpft wird, daß seit der Einführung der Hinterlader die Kavallerie keine Schlachtenwaffe mehr sei! Daß dies ein Irrtum ist, ist schon oft nachgewiesen worden, für die Leser der Grenzboten zum Beispiel in dem Aufsatz über Manöver in Heft 37 des Jahrgangs 1905. Die Haupttätigkeit der Kavallerie liegt aber auf dem Gebiete der Aufklärung. Hier ist in der Ausbildung seit 1870 sehr viel geschehn. Die oft abfällig beurteilten Distanzritte haben uns Erfahrungen gebracht über das Trainieren von Mann und Pferd zu außerordentlich gesteigerten Leistungen, und die gründliche Einzelausbildung im Patrouillenreiten bei den höchsten Anforderungen hat uns eine recht tüchtige Kavallerie geschaffen. Es liegt gar kein Grund vor, an ihrer Kriegsbereitschaft zu zweifeln.

Der Verfasser des Buches „Sind wir kriegsbereit?" greift die Organisation unsrer Kavallerie besonders deshalb an, weil wir im Frieden keine ständig formierten Kavalleriedivisionen haben. Es wird uns ausgemalt, wie beim Beginn des nächsten Krieges die an der Grenze kriegsbereit stehenden französischen Kavalleriedivisionen unsre Grenzprovinzen „überfluten" und „den rechtzeitigen Heeresaufmarsch verlangsamen" werden. Es ist schon oft genug nachgewiesen worden, zum Beispiel in der Schrift „Unsre Kavallerie im nächsten Kriege," die der Verfasser unsers Buches selbst anführt, daß das Schreckbilder sind, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Man kann den Aufmarsch nur verlangsamen, wenn man die Eisenbahnen zerstört, und zwar so zerstört, daß sie auf Tage oder Wochen hinaus nicht mehr benutzbar sind. Das heißt durch Sprengen von Tunnels, Eisenbahnbrücken oder sonstigen Kunstbauten. Das kann aber eine vorstürmende Kavalleriedivision nicht, auch wenn es ihr gelingt, solche Objekte, die gut bewacht sind, in Besitz zu nehmen. Denn solche Zerstörungen fordern stundenlange Arbeit und ein technisches Material, das eine Kavalleriedivision und der ihr vielleicht mitgegebne Pioniertrupp gar nicht mitführen kann. Gelegentliche Schienensprengungen und Telegraphenzerstörungen, wie sie die Kavallerie ausführen kann, sind wie Wespenstiche: sie sind nicht angenehm, aber den Aufmarsch eines Heeres verzögern sie nicht.

Schließlich ist noch zu bedenken, daß unsre Eisenbahnen meist senkrecht auf die Grenze losführen. Die feindliche uns überflutende Kavallerie kann aber schließlich doch nur verhältnismäßig nahe an der Grenze ihr Unwesen treiben. Gelingt ihr nun wirklich dort irgendeine Zerstörung, so muß man eben auf dieser Bahnlinie ein paar Kilometer weiter rückwärts ausladen, bis der Schaden wiederhergestellt ist. Die Truppen legen dann die letzte Strecke zu Fuß zurück, und der Aufmarsch gelingt ebenso wie früher.

Über die Frage, ob es vorteilhaft sei, unsre Kavallerie schon im Frieden zu Divisionen zu formieren, ist schon viel geschrieben und geredet worden. Es würde unstreitig viele Vorteile haben, hat aber auch vieles gegen sich. Unsre Heeresleitung hat die Gründe, die dagegen sprechen, für schwerer angesehen und

keine Kavalleriedivisionen aufgestellt; unser Buch behauptet, daß damit unsre Feinde einen großen Vorsprung vor uns voraus hätten. Es geht ihm hier ähnlich wie bei der Beurteilung des kriegsstarken Exerzierens der Infanterie. Er überschätzt das Arbeiten in der Masse. Unsre jährlichen großen Kavallerie-übungen und die Kaisermanöver geben den Führern reichlich Gelegenheit, sich in der Führung von Kavalleriedivisionen zu üben und dort Erfahrungen zu sammeln. Mehr würde auch nicht herauskommen, wenn die Divisionsstäbe schon im Frieden fertig formiert wären. Der einzelne Mann lernt bei der Division nichts neues, genau wie es für den Musketier bei der Infanterie völlig gleichgiltig ist, ob seine Ausbildung in einem Kaisermanöver oder in einem gewöhnlichen Brigade- und Divisionsmanöver ihren Abschluß findet.

Alle Übungen in größern Verbänden werden mehr und mehr Übungen, in denen die Führer lernen sollen, fertig ausgebildete Truppen zu handhaben. Mit Recht verlegt man sie deshalb an das Ende des Übungsjahres, in eine Zeit, wo man ausgebildete Truppen hat, und wo die Ausbildungsarbeit nicht mehr gestört wird. Schließlich darf man nicht vergessen, daß die Führung von Kavalleriedivisionen nur im Armeeverbande wirklich lehrreich ist, d. h. im Frieden bei unsern Kaisermanövern. Es ist also wohl erklärlich, daß unsre Heeresleitung auf die dauernde Aufstellung von Kavalleriedivisionen, die, wie schon gesagt, doch noch manche andre Nachteile haben, verzichtet. Bei solchen Dingen ist vieles Sache der Ansicht. Hier steht die eines durch keine Erfahrung beeinflußten Schriftstellers der von erfahrnen Offizieren gegenüber. Wem traut man mehr zu?

Daß im übrigen eine Vermehrung unsrer Kavallerie eine wünschenswerte Sache wäre, ist sicherlich wahr, aber darum den Notschrei auszustoßen, es gehe so nicht weiter, das ist wieder eine der Übertreibungen, an denen das Buch reich ist. Das Buch ist ein typisches Beispiel für die Denkungsweise, die man treffend als la rage des nombres bezeichnet hat. Diese Anschauung führt manchmal zu eigentümlichen Denkfehlern. So heißt es zum Beispiel: „Wir wiesen darauf hin, daß die »Zahl« im Zukunftskriege von ausschlaggebender Bedeutung ist, weil gleich gute Führung und Ausbildung auf seiten des Gegners vorausgesetzt werden muß." Kann man etwas falscheres sagen? Wenn man im Frieden, auf dem Papier oder im Reichstage, einen Vergleich zwischen Heeren ziehn will, so hat man dazu als Maßstab nur die Zahl, denn man setzt bei dem Gegner gleichgute Ausbildung und Führung voraus, wie man sie selber hat. Es würde sehr leichtsinnig von einem Kriegsminister sein, wollte er sagen: Wir bilden unsre Soldaten besser aus als der Feind, folglich brauchen wir weniger. Aber es ist ein arger Fehlschluß, wenn man daraus folgert, daß in der Wirklichkeit des Krieges die Zahl ausschlaggebend sei. Zu einer so mechanischen Auffassung kann nur einer kommen, der sich nie als Soldat gefühlt hat und den Krieg als ein Rechenexempel ansieht. Wenn Friedrich der Große so gedacht hätte, was wäre dann aus Leuthen und Roßbach geworden? Hätte der General von Alvensleben jemals am 16. August 1870 mit seinem dritten Korps die ganze französische Armee angreifen dürfen?

Natürlich ist jede Verstärkung des Heeres wünschenswert und für den Krieg ein ganz unzweifelhafter Vorteil, und man kann deshalb manchem, was in dem

Buche verlangt wird, nur zustimmen; aber in den Fragen wie die der Organisation der Fußartillerie, der schweren Artillerie des Feldheeres und andern, die der Verfasser mit einer spielenden Leichtigkeit behandelt, zeigt er deutlich, daß ihm viele große Schwierigkeiten in allen diesen Gebieten, die schon ernstes Kopfzerbrechen verursacht haben, doch entgangen sind.

Unsre Heeresleitung hat auch technischen Neuerungen in allen Fällen die nötige Aufmerksamkeit zugewandt und hat es wirklich nicht nötig, sich hier drängen zu lassen. Alle neuen Erfindungen, die für die Armee von Bedeutung werden können, werden geprüft, und wenn sie sich bewähren, auch eingeführt. Man braucht nur an die Versuche mit Luftschiffahrt, drahtloser Telegraphie, Automobilfahrzeugen, Maschinengewehren, neuen Entfernungsmessern und mit vielen andern Dingen zu erinnern. Daß die Heeresleitung dabei mit einer gewissen Vorsicht zu Werke geht, sollte man ihr danken, anstatt sie dafür zu tadeln, wie es hier zum Beispiel bei der Besprechung der Maschinengewehrabteilungen geschieht. Diese Waffe hat sicher eine Zukunft, aber ob sie jetzt schon den Grad der Vollendung erreicht hat, daß man unverzüglich achtundzwanzig Maschinengewehrabteilungen — mit den vorhandnen — aufstellen müßte, das zu beurteilen überläßt man besser der Armee selbst. Wenn man die Gründe liest, die der Verfasser gerade für diese Forderung anführt, so wird man unwillkürlich an das erinnert, was vor sieben oder acht Jahren über Radfahrtruppen geschrieben worden ist. Trotz allem Drängen hat damals die Heeresleitung darauf verzichtet, ganze Kompagnien und Bataillone auf Räder zu setzen, und sie hat — wie heute die begeistertsten Radler von damals zugeben werden — gut daran getan. Und wenn heute die Franzosen noch Radfahrerkompagnien haben — ich weiß nicht, ob es der Fall ist —, sehr viel Schaden werden sie uns damit nicht zufügen. Technische Neuerungen müssen eben erst gründlich ausreifen und auf das strengste geprüft werden, ehe man ihnen das Prädikat „kriegsbrauchbar“ zuerkennen kann. Die Vorsicht, mit der bei uns an alle solche Dinge herangegangen wird, beweist eine gesunde Nervenruhe, die bei einer Heeresleitung eine besonders schätzbare Eigenschaft ist.

Die Mängel unsrer Heeresorganisation, die eine kriegsmäßige Ausbildung unmöglich machen sollen, sind also sehr gering. Man kann über das, was uns in diesem Teile des Buches offenbart wird, getrost zur Tagesordnung übergehn. Etwas neues sagt der Verfasser niemand, und wo man ihm zubilligen kann, daß unsre Organisation verbesserungsfähig wäre, zum Beispiel in der Frage der Bespannung der Feldartillerie und auch in andern Dingen, da sind es doch Fragen, die den Alarmruf: „Sind wir kriegsbereit?“ in keiner Weise rechtfertigen. Vollkommen ist nichts auf der Erde, auch unser Heer nicht, aber das Streben nach stetiger Verbesserung und das Verständnis für das, was dazu not tut, soll unserm Heere keiner abstreiten. Das tut der Verfasser aber ganz besonders in dem zweiten Teile seiner Arbeit, die überschrieben ist: „Notwendigkeit einer kriegsmäßigern Ausbildung.“ An der Spitze des ersten Teiles, der die Notwendigkeit einer Heeresverstärkung behandelt, steht der in diesem Aufsatze schon angeführte Satz, worin für unsre angeblich unkriegsmäßige Ausbildung ausdrücklich nicht der gute Wille der Führer, sondern allein unsre

mangelhafte Organisation verantwortlich gemacht wird. Der zweite Teil setzt sich mit dieser Ansicht in Widerspruch, oder ist es bloß Mangel an Verständnis für die Aufgaben des Krieges, der unsre „Führer" zu keiner kriegerischen Ausbildung des Heeres kommen läßt?

Der Verfasser des Buches hat, wie es scheint, in Metz gelebt und dort eine tiefe Bewunderung für den frühern kommandierenden General des sechzehnten Armeekorps, den Grafen Haeseler, gefaßt. Dessen Ausbildungsverfahren schwebt ihm offenbar vor, wenn er fordert, daß häufige Alarmierungen zur Tag- und zur Nachtzeit, Reisemärsche und Nachtübungen in größerm Maßstabe als seither vorgenommen werden, daß jede Woche einmal größere Garnisonübungen stattfinden sollen, die womöglich zwei bis drei Tage dauern sollen usw. Ein solcher Ausbildungsmodus ist, wenn auch nicht in so hohem Maße, während einer Reihe von Jahren unter dem Grafen Haeseler im sechzehnten Armeekorps durchgeführt worden. Dieser General ist ein bedeutender Mann, und an dem Tage, an dem ihn sein Alter nötigte, den Abschied zu erbitten und die Führung seines Korps abzugeben, herrschte nur eine Stimme des Bedauerns, die weit über die Armee hinausreichte, daß dieser hervorragende Offizier fortan aufhören sollte, an dem wichtigsten Posten des Heeres, in Metz, dem Reiche zu dienen. Der besondern Begabung dieses Offiziers ist es nun zu danken, wenn das Armeekorps eine solche jahrelange Anspannung aller Kräfte ertragen hat, ohne an seiner Kriegsbrauchbarkeit zu leiden. Nur ein General wie Graf Haeseler konnte diese Arbeit leisten, ein Mann von unermüdlicher körperlicher Rüstigkeit, der jahraus jahrein täglich viele Stunden lang zu Pferde saß und das Größte wie das Kleinste im militärischen Dienste mit derselben Sicherheit beherrschte, der nur eine Passion kannte: den militärischen Dienst, sich diesem aber mit solcher Leidenschaft hingab, daß er alles mit sich fortriß und von seinen Truppen Leistungen fordern konnte, die sonst nur der Krieg selbst mit seinen seelischen Erregungen zu erzeugen vermag. Es hat nicht an einsichtigen Männern gefehlt, die die Art der Ausbildung des sechzehnten Armeekorps für unzweckmäßig hielten und davor warnten. Graf Haeseler hat sich um keine Warner gekümmert, sondern ist seinen eignen Weg gegangen. Er hat ein Korps ausgebildet, das jeden Tag die Probe seiner vollständigen Kriegsbereitschaft ablegen konnte, und von dem sein Führer sie auch täglich gefordert hat.

Unser Buch verlangt nun, daß das, was hier ein außerordentlicher Mann mit Daransetzung seiner ganzen Persönlichkeit geleistet hat, für die ganze Armee zum Schema gemacht werde. Es ist doch recht zweifelhaft, ob sich das durchführen ließe. Der Verfasser verspricht sich von dieser Art der Ausbildung, namentlich von Nachtübungen und zwei- bis dreitägigen Garnisonübungen, daß „sie das Interesse und die Freudigkeit der Offiziere und Mannschaften für den Dienst heben und beleben." Er zeigt damit, daß er die menschliche Natur schlecht kennt. Es unterzieht sich kein Mensch gern lange und dauernd solchen Strapazen, und wenn beim sechzehnten Armeekorps Interesse und Freudigkeit wirklich in so hohem Maße herrschten, so ist das nicht eine Folge dieser Anstrengungen gewesen, sondern es ist eben ein Zeichen der besondern Persönlichkeit des kommandierenden Generals, daß er trotz den Anstrengungen, die er forderte, die Freudigkeit er-

halten konnte. Solche Naturen, die alles durch das Feuer ihrer eignen Tatkraft mitreißen, sind selten, es sind die, die es verstehn, durch den Zauber ihres Wesens zu jedem einzelnen Manne in ein persönliches Verhältnis zu kommen; Namen wie Vater Radetzky, Marschall Vorwärts sind mehr als gelegentliche Spitznamen, und Napoleon hat gewußt, warum er in seinen Schlachten der alten Garde persönlich sein En avant! zurief.

Wollte man also so etwas ganz allgemein fordern, so müßte man zunächst dafür sorgen, daß jeder kommandierende General ein solches Naturell habe. Ein solches ist aber von der Begabung als Truppenführer ganz unabhängig. Man weiß, daß gerade der Marschall Vorwärts, der Fürst Blücher, keineswegs ein besonders begabter Stratege war; er war ein Mann der Tat, mit einem äußerst scharfen und schnellen Blick für Menschen und Dinge begabt und der Fähigkeit, sich blitzschnell zu entschließen, und was er als zweckmäßig erkannt hatte, mit unbeugsamer Tatkraft durchzuführen, aber trotzdem hätte er Napoleon nicht geschlagen, wenn er nicht Gneisenau neben sich gehabt hätte. Ein Gegenstück zu ihm ist der bedeutendste Heerführer der neuesten Zeit, Graf Moltke, bei dem die soldatischen Züge zurücktreten hinter dem zurückhaltenden Wesen des Gelehrten. Heer- und Truppenführer können sehr verschieden aussehen. So verschieden, wie die Persönlichkeiten, sind auch die Mittel, die sie zur Heranbildung ihrer Truppen anwenden. Eines schickt sich eben auch hier nicht für alle.

Zu einem kriegsmäßig ausgebildeten Soldaten gehört offenbar dreierlei: 1. jeder Mann muß körperlich fähig sein, die Anstrengungen des Dienstes zu ertragen, d. h. er muß marschieren können; 2. er muß die Handhabung seiner Waffen gelernt haben, d. h. er muß — vom Infanteristen zu reden — schießen, Schützengräben anlegen können und befähigt sein, die dazu nötigen Formationen schnell einzunehmen, und zwar in jedem Gelände und bei Tag und bei Nacht, soweit es überhaupt möglich ist; 3. er muß diszipliniert sein, d. h. er muß so erzogen sein, daß er jeden Augenblick bereit ist, seine ganze Persönlichkeit ohne jede andre Rücksicht zur Ausführung der Befehle seiner Vorgesetzten einzusetzen. Dieses letzte ist offenbar das Schwerste und die Hauptsache, denn das erste und zweite läßt sich mit gesunden Männern bis zu einem gewissen Grade improvisieren, das dritte aber nicht. Über Punkt 1 können wir uns trotz der entgegengesetzten Meinung des Buches beruhigen. Einzelne Truppen haben 1870, ohne zu versagen, Märsche geleistet, die an die Grenze des überhaupt Menschenmöglichen gingen. Seitdem hat unsre Ausbildung im Frieden in diesem Punkte in ihren Anforderungen nicht nachgelassen, während die feldmarschmäßige Belastung des Mannes leichter geworden ist. Unsre Manöver, die ja in diesem Punkte kriegsmäßig sein können, liefern den erfreulichen Beweis, daß die Leistungen der Truppen nicht abgenommen haben. Wenn der Verfasser das Heil in dem Training zu Gewaltmärschen sieht, so vergißt er, daß im Kriege etwa die Hälfte aller Leute Reservisten sind, denen dieser Training fehlt, die also voraussichtlich liegen bleiben würden, solange ihnen der Krieg noch keine Übung gegeben hat. Dann würde also auch das ganze kriegsstarke Exerzieren unnütz sein. Es berechtigt uns gar nichts zu der Annahme, der das Buch huldigt, daß in einem Zukunftskriege die Marschleistungen größer sein werden als früher. Gewalt-

märsche kamen früher vor und werden in Zukunft auch vorkommen, und wenn sie eintreten, wird uns nichts davor schützen, daß die Kräfte einer Anzahl von Leuten versagen. Das ist schon im Manöver so. Im großen und ganzen ist eben die Marschleistung durch die physische Kraft des Menschen eingeschränkt, und die ist seit 1870 nicht gesteigert worden.

Nun wird weiter behauptet, auch die eigentliche technische Ausbildung des Soldaten (Punkt 2) entspreche nicht den Anforderungen des Krieges. Auch diese Klage ist nicht neu. Im Gegenteil, es ist schon oft fast mit denselben Worten gesagt worden, es werde in der Armee zu viel Parademarsch geübt. Nicht nur der Parademarsch selbst wird dabei gemeint, sondern überhaupt das straffe formale Exerzieren, das man auch mit dem Worte „Drill" bezeichnet. Es ist nun eine Tatsache, die gar nicht bestritten werden kann, daß der Umfang dieses formalen Exerzierens in den letzten Jahren bedeutend zugunsten der Ausbildung im Schützendienst und Schießen abgenommen hat. Bis zum Jahre 1888 galt noch dasselbe Exerzierreglement wie 1870. In dem Reglement von 1888 sind die Exerzierformen ganz bedeutend eingeschränkt worden. Die ganze schwierige Exerzierschule des Bataillons fiel bis auf einige ganz einfache Formen weg, und diese sind im vorigen Jahre noch einfacher geworden. Dafür wurde die gefechtsmäßige Ausbildung nach neuen Grundsätzen geregelt. Daß die Erfahrungen, die im Burenkriege gemacht worden sind, auch bei uns für die Ausbildung verwertet worden sind, ist ebenfalls jedem bekannt, der unsre Truppenübungen in den letzten Jahren verfolgt oder auch nur die Zeitungen mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Die Grundsätze, die wir in unsrer Gefechtsausbildung befolgen, sind richtig; das geht aus den Erfolgen der Japaner hervor. Denn diese haben selbst zugegeben, daß sie sich unsre Ausbildung angeeignet hätten, und haben mehreren hohen deutschen Offizieren ihren besondern Dank offiziell durch Ordensverleihungen abgestattet. Der Krieg in Ostasien hat trotzdem eine Menge von neuen Erfahrungen gebracht, und das ist natürlich und wird trotz der sorgfältigsten Friedensausbildung in jedem zukünftigen Kriege wieder geschehen. Die Wirklichkeit des Kampfes weicht eben von der noch so kriegsmäßig angelegten Übung so himmelweit ab, daß auch die beste Truppe im Anfang eines Krieges noch hinzulernt. Unsre Armee ist 1870 vorzüglich ausgebildet in den Krieg gegangen, trotzdem hat erst die Wirklichkeit gelehrt, daß Angriffe wie der der Garde auf St. Privat am 18. August anders ausgeführt werden müßten. Da die Armee gut ausgebildet war, ist es ihr ohne Schwierigkeit gelungen, sich in die Verhältnisse zu finden. Nicht anders ist es den Japanern gegangen, und nicht anders wird es uns gehn. Aber weil der ostasiatische Krieg mancherlei neues gezeigt hat, brauchen wir keineswegs zu befürchten, unser Heer sei nicht kriegsbereit. Daß diesem Neuen bei uns die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird, geht schon daraus hervor, daß gerade jetzt in Berlin eine Kommission bei der Arbeit ist, unser Exerzierreglement umzugestalten. Vielleicht werden hierbei die Anforderungen, die jetzt an das formale Exerzieren gestellt werden, noch etwas vermindert. Einzelnes könnte noch ganz gut wegfallen. Daß aber der Parademarsch und der „Drill" ganz wegfallen, ist ausgeschlossen und auch nicht im mindesten wünschenswert.

Das, was der Soldat in technischer Hinsicht zu lernen hat, ist im Grunde genommen sehr einfach und kann ihm in kurzer Zeit beigebracht werden. Wenn der Rekrut Ende Januar in die Kompagnie eingestellt wird, ist seine Einzelausbildung fertig, exerziert er dann einige Wochen in der Kompagnie, sodaß sich diese fest und sicher in der Hand ihres Führers bewegt, dann ist die Ausbildung des Mannes im großen und ganzen fertig, denn die Schießausbildung wird neben der Exerzierausbildung ununterbrochen fortgesetzt. Wird also zu dieser Zeit mobil gemacht, so kann ohne jedes Bedenken der Rekrut in der Kriegskompagnie verwandt werden. Die weitere Dienstperiode dient dazu, bei dem Manne das bisher Gelernte zu befestigen und zu erweitern, im übrigen aber bringen das Bataillonsexerzieren und die spätern Übungen in größern Verbänden dem Manne kaum etwas wirklich neues — ich spreche hier nur von rein technischen Dingen. Schon das Bataillonsexerzieren hat wesentlich den Zweck, das Einverständnis zwischen dem Bataillonskommandeur und seinen Kompagniechefs und auch den Zugführern zu üben. Für den Mann ist es ziemlich dasselbe, ob der Schützenzug, worin er steht, im Kompagnie- oder im Bataillonsverband übt. Nur die Ausbildung im Schießen verteilt sich auf das ganze Jahr, aber auch bei dieser lernt der einzelne Mann hauptsächlich bei der Einzelausbildung auf dem Schießstand und bei den vorbereitenden Übungen zum Gefechtsschießen. Die größern Gefechtsschießübungen sind gewiß auch für jeden einzelnen Mann lehrreich, ihre eigentliche Bedeutung liegt aber darin, daß sie den Führern Gelegenheit geben, sich in der Leitung des Abteilungsfeuers zu üben.

Wenn nun auch ein Rekrut nach vier- bis sechsmonatiger Dienstzeit technisch im allgemeinen fertig ausgebildet ist, so ist er doch noch weit davon entfernt, ein Soldat zu sein, er ist eben ein ausexerzierter Rekrut, der wohl ohne Bedenken ins Feld mitgenommen werden kann, weil er in den festen Rahmen einer Kompagnie von gut ausgebildeten Offizieren, Unteroffizieren und ältern gedienten Soldaten hineinkommt, der aber selbst noch einer sorgsamen Erziehung bedarf, wenn er sich als Soldat fühlen und die Fähigkeiten erwerben soll, die vorher in dem dritten Punkt zusammengefaßt worden sind. Dazu ist vor allem Zeit nötig und die sorgsame eingehende Einwirkung des Offiziers auf den Mann, die in der preußischen Armee seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht immer ganz besonders gepflegt worden ist. Als Erziehungsmittel hat sich dabei der preußische Drill, d. h. das Fordern äußerster körperlicher Straffheit und eines maschinenmäßigen Gehorsams vorzüglich bewährt. Beim Exerzieren der geschlossenen Kompagnie kommt die Befehlsgewalt des Vorgesetzten zum unmittelbarsten Ausdruck, der für die Erziehung so nötige Zwang, alle Kräfte willenlos herzugeben, wird hier am sichersten ausgeübt, weil sich ihm niemand entziehn kann, ohne sofort bemerkt und zur Verantwortung gezogen zu werden. Mit Recht schließt man aus der Straffheit der äußern Exerzierdisziplin wesentlich auf die Disziplin eines Truppenteils überhaupt. Solange es kein besseres Mittel gibt, Soldaten zu erziehn, so lange wird die deutsche Armee mit allem Rechte an der bewährten Strammheit festhalten, um so mehr als die Dienstzeit von zwei Jahren an sich schon nicht

mehr eine so intensive Einwirkung des Erziehers auf den Mann erlaubt als früher die dreijährige Dienstzeit. Der Einwand, man marschiere nicht mehr in geschlossenen Bataillonen auf den Feind los, darum solle man Parademarsch und alles, was dazu gehört, doch lieber unterlassen, zeugt von derselben Logik, die sagt, unsre Söhne brauchen nicht mehr Lateinisch und Griechisch zu lernen, weil von den Völkern, mit denen wir Handelsgeschäfte machen, keins diese Sprachen spricht.

Nun sagt unser Buch nur, es werde bei uns „zuviel“ Parademarsch geübt. Was heißt denn „zuviel“? Das ist doch eine kühne Behauptung von einem Manne, der keine eigne Sachkenntnis hat.

Felddienst und Gefechtsübungen werden bei uns in allen Jahreszeiten so reichlich vorgenommen, daß der Mann während seiner ganzen Dienstzeit in ununterbrochner Übung dessen bleibt, was er für den Krieg braucht. Sollten die Erfahrungen des japanischen Krieges zeigen, daß die Nacht und der Spaten eine größere Bedeutung haben, als wir seither glaubten, so wird der Verfasser zu seiner Freude sehen, daß sich in kurzer Zeit unsre Armee diese Erfahrungen zunutze machen wird, aber mit Ruhe und Sachlichkeit, ebenso wie Maschinengewehre und Radfahrer. Wollte man sich aber mit dem furor, den der Verfasser vorschlägt, auf Nachtmärsche und alles mögliche andre stürzen, um die Armee „fortwährend in kriegerischem Atem“ zu erhalten, so würde die Folge bald Atemlosigkeit sein, Stumpfheit und Nervosität statt der gehofften Frische und Dienstfreudigkeit. Lange anstrengende Märsche, namentlich Nachts, und große Übungen haben für den Mann in der Truppe leicht etwas abstumpfendes. Je größer die Verbände sind, um so leichter treten diese Wirkungen ein. Was bringt eine solche Übung dem Manne: er marschiert stundenlang auf der Landstraße dahin, um vielleicht einmal in einer Schützenlinie ein paar Sprünge zu machen und seine zehn Platzpatronen zu verschießen. Dann marschiert er zur Garnison zurück. Der Zusammenhang der Übung wird ihm schwerlich klar — auch wenn er darüber belehrt wird —, er wird es in größern Verbänden kaum seinen Offizieren. Im Manöver sorgt der Quartierwechsel, das Biwakleben und die relative Freiheit für Abwechslung und Interesse. Darum wird das Manöver überall mit Freuden begrüßt, große Garnisonübungen aber sind keineswegs so beliebt, wie der Verfasser meint. Natürlich sind sie nötig, aber es liegt keine Veranlassung vor, sie zu übertreiben. Das Interesse für den Dienst wird durch Abwechslung wach gehalten. Das Exerzieren und der Parademarsch haben nicht im mindesten etwas abstumpfendes, wenn sie frisch und energisch betrieben werden und den Mann zu angespannter Aufmerksamkeit nötigen und — selbstverständlich nicht übertrieben werden! Wo hier die Grenze liegt, das läßt sich aber durch kein Schema feststellen. Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, alle Vorschläge und Erörterungen des Buches einzeln zu beurteilen. Es mag Regimenter geben, in denen das Parademäßige zu sehr betont wird, sicher gibt es auch bei uns Übelstände, die zu beseitigen wären, aber alles in allem genommen: unser Heer ist trotzdem kriegsbereit!

Es wird viel gesprochen von der zunehmenden Nervosität im Heere. Es ist sicher, daß der Offizier und der Unteroffizier kaum zur Ruhe kommen. Die

Anforderungen des Dienstes nehmen ihre ganze Zeit in Anspruch, und zwar sind das Schlimmste die Kleinigkeiten und die Nebendinge, die neben dem eigentlichen Dienste hergehn, die Bekleidungswirtschaft, alle die kleinen Nebendienstzweige, wie Ausbildung von Radfahrern, Entfernungsmessern und Signalmannschaften, theoretischer Unterricht an Einjährigfreiwillige und Unteroffiziere und tausenderlei andre Dinge. Alles das läßt sich aber leisten, und es wird auch geleistet. Das Gefährlichste aber ist, daß sich eine öffentliche Meinung und öffentliche Kritik breit macht, die dem Offizier die Lösung seiner Arbeit ungemein erschwert. Unser Buch ist keineswegs einer von den vielen niedrigen und gemeinen Angriffen, die leider im deutschen Volke immer gläubige Hörer finden, es ist im Gegenteil mit einem anerkennenswerten Streben nach sachlicher Ruhe geschrieben, und trotzdem schleudert es den schwersten Vorwurf gegen das Heer, der überhaupt denkbar ist, indem es behauptet, das Heer sei nicht kriegsbereit, erfülle also die Aufgabe nicht, derentwegen das Heer einzig und allein gehalten wird.

Diese höchste und letzte Aufgabe kann das Heer nur dann lösen, wenn es von dem Vertrauen des ganzen Volkes getragen wird. Im Kriege entscheiden nicht nur Gewehr- und Geschützkonstruktionen und auch nicht die Zahl, sondern hauptsächlich sittliche Kräfte, der Glaube an die gute eigne Sache, der Wille zu siegen und das feste unerschütterliche Vertrauen des Soldaten, d. h. bei dem Volk in Waffen jedes deutschen Mannes, zu seinen Führern.

Leider sind bei uns sehr viele Kräfte an der Arbeit, die dem deutschen Volke dieses Vertrauen nehmen, und die Heer und Volk, zwei Begriffe, die bei uns identisch sein sollten, voneinander trennen wollen. So ist das Heer, d. h. seine Vertreter in Friedenszeiten, der Offizier- und der Unteroffizierstand, das Ziel aller möglichen Angriffe und Verdächtigungen. Der Deutsche ist nun einmal so angelegt, daß sich bei ihm jeder Ärger sogleich in der intensivsten Form äußert. Wer sich einmal über seinen Hauptmann geärgert hat, fühlt den Posa in seiner Brust und schreibt Zeitungsartikel und Bücher, wenn er nicht gar bei der Dreimillionenpartei einen Stimmzettel abgibt. Die fortwährende Hetzarbeit erzeugt eine wenig frohe Stimmung im Offizierkorps; sie kann schließlich auch im Volke nicht ohne Wirkung bleiben.



Zwei neue Romane



Zwei neue Romane haben auf meinem Weihnachtstisch gelegen, und ich möchte sie nun gern weiter empfehlen. Der eine ist das Werk eines jungen, sich kräftig entfaltenden Talents, das andre Buch hat ein alter Freund geschrieben, den ich seit meiner Jugend verehre und liebe, Paul Heyse. Seine Romane sind mir zuletzt bekannt geworden, an den Novellen erfreue ich mich seit vielen Jahren, und wenn ich diese wundervollen, feingegliederten und in die edelste Form ge-

gossenen Gebilde vor mir sehe, dann zieht durch meine Phantasie manches Erinnerungsbild, stille Sommernachmittage, heimliche Abendstunden, in denen ich diesen Geschichten einstmals zuerst begegnet bin. Ich kenne kaum einen höhern Genuß, als nach des Tages Müh und Unruh eine Heysische Novelle in die Hand zu nehmen und darin zu lesen. Ein leises, fernes Rauschen klingt dabei in meinem Ohr, und die süße Gewalt dieser herrlichen Poesie nimmt mich gefangen. Zuweilen denke und fühle ich anders, als es der Dichter will, und rücke von dem alten Freunde weg, aber bald hat er mich wieder mit seiner Zauberkunst gefunden, und ich betrachte mit Bewunderung den Reichtum an Gedanken und Stimmungen, der aus diesem reichen Dichterherzen gehoben worden ist. Und das Herz ist noch immer reich zum Geben und stark zum Bilden, reich und stark wie je. Das beweist der neue Roman: Krone Stäudlin, den er uns im vorigen Jahre geschenkt hat.

Der Roman führt uns in das mitteldeutsche Bergland, nicht zu Alpenhöhen hinauf, von denen der Blick in die Unendlichkeit zu schweifen meint, aber doch auf eine Hochebne, von der das Auge Ferne und Weite gewinnen kann, und dem ruhigen, maßvollen Landschaftsbilde entspricht denn auch der Charakter des Romans. Wohl steigt und fällt das Leben der Personen, die wir kennen lernen, aber der Dichter führt uns in ihr Leben erst in dem Augenblick ein, wo es mildere und ruhigere Formen anzunehmen beginnt. Es hat in dem Leben des Doktors Helmbrecht eine Zeit gegeben, wo er in der Gewalt einer starken Leidenschaft war. Er war der Arzt eines siechen Mannes und gewann dessen Gattin, und dieses Verhältnis, dem ein Kind entsprossen war, hielt auch nach dem Tode des Ehegatten an. Eben im Anfange des Romans sehen wir Helmbrecht in die Sommerfrische eilen, um einige Wochen in dem Hause und an der Seite der Geliebten zuzubringen.

Aber es ist inzwischen Herbst in der Liebe geworden, und die Blätter fallen. Maria Hollander hat es erlebt, daß ihr Verhältnis zu dem Arzte bekannt geworden ist, und mit dem Lichte, das in das Dunkel ihres Geheimnisses gefallen ist, wird es auch klar in ihr selber. Religiöse Mahnungen mischen sich mit rein menschlichen Stimmen und treiben sie an, als ersten Wiedersehensgruß das Trennungswort auszusprechen: Es darf nicht mehr sein, wie es gewesen ist, wir müssen voneinander lassen.

So ruhig und gehalten sie sich gibt, sie kann es doch nicht gänzlich verbergen, daß ihr Herz noch immer in der alten heißen Liebe brennt, in der sie einst das große Glück ihres Lebens gesehen hat, das sie auch jetzt nicht hingeben möchte, ob sie es schon vor sich selbst verbergen muß. Durch die feste Zucht, in die sie ihr Herz nimmt, hat diese Frauengestalt etwas ungemein rührendes, und sie wächst mit dem Fortschreiten der Begebenheiten immer mehr empor. In ihrer Vergangenheit hat sie gefehlt, aber gefehlt in der Liebe, die auch das starke Herz erschüttern kann; nun sucht sie ihre Gegenwart so zu halten, daß sie vor sich selbst zu bestehn vermag, und daß auch ihren Kindern der Schmerz erspart bleibt, auf dem Bilde der Mutter einen Flecken zu sehen.

Leichter, wenn er sich auch anfangs anders gibt, findet sich der Mann in den Bruch der alten Beziehungen. Es dauert nur wenig Stunden, da sieht

er schon mit dem klaren Blick, mit dem er die Zustände andrer zu beobachten gewohnt ist, auch in den Zustand des eignen Herzens hinein: der Verzicht hat ihm keine unheilbare Wunde geschlagen, schon längst, ohne es zu wissen, hat er sich von der Jugendgeliebten entfernt, und es wird jetzt nur äußerlich getrennt, was innerlich schon lange auseinander gegangen ist. Die Frau ist in ihren schweren Herzenskämpfen gereift, und sie reift der Läuterung immer mehr entgegen, je länger sie ihr Leiden still im Herzen verwindet. Der Mann hat dagegen bisher keinen Kummer gefühlt, auch die Trennung fügt ihm keinen tiefern Schmerz zu, er bleibt deshalb ohne das Schuldgefühl, mit dem sich die Geliebte quält. Und dennoch, da er nun frei geworden ist, sieht auch er sich auf einen neuen Weg gestellt, der ihm mit jedem Schritt einen neuen Ausblick auf das Vergangne eröffnet und ihn auch zu neuen Einblicken in sein inneres Wesen drängt.

Als eine zweite Macht, die an ihm bildet, wirkt eine neue Liebe auf sein Leben. Krone Ständlin hat er einst als krankes Kind behandelt, und er sieht sie jetzt voll aufgeblüht wieder vor sich. Krone ist eine wundersam zarte und keusche Gestalt, mit der ganzen großen Kunst Heyses gemalt, in jedem Zug ihrer Natur sympathisch und lieblich. Sie hat Helmbrecht schon lange geliebt, und sie verehrt in ihm alles Große und Edle. Wie sie jetzt ihre Liebe offenbart und Helmbrecht in ihr Herz schauen läßt, das ist ganz herrlich geschildert, und ebenfalls, wie in ihrer reinen Nähe sein Blick lauter wird, und es ihm zum Bewußtsein kommt, daß hier für ihn das rechte Lebensglück zu finden gewesen wäre, daß er es nun aber nicht frei und fröhlich ergreifen dürfe, weil er der nicht ist, den das unschuldige Herz zu lieben glaubt. Derselbe Mann, der jahrelang in einem unlautern Verhältnis ausgeharrt hat, ohne sich im Gewissen beschwert zu fühlen, steht nun in heftigem Kampf gegen sich selber, sucht sich zu bezwingen und zurückzuhalten, und als es dennoch zu einer Aussprache gekommen ist, nimmt er sein Glück nicht hin, sondern hält es für nötig, Krone über sich aufzuklären und von ihr die Entscheidung zu erwarten. Noch immer sucht er sich zu rechtfertigen vor andern, Krone gegenüber fühlt er nur sein Unrecht und die Pflicht der Wahrheit. So teuer ihm die Geliebte ist, das Gelübde ihrer Liebe will er nicht erschleichen.

Es kommt nicht zu dem Bekenntnis, da Krones eigner Vater es in der Sorge um sein schwächliches Kind verhindert. So muß fremde Bosheit die Enthüllung herbeiführen. Die Figur der intriganten Frau, die der Dichter mit der Aufgabe belastet, das arglose Herz auf den Tod zu verwunden, ist prachtvoll gebildet und zuletzt so milde abgetönt, daß man auch für sie noch Teilnahme empfindet; dennoch vermochte alle Kunst der Darstellung wenigstens in mir nicht den Wunsch zum Schweigen zu bringen, daß der Dichter einen andern Weg gewählt hätte, Krone vor die Wahrheit zu stellen. In der erschütterten Seele des Mädchens brechen nach den grausamen Worten, die das Bild des Geliebten für immer entstellen, vernarbte Wunden wieder auf, sie gerät in einen irren und wirren Geisteszustand, in dem sie sich in die Fluten des Sees stürzt und zwar selber gerettet wird, aber dem Sohne ihres Geliebten den Tod bringt. Es ist nun bedeutsam, daß sie bei ihrem ersten Zusammensein

mit dem geliebten Manne, von dem sie sich nun lossagt, bemüht ist, ihn über die Motive und den Zusammenhang ihrer Verzweiflungstat aufzuklären: Höre, mein Freund, noch eins mußt du wissen. Du darfst nicht glauben, daß ich selbst den Tod gesucht hätte, um dir zu entfliehn, den ich nicht halten und nicht lassen konnte. Ich wurde wie von einem Dämon umgetrieben, ganz willenlos, auf den See hinaus, vor dem ich immer ein Grauen hatte, dann in die Tiefe, wo ich meine Mutter zu sehen glaubte. Wäre ich bei Sinnen gewesen, gewiß, ich hätte an den Ätti gedacht, dem das Herz in Stücke gegangen wäre, und an dich, obwohl wir getrennt waren. Aber ich mußte hinunter, ich mußte. Und ich bin nun schuld an dem allergrößten Unglück, das ich lebenslang auf dem Gewissen haben werde.

Der letzte Teil des Romans behandelt das Wiederfinden der Getrennten. Krones Herz findet Genesung in aufreibender ernster Arbeit, und mit dem allmählich gesundeten Auge sieht sie nun auch, daß der Geliebte schon lange nicht mehr der ist, von dem sie sich einst trennen zu müssen glaubte, daß er gereift und geläutert ist, und daß sie in ihm nichts fremdes mehr mitzutragen hat. Auch reden ihr zu allem Überfluß Menschen zu, denen sie vertraut, doch entscheidet bei ihr nicht der fremde Zuspruch, der ihr vielmehr nur das letzte Zögern überwinden hilft, sondern ihr eignes Herz findet das lösende Wort. Überall, wo ein Wiederfinden getrennter Seelen dichterisch geschildert wird, haben wir den Wunsch, noch mehr zu sehen und zu hören, als wir zu sehen bekommen. Wir möchten die innere Wandlung lückenlos miterleben, aber immer merken wir, daß wir uns hier begnügen müssen, und daß es unsre Aufgabe bleibt, aus einzelnen Strichen uns selbst ein Bild zu schaffen. Es ist eben eher möglich, die Ursachen und Zustände des Auseinandergehns Punkt für Punkt deutlich zu machen, als vollständig zu schildern, wie die getrennten Herzen wieder auf denselben Ton gestimmt werden.

Der Roman hat vollen ethischen Klang, wir fühlen uns immer von einer sichern Hand geleitet, und es wird uns nicht die sanfte Weisheit verkündigt, daß die rechte Liebe alles verzeihe, sondern indem diese beiden Menschen sich trennen müssen, so lange ihr Wesen voreinander unklar ist und sich erst wiederhaben dürfen, wenn die letzte Wolke gehoben ist, wird das schöne Vorrecht der Liebe, zu vergeben, ethisch bestimmt und begrenzt. Vergeben hat Krone schon längst und von Anfang an, ihr Herz weiß nichts von Bitterkeit und Zürnen, sie liebt, wie sie immer geliebt hat. Aber angehören kann sie dem Geliebten erst dann, als er wieder ihre Achtung gewonnen hat. Der Standpunkt des Romans wird außerdem in zarter und feiner Art durch ein Spiegelbild gekennzeichnet, das Helmbrecht entgegengehalten wird. Es lebt in seiner Nähe ein andres Paar, das sich einst auch leidenschaftlich gesucht hatte, aber durch ein unglückliches Eheband voneinander ferngehalten worden ist. Nun wohnen sie im Frieden des Alters ruhig und freundlich zusammen: Wir waren todunglücklich, einander nicht besitzen zu sollen, sagt der alte Professor zu Helmbrecht, aber glauben Sie, daß wir jetzt in unsern alten Tagen so heiter und freudig nebeneinander hinleben könnten, wenn wir den Makel auf unser Gewissen geladen hätten, den arglosen Mann betrogen zu haben, der freilich ein schnöder

Geselle und hin und wieder eine Bestie war, damit uns aber keinen Freibrief gab, uns jenseits von Gut und Böse zu dünken? Nein, Trautester, um diesen Preis hätten wir das kurze Sinnenglück zu teuer bezahlt und genießen nun unsern Abendfrieden in einer gegenseitigen heitern Liebe und Treue, die so beseligend ist wie kein Taumel zügelloser Leidenschaft.

Es ist ein ernstes Buch, das uns Heyse geschenkt hat, reich an Personen und Naturschilderung, und die Sprache, wie es sich bei ihm von selbst versteht, von vollkommner Schönheit, abgeklärt und doch voll herzlicher Wärme und voll des kräftigsten Lebens. Zu mancher glühenden Rose reicht er uns eine weiße Lilie, die doch nicht farblos ist, sondern in demselben Feuer glüht, worin die Rosen geblüht haben.

Und nun der andre Roman: Die Wiskottens von Rudolf Herzog. Was mich schon an Herzogs vorigem Roman, dem Lebenslied, anzog, das finde ich auch in den Wiskottens wieder, kraftvolles fröhliches Leben, das wie ein voller Frühling durch alle Zweige des Buchs strömt, und eine hochaufstrebende dichterische Persönlichkeit, die hinter dem Buche steht und weiter hinaufzieht, als die Personen des Romans kommen können. Den Wiskottens ist von der Kritik, soweit ich sehe, ein rühmlicher Empfang bereitet worden, und der Roman hat es auch in der Zeit der Frenssenschen Maßstäbe in wenig Wochen zu einem bedeutenden Erfolg gebracht. Mit seltsamen Empfindungen müssen Leute wie Heyse und Raabe, und wenn sie noch unter uns lebten, müßten die Storm, Keller und Stifter in das Büchertreiben unsrer Zeit schauen und sich in Verwunderung über die Aufnahmefähigkeit des Lesepublikums die alten Augen reiben. Es sind aber unter den vielen angeblichen Meisterwerken auch merkwürdig viele wirklich gute Romane, Dichterbücher, die man lieben darf, aus denen uns ein frischer Hauch entgegenweht. Und reine Luft und herzliches Lachen tun dem Menschen gut, sagt der Krauskopf, der „auch einer" ist. Die Wiskottens gehören zu diesen guten, gesunden Büchern, deren heller Klang beim Lesen zu uns hinüber tönt, und deren Lebenswärme sich uns mitteilt, sodaß wir uns, wenn wir das Buch aus der Hand legen, bereichert und zum eignen Lebenskampf gestärkt fühlen.

Die Wiskottens sind ein Färbergeschlecht, eine vielköpfige Familie, die Eltern und sechs Jungen, von denen sich die Mehrzahl allerdings bescheiden im Hintergrunde zu halten und gewissermaßen den Chorus für den Helden der Geschichte, ihren Bruder Gustav, abzugeben hat. Ich kenne den Wuppertaler Menschenschlag nicht und kann also nicht sagen, ob Land und Leute getreu geschildert worden sind, aber man versichert es mir, und ich glaube es. Jedenfalls, was mir wichtiger erscheint, ist das Bild lebenswahr, jede Gestalt hat ihr besondres und trägt doch zugleich den Familiencharakter. Es bereitet großes Vergnügen, den Ähnlichkeiten dieser großen Jungen nachzugehn und neben ihr Bild das stillere Bild ihrer Eltern zu halten und weiter zu vergleichen. Der Vater ist ein schlichter Mann, freundlichen Sinnes wie sein Werkmeister, der prächtige Kölsch, herzlich und natürlich. Vermutlich ist er in seiner Jugend ein nicht weniger lebenslustiger Mensch gewesen, als es jetzt seine Söhne sind, aber ihm war es beschieden, die Frau zu finden, die alles in ihm bändigte, und es spricht für die Stärke seiner lebensfrohen Triebe, daß sie sich auch in einem

langen Eheleben mit der anders gearteten Frau soweit erhalten haben und so friedlich haben abklären können. Die Mutter Wiskotten, eine vorzüglich geschilderte Gestalt, ist eine starre harte Natur, fromm, aber nicht religiös und im Grunde ganz materiell gerichtet. Ihr Sinnen und Denken konzentriert sich auf die Fabrik, auf Arbeiten, Verdienen und Vorwärtskommen, ihre religiösen Bestrebungen sind diesem großen Zweck ihres Lebens untergeordnet, und auch der liebe Gott muß sich in ihre enge Anschauung einzwängen lassen, er hat den Wiskottens zu helfen, daß ihre Angelegenheiten gefördert werden, und er muß ihnen die Konkurrenten in die Hand liefern. Was über Erwerben und Verdienen hinausgeht, achtet sie wenig, Kunst und Wissenschaften stehn ihr nicht hoch im Werte, auch tiefere Gefühle kennt sie nicht, und man hat zuweilen den Eindruck, als hätte sie nicht ihre sechs Jungen, sondern eine Fabrik zur Welt gebracht. Auch zu der Zeit, wo sich in ihr das Mutterherz unbedingt hätte regen müssen, da wo einer ihrer Söhne, der liebenswürdigste, wenn auch nicht der tatkräftigste unter ihnen, in Gefahr steht, leiblich und seelisch zu verkommen, auch da bleibt sie gleichgiltig und tatenlos, während die Fabrik sicherlich nicht eine Minute auf sie hätte zu warten brauchen. Unter solchem Einfluß konnten sich auch die Söhne nicht anders entwickeln, als wie es der Roman schildert. Die Wiskottens sind auf ihre Art tüchtige Menschen, mit denen man sich gern beschäftigt, so lange sie uns der Dichter im Bilde zeigt, denen man sich aber wohl im wirklichen Leben mit einiger Vorsicht nahen würde. Es sind Kraftmenschen, Vollblutnaturen, Draufgänger, sehr brauchbar für ihre Zwecke, da sie einen starken Willen und einen engen Horizont haben. Das Glück der Wiskottens, der Ruhm der Wiskottens, das Wohlbehagen der Wiskottens, damit ist ihr Interessenkreis so ziemlich umschrieben. Der Dichter schildert uns mit großem Humor ihr lautes Wesen, ihr lärmendes Auftreten, ihren naiven Egoismus, und wie sie gegeneinanderfahren wie eine Koppel Hunde, aber sogleich einig sind, wo es gegen andre und für das Geschäft geht. Der Persönlichkeit der Wiskottens entsprechend ist auch das Ziel der Erzählung gesteckt. Das Leitmotiv lautet nicht: hinauf, sondern es lautet: durch.

Der Roman zeigt zwei Zweige der Handlung, von denen jeder die Frucht hervorbringt, die daraus erwachsen kann. Zunächst führen die Wiskottens den Kampf für das Gedeihen des Geschäfts, und hier sind sie in ihrem Elemente. Ihr Ringen um den Bestand und die Fortentwicklung der Fabrik ist meisterlich, mit erstaunlicher Sachkenntnis und mit hinreißendem Temperament geschildert. Der ganze erste Teil, der diesen Kämpfen hauptsächlich gilt, ist voll dramatischer Spannung, und so feurig, dabei aber doch künstlerisch gezügelt eilt die Erzählung dahin, daß man sich willig mit fortreißen läßt.

Der andre Zweig der Handlung, der zugleich die Lösung des Buches bringt, schildert uns den Kampf der Wiskottens gegen die bösen Familiengeister und führt auch zu einem Frieden, wie ihn Gustav Wiskotten begehrt. Auch in diesem Roman haben wir also ein Wiederfinden: Gustav Wiskotten verliert seine zänkische Frau und findet sie endlich wieder als die freundliche, gefällige, weitherzige Gattin, wie sie schon immer durch seine Glücksträume gewandelt ist. Auch für diese Wiedervereinigung weiß uns der Dichter auf das wärmste zu interessieren, wir schauen teilnehmend in die Erschütterung der Herzen

und freuen uns, daß es Gustav Wiskotten auch in dieser Unternehmung glückt, daß er seinen Willen durchzusetzen versteht und alles, was er wünscht, erreicht, fast ohne sich darum von seinem Platze zu bewegen. Dennoch wird nicht jeder seine Meinung teilen, daß auf die Weise, wie er und die Leute um ihn es wollen, die Gewähr für ein dauerndes Glück gegeben sei. Während man Krone Stäudlin mit dem ruhigen Bewußtsein verläßt, daß sie mit ihrem Geliebten das rechte Lebensglück gefunden habe, und daß beide es für immer festhalten werden, bleibt den Wiskottens gegenüber, die sich ohne eine tiefere sittliche Wandlung wiedergefunden haben, noch immer das Gefühl, sie werden noch manches an Seelenleid und äußerm Kampf durchzumachen haben, ehe sie wirklich zu vollen Menschen heranreifen, und es muß noch manches in ihnen niedergerissen werden, damit sich das Leben, das nach außen hin fröhlich und stark dahinströmt, nun auch in ihr innerstes Wesen ergießen könne und es fruchtbar mache.

An den Grenzen des Familienbildes finden wir zwei Gestalten, die eine neue Zukunft der Wiskottens anzeigen. Ewald, der Künstler unter seinen Brüdern, hat mit der künstlerischen Begabung auch ein weicheres und reicheres Gefühl und eine höher hinaufstrebende Seele empfangen. Er verleugnet die Familienart durchaus nicht, er ist ein eben solcher Draufgänger und Starrkopf wie sein Bruder Gustav, und doch lebt zugleich etwas neues in ihm. Wir finden ihn am Schlusse der Erzählung im Frieden mit seiner Familie, die er mit einigen weggeworfnen Blättern seiner Kunst reich gemacht hat. Aber auf die Dauer wird er sich schwerlich in das Familienjoch einspannen lassen, sondern es wird ihn hinausdrängen, und in einer andern Umgebung wird er ein neues Geschlecht der Wiskottens hervorbringen. Er ist es denn auch, der eine seelenvolle Frau findet. Das Bild dieses Bruders und besonders das Bild des Mädchens, das an ihm ihr Leben lang treu, zärtlich und mit selbstloser Liebe gehangen hat, ist von dem Dichter sehr schön und in reichster Ausführung geschaffen worden. So weitet sich hier über den Wiskottens der Horizont, und aus der Welt der bloßen Arbeit und der irdischen Interessen steigt in ahnungsvollem Glanze eine neue Welt auf. An diesem Mädchen finden wir denn auch, was den andern Wiskottensfrauen fehlt, das Große, Schöne und Tiefe des echten Frauenherzens.

Auch der Roman: Die Wiskottens ist schön geschrieben, voll poetischer Stimmung, voll liebenswürdiger Laune, reich an prächtigen Einzelheiten, und die ganze Erzählung ist folgerichtig und mit beständiger Steigerung der Eindrücke aufgebaut.

Wir haben Krone Stäudlin und die Wiskottens nebeneinander besprochen, weil sie nicht nur aus demselben Verlage, sondern auch aus derselben Heimat stammen, aus dem Vaterlande der echten Kunst, das von heißem Lebensdrang erfüllte Werk des aufstrebenden Dichters und das feine, abgeklärte und uns doch so tief bewegende Werk des großen Meisters.





Aus Polens letzten Tagen

Erinnerungen eines deutschen Dichters von Georg Peiser

(Fortsetzung)



Seume hat im Jahre 1796 über die Katastrophe und seine eignen Erlebnisse in der kritischen Zeit eine Relation veröffentlicht, die er „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794“ betitelt hat. Auf den ersten Blick zeigt sie die Tendenz, den Charakter Igelströms und sein Verfahren vor und während der Revolution in Warschau so viel wie möglich zu rechtfertigen. Wer in der Lage wäre, mit der Relation Seumes die der Kaiserin überreichte Verteidigungsschrift Igelströms, an der unser Dichter, wie wir später sehen werden, wesentlichen Anteil hat, zu vergleichen, würde ohne Zweifel an manchen Stellen eine große Übereinstimmung finden. Sicherlich sind wenig Offiziere in der Umgebung Igelströms diesem so nahe getreten wie Seume; aber das Verhältnis zwischen dem Chef und dem Philosophen, wie Igelström seinen fleißigen und uneigennützigen Sekretär zuweilen im Scherze nannte, war doch so eigentümlich, daß es Seume den Blick für die Erfassung der ganzen Persönlichkeit Igelströms getrübt hat. Das Bild des eigenwilligen, im Glücke zügellosen, im Unglück unentschlossenen Mannes tritt bei ihm nicht mit der Schärfe hervor wie sonst bei den Zeitgenossen. Auch über Igelströms Verhältnis zu der Gattin des Grafen Zakuski, das in der chronique scandaleuse jener Tage eine große Rolle spielt, urteilt er nachsichtig: die Auszeichnungen, die er einer gewissen Person erwiesen habe, seien an einem Orte wie Warschau durchaus nichts ungewöhnliches und hätten nur in solcher Lage den Pasquillanten Stoff geben können. Zu richtiger Beurteilung der ganzen Sachlage erhebt sich Seume jedoch in der treffenden Bemerkung: „Die Lage selbst und die politischen Verhältnisse machten seinen Posten verhaßt und gefährlich, und ich glaube behaupten zu können, wenn in dieser Verbindung Konfucius Minister und Skanderbeg General gewesen wäre, so wäre die Sache zum Ausbruch gekommen.“

Ein günstiger Zufall hat es gefügt, daß noch ein andrer deutscher Offizier aus der nächsten Umgebung Igelströms, der Generalquartiermeister Pistor, einen Bericht über die Warschauer Vorgänge aufgezeichnet hat, der auf uns gekommen ist (Mémoires sur la révolution de la Pologne trouvés à Berlin. Paris, 1806). Der Standpunkt seines Memoires, das er der Kaiserin auf ihren Wunsch im Januar 1796 überreichte, ist dem Seumes gerade entgegengesetzt. Igelström wird nicht direkt angegriffen, aber die Tatsachen, die Pistor sprechen läßt, enthalten eine vernichtende Kritik aller Maßnahmen, die Igelström zur Niederwerfung des Warschauer Aufstandes getroffen hat. An der Hand seiner mili=

tärisch präzisen Darstellung sind wir imstande, die Seumische Relation im einzelnen sorgfältig nachzuprüfen.

Die Ursache der polnischen Revolution freilich wird von Seume unbefangner und vorurteilsloser gewürdigt als in dem für die Kaiserin bestimmten Memoire des Generalquartiermeisters. Während Pistor den Geist des Jakobinismus, der von Frankreich ausgehend die Gemüter der Polen ergriffen habe, für die Erhebung verantwortlich macht, sieht Seume in ihr ein ganz natürliches, sich mit innerer Notwendigkeit aus dem Vorangegangnen erklärendes Ereignis. Keinem braven Polen sei es zu verdenken gewesen, daß er seine Nachbarn leidenschaftlich haßte, und immer verdiene der mehr Hochachtung, der an der Spitze seiner Mitbürger auf den Ruinen seines Erbgutes fechte, als der Mietling, der sich in den fremden Antichambres herumtreibe und in Untertänigkeit um ein Gnadengehalt bettle. Auch die äußere Veranlassung zu der Insurrektion tritt bei Seume schärfer hervor als bei Pistor. Ganz mit Recht weist Seume auf die Erbitterung hin, die die Unterdrückung des für den Feldzug von 1792 gestifteten Ordens Virtuti militari in der polnischen Armee hervorrufen mußte. Der Generalrat der Targowicer Konföderation hatte das Tragen der Dekoration verboten. Der Reichstag von Grodno hatte es wieder erlaubt; eben weil er diesen Beschluß zugelassen hatte, war Siewers abberufen worden. Auf Befehl der Kaiserin zwang Igelström den Conseil permanent, das Verbot zu erneuern und den dekorierten Offizieren die Auszeichnung abzufordern. Pistor erwähnt davon nichts, und auch über den unmittelbaren Anlaß zur Erhebung: die strenge und rasche Durchführung der auf russisches Betreiben vom Grodnoer Reichstag beschlossenen Reduktion der polnischen Armee, gleitet er mit wenig Worten hinweg. Wie hätte er auch in seinem Berichte an die Kaiserin die Unklugheit dieser Maßregel, für die vor allem das Petersburger Kabinett verantwortlich war, betonen sollen.

Ganz anders Seume, der auf die Gefahren hinweist, die aus der plötzlichen Verabschiedung so vieler Offiziere entstehn mußten. Der größte Teil dieser Offiziere, bemerkt er zutreffend, gehörte dem kleinen Adel an und war arm; andre hatten ihre Stellen ehemals gekauft und ihr Vermögen an ihre Korps gewandt, sodaß fast allen die Armee als letzte Zuflucht erschien. Er gibt offenbar die Ansicht seines Chefs wieder, wenn er hinzufügt, die allgemeine politische Lage hätte ein langsameres Verfahren erlaubt. Nicht Igelström also, der es an Vorstellungen nicht fehlen ließ, sondern das Petersburger Kabinett, das auf der sofortigen Reduktion bestand, trägt nach Seumes Überzeugung die Schuld, daß sich die allgemeine Erregung gewaltsam entlud.

Die Erhebung des Madalinskischen Korps in Ostrolenka am 12. März 1794, sein glücklicher Marsch nach Krakau und seine Vereinigung mit Koscinszko, der inzwischen von Deutschland herbeigeeilt war, werden von Seume nicht anders als von Pistor dargestellt. Beide stimmen auch darin überein, daß es damals noch möglich gewesen wäre, die Bewegung rasch zu unterdrücken, wenn man in Petersburg den dringenden Bitten Igelströms um Verstärkungen Gehör gegeben hätte.

Die eigentümliche Gestalt des Mannes, der nun von dem Vertrauen der polnischen Nation getragen und mit unumschränkten Vollmachten ausgestattet

an die Spitze der Bewegung trat, fesselte, wie man sich denken kann, Seumes Interesse aufs höchste; er erlag ganz ihrem faszinierenden Zauber. Kosciuszko werde, sagt er, von den Einen als Held und Heiliger erhoben, von den Andern als Bösewicht verdammt. Er selbst stellt sich auf die Seite der ersten und preist ihn als „des Vaterlandes letzten Sohn," als einen ehrlichen, rechtschaffnen und braven Mann, der sich nur von heißem Patriotismus habe leiten lassen. In der Weise der Zeit sucht er für ihn eine Parallelfigur in der alten Geschichte, und es ist kein übler Vergleich, wenn er ihn mit Phocion zusammenstellt, der, da die Freiheit Athens zugrunde ging, noch das Beispiel einer edeln, reinen und uneigennützigen, wenn auch am Glücke des Vaterlandes verzweifelnden Persönlichkeit gab. Seume erwähnt, daß er auch im Gespräch mit seinen Kameraden aus seinen Sympathien für den feindlichen Führer kein Hehl gemacht habe. Als ihn einmal russische Offiziere für einen Meuterer und Bösewicht erklärten, habe er lebhaft widersprochen, trotz der Gegenwart Igelströms, der nur eben kopfschüttelnd erwidert habe: „Mon cher, Sie sind ein sonderbarer Mensch." Seume ist des Lobes voll über Kosciuszkos heldenhaften Widerstand bei Dubienka, und auch seine ersten militärischen Operationen im Jahre 1794, die zu dem Siege von Raclawice führten, finden seinen Beifall.

Der Verlauf dieses Gefechts, worin der russische General Tormassow am 4. April völlig geschlagen wurde und zwölf Kanonen verlor, wird von unsern beiden Landsleuten im wesentlichen übereinstimmend erzählt. Seume hat den Privatbrief gelesen, worin Tormassow dem General en chef von seiner Niederlage berichtet. Wenn man von andrer Seite hört, daß sich die Bauern Kosciuszkos auf die russischen Geschütze warfen und die Kanoniere auf den Stücken niederstachen, so begreift man, daß Tormassow schreiben konnte: Les paysans armés de piques s'avancèrent avec une contenance tout à fait incroyable et nos grénadiers jetèrent les armes et commencèrent à fuire comme des misérables. In dem Streit darüber, wen die Hauptschuld an der Niederlage treffe, ob Tormassow selbst oder den General Denissow, unter den er gestellt war, nehmen unsre beiden Gewährsmänner gegen den letzten Partei. Er habe sein Korps unnötigerweise in drei Teile geteilt, anstatt es zusammen zu halten, und Tormassow den Kampf mit dem überlegnen Gegner, der die Straße nach Warschau eingeschlagen hatte, allein ausfechten lassen. Auch gegen die Preußen, die trotz ihren wiederholten Versprechungen nicht zur Offensive gegen Kosciuszko zu bewegen waren, zeigen beide Relationen eine gewisse Animosität. Es spiegelt sich darin, wie in der abfälligen Kritik überhaupt, die besonders Seume an der preußischen Kriegführung im Jahre 1794 übt, die Ansicht Igelströms wider, der sich in Berichten an seine Vorgesetzten über die Preußen als Militärs sehr geringschätzig aussprach.

Das Gefecht bei Raclawice, das unter andern Umständen nur von geringer Wichtigkeit gewesen wäre, gewann, wie man weiß, eine eminente Bedeutung durch die Rückwirkung, die es auf die Stimmung der Warschauer Bevölkerung ausübte. Das Feuer nationaler Begeisterung, bisher gewaltsam unterdrückt, loderte jetzt auch hier zu heller Flamme auf. Pistor erwähnt nur kurz den Eindruck, den aufreizende Maueranschläge und Theatervorstellungen hervorgerufen

hätten. Seume aber gibt ein lebhaftes Bild der gewaltigen Erregung, die sich der Hauptstadt bemächtigte. Er hat der Aufführung der Boguslawskischen Oper „Die Krakauer," die die Gemüter leidenschaftlich erhitzte, selbst beigewohnt. Das Stück war an und für sich harmlos, aber Boguslawski, der selbst mitwirkte, und andre Schauspieler sangen zu den Arien Varianten, die auf das große Ereignis des Tages, den Sieg Kosciuszkos, anspielten und mit Jubel aufgenommen wurden. Was half es, daß Igelström nunmehr weitere Aufführungen verbot? Das Stück hatte seine Wirkung getan. Ein dumpfes Murren lief durch die Hauptstadt, „die Pasquille wurden häufiger und kecker, und bald fing man an laut zu drohen." Niemand konnte zweifeln, daß die Lage der Russen in Warschau höchst kritisch geworden war.

Die Dispositionen, die Igelström nun traf, um die Hauptstadt im Falle einer Insurrektion zu behaupten, werden von Seume nach dem Standpunkte, den er überhaupt einnimmt, viel wohlwollender beurteilt als von Pistor. Der Generalquartiermeister selbst hat auf Anordnung seines Chefs den Plan zur Verteidigung der Stadt entworfen. Aber gerade in den beiden wichtigsten Punkten stieß er bei Igelström auf einen Widerstand, den er nicht überwinden konnte. Er wies darauf hin, daß die Lage des Igelströmschen Palais an der Methstraße, inmitten der Stadt und in der Nachbarschaft zahlreicher andrer Paläste, für eine Verteidigung sehr ungeeignet sei. Die beiden Straßen, in die die Methstraße mündet, waren ziemlich eng, sodaß man in ihnen keine große Truppenmacht entfalten konnte. Überdies hatte man auf der einen Seite das reich gefüllte Arsenal, das sich noch in den Händen der Polen befand, auf der andern das Schloß und die Altstadt. Das Igelströmsche Quartier lag gleichsam in der Verbindungslinie dieser Punkte, die, wie Pistor fürchtete, im Falle einer Insurrektion die Zentren der Erhebung sein würden. Er schlug seinem Chef deshalb vor, sein Quartier in dem Stadtviertel zu nehmen, wo der Hauptteil der russischen Garnison stand. Er sei hier vor unmittelbaren Angriffen der Insurgenten geschützt und imstande, die Bewegungen der Truppenkörper persönlich zu leiten. Der General wollte jedoch sein Haus nicht verlassen. Es ist offenbar die Meinung seines Chefs, die Seume wiedergibt, wenn er gerade die Möglichkeit, von dem Palais aus sowohl das Schloß wie das Arsenal schnell zu erreichen, für einen Vorteil erklärt. Noch verhängnisvoller war, daß Igelström auch den zweiten Vorschlag Pistors, das Arsenal zu besetzen und die polnische Garnison zu entwaffnen, rundweg verwarf. Er entgegnete, daß eine solche Maßregel dem Allianzvertrage zwischen Rußland und der polnischen Republik widerstreite, und daß es nicht angehe, Truppen anzugreifen, die sich ruhig hielten. Der eigentliche Grund jedoch war unzweifelhaft — sowohl Pistor wie Seume haben diesen Eindruck in wiederholten Gesprächen mit Igelström gehabt —, daß er durchaus nicht den Gedanken fassen konnte, die Polen in Warschau würden eine Erhebung wagen. Er traute den Versicherungen der polnischen Truppenführer, die mit ihren Köpfen für die Treue der Garnison bürgen zu können erklärten. So hielt er sich denn strikt an seine Instruktion, die, wie Seume bestimmt versichert, dahin ging, das Arsenal nicht zu besetzen, und glaubte nicht einmal einen Posten mit Kanonen in dessen Nähe aufstellen

zu dürfen. Im übrigen genehmigte er den von Pistor zur Verteidigung der Stadt entworfnen Plan und ließ es auch sonst an Vorsichtsmaßregeln nicht fehlen. Die Bataillone kamen nicht aus dem Leder, die Adjutanten, darunter auch Seume, mußten im Vorzimmer Igelströms schlafen, damit sie jeden Augenblick eines Befehls gewärtig sein konnten.

Indessen setzte Kosciuszko seinen Marsch auf Warschau fort, und Igelström berief einen Kriegsrat, an dem auch Pistor teilnahm, um ihm die Frage vorzulegen, ob es geratner sei, Kosciuszko sofort mit allen Truppen entgegenzuziehn oder die Hauptstadt zu halten, ihn noch näher herankommen zu lassen und dann vor den Toren der Stadt die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Der Kriegsrat entschied sich für die zweite Alternative. Doch wurde die Bagage mit der Feldapotheke vorausgeschickt, damit die Truppen bei ihrem spätern Ausmarsch nur mitzunehmen brauchten, was zum Schlagen nötig sei. Drei Meilen von Warschau wurde an der Weichsel bei Karczew aus den großen Fuhrwerken eine Wagenburg errichtet. Ein Korps wurde an die Piliza detachiert, das alle Übergänge von ihrer Mündung bis zu der südpreußischen Grenze, wo es mit dem preußischen Truppenkordon Fühlung hatte, besetzen sollte. Igelström selbst wollte, sobald Kosciuszko auf eine gewisse Entfernung herangekommen war, mit den übrigen Truppen folgen, sich mit dem detachierten Korps und den Preußen vereinigen und dem Feinde die Spitze bieten. „Ich habe selbst, schreibt Seume, mehrere Tage vor den blutigen Tagen in Warschau mit dem General Pistor bis nach Mitternacht gearbeitet, indem der General Igelström die preußischen Generale so schnell als möglich in Verbindung zu einem Zwecke mit den Russen zu setzen suchte und ihnen die Absichten und Vereinigungspläne mitteilte, die er damals für notwendig und ausführbar hielt."

Inzwischen bereitete sich jedoch in der Stille die Erhebung vor, die den 17. April 1794 zu einem der Schreckenstage der Weltgeschichte gemacht hat. Die wildesten Gerüchte liefen in der Stadt umher. Die einen glaubten, daß die Russen am Karfreitage vor den Kirchtüren Kanonen auffahren lassen und das Volk zusammenschießen wollten. Andre — was an und für sich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hatte —, daß sie sich vor ihrem Ausmarsch der großen Vorräte des Arsenals zu bemächtigen beabsichtigten. So meinten denn die geheimen Führer der Bewegung, nicht länger zögern zu dürfen, und beschlossen am Gründonnerstag loszuschlagen.

Am Vorabend dieses Tages arbeiteten Pistor und Seume wie gewöhnlich zusammen in ihrem Arbeitszimmer im Ministerhotel. Um elf Uhr entfernte sich Pistor, um noch den preußischen Gesandten Buchholz aufzusuchen. Seume blieb bei seinen Papieren zurück. Um Mitternacht brachten die Kosaken Rapport von verdächtigen Bewegungen in der Stadt. Ungefähr um vier Uhr Morgens — nach drei Uhr, sagt Pistor — geschah der erste Angriff auf die Russen. Polnische Kavallerie überfiel einen Posten am Eisernen Tor, hinter dem sächsischen Palast, hieb den größten Teil der Leute nieder und vernagelte die Kanonen. „Die Russen, fährt Seume fort, waren sogleich auf ihren Posten, aber alles war noch wie in einer fremden Welt und wußte so wenig von der Ab-

sicht der andern bei dem Lärm, daß russisches und polnisches Militär noch mit Honneurs voreinander vorüberzogen."

Das Ereignis, über das Seume hier mit wenig Worten hinweggeht, ist mit den Folgen, die es nach sich zog, für den Ausgang der Kämpfe in der Stadt überhaupt entscheidend gewesen. Um fünf Uhr brach das polnische Regiment Dzialynski aus seiner außerhalb Warschaus liegenden Kaserne auf und rückte nach der Stadt. Das russische Jägerbataillon, auf das es zuerst stieß, hatte die Weisung, sich dem Einmarsch des Regiments zu widersetzen. Aber da die polnischen Truppenführer erklärten, keinerlei feindliche Absichten zu haben, sondern nur einer Order des Königs zu folgen, durch die sie nach dem Schlosse berufen würden, ließen die Russen das Regiment passieren. Auch ein zweiter russischer Posten, an dem die Polen vorbeizogen, hielt sie nicht auf. Erst in der Krakauer Vorstadt, die zum Schlosse führt,*) trafen sie auf Widerstand. General Milasiewicz und Oberst Fürst Gagarin, die die drei Kompagnien, die hier postiert waren, befehligten, erklärten das polnische Regiment nicht passieren lassen zu können, ehe sie nochmals im Hauptquartier angefragt hätten. Sie erhielten die Order, sich dem Weitermarsch des Regiments mit allen Kräften zu widersetzen. Während der Verhandlungen, die drei Stunden dauerten, sandte Milasiewicz Offiziere an die nächsten russischen Posten, um Verstärkungen heranzuziehn. Aber die Kuriere wurden unterwegs gefangen oder getötet. So mußten denn die drei Kompagnien ihre Verteidigung allein führen, in der Front gegen das polnische Regiment, das sich zum Teil in die benachbarten Häuser warf und von dort aus ein mörderisches Feuer auf die Russen eröffnete, im Rücken gegen eine Volksmenge, die vom Schlosse herkam. Gegen drei Stunden währte der ungleiche Kampf. Der größte Teil der Russen wurde niedergehauen, General Milasiewicz wurde gefangen, Fürst Gagarin von dem Volkshaufen erschlagen. Das polnische Regiment konnte ungehindert seinen Weg fortsetzen.

Das Schicksal dieser kleinen Schar war auf den Fortgang der Insurrektion von dem größten Einfluß. Die Bevölkerung hatte sich bis gegen zehn Uhr im allgemeinen noch furchtsam zurückgehalten. Durch die Vorteile aber, die die polnischen Truppen bis dahin erlangt hatten, wurde sie ermutigt, offen Partei zu ergreifen. Alles strömte nach dem Arsenal, wo Waffen und Munition an jedermann verteilt wurden.

Schon in den Morgenstunden hatte eine Volksmenge einen Angriff auf das Igelströmsche Palais gemacht. Der General formierte die kleine Abteilung, die er zur Verfügung hatte, und die er durch Heranziehung eines benachbarten Postens verstärkte, zu anderthalb Bataillonen und stellte sie in der Methstraße auf. Es gelang, den Volkshaufen auseinanderzutreiben. Auch zwei weitere Angriffe der Insurgenten wurden zurückgeschlagen. Wiederholt gingen im Laufe des Vormittags Botschaften zwischen dem König und Igelström hin und her. Der König, der nunmehr in den Händen des Dzialynskischen Regiments war,

*) Irrig sagt Sybel (Geschichte der Revolutionszeit. Ausgabe 1898, Bd. IV, S. 229), das Regiment sei in der Krakauer Vorstadt selbst kaserniert gewesen. Seine Wiedergabe des Pistorschen Berichts enthält überhaupt einige kleine Ungenauigkeiten.

ließ Igelström sagen, die Polen wollten die Feindseligkeiten einstellen, wenn die Russen die Stadt verließen. Wohl um hierüber eine Verständigung zu erreichen, schickte Igelström seinen Neffen nach dem Schloß. Aber er kam nicht ans Ziel. Ein wütender Volkshaufe riß ihn unterwegs vom Pferde und erschlug ihn. Sein zerfetzter Leichnam blieb vor dem Krakauer Tore liegen. In der poetischen Klage, die Seume später um seinen jungen Freund anstimmte, heißt es:

Schon kochte Volkswut schwarze Galle,
Schon horchten an dem Klosterturm
Des Aufstands Rädler auf den Glockensturm
Und riefen Tod bei jedem Halle.

Schon tat mit gräßlichem Ergötzen
Der Stücke tiefer Feuerschlund
Das Trauerspiel dem roten Morgen kund
Und griff die Bürger mit Entsetzen.

Da gabst, als wir dich treulich faßten,
Du brüderlich mir noch die Hand
Und flogst wie Blitz, wohin man dich gesandt,
Hin zum unglücklichen Piasten.

Und vor dem alten Königsschlosse
Schlug tausendarmig dich der Grimm,
Der Namenlose unter Ungestüm
Herab vom schaumbedeckten Rosse.

Noch hobst du gegen hundert Hebel
Empor den mächt'gen Sehnenarm
Tiefringend gegen einen blinden Schwarm
Und sankst, gelehnt auf deinen Säbel.

Die Lage Igelströms war, darin stimmen Pistor und Seume überein, schwierig geworden, aber noch nicht verzweifelt. Am Vormittag wäre es ihm noch möglich gewesen, mit seinem Bataillon das Hauptquartier zu verlassen und sich mit den übrigen Truppen, die in den entferntern Stadtteilen standen, zu vereinigen. Aber er wollte das Archiv der Gesandtschaft und die geheimen Papiere nicht in die Hände der Polen fallen lassen. Er hielt es für zweckmäßiger, die übrigen Truppen zum Schutze des Palais heranzuziehn. Nun aber zeigte sich vollends, wie berechtigt Pistors Warnungen gewesen waren. General van Suchtelen, der im Fall einer Insurrektion den Oberbefehl über die im südlichen Stadtteil postierte Hauptstreitmacht übernehmen sollte, war gleich am Morgen, als er seine im Hause des Generals en chef liegende Wohnung verließ, von den Insurgenten gefangen genommen worden. Die Brigade war ohne Kommandanten, bis General Nowitzki den Oberbefehl übernahm. Diesem überbrachte ein Chirurg, der nicht ohne Lebensgefahr zu ihm gelangte, die Weisung Igelströms, mit allen Truppen, die sich zusammenziehn ließen, nach dem Hauptquartier zu marschieren. Nowitzki aber hatte soeben Kunde von dem Schicksal der drei Kompagnien in der Krakauer Vorstadt erhalten. Auf das äußerste bestürzt weigerte er sich, ohne eine schriftliche Order dem Rufe des Generals Folge zu leisten. Der Chirurg war bereit, auch eine solche zu bringen. Als

er nicht wiederkam — er hatte auf dem Rückwege vom Palais nicht durch die Volksmenge gelangen können —, faßte Nowitzki den verhängnisvollen Entschluß, mit den vier Bataillonen und vier Schwadronen, die er um sich hatte vereinigen können, die Stadt zu verlassen. „Unstreitig etwas zu früh," urteilt Seume milde. Weit schärfer kritisiert Pistor Nowitzkis Verhalten. Er weist nach, daß dieser wohl imstande gewesen wäre, seine Stellung zu behaupten. Wenigstens aber hätte er, als er die Stadt räumte, sich mit den Preußen — ein Korps von etwa tausend Mann war gerade in den letzten Tagen nach der Umgegend von Warschau detachiert worden und hatte in dem nordwestlich von der Stadt liegenden Dorfe Powonki Quartier genommen — zu vereinigen und zusammen mit diesen in die Stadt zurückkehren müssen. Anstatt dessen marschierte er nach Karczew zu jener Wagenburg, die an der Weichsel errichtet worden war. Der Ausmarsch Nowitzkis gab den Aufständischen das Übergewicht der Zahl, das sie bisher nicht gehabt hatten, und machte Igelströms Stellung völlig unhaltbar.

Die Angaben Seumes und Pistors über die Zahl der Insurgenten gehn sehr weit auseinander. Die polnische Garnison war etwa viertausend Mann stark; die Russen hatten vor dem Abmarsch Nowitzkis, der die Hälfte aller Truppen aus der Stadt herausführte, die doppelte Streitmacht zur Verfügung, die aber auf einen sehr großen Raum verteilt war. Die Menge der Bevölkerung, die am 17. April die polnischen Truppen unterstützte, wird von Seume und Pistor — je nach der Tendenz, die sie verfolgen — sehr verschieden geschätzt, von Seume, offenbar weit übertrieben, auf „über zwanzigtausend Bewaffnete jeder Art," von Pistor, wohl zu niedrig, auf tausend. Seume will eben die Erhebung als so elementar und überwältigend darstellen, daß die Russen unterliegen mußten, während Pistor die Hauptschuld den fehlerhaften Dispositionen des Generals en chef beimißt.

Nachmittags um zwei Uhr erneuerten sich die Angriffe der Insurgenten auf das Hauptquartier, und zwar weit stärker als am Vormittag. „Die Schüsse flogen, wie Seume erzählt, von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; überall war Tod und Verderben. Eine offne Feldschlacht ist nach dem Zeugnis aller alten Offiziere ein Spielwerk gegen eine solche Mönchsklepperei." Diesesmal versuchte ein Trupp der Insurgenten in die Hintergebäude des Palais, die an eine enge Gasse stießen, einzudringen. Sie zerschossen mit ihren Kugelbüchsen die Hofzimmer, unter denen auch die Gesandtschaftskanzlei war, und wurden erst nach heißem Kampfe zurückgetrieben. Der hintere Torweg wurde nun fest verrammelt und mit toten Pferden gefüllt. Der General zeigte bei allen diesen Attacken, wie Seume hervorhebt, bewundernswerten Mut. Er war immer an den gefährlichsten Stellen, ohne auf die Warnungen seiner Offiziere zu achten; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, sein Rock von Kugeln durchlöchert, sein Stock zerschlagen. Auch Seume schwebte wiederholt in der höchsten Lebensgefahr. Einmal riß ihn ein russischer Grenadier gerade in dem Augenblick zur Seite, als eine feindliche Kugel seinen Kopf treffen mußte. Das hielt ihn jedoch nicht ab, sich in einer Gefechtspause zum größten Erstaunen seiner Umgebung in eine Nische zu drücken und sich in einen griechischen Klassiker, den er aus der Tasche

hervorholte, zu vertiefen. Mitten im Gefecht wandte sich einmal Igelström an Seume mit der Frage: Mon cher, que deviendrons nous? Seume antwortete: Votre Excellence, nous serons tués ou pris. — Mon cher, vous radotez, erwiderte der General unmutig und ritt weiter. Wohl wußte auch er schon, daß Nowitzki die Stadt geräumt hatte. Aber er war überzeugt, daß er dies nur getan habe, um sich durch Vereinigung mit dem preußischen Detachement zu verstärken; er zweifelte nicht daran, daß er unter dem Schutze der Nacht wieder zurückkehren werde. So antwortete er Pistor, als dieser ihm vorschlug, am Abend um zehn Uhr aus seinem Quartier auszubrechen und aus der Stadt zu ziehn. Er wollte um so weniger von einem solchen Wagestück wissen, als die ermüdeten und hungrigen Soldaten schon einen bedenklichen Mangel an Subordination zeigten. Nicht wenige zerstreuten sich in die benachbarten Häuser, um dort zu plündern und sich zu betrinken. Seume selbst war Zeuge davon, wie sich ein Trupp Soldaten im Hofe des Kommissionshauses, das an der Ecke der Methstraße lag, um ein Faß Branntwein lagerte, das sie erbeutet hatten, und sich betrank, ohne sich um die Befehle der Offiziere oder die feindlichen Kugeln zu kümmern, die ihnen um die Köpfe flogen. „Was wollen Sie mit solchen Leuten unternehmen?" sagte der General einmal zu Pistor. Nur das eine erlangte dieser, daß Igelström, als es dunkel wurde, eine halbe Eskadron an den Generalleutnant Wolki, der das preußische Detachement befehligte, schickte mit dem Ersuchen, nach dem westlich von Warschau liegenden Wola, wohin, wie man meinte, Nowitzki sich gewandt hätte, zu rücken und gemeinschaftlich mit diesem nach der Stadt zu marschieren.

(Fortsetzung folgt)



Siebeneichen und Scharfenberg,

die Burgen der deutschen Romantik

Von Otto Eduard Schmidt



Von den frühern Richtungen des deutschen Geisteslebens und der deutschen Literatur ist gegenwärtig keine so beliebt und beinahe wieder so modern geworden wie die Romantik, die eigentümliche, aus den verschiedensten Wurzeln hervorsprießende Denkweise, die im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts eine, wenngleich nicht völlig durchgreifende, so doch sehr bemerkenswerte und folgenreiche Revolution gegen den herrschenden Geschmack, namentlich auf dem Gebiete der Philosophie, der Kunst und der Religion unternommen hat. Die Anfänge der romantischen Bewegung, die sich gegen die rein verstandesmäßige Differenzierung der Wissenschaften und der Künste, gegen den übertriebnen Klassizismus und Nationalismus wandte, gingen zwar zunächst mit viel unklarer Schwärmerei und Verworrenheit, mit viel Weichlichkeit und Lüsternheit, mit viel großen Worten bei mangelndem Inhalt oder dürftiger Gestaltungskraft einher. Diese Bewegung gewinnt aber in ihrem Fortgange an innerer Kraft und Reinheit, sie befreit das deutsche Volk aus den Fesseln eines abgeschmackten Kosmopolitismus und eines verblaßten Klassizismus

und weckt es zu einem neuen deutschen Dasein, und schließlich verhilft sie den edelsten, anfangs nur geahnten künstlerischen Absichten zu einer schönen Erfüllung. So ist nicht nur die Befreiung des deutschen Volkes von der französischen Fremdherrschaft durch die Romantik gefördert worden, sondern auch die neuere deutsche Geschichtschreibung, die wissenschaftliche Sammlung des deutschen Sprachguts und des Volksliedes, die Pflege des deutschen Märchens, die Poesie des Waldes, die Kunst eines Moritz von Schwind und eines Ludwig Richter, die deutsche Oper, die Bewegung für deutsches Recht, für Volkskunde, Volks- und Heimatkunst: alles dies ist auf dem von der Romantik bearbeiteten Boden erwachsen. Sie muß somit zu den wichtigen Strömungen gezählt werden, die bei der Schaffung und dem Ausbau des deutschen Nationalstaats tätig gewesen sind. Eine so weittragende Bewegung verdient es wohl, bis in den Kern ihres Wesens und sozusagen bis in ihre Heimat verfolgt zu werden. Und da ergibt sich denn mehr und mehr, daß die Romantik zunächst eine spezifisch mitteldeutsche Bewegung ist, anhebend in einem zufälligen Verein gärender Geister in Jena, die sich dann aus dem Saaltal in das sächsische Elbtal verpflanzt und hier besonders feste Wurzeln schlägt. Die klassische Stadt der Romantik wird Dresden. Dort fand im Sommer 1798 eine Art Heerschau über die Männer statt, die sich der neuen Bewegung angeschlossen hatten. Friedrich und August Wilhelm Schlegel und der zu ihnen gehörende Frauenkreis hatten in der Gemäldegalerie ihr Hauptquartier aufgeschlagen und weihten hier Fichte und Schelling in ihre künstlerischen Ideen ein, Novalis aber wurde als „Symprophet“ öfter aus Freiberg herüberzitiert. Auch eine zweite und eine dritte Generation von Romantikern hat später Dresden aufgesucht, besonders seit Tieck (1819) das schöne Elbflorenz zum dauernden Wohnsitz erkoren hatte. Das ist kein Zufall. Die Romantik suchte die innige Verschmelzung von Natur und Kunst, und diese bot Dresden in jenen Jahren wie keine andre deutsche Stadt. Wer damals die aus Canalettos Bildern genugsam bekannten traulichen Straßenzüge der Stadt mit den fein zueinander gestimmten Bürgerhäusern und Adelspalästen, den Rokokoschlössern und -Kirchen durchwanderte, wer die steinernen Wunder der Zwingerarchitektur mit den phantastischen Figuren des Zeitalters der beiden Auguste belebte, in den zahlreichen Sammlungen das Schönste der Kunst aller Perioden beieinander fand und dann wieder zum Brühlschen Garten emporsteigend den entzückenden Kranz waldiger oder rebentragender Berge und Höhenzüge erschaute, von dem dieses liebliche und majestätische Stadtbild umrahmt war, und den silbernen Spiegel des gondelbelebten Stromes, der konnte in der Tat mit einem Schwärmer des achtzehnten Jahrhunderts ausrufen: „Hier ist ein bezaubertes Land, das sogar die Träume der alten Poeten übertrifft.“ Hier sprach in der Tat „die Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur“ (Karl Joel, Nietzsche und die Romantik, Leipzig 1905, S. 358). Friedrich Schlegel sagt von sich: „In dem schönen Dresden erwachte zuerst mein jugendliches Gefühl, da sah ich die ersten Kunstwerke,“ und Novalis schreibt an ihn, er möchte ihn gern sehen, wie er dort den Eingebungen der Natur lausche und dem Nachhall der Vergangenheit. Außer der Stadt selbst sprach auch ihre nähere und weitere Umgebung zu den Romantikern, namentlich Meißen mit seinen in die alte Kaiserzeit zurückführenden Erinnerungen, dem gotischen Dome und den benachbarten, auf schön geformten Höhen liegenden Burgen Siebeneichen und Scharfenberg.

Friedrich Schlegel war der Enkel eines Meißner Stiftssyndikus und verdankte, obwohl in Hannover geboren, doch nach seinem eignen Geständnis der Meißner Gegend die Erweckung seines Naturgefühls. Im Eingang seiner „Erinnerungen an die Reise nach Frankreich“ sagt er: „Der Augenblick stand mir noch oft lebhaft vor Augen, in welchem wir von dem Dome zu Meißen auf die Elbe und das romantische Tal heruntersahen, das mir so teuer ist, weil ich hier zuerst die Natur in schönerer Gestalt sahe und mehr als einmal nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren dieselbe geliebte Gegend voll von Erinnerungen und doch mit dem frischen Reiz eines neuen Eindrucks wiedersahe.“ Aber nicht nur die

Väter der Romantik sind häufig Gäste des Meißner Elbtals gewesen, sondern auch ihre Söhne und Enkel. Die ganze romantische Bewegung vollzieht sich meines Erachtens in drei Perioden, in der philosophisch-lyrischen der Frühromantik bis 1801, der heroischen des Zeitalters der Freiheitskriege (1806 bis 1815) und in der des Nachhalls und der künstlerischen Erfüllung, die bis zu den Dichtungen und Tonschöpfungen Richard Wagners reicht. Alle drei Perioden haben so enge Beziehungen zu den beiden verschwisterten Schlössern gehabt, daß sie als die Burgen der deutschen Romantik schlechthin angesehen werden können. Die Kunde davon ist auch den Gebildeten unsers Heimatlandes im Schutte der Zeiten verloren gegangen; die folgenden Blätter mögen sie von neuem zu erwecken versuchen. Doch zuvor wollen wir die beiden Schlösser selbst kennen lernen.

Wenn wir mit dem Dampfschiff in Scharfenberg landen (etwa eine Stunde südöstlich von Meißen), so grüßen uns die Ziegeldächer des Schlosses halbversteckt unter den lauschigen, grünen Wipfeln der Linden und der Eichen, die die Kuppe des Berges beschatten. An einem einst hochberühmten, jetzt verlassenen Silberbergwerk und an kleinen idyllischen Häuschen mit altersbraunem Holzwerk vorüber steigen wir den ziemlich steilen, nach allen Regeln der Kunst angelegten Burgweg hinauf und stehn bald vor zwei kleinen, die Brücke zum Burgtor schirmenden, mit Schießscharten versehenen Türmchen. Sie sind, wie der ganze Oberbau des Schlosses, von Haubold von Miltitz um 1653 nach den Zerstörungen, die der Dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte, aus leichterm Mauerwerk wieder aufgebaut worden. Den ursprünglichen Bau datiert eine ganz unsichre Überlieferung aus dem Jahre 938, doch fällt die erste urkundliche Erwähnung der Burg erst ins Jahr 1227. Als eine wichtige Feste des Meißner Bischofs, die unter allen Umständen aus der Verpfändung eingelöst werden müsse, erscheint Scharfenberg 1288; wenig später (1294) bestätigt Markgraf Friedrich dem Bischof den ihm einst von dem Kaiser Friedrich dem Zweiten verliehenen Zehnten aus dem fündig gewordnen Silberbergwerk Scharfenberg; spätestens seit 1390 ist die Burg im Besitze der Miltitz. Über den gewachsnen Felsboden des Torbaues gehn wir in den rechteckigen Hof, dessen tiefe Stille nur der plätschernde Brunnen unterbricht. Das Schloß ist nämlich meist nur von dem im linken Erdgeschoß hausenden Kastellan bewohnt; doch wird es von dem auf Siebeneichen residierenden Besitzer, Freiherrn von Miltitz, öfters auch auf längere Zeit an befreundete Familien als Sommerwohnung überlassen. Zur Rechten ist der Eingang in eine steinerne Halle, aus der die Wendeltreppe zum obern Turmzimmer und zu dem schlichten Saale emporführt. Im Untergeschoß des rechten Flügels sind tief in den Felsen eingehauene Keller, Verließe und Ställe bemerkenswert: diese gehn wohl auf die älteste Anlage der Burg zurück. Das Schönste aber, was es in Scharfenberg zu sehen gibt, ist der vor beiden Flügeln auf einer ehemaligen Bastion nach der Elbe zu angelegte, halbverwilderte Garten. Über dem niedrigen, durch die Mauer gebrochnen Pförtchen steht das schöne Distichon:

Nobilis haec quondam gentis nobilissima sedes
Fracta ruat, virtus si modo prisca manet.

Drinnen aber wuchert zwischen blühenden Rosen tausendzüngiger Efeu und stützt hilfbereit mit seinen Wurzelfasern das bröckelnde Gestein; andre Schlingpflanzen klettern an uralten Linden empor und lugen neugierig ins Nest der Holztaube, die auf dem äußersten Wipfel girrt. Zu unsern Füßen aber breitet sich ein wunderliebliches Landschaftsbild aus. Da schlängelt sich in grüne Ufer eingebettet der Elbstrom mit seinem Schiffsverkehr, den man stundenweit verfolgen kann. Jenseits liegen stattliche Dörfer und größere Ortschaften, die sich teils der schwarzen Randlinie der Burggrafenheide und des Friedenwaldes anschmiegen, teils bis in das Innere der dunkeln Waldmasse hineindringen. Nach Süden zu begrenzt den Blick das Häusermeer der Lößnitz, bei hellem Wetter sieht man auch die Türme von Dresden, nach Norden zu den zerrissenen, Wein und Villen tragende Fels des Spargebirges.

Um von dieser aussichtsreichen Höhe nach Siebeneichen zu gelangen, gehn wir den Burgweg wieder hinunter und dann am Grenzsaume zwischen der grünen Elbaue und dem als Schälwald benutzten Eichenbusch des Berghangs ein Stündchen mit dem Strome. Bei dem Siebeneichner Försterhause betreten wir den mit Recht weitberühmten Park. Dieses von Wein und lilablühender Clematis umrankte, oft von den Malern geschilderte Försterhaus mit seinem in sanften Konturen verwitternden Giebel gehört zu den reizvollsten Denkmälern, die uns die Kunst der deutschen Renaissance auf sächsischem Boden hinterlassen hat. Es ist von den Erben des frommen Nickel von Miltitz (gest. 1595) aus den Steinen einer von ihm um den Garten aufgeführten Mauer erbaut worden und trägt unter einem Kindengel und einem Allianzwappen am Giebel eine vom Tore des Gartens herrührende Inschrift aus dem Jahre 1591.

Wenn wir vom Försterhause aufwärts gehn, kommen wir bald an eine Stelle des Parkes, die ich über alle Reize des berühmten Großen Gartens von Dresden und aller mir bekannten sächsischen Schloßgärten setze. Am Eingang dazu steht gleich einem gigantischen Hüter des Heiligtums eine Platane auf dem grünen Rasen, dergleichen wenig in deutschen Landen zu finden sein dürften, so gewaltig ausgreifend nach allen Richtungen, daß man sie nur mit einer riesigen Kugel umschreiben könnte, jeder der Hauptäste so stark wie ein mäßiger Stamm; es folgt nun ein Dom hochgewachsner Linden, die sich oben zusammenschließend wie ein gotisches Gewölbe ein rundes Wasserbecken beschirmen, aus dem ein Strahl gerade so hoch emporsteigt, daß die Sonnenstrahlen seine im Lufthauche zerflatternden Strähnen mit den Farben des Regenbogens zu durchdringen vermögen, und dahinter erhebt sich amphitheatralisch ansteigend, den Blick vertiefend und zugleich begrenzend ein heiteres, von Faltern belebtes Wiesengelände, dessen oberes Rund ernster, dunkler Tannenwald bekrönt.

Mir war es oft, als ob in den hier wirkenden Kräften, aufsteigenden Szenerien und webenden Lichtern der Inhalt eines ganzen Menschenlebens symbolisch beschlossen wäre. Wer aber hier den Reiz dieses einzigartigen Erdenflecks etwa in der balsamischen Stille eines Sommernachmittags genießt, der mag dankbar der wahrhaft vornehmen Munifizenz des edeln Geschlechts gedenken, das im Schlosse über diesen Wipfeln wohnt. Mancher andre, der eine solche Stelle besäße, hätte sie längst in selbstsüchtigem Besitzstolze dem Publikum verschlossen, der Freiherr von Miltitz hält den Park trotz der Nähe der immer volkreicher werdenden Stadt Meißen zu allen Tagesstunden geöffnet, erhält die Wege und Bänke auf seine Kosten und erlaubt sogar, daß am Morgen des Pfingsttages die Stadtkapelle darin für das große Publikum konzertiere.

Der Park ist eine Schöpfung des romantischen Zeitalters, als man der französischen verschnittnen Hecken und andern Künsteleien überdrüssig im Sinne Rousseaus zur „Natur" zurückgekehrt war. Die neue Richtung der Gartenkunst kam aus England, und Dietrich von Miltitz, der den Park anlegte, hatte eine Engländerin zur Frau. Der Siebeneichner Park hieß deshalb früher auch im Volksmunde die „Engländerei." Er hat seinen ursprünglichen Charakter im großen und ganzen bis jetzt bewahrt. Daher die wundervollen, waldumsäumten Grasflächen, die namentlich wenn man sie von der Elbe aus betrachtet, mit den Faltungen des Geländes auf- und niederzusteigen scheinen und in die idyllische Ruhe eine leichte harmonische Bewegung bringen, daher die lauschigen Waldgänge und die überraschenden Durchblicke auf den Strom, das Spargebirge, die Stadt und die sie überragende Burg mit dem Dom. Von den Steinfiguren ist freilich nur eine übrig geblieben: eine efeuumrankte, grünbemooste Frauengestalt, deren sanfte wehmütige Züge durch den steinernen Schleier hindurch sehnsüchtig zum Schlosse emporzuschauen scheinen — viele Sagen haben sich um das rätselhafte Steinbild geschlungen, aber als ich eines Tages das Museo Borbonico zu Neapel durchwanderte, sah ich, daß es keine originelle Schöpfung, sondern die Kopie einer dort stehenden römischen Pudicitia ist. Neuere Monumente im Parke beweisen den patriotischen Sinn der Besitzer: so das Denkmal für die

1870/71 gefallnen Meißner Jäger und ein „dem siegreichen deutschen Heere" gewidmeter Bronzeadler auf einer schönen korinthischen Säule.

Doch wir eilen empor zu dem Schlosse, das über grünen Talmulden und inmitten von Gärten, deren Zypressen und Feigenbäume etwas Italienisches haben, gar anmutig liegt. Es ist kein so uralter Bau wie manches Wasserschloß des Meißner Landes. Erst um 1550 hat es Ernst von Miltitz auf ehemaligem Besitz des Afraklosters erbaut und wohl nach einer Gerichtsstätte benannt, die unten auf den nach Scharfenberg zu liegenden Wiesen noch heute durch sieben mächtige Eichen kenntlich ist. Von dem Bau Ernsts von Miltitz ist heute nur noch der von zwei Türmen flankierte Palas übrig, der niedrigere, um einen länglichen Hof herumgeführte Flügelbau rührt erst aus dem Jahre 1745 her. Er birgt in seinem Innern wie auch der Palas eine Fülle schöner Hallen und Gemächer, die von den kunstsinnigen Besitzern teils mit Glasgemälden des Malervorstehers Scheinert (1791 bis 1868) geschmückt, teils durch aufgestellte Sammlungen fast zu einem Museum aller der Zeiten, die das Schloß durchlebt hat, gestaltet worden sind, und doch dabei den Charakter vornehmster Wohnräume nicht verloren haben. Besonders stimmungsvoll ist der zu einer Rüstkammer umgewandelte lange Korridor des zweiten Stockwerks und das Turmzimmer, das mit seinen durch bunte Scheiben bestrahlten kirchlichen Kunstwerken den Eindruck einer mittelalterlichen Burgkapelle macht.

Diese Räume gehörten um 1770 dem 1739 auf dem damals Miltitzischen Gute Oberau gebornen Ernst Haubold von Miltitz und seiner ihm seit 1765 vermählte Gattin Henriette Luise, eine geborne von Schönberg. Das Geschlecht der Miltitz hat viele kernhafte und eigentümliche Männer hervorgebracht: Ernst Haubold erscheint uns trotz seiner kurzen Lebenszeit — er starb schon 1774 zu Pisa an einem Lungenleiden — als einer der kernhaftesten. Aufgewachsen unter dem gewissenlosen Regimente des Grafen Brühl, aber zum jungen Manne gereift unter den Stürmen und dem furchtbaren Drucke des Siebenjährigen Krieges gehörte er zu den trefflichen Männern des neuen Sachsens, die in bewußter Abkehr von der Genußsucht und Liederlichkeit des Zeitalters der beiden August in edelm Wettstreite mit ihren Kurfürsten Friedrich Christian (gest. 1763) und Friedrich August dem Dritten (1768 bis 1827) das Vorrecht des Adels vor allem in vernunftgemäßer Lebensführung und der Betätigung einer edeln Menschlichkeit suchten. Er besaß Siebeneichen, Batzdorf und Oberau; auf diesem Gute besuchte ihn Pfingsten 1769 sein väterlicher Freund Gellert, mit dem er seit seiner Universitätszeit im Briefwechsel stand. Der Gellertbrunnen und die Gellerteiche bei dem jetzt Carlowitzischen Schlosse erinnern noch heute an den dortigen Aufenthalt des frommen Dichters. Wenig später entdeckte Ernst Haubold in einem schlichten sächsischen Kühjungen einen werdenden Philosophen und verhalf diesem für Deutschlands Wiedergeburt ganz unschätzbaren Geiste durch vielfältige Unterstützung zu seiner Entwicklung. Ernst Haubold hatte im Jahre 1771 eines Sonntags seinen Schwager Johann Albericus von Hoffmann auf dem Schlosse Rammenau bei Pulsnitz besucht, war aber zu spät gekommen, als daß er noch die Predigt in der Kirche hätte hören können. Als er beim Mittagessen sein Bedauern darüber aussprach, äußerte sein Schwager, das Versäumte könne nachgeholt werden. Ein Dorfjunge, eines Bandwebers Sohn, habe ein so großartiges Gedächtnis, daß er imstande sei, die Predigt des Pfarrers wortgetreu zu wiederholen. Der Knabe erschien vor der vornehmen Tischgesellschaft, leistete das Verlangte, und der Freiherr von Miltitz nahm ihn mit auf sein Schloß. Man kann sich denken, welchen tiefen Eindruck diese Verpflanzung auf den Webersohn ausübte, ganz gewaltig aber muß auch der persönliche Einfluß des neuen Beschützers auf den empfänglichen Knaben gewesen sein. In ihm sah er den freien Mannesmut und das redlichste Streben nach Selbsterziehung, Charakterzüge, die später Fichtes ganzes Wesen bestimmten, in eindruckvollster Weise verkörpert. Ernst Haubolds Bild strahlt uns noch aus der Instruktion für den Erzieher seines vierjährigen Sohnes Dietrich entgegen, die er 1773 aufsetzte, als

er, ein todkranker Mann, nach Italien ging, um dort vergebens Heilung von seinem Lungenleiden zu suchen: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, meinen Sohn von seinem ersten Alter an körperlich hart zu gewöhnen. Er hat bei der unangenehmsten und rauhesten Witterung seine Spaziergänge wie bei dem schönsten Wetter fortgesetzt. Ich habe ihm nicht nur ermüdende und harte Spielwerke ausgesucht; ich habe ihn auch oft unter Liebkosungen und Lobeserhebungen empfindliche Schmerzen übernehmen lassen. Wunden sind nimmer wie Übel, vielmehr wie Kleinigkeiten und immer wie Folgen von Ungeschicklichkeit angesehen worden." Der junge Fichte wurde später auf Miltitzens Kosten bei dem vortrefflichen Pfarrer Krebel in Niederau erzogen, dann besuchte er etwa ein Jahr lang die Meißner Stadtschule und gab damals schon die ersten Proben seiner nach höchster Freiheit ringenden Natur: denn eine Quittung des Magisters Weiße über das empfangne Schul- und Kostgeld vom 6. September 1774 enthält von dem damals zwölfjährigen Fichte die Wendung: „den unser treuer Gott erleuchten und bekehren wolle." Noch im Oktober dieses Jahres ging der frühreife auf die Fürstenschule Pforta über, wo der Geist Klopstocks und der beiden ältern Schlegel noch lebendig war. Aber noch als akademischer Lehrer gedachte er dankbar dessen, was ihm in früher Jugend die Miltitzische Familie gewesen war. Am 24. Juni 1794 schreibt er an seinen Bruder Gotthelf aus Jena: „Ein solches feines Betragen lernt in spätern Jahren sich nie; denn die Eindrücke der ersten Erziehung sind unaustilgbar. Mir sieht man die meinige jetzt vielleicht nicht mehr an; aber das macht mein sehr frühes Leben im Miltitzschen Hause. . . ." Auch noch in den Jahren der Wiedergeburt Preußens muß Fichte von Berlin aus in Siebeneichen gewesen sein — vielleicht im Sommer 1810 auf der Reise nach Teplitz —, denn der 1802 geborne Georg von Miltitz erinnerte sich aus seiner Knabenzeit lebhaft, den berühmten Philosophen „mit seinem geröteten Angesicht und seiner untersetzten, martialischen Figur" in Siebeneichen gesehen zu haben.

Der Träger dieser Verbindung war damals und früher Ernst Haubolds einziger Sohn Dietrich von Miltitz. Geboren 1769, vom Vater als fünfjähriges Kind hinterlassen, unter die Vormundschaft des biedern Herrn von Hardenberg auf Ober-Wiederstedt, des Vaters von Novalis, und des Grafen Einsiedel auf Reibersdorf gestellt, der ihn einige Jahre in sein Haus aufnahm und mit seinem Sohne Heinrich und seinem Neffen Detlev, dem spätern sächsischen Staatsminister, erzog, wurde er doch mehr und mehr das Produkt der Erziehung seiner Mutter, die durch Briefe mächtig auf ihn einwirkte. Diese, Henriette Luise von Miltitz, eine hochgebildete, weltkluge Dame, die (geb. 1742) mit ihren gesellschaftlichen Anfängen noch in die Brühlsche Zeit zurückreichte, war eine Frau von politischem Scharfblick, um den sie ein Staatsmann beneiden könnte, und von tiefernster, ich möchte sagen Fichtischer Sittlichkeit. Die Erzählung „Die kleine Schuldenmacherin," die sie ihrem Sohne zur sittlichen Genesung schickte, als er auf dem Gymnasium etwas leichtfertig zu werden drohte, verdient einen Ehrenplatz in unsern Lesebüchern.

Auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig erwarb sich Dietrich von Miltitz die juristischen Grade, dann trat er als Sousleutnant bei der sächsischen Reiterei ein (1790), aber bald wird auch er von den mit sieghafter Gewalt über den Rhein dringenden Ideen der französischen Revolution erfaßt. Er nimmt erst Urlaub, dann seinen Abschied und lebt in der Schweiz. Wie weit Fichte ihn dabei beeinflußt hat, kann man nicht feststellen, aber es ist zu beachten, daß auch dieser den Ausbruch der Revolution in der Schweiz erlebte. Seine Schriften „Beitrag zur Berichtigung des Urteils des Publikums über die französische Revolution" (1793) und „Zurückforderung der Denkfreiheit, an die Fürsten Europas" (1794), beide Verteidigungsschriften für die in Frankreich vollzognen Umwälzungen, sind auf schweizerischem Boden entstanden.

Dieselben Ideengänge verraten Dietrichs von Miltitz Briefe aus dieser Zeit. Seine Mutter war längst in großer Sorge um ihn. Sie schreibt schon am

28. April 1792 mahnend und warnend, aber nicht als Anhängerin des ancien régime, sondern als Vertreterin der Humanität, nicht als Weltbürgerin, sondern als Deutsche, nicht als Deistin, sondern als praktische Christin mit einem Kantisch-Fichtischen Pflichtgefühl im Herzen: „Daß in Frankreich der Despotismus Tausende unglücklich machte, ist richtig, aber macht die jetzige Gärung nicht Millionen Menschen noch unglücklicher? Ist nicht Frankreich von jeher in Zank mit sich gewesen? Bald war die Nation Sklave, bald die Könige. Der Fehler liegt unstreitig in der Regierungsform und in dem Charakter der Nation. Leichtsinnig und grausam, enkomiastisch in ihrer Liebe für ihren König vergöttern sie entweder den Mann oder morden ihn. Aufgeblasen von ihren Verdiensten haben sie weder Kraft in ihren Köpfen noch Standhaftigkeit in ihren Systemen. Der Witz steht bei ihnen statt der überdachten Vernunft, bald sind sie Kind, bald Mann, bald kriechend, bald Held ... solange die Welt stehn wird, wird jede Regierungsform von Menschen dependieren, und solange Menschen existieren, so lange wird nie was Vollkommnes bestehn können, il n'y a que le plus ou le moins qui fait la différence. Du wirst dies vor Deinem vierzigsten Jahre einsehen lernen.... Vernünftig, billig und durchgängig rechtschaffen zu handeln muß unser Bestreben sein" — und am 5. Juni 1792 fügt sie hinzu: „Ich bitte Gott, Deinen armen Kopf und Dein unruhig Herz in seine Kur zu nehmen. Ganz glücklich kann der Mensch nie auf dieser Welt werden, aber ruhig, gelassen und zufrieden kannst Du werden, wenn Du willst. Aber da mußt Du auf dem simpeln Weg der Vernunft bleiben und nicht verschmähen, den ordinären Gang, der für Dich gebahnt ist, zu betreten. Dieser ist: zu reisen, Dir Kenntnisse zu sammeln, ein ehrlicher und gesitteter Mann zu bleiben und dann wieder zu kommen, Deine Güter anzunehmen, der Versorger Deiner Untertanen zu werden, Dein Herz einer vernünftigen Frau zu schenken, Deine Kinder gut zu erziehen und dem allgemeinen Wesen nützlich zu sein, wo und wie Du kannst. Dies ist Deine Bestimmung, und seine Bestimmung zu erfüllen ist Pflicht, und nur seine Pflicht erfüllen kann den ehrlichen Mann glücklich machen. Alles andre sind Spinnweben, die zerreißen bei dem kleinsten Winde." Erschütternd werden die Vorstellungen der Mutter, als sie ahnt, daß ihr Sohn in französische Kriegsdienste treten will: „... ich würde Deinen Tod überleben, aber nicht den Verlust Deiner Reputation ... nur dies Einzige bitte ich Dich, laß mich nicht erleben, daß ich mich Deiner schämen muß." Ehe diese Zeilen in Dietrichs Hände gelangten, hatte er sich im Juni 1792 wirklich dem französischen Kriegsminister zur Verfügung gestellt, um gegen die verbündeten Österreicher und Preußen zu fechten; er motiviert seinen Entschluß am 26. Juni 1792: „... es ist mir unmöglich nach meiner Überzeugung meine Dienste zu Vermehrung und Fortpflanzung des Despotismus und der Tyrannei herzugeben, und das würde ich tun, wenn ich bei den Mächten, die jetzt gegen die Franzosen in Krieg sind, diente. Ob ich gleich weiß, daß unter den Franzosen eine große Menge schlecht denkender Menschen und liederliches Gesindel ist, so ist nach meiner Einsicht doch ihre Sache die gute und die allgemeine Sache der Menschheit." Bittere Kämpfe zwischen Dietrich und seiner Mutter folgten, in denen die starke Frau endlich über das Herz, „das noch kocht," und über den „Hang zur Indignation," den Miltitzischen Familienzug, den Sieg davonträgt. Dietrich geht statt nach Paris hinüber in das konstitutionelle England, heiratet dort 1796 die zweiundzwanzigjährige schöne und edle Miß Sarah Anna Constable und kehrte mit ihr nach Sachsen heim, um die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen. Er führte sie im Geiste edelster Humanität: noch ist eine von Schloß Scharfenberg den 15. Februar 1797 datierte Dankrede eines zwölfjährigen Knaben erhalten, der mit siebenundfünfzig andern Kindern von der neuen Gutsherrschaft bekleidet worden war. Im Jahre 1800 gründete Dietrich in Naustadt eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für bedürftige Knaben, doch so, daß diese in ordentlichen Familien untergebracht werden. So wurde er in der Tat „der Versorger seiner Untertanen," wie es die Mutter gewünscht hatte.

Das junge Paar führte aber auch ein gastliches Haus; mancher fahrende Ritter hat sich in diesem freundschaftsdurstigen Zeitalter der Frühromantik an dem warmen Herde Siebeneichens erquickt; aber keiner von den Einkehrenden hat so tiefe Spuren seines Wesens hinterlassen wie der, der die erste vorwiegend philosophisch-lyrische Periode der Romantik zum Blühen brachte, und mit dem sie starb: Novalis. Ein hoher, schlanker Jüngling, dessen edles Gesicht mit der fast durchsichtigen Haut und den großen glänzenden braunen Augen von langherabwallenden Locken umrahmt war, in seinem Äußern ganz dem Dürerischen Evangelisten Johannes ähnlich, inwendig ein flammender Feuergeist von auf- und niedersteigenden Ideen, auf- und abwallenden Empfindungen, die doch alle in die einzige, ewig sich erneuende, nie zu stillende Sehnsucht zusammenflossen, zu lieben und geliebt zu werden. Als Dichter nur für die Lyrik begabt, als Lyriker aber auch geradezu hinreißend durch die schlichte Innigkeit seiner Empfindung, gar kein Erzähler, noch weniger ein Dramatiker, aber als Philosoph von der Fichtischen Ichlehre übergehend zu einem schrankenlosen, das All umfassenden Subjektivismus, tiefgründig und trotz scheinbaren Widersprüchen in sich harmonisch, wurde er vor einem Jahrhundert angestaunt als eine „Glanzerscheinung," auf die sogar Goethe große Hoffnung setzte, dann war er verschollen und vergessen, aber seit wenig Jahren ist er wieder der Mittelpunkt einer philosophisch-ästhetischen, namentlich von Frauen — Ricarda Huch, Marie Joachimi — betriebnen Forschung, die das geringste seiner Worte hinnimmt wie eine göttliche Offenbarung. Ganz neuerdings erscheint sogar Friedrich Nietzsche als ein wenn auch ganz anders gearteter Geistesverwandter von Novalis; dieser gleiche dem sich in Sehnsucht verzehrenden Harfner, jener dem hammerschleudernden Thor, beide aber seien eins als Träger gärender Leidenschaft, als Söhne des alten Dionysos in seiner Doppelnatur (Karl Joel, Nietzsche und die Romantik).

Novalis war, als er zuerst die Schwelle des Miltitzschen Paares überschritt, in Siebeneichen kein Fremdling. Sein Vater, Erasmus von Hardenberg, war der Vormund des drei Jahre ältern Dietrich von Miltitz, dessen vom alten Hardenberg vorgezeichneten Studiengang: Jurisprudenz in Wittenberg und Leipzig, Novalis vier Jahre später mit einem kleinen Umweg über Jena kopierte. Er hatte, als die französische Revolution auch die besten Deutschen ergriff (1790 bis 1792), dem Vater kaum geringere Sorgen gemacht als das ebenso heißblütige Mündel. Aber eine schlimme Erfahrung, für ihn die bestimmendste seines Lebens, hatte Novalis vor dem alten Freunde voraus: er hatte am 19. März 1797 seine fünfzehnjährige Braut Sophie von Kühn nach langem Krankenlager durch den Tod verloren. War seine Liebe zu dem unbedeutenden Kinde — sie war zur Zeit der Verlobung dreizehn Jahre alt — anfangs schwankend gewesen, so gewann sie an Festigkeit durch die Krankheit der Braut — und der Tod vollends verklärte ihm Sophie zu einer Gestalt von überirdischer Reinheit. Es war ja Novalis Art, Gegensätze der Natur und des Geistes auszugleichen, alles Widerstrebende zu einer einzigen großen Harmonie, die „in dem Chor der Sterne tönt," zu vereinen. Gleich bei der ersten Begegnung hatte er Friedrich Schlegel das Wort entgegengerufen, es sei gar nichts Böses in der Welt, alles nahe sich wieder dem goldnen Zeitalter. Und so fand er denn später auch im Schmerz „den Stachel der Wollust" und im Tode das Leben. Obwohl er sich nach Jahresfrist zu einem neuen Verlöbnis entschloß, so löste er doch die Seelenehe mit dem verklärten Schatten Sophiens niemals, und sein Leben war trotz seiner rastlosen Tätigkeit ein ununterbrochnes Hinsterben an der Schwindsucht, bis er am 25. März 1801 erst neunundzwanzig Jahre alt die „ewige Genesung" fand.

Dieser transzendente Schwärmer, dem „die blaue Blume der Poesie" das einzig Reelle in der Welt zu sein schien, trat mit Siebeneichen noch in nähern Verkehr, als er am 1. Dezember 1797 nach Freiberg übersiedelte, um durch den Stern des berühmten Mineralogen Werner gelockt, nach der Jurisprudenz noch die Bergwissenschaft zu studieren. Aber innige Beziehungen müssen schon vorher zwischen

ihm und den Siebeneichnern bestanden haben. Wenn es keine andern Beweise dafür gäbe, so sind sie in dem Briefe enthalten, durch den er am 7. April 1797 seinem Freunde Dietrich von Miltitz Sophiens Tod mitteilte: „Seit dem 19. März ist das Mädchen, an dem ich mit ganzer Seele hing, seit dem 19. März ist meine Sofie tot — Sie war die Seele meines Lebens — Meine Wünsche und Bedürfnisse waren, wie die Ihrigen, so beschränkt — und auch diese Schranken fand das Schicksal noch zu groß und verbannte mich und Sie auf den Raum, den ein Grab einnimmt — — Wünsche Erasmus [dem Bruder] und mir baldige ewige Genesung und meinen Eltern und Geschwistern Tröstungen von unsichtbaren Lippen.“ So schreibt man nur an einen eng verbundnen Jugendfreund; auch setzen die andern in dem Briefe erwähnten Dinge langdauernde Vertrautheit mit Meißner und Siebeneichner Verhältnissen voraus, und es ist kaum begreiflich, warum diese Beziehungen, die noch Haym in seinem bekannten Buche über die Romantiker, auf die verdienstvolle Abhandlung von Peters „General Dietrich von Miltitz“ gestützt, erwähnt, von den neuern Biographen wie Ernst Heilborn und Ricarda Huch gänzlich vernachlässigt worden sind. Wir wissen zum Beispiel aus Novalis Briefen an die beiden Schlegel, daß er das Weihnachtsfest 1797 in Siebeneichen feierte, aus dem ganzen Ton eines andern von Peters veröffentlichten Briefes an Miltitz vom 6. Februar 1799 ergibt sich nicht nur der dort angekündigte Besuch „Freitag über acht Tage,“ sondern auch vorausgehende und nachfolgende Besuche bei Miltitzens. Dann war er wieder vor seiner Anstellung als Assessor in Dürrenberg, die am 3. Februar 1800 erfolgte, in Siebeneichen; die Heimreise nach Weißenfels scheint er zu Pferde gemacht zu haben. Damals interessierte er seinen Siebeneichner Freund für den romantischen Physiker Ritter und verschaffte diesem von Miltitz ein Darlehn.

Es ist aber auch aus guter Quelle überliefert worden, daß Novalis wochenlang der Gast Agners, des Pächters des dem Freiherrn von Miltitz gehörenden, zwischen Siebeneichen und Scharfenberg liegenden Rittergutes Batzdorf gewesen sei. Seine „Lehrlinge zu Sais,“ eine Dichtung „von der Liebe in und zu der Natur“ (begonnen 1798), gelten als ein Erzeugnis der Freiberger Periode; wenn man aber die wenigen darin enthaltnen landschaftlichen Andeutungen als das Echo einer Wirklichkeit annehmen darf, so wüßte ich einen andern Ort als die reizlose Umgebung der alten Bergstadt, wo dieses feinsinnige Märchen von Hyazinth und Rosenblüte mitsamt seiner Einkleidung entstanden sein könnte: das einsame, träumerische Batzdorfer „Totenhäuschen“ an der bewaldeten, steil zur Elbaue abfallenden Berglehne, das noch heute die Schauer echter Romantik umschweben. Ursprünglich das heitere, zum lindenumsäumten Batzdorfer Ballspielplatze gehörende „Kaffeehaus“ mit seiner entzückenden Aussicht auf den Strom und die fernen dunkeln Wald- und Bergketten der Moritzburger Gegend, mußte es Novalis zwischen Todessehnsucht und Lebenslust hin und her gerissenes Gemüt schon anlocken durch seinen Namen und die geheimnisvolle Sage von dem aus dem Fenster zur Elbe hinab und von selbst wieder hinauf rollenden Totenschädel und durch die wundervolle Natur und andächtige Stille, die es umgeben. Man ist versucht, sich Hyazinthen und Rosenblüte in zweien von den altersgebräunten Häuschen wohnen zu denken, die am Abhange des nahen Scharfenberg liegen; auch der tiefe Schacht, in den der alte Hexenmeister den Knaben führt, ist dort vorhanden. Und wenn es an einer Stelle heißt: „Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Efeu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn,“ so ist das Scharfenberg-Batzdorfsche Szenerie. Und wenn die Aussicht beschrieben wird: „Die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf,“ oder: „Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben, wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?“ oder: „Die fernen Berge

wurden bunt gefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend," so ist das die Aussicht und die abendliche Stimmung des Batzdorfer Totenhäuschens. Auch irre ich wohl kaum, wenn ich annehme, daß diese tiefsinnige Naturbetrachtung zuerst Dietrich von Miltitz und seiner Gattin vorgelesen worden ist, und zwar in einem Gartensaale Siebeneichens, der sich nach der Elbe zu öffnet, und von dem ein Stück nach rechts hin eine mehrgliedrige steinerne Freitreppe in die waldige Schlucht hinunterleitet: „Die großen Flügeltüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes."

Mit Novalis Tode im Frühling 1801 erlosch das sanfte, sehnsuchtsvolle Feuer der Frühromantik, der ersten Periode der großen romantischen Bewegung, die wir die philosophisch-lyrische nennen können. Es folgte unter den harten Hammerschlägen der napoleonischen Zeit eine wesentlich anders geartete Periode der Romantik: ich nenne sie ihr heroisches Zeitalter. Bei Austerlitz und bei Jena zerbrach das alte Deutschland in Stücke, und statt der völkerbeglückenden „gallischen Freiheit" zog die alles bedrückende Knechtschaft der korsischen Gottesgeißel weithin über die Lande; Leichenfelder, körperliches und sittliches Elend, Verarmung und Schmach bezeichneten ihre Bahn. Aus jedem Notschrei aber klang dem weichmütigen, verzagten, glaubenslosen, in Kosmopolitismus und Gefühlständelei entnervten Geschlecht der Ruf entgegen: „Werde hart, fromm und stark." Er wurde auch von den Romantikern vernommen, und es sei ihnen zum Ruhme gesagt, daß sie den Ruf verstanden. Hatten sie sich bisher in einer zügellosen Anbetung des Ichs gefallen, so lernten sie nun die ernstern und schwerern Seiten der Fichteschen Ethik verstehn, daß jede Handlung ein Glied sein müsse der Handlungen, in denen das Ich sich ansehen könne als in Annäherung zur absoluten Unabhängigkeit begriffen, d. h. zur sittlichen Freiheit, und Fichte selbst schärfte im Winter 1807/08 durch seine herrlichen, in Berlin gehaltnen und dann im Druck durch ganz Deutschland verbreiteten „Reden an die deutsche Nation" Tausenden die Gewissen und begeisterte sie zu dem Streben, das in dem Satze ausgesprochen ist: „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel dasselbe"; schließlich starb er selbst den Heldentod als Krankenpfleger am Lazarettfieber den 27. Januar 1814. Schleiermacher aber, der auch zu den Begründern der Romantik gehört, erweckte durch Predigt und Schriften einen neuen, in den Tiefen des Gemüts wurzelnden Glauben; Friedrich Schlegel schrieb die schwungvollen Aufrufe, die 1809 die österreichische Erhebung einleiteten, und August Wilhelm Schlegel finden wir während des Freiheitskrieges als Publizisten im Hauptquartier Bernadottes.

(Schluß folgt)



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

Mein Roman ist zu Ende, mein Frühlingstraum ist ausgeträumt, sagte die Prinzessin mit einer vielleicht etwas geheuchelten Art von Verdrossenheit und Melancholie zu Frau Brandt.

Was meinst du damit? fragte diese ungerührt.

Mein Schustersohn ist verschwunden — hat sich in glänzenden Dunst aufgelöst, erklärte Durchlaucht lachend.

Das verstehe ich nicht, entgegnete Frau Brandt. Er ist doch wohl nicht von Sant' Alessina abgereist?

Nein, aber er ist gar nicht der Sohn eines Schusters, er hat nur einen gespielt — er heißt auch nicht Brown, Jones oder Robinson — er führt den stolzen, wohlklingenden Namen Blanchemain und ist der Erbe einer englischen Peerswürde.

Ach so? Dann ist er also von Adel? sagte Frau Brandt befriedigt aufsehend.

So adlich wie nur möglich. Ein englischer Peer ist ebenbürtig. Also ists aus mit meiner „Lusthütte."

Es ist gut, daß wir sie los sind, sagte Frau Brandt.

An demselben Abend, um die Zeit des Sonnenuntergangs trafen Maria Dolores und John im Garten zusammen.

Sie haben heute Nachmittag Besuch gehabt, berichtete sie, eine ungemein lebhafte, jugendlich aussehende alte Dame, so weich und weiß wie eine Puderquaste, in einem Landauer, der aussah, als müßte er von Vieren gezogen werden — Lady Blanchemain. Sie reist morgen nach England ab und bat mich, Ihnen ihren Abschiedssegen zu überbringen.

Der wird durch das Medium, das ihn mir übermittelt, doppelt wertvoll für mich, sagte John mit seiner ritterlichsten Verbeugung.

Es entstand eine kleine Pause, während deren sie nach dem westlichen Himmel schaute. Plötzlich fragte sie, indem sie den Weg langsam hinabzugehen begann: Warum haben Sie mir gesagt, Sie hätten einen Onkel, der Landwirt sei?

Habe ich Ihnen das gesagt? fragte John. Vermutlich war ich da in der Laune zu prahlen, erwiderte John.

Aber das hat mich völlig irregeführt, sagte Maria Dolores vorwurfsvoll.

Oh, es ist ganz richtig, verteidigte sich John.

Sie sind der Erbe einer Peerswürde.

John machte eine wegwerfende Gebärde. Da haben wirs ja, erwiderte er, und mein Onkel, der Peer, verwendet den größten Teil seiner Zeit und seines Geldes auf Schafzucht und Rübenbau. Wenn d e r kein Landwirt ist, dann weiß ich nicht, wer sonst.

Ich wünschte, Sie hätten der Dame, die Sie geliebt haben, weniger Verschwiegenheit über ihre gesellschaftliche Stellung gezeigt, bemerkte sie.

Der Dame, die ich g e l i e b t h a b e? fragte John. Der Dame, die ich l i e b e, wenn ich bitten darf!

Oh? Sind Sie noch immer in sie verliebt? fragte Maria Dolores erstaunt. Sie haben so lange nicht mehr von ihr gesprochen, daß ich dachte, Ihre Herzenswunde sei geheilt.

Wenn ich nicht von ihr gesprochen habe, so kommt das daher, daß ich unter dem Eindruck stand, Sie hätten es mir stillschweigend verboten.

Das habe ich auch, gab sie zu, aber man kann auch allzu gehorsam sein.

Die letzten Worte stieß sie nach kurzem Zögern eilig heraus, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sei sie über ihre eigne Kühnheit erschrocken. Mit fliegenden Pulsen wandte sich John ihr zu, aber wie es in solchen Fällen ja ihre Gewohnheit war, hielt sie ihre Augen abgewandt. Gleichwohl sah er, daß ihre Wimpern zuckten.

Oh, rief er, ich liebe sie so sehr, ich bedarf ihrer so sehr, daß ich wohl schließlich noch das Unehrenhafte tun werde.

Haben Sie ihr je gesagt, daß Sie Lord Blanchemains Erbe seien? fragte sie.

Daran habe ich niemals gedacht. Warum auch? entgegnete John.

Als Sie Ihre Armut als Hindernis beklagten, hätten Sie sich daran erinnern sollen, daß Ihre Abstammung auch etwas gilt. Bei uns Österreichern zum Beispiel gilt die Herkunft fast alles — jedenfalls unendlich mehr als Geld.

Meiner Ansicht nach, bemerkte John verallgemeinernd, ist ein Mitgiftjäger mit Krone und Wappen die am wenigsten achtungswerte Sorte von Menschen. — Ich wollte, Sie könnten sehen, was für rosig weiße, schöne, kleine Ohren sie hat, und wie lieblich sich ihr dunkles Haar hinter diese schmiegt.

Wie lange mag es wohl her sein, sagte sie nachdenklich, daß die Liebe den Menschen zum erstenmal vorspiegelte, sie sähen Schönheiten, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren?

Oh, in dem Augenblick, wo man eine Sache sieht, gewinnt diese auch eine wirkliche Existenz, erwiderte John. Das Sehen ist ein Schöpfungsakt. Das Ding, das wir sehen, ist wirklich vorhanden auf unsrer Netzhaut und in unserm Geiste — wenn es auch sonst nicht da sein mag —, und das ist die wirklichste Art von wirklichem Dasein.

Dann muß sie sich also bei Ihnen als dem Schöpfer ihres „rosig weißen“ Ohres bedanken, sagte Maria Dolores lachend. Ich möchte wissen, ob dieser Sonnenuntergang wirklich vorhanden und wirklich so schön ist, wie er scheint.

Der westliche Himmel hatte sich in ein Meer von Gold verwandelt, in ein reines, friedliches, in mannigfachen Goldtönen leuchtendes Meer verwandelt, mit weiten Meerbusen und schmalen Buchten, die von großen purpurnen, rosaroten und braunroten Wolkengebirgen gebildet wurden. Gegenüber, gerade über dem Kamme der Hügelkette, stand der beinahe volle Mond, bleich wie ein Phantom. Von einem Ende des Gartens her ertönte ein Lul-lul-liu-liuh in den tiefen und langgezognen, den klaren und klagenden Tönen, die uns als die erste Strophe Philomelens bekannt sind.

Wie manche Dinge, fuhr John fort, ihre Schönheit dem Auge des Beschauers verdanken, so wird die Schönheit andrer wiederum beeinflußt durch die Anwesenheit oder die Abwesenheit der Person, mit der er alle schönen Eindrücke teilen möchte. Der Himmel, die Wolken, die Luft und die Erde erscheinen mir heute Abend geradezu in vollständiger Schönheit.

Maria Dolores lachte leise, sehr leise, und lange standen sie schweigend an die Marmorbalustrade gelehnt, die diese Gartenterrasse umschloß. Das Gold des westlichen Himmels hatte sich mittlerweile in glühendes Rot verwandelt, das immer dunkler und dunkler brannte; die Wolkenvorgebirge leuchteten purpurn, der blasse Mond erschien in einem kalten Glanz wie erleuchtetes Eis, die Olivenwälder hoben sich schwarz vom Himmel ab; eine Menge Nachtigallen riefen und lockten und schluchzten in der Nähe und in der Ferne, und zwei Menschenseelen verzehrten sich in heißem Verlangen nach dem Mysterium der Liebe.

Plötzlich sagte John, indem er zur Wirklichkeit zurückkehrte: Mein Einkommen beträgt auf Heller und Pfennig sechshundert Pfund jährlich. Ich glaube, zwei Menschen könnten möglicherweise davon leben, obgleich ich nicht recht verstehe, wie. Natürlich könnten wir nicht in England wohnen, wo diese verwünschte künftige Peerswürde einem tausenderlei Verpflichtungen auferlegen würde, aber vielleicht könnte man hier in Italien irgendwo eine Dachkammer finden. Die Frage ist nur die, ob sie gewillt wäre, oder ob ich das Recht hätte, sie zu bitten, mich zu heiraten unter der Bedingung, daß sie ihr Geld unberührt läßt und mit mir von dem meinigen lebt.

Da wir gerade von künftigen Peerswürden und dergleichen sprechen — wissen Sie zufällig, ob Sie nicht vielleicht ihren eignen Rang wahren muß? fragte Maria Dolores.

Ich gebe keinen Pfifferling für ihren Rang, sagte John.

Wissen Sie vielleicht, wie sie heißt?

Ich weiß nur, wie ich möchte, daß sie hieße — antwortete John rasch, ich wollte, sie hieße Blanchemain.

Nachdenklich betrachtete Maria Dolores den Mond. Er weiß nicht einmal, wie sie heißt, sagte sie, aber er fürchtet — dabei schüttelte sie traurig das Haupt —, aber er fürchtet, sie heiße Smitti.

Ich bitte Sie! rief John mit verlegnem Lächeln, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob er sich nicht noch einfältiger fühlte, als er aussah. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck von Niedergeschlagenheit, und aufgeregt zupfte er an seinem Bart, aber gegen seinen Willen lachte aus seinen blauen Augen eine Art Galgenhumor.

Die Turmuhr schlug acht.

Da — jetzt ist es Zeit für Sie, zu Annunziata zu gehn, sagte Maria Dolores.

Aber Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet.

Ich will mirs überlegen, erwiderte sie.

Bei Annunziata hatte sich das Delirium gelegt, aber alles Zureden konnte sie nicht zum Schweigen bringen — sprechen mußte sie!

Nicht wahr, jetzt ist es Mai? fragte sie am nächsten Morgen.

Ja, mein Liebes, erwiderte Maria Dolores, die bei ihr Wache hielt.

Und das ist der Marienmonat. Der heilige Lukas sollte sich beeilen und mich gesund machen, damit ich Blumen pflücken kann für den Altar unsrer lieben Frau.

Wenn du recht schnell gesund werden willst, mahnte Maria Dolores, so mußt du still sein und nicht immer sprechen — ja nicht einmal denken, wenn du das fertig kriegst. Du weißt ja, der Doktor wünscht nicht, daß du sprichst.

Gut. Ich will nicht sprechen. Eine gehende Uhr kann immer falsch gehn, aber eine stehn gebliebne Uhr zeigt täglich wenigstens zweimal richtig. Halte den Mund, und du sagst keine Dummheit. Das hat mir mein Onkel schon oft gesagt, und der spricht nie.

Wollen wir beide nun nicht seinem Beispiel folgen? schlug Maria Dolores vor, wobei sie aber offenbar mit Mühe ein Lächeln unterdrückte.

O ja, erwiderte Annunziata, aber ich kann nichts dafür — ich muß immer an diese armen Blumen denken. Alle Maiblumen sind dazu geboren, daß wir sie auf den Altar unsrer lieben Frau stellen, und nun können diese armen Blumen ihre Bestimmung nicht erfüllen. Das muß doch furchtbar traurig für sie sein!

Heute Nachmittag und überhaupt jeden Nachmittag will ich Blumen für den Altar unsrer lieben Frau pflücken, versprach Maria Dolores. Aber nun mache die Augen zu und versuche ein wenig zu ruhen.

Ich habe einmal auf dem Altar unsrer lieben Frau eine Kröte gefunden — warum denkst du wohl, daß die dort war? fragte Annunziata.

Das weiß ich wahrhaftig nicht, versicherte Maria Dolores.

Zuerst, als ich sie sah, ärgerte ich mich, und ich wollte einen Besen holen und sie wegkehren. Dann dachte ich aber, es müsse doch sehr traurig sein, eine Kröte zu sein, und daß man nichts daran ändern und gar nichts dafür könnte, wenn man als Kröte geboren wäre, und dann dachte ich, die Kröte sei vielleicht bis auf den Altar gekrochen, um zu beten, daß sie in etwas andres verwandelt würde. Deshalb kehrte ich sie nicht weg. Hast du schon einmal etwas von dem kleinen Kehrichthaufen gehört, der einst in einem Garten lag?

Nein, erwiderte Maria Dolores.

Also in einem schönen Garten lag einmal ein kleiner Kehrichthaufen. Aber er wußte nicht, daß er ein Kehrichthaufen sei, und wünschte sich auch gar nicht einer zu sein, aber den lieben langen Tag lag er da und dachte, wie schön sich der Himmel über ihn spanne, wie wonnig und warm die Sonne scheine, wie süß die Blumen dufteten, und wie lieblich die Vögel sängen, und da dankte er Gott von ganzem Herzen dafür, daß er ihm ein so gutes Plätzchen angewiesen hatte, wo er liegen durfte. Und doch war er die ganze Zeit nichts andres als ein Kehrichthäufchen. Aber als es Abend wurde, gingen einige Leute im Garten spazieren, die sahen ihn und sagten: O, was für ein häßlicher kleiner Kehrichthaufen ist dies! Und sie riefen den Gärtner herbei und ließen ihn in die Erde verscharren. Als aber der kleine Kehrichthaufen hörte, er sei wirklich nur ein Kehrichthaufen, da wurde er sehr, sehr traurig und flehte zu unsrer lieben Frau: „Ich möchte kein Kehrichthaufen sein. Königin des Himmels, Mutter der Gnaden, bitte für mich, daß ich gereinigt und sauber werde und nicht länger ein kleiner Kehrichthaufen zu sein brauche, und daß ich aus dieser dunkeln Erde wieder hinauskommen und in den schönen Garten gehn darf." Da legte unsre liebe Frau ihre Fürbitte für ihn ein, und er wurde mit Wasser gesäubert und gereinigt, und — was

denkst du wohl, daß das Häuschen Kehricht wurde? Es verwandelte sich in eine Rose — in eine rote Rose, und zwar in demselben Garten, an derselben Stelle, wo man es in die schwarze Erde vergraben hatte. Daraus kannst du sehen — aber ich weiß im Augenblick nicht, was du daraus sehen kannst, brach sie ab, während die Anstrengung des Besinnens eine tiefe Furche auf ihrer Stirn hinterließ — mein Onkel kann es dir sagen.

Einige Augenblicke lag sie nun still und hielt ihre Augen an die Decke geheftet. Warum bringen sonnige Länder schwarze Menschen und dunkle, düstere Länder weiße Menschen hervor? fragte sie unvermittelt.

Aber bitte, fange jetzt nicht wieder an zu sprechen, Liebling, bat Maria Dolores. Der Doktor kann jeden Augenblick kommen, und der wird sehr böse werden, wenn er merkt, daß ich dich habe sprechen lassen.

Oh, ich werde ihm sagen, daß es nicht deine Schuld ist, beruhigte Annunziata ihre Pflegerin. Ich werde ihm sagen, daß du es mir verboten hast, und daß ich dennoch gesprochen habe, weil es so schwer ist, hier still zu liegen und zu denken, immerfort zu denken, zu denken und nicht sagen zu dürfen, was man denkt. Prospero hat an mich die Frage über die sonnigen Länder vor langer Zeit einmal gestellt. Und nun habe ich darüber nachgedacht — nachgedacht in einem fort, aber ich kann es nicht ausdenken. Hast du sehr viel Geld? Bist du sehr reich?

Liebling, bitte, schweig jetzt endlich still, und sprich nicht mehr, flehte Maria Dolores.

Ich höre gleich auf, sagte Annunziata. Ich glaube, daß du sehr reich bist. Ich glaube nämlich — obgleich er sagt, sie heiße nicht Maria Dolores —, daß du die dunkle Frau bist, die Prospero heiraten wird. Er wird nämlich eine dunkle Frau heiraten, die sehr reich ist. Aber auch er selbst wird reich werden. Ist Österreich ein sonniges Land? England muß ein dunkles Land sein, denn Prospero ist hellfarbig. Zeig mir mal deine linke Hand her, bitte, und dann will ich dir sagen, ob du einen blonden Mann heiraten wirst.

Still, still! sagte Maria Dolores, die Mühe hatte, ihr Lachen zu unterdrücken. Das kannst du mir später einmal sagen.

Möchtest du Prospero nicht gern heiraten? Ich täts schrecklich gern, sagte Annunziata.

Ich glaube, ich höre des Doktors Wagen anfahren, sagte Maria Dolores. Jetzt werden wir beide Schelte bekommen.

Aber natürlich, wenn du ihn heiratest, kann ich es nicht tun, fuhr Annunziata fort. Es ist ja einem Manne nicht erlaubt, zwei Frauen zu nehmen — außer wenn er König ist. Er darf zwei Schwestern oder zwei Töchter haben, aber nicht zwei Frauen oder Mütter. Es war einmal ein König, der hieß Salomo, und der hatte tausend Weiber, aber auch er hatte, wie ich glaube, nur eine Mutter. Ich hoffe, daß ihr nach eurer Verheiratung in Sant' Alessina wohnen werdet — nicht wahr?

Maria Dolores preßte die Lippen zusammen und gab keine Antwort, und eine Minute lang war Annunziata still. Plötzlich aber fragte sie wieder: Bist du auch schon einmal mitten in der Nacht aufgewacht und hast dich schrecklich gefürchtet?

Ja, Liebes, schon manchmal — ich glaube, das ist schon jedem geschehn, erwiderte Maria Dolores.

Weißt du aber auch, warum sich die Menschen so fürchten, wenn sie in der Nacht aufwachen? fuhr das Kind fort.

Nein, sagte Maria Dolores.

Aber ich weiß es. Die Mitternacht ist des Teufels Mittagstunde. Um Mitternacht ist niemand mehr wach, außer schlechte Menschen, wie Diebe, zügellose Nachtschwärmer und Kranke. Alle guten, gesunden und glücklichen Menschen liegen in gesundem Schlaf. Darum ist dies für den Teufel die günstigste Zeit, und er schickt

alle seine bösen Geister zur Erde, und die freuen sich zu sehen, wie die Menschen böse und schlecht werden oder leiden. Und das ist der Grund, warum wir uns fürchten, wenn wir aufwachen. Die ganze Luft um uns herum ist von bösen Geistern erfüllt, und wenn wir sie auch nicht sehen können, so sind sie doch da, um uns zu beobachten und es schleunigst dem Teufel zu berichten, wenn wir etwas Böses tun oder Schmerzen haben. Von uns aber ist es natürlich dumm, uns zu fürchten, weil ja unsre Schutzengel auch immer da sind, und die sind hundertmal stärker als die bösen Geister. Du weißt doch, daß die Engel groß, sehr viel größer als die Menschen sind — denke dir nur, manche sind so groß wie Berge, aber auch die allerkleinsten sind noch so groß wie Bäume.

Jetzt höre ich aber wirklich einen Wagen rasseln, unterbrach Maria Dolores sie mit dankerfüllter Stimme.

Und sie stand auf und ging dem Arzt entgegen.

* * *

John saß in seinem Zimmer und betrachtete aufmerksam ein feines mit Spitzen besetztes Taschentuch. Er breitete es auf seinem Knie aus und lachte; er ballte es in seiner Hand zusammen, drückte es an sein Gesicht und sog in vollen Zügen den zarten Duft ein; so schwach und zart auch der Duft war, so war er doch stark genug, in ihm süße Träume und Empfindungen wachzurufen. Vergangne Nacht hatte er es auf dem Fußboden des Krankenzimmers gefunden, er hatte es an sich genommen und wie einen Schatz davongetragen. Wieder breitete er es auf seinem Knie aus, und wieder lachte er über den winzigen Umfang und das zarte Gewebe; da fiel ihm plötzlich ein in der Ecke des Taschentuchs angebrachtes Zeichen in die Augen. Er hielt es näher ans Fenster. Was ihm aufgefallen war, war ein Namenszug mit einer Krone darüber, so klein und so fein gestickt, daß man fast eines Vergrößerungsglases bedurfte, es unterscheiden zu können. Aber auch ohne Vergrößerungsglas sah er, daß das Monogramm aus den Buchstaben M und D bestand, und daß die Krone nicht eine gewöhnliche Adelskrone, sondern eine Fürstenkrone war, wie sie bei den mediatisierten Fürsten üblich ist.

Was in aller Welt kann das bedeuten? fragte er, indem er die Stirn runzelte und schnell atmete.

Aber er wurde in seinen weitern Überlegungen und Mutmaßungen durch ein Klopfen an der Tür gestört. Der Briefträger trat ins Zimmer und händigte ihm zwei Briefe ein. Der eine war eingeschrieben, und John mußte den Empfang bescheinigen. Nachdem er den Postbeamten mit einem Trinkgeld abgefertigt hatte, legte er den eingeschriebnen Brief auf seinen Ankleidetisch, wahrscheinlich mit der Absicht, seine Neugierde zu zügeln und sich in Geduld zu üben, und wandte seine Aufmerksamkeit dem andern zu. Der Brief zeigte eine schöne, große, ausgeschriebne Handschrift, die ihn gewissermaßen an die Stimme der Schreiberin erinnerte. Er lautete folgendermaßen:

Lieber John!

Das Herz ist mir fast darüber gebrochen, daß ich Dich nicht gesehen habe, als ich heute Nachmittag nach Sant' Alessina hinüberfuhr, um Abschied von Dir zu nehmen. Und doch war ich vom Glück begünstigt, denn der Zufall hielt mich dadurch schadlos, daß er mir Deine Müllerstochter in den Weg führte, und Du kannst mir glauben, daß ich mir die Gelegenheit zunutze machte und ihr gründlich auf den Zahn fühlte. Mein lieber Junge, sie ist so wenig eine Müllerstochter wie Du. In ihrer Schönheit ist Rasse. Ihr Benehmen und ihre Haltung, ihre Stimme, ihre Aussprache, ihre Art und Weise, sich zu kleiden — ich gäbe einen Sovereign für die Adresse ihres Schneiders —, die feine zarte Haut, ihr Haar — kurz und gut alles — alles verrät Rasse, Rasse und das Bewußtsein der Rasse, Stolz und Würde und Vornehmheit. Solche Eigenschaften gewinnt kein Geschlecht von heute auf morgen. Ich wundre mich nur über Deinen Mangel an Scharfblick! Und

doch sehen Deine blauen Augen sonst so scharf! Aber vielleicht war bei Dir der Wunsch der Vater des Gedankens! Es wäre Dir — bis zu einem gewissen Grad übrigens auch mir — romantischer vorgekommen. Vermutlich wird sie sich als von sehr vornehmer Familie stammend entpuppen, und es wird sich erweisen, daß die Frau, bei der sie zu Besuch ist — wie heißt sie nur gleich? —, eine alte Dienerin oder Erzieherin oder sonst etwas ähnliches ist. Wenn diese Österreicher einen Stammbaum aufweisen können — von den neuen Adlichen muß man natürlich absehen, denn die heißen gewöhnlich Cohn —, so ist er auch danach, und von „zweiunddreißig Ahnen“ machen sie noch gar kein Aufhebens. Alles das erfreut mich au fond, denn wäre sie wirklich eine Müllerstochter, so hätte es doch ziemlich so ausgesehen, als würfest Du Dich weg, und wer weiß, was Dein griesgrämiger eingerosteter Onkel dazu gesagt hätte! Für diesen habe ich schon seit Jahr und Tag eine Rute in Salzwasser eingeweicht, und neulich habe ich sie ihm gegeben. Attendez!

Vergiß mir ja nicht die Katze, die Du so ritterlich und vertrauensvoll im Sack gekauft hast. Ich möchte nicht, daß sich der Verbindung liebender Herzen Hindernisse entgegenstellen: Deine Katze im Sack wird sie beseitigen. Du wirst mittlerweile von meinem Rechtsbeistand Nachricht erhalten haben. Erinnere Dich, daß Du mir Dein Ehrenwort verpfändet hast. Bedenke, daß ich ganz unverschämt reich bin, keine eignen Kinder und keine nähern Verwandten habe — und die entferntern sind mir im höchsten Maße zuwider —, ich kann nicht umhin, den Erben der Blanchemains gewissermaßen als meinen geistigen Sohn anzusehen. In Deiner Lage kann man gar nicht zu viel Geld haben. Nimm also alles, was kommt, und kümmre dich nicht darum, woher es kommt.

Nun lebe wohl bis August, falls wir uns nicht früher wiedersehen. Im August mußt Du natürlich zu mir nach Fring kommen. Ob Du wohl Deine junge Frau mitbringen wirst? Wann und wo findet die Hochzeit statt? Vermutlich in Österreich! Hüte Dich vor einer zu langen oder einer zu kurzen Verlobungszeit. Der Herbst ist eigentlich die beste Zeit zum Ringwechsel, und Du brauchst auch einige Monate, Deinen Trousseau herzustellen. Ich liebe es, wenn ein Mann gut und elegant ausgestattet ist. Nun aber lebe wohl für heute! Es war mir so leid, zu hören, daß das Kind so schwer krank war, und ich habe mich herzlich gefreut, daß es besser geht.

Mit aufrichtiger Zuneigung

Deine

Linda Blanchemain

Der eingeschriebne Brief, den er dann auch endlich öffnete, lautete wie folgt:

Hochgeehrter Herr!

Den kürzlich von unsrer Klientin Lady Blanchemain erhaltnen Anweisungen entsprechend, erlauben wir uns, Ihnen unsern Scheck für siebenhundertundfünfzig Pfund (750 £) zu übersenden, und wir bitten um gefällige Empfangsbescheinigung. Wir ersuchen Sie, uns auch die Adresse Ihres Bankiers mitzuteilen, damit wir ihm vierteljährlich denselben Betrag auf Euer Hochgeboren Konto einzahlen können, da es die Absicht der gnädigen Frau ist, unmittelbar nach deren Rückkehr für Sie und Ihre Erben ein Kapital von 100000 Pfund zu sichern.

Ferner haben wir das Vergnügen, Euer Hochgeboren mitzuteilen, daß durch eine von uns vorbereitete, durch Lady Blanchemain möglichst bald zu vollziehende letztwillige Verfügung dieser Dame Euer Hochgeboren zu deren Universalerben eingesetzt werden.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung und den ehrerbietigsten Glückwünschen haben wir die Ehre zu zeichnen Euer Hochgeboren

ergebenste Diener

Farrow, Bernscot und Tisdale

Und wieder klopfte es an die Tür, und der Postbote kehrte mit einem dritten Briefe zurück, den er als echter italienischer Briefträger vergessen hatte, und den der leichtherzige Bursche ohne das reichliche Trinkgeld in seiner Tasche vermutlich ruhig bis zum nächsten Tage zurückgehalten hätte. Jedenfalls rechnete er sichs als ein großes Verdienst an, das Schreiben entdeckt und umgekehrt zu sein.

Der Brief war in schwarzen, eckigen, eigensinnigen Buchstaben geschrieben, die in die Höhe ragten wie Schwerterspitzen und Bajonette. John las:

Lieber Jack!

Die Einlage habe ich von Linda Lady Blanchemain erhalten. Sie ist ein ausnehmend unverschämtes und zudringliches Frauenzimmer, aber Recht hat sie wegen der Zulage. Ich weiß nicht, warum ich nie selbst daran gedacht habe. Ich weiß auch nicht, warum Du nie eine Andeutung gemacht hast. Ich bedaure dies sehr, denn als nächster Erbe hast Du unzweifelhaft Anspruch auf eine Jahresrente aus den Gütern. Heute habe ich Deinem Bankier 500 Pfund zustellen lassen und die Gutsverwaltung angewiesen, diesen Betrag vierteljährlich einzuzahlen.

Ich hoffe Dich recht bald in Ventmere begrüßen zu können. Die Schafe geben dieses Jahr viel Nachwuchs, dagegen herrscht unter den Schweinen eine böse Seuche, der Rotlauf, und darum ist die ganze Gegend mit Schuldverschreibungen überschwemmt. In Wilsborough drunten habe ich im Winter eine ziemlich ergiebige Jagd gehabt. Im Augenblick kann man nichts tun als Golf spielen, denn Krähen schießen hat mir meiner Lebtag keinen Spaß gemacht.

Dein Dich liebender Onkel
B. v. V.

Nun noch die Einlage:

Linda Lady Blanchemain empfiehlt sich Lord Blanchemain von Ventmere und erlaubt sich, ihm mitzuteilen, daß sie kürzlich das Vergnügen gehabt hat, mit seinem Neffen, John Blanchemain, zusammenzutreffen, wobei sie zu ihrem größten Befremden in Erfahrung gebracht hat, daß Seine Lordschaft diesem nicht einmal einen Zuschuß gewährt. Selbstverständlich ist diese Sachlage für den Erben der Peerswürde der Blanchemains absurd und kann — davon ist Lady Blanchemain fest überzeugt — nur einer Vergeßlichkeit Seiner Lordschaft zugeschrieben werden. Aus diesem Grunde allein erlaubt sie sich, mit aller Hochachtung daran zu erinnern.

So! da saß nun der junge Mann und hatte Stoff genug zum Nachdenken: ein junger Mann, dessen gestriges Einkommen von knapp sechshundert plötzlich zu der Höhe von sechstausend hinaufgeschnellt war! Sechstausend ist ja schließlich noch nicht Überfluß zu nennen, aber ein junger Mann, der dies hat, kann auch nicht sagen, er komme mit leeren Händen. Trotz alledem hatte der junge Mann aber andres zu bedenken: Was hatte das gestickte Taschentuch zu bedeuten? Was die schlauen Vermutungen Lady Blanchemains über seine Müllerstochter?

Und dann noch etwas andres! Sein stolzer, alter, biedrer, gedankenloser Onkel! Als er an diesen dachte, rief John: Ach der arme alte Knabe! Nicht um zehnmal soviel Geld hätte ich gewünscht, die liebe alte Dame möchte ihm einen solchen Brief schreiben! Wie tief muß ihn der Brief verletzt haben!

M D und eine Fürstenkrone, sagte er nachdenklich, ich wollte, ich hätte einen Gothaer Almanach zur Hand!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Berliner Kongreß und die Konferenz in Algeciras. König Eduard in Paris. Vom Reichstage. Heimarbeit und Sozialdemokratie.)

Da auf dieser Welt alle Dinge einmal ein Ende nehmen, so wird das voraussichtlich eines Tages auch mit der Konferenz von Algeciras der Fall sein. Der Berliner Kongreß von 1878, der doch wahrlich viel ernstere und wichtigere Dinge zu ordnen hatte, dauerte vom 13. Juni bis zum 13. Juli, am 3. August schon wurden die Ratifikationsurkunden ausgewechselt. Es war ein internationaler Friedensvertrag von vierundsechzig Artikeln. Die Konferenz in Algeciras hat bis jetzt beinahe das Doppelte an Zeit in Anspruch genommen, wesentlich für die Aufgabe, ein Bankstatut zu entwerfen und eine Polizeifrage zu regeln, Bagatellen im Vergleich zu den ernsten und schwierigen Aufgaben, die der Berliner Kongreß zu lösen hatte. Vitale Interessen fast aller Großmächte, der Türkei, der Balkanstaaten standen auf dem Spiele, Königreiche und Fürstentümer wurden geschaffen, der Siegespreis, den das siegreiche Rußland der besiegten Türkei in Gestalt des Friedensvertrags von San Stefano entrissen hatte, wurde einer gründlichen Revision unterzogen. Hält man sich das alles gegenwärtig, so wird ein Gefühl berechtigten Unwillens über die Hartnäckigkeit begreiflich, mit der die Franzosen in Algeciras an ihren anmaßenden Ansprüchen festhalten, um ihre finanzpolitische Spekulation unter Dach zu bringen, Forderungen, denen mit Ausnahme der Pariser Kammer, einer Hand voll Spekulanten und der Kolonialfanatiker, ganz Frankreich absolut gleichgiltig gegenübersteht. Aber sogar diese Kreise scheinen endlich eingesehen zu haben, daß die Marokkofrage doch nicht im Stil des ersten Napoleon zu lösen ist. Die gallische Elsa schaut sehnsüchtig nach einem Lohengrin aus, der zu ihrer Erlösung aus den Lüften herniedersteigen möge. Dem Zaren scheint die Rolle nicht recht zu liegen, vielleicht hat König Eduard sie übernommen und bietet der teuern Verbündeten seinen breiten Rücken dar, damit sie hinter diesem die notwendige Schwenkung in gutem Schutz vornehmen könne. Des Königs diesmaliger Besuch in Paris hat jedenfalls keine antideutsche Spitze mehr. Der Beherrscher Großbritanniens wird vielleicht im Gegenteil Herrn Fallières und Herrn Rouvier darauf aufmerksam gemacht haben, daß England und Frankreich ihre Unterschrift unter die Konvention von 1880 tatsächlich heillos kompromittiert haben, eine Lage, in die sich zwei Großmächte gegenseitig nicht bringen dürfen. Dem königlichen Verbündeten zuliebe, der aus dem angegebnen Grunde den Streitfall bald aus der Welt geschafft sehen möchte, wird sich die Regierung der Republik wohl demnächst nachgiebiger erweisen, namentlich wenn der König ihr nachdrücklich versichert, daß da Deutschland aus der Sache keinen Kriegsfall machen wolle, auch für England kein Grund zu einem solchen vorliege, und Frankreich demgemäß nicht umhin könne, auch seinerseits durch rechtzeitigen Rücktritt von seiner die Madrider Konvention von 1880 mißachtenden Haltung jede Gefahr einer Friedensstörung oder einer dauernden ernsten Spannung für Europa zu beseitigen. Beim Berliner Kongreß handelte es sich um die Ergebnisse eines langen und opferreichen Krieges, in Algeciras um einen diplomatischen Raubzug.

In der Pariser Deputiertenkammer selbst ist der ganze Marokkohandel als eine Finanzspekulation bezeichnet worden. Unter dem zweiten Kaiserreich ist aus denselben Finanzspekulationen das mexikanische Abenteuer entstanden, das nicht nur Frankreich viel Unruhe eingetragen, sondern auch zu der militärischen Schwäche geführt hat, die bei der Niederlage von 1870 dann eine große Rolle gespielt hat. Auch der Politik, die nach Tunis führte, lagen zuerst Finanzspekulationen, finanzielle Ausbeutungspläne zugrunde, gerade wie jetzt der marokkanischen Frage. Es wird nicht Frankreichs Verdienst sein, wenn der marokkanische Ausbeutungsplan nicht zu einer neuen Katastrophe führt. Wenn die Franzosen jede internationale Über-

wachung der französisch-spanischen Polizei ablehnen, so sollten sie in ihrem Interesse lieber froh sein, wenn eine internationale Überwachung ihnen die Verantwortlichkeit abnimmt. Es ist geradezu unglaublich, mit welcher Leichtfertigkeit sich die Republik über die von ihr unterzeichnete Konvention von 1880 und über die dort eingegangnen Verpflichtungen hinwegsetzt und sich obenein noch durch die Signatare, die ihr ein Gare! zurufen, beleidigt glaubt!

Dem König Eduard mußte ein solcher Schritt um so leichter fallen, als sich die Zahl der einsichtigen Engländer mehrt, die die Abmachung mit Frankreich überhaupt bedauern und die Preisgebung der englischen Interessen in Marokko als in keiner Weise geboten ansehen. Frankreich wird seinem russischen Verbündeten, der mit glühender Sehnsucht auf die Befreiung des französischen Geldmarktes von jeder Marokkosorge wartet, diesen Dienst nicht länger vorenthalten dürfen, zumal da nun auch der englische Verbündete die russischen Wünsche unterstützt. Die Situation ist somit für ein ruhig und besonnen am vertragsmäßig verbürgten Recht festhaltendes Deutschland nichts weniger als ungünstig.

In diesem Sinne ist wohl auch der Antrag des englischen Vertreters aufzufassen, die weitern Beratungen über die Bankfrage zu unterbrechen und zur Polizeifrage überzugehn. Es liegt dem Vorschlage die Tendenz zugrunde, Kompensationsobjekte zu schaffen und auf diesem Wege zu einem Resultat zu gelangen, das wohl so gedacht ist, daß Frankreich im Notfall in der Bankfrage, Deutschland dagegen in der Polizeifrage nachgeben soll. Der Right Honourable Sir A. Nicolson steht mit Recht oder Unrecht in dem Rufe, ein Gegner der französisch-englischen Konvention von 1904 zu sein, weil nach seiner und vieler andrer Engländer Ansicht der Verzicht auf Marokko eine den empfangnen Äquivalenten gegenüber viel zu weitgehende Konzession an Frankreich sei. Führe die Konferenz nun zu einem Ergebnis, so vollziehe sich damit die internationale Anerkennung der Konvention und deren dauernde Befestigung. Scheitere dagegen die Konferenz, so bleibe zunächst der status quo bestehn, und Frankreich sei von Englands Unterstützung abhängiger. Nun hat ein Konferenzbevollmächtigter aber doch nicht seinen eignen Ansichten, sondern den Instruktionen seiner Regierung zu folgen, die jetzt offenbar nicht ein Scheitern, sondern einen Erfolg der Konferenz wünscht, der der auf Europa drückenden Spannung ein Ende machen würde. Durch einen erfolgreichen Abschluß würde zudem England die Rechte, auf die es in der Konvention verzichtet hat, von Europa zurückempfangen.

In der Politik gelten nur die realen Interessen, und da das jetzige britische Kabinett kein Bedürfnis hat, sich für eine Politik mit antideutscher Spitze zu engagieren, so kann es, soweit seine Verpflichtungen gegen Frankreich das erlauben, nur einen guten Ausgang der Konferenz wünschen. Jedenfalls hat es für uns Deutsche keinen Sinn, die Sachlage pessimistisch aufzufassen. Es wird über die Konferenz leider viel zu viel geschrieben und telegraphiert. Jeder der vielen in Algeciras anwesenden Korrespondenten hält sich für verpflichtet, seinem Blatte täglich „das Neueste“ zu berichten, und dadurch entsteht die konfuse Beurteilung der Situation. Die deutschfeindliche Tendenz überwiegt in dieser Berichterstattung unter dem Einfluß des französischen Preßbureaus und der derselben Richtung folgenden Tätigkeit der englischen Korrespondenten. Man kann nur wünschen, daß dem Reichstage bald Gelegenheit gegeben werde, die friedliche und besonnene, aber ebenso entschlossene Haltung der deutschen Politik nachdrücklichst zu unterstützen. Damit würde der Sache des Friedens ein wirklicher Dienst geleistet werden, nicht aber durch das Kopfzerbrechen und das Händeringen von Parlamentariern und Publizisten über das Thema, was werden solle, wenn die Konferenz scheitere.

Solche Artikel nehmen sich zumal in solchen Blättern besonders unwürdig aus, die sich und ihren Lesern einreden wollen, Vertreter der Bismarckischen Politik, gleichsam die politischen Testamentsvollstrecker des großen Kanzlers zu sein. Bismarck wäre der letzte gewesen, der andern Mächten erlaubt hätte, über deutsche Rechte zu verfügen und sich über internationale Abmachungen, die Deutschlands Unterschrift

tragen, mißachtend hinwegzusetzen! Dieselben Blätter, die der deutschen Politik vorwerfen, daß sie keine Erfolge habe, tun alles, Erfolge zu erschweren oder in Frage zu stellen. Ein Votum des Reichstags würde auch dazu beitragen, das leider so tief gesunkne Ansehen unsrer Volksvertretung wieder zu heben. Mit den meisten fremden Volksvertretungen ist es freilich nicht besser bestellt, aber die Auslese von Verbalinjurien aus einer einzigen Sitzung: Ochse, Esel, Eseleien, Flegeleien, Rüpeleien! — genügt wahrlich, die Tiefe, zu der der Reichstag gesunken ist, zu veranschaulichen, den Tiefstand des geistigen, des ethischen und des politischen Niveaus zugleich. Es läge im Interesse aller Parteien, daß das Präsidium die Zügel etwas straffer führte und gelegentlich aus wiederholten Ordnungsrufen die Konsequenzen zöge.

Mit der ihr eignen geschickten parlamentarischen Taktik hat es die Sozialdemokratie verstanden, den übrigen Parteien sowie der Regierung selbst in der Frage der Heimarbeit den Rang abzulaufen. Nicht als ob der in seinen Forderungen wiederum übertriebne Antrag der Sozialdemokratie Aussicht auf Annahme hätte, aber die Partei hat sich damit den Haus- und Heimarbeitern als Retterin präsentiert und aus der Berliner Heimarbeitausstellung schnell die praktischen Konsequenzen gezogen. Es ist unbegreiflich, weshalb sich die konservative und die nationalliberale Partei eine solche Gelegenheit entgehn lassen. In der Ausstellung selbst sowie in den Auseinandersetzungen, die man dort zu hören bekam, waren zwar ebenfalls starke Übertreibungen enthalten, aber da nach dem Besuch der Kaiserin und nach der Behandlung dieses Gegenstandes durch den Kronrat kein Zweifel sein konnte, daß die Frage noch in dieser Reichstagssession zur Sprache kommen würde, hätten die andern Parteien ebensogut in den Sattel steigen können, um das Feld vor der Sozialdemokratie zu besetzen. Das ist leider versäumt worden. Unter den Übertreibungen der Ausstellung seien hier nur zwei Beispiele aufgeführt: In der Schneiderabteilung hingen zwei vollständig gleiche Joppen nebeneinander, die eine mit 2 Mark 50 Pfennigen Arbeitslohn in München angefertigt, die andre mit 3 Mark 35 Pfennigen Arbeitslohn in Berlin. Diese Berliner Joppe war also mit mehr Arbeitslohn belastet als ein Waffenrock, der 3 Mark Arbeitslohn aufwies. Bei den Mittenwalder Geigen war der Arbeitslohn mit 5 Mark angegeben, der Verkaufspreis mit 12 bis 100 Mark! Bei einem Verkaufspreise von 12 Mark wäre ein Arbeitslohn von 5 Mark gewiß sehr reichlich, andrerseits ist eine Geige für 100 Mark doch ein Kunstwerk, das jedenfalls einen entsprechenden, angemessen höhern Arbeitslohn erreicht. Solcher Beispiele werden noch viele vorhanden gewesen sein. Nun verlangen aber die Sozialdemokraten, daß auf Antrag von Arbeitern der Heim- und Hausarbeit „oder ihrer Organisation“ (!!) das Gewerbegericht als Einigungsamt für den Bezirk seiner Zuständigkeit die Lohnsätze in der Branche, die das Gericht angerufen hat, für eine bestimmte Dauer festsetzen solle. Da die Gewerbegerichte mehr und mehr der Sozialdemokratie verfallen, so ist klar, was dieser Antrag bedeutet. An Orten, an denen kein Gewerbegericht besteht, sollen Kommissionen gebildet werden, die auf einen entsprechenden Antrag diese Festsetzung bewirken. Die nähern Bestimmungen erläßt der Bundesrat mit der Maßgabe, daß die Kommissionen zur Hälfte aus Unternehmern, zur Hälfte aus Arbeitern unter dem Vorsitz eines Vertreters der Gewerbeinspektion bestehn müssen. Die Lohnsätze dürfen nicht niedriger festgesetzt werden als die in Fabriken und in Werkstätten für die entsprechende Arbeit gezahlten. Sie sind von den Einigungsämtern und Kommissionen zu veröffentlichen und sind nach der Veröffentlichung für Unternehmer und für Arbeiter der Branche rechtsverbindlich. — So der sozialdemokratische Antrag, der in den letzten Bestimmungen dem Umstande nicht Rechnung trägt, daß Heim- und Hausarbeit doch etwas ganz andres ist als Fabrik- oder Werkstattarbeit. In der Fabrik- und Werkstattarbeit ist der Arbeiter oder die Arbeiterin an eine feste Stundenzahl gebunden, und sie haben diese Zeit redlich auszufüllen. In der Heimarbeit kann der Arbeiter die Arbeit beliebig unterbrechen; namentlich die Arbeiterin

wird das tun müssen, weil sie neben der Arbeit doch auch noch den Haushalt zu erledigen, die Kinder zu besorgen hat usw. Ferner fallen doch auch manche andre Unterschiede bei der Arbeit ins Gewicht. Der Fabrikarbeiter hat viermal am Tage den Weg zwischen Fabrik und Wohnung zurückzulegen, der Heimarbeiter meist wöchentlich nur zweimal. Sodann kommt in Betracht, daß der Heimarbeiter in der Regel nicht nur für einen Teil der Arbeitsmaterialien, sondern auch für Heizung und Beleuchtung zu sorgen hat, der Fabrikarbeiter nicht. Die Heimarbeit wird nicht selten in später Abend- oder Nachtzeit geleistet, die Fabrikarbeit nicht. Dagegen wird wiederum der Fabrikarbeiter das ganze Jahr hindurch beschäftigt, der Heimarbeiter nur nach der Konjunktur. Dafür hat dieser wiederum die Mithilfe von Frau und Kindern, der Fabrikarbeiter nicht. Ebenso wäre es ein großes Unrecht, den verheirateten Heimarbeiter mit dem unverheirateten Fabrikarbeiter auf eine Stufe zu stellen. Kurzum, die Sache muß doch noch sehr durchdacht und im Rahmen des Möglichen behandelt werden. Ein Schneider zum Beispiel, der zuhause und nicht in der Werkstatt, sondern nur für eine solche arbeitet, wird in der Regel noch eigne Privatarbeit haben, die ihm beim Einkauf der Tuche sowie bei der Preisberechnung für das fertige Stück einen hübschen Nutzen abwirft, auch wenn er dabei noch viel billiger ist als die Werkstatt. In vielen andern Geschäftszweigen ist es ebenso. Schließlich ist der Heimarbeiter frei und unbeaufsichtigt, der Fabrikarbeiter natürlich nicht. Es ist also ganz unmöglich, beide Arten von Arbeit auf ein und derselben Lohnstufe zu behandeln. Der Zweck, den die Sozialdemokratie mit ihrem Antrage verfolgt, ist im wesentlichen auch nur der, die Heimarbeiter zu organisieren und damit neue Bataillone unter die sozialdemokratische Fahne einzureihen.

In der Finanz- und Steuerfrage machen wir wieder die Erfahrung früherer Jahre, daß jede Industrie, die zur Steuerleistung herangezogen werden soll, sofort erklärt, daß damit „eine blühende Industrie vernichtet werden würde.“ Phrasen und Schlagworte! So war es seinerzeit bei den Verhandlungen um das Tabakmonopol, so steht es jetzt wieder mit den Zigarren- und den Zigarettenfabriken und höchst komischerweise — ungeachtet ihrer Dividenden — auch mit den Brauereien. Auch wenn wirklich einige kleinere oder schlecht geleitete Brauereien darüber eingehn sollten, so bleibt den andern immer noch reichlicher Gewinn, und die Drohung mit einer Erhöhung der Bierpreise braucht darum niemand ernst zu nehmen. *§*

Als England Brasiliens Verbündeter war. Der Gelehrte Felisbello Freire hat im Instituto Commercial von Rio de Janeiro eine Reihe Vorträge über Volkswirtschaft und Handelsgeschichte gehalten, deren Inhalt auch außerhalb Brasiliens Interesse erregen wird. Wie einfach nimmt es sich aus, wenn erzählt wird: Im Jahre 1807 floh der portugiesische Regent und nachmalige König Johann der Sechste vor den in Lissabon einrückenden Franzosen über das Meer nach dem portugiesischen Koloniallande Brasilien. Hier schlug er 1808 in Rio de Janeiro seine Residenz auf. Bisher hatte das Kolonialland nur mit Portugal Handel treiben dürfen. Da aber dieses zeitweilig von den Feinden besetzt war, und das Herrscherhaus nunmehr in Brasilien weilte und von hier aus mit den andern Mächten in Verkehr trat, so war es selbstverständlich, daß die Häfen Brasiliens dem Handel aller befreundeten Nationen geöffnet wurden.*) Von dieser Hafenöffnung aber schreibt sich die Entwicklung Brasiliens zu einem selbständigen Reiche her. Es war gewissermaßen schon von dem Augenblick an selbständig, wo das aus Portugal vertriebne Königshaus das Kolonialland zum Sitze der Regierung erhob und zum Stützpunkte seiner Politik machte. Die Unabhängigkeitserklärung des Jahres 1822

*) Man beabsichtigt in Brasilien eine Jahrhundertfeier des Ereignisses.

war nur die logische Folge und die Bestätigung eines in Wirklichkeit vollzognen Ereignisses.

So ungefähr hatten wir es in der Schule gelernt. Und in allgemeinen, sagen wir verschwommnen und unklaren Umrissen ist die Auffassung auch richtig. Fügen wir nun dem politischen Berichte die Ausgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse hinzu und bringen beides in die richtige Wechselbeziehung zueinander, so erkennen wir vielleicht mit einiger Überraschung, daß wir uns über die Ursachen und die Wirkungen des geschichtlichen Vorgangs ein nicht nur mangelhaftes, sondern nach mancher Richtung hin falsches Bild entworfen hatten. Die Flucht Johanns des Sechsten vollzog sich nicht so glatt und einfach, wie wir angenommen hatten, und seine Regierung in Brasilien war nicht so frei und unabhängig, wie es im Interesse des Landes zu wünschen gewesen wäre. Die Häfen Brasiliens waren nur dem Scheine nach allen handeltreibenden Nationen geöffnet. In Wirklichkeit hatten alsbald die Engländer das Handelsmonopol, wie es vorher die Portugiesen gehabt hatten. Und die Engländer haben es viel rücksichtsloser ausgenutzt als diese. Sie haben die Notlage des Regenten nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich so weit ausgebeutet, daß Handel und Schiffahrt Brasiliens vernichtet, d. i. englisch wurden, und sie haben sich in solchem Grade zu kommerziellen und finanziellen Gebietern im Lande aufgeschwungen, daß noch heutigentags ihre Übermacht auf diesen Gebieten dem internationalen Kapital und dem internationalen Handel fühlbar wird.

Als der französische General Junot mit seinem Heere in Lissabon einrückte, hatte Johann der Sechste gerade noch Zeit, mit seinem Hofe auf Schiffe zu flüchten. Die Franzosen sahen diese Schiffe davonfahren und machten sich an deren Verfolgung. Eins fiel ihnen auch wirklich in die Hände, und sie würden den König mit der ganzen Flotte gefangen genommen haben, wenn nicht ein englisches Geschwader zur Hilfe herbeigeeilt wäre und die verfolgenden Franzosen verscheucht hätte. Unter englischem Geleite entkam Johann der Sechste, unter englischem Schutz behielt er seine Freiheit; aber diese war nur ein Schein, denn die Engländer hielten ihn in Wirklichkeit unter ihrer Vormundschaft. Die Lage in Brasilien war wesentlich verschieden von der Lage in den spanischen Kolonialländern. Während sich diese in der Zeit der napoleonischen Wirren von der Vormundschaft des Mutterlandes zu emanzipieren lernten und dann gewaltsam die Fesseln sprengten, hatte Brasilien solches gar nicht nötig, denn es war durch die bloße Anwesenheit des Regenten in gewissem Sinne selbständig geworden. Und anfänglich schienen sich alle Verhältnisse günstig gestalten zu wollen. Mit Johann dem Sechsten wanderte dessen ganzer Hofstaat mit Adlichen, Geldleuten, Kaufleuten und Schiffsreedern ein. Das wirtschaftliche Leben empfing einen mächtigen Antrieb, und der Handel zeigte Anfänge zu einer geradezu großartigen Entwicklung. Die Flagge der Braganzas wehte damals auf 2000 Handelsschiffen, die die Meere befuhren und Brasilien als ihre Heimat ansahen. Und 800 kleinere Fahrzeuge vermittelten den Küstenhandel vom Amazonas bis zum La Plata. Die hauptsächlichsten Länder Europas, natürlich außer Frankreich, sandten diplomatische Vertreter nach Rio de Janeiro, und Kaufleute aller Nationen begannen Handelsverbindungen mit Brasilien anzuknüpfen.

Aber ebenso übermächtig, wie Napoleon der Erste damals auf dem europäischen Festlande war, waren zur See die Engländer. Diese nannten sich Verbündete des Regenten Johann, aber sie waren sehr eigennützige, von Krämergeist beseelte Verbündete, die sich ihre Dienste teuer bezahlen ließen. Brasilien erschien nun zwar schon damals als ein Land von voraussichtlich großer Zukunft, aber seine Bevölkerung war noch schwach und seine Hilfsquellen unentwickelt. Es geriet in die vollkommenste Abhängigkeit zu England, dessen Vertreter Strafford es durchzusetzen verstand, daß Johann der Sechste im Jahre 1812 einen Vertrag einging, der nicht nur den ganzen Einfuhrhandel Brasiliens, sondern auch die gesamte brasilianische Schiffahrt zu englischen Monopolen machte. Dieser Handelsvertrag, der eine furchtbare wirtschaftliche Krise in Brasilien heraufbeschwor und die Entwicklung des Landes um

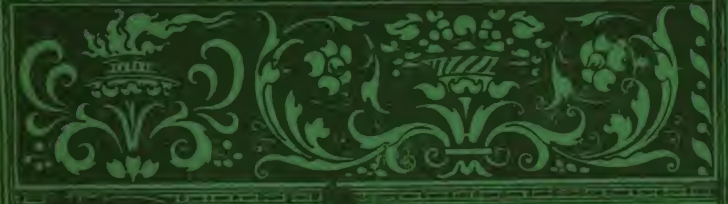
Jahrzehnte verzögerte, ja dessen Nachwehen in gewissem Sinne noch heute nicht überwunden sind, wurde in der Quinta Boa Vista vom zögernden Regenten unterzeichnet. Damals betrugen die Einfuhrzölle in Brasilien 24 Prozent der Warenwerte. Davon flossen 20 Prozent in die öffentlichen Kassen und 4 Prozent in die königliche Schatulle. Der Handelsvertrag bestimmte nun, daß alle aus England eingeführten Waren nur 15 Prozent, die aus andern Ländern eingeführten aber die vollen 24 Prozent Zoll zu bezahlen hätten. Ferner wurde ein Unterschied gemacht, ob die Warenbeförderung in englischen oder in Schiffen andrer Flagge geschah. In dem letzten Falle hatten sie einen Sonderzoll von 5 Prozent zu tragen. Auch brasilianische Schiffe, sogar wenn sie englische Waren brachten, waren von diesem Sonderzolle nicht befreit, und der englische Konsul zu Rio de Janeiro maßte sich das Recht an, sich von Amts wegen im Zollhause einzurichten, um die Einziehung dieses Zolles zu besorgen. Um einen Ausgleich für den Einnahmeausfall, der durch die Zollherabsetzung entstand, zu schaffen, wurde die Ausfuhrsteuer von 9 Prozent, dem bisherigen Betrage, zunächst auf 10 und dann auf 17 Prozent erhöht. So wurden die Ausfuhrerzeugnisse des Landes zugunsten der englischen Einfuhrwaren fast in doppelter Höhe belastet, was die Konkurrenzfähigkeit des Landes auf den Weltmärkten schmälerte. Die Häfenöffnung für den Handel aller Nationen aber war zu einem leeren Schein geworden. Die den Engländern zugestandnen Zollermäßigungen waren so groß, daß keine andre Nation mehr mit ihnen konkurrieren konnte. Die schlimmsten Folgen aber hatte der Handelsvertrag für die brasilianische Schiffahrt. Um die Zahlung des Sonderzolls von 5 Prozent zu vermeiden, wurden nur noch englische Schiffe für den Handel mit brasilianischen Häfen in Anspruch genommen. Die brasilianischen Reeder waren zugrunde gerichtet. Die 2000 Schiffe langer Fahrt und die 800 des Küstenverkehrs kamen unterschiedslos unter den Hammer und wurden versteigert. Wer aber war in der Lage oder hatte ein Interesse daran, sie zu kaufen? Nur die Engländer, denn nur unter englischer Flagge war noch Seeverkehr möglich. Die Engländer machten einander bei diesen Versteigerungen keine Konkurrenz, und so geschah es, daß die gesamte brasilianische Handelsflotte sozusagen für ein Butterbrot in den Besitz englischer Reeder überging.

Daß nach der Vernichtung der Schiffahrt auch die brasilianischen Werften eingingen, ist natürlich. Es gab in Pará, Bahia, Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul Schiffsbauwerkstätten, die für damalige Verhältnisse bedeutend waren. Ihre Inhaber kamen an den Bettelstab, und ergreifend schildert Felisbello Freire die Not der Tausende von Arbeitern, die ihr Brot verloren hatten. England aber behandelte Brasilien wie ein erobertes Kolonialland. Der ganze Großhandel kam in englische Hände, die einträglichsten Bergwerke wurden englisch, und wenn Brasilien Geld brauchte, erhielt es seine Anleihen von England. Es ist ein Wunder zu nennen, daß Brasilien nicht wirklich zum englischen Koloniallande geworden ist. Die englischen Einflüsse wurden so mächtig und schlugen so kräftige Wurzeln im Lande, daß sogar in spätern Zeiten, als sich Brasilien nach und nach wirtschaftlich und politisch etwas unabhängiger stellte, das englische Übergewicht über andre Nationen in Handel und Wandel eine erkennbare Tatsache blieb, wie denn auch bis heute noch englischer Handel und englisches Kapital eine vorherrschende Stellung behalten haben. Die ersten Schritte Brasiliens zur Unabhängigkeit aber waren ihm nicht leicht gemacht worden. Trotz der ausgedehnten Küste und den guten Häfen war es in Verkehr, Schiffahrt und Handel von England abhängig geworden und sah sich in der Entwicklung der eignen Kräfte behindert. Erst nach Ablauf des Handelsvertrags mit England, besonders aber unter der Herrschaft des Kaisers Dom Pedro des Zweiten begann sich das Land von dem schweren Schlage zu erholen. Ganz überwunden hat es ihn noch heute nicht. Noch heute hat es schwer zu ringen nach Neuschaffung einer Handelsflotte und nach Unabhängigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete.

Vom Witz. Professor Dr. Sigmund Freud hat, wie wir seinerzeit berichtet haben, in dem Buche: Die Traumdeutung, eine Theorie des Traumes aufgestellt. Ein in der Tagesarbeit unerledigter Rest droht den Schlaf zu stören. Durch seine Verwandlung in einen Traum wird die Störung abgewandt. Ein Wunsch gibt den Anstoß zur Traumbildung, aber da menschliche Wünsche meist etwas enthalten, dessen man sich ein bißchen schämt, so verdeckt die unbewußt waltende Vernunft das Wunschobjekt durch Unter= oder Vorschiebung andrer Bilder. Ganz wie bei dieser „Traumarbeit" verfährt das „Unbewußte" bei der Witzbildung; auch hier arbeitet es mit Verdichtungen (Forckenbecken, famillionär), Verschiebungen und Vertauschungen, und zwar nicht selten zu demselben Zweck: den Gegner beschimpfen — das tut ein anständiger Mensch nicht, aber einen Witz über ihn reißen, das ist erlaubt. Der Witz kommt also in der Weise zustande, daß „ein vorher bewußter Gedanke für einen Augenblick der unbewußten Bearbeitung überlassen, und deren Ergebnis sogleich von der bewußten Wahrnehmung erfaßt wird." Das, und noch vieles andre, zeigt Freud in der durch viele Beispiele unterhaltend gemachten Schrift: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten (Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1905). Die Technik des Witzes, seine verschiednen Arten, sein Verhältnis zum Naiven, zum Scherz, zum Komischen, zum Humor werden ausführlich behandelt. Als eine der zur Witzbildung treibenden Kräfte wird die Auflehnung des Gemüts gegen den Zwang der Vernunft nachgewiesen, die Sehnsucht nach der Freiheit des Kindes, das mit Worten und Dingen nur spielt, sie ganz willkürlich verwendet. Diese Freude am Unsinn sei es ja auch, was den Rausch zu einem angenehmen Zustande mache. Wird der Vernunft dadurch Absolution abgeschmeichelt, daß man einen Sinn in den Unsinn steckt, so kommt ein Scherz heraus, und hat dieser Sinn als eine Verstandesleistung, die einen neuen Gedanken schafft, einen gewissen Wert, so ist der Scherz ein Witz. Vom Humor und dem Komischen unterscheidet sich der Witz u. a. dadurch, daß der Humorist für sich ganz allein, aus seiner eignen augenblicklichen Situation, die humoristische Stimmung zu erzeugen vermag. Zur Komik dagegen gehören zwei Personen: die komische und die andre, die über sie lacht. Zum Witz aber drei: einer, der den Witz macht, einer, über den er gemacht wird, und ein dritter, der darüber lacht. Denn der Macher lacht nicht darüber, und Witze werden immer nur mit der Absicht gemacht, sie andern mitzuteilen. Daß der Witz die Frucht einer Inspiration, also ein kleines Kunstwerk ist und gleich jedem Kunstwerk dem Unbewußten entstammt, dafür hätte Freud noch einen Beweis anführen können, den er nicht beachtet. Es gibt sehr intelligente, phantasievolle, humorvolle Menschen, Menschen, die zudem gern lachen, gern Witze hören und lesen und den Kern jedes Witzes rasch und richtig erfassen, denen aber trotzdem in ihrem ganzen Leben nicht ein einziger Witz gelingt. Damit ist hinlänglich bewiesen, daß er nicht das Erzeugnis bewußter Verstandesarbeit, sondern die Frucht einer Inspiration ist. Allerdings, die nach Originalwitzen mühsam zusammengeschusterten Nachahmungen: Schwiegermutter=, Hut=, Auto=, Professoren=, enfant terrible=Witze unsrer Witzblätter sind keine Inspirationen. Dafür wird man in Zukunft, weil sie mit zwei Mark das Stück honoriert werden, den ästhetischen und den philosophischen Abhandlungen ein Kapitel über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Witzes anfügen können.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 11

Ausgegeben am 15. März 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Das Wahlrecht in den hanseatischen Stadtstaaten



Durch die Ereignisse in Rußland, Ungarn und Österreich ist die Wahlrechtsfrage auch in Deutschland wieder stark in Fluß gekommen. Süddeutschland ist teils auf dem Wege, das allgemeine Wahlrecht einzuführen, teils hat es diesen wichtigen Schritt schon getan. In Preußen und in Sachsen gibt es eine starke Bewegung, das bestehende Landtagswahlrecht zu erweitern. In Hamburg und in Lübeck hat man sich umgekehrt entschlossen, es einzuschränken.

Die Hansestädte sind eigentümliche Gebilde im Gesamtorganismus des Deutschen Reichs. Manchem mögen diese kleinen Republiken als ganz zeitfremde Überbleibsel der Vergangenheit erscheinen; sie erinnern freilich ebensowohl an die elende reichsunmittelbare Kleinstädterei, die mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 ihr Ende erreicht hat, wie an die große Zeit des deutschen Städtewesens, als Nürnberg, Augsburg, Basel, Straßburg, Frankfurt, als im Norden die Hansa die Glanzpunkte des geistigen, des künstlerischen und des wirtschaftlichen Lebens im weiten Vaterlande waren. Nicht ohne tiefen Grund blieben damals außer den jetzigen freien Städten noch Frankfurt, Nürnberg, Regensburg und Augsburg selbständig. Die drei letzten gingen zur napoleonischen Zeit in Bayern auf. Frankfurt zog 1866 am verkehrten Strang, während die andern drei durch Parteinahme für Preußen ihre Selbständigkeit behaupteten. Hamburg tat es erst im allerletzten Augenblick auf ein Ultimatum des mit seiner Armee in Altona stehenden Generals von Manteuffel. Daß die Hansestädte trotz ihrer Kleinheit noch selbständige Mitglieder des Reichs sind, bringt schön den Gedanken zum Ausdruck, daß das historische Recht, das Souveränitätsrecht dieselbe Achtung findet, ob es nun einem Fürsten oder einer städtisch-republikanischen Bevölkerung eigen ist. Auch das muß als ein günstiger Umstand angesehen werden, daß im Bundesrat neben dem monarchischen Wesen auch städtisches, bürgerliches Wesen wenigstens zu Gehör gebracht werden kann.

Natürlich werden die Hansestädte nie vergessen dürfen, daß sie mit dem Reiche auf demselben Boden der gesellschaftlichen und der staatlichen Ordnung stehn müssen. Das gilt nicht nur von den wirklichen Reichsgesetzen, denn deren

Befolgung kann das Reich mit der leichtesten Mühe erzwingen; es gilt auch von der ganzen politischen und sozialpolitischen Haltung in ihrer häuslichen Gesetzgebung und Verwaltung. Gegenüber der Bismarckischen Schutzzollpolitik haben sie noch den Freihandel vertreten können. Schon das ist ihnen an vielen Stellen sehr verübelt worden, während der Kanzler allerdings groß genug dachte, sie darin gewähren zu lassen. Er mag sich gesagt haben: durchkreuzen können sie die Handelspolitik des Reichs nicht, im übrigen aber mögen sie nützlich sein, indem sie das Reich vor allzu großer Einseitigkeit bewahren. Aber viele seiner Parteigänger verlangten laut, daß sich die Hansestädte der „Politik des Schutzes der nationalen Arbeit“ anschließen oder ihre Selbständigkeit verlieren müßten. Jetzt sind sie seit lange wohlgelittne Glieder des Deutschen Reichs, denn jeder schätzt an ihnen die Pflege der Seeschiffahrt und des Seehandels, Zweige der Gewerbtätigkeit, die das heutige Deutsche Reich mit seinen 61 Millionen Einwohnern, mit seiner Weltpolitik gar nicht verkümmern lassen kann. Der Kaiser zeichnet sie in mancher Hinsicht aus, obgleich sie der agrarischen Politik von heute, die die Bismarckische noch weit übertrifft, ebenso scharf gegenüberstehn wie damals. Aber das wird sich natürlich kein vernünftiger Mensch innerhalb wie außerhalb der drei Städte einfallen lassen, daß sie bleiben könnten, was sie sind, wenn sie die Sozialdemokratie Macht über sich gewinnen ließen. Ihre Reichstagsmandate mögen in den Händen der Umsturzpartei sein, das geht auch andern Kleinstaaten so, das kann hingenommen werden. Daß sie aber ihre eigne Staatsmacht fest in bürgerlichen Händen halten müssen, das ist die Grundbedingung für ihr eignes republikanisches Wesen.

Es wurde vor nicht langer Zeit berichtet, Bebel habe gesagt, durch die Senate der Hansestädte werde seine Partei in den Bundesrat einziehn. Es wurde für unwahr erklärt, und wir wollen dem Dementi glauben. Aber daß Scharen minder einsichtiger Sozialdemokraten diesen Glauben gehabt haben und vielleicht noch haben, kann nicht bestritten werden. Die „Genossen,“ die nicht darüber nachdenken, machen doch das Treiben geriebner Agitatoren mit und streben darum einem unerreichbaren Ziele zu, auch wenn sie sich darüber nicht klar sind. Unerreichbar, sagen wir, denn das hanseatische Bürgertum ist selbst auf dem Platze, der Sozialdemokratie einen solchen Sieg unmöglich zu machen. Und sollte diese einst, verlockt durch ihr Übergewicht in der Reichstagswählerschaft, einen Versuch machen, so wüßten Staatsgewalt und Bürgertum, daß in der Verteidigung des Gesetzes das Reich mit seinen Machtmitteln immer hinter ihnen steht. Eben das ist der Punkt, von dem aus man am meisten bezweifeln kann, ob Hamburg und Lübeck mit der Rückwärtsrevision ihres Wahlgesetzes nicht viel zu früh und ohne Not vorgegangen sind.

Die drei Hansestädte sind ihrem Rechte nach Einzelstaaten des Deutschen Reichs. Ihrer innern Beschaffenheit nach sind sie Städte, Stadtgemeinden. Die Eigenschaft der Stadtgemeinde überwiegt bei ihnen so, daß sie den Staatshaushalt und die Staatsverwaltung gar nicht von der Gemeindeverwaltung und dem Gemeindehaushalt gesondert haben, während die innerhalb ihres Gebiets liegenden kleinern Städte (Bremerhaven, Cuxhaven, Bergedorf, Trave-

münde) sowie die Landgemeinden ihre eigne Ortsverwaltung haben, zugleich natürlich auch durch die von ihnen selber gewählten Bürgerschaftsmitglieder an den kleinstaatlichen Parlamenten beteiligt sind. Man kann nun sagen: die Gemeindeverwaltung der eigentlichen Städte geschieht durch die Staatsorgane: Senat und Bürgerschaft; oder: die nur wenig erweiterten städtischen Organe: Senat und Bürgerschaft, regieren auch das Landgebiet und die Hafenstädte mit. Auf den Unterschied kommt wenig an. Entscheidend ist, daß die eigentlichen Städte in den Bürgerschaften durchaus das Übergewicht haben. Nun aber steht die Gegenwart der Tatsache gegenüber, daß die Bevölkerung fast aller Großstädte der Werbetrommel der Sozialdemokratie nachläuft. Sollen die republikanischen Stadtstaaten sie einfach hinnehmen und sich darein finden? Sollen sie dem Verlangen nachgeben und auch bei sich selber das allgemeine gleiche Stimmrecht einführen? Sogar gewisse ganz verbohrte Freunde eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie wagen das doch nicht zu fordern. Die hansestädtischen Wahlrechte haben bald nach 1848 den Charakter bekommen, der ihnen noch eigen ist. Im tollen Jahre hatten sie sich das allgemeine gleiche Wahlrecht gegeben. Bald darauf ergab sich die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Verfassung und des Wahlrechts. Lübeck, wo die Verhältnisse lange Zeit patriarchalischer waren, und wo die Zugehörigkeit zum Staatsverbande mehr auf ein ruhiges Altbürgertum beschränkt blieb, hat sein allgemeines Wahlrecht bis heute behauptet, ist aber jetzt dabei, es umzugestalten. Hamburg änderte 1849 seine Institutionen aus eigner Macht. Bremen mußte es tun auf Verlangen des Frankfurter Bundestags. Der hannoversche General von Jakobi war schon mit einem Ultimatum eingetroffen, als der Senat durch einen Staatsstreich eine neue Verfassung und ein neues Wahlrecht einführte. Seitdem sind in Hamburg folgende Klassenwahlen: Grundbesitzer 40 Bürgerschaftsvertreter, Notabeln 40, allgemeines Stimmrecht 80; in Bremen (unter Berücksichtigung späterer kleiner Änderungen) Gelehrte 14, Kaufleute 40, Gewerbekonvent 20, Kammer für Landwirtschaft 8, allgemeines Stimmrecht 68. Zu Verfassungsänderungen ist in Hamburg eine Mehrheit von drei Vierteln der Bürgerschaft, in Bremen von 76 (unter 150 Mitgliedern) notwendig. In Bremen hat die Bürgerschaft vor zwei Jahren eine Einschränkung des Wahlrechts einstimmig abgelehnt. In Hamburg hat sie die Einführung eines Zensus für die Wahl nach allgemeinem Stimmrecht mit 120 gegen 35 Stimmen angenommen. Dort fürchtete man nicht, daß die Mehrheit der Bürgerschaft in sozialdemokratische Hände kommen könne, wohl aber, daß die Partei der „Genossen" einst aus eigner Kraft oder durch Konzessionen einzelner Bürgerlicher auf 40 Stimmen kommen könne, womit diese die Macht erlangt hätten, Verfassungsänderungen sogar dann unmöglich zu machen, wenn sie unbedingt notwendig geworden wären. Dem hätte sich allerdings einfacher begegnen lassen durch eine Änderung der Verfassungsbestimmung, daß zu Verfassungsänderungen eine Mehrheit von drei Vierteln notwendig ist. Damit wäre dann dem furchtbaren Geschrei über Wahlrechtsraub der Boden entzogen worden.

So weit soll sich allerdings unsre Kritik nicht erstrecken, daß man Hamburg und Lübeck (wo man ebenfalls ein Zensussystem einführt) das Recht ab-

sprechen könnte, Maßregeln zu treffen, die der Macht der Sozialdemokratie in der Bürgerschaft gewisse Grenzen ziehn. Mit der deutschen Sozialdemokratie von heute ist kein Gemeinwesen zu verwalten. Hinweise auf die französische, belgische, australische Sozialdemokratie sagen nichts, denn dort sind die „Genossen“ eben andre Leute als bei uns, vollends als unsre seit dem Siege des rotesten Radikalismus geworden sind. Auch in den hanseatischen Bürgerschaften hat sich der Grundsatz des „Teilnehmenlassens an der Verwaltung“ durchaus nicht in dem Sinne bewährt, daß die „Genossen“ nun brauchbarere und gemäßigtere Mitglieder der Versammlungen geworden wären. Im Gegenteil, dieses Forum dient ihnen nur dazu, ihre Hetzreden zum Fenster hinaus zu halten, bei jeder Vorlage, jeder Budgetposition ihre aufstachelnden Forderungen zu stellen. In der Bremer Bürgerschaft sitzen die Sozialdemokraten seit zwanzig Jahren, in der Hamburger sind sie erst vor drei Jahren über ein Mitglied hinausgekommen. Das Ergebnis ist dasselbe gewesen. Natürlich muß das hingenommen werden; wenn aber gesagt wird, daß zur Heranziehung der Sozialdemokraten zur gemeinsamen Arbeit Konzessionen gemacht werden könnten, so muß leider geantwortet werden: ein solches Vertrauen ist unberechtigt.

Durch das Übermaß ihres Treibens haben die Sozialdemokraten neuerdings stark der Reaktion geholfen, in Rußland wie auch in Deutschland. Sie selber haben sich die Wahlrechtseinschränkung in Hamburg und in Lübeck zuzuschreiben. Ohne den Aufruhr am „roten Mittwoch“ wäre in der Hamburger Bürgerschaft die Dreiviertelmehrheit wohl nicht zustande gekommen. Je ärger sie es machen, um so mehr werden die hanseatischen Bürgerschaften und ihre Senate auf der Hut sein, damit keine politischen Situationen entstehn, in denen das Reich die Stadtstaaten auf eine ganz andre Grundlage stellen muß, weil mit der steigenden Macht der Genossen ihre Selbständigkeit als republikanische Einzelstaaten dem Reiche unerträglich erscheine. Diese dem hanseatischen Bürgertum sicher unerwünschte Wendung wäre immer noch weit wahrscheinlicher als ein Sieg der Sozialdemokratie über das Bürgertum innerhalb der hanseatischen Staatsverwaltung.



Der Zentralverband und die Sozialpolitik



Der Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller, H. A. Bueck, hat die Geschichte dieses im Jahre 1876 gegründeten mächtigsten aller deutschen Unternehmervereine geschrieben, dem zurzeit außer 544 einzelnen 176 körperschaftliche Mitglieder angehören. (Der Zentralverband deutscher Industrieller 1876 bis 1901. Berlin, J. Guttentag.) Der erste 1902 erschienene Band hat die Handels- und Zollpolitik des Verbandes behandelt, die andern beiden im Herbst 1905 veröffentlichten Bände (808 und 749 Seiten Großoktav) stellen seine Sozialpolitik dar, und zwar beschäftigt sich der zweite mit dem Hilfskassen-

wesen und der Arbeiterversicherung. Der Verfasser erzählt ausführlich die Geschichte dieser großen gesetzgeberischen Aktion und hat die sämtlichen Gesetze, Entwürfe, Abänderungen, Beratungen der Kommissionen und im Plenum, die wichtigsten Anträge und Stücke aus den Reden sowie die Beratungen, Beschlüsse und Denkschriften des Zentralverbandes darüber und seine Verhandlungen mit den Regierungsorganen aufgenommen. Wir stellen daraus so viel zusammen, wie nötig ist, die Anschauungen, das Verhalten und die Tätigkeit des Verbandes zu charakterisieren, und verzichten, um die Objektivität unsrer Darstellung nicht zu beeinträchtigen, auf die kritischen Glossen, die der denkende Leser selbst beifügen möge.

Die Eingangsworte lauten: „Der harte, von dem Zentralverband um die Rückkehr der gänzlich in freihändlerische Bahnen geratnen Wirtschafts- und Handelspolitik zu einem System maßvoller Schutzzölle geführte Kampf war glücklich beendet. Mit dem Zolltarif vom 15. Juni 1879 war die Grundlage für eine erfolgreichere Betätigung der nationalen Arbeit gegeben. Trotz der seit sechs Jahren mit zunehmender Schwere auf dem deutschen Erwerbsleben lastenden Krisis blickte die Industrie hoffnungsvoller in die Zukunft. Der Kampf war nicht engherzig geführt worden im einseitigen Interesse der Industriellen, wie ihnen leider so häufig nachgesagt worden war; er war geführt auch für die Arbeiter, mit deren Geschick die Interessen der Industrie so eng verknüpft sind. Auch den Arbeitern sollte die neue Wirtschaftspolitik den Erwerb sichern und mehren. Das warme Interesse der im Zentralverbande vereinten deutschen Industriellen für ihre Arbeiter konnte wohl nicht kräftiger zum Ausdruck gelangen, als durch die Tatsache, daß, nachdem der neue Zolltarif Gesetz geworden war, sie es als ihre erste Aufgabe erachteten, auch auf andern Gebieten für die Besserung und Sicherung der Lage der Arbeiter und ihrer Angehörigen einzutreten. Nach dem Erlaß des Zolltarifs hielt der Verband seine erste Versammlung, eine Generalversammlung aller seiner direkten und indirekten Mitglieder, in den Tagen vom 22. bis 24. September 1879 in Augsburg ab. Der erste und hauptsächlichste Gegenstand der Verhandlungen lautete: Die Arbeiterunterstützungskassen." Am Schluß eines historischen Überblicks über die Entwicklung dieser Kassen heißt es in Beziehung auf die Lage nach Auflösung der mittelalterlichen Wirtschaftsordnung: „Wer kraftvoll in das Getriebe des wirtschaftlichen Lebens eingreifend seinen Platz ausfüllt und sich für ein nützliches Glied in der Kette der wirtschaftlichen Kräfte zu halten berechtigt ist — diese Berechtigung hat der Durchschnitt unsrer Arbeiter —, für den mußte der Gedanke grauenvoll sein, im Falle der Erwerblosigkeit nicht nur auf die ihm von der Armenpflege gewährten denkbar geringsten Existenzmittel angewiesen zu sein, sondern auch mit dem Gefühl, der Gesellschaft zur Last zu fallen, in gewissem Grade eine entehrende Stellung einzunehmen. Denn diese Stellung wird den Empfängern öffentlicher Almosen nicht nur nach der landläufigen Anschauung, sondern auch vom Staate zugewiesen, der den Almosenempfänger eines Teils seiner bürgerlichen Rechte entkleidet. Aus diesen Empfindungen, die besonders in breiten Schichten der bessern Arbeiter Wurzel geschlagen hatten, ist die traurige Saat der Erbitterung und des Klassenhasses emporgeschossen, ist die

Sozialdemokratie entstanden." Eine Übersicht der das Hilfskassenwesen regelnden Gesetzgebung schließt mit der Erwähnung der beiden Anträge Stumms im Reichstage. Der zweite wurde von einer Kommission beraten, die eine Resolution vorschlug, durch die der Reichskanzler aufgefordert werden sollte, einen Gesetzentwurf betreffend die Versorgung der alten und der invaliden Arbeiter ausarbeiten zu lassen. In der Augsburger Generalversammlung nun wurde einstimmig folgende Resolution angenommen:

„Der Zentralverband deutscher Industrieller erkennt an, daß die Versorgung beziehentlich Unterstützung invalider und altersschwacher Arbeiter und ihrer Witwen und Waisen nicht lediglich den bisherigen Verpflichteten, insbesondre den betreffenden politischen Verbänden, überlassen werden darf, daß vielmehr für diese Zwecke daneben die Errichtung besondrer Kassen, bei denen Arbeitgeber und Arbeiter durch Beiträge und Verwaltung beteiligt sind, angestrebt werden muß. Der Zentralverband erkennt ferner an, daß eine derartige Fürsorge in hohem Grade dazu beitragen würde, die Wiederherstellung und Wahrung des sozialen Friedens herbeizuführen, und daß die von der VIII. Kommission des Reichstags, 4. Legislaturperiode, II. Session 1879 gefaßte Resolution, betreffend die Einführung von Altersversorgungs- und Invalidenkassen, imstande ist, die unentbehrliche Initiative und Tätigkeit des Reichs in dieser Sache zu fördern." In der Beratung hatte Bueck hervorgehoben, „daß nach dem Urteil aller Nationalökonomen, die irgend auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben könnten, wie nach den Erfahrungen aller derer, die gewöhnt seien, scharf die praktischen Verhältnisse zu beobachten, alle diejenigen Dinge, die zur Notdurft des Arbeiters gehören, durch den Lohn gedeckt werden müßten. Demnach dürfe man sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß bei Einführung der Zwangsversicherung in kürzerer oder längerer Zeit der Beitrag, den der Arbeiter zu der Versicherung zu zahlen haben würde, im Lohn erscheinen werde. Würde nun die Last dieser Versicherungskassen nur auf die Arbeiter und Arbeitgeber verteilt werden, so würde, nach dem soeben dargelegten, mit absoluter Notwendigkeit eintretenden wirtschaftlichen Vorgange, der Arbeitgeber die ganze Last zu tragen haben. Dies würde aber unmöglich und ungerecht sein. Unmöglich würde es sein, weil der Preis der Ware sich nicht lediglich nach den Herstellungskosten richte, und der Wettbewerb daher den Arbeitgebern in Deutschland nicht immer gestatten könne, die durch die Abgabe für die Versicherung erhöhten Produktionskosten aus dem Verkauf der Ware zu decken. Es würde ungerecht sein, weil die Produktion sich nicht allein im Interesse des Fabrikanten oder sonstigen Produzenten vollziehe. Die Produktion sei eine der hauptsächlichsten Grundlagen der wirtschaftlichen Verhältnisse, ja sie sei von solcher Bedeutung für die ganze Nation, daß nach der höhern Entwicklung und dem größern Umfange der Produktion sich der ganze Kulturstand eines Volkes bemessen lasse. Die Produktion komme also allen Angehörigen einer Nation zugute, und daher sei die Gesamtheit auch verpflichtet, einen Teil der Lasten zu übernehmen, die dadurch entstünden, daß die Existenz der Arbeiter und ihrer Angehörigen gesichert werden solle. Der soziale Unfriede, der aus der jetzt bestehenden Unsicherheit hervorgehe, bedrohe auch nicht allein die Produzenten, sondern die Gesamtheit; diese sei darum auch verpflichtet, einen Teil der Lasten zu übernehmen, die dazu beitragen sollen, den sozialen Frieden wieder zu sichern. In dem vorgelegten Beschlußantrage habe daher der Gedanke Platz gefunden, daß nicht allein Arbeitgeber und Arbeiter, sondern auch die Gesamtheit in irgendeiner Form zu Beiträgen verpflichtet werden müßten. Auf die Form selbst einzugehn, werde spätern Erörterungen vorbehalten bleiben müssen."

Es folgt ein Abriß der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und der Gewerkschaftsbewegung. Im Zentralverbande wurde „das Erlöschen des Sozialistengesetzes als ein verhängnisvoller Fehler angesehen und lebhaft beklagt."

Statt der Invalidenversicherung war mittlerweile die Unfallversicherung in den Vordergrund getreten, weil „die unglückseligen Haftpflichtprozesse," die auf Grund des Reichsgesetzes vom 7. Juni 1871 geführt werden mußten, bei beiden Klassen von Beteiligten allgemeine Unzufriedenheit erregt hatten. Die Unternehmer besonders „glaubten bei den Entscheidungen eine gewisse Parteilichkeit der Richter für die Arbeiter wahrgenommen zu haben." Der Geheime Kommerzienrat Baare überreichte am 30. April 1880 dem Staatsminister Hoffmann auf dessen Wunsch eine Denkschrift, die von der Ansicht ausging, „daß die deutsche Gewerbtätigkeit neben den durch das bestehende Haftpflichtgesetz ihr auferlegten Lasten nicht auch noch die Pflicht der Altersversorgung, d. h. die Kosten einer Versicherung der Arbeiter für den Fall der Arbeitsunfähigkeit, auch wenn diese nicht durch äußere Verletzungen während der Arbeit hervorgerufen sei, tragen könne. Er sprach deshalb seine Überzeugung dahin aus, daß, unter Abänderung des bestehenden Haftpflichtgesetzes, eine Entschädigung aller im Dienste Andrer beschäftigten Arbeiter gesetzlich festgestellt werden könnte, und zwar für den Todesfall, für dauernde Invalidität oder Halbinvalidität sowie für zeitweise Erwerbsunfähigkeit." Baare äußerte die Besorgnis, daß wenn Arbeiterpensionskassen, außerdem vielleicht auch noch Witwen- und Waisenkassen eingerichtet würden, die Ansprüche an Pension und Unterstützung in einem solchen Maße wachsen könnten, daß die Industrie die Last nicht mehr zu tragen vermöchte. Diese Befürchtung, bemerkt Bueck, „war wohl erklärlich bei einem Manne, der, als verantwortlicher Leiter eines der größten Werke der deutschen Montanindustrie, unter der langjährigen Krisis der siebziger Jahre gelitten und unter schweren Sorgen gegen sie angekämpft hatte. Auf den Umstand, daß die Industriellen überhaupt noch unter dem Eindruck jener Krisis standen, während deren Verlauf sie unter empfindlichen Verlusten den harten Kampf um ihre Existenz zu führen gehabt hatten, muß, bei Beurteilung ihrer Haltung gegenüber der neuen sozialpolitischen Gesetzgebung, von vornherein ganz besonders hingewiesen werden. Bei der Würdigung dieses Umstandes wird einerseits erklärlich, daß die Industriellen nur zaghaft an die Übernahme neuer, größerer Lasten herantraten und zur Vorsicht mahnten. Andrerseits wird, in wohlwollender Berücksichtigung dieses Umstandes, den Industriellen für ihr weitgehendes Entgegenkommen gegenüber der in Rede stehenden Gesetzgebung und der von ihnen geleisteten Beihilfe zu deren schneller und erfolgreicher Durchführung Anerkennung nicht versagt werden können."

In der Begründung des ersten Entwurfs eines Unfallversicherungsgesetzes war ausgesprochen worden, daß der Arbeitgeber ein Interesse daran habe, fortschreitend eine Verminderung der Unfälle herbeizuführen, „und zwar nicht nur durch zweckmäßige Betriebseinrichtung und Leitung, sondern auch durch richtige Auswahl und sorgfältige Disziplinierung der Arbeiter." Demgemäß, bemerkt der Verfasser, habe die Regierung das volle Recht des Arbeitgebers anerkannt, die Arbeiter allein nach seinem Ermessen auszuwählen und in der Disziplinierung volle Autorität über sie auszuüben, aber dieser Grundsatz wie die übrigen mit überzeugender Begründung aufgestellten Grundsätze seien im Verlaufe der Verhandlungen im Reichstage auf Andrängen der Parteien fast gänz-

sich aufgegeben worden. Im Verlaufe seiner Verhandlungen über den Entwurf schlug der Zentralverband die Schaffung einer dem französischen Conseil supérieur du commerce, de l'industrie et de l'agriculture ähnlichen Behörde vor, und Bismarck nahm den Vorschlag an. Der preußische Volkswirtschaftsrat wurde errichtet, und dessen permanenter Ausschuß beachtete bei der Prüfung und Umarbeitung des ursprünglichen Entwurfs des Unfallversicherungsgesetzes die Beschlüsse des Zentralverbandes. Sehr lebhaft protestierte dieser gegen die in dem Entwurf angenommne obere Grenze der Klasse der Versicherungspflichtigen. Sie war auf 2000 Mark festgesetzt. Der Zentralverband wünschte sie auf 1000 Mark herabzusetzen. In einer Petition an den Reichstag führte er aus:

In den Motiven der Regierungsvorlage wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Einrichtung der Reichsversicherungsanstalt den Zweck hat, das Wohlergehn der schwachen und hilfsbedürftigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu fördern, und daß es sich in Wahrheit nur „um eine Weiterentwicklung der Idee handelt, welche der staatlichen Armenpflege zugrunde liegt. Wir stimmen damit sowie mit der weitern Feststellung der Motive überein, daß von denjenigen Arbeitern, deren Jahresverdienst unter 750 Mark zurückbleibt, nur selten einer durch Unfall erwerbsunfähig oder getötet werden wird, ohne zugleich bedürftig zu werden bezw. seine Angehörigen in bedürftiger Lage zu hinterlassen, mit andern Worten: ohne der Armenpflege zur Last zu fallen. Dies trifft aber keineswegs zu bei Arbeitern, deren Jahreseinkommen den Betrag von 900 oder 1000 Mark überschreitet. Arm und reich sind bekanntlich äußerst relative Begriffe, und man kann unmöglich denjenigen zur Klasse der Armen zählen, der nach Lage der Verteilung des ganzen Volkseinkommens zur besser situierten Minderheit gerechnet werden muß.“ Daß dieses der Fall sei, wird statistisch nachgewiesen und dann fortgefahren: „Wir fragen, ist es richtig und ist es durchführbar, im Wege des staatlichen Zwangs und zu Lasten dritter Personen eine nach Analogie der staatlichen Armenpflege (denn nur diese rechtfertigt den staatlichen Zwang) zu beurteilende Fürsorge auch für solche Personen aufzubürden, die nach dem Durchschnitt unsrer nationalen Erwerbsverhältnisse an und für sich schon zu den besser situierten Klassen gezählt werden müssen?“

Stumm wollte von einer Belastung dritter Personen überhaupt nichts wissen. Er erklärte sich gegen den vorgeschlagnen Reichszuschuß, weil sich das Gesetz nur auf die Industriearbeiter beziehe. Er für seinen Teil könne nicht zugeben, daß auch nur an einem Tage ein armer Tagelöhner in Posen oder in Pommern, dem es hundertmal schlechter gehe als den Fabrikarbeitern, auch nur einen Bruchteil eines Pfennigs zahlen solle, um die durch den Schutzzoll ohnedies in gesichertere Verhältnisse gekommnen Industriearbeiter zu unterstützen; für ihn sei das eine Frage des point d'honneur, über die er nicht hinwegkomme. Der Entwurf wurde nicht Gesetz, weil der Bundesrat den vom Reichstage beliebten Änderungen nicht beizustimmen vermochte. Eine Delegiertenversammlung des Zentralverbandes, die am 26. September 1881 in Dresden abgehalten wurde, erklärte sich mit dem Grundgedanken der Regierungsvorlage einverstanden, wünschte aber Ausdehnung der Versicherung auf die landwirtschaftlichen Arbeiter und hielt die Errichtung einer Reichsversicherungsanstalt für geboten als Korrelat des Versicherungszwanges, den auch sie für notwendig erachtete; die Leistungen der Kassen wünschte sie vorläufig auf das mit ihrem Zweck vereinbare geringste Maß, den verunglückten Arbeiter vor Not zu

schützen, beschränkt. Von dieser Erwägung geleitet, sprach sich die Delegiertenversammlung für eine längere Karenzzeit aus; dabei werde jedoch vorausgesetzt, „daß der Einführung der Unfallversicherung eine Reorganisation des Hilfskassenwesens mit Einrichtung solcher Kassen, wo ein Bedürfnis vorhanden ist, vorhergehn" müsse. Sie erkenne an, daß ein bedeutender Teil der Prämie von dem Unternehmer gezahlt werden müsse, verwahre sich jedoch gegen die Bestrebungen derer, die dem Unternehmer die ganze Last der Prämienzahlung aufbürden wollten, da sich diese Belastung der Industrie in ungünstiger Konjunktur gegen die Interessen der Arbeiter wenden würde. Der Korreferent, Generaldirektor Klewitz, bekämpfte die Grundidee der Regierungsvorlage als sozialistisch und wollte den durch das Haftpflichtgesetz geschaffnen Rechtszustand erhalten sehen. Direktor Lohren jedoch verwahrte sich dagegen, daß im Zentralverbande „die nackten Lehren des Manchestertums und des Fortschritts, der sich mit ihnen identifiziert," vorgetragen würden, und die große Mehrheit der Versammlung stimmte ihm bei. Baare bemerkte unter anderm, auch er sei im allgemeinen für Selbsthilfe und kein Freund der Staatshilfe, aber nach sorgfältiger Erwägung müsse diese bei der Unfallversicherung als richtig und notwendig erachtet werden. Bueck erklärte den Vorwurf des Sozialismus, den Klewitz gegen die Regierungsvorlage erhoben habe, für unbegründet. Die Sozialisten wollten die bestehende Ordnung umstürzen und eine andre Verteilung des Besitzes herbeiführen; der Staat dagegen verfolge mit seinen sozialpolitischen Bestrebungen den idealen Zweck, unter Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung eine Besserung der sozialen Verhältnisse herbeizuführen. Der Zentralverband war der Ansicht, daß spätere Einschränkung einmal festgestellter Leistungen sehr schwer, wenn nicht unmöglich, deren Ausdehnung jedoch leicht durchzuführen sein würde. Deshalb verlangte er eben, daß im Beginn die Leistungen auf das geringste mit dem Zweck der Unfallversicherung zu vereinbarende Maß beschränkt würden, und hielt darum die Bestimmung einer längern Karenzzeit für geboten. Von diesem Standpunkt aus gelangte er zu einer Forderung, die bisher von keiner andern Seite erhoben worden war. Die Karenzzeit war auch von andern gefordert worden; aber was bei kleinen Unfällen, die dem Arbeiter keine sofort erkennbare dauernde Schädigung zufügten, geschehen solle, danach hatte niemand gefragt. Die Sozialdemokraten benutzten das dazu, den Leuten zu sagen, der verunglückte Arbeiter solle vier Wochen lang hilflos dem Elende preisgegeben werden. Der Zentralverband war der Ansicht, in der Karenzzeit müßten die Krankenkassen eintreten, darum verlangte er, daß der Einführung der Unfallversicherung eine Reorganisation des Hilfskassenwesens und im Falle des Bedürfnisses die Errichtung neuer solcher Kassen vorangehn müsse. Mit dieser Forderung drang er durch; sowohl in der berühmten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 wie in der Thronrede, mit der am 27. April 1882 der Reichstag eröffnet wurde, wurde mit der Unfallversicherung zusammen die Reorganisation des Krankenkassenwesens angekündigt. Der Zentralverband übte natürlich Kritik an dem Entwurfe, besonders an der Bestimmung, daß Personen, die einer den gesetzlichen Bestimmungen entsprechenden Hilfskasse angehörten, zum Eintritt in die Fabrik-

kasse nicht verpflichtet werden dürften, und Bueck bemerkt zu dieser Kritik: „Es könnte befremden, daß die Kommission der rheinisch-westfälischen Industriellen mit Beziehung auf die hier in Rede stehende Bestimmung des Entwurfs eines Krankenkassengesetzes keine weitere Einwendung zu erheben hatte. Es muß aber hervorgehoben werden, daß damals die Sozialdemokratie in die Arbeiterkreise der rheinisch-westfälischen Großindustrie fast noch gar nicht eingedrungen war. Nur in Elberfeld und Barmen und in einigen kleinern Industriestädten des bergischen Landes hatte sich die Sozialdemokratie, in den letzten Orten freilich sehr erheblich, bemerkbar gemacht. Die große Mehrzahl der Industriellen in diesen Plätzen beteiligte sich aber nicht an den Bestrebungen der großen wirtschaftlichen und industriellen Vereine. Daher kam es, daß zu jener Zeit die in der sozialdemokratischen Bewegung liegenden Gefahren in jenen Vereinen noch nicht genügend erkannt wurden. Es konnte somit auch nicht vorausgesehen werden, daß die freien eingeschriebnen Hilfskassen sich zu sozialdemokratischen Erziehungsanstalten und Konventikeln herausbilden, und daß die Ortskrankenkassen gänzlich unter die Herrschaft der Sozialdemokratie geraten würden. Daher erhob man damals noch keinen Einspruch gegen die die freien Hilfskassen begünstigenden Ausnahmebestimmungen. Später, bei der ersten Novelle zum Krankenkassengesetz, ist das in ausgiebiger Weise geschehen. Leider haben auch bei diesem Anlaß die Anträge der Industrie nur ungenügende Beachtung gefunden."

In Beziehung auf den ersten Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes schreibt der Verfasser: „Von allen Rednern im Reichstage, die sich gegen die vorgeschlagne Organisation wendeten, wurde der Kern des berechtigten Widerspruchs nicht genügend getroffen. Die absolute Unmöglichkeit, diese komplizierte Organisation praktisch durchzuführen, wurde erst in den spätern Verhandlungen des Zentralverbandes klar erwiesen." Dessen Delegierte berieten Mitte September 1882 zu Nürnberg über die Vorlage. In dem Bericht über Buecks Referat heißt es:

„Gegen den Zentralverband und die Großindustriellen insbesondre sei in der freihändlerischen Presse der Vorwurf gerichtet worden, daß die Industrie jetzt, nachdem sie die ihr durch die Schutzzollpolitik gebotnen Vorteile eingesteckt habe, nicht geneigt sei, irgendwelche Opfer für die Arbeiter zu bringen, daß sie sich vielmehr dem Vorschlage des Reichskanzlers gegenüber kühl und ablehnend verhalte. Dem gegenüber erachtete es der Referent für notwendig, ausdrücklich die Übereinstimmung der Industriellen mit den auf die Besserung der Lage der Arbeiter gerichteten Plänen des Reichskanzlers auszusprechen. Nachdem aber die Übereinstimmung der im Zentralverbande vertretnen Industrien mit den Zielen der vorliegenden Gesetze schon so häufig und so nachdrücklich dargelegt worden sei, erachteten die Referenten eine erneute Bekräftigung dieser Stellungnahme nicht für ausreichend. Sie hielten sich vielmehr für verpflichtet, dem dringenden Wunsche Ausdruck zu geben, daß nun doch endlich den Worten die Tat folgen möge. Diese Mahnung sollte besonders an die Mitglieder des Reichstags gerichtet sein. Sie sollten den kleinlichen Parteihader und die wesentlich aus politischen Beweggründen hervorgehenden Einwände fallen lassen, um, zum Segen der Gesamtheit des Volkes, nun endlich diese Gesetze ins Leben zu führen. Der Referent erklärte sich, zugleich im Namen des Korreferenten Dr. Gose, mit den beiden Gesetzen im allgemeinen einverstanden. Er nahm aber für die in praktischer Tätigkeit und mit den Arbeitern in fort-

laufendem Verkehr stehenden Industriellen das Recht in Anspruch, die doch mehr oder weniger am grünen Tisch entstandnen Entwürfe daraufhin zu prüfen, ob sie sich mit den Anforderungen und Bedürfnissen des praktischen Lebens in Übereinstimmung befänden, und wo diese Übereinstimmung vermißt werde, danach zu streben, daß sie hergestellt werde." Der Referent schlägt u. a. vor, sich in den Beschlußanträgen „entschieden gegen den Zug des Mißtrauens gegen die Arbeitgeber auszusprechen, der in dem Entwurf und auch in den Beratungen der Kommission des Reichstags hervortrete. Zur Begründung dieser Beschwerde verwies der Referent Bueck zunächst auf die den Arbeitern zugewiesne Mitwirkung bei der Festsetzung von Schutzmaßregeln und die zu diesem Zweck vorzunehmende Bildung von Arbeiterausschüssen. ... Den in der Praxis stehenden Industriellen sei es bekannt, daß die Schutz- und Sicherheitsmaßregeln vielfach auf Widerstand bei den Arbeitern stießen. ... Bis dahin hätten die Vorschriften für die Befolgung der Sicherheits- und Schutzmaßregeln einen Teil der Fabrikordnung gebildet, deren Nichtbefolgung mit Ordnungsstrafen belegt worden sei. Diese Strafgelder fielen regelmäßig irgendeiner zur Wohlfahrt der Arbeiter beitragenden Kasse zu. Nach dem Gesetzentwurf solle der Arbeitgeber nicht mehr zur Verhängung solcher Ordnungsstrafen berechtigt sein. Er solle vielmehr in Zukunft die Strafen bei der Ortspolizeibehörde beantragen, und der Arbeiter zudem noch berechtigt sein, wegen einer Strafe von vielleicht 50 Pfennigen Berufung einzulegen. Die Folgen solcher Bestimmungen seien leicht zu erkennen. Er, der Referent, glaube nicht, daß die großen Arbeitgeber, die Tausende von Arbeitern beschäftigen, sich bei solchen Verfehlungen der Arbeiter dem vorgesehenen Polizei- und Berufungsverfahren aussetzen würden. Sie würden vorziehn, entweder die Verletzung der Sicherheitsvorschriften stillschweigend zu dulden oder den ungefügigen Arbeiter zu entlassen. In beiden Fällen sei der Arbeiter der leidende Teil. ... Der Referent gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß das mehr und mehr hervortretende Streben, dem Arbeiter im öffentlichen Leben immer größere Rechte einzuräumen und ihn gegen angebliche Übergriffe der Arbeitgeber zu schützen, aus aufrichtigen und humanen Absichten hervorgehe. Er glaube aber, daß man bei diesen Bestrebungen vielfach von falschen Voraussetzungen ausgehe und infolgedessen auch zu falschen Zielen gelange. Wenn jeder Mensch denselben Grad sittlicher Erkenntnis, der Selbstbeherrschung, des Gefühls der Selbstverantwortung und des Rechtsgefühls überhaupt, mit einem Wort, den gleichen Grad allgemeiner Bildung hätte, dann wäre ein gesellschaftlicher Zustand gegeben, der Gleichberechtigung nach allen Richtungen und auf allen Gebieten als berechtigt erscheinen ließe. Dann würde ein Ideal geschaffen sein. Leider gehe man bei Beurteilung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter häufig von diesem Ideal aus und verlange demnach vollständige Gleichberechtigung. Auf dem politischen und rechtlichen Gebiete bestehe diese Gleichberechtigung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Beide hätten die gleichen politischen Rechte, und vor dem Gesetz seien alle Deutschen gleich. Die Gleichberechtigung aber auf das soziale und wirtschaftliche Gebiet übertragen zu wollen, sei ein Unding; denn möge man diese Gleichberechtigung mit ehernen Lettern in die Gesetzbücher eintragen, so würde doch der Gebildete, der Intelligente, der Besitzende tatsächlich immer einen größern Einfluß und größere Macht ausüben. Das liege in der Natur der Sache. Der Referent verwies auf die deutsche Armee, die von der ganzen Welt bewundert werde. Die allergrößte Anerkennung finde dabei aber der Umstand, daß in dieser Armee eine unbeugsame Zucht und Disziplin alle Klassen beherrsche. Er glaube, daß die großen deutschen Feldherren es nicht gern sehen würden, wenn man in die Kasernen gehn und die soziale Gleichberechtigung zwischen den einfachen Soldaten und dem Obersten predigen wollte. In die Werkstätten aber gehe man und predige Gleichberechtigung, die hier ebenso verfehlt sei wie beim Militär. Beide, die Werkstatt und das Militär, seien in dieser Beziehung gleich bis auf einen Punkt. Während das Militär oft erst nach Ablauf von Menschenaltern seine Pflicht im Ernst zu erfüllen habe, sei

es in den Werkstätten täglich bitterer Ernst. Zweck und Aufgabe würden verfehlt sein, wenn dieser Ernst nicht obwaltete. Die Arbeit könne nur gedeihen, sowohl in der Stube des Handwerkers wie in den großen Hüttenwerken, wenn jeder, vom ersten bis zum letzten, unentwegt seine Pflicht erfülle. Dazu aber sei Autorität, Zucht und Disziplin nötig. Wenn Krupp mit seinen vielen tausend Arbeitern diese Disziplin nicht ebenso aufrecht erhalte wie ein General in seinem Armeekorps, gehe die Arbeiterschar auseinander, und das Werk könne niemals gelingen.“ Die Resolutionen fielen dem Referat entsprechend aus. In der sechsten wird gesagt, die Delegierten sähen in der Förderung der Kranken- und Unfallversicherung die Erfüllung einer den Industriellen obliegenden Pflicht und wiesen darum Bestrebungen mit Entschiedenheit zurück, die darauf abzielten, die Tätigkeit des Zentralverbandes und seiner Mitglieder als im Gegensatz zu den wohlwollenden Absichten Seiner Majestät des Kaisers und des Fürsten Reichskanzler stehend und als arbeiterfeindlich darzustellen.

Die Bemühungen des Zentralverbandes um die Verbesserung der Krankenkassenvorlage hatten nicht den erstrebten Erfolg. Der Verfasser schreibt: „Bei objektiver Würdigung der hier dargestellten Entstehung des Krankenkassengesetzes wird anerkannt werden müssen, daß der Zentralverband, besonders kräftig unterstützt von den rheinisch-westfälischen wirtschaftlichen Vereinigungen, in ernster, sehr mühevoller Arbeit bestrebt gewesen war, die praktischen Erfahrungen zur Geltung zu bringen, die in ihrem vielfachen und unmittelbaren Verkehr mit den bisherigen Hilfs- und Krankenkassen zu sammeln die Industriellen mehr als jeder andre Stand Gelegenheit gehabt hatte. Diese Mühe war vergebens aufgewendet worden. Die Ratschläge der Männer aus der Praxis waren mit verletzendem Mißtrauen aufgenommen und geringschätzig beiseite geschoben worden. Daß sie berechtigt waren, ist später bezüglich der wesentlichsten Einwände erkannt worden. Ob die gegenwärtig von sehr weiten Kreisen deutlich wahrgenommenen, aus jener Behandlung des Krankenkassengesetzes hervorgegangnen schweren Mißstände jemals werden beseitigt werden können, ist, bei der Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, äußerst fraglich.“

Die Unfallversicherung blieb beim Schluß des Reichstags am 12. Juli 1883 in der Kommission stecken. Der Zentralverband beschäftigte sich in der Delegiertenversammlung zu Stuttgart am 15. September mit dem Stande der Dinge. Kommerzienrat Haßler gab dem Bedauern darüber Ausdruck, daß die auf Verbesserung des Krankenkassengesetzes gerichteten Bemühungen des Verbandes vergebens gewesen seien. „Was die Fabrikkrankenkassen geleistet haben, hat am wenigsten Beachtung gefunden; ja teilweise schon in Regierungskreisen, noch mehr aber im Reichstage sind unsre bestgemeinten Anträge und Gegenanträge als Äußerungen einseitig interessierter Personen, ja als geradezu gemeinschädliche Bestrebungen aufgenommen und verdächtigt worden. ... Unsre verehrten Gäste [Vertreter der königlichen und der städtischen Behörden] werden sich überzeugen, daß es nicht einseitige Interessen sind, die uns bisher in dieser Beziehung geleitet haben und heute leiten, sondern daß wir ebensowohl von dem Bewußtsein unsrer Rechte als auch von dem unsrer Pflicht durchdrungen sind, das möglichste zu tun, daß wir hierin das allgemeine Interesse, das Staatsinteresse ebensowohl als unser Standesinteresse im Auge haben, und daß wir nur dahin

streben, mit den Leuten, die wir ja nicht nur alle drei Jahre als Stimmmaterial betrachten, sondern die wir als unsre Mitarbeiter, als unsre Mitmenschen zu betrachten gewohnt sind, in Frieden zu leben." Der Referent Bueck sagte u. a.: „Die geschilderten Vorgänge und Bestrebungen, die sich bei der Feststellung des Krankenkassengesetzes in so unliebsamer Weise gegen die Interessen der Arbeitgeber und der Industrie geltend gemacht haben, müssen unsre ganze Stellung gegenüber der sozialen, nach der Kaiserlichen Botschaft in so großen Zügen angelegten Gesetzgebung, besonders der Unfallversicherung gegenüber, beeinflussen. Ich will damit nicht sagen, daß Sie heute weniger bereit sind als früher, selbst mit Opfern die großen sozialen Pläne unsers hohen Herrn und Kaisers und seines Kanzlers zu fördern und zu unterstützen." Aber man könne den weitern Maßnahmen nicht ohne Sorge entgegensehen, müsse mit äußerster Vorsicht zu Werke gehn und alles aufbieten, den vom Verband eingenommnen Standpunkt zu wahren. Wer glaubt, durch solche Gesetzentwürfe die augenblickliche Stimmung in den Arbeiterkreisen verändern zu können, der täusche sich, und wahrscheinlich sei auch der Reichskanzler von dieser Täuschung nicht vollkommen frei. Möge die Regierung mit dem, was sie den Arbeitern zuwenden will, bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehn, sie werde niemals so weit gehn können, daß sie nicht von gewerbsmäßigen demokratischen Wahlagitatoren übertrumpft werden könnte. „Ich verwahre mich gegen den Verdacht, daß ich hier an unsrer Verfassung rütteln wolle, aber meine Herren, so fest wie ich davon überzeugt bin, daß der Stein, der meiner Hand entgleitet, zur Erde fällt, so fest bin ich davon überzeugt, daß die Wahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, bei denen die in ihrer Urteilskraft noch wenig entwickelten Massen den Ausschlag geben, von Wahl zu Wahl radikaler ausfallen müssen."

(Schluß folgt)



Unsre wichtigsten Nahrungsmittel und ihre Nährwertsbeurteilung

Von E. S. Zürn



Zeiten vorübergehenden Knapp- und Teuerwerdens bestimmter Nahrungsmittel geben Gelegenheit zu Erörterungen der Frage, durch welche andern Nährstoffe sich die jeweilig in relativ zu geringen Mengen und in zu hohen Preislagen zu Markte gelangenden Nahrungsmittel vollwertig, dabei aber billiger ersetzen lassen.

Außer Wasser, von dem ein Erwachsener täglich etwa 2700 bis 2800 Gramm verbraucht, und außer gewissen anorganischen Bestandteilen (z. B. phosphorsauern Salzen, Kochsalz, Kalk, Eisen usw.) enthält die menschliche Nahrung vor allem noch Eiweiß oder Proteïn, Fett und Kohlehydrate, wie Stärke, Zucker usw., die bekanntlich als Fettbildner und, gleich den Fetten, besonders die Atmungs-, die

Stoffwechseltätigkeit fördernd im Körper wirken, während die sogenannten Eiweißstoffe die Blut- und Fleischbildner sind.

Begreiflicherweise sind die Mengen von Eiweiß, Fett, Kohlehydraten, Salzen usw., deren der Menschen- und der Tierkörper zur Erhaltung ihrer Lebenstätigkeit, zu ihrer hinreichenden Ernährung jeweilig bedürfen, ebenso bestimmte und im passenden Verhältnis zueinander stehende, wie z. B. die des Wassergehalts der Nahrungsmittel.

Durch Untersuchungen ist festgestellt worden, daß ein Erwachsener in vierundzwanzig Stunden seinem Körper durch die Nahrung zuführen muß, wenn er ruht, 70,87 Gramm Eiweißstoffe, 28,35 Gramm Fette und 310,20 Gramm Kohlehydrate, wenn er mäßig arbeitet, 130 Gramm Eiweißstoffe, 84 Gramm Fette und 404 Gramm Kohlehydrate, wenn er stark arbeitet, 137 Gramm Eiweißstoffe, 117 Gramm Fette und 352 Gramm Kohlehydrate, im Durchschnitt demnach etwa 70 bis 140 Gramm Eiweiß, 300 bis 450 Gramm Kohlehydrate und 30 bis 120 Gramm Fette.

Durchschnittlich werden im Körper des erwachsenen Menschen täglich 210 Gramm Fett verbraucht, und der Tagesverbrauch an stickstoffhaltigen Nährkörpern steht zu dem der stickstofffreien oder Kohlehydrate im richtigen Verhältnis, wenn der erste 1000 zu 3514,5 des letzten beträgt.

Nach den Untersuchungen von Landois kommen aber in:

Kalbfleisch	10	stickstoffhaltige	Nährbestandteile	auf	1	stickstofflose
Hasenfleisch	10	"	"	"	2	"
Ochsenfleisch	10	"	"	"	17	"
Mastschaffleisch	10	"	"	"	27	"
Schweinefleisch	10	"	"	"	28	"
Fettkäse	10	"	"	"	8	"
Buttermilch	10	"	"	"	20	"
Kuhmilch	10	"	"	"	30	"
Frauenmilch	10	"	"	"	37	"
Pilzen	10	"	"	"	16	"
Linsen	10	"	"	"	21	"
Bohnen	10	"	"	"	22	"
Erbsen	10	"	"	"	23	"
Weizenmehl	10	"	"	"	46	"
Hafermehl	10	"	"	"	50	"
Roggenmehl	10	"	"	"	57	"
Gerstenmehl	10	"	"	"	58	"
Buchweizenmehl	10	"	"	"	130	"
Kohl	10	"	"	"	56	"
Möhren	10	"	"	"	85	"
Weißen Kartoffeln	10	"	"	"	86	"
Blauen Kartoffeln	10	"	"	"	115	"
Gurken, Kürbis	10	"	"	"	120	"
Reis	10	"	"	"	123	"
Äpfeln, Birnen	10	"	"	"	250	"
Bockbier	10	"	"	"	160	"

Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir, daß die Frauen- und die Kuhmilch das passendste Nährstoffverhältnis aufweisen, daß ferner ganz besonders kohle-

hydratarm Kalb- und Hasenfleisch sowie Fettkäse und auffallend stickstoffarm die Kernobstfrüchte, ferner Bockbier, Buchweizenmehl usw. sind. Auffallend ist ferner die bedeutende Differenz im Nährstoffverhältnis zwischen weißen und blauen Kartoffeln.

Unterziehn wir nun unsre einzelnen wichtigsten Nahrungsmittel einer genauern, den höhern oder geringern Grad ihrer Nahrhaftigkeit berücksichtigenden Prüfung, so erhalten wir eine große Anzahl der interessantesten, eine Auswahl unter den Nahrungsmitteln am meisten beeinflussenden Resultate.

Was zunächst das gegenwärtig ganz besonders im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehende Nahrungsmittel, das Fleisch, anlangt, so erfahren wir, daß (nach den Untersuchungen von König und andern) von dessen verschiednen Arten in Prozenten enthalten an Wasser, Stickstoff, Fett:

	Wasser	Stickstoff	Fett
Ochsenfleisch, sehr fett	51—55	13—21	29—35
„ halbfett	60—73	16—21	5—20
„ mager	76—77	20—21	1—3
Kalbfleisch, fett	70—73	18—19	7—9
„ mager	78—79	19—20	8/10
Hammelfleisch, sehr fett	42—54	14—17	28—44
„ halbfett	76	18	6
„ mager	77	20	3
Schweinefleisch, fett	47—48	14—15	37—38
„ mager	73—74	19—21	5—7
Pferdefleisch	75	22	3

Schon diese tabellarische Übersicht läßt folgende Tatsachen erkennen: Erstens, das Fleisch zeigt sich um so wasserärmer, je fetter es ist. Deshalb sollte der, der nur kleinere Portionen Fleisch kaufen kann, nach dem fettesten, nicht aber, wie das wohl fast immer geschieht, nach dem magersten Fleisch greifen. Ganz besonders wäre dieses also angezeigt, wenn der Fleischkonsument viele und schwere Körperarbeit zu verrichten hat, seinem Körper deshalb größere Fettmengen — gewissermaßen als Heizmaterial für ihn — zuführen muß. Zweitens, unter unsern Haussäugetierfleischarten hat das Pferdefleisch mit den höchsten Stickstoffgehalt und deshalb den größten Nährwert, es kommt an Fettarmut aber dem magern Ochsen- und Hammelfleisch gleich, empfiehlt sich darum bei seiner relativen Billigkeit als Nahrungsmittel ganz besonders. Drittens, im allgemeinen ist der Stickstoffgehalt und die nach diesem sich regelnde Nahrhaftigkeit bei magerm Haustierfleisch größer als bei fettem. Dieser Vorteil wird jedoch durch die schon hervorgehobne Tatsache, daß mageres Fleisch wasserreicher ist als fettes, stark verringert. Viertens, unter den fetten Fleischarten zeichnet sich das Kalbfleisch durch verhältnismäßig besonders hohen Stickstoffgehalt aus, während das magere Kalbfleisch weit weniger Fett enthält als alle übrigen magern Haussäugetierfleischarten. Fünftens, an Fettreichtum kommen Hammel- und Schweinefleisch einander am nächsten.

Noch interessanter werden die Resultate, wenn auch die Nährstoffverhältnisse der am meisten konsumierten Wild- und Geflügelfleischarten zur nähern Ver-

gleichsuntersuchung gelangen. Es stellt sich nämlich dabei heraus, daß in Prozenten enthalten sind in:

Hasenfleisch	74—75	Wasser	23—24	Stickstoff	1— 2	Fett
Kaninchenfleisch, fett (Lapin)	67	„	22	„	10	„
Rehfleisch	76	„	20	„	2	„
Haushuhnfleisch, fett	70—71	„	18—19	„	9—10	„
„ mager	75—77	„	20	„	1— 2	„
Truthuhnfleisch, halbfett	65—66	„	25	„	8— 9	„
Gänsefleisch	78—79	„	16	„	45—46	„
Entenfleisch	71—72	„	20—21	„	2— 3	„
Wildentenfleisch	70—71	„	22—23	„	3— 4	„
Rebhuhnfleisch	71—72	„	25—26	„	1— 2	„
Taubenfleisch	75—76	„	22—23	„	1	„

Unter diesen Fleischarten zeichnen sich demnach aus: Erstens, durch besondre Wasserarmut das Truthuhn- sowie das Mastkaninchenfleisch, weshalb sich dieses bei seiner verhältnismäßigen Billigkeit, und weil auch sein Fettgehalt hoch ist, ähnlich wie das fette Haussäugetierfleisch zur Ernährung der ärmern Bevölkerung ganz besonders eignet. Zweitens, durch besondern Wasserreichtum das Gänse-, das magere Hühner-, das Reh-, das Tauben- und das Hasenfleisch. Drittens, durch besondern Stickstoffreichtum und den dadurch verursachten Nährwert das Rebhuhn- und das Truthuhn-, sodann das Hasen-, das Wildenten- und Tauben- sowie das Kaninchenfleisch; am stickstoffärmsten, dagegen ganz außergewöhnlich fettreich ist aber das Gänsefleisch. Viertens, noch nahrhafter als die am meisten konsumierten Haussäugetierfleischarten sind Reb- und Truthuhn-, Wildenten-, Tauben-, Hasen- und Mastkaninchenfleisch, und mindestens denselben Nährwert wie Ochsen-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch haben das Fleisch von Hirsch, Reh, Huhn, Ente und Gans.

Keine Fleischart bietet aber einen wertvollern Ersatz zuzeiten der sogenannten Fleischnot, d. h. eines Knapper- und Teurerwerdens von Haussäugetierfleisch, dar als das Kaninchenfleisch, das kann nicht oft genug hervorgehoben werden.

Wenden wir unsre Aufmerksamkeit weiter dem Fleisch der sogenannten kaltblütigen (richtiger gesagt: der wechselwarmblütigen) Tiere, besonders dem der Speisefische zu, so erfahren wir zunächst, daß enthalten sind in Prozenten im Fleische von:

Karpfen	77	Wasser,	22	Stickstoff,	1— 2	Fett
Hecht	77—80	„	18—21	„	$^1/_2$—$1^1/_2$	„
Aal	55—60	„	20—24	„	25—28	„
Schellfisch, frisch	82	„	17	„	$^3/_{10}$	„
„ getrocknet, ungesalzen	16—17	„	78—82	„	$^7/_{10}$—$^8/_{10}$	„
„ getrocknet und gesalzen	13—14	„	73—74	„	3— 4	„
Kabeljau, gesalzen	50—51	„	27—28	„	$^3/_{10}$—$^4/_{10}$	„
Hering	74—75	„	14—15	„	9—10	„
Kaviar	44	„	31	„	16	„
Froschschenkel	64	„	24—25	„	1	„
Auster	80—81	„	9—10	„	2— 3	„
Miesmuschel	84—85	„	8— 9	„	1— 2	„
Flußkrebs	81—82	„	16	„	$^4/_{10}$—$^5/_{10}$	„
Krabbe	80	„	16	„	1— 2	„
Hummer	81—82	„	14—15	„	1— 2	„
Suppenschildkröte	80	„	20	„	$^5/_{10}$—$^6/_{10}$	„

Nach diesen Ergebnissen der chemischen Untersuchungen sind: Erstens, am wasserärmsten — abgesehen natürlich vom getrockneten Schell- und sonstigen Seefisch — Kaviar, Kabeljau und Aal, am wasserreichsten Miesmuschel, frischer Schellfisch, Flußkrebs, Hummer, Auster, Krabbe und Suppenschildkröte. Zweitens, am stickstoffreichsten getrockneter Schellfisch, gesalzener Kabeljau, Kaviar, Froschschenkel, Aal, Suppenschildkröte usw., am stickstoffärmsten Miesmuschel und Auster. Drittens, am fettreichsten Aal und Kaviar, am fettärmsten frischer und getrockneter, ungesalzener Schellfisch, gesalzener Kabeljau, Flußkrebs, Suppenschildkröte, Hecht usw.

Was uns hierbei aber besonders interessiert, ist die Tatsache, daß an Stickstoffgehalt, demnach an Nährwert, zum Beispiel das Fleisch von Karpfen, Aal, getrocknetem Schellfisch, gesalznem Kabeljau, Froschschenkeln, wie auch der Kaviar dem am besten beschaffnen Haussäugetierfleisch mindestens gleichkommen, solches teilweise sogar übertreffen und in dieser Beziehung mit dem sehr nährwertvollen Wild- und Geflügelfleisch wetteifern. Hechtfleisch kommt im Nährwerte gutem Haussäugetierfleisch gleich, und sogar das Fleisch des als Nahrungsmittel meist so gering geachteten Herings oder „Schneiderkarpfens" ist ebenso nahrhaft wie sehr fettes Hammel- oder Schweinefleisch. Zudem eignet sich der Hering — ähnlich wie das Kaninchenfleisch — wegen seines relativ sehr bedeutenden Fettgehalts ganz besonders zur Ernährung von körperliche Berufsarbeit treibenden, die sich durch diesen allbekannten Seefisch mit besserm Nährmaterial versorgen, als das zum Beispiel die Hummer-, die Austern- und die Miesmuschelesser tun.

Namentlich verschafft aber die oben angeführte tabellarische Übersicht über die Nährstoffgehaltsverhältnisse der bekanntesten Speisefischfleischarten die Überzeugung, daß die altkirchliche Ansicht: Piscis non est caro, d. h. „Fisch ist kein Fleisch und deshalb als Fastenspeise besonders geeignet," nicht zu Recht besteht.

Ganz besonders ist das Fleisch aller Seewasserspeisefische ein sehr gesundes, nährkräftiges und — in Anbetracht seines gegenüber dem des Haussäugetierfleischs größtenteils weit geringern Preises — ein äußerst wertvolles Volksnahrungs- sowie Ersatzmittel für Haussäugetierfleisch.

Während man zum Beispiel (nach den Untersuchungen von Professor Lehmann in Göttingen) beim Kauf von 1 Kilogramm Rindfleisch mittlerer Qualität 147 Gramm Proteïn oder Eiweiß und 38 Gramm Fett erhält, kauft man

frisch mit 1 Kilogramm	Proteïn Gramm	Fett Gramm
Knurrhahn	69	6
Roche	80	2
Petermännchen	90	27
Hai	93	2
Scholle	96	22
Schellfisch	96—120	2
Kabeljau	108	2
Seehecht	109	4
Lang- oder Lengfisch	123	1
Katfisch	154	26
Köhler	164	2
Hering, gesalzen	165	134

	Proteïn Gramm	Fett Gramm
mariniert mit 1 Kilogramm		
Seehecht in Gelee	91	4
Seeaal	94	25
Seebarsch	102	10
Bratschellfisch	108	27
Makrele in Gelee	108	23
Köhler	108	2
Knurrhahn	111	4
Schellfisch	123	1
Hering	182	117
Katfisch	184	5
geräuchert mit 1 Kilogramm		
Roche	133	2
Knurrhahn	140	18
Petermännchen	147	11
Seeaal	152	56
Schellfisch	174	3
Hering	174	29
Langfisch	180	3
Makrele	183	7
Hai	193	4
Scholle	195	6
Seehecht	198	38
Köhler	207	3
Kabeljau	209	4
Katfisch	209	25

Während unter den frischen und den marinierten Seefischfleischarten nur einige dem frischen Rindfleisch an Nährwert gleichkommen, übertreffen dieses weitaus die meisten geräucherten Speiseseefischfleischarten ganz wesentlich. Auffallend ist auch hier wieder der sehr hohe Nährwert des Heringsfleisches.

Nächst dem Fleisch gleich- und wechselwarmblütiger Speisetiere gehören Eier und Milch bekanntlich zu den wertvollsten, zur Kräftigung des Körpers am meisten beitragenden Nahrungsmitteln. Ein Hühnerei enthält zum Beispiel 67 bis 75 Prozent Wasser, 11 bis 13 Prozent Proteïn sowie 10 bis 12 Prozent Fett, und es werden etwa zwanzig Eier mit einem Durchschnittsgewicht von je 50 bis 60 Gramm an Nährwert einem Kilogramm mittelfetten Ochsenfleischs gleich geschätzt. Nach Dr. B. Blancke, „Unser Hausgeflügel" (Verlag von Fr. Pfenningstorff in Berlin), Seite 731 enthält: 1 Kilogramm Eier etwa 114 Gramm Eiweiß mit 108 Gramm Fett, zusammen also 222 Gramm der eben genannten Nährstoffe, 1 Kilogramm mittelfettes Ochsenfleisch jedoch 210 Gramm Eiweiß und 55 Gramm Fett, zusammen demnach 265 Gramm, 1 Kilogramm fettes Schweinefleisch aber 145 Gramm Eiweiß und 375 Gramm Fett, zusammen mithin 520 Gramm dieser beiden Nährstoffarten. Im Eiweißgehalt kommt dem Ochsenfleisch das Ei hiernach nicht gleich, ist diesem aber in bezug auf seinen Fettgehalt überlegen, steht dagegen, was den Fettgehalt anlangt, hinter fettem Schweinefleisch noch bedeutend zurück. Läßt man Eiweiß und Fett als einander gleichwertige Nährstoffe gelten, so kann man in 1200 Gramm innerer Eimasse ungefähr denselben Nährstoffgehalt feststellen wie in 1000 Gramm Ochsenfleisch. Es kämen alsdann aber zwanzig Eier von je 60 oder vierundzwanzig Eier von je 50 Gramm einem Kilogramm Ochsenfleisch gleich.

Nicht, wie falscherweise meist angenommen wird, die größten, sondern die mittelgroßen und die kleinsten Haushuhneier haben den relativ größten und wohlschmeckendsten Dotter, deshalb den höchsten Nährwert. Aus diesem Grunde empfehlen auch die englischen Frauenärzte ihren Patientinnen hauptsächlich den Genuß von Zwerghuhn-(Bantam-)Eiern. Bei kleinen Eiern gleicht das Massenverhältnis des Dotters zum Eiweiß 2 : 3 (4 : 6), bei großen und sehr großen 4 : 7—8. Auch die gelb- oder braunschaligen, den sogenannten ostasiatischen Hühnerrassen entstammenden Eier haben in der Regel größere, nährstoffreichere und wohlschmeckendere Dotter als die weißschaligen Eier der sogenannten Mittelmeerrassen. Durch besondre Nahrhaftigkeit und hervorragenden Wohlgeschmack zeichnen sich ferner die Trut- und noch mehr die Perlhuhneier aus, wie ja auch aus demselben Grunde namentlich die Kiebitz-, die Krähen-, die Möwen- und noch andre Eier außerordentlich geschätzt werden.

Neben der in den weitaus größten Mengen genossenen Kuhmilch werden bekanntlich auch Ziegen- und Schafmilch verwandt. Von diesen drei Milcharten hat die zuletzt genannte mehr Fett-, Eiweiß- und Kaseïngehalt als die Kuh- und die Ziegenmilch. Nach Untersuchungen von Gorup-Besanez enthalten nämlich:

	Schafmilch	Ziegenmilch	Kuhmilch
Wasser	839,89	863,56	875,05
Feste Stoffe	160,11	136,42	142,95
Käsestoff (Kaseïn)	53,42	33,60	48,28
Eiweiß	13,42	12,99	5,76
Butterfett	58,90	43,57	43,05
Milchzucker	40,98	40,04	40,37
Salze	6,91	6,22	5,38

Nach dieser Übersicht zeigt sich außerdem die Kuhmilch am wasserreichsten und eiweiß- oder stickstoffärmsten, die Schafmilch am reichsten und die Ziegenmilch am ärmsten an festen Stoffen sowie an Kaseïn. Am wohlschmeckendsten ist die Kuhmilch, das Gegenteil davon dagegen die Ziegenmilch, und zwar ganz besonders dann, wenn sie unsauber behandelt, schlecht gepflegt wird und den bekannten übeln Bocksgeruch und -beigeschmack hat. Dagegen ist die Ziegenmilch ein äußerst gesundheitszuträgliches Getränk für Säuglinge und für ältere Kinder, für wertvolle tierische Säuglinge sowie für Kranke, ganz besonders für Schwindsüchtige, da Ziegen unter allen Haustieren mit am wenigsten von Tuberkulose oder Knötchenschwindsucht befallen werden. Die im übrigen angenehm schmeckende Schafmilch eignet sich wegen ihres vorhin erwähnten fast übermäßigen Fett- und Kaseïnreichtums als Kindernährmilch oder als Stärkungs- und Heilgetränk für Schwächliche, Kranke und namentlich Schwindsüchtige weit weniger gut als Ziegenmilch. Das Gegenteil davon gilt jedoch für die Eselsmilch, die (vgl. Klemm, Jahrbücher für Kinderkrankheiten, Bd. XLIII) unter allen Tiermilcharten ihrer Zusammensetzung nach der Frauenmilch am nächsten steht, sehr arm an Käsestoff ist und 1,46 Prozent Eiweiß, 6,2 Prozent Zucker, 1,38 Prozent Fett sowie 0,4 Prozent Salze enthält. Auch Esel erkranken nicht oder doch nur äußerst selten an Tuberkulose, weshalb die Eselsmilch in neuerer Zeit immer allgemeiner Wertschätzung als Getränk für Schwindsüchtige, Syphilitische, Magen- und Nierenkranke, vor allem aber als Säuglingsnährmilch findet. Leider ist die Eselsmilch bis jetzt im Handel noch sehr teuer.

Was nun weiter die große Menge der vegetabilischen Nahrungsmittel anlangt, so interessiert eine genauere Untersuchung und Vergleichung von deren Nährwertsverhältnissen zuzeiten allgemeiner Fleischnot ganz besonders, denn es handelt sich alsdann hauptsächlich darum, für die mangelnde Fleischnahrung unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln einen möglichst vollwertigen Ersatz zu beschaffen.

Die vornehmste Rolle unter diesen spielt bekanntlich das Samenmehl unsrer Getreidepflanzen, das sich vorzugsweise durch Reichtum an Stärkemehl, an Eiweißstoffen (speziell Kleber) u. a. m. auszeichnet. Es enthalten in Prozenten an Eiweiß die Mehle von: Weizen 11 bis 16, Roggen 9 bis 14, Hafer 8 bis 12½, Gerste 9 bis 12, Mais 10, Hirse 11 bis 12, Reis 7 bis 8, Erbsen 22 bis 23, Bohnen 25, Linsen 23 bis 25; an Stärkemehl die Mehle von Weizen 63 bis 69, Roggen 63 bis 72, Gerste 63 bis 71, Hafer 50 bis 63, Mais 68 bis 69, Hirse 57 bis 58, Reis 75 bis 76, Erbsen 53, Bohnen 48 bis 49, Linsen 50 bis 51; an Fett die Mehle von Weizen 2, Roggen und Gerste 1½ bis 2½, Hafer 4 bis 5½, Mais 4 bis 5, Hirse 4, Reis 0,4, Erbsen 1,4 bis 1,9, Bohnen 1,4 bis 1,6 und Linsen 2,2.

Auf Grund ihres eben angeführten hohen Stärkemehlgehalts zählen die Getreidefrüchte neben den Kartoffeln zu den Nahrungsspendern, die zur Fettbildung im Menschen- und im Tierkörper wesentlich mit beitragen helfen. Die diesen wirklich ernährenden eiweißartigen Stoffe, die die Getreidesamen enthalten, sind aber, wie die obige Zusammenstellung nachweist, namentlich in den Hülsenfruchtsamen in bedeutenden Mengen vorhanden, sodaß diese als das „vegetabilische Fleisch" unter den Pflanzennährfrüchten mit als die besten Ersatzmittel für das eigentliche Fleisch gelten können. In dieser Eigenschaft wetteifern mit ihnen die Speisepilze, deren Stickstoffgehalt dem der Halmgetreidemehle noch weit überlegen ist. Nach Schloßberger und Döpping nähern sich die an Stickstoff ärmern Speiseschwämme in bezug auf Nährwert den Hülsenfrüchten, der Stickstoffgehalt der meisten Speisepilze überhaupt ist aber zum Beispiel doppelt bis dreifach so groß wie der des Weizenmehls. Den höchsten Stickstoffreichtum fanden (vgl. Leunis-Frank, „Synopsis der Pflanzenkunde," Bd. III, S. 289) die beiden genannten Autoren beim Champignon mit 7,26 Prozent, entsprechend einem Gehalt an Eiweiß von 45,37 Prozent. Wicke stellte beim Steinpilz, Eierschwamm, Ziegenbart, bei der Morchel und bei der Trüffel einen Proteingehalt von 22,82 bis 36,32 Prozent fest. Während sich zum Beispiel das Verhältnis der stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Nährbestandteilen stellt auf 1 : 6,24 bei Weizen-, auf 1 : 6,08 bei Roggen-, auf 1 : 2,30 bei Erbsen-, auf 1 : 2,18 bei Linsensamenmehl, beträgt es beim Steinpilz 1 : 2,82, beim Eierschwamm 1 : 2,51, beim Ziegenbart 1 : 2,41, bei der Speisemorchel sogar 1 : 1,47 und bei der Speisetrüffel 1 : 0,76.

Alle diese Angaben beweisen, daß unter allen Nahrungsmitteln pflanzlicher Natur die Speisepilze mit die allernahrhaftesten und in dieser Eigenschaft von ganz besonders großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sind (vgl. E. Michaels vortrefflichsten „Führer für Pilzfreunde," Bände 1 bis 3, Verlag von Förster und Borries in Zwickau).

Ziehn wir noch andre Gemüse in den Kreis unsrer Betrachtungen, so erfahren wir, daß in Prozenten enthalten sind in:

	Wassergehalt	Trockensubstanz	Organ. Substanz	Rohproteïn	Rohfaser	Stickstofffreie Extraktstoffe	Rohfett	Verdauliche Substanzen: Eiweiß	Verdauliche Substanzen: Stickstofffreie Extraktstoffe	Verdauliche Substanzen: Fett
I. Hülsenfruchtgemüsen:										
1. Ackererbsen	14,3	85,7	84,4	22,5—23,5	5,5—6,5	52,5—53	2	20,2	49—53	1,4—1,7
2. Ackerbohnen	14,5	85,6	82,5	25—25,5	7—9,5	46—49	1,6	22—23	43,5—50	1,4
3. Linsen	14,5	82,5—85,5	82,5	23,5—24,5	5,5—7	49,5—51	2,2—2,6	21—22	46,7—51,1	1,9—2,2
4. Grüne Erbsen	79,74	18,5—20,5	—	3—6	5,5	7,5—13,5	0,6	2,4	7,5—12,5	0,3—0,6
5. Grüne Bohnen	91,34	8,5—15	—	2—3,5	3,5	6	0,6	2,5	4,5—6	0,4—0,6
II. Wurzel- und Knollengemüsen:										
1. Kartoffeln	75	18—32	24	1—2	0,6—1,1	14—28	0,1—0,3	1—2	15—27,5	0,06—0,3
2. Topinambur	73	20	—	1—2	1—1,5	15—16	0,2—0,3	1,4	16,4	0,12
3. Mohrrüben	85	15	14	1,4	1,7	10,8	0,2	1—1,5	10,8—11,4	0,2
4. Pastinaken	78	11—15,5	11	1,4	1—1,5	10—11,5	0,2	1—1,5	10—11,5	0,2
5. Kohlrüben	82	13	12	1,3	1,1	9,5	0,1	0,9—1,3	9,5	0,1
6. Stoppelrüben	91,5	8,5	7,8	0,9	0,8	6	0,1	0,6—0,9	5,8—6	0,1
7. Kohlrabi	88	11,8	—	2,3	1,5	6,9	0,1	2	7,3	0,06
III. Krautgemüsen:										
1. Weißkraut	89	10—11	—	1,5—1,9	1,8—2	5—6	0,2—0,4	1,1—1,4	4,9—6	0,1—0,2
2. Spinat und Salat	85	15	13,2	2,8	1,4	8,2	0,8	2,0	7,6	0,4
IV. Fruchtgemüsen:										
Kürbis	89,1	9—11	9,9	0,6—1,3	1,7—2,7	5—6,5	0,1—0,4	0,4—1	5,8	0,1—0,3

Auch diese tabellarische Übersicht über die Nährstoffgehaltsverhältnisse bekannter Gemüse zeigt wieder den außerordentlich bedeutenden Nährwert der trocknen Hülsenfruchtgemüse deutlich und stellt fest, daß: a) neben den grünen Bohnen am wasserreichsten Stoppelrüben, Kürbis, Weißkraut, Kohlrabi, Mohrrüben, Spinat- und Salatgemüse usw. sind, b) daß am wasserärmsten und an Trockensubstanz reichsten die Topinambur ist, c) daß nächst den trocknen Erbsen-, Bohnen- und Linsensamen die grünen Erbsen und Bohnen, die Kohlrabi- und die Spinat- und Salatgemüse am eiweißreichsten, mithin am nahrhaftesten sind, d) daß die trocknen Linsen- und Erbsensamen am meisten Fettstoffe enthalten, e) daß sich weitaus die meiste Stärke und dergleichen dagegen wiederum in den trocknen Hülsenfruchtsamen und noch bedeutende Mengen davon in den Kartoffeln, den Topinamburknollen, den Möhren, den Pastinaken, den Kohlrüben, den Spinat- und den Salatgemüsen usw. finden. Die letzten, wie überhaupt die meisten Blattgemüse, sind außerdem sehr reich an Eisen, weshalb sie sich — und zwar am meisten der Spinat, der Mangold, der Grünkohl, die Lattich-, Feld-, Endivien-, Kressen- und andern Salatgewächse — vorzüglich als Nahrungsmittel für Blutarme eignen.

Ziehen wir schließlich noch die Obstfrüchte in den Kreis unsrer Betrachtungen, so erfahren wir zunächst, daß diese als Nahrungsmittel im engern Sinne kaum gelten können, dazu sind sie zu reich an Wasser und zu arm an Eiweiß sowie auch an Stärke, sodaß zum Beispiel (vgl. Dr. E. G. Zürn, „Der Erwerbsobstbau," Wien und Leipzig, A. Hartleben) ersetzt werden: a) 1 Teil wasserfreies sowie 9,11 Teile frisches Eiweiß erst durch 192 bis 454 Teile Apfel, 385 Teile Birne, 117 Teile Kirsche, 120 Teile Aprikose oder Weintraube, 216 Teile Pfirsich, 210 Teile Pflaume, 209 Teile Reineclaude, 507 Teile Mirabelle, 227 Teile Stachelbeere, 222 Teile Johannisbeere, 183 Teile Himbeere und 116 Teile Erdbeere; b) 1 Ei von 45 Gramm Gewicht durch 960 Gramm Apfel, 1925 Gramm Birne, 585 Gramm Kirsche, 600 Gramm Weintraube und 1135 Gramm Stachelbeere; c) 2,75 Kilogramm Kartoffel mit etwa $^1/_2$ Kilogramm Stärkegehalt durch 2,5 bis 4,5 Kilogramm Apfel, 4 bis 5 Kilogramm Birne, 3,15 bis 3,5 Kilogramm Kirsche, 4 bis 9 Kilogramm Pflaume oder Zwetsche, 2,5 Kilogramm Reineclaude, 5 Kilogramm Mirabelle oder Stachelbeere, 5,85 Kilogramm Pfirsich, 6,25 Kilogramm Aprikose, 7 Kilogramm Johannis-, Him- oder Brombeere, 6 Kilogramm Erd- und 3,3 Kilogramm Weinbeere.

Ein Arbeiter müßte zum Beispiel, wollte er seinen auf etwa 130 Gramm berechneten Tagesbedarf an Eiweißstoffen durch Obstkonsum decken, etwa 15 Kilogramm Früchte tagtäglich genießen.

Nach chemischen Untersuchungen sind enthalten: in Äpfeln 15,2 Prozent Trockensubstanz, 0,4 Prozent Rohproteïn, 0,3 Prozent Rohfett, 12,5 Prozent rohe stickstofffreie Extraktstoffe, 1,5 Prozent Rohfaser und an verdaulichen Nährstoffen 0,3 Prozent Eiweiß, 0,2 Prozent Fett, 11,2 Prozent Kohlehydrate, in Birnen 16,2 Prozent Trockensubstanz, 0,3 Prozent Rohproteïn, 0,2 Prozent Rohfett, 12 Prozent rohe stickstofffreie Extraktstoffe, 3,4 Prozent Rohfaser und an verdaulichen Nährstoffen 0,2 Prozent Eiweiß, 0,1 Prozent Fett und 13,2 Prozent Kohlehydrate. Sehr reich an Eiweiß sind dagegen die Nüsse, denn sie enthalten

von der genannten Nährsubstanz etwa 16 Prozent und mehr als 60 Prozent Fett. Sie werden aber viel zu schwer und langsam (erst in etwa fünf Stunden) verdaut oder verlassen auch größtenteils unverdaut den Körper wieder und finden deshalb als Nahrungsmittel nicht die entsprechende Ausnutzung, reizen außerdem den Kehlkopf und sind aus allen diesen Gründen ungeeignet dazu, als Ersatzmittel für tierisches Fleisch zu dienen.

Ganz hervorragenden Wert haben alle Obstfrüchte jedoch als Genußmittel, denn sie enthalten außer verschiednen Säuren (namentlich Äpfel-, Zitronen- und Wein-, ferner Klee-, Gerb- und Gallussäure), fetten sowie ätherischen Ölen, Fruchtätherarten, Pektin- oder Pflanzengallertekörpern, phosphorsauern Salzen usw. besonders viel Frucht-, Trauben- oder Rohrzucker, und zwar beträgt der Zuckergehalt bei Äpfeln 7,2, bei Birnen 8,3, bei Kirschen 10,2, bei Pflaumen 3,6, bei Aprikosen 4,7 und bei Weintrauben 24,4 Prozent. Diese Bestandteile tragen dazu bei, das Obst reich an Süßigkeit, an milderer oder herberer Säure, an Aroma usw. zu machen; sein hoher Wassergehalt verleiht ihm außerdem besondre Saftfülle, sodaß es ebenso erfrischend wie heilsam auf den Körper — zumal auf den jungen — wirkt, wenn von ihm keine größern Mengen als etwa ½ bis 1 Pfund täglich genossen werden.



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)



Einer der tüchtigsten Präsidenten der Neuzeit war Balmaceda. Die Art und Weise, wie er seine Reformen einführte, seinen Willen durchsetzte, schuf ihm viele Feinde. Radikale und Ultramontane verbanden sich zu seinem Sturze. Eine Revolution wurde inszeniert, die im Interesse des Landes besser unterblieben wäre; denn von dieser Zeit an (1891) datiert die offenkundige politische Anarchie des Landes. Balmaceda selbst erschoß sich im September 1891, als sein Anhang durch die Truppen der Aufständischen bei Valparaiso geschlagen worden war. In geradezu scheußlicher Weise wurde mit den Anhängern des unglücklichen Präsidenten verfahren. Der Mob mordete, raubte und plünderte in den Häusern der Balmacedisten ungestraft nach Herzenslust. Da die Regierung zu schwach war, die Interessen der Ausländer zu wahren, so landeten die Kriegsschiffe der fremden Mächte zu diesem Zwecke in Valparaiso Truppen. Hoffentlich vollzieht sich in Chile die Wendung zum bessern ohne einen zweiten Bürgerkrieg; wenn nicht, so fällt Chile über kurz oder lang, weil es unfähig ist, sich selbst zu regieren, einem mächtigern Staate als Beute zu. Das wäre aber wirklich sehr zu bedauern. Wenn ein Volk in ganz Südamerika dank seiner vielen guten Eigenschaften zu einer leitenden, führenden Rolle bestimmt sein könnte, so wäre es das chilenische. Allerdings stehn dessen Chancen in dieser Richtung heute sehr schlecht.

Das politische Hauptblatt Chiles ist unstreitig der Mercurio. Es erscheint sowohl in Valparaiso als auch in Santiago und beeinflußt weite Kreise des gebildeten Volks. Neben dieser großen Zeitung treten die andern einheimischen Blätter weit zurück. Deutsche Zeitungen erscheinen hier und da in der Republik, in Valparaiso, Santiago, Concepcion, Valdivia usw.; ihr Einfluß ist natürlich unbedeutend. Der Mercurio segelt trotz seinem offiziellen chilenischen Charakter stark unter englischer Flagge, wie denn auch der angelsächsische Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Landes leider unverkennbar ist. Vor Amerika und vor England hat Chile gewaltigen Respekt. Deutschland kommt trotz seinen bedeutenden Handelsbeziehungen mit Chile politisch weit hinter Frankreich, für das der Chilene eo ipso mehr Sympathie hat als für das ihm innerlich doch fremde Germanentum. In dem großen Blatte Mercurio wurde Deutschland in den allgemeinen Berichten immer so nebensächlich behandelt, daß ich mich oft erstaunt fragte, ob denn diese Herren Redakteure wirklich gar keine nähern Kenntnisse über unser Volk und unser Land hätten. Diese Frage mußte ich aber sofort verneinen, wenn ich las, was über ganz kleine Staaten in Europa des langen und breiten den Lesern aufgetischt wurde. Viele falsche Nachrichten, meist absichtlich fabriziert und aus amerikanischer oder aus englischer Quelle fließend, wurden über Deutschland kolportiert, besonders Reden und Aussprüche des deutschen Kaisers. Das Dementi hinterdrein nahm sich dann um so komischer aus, als ja doch der wahre Zweck, Deutschland einen Seitenhieb zu versetzen, es in der öffentlichen Meinung wieder ein wenig mehr hinabzudrücken, vollkommen erreicht worden war. So wird durch offne und versteckte immerwährende Nadelstiche das Deutschtum in Südamerika durch Amerikaner und durch Engländer, die grimmigsten Feinde, die Deutschland heute in der Welt hat, systematisch verdächtigt, vergiftet. Darüber täusche man sich doch ja nicht länger mehr zuhause! Auch ich war seinerzeit in der Meinung befangen, daß zwischen uns und unsern „Vettern" jenseits des Kanals wie des großen Wassers ein modus vivendi auf dem Fuße der Gleichberechtigung möglich wäre. Diesen Glauben habe ich heute als Utopie endgiltig aufgegeben. Leicht wurde mir diese Metamorphose um so weniger, als ich ein großer Freund englischer Freiheit, Tüchtigkeit und Unternehmungslust bin. Aber vor dieser leidenschaftlichen, keiner Belehrung zugänglichen, Haß und Neid erfüllten Vetternschaft, die nur auf die Vernichtung des unbequemen deutschen Handels, des Deutschtums überhaupt ausgeht, muß auch die ehrlichste deutsche Sympathie für England und Amerika erkalten. Mir ahnt, daß Deutschland noch durch einen Sumpf von Blut waten muß, bis es sich endlich in der Welt, bei den Großen wie bei den Kleinen, die ihm gebührende Rücksicht und Anerkennung geschaffen hat. Mit Reisen, mit Geschenken, mit dem ewigen Streicheln seiner Gegner erreicht Deutschland nur das Gegenteil: man betrachtet es als schwach, als feige. Der Chilene selbst erkennt nur den Staat als machtvoll an, der in seinen Gewässern im Stillen Ozean seine Flagge in stolzer Vertretung durch ein Kriegsschiff wehen läßt. Engländer, Amerikaner, Franzosen und Italiener sah ich in der Zeit meines Aufenthalts in Chile mehrmals; Deutschland aber glänzte jahrelang durch Abwesenheit, sehr zu seinem Nachteil. Und dabei nimmt das Deutsche

Reich neben England in seinem Schiffsverkehr mit Chile die wichtigste Stelle ein, während Amerika (Vereinigte Staaten), Frankreich und Italien weit dagegen zurückstehn.

Die Industrie Chiles ist begreiflicherweise noch jungen Datums. Sie steckt zwar noch in den Kinderschuhen, nimmt aber an Zahl aller möglichen Etablissements zu. Sie wird meist von Fremden ausgeübt, da der Chilene im allgemeinen kein Freund intensiver Arbeit ist. Vielfach arbeiten auch große Industriehäuser mit chilenischem Gelde. Berühmt im Süden sind die von Deutschen betriebnen Gerbereien, Schuh-, Fleischwaren- und Wurstfabriken, Bierbrauerei, Maschinenbau usw. Größere Unternehmen wie: Brauereien, Brennereien, Maschinen-, Möbel-, Seifen- und Zuckerfabriken sind bei Valparaiso und Santiago.

Die Ausländer halten die Industrie wie auch den Handel des Landes so ziemlich als ihre Domäne in Händen. Gegen die Konkurrenz des Auslandes wird die einheimische Industrie durch Zölle, deren Höhe prohibitiv wirkt, erfolgreich geschützt. Ob diese Maßregel im Interesse des Landes selbst liegt, möchte ich bezweifeln. Die Zölle überhaupt sind drückend durch ihre Höhe und die ganz willkürliche Anwendung ihrer Sätze. Nur wenig Artikel, die sowieso in der ganzen zivilisierten Welt frei laufen (Bücher, wissenschaftliche Instrumente), sind von den Abgaben befreit, die oftmals den Wert der Ware übersteigen. Sogar Umzugsgegenstände, die notwendigsten Gebrauchsstücke für den Haushalt, gleichgiltig, ob sie gebraucht sind oder nicht, unterliegen den größten Abgaben. Mit dem Mangel an Warenkenntnis der Beamten in den Zollhäusern (Aduanas) geht die Willkür der Beurteilung Hand in Hand. Es herrscht in den Zollhäusern teilweise eine Ignoranz, daß man sich darüber mit Recht entsetzen kann. Am weitesten kommt der Geschäftsmann, der gegen die sehr schwachen Hüter des Gesetzes mit dem Peso nicht geizt. Aller Zoll auf die eingeführte Ware, wie auch auf die so wichtigen Ausfuhrartikel Salpeter und Jod, muß in chilenischem Golde bezahlt werden. Da das Gold aber seit Jahr und Tag schon außer Zirkulation ist und wohl auch noch lange bleiben wird, so müssen der Importeur und der Exporteur das Gold vorher kaufen. Der Fiskus versteigert nun von Zeit zu Zeit öffentlich das eingenommne Gold an den Meistbietenden. Der Goldpeso ist in seinem Werte von 1 Mark 50 Pfennigen keiner Schwankung unterworfen, um so mehr dafür aber der Papierpeso. Hier kann die Kursdifferenz zwischen Papier und Gold 10 Prozent und noch mehr betragen. Man kann sich leicht vorstellen, welche große Summen der Staat nebenbei durch das sonderbare Spiel des Verkaufs seines eignen Goldes verdient. Die Schikanen des Fiskus, zum Teil aus der groben Unkenntnis der Beamten hervorgehend, sind für die Geschäftswelt zur ständigen Gewohnheit geworden. Man braucht deshalb nur einen Blick in die Zeitungen zu werfen, wo jeweils die Streitfälle veröffentlicht sind, die vor das Forum der in Chile doppelt blinden Justitia gebracht werden, und — man verlernt nachgerade das Staunen.

Daß das Leben durch die hohen Zölle sehr verteuert wird, ist einleuchtend. Das gilt namentlich in Beziehung auf dessen Verfeinerung. Die niedern Volks-

klassen mit ihrer Bedürfnislosigkeit werden natürlich durch die Zölle weniger betroffen als die bessern und gebildeten Stände.

Die Einfuhr nach Chile betrug:

1901	insgesamt	139300766	Pesos
und sank 1902	auf . .	132428204	„

Die Ausfuhr beläuft sich wie folgt (offizielle Angaben!):

1901	171641666	Pesos
1902	169530451	„

Der Export setzt sich zusammen:

	1901	1902
Mineralien	158944000 Pesos	152697523 Pesos
Tierische Produkte: Häute, Leder, Wolle, Honig, Wachs . . .	7720000 „	7250693 „
Vegetabilische Produkte: Weizen, Bohnen, Nüsse, Sämereien .	4977666 „	9582235 „

Wert der Mineralprodukte im Jahre 1902:

Salpeter	126407000	Pesos
Jod	3055000	„
Kupfer	17123000	„
Silber	2520000	„
Gold	1623500	„
Borax	1355500	„
Mangan	389700	„
Blei	48000	„
Verschiedne	175823	„

Für Export und Import nahm Chile ohne besondre Mühe ein:

1902 in Gold	70790151	Pesos
in Papier	717672	„

Allein Iquique lieferte für den Salpeterexport 1902 an den Staat in Gold 30103217 Pesos!

Deutschland	ist	beteiligt	am	chilenischen	Handel	mit	29,59 Prozent
England	„	„	„	„	„	„	34,00 „
Nordamerika	„	„	„	„	„	„	14,52 „
Frankreich	„	„	„	„	„	„	9,3 „
Italien	„	„	„	„	„	„	2,5 „

Die übrigen Staaten stehn in ihrem Handelsverkehr noch weit unter Italien.

An gesetzlichen Münzen hat Chile:

a) Gold ($^{11}/_{12}$):	20 Pesos,	Condor	genannt,	Gewicht	11,98	Gramm
	10 „	Doblon	„	„	5,99	„
	5 „	Escudo	„	„	2,99	„

Das Gold ist aber außer Verkehr, dafür Papier in Abschnitten zu 1, 2, 5, 10, 50, 100 und 1000 Pesos.

b) Silber (Gehalt 8,35):	1 Peso	. . . zu	20 Gramm
	1/2 „ = 50 Centavos	. . . „	10 „
	20 Centavos	. . zu	4 „
	10 „	. . „	2 „
	5 „	. . „	1 „
c) Kupfer mit Nickel (95 : 5 Prozent):	2 1/2 Centavos	zu	8 Gramm
	2 „	„	7 „
	1 „	„	5 „
	1/2 „	„	3 „

Maß und Gewicht sind seit 1848 offiziell zwar metrisch, doch wird immer noch im gewöhnlichen Verkehr mit dem alten spanischen Modus gerechnet.

Fanega = Scheffel, entspricht 97 Litern (für Hohlmaß).
Cuadra cuadratica, eine quadratische Fläche, ist gleich 157 Aren.
Cuadra lineal ist gleich 125 Metern.
La legua, die Meile, entspricht 4445 Metern.
Das Quintal español ist gleich 46,01 Kilogramm.
Flüssigkeiten werden nach der Arroba, gleich 36 Litern, gemessen.

An großen Geldinstituten ist in Chile kein Mangel. Bezeichnenderweise sind es hauptsächlich Deutsche und Engländer, die auch hier wie im Handel und im Verkehrsleben (commercio) die führende Rolle spielen. Bei allen Anlässen öffentlicher Natur wird die Börse des Commercio von den Einheimischen stark in Anspruch genommen, und man muß es diesen Firmen rühmend zuerkennen, daß ein großer Zug von Noblesse bei ihnen herrscht. Der Hauptsitz des Geld- wie des Warenverkehrs in der Republik ist Valparaiso. Die großen Häuser dieses Platzes, Banken wie Großkaufleute, haben ihre Filialen in Santiago sowohl wie auch in den verschiednen wichtigern Städten des Landes. Import wie Export wird von sehr vielen Häusern zugleich gehalten. Im Export von Landesprodukten ist Chile gegen früher zurückgegangen. Was könnte nicht aus diesem von der Natur so reich bedachten Lande allein an Feld- und Baumfrüchten ausgeführt werden, würde ein rationeller Anbau betrieben! Alles, was die gemäßigte Zone produziert, gedeiht auch in Chile in geradezu wunderbarer Pracht und Güte. Aber die herrschenden Verhältnisse erlauben keine dem Gesamtwohl zukommende Ausnutzung der natürlichen Reichtümer des Landes. So haben es auch zum Beispiel die Gewalthaber, die nebenbei oft noch große Gutsbesitzer (Haciendados) sind, fertig gebracht, daß das einst so billige Fleisch in Chile enorm verteuert worden ist. Die früher für die Vieheinfuhr aus Argentinien offne Grenze ist heute durch unsinnige Zölle gleichsam gesperrt. Dadurch können die Herren im Lande selbst ihr eignes meist geringes Vieh sehr teuer verkaufen. Dies ein Beispiel für manches andre!

Der Stille Ozean, unerschöpflich reich an Fischen und eßbaren Krustaceen aller Art, wird ebenfalls nicht oder nur unbedeutend ausgebeutet. Auf der Insel Juan Fernandez, die chilenischer Besitz ist, wird der Fang von Hummern und deren Konservierung von einer deutschen Firma betrieben. Unterstützung findet das Unternehmen von chilenischer Seite nicht nur nicht, sondern eher Belästigung. Ein richtig organisierter Fischfang an der langen chilenischen

Küste besteht nicht. Eine wie reiche Quelle von Einnahmen könnte dem Lande erschlossen werden, würde die Regierung der Frage, die lebenden Schätze des Ozeans zweckmäßig zu heben, näher treten.

An Mineralschätzen, die Chile jährlich vom Auslande gewaltige Summen zuführen, ist besonders der Norden und die „Wüste" Atacama reich. Dies ist auch die Ursache, daß sich in dem sonst unwirtlichen, zum Leben wenig einladenden Norden im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeit größere verkehrsreiche Städte aus ehemaligen kleinen Niederlassungen entwickelt haben, wie zum Beispiel Tocopilla, Antofagasta, Iquique, Tacna. Unter den dem Norden eignen mineralischen Produkten spielt der Salpeter die Hauptrolle. Dort, in diesen öden, fast regenlosen Distrikten findet er sich als Rohsalpeter (Caliche) in mächtigen Lagern, die mehr und mehr abgebaut werden. Als Nebenprodukt bei der Salpetergewinnung wird Jod erhalten. An diesem teuern Artikel wurden 1902 allein 130000 Kilogramm „ausgelaugt." Guano, Borax, Schwefel werden ebenfalls in bedeutenden Mengen gewonnen. Unter den Metallen steht Kupfer obenan. An Steinkohlen hat Chile ebenfalls keinen Mangel, doch sind diese in der Qualität nicht besonders gut. Dank dem Mineralreichtum des Landes versteht sich fast jeder Chilene, auch der ungebildetste, auf eine gewisse „Steinkenntnis." Die Leute sind geborne Mineurs, und es ist oft verblüffend, mit welcher Sicherheit sie auf bloßes Ansehen hin den Gehalt gewisser Kiese auf Erze, zum Beispiel Kupfer, zu schätzen wissen, und zwar so richtig, daß die chemische Analyse nur um wenig Prozente von der Schätzung durch das Auge und die Hand (Gewicht) abweicht.

Direkte Steuern gibt es in Chile nicht. Die Stadt- und die Gemeindeverwaltungen erheben von den Gewerbe- und Handeltreibenden eine bestimmte jährliche Abgabe. Darüber hinaus ist alles frei. Die Zölle liefern der Republik alle Einnahme. Diese ist allerdings groß genug, so groß, daß sie eben mit zur Korruption geführt hat. Allein die Abgabe für die Erlaubnis, Salpeter ausführen zu dürfen, bringt Chile jährlich über 50 Millionen Pesos in Gold ein. Wo gibt es in der übrigen Welt ein Land, dem man nur für die Gewährung, ein Mineralprodukt ausführen zu dürfen, solche Summen bezahlt? Diese Goldquelle wird und muß sich erschöpfen. Sie ist nur noch eine Frage der Zeit, und schon jetzt bangt es den Machthabern bei dem Gedanken, die Quelle könnte eher versiegen, als sie für sich noch hoffen. Doch mit dem Aufhören dieses Geldstroms dürfte Chile selbst die größte Wohltat erwiesen werden. Vielleicht kehrt dann das Land wieder auf den alten Weg zu solider, einfacher Arbeit zurück, den es früher so erfolgreich betreten hatte. Die Schulden der Republik — innere wie äußere Anleihen — sind sehr bedeutend und haben sich in den letzten zehn Jahren ebenso rapid vermehrt wie die Staatsausgaben. Sie betragen (1902):

a) äußere Schuld	238000533	Pesos
b) innere Schuld	75465000	„

auf den Kopf der Bevölkerung: 98,76 Pesos (in Deutschland: 28,94 Pesos!). Als Vergleich für das Anwachsen der Schulden möge angeführt werden, daß im Jahre 1885 die äußere Schuld Chiles 9117333,34 Pesos betrug.

Und mit diesem Anwachsen der Ausgaben stand die der Bevölkerung des Landes in gar keinem Verhältnis. Diese nahm in dem Zeitraum von siebzehn Jahren um keine Viertelmillion zu. Neue Anleihen schweben immer in der Luft. Trotz der Menge des von außen her dem Staate mühelos zufließenden Geldes krankt er an chronischem Geldmangel. Ja dieser Mangel ist oft so groß, daß niedre Beamte, Angestellte, oft monatelang auf ihre dürftige Bezahlung warten müssen, daß den dringendsten öffentlichen Bedürfnissen nicht entsprochen werden kann. Wenn ich nur an die elende gegenwärtige Post von Valparaiso denke, die schon längst umgebaut sein müßte, wenn eben keine verlotterten Zustände herrschten, so genügt dieser eine Hinweis für viele andre. Ähnlich ist es mit andern öffentlichen Bauten, mit den dringenden Hafenverbesserungen, mit Unterkunftshäusern für Kranke, Sieche, Gefangne und dergleichen mehr.

Was nun die Lebensstellung der Deutschen anlangt, so sind in Chile alle Berufsarten vertreten, vom Handwerker bis zum Gelehrten, vom Kommis bis zum General. Aber manche unsrer Landsleute haben keine Erfolge. Ob durch eigne Schuld, kann ich nicht sagen, umgekehrt aber bewegt sich die Mehrzahl der Deutschen oder deren Nachkommen in sehr guten Verhältnissen. Die Chilenen selbst sind, wie schon gesagt, strenger Arbeit abhold. Die Söhne besserer Eltern werden mit Vorliebe Offiziere oder — Advokaten, von denen es in der Republik förmlich wimmelt. Unter dem Advokaten an Ansehen rangiert der Arzt, der erst durch die Fremden „salonfähig“ gemacht worden ist.

Der niedre Chilene ist auf dem Lande vielfach noch eine Art von Leibeignem (inquilino) des reichen Haciendado, wie der Besitzer einer Hacienda (Landgut) heißt. Diese Landgüter sind oftmals größer als manches deutsche Fürstentum. Ein gewisser feudaler Zustand herrscht noch vielerorten. Dabei steht sich natürlich der Herr sehr gut, der inquilino aber wird gehörig ausgenutzt. Doch geht auch in Chile das Feudalsystem langsam und stetig in die Brüche in dem Maße, wie die Verschuldung und die dadurch verursachte Verarmung des Großgrundbesitzes zunimmt, und kleine Besitztümer aus den großen herausgeschnitten werden. Die nimmer ruhende Zeit mit ihren vielen brennenden Fragen beginnt auch im Lande des Kondors nach und nach das Volk zu bewegen, soweit es eben dessen natürliches Phlegma erlaubt.

Viele der ärmern, aber freien Tagelöhner (peones) verlassen jährlich die Heimat, um jenseits der Cordillera, in Argentinien, während des Sommers lohnendern Verdienst zu finden als zuhause. Dadurch wird dem Landbau in Chile selbst die so dringend nötige Kraft geschmälert, und die Frage nach sozialen Reformen wird immer akuter. Aber die Regierung läßt auch hier alles gehn, wie es eben gehn will. Auch für die Besiedlung des Millionen von Hektaren betragenden, noch unbebauten, dem Staate gehörenden Landes wird so gut wie nichts getan. Welche Summe lebendiger Kraft könnte sich Chile durch großartig geleitete Einwanderung selbst zuführen, begriffe eben der Staat seine wirklichen Aufgaben!

Von den herrschenden erbärmlichen Justizverhältnissen, die im höchsten Grade reformbedürftig sind, werden Handel und Wandel stark betroffen. Kleinere Diebstähle zeigen zum Beispiel die Kaufleute oder Private gar nicht mehr an.

Die polizeilichen Schikanen für den Kläger sind so, daß er lieber auf Genugtuung seines verletzten Rechtsgefühls verzichtet. Überdies hat der Einheimische schon von vornherein mehr Rechte als der Ausländer. Und dieser kann sein Recht, sei es auch noch so sonnenklar, nur mit unverhältnismäßig großen Geldopfern erkaufen. Daß bei solchen Zuständen die Frechheit der Diebs- und Raubgesellen in das unglaubliche geht, zeigen die täglichen Berichte der Blätter über verwegne, kühn ausgeführte Einbrüche und Diebstähle. Ja die Unsicherheit in der Handelsmetropole Valparaiso selbst ist so groß geworden, daß sich im letzten Jahre eine Reihe der angesehensten Firmen des Großhandels mit einem Gesuch an den Intendanten der Provinz Valparaiso wandte, um auf eigne Kosten zum Schutze ihrer Warenhäuser eine Art Polizeitruppe schaffen zu dürfen. Dieses Gesuch allein spricht für die unsichern Zustände der Stadt Valparaiso mehr als ein ganzer Band.

Wie naiv das Recht an kleinern Orten des Landes geübt wird, möge folgende wahre Geschichte illustrieren. Bei Valdivia wurde einem Manne eines Nachts sein bedeutender Holzvorrat gestohlen, den er vor seinem Hause aufgestapelt hatte. Der Tat verdächtig erschien ein gewisser Chilene, der auch von dem Bestohlnen schließlich dem Richter angezeigt wurde. Nach anfänglichem Leugnen gestand der Beklagte, der Dieb zu sein. Wußtest du nicht, daß du das Holz nicht nehmen durftest? fragte ihn der Richter.

Doch, gab der Dieb zu.

Daß du dem Eigentümer das Holz zurückgeben mußt, wirst du begreifen.

Ich will es tun, erwiderte der Mann, aber ohne Entschädigung kann ich es nicht zurückführen; ich hatte sowieso viel Mühe, es mit Roß und Wagen zu holen.

Der Mann hat Recht, entschied der weise Richter.

Der Bestohlne, froh, so billig wieder zu seinem Eigentum zu kommen, bezahlte noch dem Diebe die Fuhre, und damit war der Fall erledigt.

Die Devise Chiles lautet: Por la razon ó la fuerza! (Durch Vernunft oder Gewalt!) Das Wappen des Landes ist ein Schild mit zwei Feldern, blau und rot, in deren Mitte ein weißer Stern prangt. Gehalten wird der Schild durch den Kondor und das Guanul, zwei Chile eigne Tiere. Die chilenische Flagge setzt sich aus den Farben weiß, blau und rot zusammen, mit einem großen weißen Stern im blauen Felde. Orden und äußere Ehrenzeichen hat die Republik ebenfalls. Der Präsident führt das Prädikat Exzellenz. Bei militärischen Anlässen steht ihm eine berittne Eskorte zur Seite; eo ipso ist auch der Präsident wie ein Monarch der Generalissimus der Armee.

Der Militärdienst ist in Chile obligatorisch. Die Dienstzeit beträgt ein Jahr. Dank der natürlichen Intelligenz der Chilenen erwerben sie in dieser Zeit eine Exerziertechnik und Waffenfertigkeit, die sie den besten deutschen Soldaten gleichstellt. Das stehende Heer umfaßt etwa 9000 Mann. Das verhältnismäßig große Offizierkorps umfaßt 915 Köpfe, darunter allein 10 Generale. Im Ernstfalle verfügt Chile über 60000 Mann guter Soldaten. Deren Bewaffnung ist deutscher Herkunft: Kruppsche Kanonen und Mausergewehre.

Die Marine verfügt über 50 Fahrzeuge, darunter 36 eigentliche Kriegsschiffe und Torpedos. Die meisten der Panzer und Torpedos sind neuern Datums. Die Bemannung der Schiffe ist dürftig. Im Kriegsfalle „soll“ sie auf 15000 Köpfe gebracht werden können. Leider hat die allgemeine Korruption auch in den Marinekreisen Einzug gehalten und bedroht dadurch deren Existenz als wirksames Verteidigungsmittel der langgezognen Küste Chiles, die nur an einigen Punkten, u. a. auch in Valparaiso, gegen eine Invasion durch Forts geschützt ist.

An Polizeitruppen verfügt der Staat über 6000 Mann mit den Offizieren. Die Polizei der Städte und der Gemeinden wird alles in allem nur auf 1000 Mann geschätzt, eine in Anbetracht der herrschenden unsichern Zustände völlig ungenügende Zahl.

9. Geographische und gesundheitliche Verhältnisse, Klima, Flora und Fauna

Mit 776000, nach offizieller Angabe von 1902 mit 797103 Quadratkilometern nimmt Chile territorial den siebenten Rang unter den südamerikanischen Staaten ein. Mit seiner Bewohnerzahl, etwa 3,2 Millionen, vertritt es die fünfte Stelle unter den dünn bevölkerten Ländern des großen Kontinents. Schon in seiner geographischen Lage bietet Chile, das in vierundzwanzig Provinzen eingeteilt ist, ein höchst eigentümliches Bild, so eigentümlich, wie wohl kaum ein zweites Land der Erde: ein schmaler, langgezogner, sich über mehr als achtunddreißig Breitengrade erstreckender, 4230 Kilometer langer Streifen Landes, der, in seiner ganzen Front bespült von den Wogen des Ozeans, in seinem Rücken, gegen Bolivia und Argentinien, in der natürlichsten Weise durch die gewaltige Mauer der Hochcordillera abgeschlossen, eine wechselnde Breite von hundertsiebzig bis vierhundert Kilometern aufweist.

Mit dem Atlantischen Ozean steht Chile nur durch den schmalen, fjordreichen Wasserarm der Magalhaensstraße in Verbindung. In ihrem nördlichen Teile ist die Küste Chiles sehr einförmig, ohne bemerkenswerte Einschnitte; um so zerrissener aber und reich an vorgelegten Inseln in ihrem südlichen Teile.

Die außerordentlich lange Ausdehnung des Landes hat als Folge auch verschiedne Klimazonen. Während der äußerste Süden Chiles einen gewissen antarktischen Charakter hat, rauh und unwirtlich ist, taucht der von Peru und von Bolivia umsäumte Norden in die Region der Tropen. Aber keine feuchtwarme Atmosphäre, kein üppiger, tropischer Pflanzenwuchs zeichnet den Norden aus: sandig, trocken, steril, eine fast absolute Wüstendürre ist sein Kennzeichen. Zwischen diesen Extremen von Nord und äußerstem Süden liegt in der Mitte eine subtropische Zone mit langen, fast regenlosen Sommern von oberitalienischer Schönheit und mit regenreichen Wintern, die in ihrer Milde an Algerien erinnern. An diese subtropische Zone gegen den Süden zu schließt sich die gemäßigte an, reich an Regen, mit Sommern, wie sie Mitteldeutschland hat, und Wintern, die denen an der Riviera gleichen. Das Seeklima der chilenischen Küste ist im allgemeinen sehr mild.

Anders liegt der Fall im Innern, auf der durch die Küstencordillera gebildeten Hochebne, zum Beispiel in Santiago, das über fünfhundert Meter über

dem Ozean liegt. Hier sind die Sommer heißer und die Winter kühler als in Valparaiso. Auch die Wärmeunterschiede zwischen Tag und Nacht sind dort sehr bedeutend und betragen zuweilen 20 bis 25 Grad Celsius. Die mittlere Jahrestemperatur von Santiago beträgt 14,4 Grad Celsius. Die Winde sind vorherrschend westlich und wehn sehr unregelmäßig. Die Isobaren zeigen höhere Zahlen als die normalen. Sie laufen nordsüdlich. Ein verhältnismäßig hoher Luftdruck liegt über dem südöstlichen Teile des Stillen Ozeans wie auch über ganz Chile und herrscht bis an den Westfuß der Anden.

Die mittlere Barometerhöhe beträgt:

in Coquimbo	(etwa	30	Grad	südlicher	Breite)	765	Millimeter
„ Valparaiso	„	33	„	„	„	764	„
„ Puerto Montt	„	41,5	„	„	„	763	„
„ Punta Arenas	„	54	„	„	„	762	„

Die Isobare von 764 Millimetern trifft im Winter östlich vom Meere her bei Arauco (37 Grad 30 Minuten) auf das Land und verläßt es bei Arica wieder. Im Sommer scheint die Isobare ganz auf dem Ozean zu liegen und am Lande durch die von 763 Millimetern ersetzt zu sein. Die täglichen Schwankungen treten ziemlich regelmäßig ein: Maximum um 9, Minimum um 3, Mittel um 12 Uhr, Tag wie Nacht. Die Oscillationen sind im Norden geringer (2 bis 3), gegen den Süden (5 bis 10 Millimeter). Der Luftdruck nimmt, wie gesagt, mit abnehmender Breite zu.

Das Küstenklima reicht kaum über die Küstencordillera hinaus. Der kalte Humboldtstrom bringt da, wo er an die chilenische Küste stößt, starken und reichlichen Regenfall mit sich. Die Folgen davon sind eine stärkere Abkühlung des Meerwassers an der Küste, als es in diesen Breitengraden anderswo angetroffen wird, und häufige Morgennebel, die erst gegen Mittag dem strahlenden Sonnenscheine weichen.

Die Atmosphäre ist von wunderbarer Klarheit, die besonders in den Nachmittagsstunden außerordentlich zunimmt. Diese Klarheit der Luft in den obern Schichten dürfte eine Folgeerscheinung der überall in Chile herrschenden kurzen Dämmerungszeit sein. Die Zahl der bewölkten Tage häuft sich in dem Maße, als man von Nord nach Süd geht. Dem regenarmen Norden Chiles liegt jenseits der Cordillera eine regenreiche Gegend gegenüber, dem feuchten Gebiete von Valdivia und Chiloe entsprechen über den Anden die dürren Steppen von Patagonien.

Im Jahre 1902 betrug die Menge des niedergegangnen Regens:

in Iquique		0		0		
„ Copiapó	bei	4	Regentagen	59	Millimeter	Regenhöhe
„ Serena	„	17	„	171,2	„	„
„ Santiago	„	58	„	505,7	„	„
„ Valparaiso	„	29	„	505	„	„
„ Concepcion	„	102	„	1511	„	„

Die größte jährliche Regenmenge weist Valdivia auf mit durchschnittlich 2500 Millimeter Regenhöhe bei 134 Regentagen.

Als Vergleich diene: Süddeutschland im Mittel 677 Millimeter Regenhöhe, Mittel- und Norddeutschland im Mittel 517 Millimeter Regenhöhe bei etwa 152 Regentagen.

Wie bei uns in Europa kommen auch in Chile Perioden von übergroßer Nässe oder Dürre vor. So war zum Beispiel der Winter 1904, der schon im März mit Regen begann, übermäßig reich an Niederschlägen. Im südlichen Chile regnet es viel und stark, aber gleichmäßig. Deshalb sind auch eigentliche Wolkenbrüche sehr selten. Das Wasser verdunstet ziemlich rasch. Schneefälle sind sehr selten und gehören dann zu Ereignissen, die man geradezu festlich begeht. In Santiago schneit es in Jahrzehnten kaum einmal, in Valparaiso nie, höchst selten in Valdivia, reichlich dagegen in den südlichsten, gegen die Magalhaensstraße zu liegenden Teilen des Landes. Während sich da die Schneedecke hält, ein regelrechter, nordeuropäischer Winter herrscht, vergeht im Norden der Schnee ebenso rasch, wie er gekommen ist. Hagel ist nicht unbekannt, aber lange nicht so verheerend wie bei uns in Europa.

Die elektrischen Entladungen finden meist in der Hochcordillera statt. Gewitter gehn selten aus diesem Gebirge heraus. Höchst interessant sind die elektrischen Erscheinungen in der Cordillera. Manchmal erstrahlen Abends und auch während der Nacht einzelne Spitzen der Cordillerakette in elektrischem Lichte und gewähren dadurch einen wunderbar schönen Anblick.

Die mittlere Jahrestemperatur ist nördlich von 42 Grad niedriger, südlich davon höher als unter denselben Breiten in der nördlichen Hemisphäre. Umgekehrt aber sind diese Gegenden auch wieder bedeutend kühler als die unter derselben Breite liegenden Striche der Ostküste von Südamerika, in diesem Falle also Brasilien und Argentinien; so hat zum Beispiel

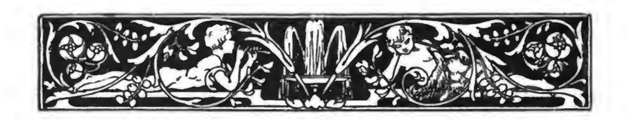
Cobija	18 Grad	gegen	Rio de Janeiro 22 Grad
Valparaiso	14 „	„	Mendoza (Ostfuß der Anden) 20 Grad
Vichuguen	13 „	„	Buenos Aires 17 Grad.

Die Unterschiede zwischen mittlerer Sommer- und Wintertemperatur betragen in Chile nur 5 bis 10 Grad. Die Grenzen zwischen Maximum und Minimum desselben Jahres sind nicht so ausgedehnt wie in Europa.

Die Schneegrenze in der Cordillera de los Andes ist gegen Chile hin verschieden verschoben. Während sie in der Provinz Atacama (etwa 28 Grad) in 4500 Meter Höhe liegt, fällt sie in der Provinz Santiago (33,5 Grad) auf 3300 Meter und unten im Süden in Llanquihue (41 Grad) auf 1530 Meter. Wie unsre Alpen so hat auch die Hochcordillera ein polarklimatisches Gepräge: kurze Sommer, lange Winter. Südlich von Concepcion kommen bis in den November hinein nächtliche Kältegrade vor, die ungefähr unsern Maifrösten entsprechen. Der Winter aber ist in Chile überall milde.

(Schluß folgt)





Siebeneichen und Scharfenberg,

die Burgen der deutschen Romantik

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



Auch viele Sachsen und insbesondre der Siebeneichner Freundeskreis nahmen an diesen Wandlungen der religiösen und der politischen Ansichten teil. Sie hatte sich längst vorbereitet. Das Morgenrot der neuen Richtung dämmert schon aus den spätern Eingebungen des Novalis. Schon in der 1798 gedruckten Gedankensammlung „Glauben und Liebe,“ in der Friedrich Wilhelm der Dritte und die Königin Luise verherrlicht werden, sind die Ideen der Revolution verdrängt durch den Glauben an ein patriarchalisches Königtum. Für seine Auffassung der Religion ist besonders lehrreich der am 31. Januar 1800 an die Schlegels geschickte, auf Goethes Rat aber nicht im „Athenäum“ veröffentlichte Aufsatz: „Die Christenheit oder Europa.“ Nur auf die Heiligung des Volkes durch Poesie und Religion setzt er seine Hoffnung: „Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen.“ Aber weder die lutherische Orthodoxie noch der jesuitische Katholizismus ist dazu imstande, sondern ein mystisch gefaßtes Urchristentum, das freilich einen starken Einschlag von sinnlicher Berauschung zeigt. In den Preis dieses Christentums und der von ihm erhofften Welterlösung klingt der Aufsatz ergreifend aus: „Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters (Gottes), eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein — eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innre des verbrausenden Leibes aufgenommen wird.“

Die Form des Gedankens ist krankhaft sinnlich, aber sein Kern ist doch eben das, was nachher in Erfüllung ging: die Erweckung der Völker zu inniger Frömmigkeit. Novalis ist aber auch schon im Begriff, sich über den Kosmopolitismus zum Deutschtum zu erheben: „In Deutschland kann man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen. Deutschland geht einen langsamen, aber sichern Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus.“ Sogar mit der Wehrkraft der norddeutschen Staaten beschäftigt er sich: ein ungedrucktes Manuskript von ihm enthält Aphorismen „Über das preußische Exerzierreglement,“ die er den sächsischen Offizieren Funk, Thielemann und Karlowitz widmen will; auch über Armeen und Soldatenerziehung ist darin die Rede. Hätte Novalis länger gelebt, so würde vielleicht auch er den Übergang von der philosophisch-lyrischen Periode der Romantik zur heroischen gefunden haben. An seiner Stelle taten es die überlebenden Freunde: vor allem Dietrich von Miltitz, der zwischen 1806 und 1815 als einer der größten und edelsten deutschen Patrioten, ja man kann sagen als der sächsische Vertreter der Ideen des Reichsfreiherrn vom Stein erscheint.

Dieser Eindruck hat sich bei mir unauslöschlich festgesetzt, als es mir durch die gütige Erlaubnis des Freiherrn Alfred von Miltitz vergönnt war, während der

Weihnachtsferien die reichen Schätze des Siebeneichner Archivs einzusehen, die, soweit sie Dietrich von Miltitz betreffen, von diesem selbst in Kapseln und Konvolute geordnet und mit einer höchst wertvollen, seine Tätigkeit von 1806 bis 1814 schildernden Denkschrift begleitet worden sind. Ich habe stundenlang mit atemloser Spannung in diesen vergilbten Papieren gelesen, ohne die Feder anzurühren, weil es mir wie ein Unrecht erschien, die „Fülle der Gesichte“ zu stören; da raschelte es neben mir von lebhaften Schwingungen; ein brauner Falter war von der ungewohnten Wärme des Kamins aus dem Winterschlaf erwacht und flatterte am tauenden Fenster sehnsuchtsvoll dem Licht entgegen; er erschien mir wie ein Sinnbild des gewaltigen Lebensstroms, der aus den toten Blättern heraus nach Befreiung ruft. Der engbegrenzte Raum dieses Aufsatzes vermag diesen Strom nicht zu fassen, aber will es Gott, so soll er sich einst zu einem Bilde des Lebens und des Wirkens dieses bedeutenden Mannes gestalten, das eine längst empfundne Lücke unsrer sächsischen Geschichtschreibung ausfüllen mag. Hier müssen einige Tropfen genügen, einen Begriff des Ganzen zu erwecken.

Als das Unwetter des Jahres 1806 herannahte, wünschte Dietrich von Miltitz dem sächsischen Vaterlande sein Blut zu weihen. Er bat um Wiedereinstellung in das sächsische Heer, aber die Schwerfälligkeit des sächsischen Kriegswesens verhinderte den Plan. „Der 14. Oktober entschied über das Schicksal des Vaterlandes und über mein Verlangen.“ Aber er konnte dem Vaterlande bei den folgenden Durchzügen fremder Truppen wenigstens als Etappenkommissar dienen. Ihm und seinem Freundeskreise erschien die Zugehörigkeit Sachsens zum Rheinbund als Knechtschaft. In diesem Gefühl war er mit vielen edeln Sachsen einig, ganz besonders auch mit der Familie Körner, mit der ihn eine immer inniger werdende Freundschaft verband. Noch sind zwei Gedichte des jungen Theodor Körner vorhanden, die herrliche in Siebeneichen verbrachte Stunden widerstrahlen: eine der Freifrau von Miltitz gewidmete Scharade über den Namen Siebeneichen und ein den Geburtstag der Schloßherrin feierndes Lied der Musen mit dem Wunsche:

Geschmückt wie der Heroen Lichtgestalten,
Erhaben wie des Sängers Phantasie
Und hold sich lösend wie der Bühne Walten
Und hell und freundlich wie die Melodie,
Stark, wie der ernsten Rede Machtgewalten
Und liebend wie der Saiten Harmonie
Und froh und klar, wie sich die Tänze winden:
Mag sich des Lebens Stunde Dir verkünden.

Die österreichische Erhebung im Jahre 1809 stärkte Miltitzens Hoffnung auf die Befreiung Sachsens: „Daß ich zu den Hoffenden gehörte, wird mir um so leichter geglaubt werden, wenn ich es gestehe, daß ich mit mehreren Gleichgesinnten vorläufige Besprechungen über das, was auf den Fall, wenn das Kriegsglück den österreichischen Waffen günstig sein sollte, zu tun sei, gehabt hatte.“ Diese auch für die folgenden Zeiten geltende Andeutung, daß Miltitz entschlossen war, gegebnenfalls in Sachsen einen Volksaufstand gegen die Franzosen ins Werk zu setzen, wird bestätigt durch eine Stelle der von seinem Sohne Georg verfaßten Biographie: „Pfuel, Kleist, Thielemann, Kielmannsegg, beide Körner, Carlowitz, Geßler u. a. waren seine Freunde und fanden in Siebeneichen ein Asyl für ihre stille politische Tätigkeit. Wissenschaftliche, in Gemeinschaft betriebne Arbeiten liehen hierzu den so nötigen Deckmantel.“

Es kam der denkwürdige Frühling 1813. Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“ berichtet: „Da kamen [nach Dresden] mit einer stillen meist nächtlich verhüllten Heimlichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachsen aus der Festung Torgau, von welchen ich nur Miltitz und Karlowitz nennen will. Der König von Polen und Sachsen war mit drei vier polnischen und sächsischen Reiterregimentern ins Land Österreich vor den

Russen entflohen, hatte aber sein übriges deutsches Heer, etwa 10000 bis 12000 Mann, in den Festungen Torgau und Wittenberg eingeschlossen. Diese wackern sächsischen Offiziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerst nur als Erkunder der Dinge, um zu forschen, wie weit die Unterhandlungen ihres Königs für den Beitritt desselben zur großen deutschen Sache gediehen seien; sie brannten mit Tausenden ihrer tapfern Landsleute von der Lust, ihre Säbel für den deutschen Kampf wetzen und zücken zu können, und hofften noch immer auf den glücklichen Entschluß ihres Königs." Arndts Bericht enthält Ungenauigkeiten — zum Beispiel Miltitz war nicht Offizier und kam nicht von Torgau, sondern aus Siebeneichen —, aber das darin entworfne Stimmungsbild ist richtig. In dieser Zeit sehen wir Miltitz als Kommissar des Meißner Kreises die Räumung der Dresdner Neustadt von französischen Truppen beschleunigen; dann eilt er nach Bautzen in das russische Hauptquartier mit dem Plane, von dort aus eine Erhebung des sächsischen Volkes anzubahnen. Sein Plan scheitert zunächst an dem Widerwillen des Zaren Alexander, wohl aber wurde die vom sächsischen Könige mit der Verwaltung des Landes betraute Immediatkommission bedeutet, daß man sich im russischen Hauptquartier Miltitz als Marschkommissar wünsche. Seine Ernennung dazu erfolgte am 29. März 1813. Nun rückt er mit der Avantgarde über Nossen und Grimma nach Wurzen vor, indem er überall unter möglichster Schonung des Landes und des Privateigentums Quartiere, Lebensmittel und Vorspann für die Verbündeten beschaffte.

Eine aus Wurzen am 5. April datierte Denkschrift an den General Winzingerode zeigt ihn bei aller Begeisterung für Deutschlands Freiheit doch auch als königstreuen Sachsen: nach dem ersten Siege über Napoleon will er an den König nach Regensburg geschickt sein, „um seine vielleicht noch schwankende Entschließung zu bestimmen." Danach ist er der Hauptträger der Verhandlungen mit dem in Torgau kommandierenden General von Thielmann. Um ihn zu bewegen, ein zweiter York zu werden, schreibt er am 7. April aus Wurzen einen Brief, der ein klassisches Zeugnis seiner deutsch fühlenden feurigen Seele ist: „Herr General, lautet der Eingang, zum zweitenmale hat Gott das Schicksal unsers Vaterlandes in Ihre Hände gelegt! Was Sie im Jahre 1806 taten, um die uns und unserm Fürsten bereiteten Ketten erträglicher zu machen, das können Sie 1813 tun, um Ihren König und sein Land von der schimpflichsten Knechtschaft zu befreien, ihn seinem Volke wiederzugeben und durch einen mutigen und freien Schritt die Schmach einer entehrenden Dienstbarkeit und die Sünde des strafbaren Götzen-Dienstes zu tilgen! Aber nicht um Ihren König, nicht um Ihr Vaterland allein sollen Sie sich ein unsterbliches Verdienst erwerben: was Sie für Sachsen tun, das wirken Sie für Deutschland, für die Menschheit, für die Ewigkeit! Gibt es einen höhern Beruf, einen beneidenswertern Standpunkt als den Ihrigen?

Nein, Sie können nicht einen Augenblick anstehen zu wählen zwischen Freiheit und Sklaverei, zwischen ewigem Ruhm und unaustilgbarer Schande, zwischen Pflicht und Verbrechen: Schwanken ist Schande, Weigerung sichert Knechtschaft zu.

Die Stunde hat geschlagen, frei und würdig zu handeln! So tun Sie denn, was die Pflicht Ihnen gebietet, worum Ihr Vaterland Sie anfleht und — wofür längst Ihr deutsches Herz schlug! Sprechen Sie es aus, das Wort der Befreiung; und zu Ihren und des Vaterlandes Fahnen schwören Sachsens kräftige Männer, drängen sich seine edelsten Jünglinge." Miltitz übergab dieses Schreiben am 8. April in Torgau persönlich an Thielmann und unterstützte es durch mündliche Vorstellungen, aber der Erfolg blieb aus. Am 9. April erstattete er in Dresden dem Minister vom Stein Bericht über seine Sendung und wurde von ihm mit den Worten entlassen: „Schaffen Sie uns nur bald Torgau." Die Verhandlungen wurden mit dem größten Eifer fortgesetzt; als aber Thielmann noch immer, auf eine Weisung seines Königs wartend, zauderte, schrieb Miltitz aus Gohlis am 15. April an den Generalstabschef, Obristleutnant von Aster, Thielmanns Vertrauten, eine neue ausführliche Denkschrift, die die dringenden Worte enthält: „Gen. Thiel-

mann hat sich bereits so kompromittiert, daß ohne den Tadel der größten Inkonsequenz von Russisch-Preußischer Seite sich auszusetzen, er vorwärts schreiten muß; und den Vorwurf, welchen ihm sein Souverain über seine bisherigen Schritte machen könnte, vermag er nur durch die Ausführung seines Beginnens — welches unvollendet Verbrechen, vollbracht aber Verdienst wird — abzulehnen."

Am 2. Mai schlug Napoleon die Verbündeten bei Groß-Görschen, und eine Woche später ereilte Miltitz die Schreckenskunde, daß sein König, den wilden Drohungen Napoleons nachgebend, nach Dresden in die französische Knechtschaft zurückgekehrt, daß Thielmann und Aster zwar aus Torgau ins Hauptquartier der Verbündeten geritten seien, die Festung selbst aber mit der ganzen sächsischen Armee auf Befehl des Königs den Franzosen übergeben worden sei. Noch macht Miltitz im Auftrage des Kaisers Alexander den Versuch, wenigstens die in Böhmen stehende sächsische Reiterei und einige in Teplitz weilende höhere Offiziere zu den Verbündeten herüberzuziehn, auch das ist vergeblich. Wir sehen ihn nun vor und nach der Bautzner Schlacht als Marschkommissar bemüht, die Leiden der sächsischen Bevölkerung zu erleichtern, Plünderung und Ausschreitungen der Russen zu verhindern. Während des Waffenstillstands (vom 4. Juni bis zum 10. August) hält er sich mit den Seinen in Teplitz auf, da er zwar der Gnade seines Königs versichert ist, aber doch mit Recht einen Gewaltstreich Napoleons fürchtet. Dann wird er Marschkommissar der großen böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg und zieht mit ihr in die Dresdner und dann in die Leipziger Schlacht, von Stein und vom Kaiser von Rußland fortwährend mit der größten Auszeichnung behandelt. In der befreiten Stadt findet er auch seine Frau und seine Kinder wieder. Am folgenden Tage (20. Oktober) verabschiedet er sich als Marschkommissar vom Zaren Alexander mit der Bitte, ihn in die am 18. zu den Verbündeten übergetretne sächsische Armee einzustellen. Der Kaiser versprach es, und „als ich meine Verehrung und Dank durch den üblichen Handkuß ausdrücken wollte, umarmte er und entließ mich mit der ihm eigentümlichen Grazie." Miltitzens ganzes Streben ging nun darauf aus, Sachsen gegen die Franzosen zu bewaffnen, damit auch sein Volk an dem großen heiligen Kampfe teilnehme. Er ist der Vater des Gedankens der sächsischen Volksbewaffnung. Dieser Gedanke beschäftigte ihn schon im März 1813, als er zum erstenmal in das russische Hauptquartier ritt, er ist dann der Gegenstand einer Eingabe an Stein vom 24. April 1813 und tritt sofort nach der Leipziger Schlacht dauernd in den Vordergrund. Aber der feurige Patriot und geschickte Organisator schien zunächst zu andern Dingen bestimmt. Stein setzte es durch, daß er als Gouvernementsrat der ersten Sektion dem Gouverneur von Sachsen, dem russischen Fürsten Repnin, zur Seite trat. Als solcher einer der höchsten, und wie die an ihn gerichteten Briefe zeigen, einflußreichsten Regierungsbeamten wirkte er zunächst bis in den Dezember in Leipzig, während seine Frau gefährlich am Nervenfieber erkrankte: noch ist die ganz in Klopstockscher Art in der Nacht der Krisis — 22. November — am Krankenbett gedichtete Ode vorhanden, worin er, falls die Genesung fortschreitet, gelobt:

Dann wird, o Schutzgeist, Dir ein Altar geweiht,
Dort wo des Elbstroms bräunliche Woge rauscht,
An schroffer Felsen jähem Abhang
Unter dem Schatten der Sieben Eichen.

Im Dezember kehrte er, durch russisches und preußisches Patent zum Obersten ernannt, nach fast einjähriger Abwesenheit heim, während seine Kinder bei der sich nur langsam erholenden Mutter in Leipzig zurückbleiben. Ein interessantes Bild aus dieser Zeit und zugleich einen Beweis dafür, daß die deutschen Ideen damals im sächsischen Volke mächtiger waren, als es eine Sachsen grundsätzlich geringschätzende Geschichtschreibung annimmt, bietet Miltitzens Brief an seine dreizehnjährige Tochter Henriette aus Dresden vom 14. Dezember 1813:

„Schon auf dem Gevatter [Gasthof an der Leipzig-Dresdner Poststraße oberhalb Zehrens] fand ich eine Abteilung Gensdarmes, von ein paar zukünftigen Freiwilligen angeführt, welche mich nach Meißen eskortierten. Im Quartier des Herrn von Welk, wo ich abstieg, waren viel Freunde und Bekannte versammelt, um mich zu empfangen. Nach den ersten gegenseitigen Freudenbezeugungen über mein glückliches Wiedersehen lud man mich ein, teil an einem Souper zu nehmen, welches im Gesellschaftshause bereitet wäre. Bei meinem Eintritt in den mit allen bedeutenden Personen aus der Stadt und der Nachbarschaft angefüllten Saal empfing mich H. [General] von Vieth mit einer sehr schönen Ansprache. Bald setzten wir uns zu Tisch. Aber kaum war die Suppe hinunter, als wir durch Musik und freudiges Lärmen ans Fenster gerufen wurden. Es waren die Schüler, welche unter Anführung des Prof. Königs [Rektors der Fürstenschule] ein Vivat mit Musik und Fackeln brachten. Ich erwiderte es durch ein: »Es lebe St. Afra hoch!« Hierauf wollte ich, der ziemlich hungrig war, wieder an den Tisch; aber keineswegs; unter irgend einem Vorwand hielt man mich noch auf: beim Wiedereintritt in den Speisesaal erblickte ich einen großen Transparent, welcher die Germania einem aus den Wellen der Nordsee hervorsteigenden Felsen mit den Attributen der Künste, des Friedens und des Kriegs sowie der Freiheit gegenübersitzend vorstellte. Den andern Morgen ging ich nach Siebeneichen. Zu meiner großen Freude fand ich das Haus ganz unversehrt und sehr wohl und reinlich unterhalten. Am Küchen-Garten ist der meiste Schade geschehen. Die Pappeln um den Garten sind niedergehauen. In den Promenaden ist hier und da eine Birke oder ein Lärchenbaum abgehauen, doch wird man, wenn nur erst alles aufgeräumt sein wird, es kaum bemerken. Die großen Weymutsfichten sind verschont geblieben. Das Jägerhaus sieht wild aus. Da aber die Sträucher, welche es umgaben, nicht ausgerottet, sondern bloß abgehauen sind, so werden sie wieder ausschlagen und am Ende auch dort wenig zu sehen sein. Auf den Gütern ist im Vergleich mit andern Orten sehr wenig Schaden geschehen." An die im Mai 1813 bei dem alten Jägerhaus vorgefallnen Kämpfe erinnern noch heute fünf dort eingemauerte Kugeln mit den Versen:

Im Jahre achtzehnhundert drei und zehn
Sah man hier fremder Völker Fahnen wehn:
Hier kämpften Krieger aus dem Frankenlande
Mit Reitern von der Wolga und des Urals Strande.
Nun Frieden ist, so mögen auch im deutschen Lande
Des Friedens beste Früchte reifen jedem Stande,
Die Brüder soll die Selbstsucht nie entzwein,
Kein Meinungszwist das Heiligste entweihn.

Der „Rundgesang," der bei dem oben geschilderten Begrüßungsessen Dietrichs von Miltitz begeistert gesungen wurde — ein Gedicht des Professors Balzer an der Fürstenschule —, enthielt auch folgende Strophe:

Wenn überm Rhein auf Deutschlands letzten Bergen
Der edlen Sieger Fahne weht,
Und unentweiht von der Tyrannen Schergen
Der Sachsen freyes Banner steht:
Dann schütze Dich Gottes allmächtige Hand
Im Kampf für Freiheit und Vaterland.

Diese Verse beziehn sich auf den großen Zweck, zu dessen Erfüllung Miltitz damals heimgekehrt war, nämlich Meißen und Siebeneichen zum Mittelpunkt der Werbungen für ein den Lützowern nachgebildetes Freikorps, das „Banner der freiwilligen Sachsen" zu machen. Die Akten dieser denkwürdigen Werbung, die in einer Zeit, wo das erst von Napoleon, dann von den Verbündeten ausgesogne, von Hunger, Typhus und Lazarettfieber heimgesuchte Volk außer einer regulären Armee und einer Landwehr von je 20000 Mann noch 3000 Freiwillige unter etwa 60 Offizieren zum „Banner" stellte, liegen im Schlosse Siebeneichen. Ich habe sie als Sachse nicht ohne Scham darüber gelesen, daß soviel edle und reine Auf-

opferung nicht nur vergessen, sondern sogar mit Schmutz beworfen worden ist. Auch die Fahnen des Banners werden noch heute als ein Heiligtum aus großer Zeit in der Waffenhalle des Schlosses bewahrt. Keine Geringere als die aus Kügelgens „Erinnerungen eines alten Mannes" wohl bekannte Gräfin Friederike Dohna=Stolberg hat einst die Quasten dazu gestiftet mit folgendem Brief an Miltitz:

„Hermsdorf am 28. Januar 1814

Mit den treuen und innigen Wünschen einer deutschen Frau übergebe ich Ihnen, lieber Herr von Miltitz, die Quasten zur Standarte des Banners. Der Segen Gottes gehe ihr voran und Sein Beistand ihr zur Seite! Ich habe seit den größten Erfahrungen unseres Lebens der Freude lange entbehrt, mit Ihnen mich zu freuen, mit Ihnen Gott zu danken für alles, namentlich für die Erhaltung Ihrer lieben Frau. Aber in der Stille des Herzens that ich es sehr oft, und jetzt freue ich mich der Hoffnung, Sie vielleicht bald wiederzusehen und reiche Ihnen die Hand mit dem Ausdrucke der unwandelbarsten und herzlichsten Achtung. Gott segne Sie — Gott erhalte Sie uns!"

Diesem Zeugnis der höchsten Achtung einer hohen und edeln Frau braucht kein Wort hinzugefügt werden. Das Banner zog im Februar mit dem fünften Armeekorps ins Feld: sein Chef war der frühere Generalgouvernementsrat Generalmajor Karl Adolf von Carlowitz, der Chef der Kavallerie Dietrich von Miltitz als Oberst, unter ihm kommandierte der Oberstleutnant von Feilitzsch die beiden Husareneskadrons und Oberstleutnant von Welk die beiden Eskadrons reitender Jäger. Das Banner nahm einen ehrenvollen Anteil an der Belagerung und Eroberung des noch von 15000 Franzosen besetzten Mainz (4. Mai 1814), dann aber hinderte der erste Pariser Friede (30. Mai 1814) weitere Unternehmungen, und zugleich ergingen an Miltitz die dringendsten Rufe hochgestellter Männer, er möge doch in die Heimat zurückkehren und der Not des Vaterlandes steuern. Der Geheime Kriegsrat von Broitzem schreibt an ihn am 25. Mai aus Dresden: „Das Elend ist größer, als man es beschreiben kann, das Bedürfnis ungeheuer, und die Mittel zur Herbeischaffung derselben unzulänglich. Die bevorstehenden Rückmärsche der Russen werden uns den Rest geben. Der Fürst [Repnin] hat gewiß den besten Willen dazu, allein es fehlt an jemand, der ihm die Sache deutsch sagt, und der ihn dann auch so lange treibt, bis er das Notwendige wirklich auch tut. ... Er amüsiert sich zu gerne, und Klagen sind ihm unangenehm. Darum ist es nötig und höchst nötig, daß Du wieder kommst. Manches Übel wäre durch Dich abgewendet worden, und manches Gute geschehen. Du kannst hier Deinem Vaterlande wesentlichere Dienste tun, als wenn Du den Banner kommandierst, der ohnedem nun, da Friede ist, ohne weitern Nutzen fürs Vaterland ist, und der bei der gänzlichen Erschöpfung unsrer Geldmittel nicht bald genung auseinander gehen kann. ... Alle redlichen Leute wünschen Deine Zurückkunft, nur die etwa nicht, die lieber im Trüben sind, und denen diese Wirtschaft ganz angenehm ist."

In der Heimat warteten schwere Zeiten auf den wackern Gouvernementsrat. Miltitz und seine Freunde hatten angenommen, daß sich Sachsens Schicksal bald nach dem Pariser Frieden so entscheiden werde, daß man dem Lande zur Belohnung für die riesenhaften Opfer, die es der guten Sache gebracht habe, seine volle Integrität und die Befreiung des Königs aus der Kriegsgefangenschaft zugestehn werde. Aber Preußen und Rußland arbeiteten erst auf die völlige Einverleibung Sachsens in Preußen, und als diese bei England und Österreich den zähesten Widerstand fand, auf die Teilung Sachsens hin. Um diese abzuwenden, war Miltitz im Herbst 1814 zweimal als Gesandter des Generalgouvernements auf dem Kongresse in Wien. Als er hier erkannte, daß der gefangne König keine Aussicht habe, das Ganze der albertinischen Länder wieder zu erhalten, entschied er sich in dem Widerstreite der Interessen und Pflichten schließlich für den Gedanken, die Integrität und die Zusammengehörigkeit der sächsischen Länder für wichtiger anzusehen als ihre Regierung durch die wettinische Dynastie. Er reiste also im Januar 1815 nach Berlin, um dem Könige von Sachsen durch seinen Minister,

den Grafen Detlev Einsiedel (s. oben S. 562), die Abdankung unter einigen besonders erträglichen Bedingungen und die Entschädigung durch ehemals geistliche Gebiete am Rhein mit den Städten Bonn, Trier und Koblenz zu empfehlen. Er wurde, wie zu erwarten stand, abgewiesen, und König Friedrich August begnügte sich in dem Wiener Frieden (18. Mai 1815) lieber mit dem Dritteil seiner frühern Länder. Die Zeit hat seine Entscheidung gutgeheißen: denn auch das so stark verkleinerte Sachsen hat sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts als ein lebensfähiger, wichtiger Organismus erwiesen und wird sich auch weiter als solcher erweisen. Aber wer möchte deswegen den edeln, nur aus den lautersten Beweggründen handelnden Schloßherrn von Siebeneichen tadeln, daß er damals von der Zukunft Sachsens und Deutschlands andre, sich den Ideen Steins nähernde Vorstellungen hatte? Als der Würfel gefallen war, zog er aus dem Mißlingen seiner Sendung die Konsequenz: am 24. Februar 1815 nahm er seinen Abschied aus dem sächsischen Kriegsdienste und trat als Oberst in die preußische Armee über. Niemand von Bedeutung hat je gewagt, deswegen seinen Ruf anzutasten; und wenn es einer Ehrenrettung bedürfte, so läge sie vor in zwei nach dem Kriege getanen Äußerungen Steins. Dieser schreibt am 7. Januar 1817 an die Gräfin Rehden: „Er besitzt den edelsten Charakter, den er in dem verhängnisvollen Jahre 1813 bewährte, wo er im März und in den unmittelbar folgenden trüben Tagen Gut und Blut freudig für die gute Sache einsetzte und 1814 sehr wohltätig durch Einfluß und Beispiel auf sein Vaterland einwirkte, und er gehört zu denen sehr wenigen, die sich ohnverändert tüchtig, rein und edel bewährten. Versichern Sie ihn, meine vortreffliche Freundin, ich bitte Sie, meiner höchsten Achtung und Freundschaft" — und am 7. Oktober 1817: „General Miltitz ist einer der edelsten, vortrefflichsten Männer, die ich in meinem ziemlich erfahrungsreichen Leben kennen lernte."

Die Zeit des blühenden Heldenblutes entschwand: Armut, Nüchternheit, Kleinmut und Hader traten an die Stelle der hochgemuten deutschen Begeisterung, in Sachsen auch die begreifliche Verbitterung über die Teilung des Landes; harte Urteile über Miltitz und seine Gesinnungsgenossen wagten sich hervor, namentlich von solchen, die einem Konflikt der Pflichten weniger ausgesetzt gewesen waren als er. Einige der tüchtigsten Männer wichen der sie bedrohenden Härte aus, und der Siebeneichner Freundeskreis zerstob in alle vier Winde. General von Vieth trat in das Privatleben und ging in das Ausland, Miltitz und Carlowitz traten in den preußischen Militärdienst, Körner und die Seinen siedelten nach Berlin über, wo der tüchtige Mann eine Anstellung im Ministerium des Innern erhalten hatte. Während nun Miltitz erst als Mitglied der Militärkommission in Frankreich, dann als Divisionskommandant in Liegnitz stand, schwebten die Geister der Vereinsamung um die Turmzinnen von Siebeneichen; aber zu ihnen gesellten sich die schönen Erinnerungen. Es ist rührend zu sehen, wie oft der Name Siebeneichen in den Briefen der Körners vorkommt. Am 5. Juli 1815 schreibt Körners Gattin an die Freifrau von Miltitz: „Ich denke oft an Sie, Geliebte; was waren das für glückliche Zeiten, die wir bei Ihnen in Siebeneichen verlebt haben; nehmen Sie noch für alle Freuden, die Sie meinen Kindern gaben, meinen herzlichsten Dank" — beide waren tot, Emma Körner war, noch bevor die Familie nach Berlin übersiedelte, ihrem Bruder Theodor im Tode gefolgt —, und am 24. September 1815 schreibt auch die Schwester der Frau Körner, Dorothea Stock: „An Siebeneichen kann ich nicht ohne die tiefste Wehmut denken; wie so heiter und glücklich waren wir oft zusammen! Und nun niemals wieder." Es wurde Körners trotz aller Teilnahme, die sie fanden, nicht leicht, in Berlin Wurzel zu fassen: im Sommer 1818 reisten sie zum Besuch in die geliebte Heimat. Dietrich von Miltitz wurde in Görlitz, wo er als Generalmajor stand, besucht, dann ging die Reise auf der alten hohen Straße an die Elbe und nach Siebeneichen: „Alle ehemalige Lieblingsplätze, schreibt Marie Körner am 1. Juli 1818 an Dietrich, wurden besucht und manche neue Anlage besichtigt. Die zu einem Tempel bestimmte Stelle scheint mir sehr

glücklich gewählt. Durch die neue Brücke [über eine Schlucht des Parkes] hat die Aussicht nach Meißen gewonnen" — und Dorothea Stock fügt hinzu: „Wir sahen es [Siebeneichen] in seiner ganzen Pracht, und die herrlichste Beleuchtung vermehrte noch den Zauber dieser wunderschönen Gegend. Welche frohe und schmerzliche Erinnerungen — am 31. Juli 1817 war auch Dietrichs Tochter Henriette siebzehnjährig gestorben — wurden in uns aufgeregt."

Am 27. März 1830 schied Miltitz als Generalleutnant aus dem preußischen Dienste und kehrte zu dauerndem Aufenthalte nach Siebeneichen zurück, nicht im geringsten verbittert durch die Verhältnisse, die ihn aus dem Vaterlande getrieben hatten, sondern mit dem redlichen Willen, seine noch rüstige Kraft in den Dienst der Heimat zu stellen. Reiche Gelegenheit dazu bot sich, als 1831 auch Sachsen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintrat. Über den Verfassungsentwurf hat sich Miltitz mit Körner brieflich ausgesprochen, der auch den heimischen Verhältnissen die regste Teilnahme bewahrte; eine Stelle aus diesem Briefwechsel, Körners Äußerung vom 18. März 1831 über die Zivilliste des Königs, ist noch heute sehr beachtenswert: „den größten Teil der Entwürfe habe ich sehr durchdacht und zweckmäßig gefunden, aber bei einem Punkte würde ich meine Beistimmung nicht geben können. Dieser ist der Verzicht auf die Benützung der Domänen gegen eine Zivilliste. Nach meiner Überzeugung ist die Würde des Regenten möglichst zu schonen, und hierzu gehört, daß der Regent als der unabhängigste, reichste und wohltätigste Mann im Staate wie ein guter Hausvater in seiner Familie erscheint. Frau und Kinder pflegen dem Gatten und Vater nicht vorzuschreiben, was er von seiner Einnahme für die Bedürfnisse der Familie verwenden soll. Was er aus Liebe gibt, empfangen sie mit Dank und Vertrauen. Bei den jetzigen Verhandlungen fände ich es angemessen, wenn der Regent sämtliche Regalien und ein bestimmtes Quantum von dem Ertrage der Domänen den Ständen zu den Bedürfnissen des Staates überließe, die übrige Einnahme der Domänen aber sich vorbehielte und keine Zivilliste verlangte. Es liegt etwas Herabsetzendes darin, daß jeder, der ein paar Taler Abgaben zu zahlen hat, sich einbilden kann, er besolde den Fürsten."

Wenig Monate später (13. Mai 1831) ist der alte Staatsrat Körner, der Retter und Freund Schillers, in Berlin gestorben; Dietrich von Miltitz aber erlebte das höchste Greisenalter. Bei aller seiner Humanität und seiner freiheitliebenden Gesinnung blieb er doch der achtunggebietende Aristokrat, als den ihn schon die hohe Gestalt und die militärische Haltung kennzeichneten. Er hat noch manches erleben müssen, was ihm wie ein Spott auf die große Zeit vorkam, die die Mitte seines Lebens füllte. „Als im Frühjahr 1849 einige rohe Gesellen vorschlugen, nach Siebeneichen zu ziehn, um dort die Fenster einzuwerfen, rief ihnen die der politischen Bewegung nicht abholde Meißner Kommunalgarde zu: »Wenn ihr hingeht, kommen wir hinterdrein und jagen euch fort.« Ein andresmal zogen etwa zwanzig Handwerksburschen mit Fahnen vor dem Siebeneichner Schlosse auf und baten um eine Gabe. Der greise General trat hervor und sagte ihnen, sie seien gar keine Bedürftige, sondern Tumultuanten, worauf sie rechtsumkehrt machten."

Am 29. Oktober 1853 überraschte den fast Fünfundachtzigjährigen der Tod. Er starb mit den Worten: Abhorrescit anima custodiam et adspirat libertatem; sein schlichtes Grabmal steht auf dem St. Martinskirchhof hoch über dem Strom und der Stadt, nahe bei der Stelle, wo eingemauerte Kanonenkugeln an die Kämpfe von 1813 erinnern.

Gegen das Ende der napoleonischen Zeit in den Jahren nach dem Freiheitskriege war auch das Schloß Scharfenberg, seit 1795 im Besitze Dietrichs von Miltitz, der Sitz eines eigentümlichen, von den Ideen der Romantik beherrschten, zugleich aber diese weiterbildenden Lebens. Zwei Namen treten besonders hervor: Karl Borromäus von Miltitz und Karl de la Motte Fouqué, in der zweiten Linie stehn der Leipziger Rechtsgelehrte und Dichter Johann August Apel (1771 bis 1816), der Maler Moritz Retzsch (1779 bis 1857), der Botaniker Pfarrer Mauke in Brock-

witz und der bei den Romantikern nie fehlende Frauenkreis: Frau Auguste von Miltitz, eine geborne von Watzdorf, und ihre Cousine Luise von Watzdorf, Fouqués zweite Gattin Karoline, eine geborne von Briest, und gelegentlich auch das als Harfenspielerin hervorragende Fräulein Therese aus dem Winkel.

Karl Borromäus von Miltitz war 1780 als Sohn des kurfürstlich sächsischen Hofmarschalls Friedrich Siegmund von Miltitz in Dresden geboren, unter den ersten Eindrücken der romantischen Bewegung frühzeitig für Dichtkunst und Musik, insbesondre für die Vermählung beider begeistert, trotzdem aber zunächst Leutnant bei der Schweizergarde. Als solcher zog er 1806 mit in den Krieg, verheiratete sich 1810 und nahm 1811 seinen Abschied, um auf seinem Gute Neukirch bei Wilsdruff ganz den Künsten zu leben. Nach dem Verkauf dieses Gutes zog er mit Genehmigung seines Vetters Dietrich nach dem trotz manchem Verfall doch noch bewohnbaren Scharfenberg. Aber auch ihn packte das heroische Zeitalter der Romantik: während seine Frau in Karlsbad ein Asyl fand, machte er als Oberleutnant in dem Husarenregiment der kaiserlich königlichen deutschen Legion den Freiheitskrieg bis zum ersten Pariser Frieden mit. Danach begann in Scharfenberg eine reich gesegnete Zeit künstlerischen Schaffens: der Schloßherr selbst war ein spannender Erzähler, der viele Bände von Novellen, auch Reiseschilderungen verfaßt hat, und ein begabter Komponist. Seine Freundschaft mit dem sieben Jahre ältern Fouqué geht bis in den Anfang des Jahres 1812 zurück; sie wurde erhärtet unter dem Pulverdampf der Schlachten: Miltitz hatte, nach der Schlacht bei Kulm zum Heere der Verbündeten stoßend, das auf diesen Sieg gedichtete schöne Lied Fouqués:

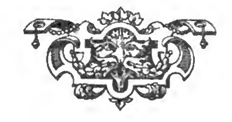
Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Durchs Kampfestal,
Und wie Altäre glühn die Hügel
In seinem Strahl

mit einer sangbaren Weise versehen. Fouqué war namentlich im Jahre 1816 längere Zeit in Scharfenberg und dichtete hier das Vorspiel zu seinem „Hermann“; August Apel, der Verfasser des „Gespensterbuchs“ (Leipzig, 1810 bis 1814), hat hier wohl Teile seines „Wunderbuchs“ (1815 bis 1817) geschrieben. Was die Männer den Tag über ersonnen und gedichtet hatten, wurde des Abends im Turmzimmer vorgelesen; Moritz Retzsch entwarf Umrißzeichnungen dazu, Miltitz setzte die vorkommenden Lieder in Musik, die Frauen waren die dankbaren begeisterten Zuhörerinnen. Hier war in der Tat die Verschmelzung der Künste vorhanden, von der einst Friedrich Schlegel und Novalis träumten. Die an romantischen Motiven reiche Umgebung des Schlosses und dessen Räume selbst wurden von diesem Kreise unter ahnungsvollem Schauer mit den Gestalten der Vorzeit und mit den volkstümlichen Spukgestalten belebt, die wir in ihren Werken wiederfinden; einen stimmungsvollen Rückblick auf dieses Treiben wirft Fouqué in einem der Schloßherrin von Berlin aus gewidmeten Geburtstagslied aus dem Jahre 1818, das in der Siebeneichner Bibliothek handschriftlich erhalten ist:

Wann der vierte Februar
Streut des Frühlings junge Rosen,
Bringt ein süß glückwünschend Kosen,
Liebumrankt vom Kindespaar,
Carl der holden Gattin dar.
Dann auch Ihr, o farb'ge Reihn
Meiner Sänger, Frau'n und Helden,
Wollt der Festeskönigin melden,
Wer durch Flur und Tal und Hain
Sehnend schaut zum Burggestein.
Vieles wogt hier schön und bunt;
Doch es muß im prächt'gen Reigen
Meist die tiefste Seele schweigen:
Ach, die täte gern sich kund
In des Turmgemaches Rund.

Der Scharfenberger Kreis von Romantikern löste sich dauernd auf, als Miltitz 1824 Oberhofmeister des Prinzen Johann wurde, bei dessen Gemahlin seine Frau schon vorher als Oberhofmeisterin angestellt worden war. Seitdem war er eine der liebenswürdigsten Gestalten in dem Vereine geistvoller und gelehrter Männer, den der feinsinnige Kenner und Übersetzer Dantes um sich versammelte. Miltitz hat das Aufblühen der deutschen Oper in Dresden sehr gefördert; er selbst komponierte 1833 die vom Prinzen Johann gedichtete Oper „Saul, König von Israel" und 1836 die romantisch-komische Oper „Der Condottiere" der Prinzessin Amalie; zu den Opern „Der Bergmönch" von Wolfram und „Die Felsenmühle" von Reissiger, die 1830 und 1831 in Dresden aufgeführt wurden, schrieb er den Text. Doch diese Werke sind verschollen, und um ihretwillen könnte der Scharfenberger Kreis kaum eine besondre Bedeutung beanspruchen. Aber von den Scharfenbergern führen auch Brücken hinüber zu Karl Maria von Weber und zu Richard Wagner. Das Textbuch zum „Freischütz" ist zwar von dem unbedeutenden Kind verfaßt, aber ihm liegt eine von Johann August Apel im ersten Bande des „Gespensterbuchs" aufgezeichnete Erzählung zugrunde. Im Scharfenberger Freundeskreise wurden auch die ersten später von Wagner aufgenommnen Gedanken zu einer neuen Organisation des Theaterwesens laut; Fouqué erzählt, als er Apel das Vorspiel seines „Hermann" vorlas, habe dieser gesagt: „Es müsse sich zu der Aufführung [des Heldenspiels Hermann] eine große Genossenschaft verbünden, unter fürstlich grandiosem Schutz und die Bühne kein Brettergerüst sein, sondern ein freies Waldtal, etwa im Harz, keine Zuschauer erforderlich als die zufällig frei zusammenströmenden, die Darstellenden aber sich frei genügen lassend, ohne Rücksicht auf jene, am kindlich kühnen Spiele der Darstellung selbst, von Waffenübungen keck durchwoben," und Fouqué fügt hinzu: „Man hegte dazumal mitunter gar riesig große Gedanken für die Kunst im neu erstandnen Deutschland." Diese „großen Gedanken," die in Wagners Bayreuther Bühne und in den immer wieder versuchten deutschen Nationalfestspielen wenigstens einigermaßen zur Tat wurden, entstammen also dem Scharfenberger Freundeskreise.

Doch wir kehren von diesem Ausblicke nach Scharfenberg zurück, und indem wir im Abendschein auf dem Dampfer der herrlichen Stadt entgegenfahren, die als die eigentliche Heimat der Romantik und zugleich der Wagnerschen Kunst gelten muß, nehmen wir Abschied von dem aus den hohen Wipfeln träumerisch auf uns niederschauenden Schlosse mit den schönen Worten, mit denen einst Fouqué 1823 von ihm Abschied nahm: „Liebes Scharfenberg! Stilles ernstes Schloß! Die Zeit hat an dir, wie an allem, gerüttelt, was die mächtige bauet und zerstört. Bewundernd sieht der Vorüberreisende zu dir auf. Ein geheimer Zug hält den Blick, hält die Seele fest. Viele ahnden, einige wissen, welch lieblich verborgnes Leben deine Zinnen schirmen. Werden Burgzimmer und Säle auch den Wechsel des fortrollenden Lebens erfahren? Werden Liebe, Kunst und sanfte Freundschaft länger ihren Altar hier nicht aufbauen, und schiebt das verschlungne Dasein diesen wirklich von seiner alten Stelle? War es Ahndung oder Erinnerung, was mir im Vorüberfahren die Tränen ins Auge lockte? Vielleicht beides; denn prophetisch sagt uns Wehmut stets, daß das Alte nicht wiederkehrt."





Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Schluß)



Wer war es nur gleich, der von irgend jemand gesagt hat, daß er einen Lord so innig liebe? fragte Maria Dolores Frau Brandt, indem sie den Kopf zurückwarf.

Das weiß ich nicht, erwiderte diese und strickte gelassen weiter.

Nun, aber das wirst du wenigstens wissen, ob es einem Ehepaar möglich ist, mit sechs Pence die Woche üppig zu leben! Ist das möglich? fragte sie weiter.

Du weißt so gut wie ich, daß dies unmöglich ist, sagte Frau Brandt.

Aber wie wärs mit sechshundert Pfund jährlich?

Sechshundert Pfund —? Frau Brandt rechnete. Sechshundert Pfund — das wäre ungefähr sechstausend Gulden, nicht? Nun, das käme ganz auf ihre gesellschaftliche Stellung an.

Nun, nehmen wir einmal an, es wäre etwa meine gesellschaftliche Stellung — und die meines Lords?

Du, sagte Frau Brandt und lachte vor Vergnügen, indem sie den Kopf schüttelte. Du würdest ja allein für deine Kleider das Doppelte brauchen.

Man könnte sich ja auch einfacher anziehn.

Nein, erklärte Frau Brandt, und ihre guten Augen leuchteten, nein, du mußt immer das Schönste und das Beste tragen, was es gibt.

Aber was soll ich denn da tun? fragte Maria Dolores nachdenklich. Sein ganzes Einkommen beträgt ja nur sechshundert Pfund!

Wenn ich mich nicht sehr irre, hast du auch selbst ein eignes Einkommen, bemerkte Frau Brandt.

Ja, gewiß — aber er will nicht, daß ich es verwende.

Er? Wer? fragte Frau Brandt, indem sie erstaunt aufsah, wer ist der Er, der es wagen könnte, dir vorzuschreiben, was du zu tun und zu lassen hast?

Mein künftiger Gatte; er hat nämlich sehr heikle Ehrbegriffe und verabscheut den Gedanken, eine Frau zu heiraten, die reicher ist als er selbst. Deshalb will er mich nur nehmen unter der Bedingung, daß ich mein Geld ins Meer versenke, wo es am tiefsten ist.

Was ist das wieder für ein Unsinn? sagte Frau Brandt gelassen.

Nein, es ist die Wahrheit, die volle Wahrheit! Er ist zu stolz, als daß er auf Kosten seiner Frau in Luxus leben könnte.

Der Mann gefällt mir, der Bedingungen stellt, wenn es sich darum handelt, dich zu heiraten, sagte Frau Brandt spöttisch.

Mir auch, versicherte Maria Dolores voll Aufrichtigkeit.

Immerhin ist es mir eine Beruhigung, daß er nicht wegen deines Geldes hinter dir her ist.

Ich glaube, wir werden uns in Sackleinen kleiden und von Linsen und dergleichen nähren müssen, sagte Maria Dolores.

Selbstverständlich erklärst du ihm, er solle seine Bedingungen zum Kuckuck jagen, für dich ist eine Änderung deiner Verhältnisse doch völlig ausgeschlossen.

Dieses Gefühl habe ich eigentlich auch, sagte Maria Dolores; aber wie, wenn er darauf beharrt?

Dann sagst du ihm, er solle sich selbst zum Kuckuck scheren, lautete Frau Brandts Rat kurz und bündig.

Maria Dolores lachte. Es ist die wahre Sackgasse, sagte sie. Aber wer wird meinem Bruder die Neuigkeit beibringen?

Darüber wollen wir uns den Kopf erst zerbrechen, wenn es eine Neuigkeit beizubringen gibt, brummte die Alte.

Um Sonnenuntergang traf ihn Maria Dolores wiederum im Garten. Er saß in einer weinumrankten Pergola auf einer der Marmorbänke zwischen Marmorsäulen, die, vom Abendlicht rosig angehaucht, lange purpurne Schatten warfen. Mit gerunzelter Stirn und übereinandergeschlagnen Beinen saß er vornübergebeugt — offenbar in tiefe Gedanken versunken. Natürlich schreckte ihn das Geräusch ihrer Schritte auf.

Welches tiefsinnige Problem versuchten Sie eben zu lösen? fragte sie. Sie haben gerade ausgesehen wie Rembrandts nachdenkender Philosoph!

Ich beschäftigte mich mit dem Problem der menschlichen Liebe, erwiderte er. Dabei dachte ich auch an Sie. Ich hätte gern gewußt, ob es wohl mein grausames Verhängnis sein würde, Sie heute Abend nicht treffen zu dürfen, und ich dachte an den Augenblick zurück, wo ich Sie zum erstenmal gesehen habe.

Oh, sagte sie leichthin, jenen Morgen unter den Oliven, als Sie die Feldblumen für mich pflückten?

Nein, widersprach er, das war schon das zweitemal.

Wirklich? fragte sie überrascht, indem sie sich auf die Marmorbank niederließ, während John vor ihr stehn blieb.

Ja, das erstemal habe ich Sie den Tag zuvor gesehen. Sie kamen durch den Garten, Sie beugten sich über die Sonnenuhr, und ich spähte nach Ihnen hinter einem Fenster des piano nobile. Lady Blanchemain stand neben mir und prophezeite etwas.

Und was prophezeite sie? fragte Maria Dolores arglos.

Sie prophezeite, ich würde mich in Sie —. Aber er brach mitten im Satze ab. Sie prophezeite das, was eingetroffen ist.

Oh, flüsterte Maria Dolores, und sie schaute nach dem fernen Horizont. Aber an jenem Morgen unter den Oliven, wo Sie wie ein Paladin zu meiner Hilfe herbeieilten — da habe ich Sie zum erstenmal gesehen. Ich habe das Gefühl, daß ich Ihnen noch gar nicht genügend gedankt habe.

Ein seltsam ausstaffierter Paladin, sagte John lachend. Sagen Sie mir einmal ganz ehrlich, waren Sie nicht im Zweifel darüber, ob Sie mich freigebig belohnen sollten oder nicht? Sie hielten ein Silberstück in der Hand.

Maria Dolores lachte und wurde ein wenig rot. Vielleicht — eine halbe Sekunde lang, gestand sie, aber Ihr vornehmes Wesen brachte mich schnell von meinem Irrtum zurück.

Auch John lachte. Er machte ein paar Schritte hin und her. Mitten in der Nacht bin ich aufgewacht, und heiß und kalt hat es mich überlaufen bei der Erinnerung an die lächerliche Figur, die ich damals gespielt habe.

Nein, sagte Maria Dolores ihn tröstend, Sie spielten keine lächerliche Figur. Allerdings machte Ihr Anzug einen etwas zusammengewürfelten Eindruck, aber, setzte sie lachend hinzu, die angeborne Würde leuchtete durch ihn hindurch.

Sehr verbunden, sagte John mit einer Verbeugung. Das nächstemal sah ich Sie dann an demselben Nachmittag. Sie standen mit Annunziata in der Allee. Wie eine liebliche Melodie begleitete mich die Erinnerung an Ihre Erscheinung auf dem Wege nach Roccadoro — und auch auf dem Heimwege.

Ich hatte eben Annunziatas Bekanntschaft gemacht, sagte Maria Dolores.

Sie hielten einen weißen Sonnenschirm in der Hand und hatten ein lilafarbnes Kleid an, fuhr John fort. Das nächstemal sah ich Sie in jener Nacht

im Mondenschein. Sie waren ganz in Weiß mit einem weißen Spitzentuch über dem Haar. Sie warfen mir eine weiße Rose von ihrem Altan herab — und seither trage ich diese Rose auf meinem Herzen.

Ich habe Ihnen eine weiße Rose zugeworfen? sagte Maria Dolores zweifelnd und sah ganz verwirrt zu ihm auf.

Ja, haben Sie es denn vergessen?

Ganz sicher habe ich das vergessen, erklärte sie mit großem Nachdruck.

Sie warfen mir ein Lächeln zu, das war wie eine weiße Rose.

Sie lachte. Ich dachte, ich hätte nur Ihren Gruß ziemlich steif erwidert.

Nun, die steife Erwiderung mancher Leute wirkt eben wie eine weiße Rose, sagte er. Aber hoffentlich entsinnen Sie sich wenigstens noch, welche göttliche, herrliche Nacht es war, und wie die Nachtigallen schlugen?

Ja, erwiderte sie, dessen entsinne ich mich.

Mir will es scheinen, als ob es heute noch eine viel göttlichere, herrlichere Nacht würde, und als ob die Nachtigallen schöner schlagen würden als je zuvor.

Maria Dolores schwieg.

Haben Sie zufällig, fragte er nach einer langen Pause, in der sie die sich vertiefende Farbenglut im Westen betrachteten, etwas wie einen Gothaer Almanach?

O ja, erwiderte sie.

Wirklich? Würden Sie wohl die Güte haben, ihn mir zu leihen?

Bedaure sehr, er ist in Wien. Und nach kurzem Zögern wagte sie die Bemerkung: Wenn es nicht unbescheiden ist — worüber möchten Sie ihn denn zu Rate ziehn?

Ich möchte nach einer Dame suchen — einem Traumgebilde — einer Dame, die schön ist wie die Nacht eines wolkenlosen Himmels — und deren Taschentuch mit einem Monogramm M D unter einer Fürstenkrone gezeichnet ist.

Vermutlich, sagte Maria Dolores nachdenklich und überlegend, gehört sie einer mediatisierten Fürstenfamilie an. Aber wenn Sie keinen weitern Anhaltpunkt haben als diese Anfangsbuchstaben, so wird es Ihnen wohl schwer fallen, sie im Gothaer Almanach ausfindig zu machen.

Das unterliegt keinem Zweifel, entgegnete John, aber einen Mann von Mut reizen die Schwierigkeiten.

Ist es Ihre Gewohnheit, fragte sie, sich andrer Leute Taschentücher anzueignen?

Gewisser Leute — ja, gestand er ohne Erröten.

M D unter einer Fürstenkrone — so sagten Sie doch? überlegte sie. Da fällt mir eben ein, daß Maria Dolores von Zeil-Hohensteins Taschentücher so gestickt sein könnten.

Ah? Zeil-Hohenstein? Dann wäre es vermutlich eine Tochter des Mannes, dem dieses Schloß gehört?

Nein, es ist eine Schwester des Mannes, dem dieses Schloß gehört.

Ich verstehe, sagte John. Ich wundre mich da nur, daß die Schwester des Mannes, dem dieses Schloß gehört, niemals hierher kommt, um zu sehen, wie schön es hier ist.

Sie ist erst ganz kürzlich hier gewesen, entgegnete Maria Dolores. Sie war zu Besuch bei ihrer Pflegemutter, die in dem Flügel neben dem Uhrenturm wohnt. Sie ist hierher gekommen, um fern von der Welt, in der Einsamkeit etwas zu überlegen.

So? —

Ihr Bruder hat es mit ihrer Verheiratung sehr eilig und brennt darauf, sie solle ihren Vetter im dritten Gliede, den Fürsten von Zeil-Zeil, zum Gatten nehmen. Sie hat sich hierher zurückgezogen, um darüber einen Entschluß zu fassen.

Und hat sie einen Entschluß gefaßt? fragte er.

Das weiß ich nicht gewiß.

Sie scheinen aber doch ihr vollstes Vertrauen zu genießen.

Ja — aber sie weiß es selbst nicht gewiß.

Oh —?

Sie gehört nämlich zu den törichten Frauen, die über die Ehe ziemlich romantische Ideen haben.

Weise Männer, entgegnete John, haben von der Ehe die allerromantischsten Ideen.

Sie schüttelte den Kopf. Eine Heirat mit ihrem Vetter hätte allen romantischen Ideen für immer ein Ende gemacht. Vor kurzem dachte sie daran, einen einfachen Bürger, den Neffen eines Landwirts, zu heiraten. Jetzt soll sie, wie ich höre, ein künftiges Mitglied eures englischen Herrenhauses in Betracht ziehn.

Wäre dies nicht auch romantisch — vorausgesetzt, daß es romantisch ist, eine Stufe herabzusteigen? gab John zu bedenken.

Oh, ein englischer Peer steht kaum eine Stufe niedriger, und außerdem gibt es ja auch Leute, die sich — wie hieß es nur gleich? — keinen Pfifferling um Rang scheren!

Als ich dies sagte, erklärte John, hatte ich keine Ahnung, daß dieser Rang ein so erhabner sei.

Hatten Sie vielleicht geglaubt, sie sei die Tochter eines Schuhflickers? fragte Maria Dolores rasch, in etwas hochmütigem Tone.

Ich glaubte, sie sei die Tochter der Sterne, erwiderte John.

Und haben gefürchtet, ihr Name sei Smitti, sagte sie, und die hochmütige Anwandlung löste sich in Heiterkeit auf. Übrigens werden Sie nie erfahren, was für einen Namen sie bei Ihnen gefürchtet hat.

Sehen Sie, sagte John, was der Himmel für leuchtende Fahnen aufzieht. Offenbar geschieht dies zu Ehren irgendeines bevorstehenden großen Ereignisses.

Gestern Abend war der Westen ein Meer gewesen, heute erschien er wie eine Stadt, eine große grau und violette Stadt, mit Palästen und luftigen zinnengekrönten Türmen, und hier und dort, allüberall schienen die Mauern mit goldnen und roten Bannern geschmückt.

Das ist eine Stadt en fête, sagte John. Das ist die Stadt, wo die Ehen geschlossen werden — offenbar bereitet sich eine vor.

Horch, sagte sie, einen Finger erhebend, da fangen Ihre Nachtigallen an zu schlagen!

Aber der aufgehobne Finger erinnerte John an etwas andres. Haben Sie eine ausgesprochne Abneigung gegen Ringe? fragte er.

Warum? fragte sie.

Ich bemerke, daß Sie keinen tragen.

Oh, manchmal trage ich viele, erwiderte sie; dann hat man aber auch wieder Launen, wo man sie ablegt.

Ich habe einen Ring in der Tasche, von dem ich glaube, daß er Ihnen gehört, sagte er.

Wirklich? Ich wüßte nicht, daß einer der meinigen fehlte.

Hier ist er, sagte John, indem er das alte kleine Lederetui hervorzog, das ihm Lady Blanchemain gegeben hatte. Er öffnete es und reichte es ihr hin.

Das ist ein ganz ungewöhnlich schöner Ring, sagte sie mit bewunderndem Blick, aber er gehört nicht mir.

Ich denke doch, widersprach er. Bitte, erlauben Sie mir, ihn einmal an Ihren Finger zu stecken!

Sie streckte ihm die rechte Hand hin.

Nein — Ihre linke Hand, bitte, sagte er. Dann ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder, und als sie ihm die zarte weiße Hand überlassen hatte, verwandte er ein gut Teil mehr Zeit, als unumgänglich nötig gewesen wäre, darauf, den Ring an den Verlobungsfinger zu stecken. Da sehen Sie, sagte er schließlich, man könnte

meinen, er sei an den Finger gewachsen, so gut paßt er. Natürlich gehört er Ihnen. Noch immer hielt er die warme, kräftige und doch sammetweiche Hand fest und wollte sie eben mit seinen Lippen berühren, als sie ihm entzogen wurde.

Maria Dolores versenkte ihre Blicke in das flüssige Feuer des herzförmigen Rubins und lächelte vor sich hin wie über ihre eignen geheimen Gedanken.

Aber ich kann nicht begreifen, sagte John, wieder aufstehend, wie irgendein Mann wagen kann, einer Prinzessin aus dem Hause Zeil-Hohenstein zuzumuten, ihn zu heiraten und mit sechshundert Pfund des Jahres zu leben.

Sie würde ihre Lebensgewohnheiten allerdings ein wenig ändern müssen — das ist sicher, erwiderte Maria Dolores.

Sie müßte sie von Grund aus ändern, erklärte John. Schon ein lediger Mann ist mit sechshundert Pfund jährlich arm, ein Ehepaar aber bettelarm. Sie müßte leben wie die Frau eines kleinen Beamten; sie müßte dritter Klasse reisen und in Gasthöfen vierten Ranges absteigen. Ihre alten Kleider müßte sie wenden und ihre Hüte selbst ausputzen, denn sie müßte sich auch ohne Kammerjungfer behelfen. All dies bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß sie ihrem bevorzugten Rang und dem Umgang mit ihresgleichen entsagen müßte, denn es würde eine ganze Reihe von kostspieligen Äußerlichkeiten fordern, wenn sie standesgemäß auftreten wollte — sie müßte unter Parias oder in völliger Einsamkeit leben. Glauben Sie, ein Mann könnte ein solches Ungeheuer von Selbstsucht sein und solche Opfer fordern?

Oh, manche Männer haben eben auch ganz krankhafte und weit hergeholte Ehrbegriffe, sagte sie.

Glauben Sie, daß die Prinzessin, nachdem man ihr alles das vorgestellt hätte, noch daran denken würde, einzuwilligen?

Frauen, die lieben, sind schwach — sie pflegen fast in alles zu willigen, erwiderte sie und sah lächelnd mit ihren dunkeln Augen eine Sekunde in seine blauen.

Warum schloß er sie jetzt nicht einfach in seine Arme? Verzögertes Hoffen macht das Herz krank, aber den Genuß einer sichern Freude verzögern, bereitet dem Herzen eine köstliche Erregung, behauptet ein persischer Dichter.

Nun, sagte John, es freut mich zu denken, daß sie schwach wäre, aber ich werde meiner Gattin nie zumuten, in etwas so unangenehmes zu willigen. Eine Prinzessin und künftige Peereß von sechshundert Pfund jährlich leben! Das wäre ja unerhört!

Überrascht, ungläubig starrte sie ihn an. Oh? — Ist es möglich, daß Sie sagen wollen — daß Sie — daß Sie Ihre Bedingung zurücknehmen wollen?

Ja, sagte er demütig, wer bin ich denn, daß ich es wagen dürfte, Bedingungen zu stellen?

Sie werden ihr erlauben, von ihrem eignen Geld auszugeben, so viel sie will? sagte sie gespannt mit großen Augen.

Als Freund der Ordnung und Sparsamkeit werde ich der Verschwendung entgegentreten, erklärte John, aber als untertäniger Gatte werde ich sie in allen Dingen handeln lassen, wie sie Lust hat.

Nun, sagte sie erstaunt, das ist wirklich eine Überraschung, das nenne ich zwei Gesichter haben!

John lachte geheimnisvoll.

Sie werden ja wohl Ihre Meinung haben über Männer, die ihre Worte zurücknehmen und ihre Grundsätze in die Tasche stecken? fragte er.

Ich begreife das nicht, erwiderte sie verwirrt. Natürlich steckt ein Scherz dahinter.

Allerdings steckt ein Scherz dahinter, und zwar der, daß ich zehnmal reicher bin, als ich Ihnen gesagt habe.

Sie fuhr zurück und starrte ihn an. Dann war das ganze Gerede von Ihrer Armut eitel Humbug? Ihre Stimme klang vorwurfsvoll, aber auch etwas enttäuscht.

Nein, verteidigte er sich, es war wahr, buchstäblich wahr, aber über Nacht bin ich in behagliche Verhältnisse gekommen. Mein eigner Anteil an der Sache ist ziemlich ruhmlos, sagte er. Ich bin der, dem man eine Wohltat erweist. Lady Blanchemain und mein Onkel haben die Köpfe zusammengesteckt und mich ausgestattet. Ich fühle mich ganz klein, daß ich das zugelassen habe, aber ich kann nun auch des Geldes wegen meiner Verlobten kühn ins Auge schauen.

Ah, Sie sind verlobt? fragte sie munter. Schon verlobt?

Nein, antwortete er fröhlich, nicht eher, als bis Sie es sind.

Sie schaute auf ihren Ring hinunter.

* * *

Die sanfte Färbung des Abendhimmels wurde matter und matter. Die Luftstadt mit ihren wolkengekrönten Türmen und prächtigen Palästen war in Ruinen zusammengesunken, und die Sterne blinkten zwischen ihren zerrissenen und dunkel gewordnen Mauern hervor. Über den östlichen Hügeln leuchtete das kalte Licht des Mondes; die Nachtigallen sangen schöner als je — oder John hatte kein richtiges Urteil —, während die Fledermäuse in raschem Zickzackfluge hierhin und dorthin huschten, als wenn sie nach der Musik tanzten. Die ganze Luft war von dem süßen Duft der taufrischen Rosen angefüllt.

Die Uhr schlug acht.

Horch — Sie müssen gehn! sagte Maria Dolores.

Gehn? Wohin? fragte John mit gemachter Zerstreutheit.

Jetzt ist keine Zeit zum Scherzen! sagte sie mit erheuchelter Strenge.

Aber ich kann noch nicht gehn, ich kann Sie noch nicht verlassen. Übrigens ist es auch eine ästhetische Erziehung, das Mondlicht auf diesen Marmorsäulen zu beobachten und die bleichen Schatten des Weinlaubs.

Nun gut, sagte sie, dann bleiben Sie nur hier und vollenden Sie Ihre ästhetische Erziehung. Ich werde statt Ihrer hineingehn, denn die Köchin Marcella muß abgelöst werden. Sie erhob sich und ging auf die dunkle Front des Schlosses zu.

Zum Kuckuck mit der Erziehung! rief John ihr nacheilend. Ich gehe mit Ihnen.

Ich werde nur einen Augenblick bei ihr bleiben und nachsehen, wie es ihr geht, sagte Maria Dolores. Dann muß ich nach Hause eilen und meine Sachen packen lassen.

Packen lassen? stammelte er.

Morgen früh reisen Frau Brandt und ich nach Österreich ab — nach Schloß Hohenstein, wo mein Bruder wohnt.

Herr des Himmels! rief John. Ach, vermutlich kommt jetzt das, was man den Lauf der Welt zu nennen pflegt, fügte er mit düstrer Ergebung hinzu. Aber denken Sie doch, wie schrecklich werden Sie vermißt werden — von Annunziata!

Annunziata geht es jetzt so viel besser, daß man mich leicht entbehren kann, sagte Maria Dolores, und jedenfalls — meine Abreise ist nötig. Ich denke, Sie werden bald einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er Sie um Ihren Besuch bitten wird. Schloß Hohenstein ist wegen seiner nordischen Bauart sehenswert. Und auch mein Bruder ist wegen seiner nordischen Art ein interessanter Mann. Ich möchte Ihnen raten, die Einladung anzunehmen.

Das werde ich sicher tun, sagte John. Ich werde hier in Sant' Alessina schmachten wie eine Seele im Fegefeuer und die Stunden bis zu meiner Erlösung zählen. Ich werde mich ganz besonders freuen, mit Ihrem Bruder zusammenzukommen, denn ich habe wichtige Angelegenheiten mit ihm zu ordnen.

Bis dahin, erwiderte sie lächelnd, müssen wir, glaube ich, diese wichtigen Angelegenheiten — ihre Stimme bebte leise bei diesem Wort — was ist es doch, was der Papst manchmal mit den Kardinälen tut?

Ja, ich fürchte, das werden wir müssen, sagte John finster. Aber ich Ärmster! Wie traurig, düster und öde wird dieser Garten für mich werden? Und an jeder Wegbiegung wird der Geist einer entschwundnen Freude erscheinen!

Als sie ins Krankenzimmer traten, schaute Annunziata sie mit Augen an, die allwissend zu sein schienen.

Ich habe über euch nachgedacht, begrüßte sie die beiden.

Uber wen von uns? fragte John.

Über alle beide. Schon seit lange denke ich immer nur an euch beide zusammen. Ich glaube, daß Maria Dolores die dunkle Frau ist, die Prospero heiraten wird.

John lachte, und Maria Dolores sah aus dem Fenster.

Und ich dachte daran, fuhr Annunziata fort, wie sonderbar es ist, daß wenn ihr nicht beide zufällig zu derselben Zeit nach Sant' Alessina gekommen wäret, ihr hättet leben und sterben können, ohne einander gekannt zu haben.

Weg mit diesem Gedanken! sagte John lachend, aber ich habe ihn allerdings manchmal schon selbst gehabt.

Und dann, vollendete Annunziata ihre Erzählung, habe ich auch gedacht, daß dies vielleicht gar nicht zufällig geschehn ist, sondern daß es eine Fügung war.

Daran hege ich nicht den mindesten Zweifel, versicherte John mit Nachdruck.

Ihr seht aus, als ob ihr euch über etwas freutet — ihr alle beide, bemerkte Annunziata, die mit ihren allwissenden Augen die Gesichter des Paares beobachtet hatte. Worüber seid ihr denn beide so erfreut?

Wir freuen uns, dich so viel besser zu finden, antwortete Maria Dolores.

Doch Annunziata schüttelte ihr Köpfchen wie jemand, der es besser weiß.

Nein, das ist nicht die einzige Ursache. Ihr seid auch noch wegen eines andern Grundes erfreut.

Wir wollen dich nicht hinters Licht führen, entgegnete John, aber wir sind verpflichtet, diesen andern Grund zu behandeln, wie der Papst manchmal die Kirchenfürsten behandelt.

Er gibt ihnen rote Hüte, sagte Annunziata.

Ich werde einen Myrtenkranz verschenken, sagte John.

Du sprichst doch oft Dinge, die gar keinen Sinn haben, tadelte ihn Annunziata mit geduldiger Nachsicht und nickte zur Zimmerdecke hinauf.

Maria Dolores beugte sich über das Bett, küßte Annunziata auf die Stirn und flüsterte:

Gute Nacht, Liebchen!

Annunziata schlang ihre kleinen weißen Arme um den Hals von Maria Dolores und küßte sie viermal auf die Stirn, das Kinn und die rechte und die linke Wange. Das ist ein Kreuz von Küssen, sagte sie. So hat mich meine Mutter immer geküßt. Das bedeutet, daß die vier Engel des Friedens, der Gnade, der Heiligkeit und der Weisheit über deinem Schlafe wachen sollen. —

Früh am nächsten Morgen, als John noch bei Annunziata wachte, kehrte Maria Dolores zurück — für ihre Reise völlig ausgerüstet, in ihrem vornehmen Reisekleid, mit einem kleinen Filzhut und mit Schleier. Mit raschem Blick hatte Annunziata die Bedeutung dieses Anzugs erfaßt.

Warum hast du dich so angezogen? fragte sie beunruhigt. Noch nie habe ich dich in einem solchen Kleide gesehen! Du siehst ja aus, als ob du abreisen wolltest!

Ich muß abreisen — ich muß nach Hause, nach Österreich gehn! Ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen, erwiderte Maria Dolores.

Annunziatas Augen verdunkelten sich vor Schmerz.

Oh! stöhnte sie auf in bitterm Weh.

Wir werden aber nicht lange getrennt sein, versprach Maria Dolores. Ich habe deinen Onkel gebeten, dich mir zu überlassen. Sobald du wieder kräftig

genug bist, reisen zu können, kommst du zu einem langen Besuch zu mir nach Österreich. Dann kehre ich mit dir nach Sant' Alessina zurück, und dann — nun wo immer ich dann auch hingehn werde, sollst du mit mir kommen. Denn wirklich, ich kann ohne dich nicht mehr glücklich leben.

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, unterbrach sie John. Hier entsteht eine kleine Schwierigkeit, denn auch ich kann ohne sie nicht mehr glücklich leben. Auch ich habe ihren Onkel gebeten, sie mir zu überlassen, und wo immer ich hingehe, soll sie mit mir kommen. Wie werden wir nun diese Streitfrage schlichten?

Annunziatas Augen leuchteten auf. Oh, das ist einfach genug, rief sie, ihr müßt eben überall zusammen hingehn!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Zwei Verstorbne von Bedeutung: Maximilian von Puttkamer und Eugen Richter. Das liberale englische Kabinett hat für Parlamentsdiäten „weder Geld noch Zeit." Die Konferenz in Algeciras. König Eduard in Paris. Frankreichs finanzielle Kriegsbereitschaft.)

Deutschland hat in der abgelaufnen Woche zwei Männer von hervorragender Bedeutung verloren, den frühern Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, Maximilian von Puttkamer, und — Eugen Richter. Maximilian von Puttkamer war unbestritten der bedeutendste Beamte, den das Reichsland bis auf den heutigen Tag gehabt hat. In mehr als dreißigjähriger Dienstzeit hatte er Land und Leute nicht nur genau kennen lernen, sodaß er wohl als der kompetenteste politische Beurteiler des Landes gelten konnte, sondern er hatte mit Fleiß und Umsicht sowohl auf dem Gebiete der Verwaltung wie auf dem der Gesetzgebung eine kräftige vorschauende Initiative und schöpferische Tätigkeit entwickelt. Dem Reichstage gehörte er von der Aufrichtung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 bis zum Jahre 1881 an, dem preußischen Abgeordnetenhause von 1867 bis 1871 als Kandidat der Deutschen gegen die Polen im Wahlkreise Fraustadt; in beiden Parlamenten als Mitglied der nationalliberalen Partei. Zu jener Zeit war der Reichstag noch reich an Kapazitäten, an politisch und geistig hochstehenden Persönlichkeiten — es zeugt für Puttkamer, daß er damals schon politisches Ansehen und Bedeutung genoß. Bismarck persönlich hat ihn bis an sein Lebensende hoch geschätzt und hat nach der Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Reichskanzler wiederholt seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß dieser „den kleinen Puttkamer" nicht mit nach Berlin genommen habe, der doch ein hervorragend tüchtiger Beamter sei. Bei Bismarcks geringer Anerkennungsfähigkeit — ein Zeugnis, das er sich selbst ausstellt — will eine solche Äußerung um so mehr besagen. Klug, staatsmännisch angelegt, von rascher und zutreffender Erkenntnis für Menschen und Dinge, ohne jedes Streben nach äußerm Glanz, mit dem Erfolge zufrieden und ohne Bedürfnis nach öffentlicher Anerkennung oder Popularität, hat Puttkamers Wirken im Lande doch große Wertschätzung gefunden, die sich wie bei seinem Rücktritt von den Geschäften im Jahre 1901 so auch jetzt wieder an seinem Sarge bekundet hat.

Das Gegenteil einer solchen Persönlichkeit war Eugen Richter. Verbittert ob seiner Nichtbestätigung als Bürgermeister von Neuwied, kam er im Jahre 1864 von Düsseldorf nach seinem Austritt aus dem Staatsdienste nach Berlin, mitten hinein in die damaligen Konfliktskämpfe, die eben ihren Höhepunkt erreichten und im fortschrittlichen Berlin im Sinne der Tradition von 1848 geführt wurden. Selbstverständlich wandte sich Eugen Richter sofort dieser Strömung der kritischen

Verneinung, des persönlich gehässigen Gegensatzes gegen Bismarck und die durch diesen repräsentierte Regierung zu. Er erwarb sich auf der bald betretnen parlamentarischen Laufbahn, so darf man sie nennen, denn Eugen Richter wurde der Typus des Berufsparlamentariers, eine große Fülle von Kenntnissen, namentlich in allen Verzweigungen des Etats in Preußen wie im Reich. Aber seine ganze Anlage und Befähigung beschränkten ihn auf das Gebiet der kritischen Opposition und ließen ihn nur zu bald als „den Geist erscheinen, der stets verneint." Er war Meister der Rede. Was ist auch leichter als hassen und Nein zu sagen, aber es fehlte ihm jede geniale schöpferische Kraft. Ihm hätte nichts schlimmeres passieren können, als Finanzminister oder Reichsschatzsekretär zu werden. Der Begriff „ich dien" fehlte ihm über den Rahmen des Parteibedürfnisses hinaus vollständig; so groß seine Arbeitskraft und sein Fleiß waren, so gering war sein schaffendes Können. Sein Fleiß diente nur der Kritik und der Verneinung. Auch in der Frage der Reichsfinanzreform, in der er sich unsterbliches Verdienst hätte erringen können, wußte „das Finanzgenie" immer nur „Nein" zu sagen. Fürst Hohenlohe hat einmal den von Eugen Richter so bitter gehaßten Fürsten Bismarck als „die schaffende Kraft der deutschen Einheit" gefeiert, Eugen Richter war das volle Gegenteil davon. Er hat seinem Namen Bedeutung erworben dadurch, daß er sich mit Zähigkeit und Unbeugsamkeit, mit reichen Kenntnissen und großer Arbeitsamkeit die Bekämpfung Bismarcks zur Lebensaufgabe machte und auch nach 1890, zumal durch die von ihm begründete und von seinem Standpunkte aus mit großer Geschicklichkeit geleitete Freisinnige Zeitung, ein gefürchteter Gegner der folgenden Regierungen blieb. Aber alle Erfolge, die er erreichte, sind dem Deutschen Reiche nur zum Unsegen gewesen; neben seinen immer nur verneinenden und scharf kritisierenden Reden, die nur gar zu oft einen verhetzenden Charakter annahmen, liegt keine einzige Tat zum Wohle Deutschlands vor. Zur Bekämpfung der Militärvorlage von 1886 schloß er sich eng an Windthorst und dessen Parole: Keinen Mann und keinen Groschen! an. Es war das Triumvirat von trauriger Berühmtheit: „Windthorst, Richter, Grillenberger". Wer in den Jahren 1886/87 Gelegenheit hatte, die Vorgänge im Reichstage zu beobachten, wird sich erinnern, daß Eugen Richter vor jeder wichtigern Abstimmung Rücksprache mit Windthorst pflog und dessen Weisungen entgegennahm. Dadurch daß seine Wiederwahl nur durch Hilfe des Zentrums möglich wurde (Windthorsts Äußerung: „Wir dürfen die Firma nicht erlöschen lassen"), war er dem Zentrum tributpflichtig geworden. In den parlamentarischen Kämpfen jener Tage äußerte Bismarck einmal: „Wenn ich »Windthorst« sage, die Partei Windthorst, so meine ich immer Herrn Richter mit."

Richters parlamentarische Tätigkeit hat der Entwicklung des Reiches die größten Schwierigkeiten bereitet; ohne ihn, ohne die von ihm geprägten Schlagworte, durch die er die Wählermassen beherrschte, würden wir heute viel weiter sein. Er war ein Volkstribun von gewaltiger agitatorischer Kraft, aber in seiner ganzen Wirksamkeit nur ein Schwächer, nicht ein Stärker des Reichs. Fragt man sich nun, woher es kommt, daß derselbe Mann, der 1887 im Septennatsreichstage ausgelacht wurde, jetzt bei seinem Tode auch von gegnerischer Seite als eine Art Nationalheros gefeiert wird — ähnlich erging es ja auch Windthorst bei seinem Abscheiden —, so liegt die Erklärung dieses Umstandes erstens in der Tatsache, daß ein andres Geschlecht herangewachsen ist, das von den Narben der Kämpfe der Vergangenheit keine Spur aufzuweisen hat, sodann daß Richter in den letzten Jahren seiner parlamentarischen Tätigkeit ein energischer Bekämpfer der Sozialdemokratie geworden war, mit einem Mute, einer Energie und einer Summe schlagender Logik, wie sie sonst im Reichstage kaum noch zu finden sind. Dadurch hat er in der Regierung wie in den rechts stehenden Parteien viele mit seiner politisch destruktiven Vergangenheit ausgesöhnt. Die Erinnerung an diese darf aber um der geschichtlichen Gerechtigkeit willen nicht ausgelöscht werden, weil es sonst eine spätere Generation gar nicht verstehn würde, daß der Hintritt eines Mannes, der mehr als ein Menschenalter hindurch die Aufgaben der Regierung grundsätzlich im höchsten Grade

erschwert, ihre Tätigkeit sogar in schwierigen Augenblicken systematisch gelähmt hat, eine Art Nationaltrauer hervorzurufen vermochte. Richter hat nach 1890 zum öftern Reden gehalten, die auch den ungeteilten Beifall der Konservativen fanden, die nachher in den Wandelgängen laut bekannten: „Er hat uns aus der Seele gesprochen." Es waren das Lorbeeren, die er einer allgemeinen Mißstimmung geschickt und billig abzuringen wußte. Dem rapiden Anwachsen der Sozialdemokratie gegenüber näherte er sich mit Entschlossenheit den staatserhaltenden Parteien und bekundete damit, daß ihm mit dem vorgerückten Lebensalter der staatsmännische Sinn gekommen war, den man früher so sehr an ihm vermißt hat. Bestimmt zu dieser Haltung hat ihn außer der Rücksichtnahme auf die Kreise, die die materiellen Lasten der Freisinnigen Zeitung trugen, die Wahrnehmung, daß sich das Anwachsen der Sozialdemokratie zu einem nicht geringen Teile auf Kosten seiner eignen sehr zurückgegangnen Partei vollzog, die er durch energische Aufrüttlung des Bürgertums wieder zu verstärken hoffte. Gelungen ist ihm das nicht. Er ist als Kämpfer Soldat seiner Überzeugung und seines Hasses gewesen, die er den Pflichten des Bürgers gegen das Vaterland nicht unterzuordnen vermocht hat. Hätte er die Regierung dreißig Jahre früher in der Bekämpfung der Sozialdemokratie unterstützt, anstatt ihr lähmend in den Arm zu fallen, so würde er den Kampf am Ende seines Lebens nicht nötig gehabt haben. Auch durch seinen Widerstand hat das Sozialistengesetz seinen fast einzigen Fehler erhalten, daß es nur auf Zeit gegeben und verlängert wurde, nicht für die Dauer. In der Geschichte des neuen Deutschlands wird Richter als einer der bedeutendsten Parlamentarier und als geschickter Publizist fortleben, ungeachtet des gehässigen und nicht selten denunziatorischen Zuges in seinen Reden und Artikeln. Möge seine Asche in Frieden ruhen!

Dem Reichskanzler war jüngst in der liberalen Presse wiederholt der Vorwurf gemacht worden, daß er in der Diätenfrage nicht hinlänglich diligentiam prästiere und namentlich nichts dazu tue, die angeblich durch Preußen gemachten Schwierigkeiten zu beheben. Es erging darauf in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die halbamtliche Erwiderung, daß die Diätenangelegenheit auf gutem Wege sei, und Hindernisse durch Preußen nicht bestünden. Da kommt nun aus „dem freien England, dem Lande der Erbweisheit und der Mutter alles parlamentarischen Wesens," die erschütternde Kunde, daß das liberale Ministerium einem Diätenbeschluß des Unterhauses die Erklärung entgegengesetzt habe, daß das Kabinett „im Prinzip" einverstanden sei, zur Durchführung des Beschlusses aber „keine Zeit und kein Geld" habe. Wie es bei uns mit der Zeit steht, läßt sich nicht recht beurteilen; sicher ist aber, daß der Reichsschatzsekretär seinen englischen Kollegen um die prompte Entschlossenheit beneidet, mit der dort eine sogenannte Kardinalforderung des Liberalismus, die unsre deutschen Liberalen noch mit dem Mantel parlamentarischer Würde drapiert haben, ad calendas Graecas vertagt worden ist. Es war vorauszusehen gewesen, daß das rapide Anwachsen der Arbeiterpartei im englischen Unterhause auch dort die Diätenfrage sehr bald auf die Tagesordnung bringen würde. Das liberale Kabinett ist aber nicht geneigt, zur Schaffung eines Berufsparlamentariertums ohne weiteres die Hand zu bieten und seinen konservativen Gegnern so einen ernsten Angriffspunkt zu liefern. Es wird vorläufig die weitere Entwicklung der Arbeiterpartei abwarten, bis dahin hat es „weder Zeit noch Geld." Eine köstlichere Persiflage auf unsre liberalen Diätendränger könnte gar nicht geschrieben werden! England hat dazu kein Geld! Wie gern würde Herr von Stengel die fünfviertel Millionen Mark, durch die den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts die Last des Mandats vergütet oder doch versüßt werden soll, als die überflüssigste Ausgabe des Reiches in der Tasche behalten, zumal bei einem Reichstage, der für seine eignen Bedürfnisse so freigebig, für die des Reichs so zurückhaltend ist. Unsre Liberalen aber, für die England das Musterland konstitutioneller Staatsweisheit und parlamentarischen Wesens ist, werden sich nun wohl beeilen, ihre Diätenanträge zurückzuziehen, weil sie den Prinzipien eines echten Liberalismus zuwiderlaufen. Wenn der Reichskanzler dennoch reaktionär genug sein sollte, ihnen Diäten aufzwingen zu wollen,

so werden sie sicherlich eine solche Vorlage mit entrüstetem Männerstolz ablehnen. Freuen wir uns also der Erlösung vom Diätenübel, noch bevor es geboren worden ist.

Die Konferenz von Algeciras scheint ja nun endlich ihrem Ende entgegenzugehn. Ihr Verlauf ist ein neuer Beweis dafür, daß bei allen solchen Konferenzen kritische Punkte in größerer oder in geringerer Zahl eintreten, bei denen eine der streitenden Parteien die Tragfähigkeit des gegnerischen Widerstandes erprobt. Frankreich versuchte, unterstützt von England, Deutschland mit einer vollendeten Tatsache zu überraschen — es hat sich schließlich der Forderung beugen müssen, daß die Marokkofrage nicht einseitig als Machtfrage behandelt werden dürfe, sondern eine Weiterentwicklung nur auf dem Boden der Konvention von 1880 erfahren könne. Frankreich hat sich diesem Rechtsgrundsatz zögernd gefügt, auch dem für die neue Konferenz vereinbarten Programm. Sobald sie mit Forderungen kamen, die darüber hinausgingen, sind die französischen Unterhändler immer wieder auf diese Konferenzbasis zurückgeführt worden: Souveränität des Sultans, Gleichberechtigung aller Signatare, offne Tür. Dieser Standpunkt ist von Deutschland, Österreich-Ungarn, Amerika und Marokko festgehalten worden im Gegensatz zu Frankreich, Italien, Spanien, England und Rußland. In der schwierigsten, der Polizeifrage, der eigentlichen Machtfrage, wird daran gearbeitet, aus den von Frankreich, Österreich-Ungarn und Marokko gemachten Vorschlägen ein einheitliches Elaborat zu formen, das alle interessierten Teile innerhalb der Grenzen des Möglichen befriedigen soll. Hier ein positives Ergebnis zu erreichen, muß schließlich um so leichter sein, als die jetzige Marokkokonferenz doch keineswegs die letzte sein wird. Die marokkanische Frage läßt sich nicht durch ein sic volo einer einzelnen Macht lösen, sie wird ihre Lösung nur in Etappen finden und auf diesem Wege noch manche Veränderung erfahren. Das ist von Anfang an Deutschlands Standpunkt gewesen, es war uns dabei um keinerlei Bereicherung, sondern um die Festhaltung der vertragsmäßigen Rechte zu tun. Auch Frankreich hat endlich eingesehen, daß des Reichskanzlers Wort, es solle weder Sieger noch Besiegte geben, nur so seine Erfüllung finden kann. Zudem sind Frankreichs innere Verhältnisse doch durchaus nicht dazu angetan, ihm einen großen europäischen Konflikt wünschenswert zu machen. Dasselbe gilt von Rußland.

Einige deutsche Blätter haben es auffallend gefunden, daß König Eduard in Paris Herrn Delcassé zum Frühstück geladen hat. Der König konnte wohl kaum anders, nachdem sich der gestürzte Minister als der wärmste Freund Englands in Frankreich erwiesen hatte und über seine Zuneigung zu England gefallen ist. „Weil des Liedes Stimmen schweigen von dem überwundnen Mann, so will ich für Hektorn zeugen . . .“ König Eduard war dem gefallnen Minister diese Höflichkeit schuldig, und wenn er daneben den deutschen Botschafter weder empfangen noch eingeladen hat, so hat das seinen Grund wohl nur in dem Umstande, daß der inkognito reisende König dann alle in Paris akkreditierten Botschafter hätte empfangen müssen, und daß der Aufenthalt in Paris damit einen ausgeprägt politischen Charakter erhalten hätte. Nach glaubhaften Mitteilungen, die in der Pariser deutschen Kolonie umlaufen, hat König Eduard nicht unterlassen, dem Fürsten Radolin einen freundlichen Gruß zu senden mit dem Ausdruck seines Bedauerns, ihn aus dem angegebnen Grunde nicht sehen zu können, zugleich aber auch mit dem Ausdruck der Zuversicht auf einen befriedigenden Ausgang der Konferenz.

Es ist im Laufe der letzten Wochen mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Rußlands Geldbedürfnis für diese Macht ein zwingendes und dringendes Kompelle sei, auch ihrerseits auf einen baldigen befriedigenden Ausgang der Konferenz hinzuwirken, nachdem sowohl von der französischen als auch von der deutschen Seite eine Öffnung des Geldmarkts vor Austrag der marokkanischen Angelegenheit abgelehnt worden war. Eine Zeit lang scheint man in Petersburg geglaubt zu haben, daß unser Kaiser mit der zähen Haltung der deutschen Diplomatie nicht einverstanden sei, und daß es russischen Bemühungen gelingen werde, ihn zu einem Machtwort zu bestimmen. Seitdem aber hat die russische Diplomatie wohl Gelegenheit gehabt, sich von dem Irrtum dieser Auffassung zu überzeugen. Wie sehr

die Franzosen schon seit ungefähr zwei Jahren der finanziellen Seite der durch die Konvention von 1904 geschaffnen europäischen Lage Rechnung tragen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie nach einer Mitteilung der Schweizerischen Kreditanstalt schon seit dem Sommer 1904 alles erreichbare Gold an sich gezogen und gegenwärtig mehrere Milliarden geprägtes Gold in Paris liegen haben. Finanzielle Kriegsbereitschaft! *§*

Sprachwissenschaftliches. Von Friedrich Seilers interessanter Schrift: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts ist (1905 in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle a. S.) eine zweite, vermehrte Auflage erschienen, genauer gesagt von dem ersten Teile, der die Zeit bis zur Einführung des Christentums behandelt. Die Völker, schreibt der Verfasser, „verhalten sich verschieden gegenüber den fremden Worten und Dingen, die zu ihnen kommen. Die Griechen haben für die Gegenstände und Begriffe, die sie aus dem Orient erhielten, mit Vorliebe eigne griechische Worte gebildet, die Römer dagegen ließen den ihnen von den Griechen zukommenden Begriffen in der Regel auch die griechische Benennung. Auch wir Deutschen haben gewöhnlich mit den fremden Dingen die fremden Namen übernommen. Die Kultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende, auf die wir zurückblicken können, von andern Völkern her ausgesetzt gewesen sind, haben darum in unsrer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen, und wir können an der Hand der Lehnwörter einen Einblick in die Reihenfolge und die Art der ausländischen Einflüsse gewinnen, denen wir im Verlauf unsrer Völkergeschichte ausgesetzt gewesen sind." Die sechs Kapitel behandeln: das Alter der deutschen Lehnwörter; Wanderzeit, Kelten und Römer; Kriegswesen, Verwaltung, Handel; Steinbau und Weinbau; Landwirtschaft und Gewerbe; die ersten kirchlichen Entlehnungen. In einer langen Vorrede bekämpft Seiler den übertriebnen Eifer mancher Sprachreiniger und beklagt namentlich die vielen verunglückten Verdeutschungen, die wir den Behörden verdanken, und die er als Aktenbündel charakterisiert. Leider habe gerade die Militärbehörde, die doch am meisten auf Knappheit, Klarheit und kriegerischen Schwung auch in der Sprache halten sollte, neuerdings ihre Dienstsprache mit einigen solchen sprachlichen Aktenbündeln belastet. „Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn jetzt statt Terrain Gelände, statt Lisière Saum gesagt wird. Wenn aber Garnison durch Truppenstandort, Quartier durch Ortsunterkunft, Lazarett durch Krankenhaus und Instruktion durch Dienstunterricht ersetzt worden ist, so ist das ein entschiedner sprachlicher Rückschritt." Im einzelnen können ja die Verdeutschungen je nach Geschmack und wissenschaftlichem Gewissen verschieden beurteilt werden, aber die ganze Vorrede Seilers ist sehr, sehr lesenswert. — Von der neuen Wissenschaft der Völkerpsychologie macht die Sprachwissenschaft, wie die Leser aus Wundts großem Werke wissen, einen wesentlichen Bestandteil aus. Darum zeigen wir an dieser Stelle an: Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie von Dr. Alfred Leicht. (Mit Bildnis. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1904.) Professor Richard M. Meyer hatte im Nekrolog auf Lazarus dessen Freund und Mitarbeiter, den Sprachforscher Steinthal, als den eigentlichen Begründer der Völkerpsychologie hingestellt. Leicht will seinem geliebten Lehrer den ihm gebührenden Ruhm nicht rauben oder verkleinern lassen und führt in seiner Schrift den Nachweis, daß Lazarus zuerst die Idee gefaßt, Steinthal nur an ihrer Ausgestaltung mitgewirkt hat. Wie dem zuerst genannten die Idee im Knabenalter aufgegangen ist, hat er selbst erzählt. „In unserm Städtchen (Filehne), das gegen 3000 Einwohner zählte, wohnten ungefähr in gleicher Zahl Juden, Protestanten, Katholiken. Wir Juden redeten deutsch wie die Protestanten, die Katholiken waren Polen und sprachen polnisch. Woher kommt dieser Unterschied? Wie kommt es, daß die einen polnisch reden, die andern deutsch? Noch mehr: Protestanten und Katholiken sind beide Christen und bekämpfen einander. Alle Welt sprach damals von diesen religiösen Gegensätzen, und man ging doch sonst friedlich seinem Berufe nach. Woher kommt der

Unterschied ihrer Sprache nicht nur, sondern der Sitten und Lebensformen? Nicht weit von der Stadt liegt das Dorf Neuteich, durch das die Grenze zwischen der Provinz Posen und Brandenburg führt. Die Provinzialgrenze war im Dorfe durch einen Pfahl bezeichnet. Doch hätte es dessen nicht bedurft. Auf der einen Seite waren alle Häuser mit Ziegeln gedeckt und angestrichen, das Holz war geschichtet, der Düngerhaufen wohlgeordnet; auf der andern Seite sah man Strohdächer, wüste Düngerhaufen, und das Holz lag ungeordnet durcheinander. Auf der einen Seite polnische Wirtschaft, auf der andern deutsche Ordnung, Zivilisation. Dieses Bild konnte ich nicht aus der Seele bekommen. Was wir nationale Unterschiede nennen, war für mich ein Rätsel, das mir nachging."

Spanisches. Im 4. Bande des Jahrgangs 1904 der Grenzboten Seite 490 haben wir einiges mitgeteilt aus interessanten Abhandlungen über Spanien von Desdevises du Dézert. Diese waren Vorarbeiten zu einer Geschichte Spaniens, von der seitdem die ersten Teile: Altertum und Mittelalter, erschienen sind, wie wir aus einem Sonderabdruck aus der Revue de Synthèse historique (Paris, Librairie Léopold Cerf) erfahren. Das von der Revue aufgenommne Stück ist ein 56 Seiten langer Bericht über die Quellen und Hilfsmittel der spanischen Geschichte. Der Verfasser beklagt den elenden Zustand der spanischen Archive und bemerkt unter anderm: „Spanien ist das Land der großen Entwürfe und der unvollendeten Denkmäler; verschwindet der erste, der eine Sache betrieben hat, so stellt man das Unternehmen ein." Vor fünfzig Jahren hat Alban Stolz in seinem amüsanten Buche: Spanisches für die gebildete Welt, gescherzt: fast über jedes kleine Rinnsal und über jeden wasserlosen Graben führe eine monumentale Brücke; komme man aber an einen wirklichen Strom, so fehle die Brücke entweder ganz oder sei noch unvollendet, vielleicht weil der jungfräulichen Isabella das Geld ausgegangen sei. Leider kann man aus dem Sonderabdruck nicht ersehen, in welchem Verlag das Werk von Desdevises erschienen ist.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



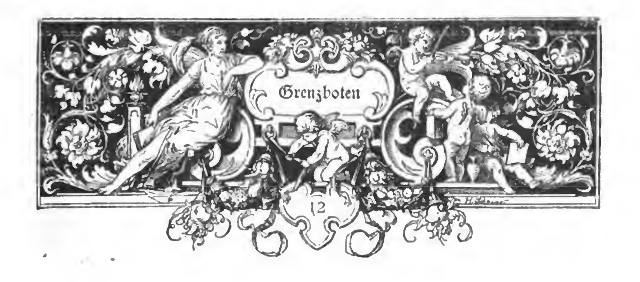
Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang
Nr. 12
Ausgegeben am 22. März 1906

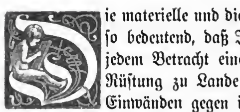
Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Italiens Politik

Von Chr. D. Pflaum (Rom)


ie materielle und die geistige Kultur der italienischen Nation ist heute so bedeutend, daß Italien nicht mehr nur diplomatisch, sondern in jedem Betracht eine vollgiltige Großmacht ist. Seine militärische Rüstung zu Lande und zur See erlaubt trotz allen begründeten Einwänden gegen ihre Struktur und Funktionsfähigkeit und trotz der unaufhörlichen Beeinträchtigung der militärischen Einrichtungen durch gewisse Agitatoren und Sitten doch keinen Zweifel, daß es willens und stark genug ist, seine politische Stellung in der Welt zu wahren.

Die nationale Wohlfahrt und die militärische Rüstung sind andrerseits bei weitem noch nicht so, daß ein festes Vertrauen auf die eigne Kraft und ein nachhaltiges Bedürfnis zur wirtschaftlichen und zur politischen, planmäßig und in großem Stile durchzuführenden Expansion in Italien hat entstehn oder vielmehr bestehn können. Ehrgeiz und ein Bewußtsein von politischem Sollen fehlen in Italien nicht, aber ihre Wirkungskraft ist sehr gering, wie das am besten aus dem sowohl die Diplomaten wie die weniger verantwortlichen und die mit der Volksmasse in engem Kontakt stehenden Politiker völlig beherrschenden Glauben hervorgeht, daß eine Isolierung Italiens in dem Konzert der Mächte unter allen Umständen verhütet werden müsse. Dieser Glaube im Verein mit einem unruhigen und unstetigen Streben nach Ehren und Vorteilen war es übrigens, der der italienischen Politik während der letzten Jahre ihren nicht immer eindeutigen und zuverlässigen Charakter gegeben hat.

Italiens Zugehörigkeit zum Dreibunde ist erst vor kurzem durch den Besuch der Minister Giolitti und Tittoni bei dem deutschen Reichskanzler und durch die Begegnungen des italienischen und des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen vor aller Welt besonders betont worden. Es fehlte auch bei dem neusten Kabinettwechsel und bei den Sorgen um die Folgen des Marokkostreites nicht an ernsthaften Äußerungen sowohl der verantwortlichen Minister wie der leitenden Presse, daß der Dreibund die Grundlage der italienischen Politik sein und bleiben müsse. Allerdings waren die Gründe, die hierfür geltend gemacht wurden, recht mannigfaltig und sogar teilweise einander widersprechend; ja man

darf sagen, sie ließen den Bundesvertrag an sich selbst außer acht und gravitierten — beachtenswerterweise — vielmehr um das Verlangen, daß der Dreibund Italien in seinem Vorwärtskommen auf dem Balkan und in Afrika sowie in seinen Beziehungen zu Rußland, d. h. also in seinen zurzeit wichtigsten internationalen Geschäften fördere. Hierzu kommt noch, daß die Idee einer lateinischen Allianz, deren wesentlicher Schwerpunkt der Rassengegensatz zu dem Germanentum ist, bei dem Austausch der Besuche der Staatshäupter in Paris und Rom und bei der Errichtung des Viktor-Hugo-Denkmals in Rom neuen Boden gewonnen hat, an dessen Erhaltung und Erweiterung eine von den bedeutendsten italienischen und französischen Männern geleitete Liga mit großen Mitteln viel Mühe verwendet. Kurzum: man verkennt zwar im allgemeinen in Italien keineswegs, daß der Dreibund noch immer eine solide und günstige Bürgschaft für Italiens staatliche Existenz und ein wirksamer Hebel der nationalen Bedeutung in jeder Beziehung ist, aber man rechnet doch mit voller Nüchternheit das Plus und das Minus von Gewinn oder Verlust durch den Dreibund und durch die eine oder andre sonst anzustrebende politische Verbindung nach und kommt dabei, zumal da die Sympathie für die Verbündeten kaum positiv ins Gewicht fällt, natürlich zu Ergebnissen, die sich bei jedem wirklichen und scheinbaren Wechsel der politischen Konstellation ändern können.

Wenn von Sympathie der Italiener für ihre Verbündeten überhaupt die Rede sein kann, so bezieht sie sich allein auf die Reichsdeutschen. Das freundschaftliche Verhältnis der drei deutschen Kaiser zu dem italienischen Königshause, die wiederholt zu dem eindringlichsten Ausdruck gelangte Anerkennung der geschichtlichen Größe des italienischen Volkes und die warme Teilnahme, die Kaiser Wilhelm der Zweite seinem aktuellen Wohle entgegenbringt, sind von sehr günstigem Einfluß auf die gegen uns herrschende Stimmung gewesen. Wir sind jedoch offenbar zu liebenswürdig und scheinbar um jeden Preis liebenswürdig gewesen, weil sich hier in jedem einigermaßen kritischen Augenblick eine mehr oder minder große Illoyalität uns gegenüber durchzusetzen vermag. So waren, um nur die jüngste Zeit seit dem Besuche des Kaisers in Tanger in Betracht zu ziehn, perfid tendenziöse Übertreibungen und Verdrehungen der in des Kaisers Handlungen und Reden kundgegebnen Absichten hier nicht minder als in Frankreich und in England an der Tagesordnung; so erlaubte man sich, Berlin als das Irritationszentrum Europas zu bezeichnen und im Gegensatz zu ihm die Eintracht aller übrigen „Friedfertigen“ und „Zufriednen“ anzurufen; so beliebte man, ohne sich wegen der Handgreiflichkeit des Gegenteils ein Gewissen zu machen, vom deutschen Konkurrenzneide zu sprechen, als man bei der Feier der Vergrößerungsbauten des Hafens zu Genua die Anwesenheit einer französischen und einer englischen Flotte bejubelte; und so könnte man noch weitere Beispiele anführen, auch ohne solcher Taktlosigkeiten und Unbilligkeiten, wie sie am auffälligsten im Zusammenhange mit dem vom Kaiser gestifteten Goethedenkmal in Rom vorgekommen sind, zu gedenken.

Realpolitisch betrachtet, gibt ja das Verhältnis Italiens zum Deutschen Reiche zu Bedenken keinen Anlaß, da ein wesentlicher Gegensatz der Interessen nirgendwo besteht. Italien erwartet von dem traditionellen deutschen Wohlwollen

eine Befürwortung seiner Bestrebungen in Rußland und ganz besonders in Konstantinopel. Das Schwergewicht der direkten Beziehungen liegt jedoch auf wirtschaftlichem Gebiete. Der kürzlich in Kraft getretene neue Handelsvertrag hat die Chancen der italienischen Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse nach Deutschland zwar etwas verschlechtert, aber sie immerhin doch so belassen, daß Deutschland nach wie vor der fast in jeder Hinsicht günstigste und bedeutendste Absatzmarkt für Italien ist. Andrerseits ist die deutsche Einfuhr von Industrieerzeugnissen nach Italien im Niedergang, weil sich Italien nicht den mindesten Zwang auferlegt bei seinem Bemühen, die heimische Industrie gegen ausländischen Wettbewerb auf alle mögliche Weise zu schützen. Es ist sehr beachtenswert, daß dieser Schutz keineswegs allein in hohen Grenzzöllen besteht — man ist hierzulande, wo die liberalistische „Überzeugung" vorherrscht, entschieden für den Freihandel, nur eben jenseits der eignen Grenze —, sondern daß die italienische Regierung bei der Vergebung staatlicher und kommunaler und sich auf öffentliche Einrichtungen beziehender Lieferungsaufträge besonders an die Eisen- und Metallindustrie entweder das Ausland überhaupt ausgeschlossen oder dafür gesorgt hat, daß die nationale Industrie vor der ausländischen eine Preisvergünstigung von vielfach mehr als 30 Prozent erhält. Man vergegenwärtige sich die Tendenz eines Staates von solchen Finanz- und Wohlfahrtsbedingungen, wie Italien sie hat, der 30 Prozent von Beträgen, die in der Summe mehrere Milliarden ausmachen, sowie überdies den ebenfalls nicht geringfügigen, vom Auslande zu entrichtenden Zoll ohne Not opfert — trotz allen Handelsverträgen! Die hauptsächlich betroffne ausländische Eisen- und Metallindustrie ist aber die deutsche. Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß die italienischen Produzenten von Deutschland sehr gern alle Gunst annehmen, daß hingegen die italienischen Kaufleute der lateinischen „Verbrüderung" zufolge vielfach ihre Waren wenn irgend möglich nicht aus Deutschland, sondern aus Frankreich zu beziehen begonnen haben.

Der wirtschaftliche Verkehr Italiens mit Österreich-Ungarn, der nur mit Mühe der beiderseitigen Diplomaten vertragsmäßig hat neu geregelt werden können, ist das stärkste Band zwischen diesen beiden Reichen. Es ist allbekannt, daß die Empfindlichkeit für Anspielungen hüben und drüben sehr groß ist, und daß sich jeden Augenblick ein neues „Mißverständnis" mit oder ohne praktische Bedeutung ereignet, dessen Beseitigung diplomatische Kunst kostet und auch im günstigsten Falle die gegenseitige Stimmung nicht bessert. In Italien hat man ebenso wie in Österreich den Krieg noch nicht vergessen: die Italiener, namentlich die der nördlichen Bezirke, sehen in jedem der vielen Ausbrüche der Unzufriedenheit der volksverwandten österreichischen Untertanen eine Mahnung, auch diese von dem „Joch der Fremdherrschaft" zu erlösen; die Österreicher, ohnehin durch die Anmaßungen und den Widerstreit der vielen Nationalitäten sehr reizbar geworden, haben zwar weder Wunsch noch Hoffnung auf Wiedergewinn der verlornen Gebiete, wohl aber hegen sie tiefen Argwohn wegen hochverräterischer Konspirationen und wegen bemäntelter Verleitung und tatkräftiger Beihilfe zum Abfall neuer Gebiete von angeblich rein italienischem Nationalcharakter. Der Umstand, daß der österreichische Kaiser aus Rücksicht auf Stimmungen im Vatikan den Besuch des italienischen Königs in dessen Hauptstadt zu erwidern unter-

lassen hat, und daß der österreichische Thronfolger es sich nicht versagt, seiner mit der Pius des Neunten und Leos des Dreizehnten identischen Auffassung von der Legitimität und der moralischen Berechtigung des Königreichs Italien öffentlichen Ausdruck zu geben, ist natürlich alles andre eher als geeignet, die Gemüter freundlicher zu stimmen. Wenn dennoch zwischen Italien und Österreich-Ungarn ex officio nicht bloß Freundschaft, sondern sogar ein regelrechtes Bündnis besteht, so will das offenbar besagen, daß beide Kontrahenten sowohl bedeutende Interessen gegen Dritte gemeinsam haben, als auch mit Rücksicht auf ihre gegensätzlichen Stimmungen und Gelüste einen starken Zwang zur Selbstbeherrschung für nötig und nützlich erachten. Überdies hegen die maßgebenden politischen Kreise in Italien die Überzeugung, daß der vielfach prophezeite und gegenwärtig neuerdings drohende Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie für Italien durchaus nicht wünschenswert sei, daß vielmehr der Fortbestand der Einheit und der Stärke der Monarchie Italien und alle Italiener vor dem brüsken und gefahrvollen Zusammenprall mit andernfalls unvermeidlichen neuen gewaltigen Staatsgebilden pangermanischen und panslawistischen Charakters bewahre.

Der italienischen Überzeugung von der Stärke und der Lebenskraft Österreich-Ungarns begegnet man in anderm Gewande bei der Betrachtung der Balkanfrage. Die Erhaltung des status quo ist das Schlagwort, das Mißtrauen aber das Motiv des Verhaltens aller Mächte zu der Lage auf dem Balkan, die seit dem Berliner Vertrage und seit der Mürzsteger Umschreibung der österreichisch-russischen Entente wahrlich nicht einfacher und in irgendeiner Hinsicht besser geworden ist. Hatte das Ministerium Giolitti geglaubt, die aus Rücksicht auf das europäische Mandat an Österreich-Ungarn und an Rußland bis dahin passive Rolle Italiens auf dem Balkan zunächst durch den Anspruch auf das Kommando der mazedonischen Gendarmerie aufgeben zu müssen, so sah es und sein Nachfolger in dem russisch-japanischen Kriege und in der durch ihn bewirkten Anspannung und Schwächung Rußlands den willkommnen Anlaß, mit Nachdruck vollen Raum für eine Aktivität Italiens im Rahmen der Reformarbeit auf dem Balkan zu fordern. Das war vom italienischen Standpunkte folgerichtig: denn bei gemeinsamer Arbeit von Österreich-Ungarn und Rußland wäre Gewähr geleistet, daß keins von beiden Sondervorteile wahrnimmt und eine Vormachtstellung erlangt; hat aber Österreich-Ungarn, wenn auch nicht in aller Form, so doch tatsächlich allein die reformatorische Mission, so garantiert nichts dafür, daß es in ihrer Erfüllung nicht direkt oder indirekt seine mit den italienischen wesentlich kontrastierenden Interessen erfolgreich wahrnehme. Den ersten Ausdruck haben die veränderten Dispositionen in der Vereinbarung zwischen den Ministern Tittoni und Graf Goluchowski erhalten, wonach für den Fall einer administrativen Reorganisation Mazedoniens im Sinne von Artikel 3 des Mürzsteger Programms die vorwiegend albanesischen Distrikte der heutigen mazedonischen Wilajets wieder mit dem eigentlichen Albanien vereinigt werden sollen. Zudem hat sich Italien verbindlich gemacht und sich Garantien geben lassen, daß von allen Seiten die Erhaltung der Türkei in ihrem gegenwärtigen Bestande nach Möglichkeit angestrebt werde, und die italienische Regierung hat im Gegensatz zu populären Wünschen wohl das meiste getan, daß

die Aufständischen in Kreta ihr Ziel nicht erreichen und mit der Verletzung der Integrität der Türkei den leicht verhängnisvollen Anfang machen. Desgleichen hat bei dem letzten Konflikt der Mächte mit der Türkei, der in der Flottendemonstration zu einem in mancher Hinsicht recht charakteristischen Ausdruck gelangt ist, nicht zum wenigsten die italienische Regierung dahin gewirkt, daß durch ein Kompromiß sowohl der englischen wie der österreichischen Begierde rechtzeitig gewehrt wurde, mit Hilfe militärischer Operationen von ostentativ nur pädagogischem Gepräge eine Befriedigung auf türkische Kosten zu finden. Sie hat das natürlich nicht den Türken zuliebe getan, sondern in Erwägung aller Umstände, die eben anzeigten, daß Italien auf andre Weise zurzeit nicht auf seine Rechnung käme.

Diese italienische Rechnung hat zwei Objektive: die Westküste der Balkanhalbinsel und Tripolis. Die Wichtigkeit jener ist zunächst militärischen, sodann wirtschaftlichen und nationalpolitischen Charakters. Vom militärischen Standpunkte betrachtet ist es wesentlich, daß Österreich die ganze Ostküste des Adriatischen Meeres bis zum Golf von Antivari gegenüber von Apulien in seinem Besitz hat, und daß diese Küste in schroffem Gegensatz zu der italienischen sehr reich an natürlichen Häfen und Flottenoperationsbasen ist. Würde nun Österreich noch Herr von Albanien und damit der beiden ausgezeichneten und noch bedeutend verbesserungsfähigen Häfen Durazzo und Vallona — Vallona ist nur vier Stunden von der italienischen Küste entfernt —, so erhielte es die kaum ernstlich zu bestreitende volle Verfügung über das Adriatische Meer; mit andern Worten, Italiens Sicherheit würde damit aufs schwerste gefährdet, noch schwerer als schon durch die Einbuße von Biserta an der afrikanischen Küste. Die Nervosität in Italien bei jedem Gerücht von einer militärischen Bewegung Österreichs sei es zu Wasser, sei es zu Lande ist darum wohl begreiflich; die Nervosität ist um so größer, als das Verhalten der Türkei, die sich trotz der Erkenntnis ihres strategischen und volkswirtschaftlichen Wertes von dem Bau einer Eisenbahn von Durazzo oder Vallona nach Monastir hat abraten lassen, keinerlei Gewähr bietet. Ebenso von dem Verhalten der Türkei durchkreuzt oder gelähmt werden die italienischen Spekulationen auf die wirtschaftliche Ausnutzung des Balkans, während sie bei der Bevölkerung und in Anbetracht der Konkurrenten günstige Chancen haben. Die Bevölkerung, und zwar sowohl die albanische wie die sonstige mazedonische und namentlich die rumänische, hat allem Anscheine nach für die italienische Nation, ihre Sprache und ihre Kulturprodukte mehr übrig als für die Germanen und die Slawen und deren typische Güter, trotzdem daß sie die bedeutendste Hebung ihrer öffentlichen Einrichtungen und ihrer materiellen Wohlfahrt Deutschösterreich zu danken hat. Nicht der unwichtigste Grund für diese sehr beachtenswerte Erscheinung dürfte das in mannigfaltigen Formen geschehende Eintreten der Italiener für die politische „Befreiung" der verschiednen mazedonischen Völkerschaften sein. Ganz abgesehen von der offiziellen Politik des Königreichs Italien, zu der übrigens ein solches Eintreten ebenfalls sehr wohl stimmen würde, und in deren Programm es mit den diplomatischen Kautelen einzufügen der neue Minister des Äußern Graf Guicciardini ebenso wie der so rasch abgetretne Baron Di San Giuliano be-

sonders geneigt sein dürfte, kommt hier vornehmlich in Betracht, daß die Organisatoren aller planmäßigen Aufstände auf dem Balkan sowie die Agitation für weitestgehende Autonomie der verschiednen Nationalitäten in Italien ihre Zentrale und ihren besten Nährboden haben. Die Italiener lassen sich dabei keineswegs nur von altruistischer Sympathie, sondern vielmehr von nationalpolitischen Idealen bestimmen, deren Verwirklichung den größten ihrer eignen realpolitischen Interessen auf diese oder jene Weise entschieden zugute kommt.

Das zweite Objektiv der italienischen Rechnung auf türkischem Papier ist, wie gesagt, Tripolis. Tripolis nebst der Kyrenaika ist das einzige Stück der afrikanischen Mittelmeerküste, das noch nicht dem Besitze oder der Schutzherrschaft einer Großmacht anheimgefallen ist. Italien, das bekanntlich früher sehr viel weitergehende Aspirationen vertreten hat, sieht heute in diesem Stück das Land, das das Gleichgewicht der Einflüsse der verschiednen Mächte im Mittelmeer bestimmt, und das unbedingt italienisch sein muß, sobald es aufhört, türkisch zu sein. Es möge dahingestellt bleiben, ob eine solche Auffassung von der Bedeutung von Tripolis vom militärischen Standpunkte richtig ist, und ob sich Italien als Herr von Tripolis im Mittelmeer die ausschlaggebende Stellung zu schaffen vermag, die ihm wegen seiner geographischen Verhältnisse zukommt, und die es als Herr von Biserta ohne weiteres gehabt hätte. Immerhin bleibt für Italien Grund genug, auf Tripolis Gewicht zu legen. Seine Anwartschaft auf Tripolis hat es sich nun gewissermaßen schriftlich garantieren lassen von seinen beiden Konkurrenten Frankreich und England, d. h. es hat sich durch diplomatische Höflichkeitsakte der Mühe überheben lassen, für die Realisierung der Anwartschaft einen wirksamen Schritt aus eigner Kraft zu tun. Aber der Umstand, daß England in der Wahrnehmung der Interessen Ägyptens kurzerhand den Busen von Sollum besetzt und so die ägyptische Grenze zum Schaden der Kyrenaika hinausgeschoben hat, sowie das stetige und emsige Bemühen ebenso Englands wie Frankreichs, das *wirtschaftliche* Prä in Tripolis vorerst für sich zu gewinnen, dürfte die italienische Taktik eines Tages doch zum Schwanken bringen. Inzwischen wagt auch das italienische Kapital Unternehmungen in Tripolis, deren Bescheidenheit allerdings weder im Verhältnis zu dem eifersüchtigen Gerede steht, mit dem in Italien innerhalb und außerhalb des Parlaments die tripolitanischen Angelegenheiten verfolgt werden, noch zu der Intensität und der Umsicht der wirtschaftlichen Arbeit der Franzosen und der Engländer.

Große Worte und mattes Handeln kennzeichnen auch die ganze italienische Kolonialpolitik. Italiens Stellung in Afrika darf man heute nicht als bedeutend bezeichnen. Im Somalilande ist seit den letzten, meist auf englische Kosten geschehenen kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem Mad Mullah, die eine eindeutigere Anerkennung der italienischen Protektorstellung gezeitigt haben, nichts von Bedeutung geschehen. Dem Mullah, der seinerseits eine tadellose Position als Souverän gewonnen hat, geht es andauernd sehr gut; der Sklavenhandel hat nicht gelitten; die Engländer sind sehr reichlich wieder auf ihre Kosten gekommen, ohne den Nimbus der „uneigennützigen Freunde“ nennenswert eingebüßt zu haben, indem sie nämlich von den Raubzügen und

den Launen des Mullah künftig verschont bleiben, den nun die Italiener allein auf dem Halse behalten. Auch die Neuordnung der Verwaltungs- und der Wirtschaftsorganisation von Benadir geht praktisch nicht vorwärts, trotzdem daß man schon geraume Weile genau weiß, was und wie in der Kolonie geschafft werden muß; die Schwäche der Zentralverwaltung und die Apathie der Kapitalisten halten sich hier die Wage. Immerhin ist Italien dazu gekommen, um Benadir besser erschließen zu können, sich von England, von dem es auch hier trotz allen Äußerlichkeiten materiell und moralisch abhängig bleiben dürfte, einige Hektar Land an der Nordseite der Küste von Kisimayu abtreten zu lassen. Hier, in Modagiscio, Merca, Brava und Lamu werden Hafenanlagen begonnen oder vervollkommnet, die einer neuen monatlichen Post- und Schiffahrtslinie, die diese Orte und namentlich Aden, Benadir, Sansibar, Massaua und Bombay miteinander verbindet, dienen sollen. Mit dem Sultan von Sansibar sind die Bestimmungen über die Umwandlung des bisherigen Pachtvertrags von Benadir in einen zeitlich unbeschränkten Kaufvertrag nach erfolgter Zustimmung Englands schon vereinbart und zum Teil verwirklicht worden. Am weitesten gediehen, nach italienischer Auffassung sogar abgeschlossen ist die grundlegende Kolonisationsarbeit in Erythräa. In der Tat ist hier für die Hebung der Zivilisation und der merkantilen Nutzbarkeit recht viel und erfolgreich gearbeitet worden, und mancher kühne und geschickte Zug, so zuletzt im Dankaligebiet und in der sogenannten Salzebne, hat die italienische Stellung politisch und wirtschaftlich bedeutend gehoben. Das italienische Kapital ist jedoch auch hier so träge und zaghaft, daß der Eisenbahnbau in Erythräa einer französischen Gesellschaft hat überlassen werden müssen, und daß die Schachzüge Englands, das sich mit seinem Bahnbau im Sudan so gute Aussichten für eine Ausnutzung Erythräas schafft, gelingen dürften. Man sucht gegenwärtig landwirtschaftskundige italienische Auswandrer in der Kolonie anzusiedeln und deren Verbindung mit Abessinien sowohl zu vermehren wie zu befestigen. Das Erwachen der italienischen Energie Abessinien gegenüber ist erfolgt angesichts des Projekts der sogenannten, in Wahrheit allein auf die englischen und die französischen Interessen berechneten Internationalisierung und Verlängerung der äthiopischen Eisenbahn und der handelspolitischen Bemühungen des Deutschen Reiches, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Österreich-Ungarns beim Negus. Italien hat sich durch eigne Schuld, durch ein teilweise geradezu nachlässiges Verhalten aus seiner vielfach bevorzugten Stellung und vereinzelt sogar aus ausschließlichen Einflußsphären in Abessinien herausdrängen lassen. Sogar von der Konstitution der Äthiopischen Bank haben die Italiener keinen Nutzen gehabt, da sich ihr Kapitalanteil auf ein Viertel beschränkt hat, während sie sehr leicht das ganze Kapital hätten leisten können; das zweite Viertel des Kapitals haben die Franzosen gegeben, das dritte und das vierte hingegen die Engländer im eignen Namen und im Namen Ägyptens, sodaß also, zumal da der Direktor der Bank ein Ägypter ist, das englische Interesse bei weitem vorherrscht.

Trotz oder vielmehr gerade wegen der von England wie allenthalben so auch gegen Italien betätigten überlegnen und rücksichtslos konsequenten Interessen-

politik, trotz oder wahrscheinlicher gerade wegen der Tatsache, daß Italien namentlich in Afrika vielfach die englischen Geschäfte gegen eine nur formale Entlohnung besorgt hat, ist „treue Freundschaft" die Marke der Beziehungen Italiens zu England. Es ist eine Freundschaft von solcher Qualität, daß die „öffentliche Meinung" Italiens die einzige in der ganzen Welt hat sein wollen, die Englands Burenkrieg guthieß — dessen ungeachtet, daß England den italienischen Truppen im Jahre 1896 während des unglücklichen Krieges mit Menelik den Durchzug bei Zeila verweigert, und daß England in seinem Abkommen mit Frankreich vom 21. März 1899 über das Hinterland von Tripolis in schroffem Gegensatz zu den italienischen Interessen und Bestrebungen verfügt hatte. Allerdings sagt man sich in Italien, daß bei einem freundlichen Verhalten zu England, das überdies einer der besten Käufer der italienischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist, immer noch mehr herauskommt als bei einem nur „korrekten." England hat zum Beispiel als Verbündeter Japans in Ostasien gewichtigen Einfluß, und wenn Italien auch in Ostasien, nachdem es die Gelegenheit zum Gewinn einer politischen Stellung einmal verpaßt hat, nicht mehr viel sucht, so begehrt es hier doch ab und zu immer einmal etwas; in der Tat hat vor kurzem infolge der Bemühungen der italienischen Regierung eine italienische Gesellschaft vom Kaiser von Korea oder richtiger vom Mikado die Konzession zu einem Bergwerksbetriebe in Korea auf die Dauer von fünfundzwanzig Jahren erhalten. England ist es ferner, das die österreichisch-russische Aktion auf dem Balkan unaufhörlich zu paralysieren sucht, um die — Solidarität der europäischen Interessen an dem Wohl und dem Wehe der Türkei besser zum Ausdruck zu bringen. In Italien hat man sich aus naheliegenden Gründen für den englischen Altruismus sehr erwärmt und war schon auf dem — gegenwärtig verlassenen — Wege, zu England und Frankreich in ein vertragsmäßiges Verhältnis zu treten, dessen eine Aufgabe die Herstellung der mehrdeutigen Bilanz der Einflußsphären und der Handlungen in Mazedonien hat sein sollen. Die andre Aufgabe eines solchen italienisch-englisch-französischen Verhältnisses hätte in einer neuen Gruppierung der europäischen Großmächte gelegen, deren Wesen und Ziele der französische Minister Delcassé zur Genüge bekannt gemacht hat.

Eine so veränderte Orientierung der italienischen Politik, die, wie schon gesagt worden ist, heute und für die nächste Zeit beschworen erscheint, wäre völlig unverständlich ohne eine Einsicht in das gewandelte Verhältnis Italiens zu Frankreich. „Italien und Frankreich, beide dem alten lateinischen Stamme entsprossen, haben durch die Jahrhunderte unlösbare Bande der Verwandtschaft erhalten und erneuern heute ihre Freundschaft in dem ewigen Rom, von dem der nationale Geist beider Völker so vielfach und so stark angeregt worden ist," so sprach König Viktor Emanuel der Dritte im April 1904 zu dem Präsidenten der französischen Republik. Das Bewußtsein der Rassenverwandtschaft hat sich zweifellos in machtvoller Weise zur Geltung gebracht und auf beiden Seiten die Erinnerung an politische Gegensätze zu verwischen vermocht, die sonst noch lange lebendig geblieben wäre. Solange die Franzosen Elsaß-Lothringen noch in Anspruch nehmen, und solange die Italiener die „Erlösung" Triests ersehnen, so lange fehlt es auch nicht an einem konkreten Idol, in dessen Bann sie lebendig

geeint sind: der Haß gegen den Germanen. Zunächst ist zweifellos die Freundschaft der verschwisterten Nationen eine Bürgschaft mehr für die Erhaltung des Friedens in Europa; für die fernere Zukunft aber bedeutet sie die Tendenz, die Rassengegensätze auf Sein oder Nichtsein auszuspielen. Das lehren schon die kleinen Geschehnisse des politischen und des volkswirtschaftlichen Tageslebens, die bei aller Mannigfaltigkeit der Anlässe und der Begleitumstände doch immer verraten, daß für Italien Franzosen und Deutsche nicht zugleich als „Freunde" zu gelten vermögen, sondern nur Franzosen oder Deutsche, daß mit anderm Worte die Freundschaft der Italiener für die Franzosen in demselben Maße zunimmt, wie sie für die Deutschen abnimmt, und umgekehrt. Nur die Evidenz der realpolitischen Vorteile, die Italien vom Dreibunde und von seinen Verbündeten hat oder erwartet, und ein gewisses Bedenken wegen der nicht geringern Evidenz italienisch-französischer Interessengegensätze hält seine verantwortlichen Staatsmänner im alten Geleise. Zeigt es sich doch, daß trotz aller „Verbrüderung" die Italiener von der französischen Verwaltung in Tunis ungemein illoyal behandelt werden, daß der Widerstreit im Mittelmeer von französischer Seite nicht einmal durch einen glatten und aufrichtigen Verzicht auf Tripolis gemildert wird, daß sich die Franzosen den Hafen von Salonicco haben konzessionieren lassen und fortfahren, ihre eigensten politischen, nationalen und wirtschaftlichen Interessen auf dem Balkan ohne Rücksicht auf die italienischen Bestrebungen emsig zu verfolgen! Die bescheidne Tragweite eines Schiedsvertrags nach dem neuerdings en gros verwandten Schema sowie eines Vertrags über die wechselseitige Arbeiterfürsorge hilft den Italienern nicht über das Unbehagen wegen der Ungunst des seit 1898 geltenden und in einzelnen Bestimmungen seither noch verschlechterten Handelsvertrags hinweg, und den Franzosen andrerseits nicht über die deprimierende Tatsache, daß die nun sogar noch zu versorgenden eingewanderten Italiener bei der stetigen Abnahme der Bevölkerungszahl Frankreichs für dessen volkswirtschaftlichen Mechanismus eine üble Notwendigkeit sind und wegen ihrer gewaltigen und noch immer wachsenden Zahl zu einer national-moralischen Gefahr werden. Der wirtschaftliche Aufschwung Italiens, der in der mächtigen Vergrößerung der Hafenbauten des Marseille so benachbarten Genua seinen jüngsten augenfälligen Ausdruck gefunden hat, ist endlich die Ursache einer keineswegs oberflächlichen und auf der französischen Seite betonten Rivalität, und man darf mindestens bezweifeln, daß es den Führern der italienisch-französischen Liga in absehbarer Zeit gelingen wird, zum Beispiel die beabsichtigte Interessengemeinschaft von Genua und Marseille (Vereinbarungen über den Schiffs- und den Eisenbahnverkehr, die sowohl die Konkurrenz zwischen italienischen und französischen Betrieben aufzuheben als hauptsächlich den zurzeit die nördlichen Meere bevorzugenden Ein- und Ausfuhrverkehr nach den Häfen des Mittelländischen Meeres zu lenken geeignet sind) zustande zu bringen.

Einen billigen Gefallen hat das republikanische Frankreich dem liberalistischen Italien erwiesen: die Unterlassung des Besuchs im Vatikan. Indem der Präsident der französischen Republik, der Nachfolger der Könige, der „ältesten Söhne der Kirche," der Vertreter einer Nation, die noch vor ein paar Jahrzehnten im Interesse des Papstes gegen Italien ihre Macht einzusetzen bereit war, durch

seinen Besuch in Rom und durch die ostentative Gleichgiltigkeit gegen die Existenz des Vatikans die völkerrechtlich längst festgelegte politische Bedeutungslosigkeit des Vatikans in aller Form bestätigte, gab er dem „einigen“ Italien die Weihe, die seit dem 20. September 1870 auf das lebhafteste gewünscht worden war, und die nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Gesinnung großer Scharen italienischer Bürger blieb. Aber auch auf diesem Gebiet erhielt sich das Einverständnis zwischen Italien und Frankreich nur eine kurze Weile ungetrübt. Frankreich wollte nämlich wohl die Trennung von Staat und Kirche, nicht aber die Einbuße des — ihm aus dem traditionellen, wenngleich nur noch zum Teil effektiven Protektorat über die katholischen Missionen im Orient erwachsnen — internationalen Prestiges. Zu seinem nicht geringen Ärgernis nahm aber die italienische Regierung, gern unterstützt von der vatikanischen Propaganda Fidei, jede Gelegenheit wahr, gemäß dem Vorbilde des Deutschen Reichs allen Missionsgesellschaften italienischer Nationalität die Versicherung zukommen zu lassen, daß sie ihres Schutzes und gegebnenfalls ihrer Fürsprache gewiß sein dürften.

Bei der Ausübung dieser Protektion über die römisch-katholischen Missionen wird Italien vor allem in Kleinasien in nicht seltne und zuweilen heikle Berührung mit Rußland kommen müssen. Dabei wäre keinerlei Bedenken, wenn nicht die Bande zwischen Italien und Rußland besonders zart wären. Während des italienischen Kriegs mit Abessinien im Jahre 1896 wurden die Beziehungen der Staaten zueinander sehr gespannt, da hauptsächlich Rußland die Geltung Italiens in Addis-Abeba unterminiert hatte, und da die Niederlage von Adua nicht zum wenigsten russisches Werk war. König Viktor Emanuel der Dritte trug sodann durch seinen Antrittsbesuch in Petersburg nach bestem Vermögen dazu bei, ein gutes Verhältnis zu erreichen, ein Verhältnis, das sowohl auf dem Balkan wie in Gestalt eines von den italienischen Produzenten namentlich von Agrumen, Öl, Wein und Schwefel ersehnten Handelsvertrags gute Früchte bringen sollte. Aber der Zar sah sich aus nicht unbegründeter Furcht vor Straßendemonstrationen gegen seine Person veranlaßt, seinen Gegenbesuch in Rom „aufzuschieben.“ Unter dem Eindruck dieses Affronts steht man in Italien noch heute, und die italienische Diplomatie gibt sich alle Mühe, mit Hilfe bald dieses, bald jenes Freundes von Rußland und zugleich von Italien die Besuchsangelegenheit zu befriedigender Erledigung zu bringen und damit auch die realpolitischen Interessen zu fördern.

Das Bild von den wichtigsten Bahnen der politischen Regsamkeit Italiens wäre unvollständig ohne eine Beachtung der für Italien ganz besonders charakteristischen Erscheinung der Auswandrung. Es kann hier unerörtert bleiben, ob die italienische Regierung weise handelt, der Auswandrung von Arbeitskräften in so großer Zahl und trotz so großen Strecken kulturbedürftigen eignen Landes Vorschub zu leisten; genug, sie tut es! Das zurzeit mehr als eine halbe Million Menschen umfassende jährliche Kontingent arbeitsfähiger und arbeitswilliger, wenngleich armer und zumeist des Lesens und des Schreibens unkundiger Auswandrer erfreut sich der planmäßigen Fürsorge der Regierung. Diese Fürsorge erstreckt sich durchweg auf die Darbietung italienischen Schulunterrichts im Auslande, ferner bei den in Europa verbleibenden Personen auf

Hinweisung zu den günstigsten Arbeitsmärkten, auf Rechtsbelehrung und juristische, moralische und materielle Unterstützung durch besondre, den Konsulaten beigegebne Beamte. In betreff der über das Meer ziehenden Auswandrer hingegen arbeiten die italienische Regierung und die von ihr beauftragten oder unterstützten Privatgesellschaften neuerdings dahin, sie möglichst zusammenzuhalten und nach Ländern zu leiten, in denen eine einigermaßen geschlossene Kolonisation noch möglich und vorteilhaft ist. Solche Länder sind zunächst mehrere Staaten Südamerikas. Die sehr rege gewordnen diplomatischen Beziehungen dieser Staaten mit Italien im Verein mit andern Dingen bieten den Beleg, daß man es dort schon vielfach mit ansehnlichen italienischen Kolonien zu tun hat, die auch politisch und weltwirtschaftlich eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen sind. Während die italienische Kolonisation in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Afrika aus mannigfaltigen Gründen in ihrem Äußern nicht die Geschlossenheit und das rein nationale Gepräge annehmen kann wie in Südamerika, hat sie doch auch hier eine vielfach verkannte große Bedeutung für die internationale Geltung Italiens und für die Ausbreitung italischer Sinnesart und Kultur. Italien darf sich aber auch zweier Machtmittel rühmen, deren Pflege bei uns noch bedeutend gesteigert zu werden verdiente: einer Art staatlicher Auslandschulen und einer freien, aber staatlich reich geförderten großen Gesellschaft für Verbreitung nationaler Kultur, der umsichtigen und kampffreudigen „Dante Alighieri.“



Soll man bei amerikanischen Gesellschaften versichern?



Seit einem Jahre etwa kommen aufregende Meldungen über Unregelmäßigkeiten in dem Geschäftsbetrieb amerikanischer Lebensversicherungsanstalten über den Ozean. Thomas Lawson begann damit, indem er Aufsehen erregende Artikel über die Verbindung der Newyorker Lebensversicherungsinstitute mit dem Trust- und Verwässerungsgroßmeister J. P. Morgan und andern Großspekulanten der Newyorker Börse in Everybody's Magazine veröffentlichte. Man schenkte diesen Artikeln trotz ihren gewichtigen Anklagen nicht viel Beachtung, sei es daß man darin nur einen Börsentrick des bekannten Baissiers sah, sei es daß etwa sich meldende Mißtrauische durch klingende Münze zum Schweigen gebracht wurden. Ein unter den Direktoren der Equitable-life-insurance Society ausgebrochner persönlicher Zwist brachte aber sehr bald nach Lawsons ersten Angriffen Enthüllungen zutage, die ernste Beachtung verdienten und auch fanden. Eine zur Untersuchung der Vorkommnisse bei der Equitable eingesetzte besondre Kommission fand die Beschuldigungen, die der erste Präsident dieser Gesellschaft, Alexander, gegen seinen Direktionskollegen, den Großaktionär Hyde, erhoben hatte, im wesentlichen bestätigt. Es ergab sich, daß Hyde kostspieligen Passionen mit dem Gelde der Gesellschaft frönte, auf Kosten der Gesellschaft Spekulationsgeschäfte betrieb und die Gesellschaft überhaupt in jeder Beziehung ausnutzte,

was ihm durch den Besitz von 51 Prozent des Aktienkapitals ermöglicht wurde; die übrigen Beamten der Anstalt machten es nicht viel besser, zumal da sie größtenteils Kreaturen Hydes waren. Da die Aufsichtsgesetze des Staates Newyork ein Einschreiten gegen diesen Mann, der offiziell den größern Teil des Aktienkapitals sein eigen nannte, anscheinend nicht möglich machten, mußte man ihm seinen Aktienbesitz um einen horrenden Preis abkaufen. Ein neues Direktorium wurde eingesetzt und auf sparsame Verwaltungsmethoden verpflichtet. Im Laufe der Verhandlungen ergab sich aus den Aussagen der Beschuldigten, daß sich die Geschäftsführung der Equitable im großen und ganzen nicht besonders von der der beiden andern internationalen Newyorker Versicherungsanstalten unterschied. Man zog deshalb auch diese — die New York Life und die Mutual Life — in die Untersuchung, deren greifbares Resultat bis jetzt die Tatsache ist, daß die verantwortlichen Leiter dieser Institute, Mac Curdy von der Mutual und Mac Call von der New York, ebenfalls ihr Amt niederzulegen gezwungen wurden.

Was die Untersuchung im einzelnen zutage förderte, waren im allgemeinen keine neuen oder überraschenden Entdeckungen. Es handelte sich besonders um Mißbräuche, um eine zweckwidrige Vergeudung der Gelder bei der Acquisition, zur Bestechung von Parlamentsmitgliedern und von Behörden sowie für Spekulationsgeschäfte. Daß die Präsidenten und ihr verwandtschaftlicher Anhang fürstliche Gehälter und große Nebeneinnahmen bezogen, über die sie niemand Rechenschaft ablegten, hatte bei den hohen Einkünften der Gesellschaft verhältnismäßig wenig zu bedeuten. Doch ist ganz allgemein das Geld verschleudert worden; zwanzig Prozent der Jahreseinnahmen wurden alljährlich an Verwaltungskosten verbraucht, während nur fünf bis sechs Prozent bei den ersten deutschen Anstalten nötig sind. Bedenklicher sind die Berichte über die Spekulationsgeschäfte. Um den gesetzlichen Bestimmungen zu entgehn, fanden die Giants folgenden Ausweg. Es wurden Tochtergesellschaften gegründet, so von der Equitable die Mercantile Trust Co. und von der New York die New York Security and Trust Co., die das Geld zu billigem Preise geliehen erhielten. Diese Tochterbanken betrieben mit dem Gelde der Versicherungsanstalten ausgedehnte Finanzgeschäfte, fundierten Syndikate, übernahmen Industrie- und Handelsgründungen, kurzum, waren aufs engste an den Operationen der waghalsigsten Spekulantenfirmen beteiligt. Warf das Geschäft Nutzen ab, so strichen die Aktionäre der Trustbanken den Gewinn ein; verloren sie, so ging es auf Kosten der Mutteranstalt, d. h. der Versicherungsgesellschaft. Die Betriebskapitalien dieser Spekulationsbanken standen in den Bilanzen der Versicherungsanstalten als Depositen oder Bankguthaben. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß Hyde für seinen Besitz an Equitable-Aktien im Nominalwert von 53000 Dollars Kaufangebote bis zur Höhe von 7,3 Millionen Dollars erhielt. Diese nunmehr amtlich festgestellten Delikte bieten dem, der die Bilanzen der amerikanischen Anstalten in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, nichts überraschendes. Neu und noch nie dagewesen dürfte nur die Methode sein, die die New York anwandte, die von der preußischen Regierung verlangte Veräußerung ihres Aktienbesitzes zu umgehn. Sie behielt ihre Aktien ohne Änderung

bei und schrieb den Betrag am Vermögen ab. Es erscheint für kontinentale Begriffe unfaßlich, daß die Leitung eines gegenseitigen Versicherungsinstituts Vermögensstücke bedeutenden Umfangs einfach aus dem Vermögen streicht; hätte das Direktorium der New York diese offiziell nicht mehr vorhandnen Aktien nicht als „sekretes Eigentum" weitergeführt, sondern in seine eigne Tasche gesteckt, so würde niemand weiter danach gefragt haben. Daß solche Zustände die Verwischung der Grenzen zwischen Redlichkeit und Unredlichkeit in hohem Maße begünstigen, liegt auf der Hand, namentlich wenn es an einem pflichttreuen Beamtentum im Staate fehlt. Es erscheint ausgeschlossen, daß die Newyorker Aufsichtsbehörde von den Schiebungen und Scheingeschäften, deren sich die Versicherungsanstalten bei ihren Börsenoperationen bedienten — und die bei der Zahl der Teilnehmer natürlich gar kein Geheimnis bleiben konnten —, keine Kenntnis gehabt haben sollte. Es ist vielmehr gerade der Umstand, daß sich die Aufsichtsbeamten an formellen Nachweisen genügen ließen — sei es aus bloßer Freundschaft und Gefälligkeit, sei es gegen Entgelt —, vielleicht das bedenklichste Zeichen an der ganzen Korruptionsaffäre. Es ist bekannt, daß vor nicht langer Zeit ganz ähnliche Zustände im Ackerbauministerium der Union aufgedeckt wurden; in Fachkreisen ist es ferner ein öffentliches Geheimnis, daß die Kontroll- und Untersuchungskommissionen mancher Unionstaaten nichts weiter bezwecken, als die Versicherungsanstalten nach Möglichkeit zu schröpfen. Es werden ganze Gesetzentwürfe eingebracht, die den Versicherungsbetrieb stark zu erschweren geeignet sind, aus gar keinem andern Grunde, als Geld aus den Gesellschaften herauszupressen, die es ihrerseits vorziehn, die Sache mit Geld abzumachen, als sich auf einen unfruchtbaren Kampf einzulassen. Besonders hierüber hat Mac Call, der Expräsident der New York Life, bei seiner Vernehmung sehr belastende Aussagen gemacht.

Uns können solche Zustände nur als Symptom einer tiefgreifenden Verrottung der bürgerlichen Moral erscheinen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Wirtschaftsmethoden der amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaften keine Ausnahmen sind, sondern dem Durchschnitt der in Amerika geübten Geschäftspraxis entsprechen. Sicherlich nicht ohne Berechtigung hat sich Mac Call darauf berufen, daß es bei allen Newyorker Banken Übung sei, sich von kleinen vermögenslosen Angestellten, sogar von Laufjungen und Farbigen, Wechsel über empfangne Millionenbeträge ausstellen zu lassen, wenn es für angezeigt erachtet wird, die mit diesen Summen in Wirklichkeit gemachten Geschäfte im Bilanzausweis nicht zu offenbaren, und daß durch solche und ähnliche Praktiken eine öffentliche Kontrolle über die Tätigkeit der Banken ganz unmöglich gemacht werde. Das wisse jedermann und stoße sich nicht daran. Mit diesem „weitern Gesichtskreis" der amerikanischen Geschäftswelt wird man rechnen müssen, wenn man die moralische Seite der Versicherungsskandale richtig beurteilen will. Wer amerikanisches Volksleben kennt, der weiß, daß es nicht als Schande, sondern als Beweis von Schlauheit und Tüchtigkeit gilt, die Gesetze geschickt zu umgehn. Der Amerikaner, dem die Temperenzgesetzgebung mancher Staaten den Alkohol als Genußmittel vorenthält, kauft ihn als Medizin in der Apotheke; die Sonntagsruhe erlaubt in Newyork an Feiertagen keine öffentlichen Ver-

gnügungen, sondern nur geistliche Konzerte; dem Newyorker Bürger macht es aber keinerlei Gewissensskrupel, Sonntags Variétévorstellungen im Panoptikum zu besuchen, sofern sie nur als „geistliche Konzerte“ annonciert werden. Solche Vorgänge sind charakteristisch. Grover Cleveland, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, der seine Mitbürger gut zu kennen scheint, hat sich bald, nachdem die Unregelmäßigkeiten bei der Equitable bekannt wurden, dahin geäußert, er sei der Ansicht, daß sich das, was eben bei der Equitable vorgekommen sei, bei andern Versicherungsgesellschaften und ähnlichen Korporationen jederzeit ereignen könne, solange die herrschenden lockern Gepflogenheiten und Ansichten über Verantwortlichkeit und Vertrauen vom amerikanischen Volke geduldet würden. Die Untersuchung der Mutual und der New York Life hat diese Ansicht treffend bestätigt. Roosevelt beklagte in seiner letzten Jahresbotschaft an den Kongreß sehr offenherzig das Bestehn „einer so krassen Korruption, wie sie da enthüllt wurde,“ und die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen staatlichen Aufsicht, die „nur eine sehr gebrechliche Schranke für einen geschickten, mit Gewissensskrupeln nicht behafteten Mann sei, der seine Gesellschaft auf Kosten der Policeninhaber und des Publikums zu seinem persönlichen Vorteil ausbeuten will.“ Nach seinem Vorschlage soll eine Bundesaufsicht geschaffen werden, die für alle Unionstaaten gilt. — Es ist aber nicht unsre Ansicht, daß hier mit bloßer Verschärfung der gesetzlichen Vorschriften viel erreicht werden wird. Es liegt nicht an der Unzulänglichkeit der bestehenden Vorschriften, sondern an der Laxheit ihrer Anwendung, daß sich die geschilderten Zustände ausbilden konnten; die Umgehung der Vorschriften über Temperenz und Sonntagsruhe zeigt deutlich, daß mit übertriebner Gesetzesstrenge keine Hebung des allgemeinen sittlichen Niveaus erreicht wird, sondern gerade das Gegenteil. Einzig von dem persönlichen Einfluß untadelhafter und unbestechlicher Staatsmänner kann man eine Besserung in den „lockern Gepflogenheiten“ der amerikanischen Hochfinanz und den ihr dienstbaren Versicherungsinstituten erhoffen.

Es ist nun die Frage zu beantworten, wie weit die außeramerikanischen Versicherten, besonders die deutschen Mitglieder der Newyorker Versicherungsgesellschaften, geschädigt worden sind, und welche Sicherheit für ihre Ansprüche besteht. Wir wollen gleich hervorheben, daß die vielfach verbreiteten Gerüchte von einem bevorstehenden Konkurs amerikanischer Anstalten die Lage in durchaus übertriebner Weise zeichnen; von einem Zusammenbruch, der Zahlungsunfähigkeit im Gefolge hätte, ist vorläufig keine Rede, und Besorgnisse über die Einhaltung der kontraktlichen Verbindlichkeiten der Amerikaner sind nach Lage der Dinge, wie sie die Untersuchungskommission feststellte, nicht notwendig. Die Folgen der Mißwirtschaft erstrecken sich nur auf die Gewinnaussichten der Versicherten, die durch Geldverschleuderung allerdings schwer beeinträchtigt sind. Nach ihrem Umfang und der nahezu absoluten Bewegungsfreiheit, die den amerikanischen Anstalten jede industrielle und Börsenkonjunktur auszunutzen erlaubt, sollten diese Institute wahrlich in der Lage sein, ihren Versicherungsnehmern alle Vorteile bieten zu können. In Wahrheit sind die Beträge, die alljährlich als Überschuß herausgewirtschaftet und den Versicherten als Dividende zurückvergütet werden, außerordentlich geringfügig und erreichen kaum den

dritten Teil der Summen, die von den ersten deutschen Unternehmungen, besonders den vier großen Gegenseitigkeitsanstalten in Gotha, Stuttgart, Leipzig und Karlsruhe, erreicht werden. Die Frage der Gewinnanteile oder der Dividenden ist aber beim Abschluß einer Lebensversicherung von der größten Wichtigkeit, wie daraus hervorgeht, daß bei längern Versicherungsdauern die verzinslich angesammelten Dividenden nicht selten die halbe Höhe der Versicherungssumme erreichen. Solche Dividenden wurden auch den Versicherten der Newyorker Anstalten von diesen in Aussicht gestellt; ja die Amerikaner trieben mit solchen Dividendenversprechungen geradezu systematisch Mißbrauch. In diesem Punkt also werden die deutschen Versicherten amerikanischer Anstalten wohl sehr starke Enttäuschungen erleben; die Geldverschwendung der letzten Jahrzehnte hat die Überschüsse der Amerikaner in einer Weise heruntergebracht, daß von Einhaltung der versprochnen Summen keine Rede sein kann. Wem als Gewinn 50 Prozent seiner Versicherungssumme in Aussicht gestellt wurden, der dürfte unter den heutigen Verhältnissen froh sein, wenn er 10 bis 15 Prozent wirklich erhält. — Die eigentümliche Art der Gewinnbeteiligung der Amerikaner, die sogenannte Tontine, begünstigte in hohem Maß ein willkürliches Schalten mit den noch unverteilten Gewinnen der Versicherten. Die Überschüsse der einzelnen Jahre wurden nicht etwa gleich verteilt, sondern in den Tontinenfonds gelegt, aus dem dann nur die Versicherten, die den Ablauf der Versicherung erlebten, einen Gewinnbetrag empfingen. Die Bemessung dieser Beträge war unkontrollierbar und tatsächlich völlig dem „freien Ermessen" der Gesellschaftsleitung anheimgestellt. Die Fonds, in denen die Überschüsse von zwanzig und mehr Jahren ruhten, dienten aber nicht bloß dem Zwecke späterer Gewinnverteilung, sondern wurden zu allerlei andern Zwecken verwandt; man deckte Kursverluste daraus, entnahm ihnen Beträge zur Umwandlung der technischen Reserven und behandelte sie überhaupt in jeder Hinsicht als freies Eigentum der Gesellschaft, obwohl doch die Versicherten ein Anrecht darauf hatten, diese angesammelten Überschüsse dereinst ausschließlich als Dividende zu beziehn. Um diesem Mißstande zu begegnen, verlangte schon die frühere preußische Aufsichtsbehörde eingehende Jahresnachweise über die Anteile der Versicherten an den zurückgestellten Tontinenfonds; und diese Forderung war mit ein Hauptgrund, weshalb sich die Equitable und die Mutual aus Deutschland zurückzogen. Die New York schloß unter der Herrschaft des neuen Reichsgesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen dann nur noch Versicherungen mit jährlicher Barauszahlung der Dividende ab, wobei die Grunddividende bisher 7 bis 8 Prozent der Jahresprämie betrug. Der Vergleich dieser Dividende mit den entsprechenden Sätzen der ersten deutschen Gesellschaften, von denen Jahresdividenden bis zu 40 Prozent gewährt werden, zeigte jedoch die geringe Leistungsfähigkeit der amerikanischen Anstalt in gar zu deutlicher Weise. Darum ist die New York inzwischen zu ihrem alten Verfahren der Gewinnansammlung auch für Deutschland zurückgekehrt, nur unter der vom Aufsichtsamt gestellten Bedingung, daß fortan eine technisch korrekte Reserve aus diesen angesammelten Gewinnen geschaffen werde, die ebenso wie die Prämienreserve in mündelsichern Werten in Deutschland hinterlegt werden muß. Dadurch wird der aus den Gewinnen

aufgespeicherte Fonds dem Zugriff der Newyorker Gesellschaftsleitung entzogen, und die willkürliche Verwendung der Gelder unmöglich gemacht. Auf die Höhe der zu erwartenden Gewinne hat natürlich auch diese Vorsichtsmaßregel keinen Einfluß; denn wo keine Überschüsse vorhanden sind, nützen alle guten Vorschriften über ihre Konservierung nichts!

Allgemein erhofft man von der gegenwärtigen Revision eine gründliche Sanierung der Geschäftsmethoden der amerikanischen Versicherungsgesellschaften. So sehr dies im Interesse der zahlreichen deutschen Versicherten dieser Anstalten zu wünschen ist, so vorsichtig wird man der weitern Entwicklung der Sache gegenüberstehn müssen. Die vorläufigen Bilanzen, die der neue Präsident der Equitable veröffentlicht, zeigen zwar, daß sich mancherlei geändert hat; doch bewegen sich die Änderungen in so engen Grenzen, daß von einer Besserung von Grund aus vorläufig keine Rede ist; namentlich darf man, wenn die bei der Equitable bis jetzt eingeführte „Reform“ als Maßstab gelten soll, eine Heilung des Grundübels, d. h. der hohen Betriebskosten, nicht erwarten. Es kann vielmehr ziemlich mit Sicherheit angenommen werden, daß dieser neue Amerikanerskandal so wenig eine prinzipielle Änderung im Gefolge haben wird wie der der achtziger Jahre, als man dem Präsidenten Beers der New York den Stuhl vor die Tür setzte. Nur die Personen wechseln, das Verfahren bleibt das alte.

Die Antwort auf die Frage, ob man bei amerikanischen Anstalten versichern solle, wird nach dem Gesagten kaum mehr zweifelhaft sein können. Vorteile irgendwelcher Art bieten die amerikanischen Gesellschaften nicht, weder in dem Preise der Versicherung noch auch in der Qualität, der Sicherheit des Gebotnen. Im Gegenteil, ihre seit Jahren sehr niedrigen Gewinnergebnisse stellen sie ziemlich tief unter die ersten Anstalten Deutschlands; es erreichten zum Beispiel die vier großen Gegenseitigkeitsanstalten in Gotha, Stuttgart, Leipzig und Karlsruhe in den letzten Jahren folgende Überschüsse:

	1901	1902	1903	1904	
Gotha	32,1	33,8	32,3	34,2	Prozente der dividendenberechtigten Jahresbeiträge der Versicherten,
Alte Stuttgarter .	33,8	34,7	34,3	32,1	
Alte Leipziger .	30,4	30,5	30,3	30,6	
Karlsruher . .	28,7	31,5	31,0	30,7	

während in derselben Zeit die New York Life (Equitable und Mutual kommen wegen der Aufgabe des Geschäftsbetriebs in Deutschland für neue Abschlüsse nicht in Frage) nur Überschüsse

von 11,8 7,6 6,6 11,5 Prozenten

erreichte. Andrerseits ist die allgemeine Anlagepraxis der amerikanischen Institute von der deutschen grundsätzlich verschieden. Die letzten haben ihr Vermögen zu etwa 80 Prozent in mündelsichern ersten Hypotheken angelegt, während die New York nur die Vermögensteile, die sie nach Vorschrift des deutschen Reichsgesetzes zur Deckung der Prämienreserven für die deutschen Versicherten auszusondern hat, in mündelsichern Werten anlegt. Der weitaus größte Teil ihrer Besitztitel besteht aus amerikanischen Eisenbahneffekten und industriellen Obligationen, deren Wert zum großen Teil von den Besitzern selbst bestimmt wird.

Man kann ja nicht übersehen, daß Portefeuilles wie die der amerikanischen Riesenfinanzinstitute à la Equitable, New York und Mutual nicht mit demselben Maße gemessen werden dürfen wie der Besitzstand irgendeiner kleinen auf engem Territorium arbeitenden Anstalt. Das Vermögen der Newyorker Versicherungsanstalten nimmt teil an der ganzen industriellen Entwicklung der Unionstaaten und repräsentiert auf diese Weise einen Durchschnittswert, der ein getreues Spiegelbild der industriellen und der politischen Gesamtlage des amerikanischen Marktes gibt. Die bloße Tatsache, daß die Amerikaner Industriepapiere bei ihren Anlagen bevorzugen, würde wenig gegen sie beweisen, da der Umfang ihres Besitzes einen innern Ausgleich verbürgt, so lange die naheliegende Gefahr verhütet wird, daß die eingehenden großen Massen baren Geldes nicht in sorgfältiger Wahl angelegt, sondern mit voller Absicht mißbraucht werden, den Kurs fauler Papiere hinaufzutreiben. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß die Leiter der amerikanischen Institute ausnahmlos dieser Verlockung erlegen sind; darum kann man zu dieser Praxis der Amerikaner, die Geldreservoirs der Versicherungsanstalten zur Befruchtung ihrer Industrie heranzuziehn, vom Standpunkt des deutschen Versicherungsnehmers kein Vertrauen haben — ganz abgesehen davon, daß eine Unterstützung dieser Bestrebungen geradezu gegen die Interessen unsers Vaterlands verstoßen würde. Es ist bei dem starken Konkurrenzkampf, den deutscher Handel und Gewerbfleiß gegen englische und amerikanische Mitbewerber zu bestehn haben, für uns Deutsche ganz gewiß kein Grund vorhanden, dem Gegner selbst die Waffen, d. h. unser bares Geld in die Hand zu geben. Das möge auch der beherzigen, dem es aus persönlichen Rücksichten, Geschäftsverbindungen usw. angezeigt erscheinen könnte, bei der Wahl seiner Gesellschaft über alle sonstigen Mängel der amerikanischen Anstalten hinwegzusehen.



Bürgerkunde in der Schule

Von Paul Riedinger in Berlin



In der „Deutschen Juristenzeitung“ ist in der letzten Zeit zweimal die Frage erörtert worden, ob es ratsam sei, den Unterricht in „Bürgerkunde“ in die Schule einzuführen. In Nr. 18 des vorigen Jahrgangs geht Landgerichtsrat Dr. Glock in Karlsruhe von der Mitwirkung der Laien bei der Rechtsprechung aus, die sich ja vermutlich infolge der zu erwartenden Strafprozeßreform noch steigern wird, und fordert als Voraussetzung dieser Teilnahme gewisse grundlegende Rechtskenntnisse, in denen er zugleich ein Mittel sieht, ein reiferes politisches Urteil hervorzubringen und das „Mißverstehn und Mißtrauen, das weite Kreise der heutigen Rechtsentwicklung und Rechtspflege sowie unsrer Staatsverwaltung überhaupt entgegenbringen,“ zu beseitigen. Privatdozent Dr. Hedemann in Breslau hat diesen Gedanken aufgegriffen und zum Gegenstand einer Rundfrage an verschiedne preußische und sächsische Schulmänner gemacht, über die er

in Nr. 22 dieses Jahrgangs berichtet. Das Ergebnis der Umfrage ist für den Anhänger der „Bürgerkunde" sehr betrübend: die Schulmänner verhalten sich den auf die Einführung gerichteten Bestrebungen gegenüber ablehnend, und zwar hauptsächlich wegen der schultechnischen Gefahr der Überlastung.

Die Frage ist zu wichtig und wegen der verschiednen dabei hervortretenden Ansichten zu interessant, als daß es sich nicht lohnen sollte, ihr eine etwas eingehendere Betrachtung zu widmen. Die folgenden Zeilen machen keinen Anspruch darauf, eine Lösung des Problems zu enthalten, sie wollen nur einen Baustein zu einem Gebäude liefern, das nach meiner Überzeugung über kurz oder lang doch einmal aufgeführt werden muß, wenn man auch darüber streiten mag, wie geräumig und in welchem Stil es gebaut werden soll.

Daß ein solcher Unterricht in der Bürgerkunde — von der schultechnischen Durchführbarkeit zunächst einmal abgesehen — nicht nur nützlich und zweckmäßig, sondern in hohem Grade erwünscht, ja geradezu notwendig ist, darüber besteht gar kein Zweifel. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß auf keinem Gebiet eine so unglaubliche Unkenntnis, Unwissenheit, Unklarheit und Verwirrung in sämtlichen Volksschichten samt den „Gebildeten" herrscht wie gerade auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft im weitesten Sinne. Wenn jemand, der sich zu den Gebildeten zählt, glaubte, Bazillen mit bloßem Auge erkennen zu können, wenn er nicht wüßte, daß die Cholera durch Infektion mit Bazillen hervorgerufen wird, wenn er der Meinung wäre, daß man die Elektrizität, deren man zum Betriebe elektrischer Bahnen bedarf, durch galvanische Elemente herstelle, wenn es sich ein Romanschriftsteller einfallen ließe, seinen Helden, unmittelbar nachdem er die Volksschule besucht hat, auf die Universität zu schicken, oder zu schildern, wie sich ein deutscher Reichsangehöriger durch Zahlung einer Geldsumme von der allgemeinen Wehrpflicht loskaufe, so würde er der allgemeinen Lächerlichkeit anheimfallen wegen seiner „Unbildung," d. h. weil er von den grundlegenden Sätzen der Medizin und der Naturwissenschaft, von den grundlegenden Einrichtungen unsers Staatswesens keine Ahnung hat und Dinge nicht kennt, die nicht nur jeder Gebildete, sondern jeder im praktischen Leben auch nur halbwegs bewanderte Mensch kennen muß. Wenn aber ein gebildeter Mann nicht den Unterschied zwischen Zivil- und Strafprozeß kennt, oder wenn ein Schriftsteller in einer bekannten guten Zeitschrift in einem Roman einen im zwanzigsten Jahrhundert im Deutschen Reiche spielenden Ehescheidungsprozeß schildert und darin erzählt, das Gericht habe das Verfahren ausgesetzt und angeordnet, daß von dem zuständigen Pfarrer ein Sühneversuch vorzunehmen sei, so findet niemand etwas verwunderliches darin, ja es werden an dieser Erzählung nur wenige überhaupt Anstoß nehmen. Solche Beispiele kann man leicht zu Dutzenden anführen, es sei nur an die Begriffe Preßfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit erinnert. Wer weiß zum Beispiel, was eigentlich die Preßfreiheit zu bedeuten hat?

Man braucht sich nur darüber klar zu werden, daß eine solche Unwissenheit eine Unkenntnis der grundlegenden elementarsten Sätze der Rechtswissenschaft und der Staatseinrichtungen bedeutet, und man wird erkennen, daß ein Zustand, unter dem dies möglich ist, ungesund ist. Jeder Einzelne kann täglich in die Lage kommen, mit Gerichten und Verwaltungsbehörden zu tun zu haben,

in unsrer innern Politik tauchen täglich Fragen auf, die eine gewisse wenn auch nicht eindringende Kenntnis unsrer Rechtseinrichtungen verlangen. In den Parlamenten und in der Tagespresse werden aller Augenblicke angebliche Mißgriffe der Justiz und der Verwaltung zum Gegenstande tadelnder Erörterung gemacht, kurz, daß eine gewisse Kenntnis dieser Einrichtungen nicht nur nützlich, das ist ja selbstverständlich, sondern geradezu notwendig ist, ist wohl unbestreitbar, und daß, wenn sie vorhanden wäre, mancher Tadel, manches Erstaunen über angebliche „Bureaukratie," „Formalismus," „Verletzung des Rechtsgefühls des Volks" usw. verstummen würde, das wird kein Jurist und kein Verwaltungsbeamter bezweifeln. Nebenbei gesagt, daß unsre Rechts- und Verwaltungseinrichtungen nicht so ganz durchsichtig sind und bisweilen etwas verwickelt liegen, ist etwas, was ja das Verständnis erschwert, und was der Laie mit Vorliebe tadelt. Aber der Tadler möge bedenken, daß wir nicht mehr in der germanischen Dorfgemeinde unter einem patriarchalischen Oberhaupte leben, wo jedes Gemeindemitglied das andre kennt, alle ohne Ausnahme dieselben sittlichen Anschauungen haben — wer andre hatte, wurde kurzerhand hinausgeworfen —, sondern daß wir im Weltverkehr, unter ungemein verwickelten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen leben, daß kaum zwei Mitglieder desselben Berufskreises in ihren ethischen Anschauungen vollkommen übereinstimmen, daß deshalb auch die Einrichtungen, die berufen sind, diese verwickelten Verhältnisse im Geleise zu halten, und wenn sie in Unordnung geraten sind, zu entwirren, verwickelt sein müssen und nicht einfach sein können. Doch, um zur Hauptsache zurückzukehren, diese Unkenntnis muß bekämpft werden, und das geeignete Feld für eine darauf gerichtete Tätigkeit ist die Schule, ja sie ist die einzige Stelle, wo wirklich auf diesem Gebiete mit Nutzen gearbeitet werden kann.

Wie läßt sich der Unterricht in der Bürgerkunde aber vereinigen mit der nun einmal nicht abzuleugnenden Unmöglichkeit, der Schule noch einen weitern Lehrzweig aufzupfropfen? Meines Erachtens geht es recht gut, wenn man die Bürgerkunde nicht als selbständigen Lehrgegenstand einführte, sondern gelegentlich in andern Stunden mitbehandelte. Ich wenigstens würde die Erhebung der Bürgerkunde zu einem besondern Unterrichtsfache weder für notwendig noch für nützlich halten. Die Jurisprudenz ist eine Wissenschaft. Daraus folgt, daß man dadurch, daß man einzelne ihrer Sätze kennt, noch kein Jurist wird und nicht imstande ist, Rechtsfragen zu entscheiden, sondern das kann nur der, der sich wissenschaftlich damit beschäftigt, d. h. sich systematische Kenntnisse angeeignet hat, sodaß er, wenn er eine einzelne positive Bestimmung betrachtet, sie zugleich in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen sieht und beurteilt. Eine Bürgerkunde, die darauf ausginge, den Schülern ein größeres Maß positiver Rechtskenntnisse beizubringen und ihnen zum Beispiel zu erzählen, was ein Kauf ist, welche Rechte dem Käufer daraus zustehn usw., wäre juristische Kurpfuscherei, genau so, wie es medizinische Kurpfuscherei wäre, wenn man dem Schüler beibringen wollte, woran man die Brightsche Nierenkrankheit erkennt, und wie man sie behandelt. Es kann sich nur darum handeln, ihm gewisse Grundbegriffe klar zu machen; er soll wissen, in welchem staatsrechtlichen Verhältnis Preußen zum Deutschen Reiche steht, wie ein preußisches, ein Reichsgesetz zustande kommt, worin sich die staatsrechtliche Stellung des Königs von Preußen von der des

deutschen Kaisers unterscheidet. (Der König von Preußen ist Souverän, der deutsche Kaiser nicht, der König von Preußen hat alle Rechte, die ihm die preußische Verfassung nicht ausdrücklich beschränkt, der deutsche Kaiser hat nur die Rechte, die ihm die Verfassung ausdrücklich gibt!) Er soll ferner erfahren, aus welchen Behörden sich die ordentlichen Gerichte zusammensetzen, was Volljährigkeit ist, und wie man sie erwirbt. Er soll vor allem wenigstens einen Begriff davon bekommen, worin sich eine Zivilsache von einer Strafsache unterscheidet, und worin ein Prozeß von einem Verfahren freiwilliger Gerichtsbarkeit, damit er sich nicht, wie dies mir gegenüber geschehen ist, nach einem ihm bekannten Grundbuchrichter erkundigt und fragt, ob er streng oder milde sei.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, erschöpfend aufzuzählen, was alles wissenswert oder nötig ist; man mag auch im einzelnen geteilter Ansicht darüber sein; der eine wird dies, der andre statt dessen lieber jenes wünschen, allein es kommt gegenwärtig darauf nicht an, die genannten Beispiele sollen nur einen Anhaltspunkt bieten für das, was meines Erachtens nötig sein könnte. Ich glaube, man würde nicht fehlgehn, wenn man sich etwa die Darstellung zum Muster nähme, die Hoffmann und Groth in ihrer schon in 28000 Exemplaren verbreiteten „Bürgerkunde," einem recht empfehlenswerten Buche, gewählt haben. Allerdings würde ich für den Unterricht noch etwas weniger Einzelheiten wünschen.

Das geeignetste Feld für den Unterricht in der Bürgerkunde ist der Geschichtsunterricht, wo sich, ohne daß man eine einzige Stunde zulegt, manches hierher gehörende wird erledigen lassen. Ich bin weit davon entfernt, den Humanismus irgendwie bekämpfen zu wollen, im Gegenteil, ich bin ein fanatischer Humanist aus tiefster Überzeugung, und daß ich es bin, verdanke ich dem humanistischen Gymnasium, auf dem ich erzogen worden bin, aber mir scheint doch, daß in gewisser Hinsicht bei uns ein wenig des Guten zuviel getan wird, nämlich darin, was den Schülern aus dem griechischen und vor allem aus dem römischen Verfassungs- und Staatsrecht geboten wird. Ziemlich dasselbe gilt übrigens von dem des frühern deutschen Mittelalters. Unsre Schüler erfahren eingehendes über den Zensus in Athen und die daraus entspringende Rechtsstellung der Bürger, sie kennen haarscharf den Unterschied zwischen den Rechten des Konsuls und denen des Diktators, zwischen Kuriat- und Centuriatkomitien, und wehe dem, der über den Begriff des imperium nicht im klaren ist! Aber sie wissen kaum, daß es in Deutschland überhaupt den Rechtsbegriff „Hoher Adel" gibt, noch viel weniger kennen sie die Vorrechte der Standesherren; sie wissen nicht auf die Frage zu antworten, welcher grundsätzliche Unterschied zwischen der Stellung des Richters und zum Beispiel des Landrats besteht, ja ich behaupte, daß sie nicht imstande sind, zu erklären, was ein Souverän ist. Sie wissen zwar, was ein Gaugraf und was der Blutbann war, aber von der Doppelstellung des (preußischen) Landrats als Chefs der Kreisverwaltung und als Vorsitzenden des Kreisausschusses haben sie nie etwas gehört; daß die (preußischen) Provinzen nicht nur Staats-, sondern auch Selbstverwaltungsbezirke und in diesem Sinne Kommunen sind, ist etwas, was dem größten Teile der gebildeten Laien fremd ist.

Solche grundlegende Kenntnisse aber muß die Schule übermitteln. Man wende hiergegen nicht ein, es sei nicht Aufgabe der Schule, insbesondre nicht des humanistischen Gymnasiums, auf allen möglichen Gebieten Kenntnisse zu übermitteln, der Schüler solle vielmehr arbeiten und denken lernen, es sollen ihm die Grundlagen gegeben werden, von denen aus er später imstande ist, weiterzuarbeiten und sich selbst auszubilden. Denn gerade um solche Grundlagen handelt es sich hier. Es handelt sich um Kenntnisse, die nötig sind, und die sich, wie man vielleicht nicht theoretisch beweisen kann, wie aber die tägliche Erfahrung lehrt, später fast keiner aneignet, weil er nicht imstande ist, das nachzuholen, was die Schule versäumt hat, nämlich ihm gewisse Grundbegriffe einzuprägen und geläufig zu machen, von denen aus er später, und sei es bei Gelegenheit des Zeitunglesens, seine Kenntnisse hätte erweitern können.

Der Schulunterricht ist also der Weg, auf dem Abhilfe geschaffen werden kann und muß. Es ist namentlich Sache des Geschichtslehrers, ebenso (oder besser in noch höherm Maße) wie er in der römischen Geschichte römische Verfassung und Verwaltung vorträgt, in der deutschen Geschichte die Schüler mit den Grundlagen unsers Rechts, unsrer Rechtsprechungs- und Verwaltungsbehörden bekannt zu machen. Auch der Lehrer des Deutschen mag gelegentliche Streifzüge in dieses Gebiet nicht scheuen; reichliche Gelegenheit bietet sich ferner im lateinischen Unterricht. Wer mit den Schülern zum Beispiel Ciceros Briefe liest, hat so viel Gelegenheit, ja ist geradezu, um den Schülern das Verständnis des Gelesnen zu ermöglichen, gezwungen, auf römische Staatseinrichtungen, politische Verhältnisse usw. einzugehn. Wie leicht läßt sich da ein Vergleich mit heutigen Zuständen ziehn!

Die im vorstehenden angedeuteten Gedankengänge sind ja nicht mehr als eine flüchtige Skizze; wie das alles im einzelnen ausgeführt werden müßte, ist Sache eingehender, namentlich schultechnischer Erwägung. Wenn aber das, was mir vorschwebt, einmal zustande kommen sollte, so wird es reiche Früchte tragen und wird auch dazu beitragen, die „Entfremdung zwischen Recht und Volk,“ die zum großen Teil auf Unkenntnis beruht, zu vermindern.



Aus Polens letzten Tagen

Erinnerungen eines deutschen Dichters von Georg Peiser

(Fortsetzung)



ie Nacht brach herein — eine wunderbare, herrliche Mondnacht —, niemals ist ihr Gedächtnis aus der Seele des Dichters geschwunden. Der Donner der Geschütze, der sich dumpf durch die Straßen brach, das Knattern des Gewehrfeuers, der hohle Ton der Lärmtrommeln, der gellende Laut der Sturmglocken, das Heulen der Hunde, das Hurrageschrei der Aufständischen — welcher Gegensatz zu dem milden, silbernen Licht des Mondes, das alles rings umher

übergoß! Als Mitternacht herankam, ohne daß man von den Preußen oder Nowitzki etwas vernahm, konnte sich auch der General nicht mehr verhehlen, daß keine Hilfe zu erwarten sei. Er gab Befehl, seine geheimen Papiere zu verbrennen. Aber er vermochte es trotzdem nicht über sich zu gewinnen, den Ausbruch zu wagen. Er könne sein Haus nicht verlassen, erwiderte er kurz auf alle Vorstellungen Pistors. Als der Tag erschien, erneuerten sich die Angriffe der Insurgenten von allen Seiten. Die kleine russische Schar konnte sich nicht mehr auf der Methstraße halten. Ein Teil wurde nach dem Hofe des Kommissionsgebäudes zurückgezogen, der andre, etwa vierhundert Mann, blieb unter dem Befehl des Obersten Parfentiew im Palais des Generals. Diesem schien kein andrer Weg zur Rettung mehr übrig zu sein, als in Verhandlungen mit den Aufständischen selbst einzutreten. Aber der General Bauer, den er als Parlamentär nach dem Arsenal schickte, wurde dort festgehalten, und der polnische Offizier, der ihn geleitet hatte, kam mit der Aufforderung zurück, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Pistor bestürmte den General, sich auf keine weitern Verhandlungen mehr einzulassen und den Versuch zu machen, sich durch die Insurgenten durchzuschlagen und sich mit den Preußen zu vereinigen. Als er jedoch sah, daß ein zweiter Offizier an die Polen geschickt wurde, wie er befürchten mußte, in der Absicht, die Kapitulation anzubieten, entschloß er sich, die Führung selbst zu übernehmen und den Ausfall zu leiten. Während er die Vorbereitungen dazu traf, die von Igelström nicht gehindert wurden, bat er diesen, den vierhundert Mann, die im Palais zurückgeblieben waren, Befehl zu geben, sich ihnen anzuschließen. Igelström erwiderte, er habe ihnen die Aufforderung dazu schon geschickt, aber die Antwort erhalten, daß sie sich dort noch weiter verteidigen wollten. So waren es denn im ganzen etwa dreihundertunddreißig Mann, die um zehn Uhr Vormittags aus dem hintern Tore des Kommissionshauses hervorbrachen und sich, nachdem sie eine polnische Batterie, die den Ausgang bestrich, zum Schweigen gebracht hatten, in Marsch setzten. Die Generale, darunter auch Igelström, waren in der Mitte des Zuges, Pistor beschloß ihn. Sie waren noch nicht weit gekommen, als eine kleine Abteilung irrtümlich in eine Sackgasse einbog. Die andern mußten notgedrungen folgen. Sie gelangten in den Hof eines Gebäudes, aus diesem bahnten sie sich durch mehrere andre Höfe den Ausgang in eine enge Gasse. Die Ablenkung von der ursprünglichen Richtung, die ihnen zuerst verhängnisvoll schien, war, wie sich später erwies, ihr Glück, denn am Ende der Straße, die sie zuerst eingeschlagen hatten, wurden sie von einem überlegnen Feinde erwartet, dem sie nicht gewachsen waren. Die enge Gasse dagegen, in die sie jetzt kamen, war nur schwach besetzt. „Die Russen, sagt Seume, fochten wie Russen," sie wiesen die Aufforderung, sich zu ergeben, mit den Worten zurück, ihre Bajonette würden ihnen schon den Durchzug verschaffen, sogar Schwerverwundete schleppten sich mit. Die Gasse mündete in eine lange Straße, die zwischen Gärten ins Freie führte. Aber noch harrte der tapfern Schar eine große Gefahr. Der letzte Teil des Weges führte an den Kanonen des Pulvermagazins und an mehreren Schanzen vorbei, die von polnischen Ulanen besetzt waren. Doch jetzt nahte die Rettung. Wolki hatte sich, der in der Nacht erhaltnen Weisung

Igelströms gemäß, bei Tagesanbruch nach Wola in Marsch gesetzt, kehrte aber auf die Nachricht von dem Ausmarsch Igelströms wieder um und schickte ihm seine Kavallerie zu Hilfe. Die Ulanen, die sie herankommen sahen, wagten keinen Angriff, und ungehindert konnten sich die Russen mit den Preußen in Powonzki vereinigen. Während so der Ausmarsch aus dem Kommissionshause wie durch ein Wunder gelang — nur dreißig Tote ließen die Russen auf ihrem Wege zurück, Igelström selbst war am Kopfe verwundet worden —, kämpfte die kleine Garnison des Palais einen Verzweiflungskampf gegen die andringenden Insurgenten. Am Abend wurde der Palast erstürmt und alles niedergemacht.

Seume hatte sich unter denen befunden, die sich im Kommissionshaus um Pistor geschart hatten. Während dieser seine Vorbereitungen traf, war er noch in das Palais des Grafen Borch, das nur wenig Schritte vom Kommissionshaus entfernt auf der andern Seite der Methstraße lag, geeilt, um noch einmal nach einem schwerverwundeten Freunde zu sehen, den man dort untergebracht hatte. Diese wenigen Augenblicke waren für ihn verhängnisvoll. Als er wieder aus dem Hause trat, war der Ausfall schon erfolgt, und schon drang eine Schar Insurgenten in die nunmehr ungeschützte Straße. Seume floh in das Borchsche Palais zurück, stürzte die Treppe nach einem der obersten Böden hinauf und verbarg sich hinter einem Bollwerk alter Tonnen und Fässer, die dort aufgehäuft waren. Mehrere Rotten von Insurgenten zogen an seinem Versteck vorbei und gingen fluchend weiter, da sie keinen Flüchtling fanden. Fürchterlicher aber als diese beständige Todesgefahr war eine Szene, die er am Sonnabend Morgen erlebte. Eine Anzahl russischer Soldaten hatte sich mit einigen Dienern, Frauen und Kindern von der Gesandtschaft auf einen Boden geflüchtet, der von Seumes Versteck nur durch eine dünne Bretterwand getrennt war. Sie wurden entdeckt und nach verzweifelter Gegenwehr alle ermordet. Seume hörte neben sich das Krachen der Schüsse, das wütende Gebrüll der Polen, das Geschrei der Russen; er fühlte, erzählt er, wie ihm Todeskälte durch die Glieder rann, und die Haare sich ihm unter dem Hute aufrichteten. Sonnabend früh begann das Schießen, das seit Mitternacht schwächer geworden war, von neuem. Erst gegen Mittag wurde zur Ruhe geblasen, und nun wurde es mit einemmal still; kein Schuß wurde mehr gehört. Vorsichtig trat Seume an das Fenster und spähte hinunter. Im Hofe des Palastes waren einige hundert Insurgenten, die Waffen aller Art trugen; von Zeit zu Zeit scholl das Geschrei: Freiheit und Kosciuszko! durch den Haufen. Hunger und Durst quälten ihn; denn er hatte seit Mittwoch Abend nichts genossen als einige Schluck Wasser und einige Bissen Konfekt, die ihm ein Soldat von seinem Raube gereicht hatte. Ganz ermattet warf er sich zu Boden und schlief ein. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als ihn der Lärm von Fußtritten und das Stampfen von Gewehrkolben weckte. Er fuhr auf und brachte sich wieder in seine alte Positur. Aber auch diese Gesellschaft ging fluchend vorüber, ohne ihn zu wittern. Als alles wieder still geworden war, faßte Seume einen Entschluß. Er hatte zum Glück einen einfachen blauen Überrock ohne militärische Abzeichen an, nun riß er die Kordons vom Hute, ließ den Degen liegen und ging ruhig die Treppe

hinunter und durch die wütende Menge, die den Schloßhof füllte. Zwei Schildwachen standen am Eingange des Hauses, vier am Tore; aber niemand hielt ihn auf. Unbehelligt kam er auf die Straße. Das Palais Igelströms war völlig zerstört. Es stand nur noch das Gerippe davon da. Nicht viel glimpflicher hatte man in den Häusern andrer Russen gehaust. Ohne sich viel umzusehen, ging er durch mehrere Gassen nach dem Hause eines Landsmannes, des sächsischen Majors von Geßnitz.

Die Straßen lagen voll toter Pferde, Sättel, Mäntel und Monturen; eine ungeheure Menschenmenge durchwogte sie, und das Hurrarufen wollte kein Ende nehmen. Alles trug Waffen, und mancher Säbel zeigte noch die Spuren des blutigen Kampfes. Seume sah Leute, die zwei Paar Pistolen im Gürtel stecken hatten, in der einen Hand den Säbel trugen und am andern Arm eine Dame führten. Der Major kam ihm mit allen Zeichen größter Angst entgegen und bat ihn, um Gottes willen sein Haus nicht zu betreten; er möge nach dem Rathaus gehn und sich dort als Gefangner melden. Seume lenkte seine Schritte nach dem Hause eines andern Freundes, des Doktors Blauberg. Hier erschien er als ein Gespenst; denn man wollte ganz genau wissen, daß er tags zuvor in der Nähe des Hauses gefallen sei. Den Doktor hatte man kurz vorher als Russenfreund abgeholt; sein Schwiegervater, der selbst ein Pole war, bat Seume inständig, ihn nicht noch mehr in Gefahr zu bringen. Er bot ihm Säbel und Pistolen an, damit er unter der Maske eines Insurgenten sicher in das Arsenal gelangen könne. Aus der Stadt zu entkommen, sei unmöglich. Seume lehnte das Anerbieten des Polen ab und ging ohne Ziel und Zweck durch die Straßen, bis er in die Krakauer Vorstadt kam. Hier hielt das Dzialinskische Regiment mit seinen Kanonen; einige Offiziere sprachen Französisch miteinander, und plötzlich kam Seume der Gedanke, sich ihnen zu ergeben. Er trat an sie heran und sagte: „Meine Herren, ich bin ein russischer Offizier; bei Ihnen kann ich doch hoffentlich sicher sein.“ Sie sahen ihn voll Verwunderung an, und Seume selbst war es, als er sich jetzt betrachtete, unbegreiflich, wie er unerkannt durch die Volkshaufen hatte kommen können, da er doch Uniformunterkleider trug, und der Hut mit Knopf und Litze noch militärisch genug aussah. Die Offiziere gaben dem ganz Erschöpften ein Stück Kommißbrot und etwas Zimmetwasser und schützten ihn vor der Wut der Menge, die sich alsbald ansammelte, durch die Versicherung, Seume sei kein Russe, sondern ein Franzose. Zwei Offiziere begleiteten ihn dann nach dem Königlichen Palast, wo General Mokronowski ihn auf die Schloßwache bringen ließ. Er fand hier etwa sechzehn Leidensgefährten, von denen die meisten verwundet waren. Sie erhielten ihr Essen aus der königlichen Küche und wurden überhaupt zuvorkommend behandelt. Viel schlechter ging es Seume im Kommissionshause, wohin er mit einigen andern nach vierzehn Tagen gebracht wurde. Hier schien man die Gefangnen als Kriminalverbrecher anzusehen. Sie bekamen keine Bettstelle, nicht einmal einen Strohsack, nur etwas grobes Stroh; Messer und Gabeln erst überhaupt nicht, später nur bei Tische. Licht, Bücher und Schreibmaterialien waren verboten; nur Seume erhielt von einem Mitgliede der Regierung, Zablotzki, eine Anzahl Bogen Schreibpapier. Zablotzki, der selbst ein Poet

war, fand offenbar an Seume überhaupt Gefallen. Er forderte ihn sogar eines Tages auf, in polnische Dienste zu treten. Seume hielt eine solche Zumutung in seiner Lage für beleidigend und gab dieser Meinung unumwunden Ausdruck. Es kam zu einem erregten Wortwechsel, und der Pole drohte schließlich mit dem Galgen. Seume erwiderte, man könne ihn hängen, aber nur schlechte Leute schimpften. Zabkotzki, der sonst ein wackrer Mann war, sah ein, daß er zu weit gegangen war, und versicherte Seume seiner freundlichen Achtung. Bier wurde den Gefangnen nicht verabfolgt, dagegen Branntwein — eine Inkonsequenz, die unser Landsmann wiederholt mit großer Schärfe rügt. Die Wache bot ein ergötzliches Bild. Ein Schauspieler war der Kommandeur, ihm folgten etwa zwanzig gut bewaffnete Munizipalgardisten, dann Flinten ohne Bajonette und Schlösser, dann Bajonette ohne Flinten, dann Spieße usw. Alle Zünfte vom Silberschmied bis zum Kärrner waren in dem Zuge und alle Tage in umgekehrter Ordnung.

Später setzte Seume durch, daß er in den sogenannten Brühlschen Palast gebracht wurde, wo die vornehmsten russischen Offiziere und das diplomatische Korps saßen. Aber die Behandlung war zunächst auch dort nicht besser. Alle waren bis aufs Hemd ausgeplündert und kaum imstande, sich die notwendigsten Anschaffungen zu machen; denn auch das Geld, das ihnen aus der Heimat geschickt wurde, ließ man ihnen nur dukatenweise zukommen, womit sie bei der großen Teuerung in Warschau nicht eben weit reichten. Ein angesehener Pole, den Seume nach dem Grunde dieses Verfahrens fragte, meinte: „Wenn der Russe Geld hat, so machiniert er, und wir haben leider unter unsern Landsleuten keine kleine Anzahl, die Schurken genug sind, für eine Flasche Champagner ihr Vaterland zu verkaufen.“ Die Gefangnen verlangten, daß ihnen die Zahlungen in barem Gelde geleistet würden. Von den Assignaten, die die polnische Nationalregierung ausgab, wollten sie nichts wissen. „Sind denn unsre Assignaten, fragte einmal ein Pole die Gefangnen, nicht ebenso gut und sicher wie die russischen?“ — „Es kommt nur auf eine Kleinigkeit an, antwortete einer, so sind sie so gut wie die besten Holländer. Sie müssen nur tüchtig links und rechts die Russen und die Preußen schlagen.“ — „Das wollen wir, das wollen wir,“ sagte der Pole und strich lachend seinen Schnurrbart.

Bei jedem Tumult in der Stadt war das Leben der Gefangnen in großer Gefahr, so schon am Ostersonntag. Eine Abteilung russischer Soldaten wurde durch die Stadt transportiert. Dabei fiel aus ihren Reihen ein Schuß. Wütend warf sich die Volksmenge, die den Zug begleitete, auf die Unglücklichen und erschlug sie.

Eine zweite Krise war am Tage vor der Hinrichtung des frühern Präsidenten des Conseil permanent, Ankwicz, Kossakowskis, Ozarowskis und Zabiellos, die bisher die vornehmsten Anhänger Rußlands gewesen waren. Am 7. Mai erscholl in den Straßen plötzlich der Ruf, die Russen und die Preußen kämen zurück, um die Stadt anzugreifen; alles stürzte nach dem Arsenal, Kanonen wurden herausgeführt, hie und da fielen auch einige Schüsse; kein Gefangner durfte wagen, sich am Fenster zu zeigen. Die Alarmnachricht stellte sich bald

als falsch heraus. Aber nun behauptete man, die Anhänger des Ankwicz hätten das Gerücht ausgesprengt, um in der allgemeinen Verwirrung die Gefangnen zu befreien. In aller Eile wurden die Dekrete für die Hinrichtung ausgefertigt und schon am folgenden Tage vollzogen.

Am meisten gefährdet jedoch war das Leben der Gefangnen bei dem Volksaufstande am 27. Juni, dem der Fürstbischof Massalski, der Fürst Czetwertynski, der Geheimrat Boscamp, der Kriminalgerichtsassessor Wulfers und mehrere andre Russenfreunde zum Opfer fielen. Der Pöbel richtete in der Nacht bei Fackelschein und unter unaufhörlichem Vivatrufen Galgen auf, einen auch vor dem Tore des Brühlschen Palais. Die Regierung ließ ihn am Morgen niederreißen, aber der Pöbel kam bewaffnet und verstärkt zurück und stellte ihn wieder auf. Die Tore der Gefängnisse wurden erbrochen, und die zum Tode bestimmten Opfer herausgeschleppt, ohne daß jedoch dabei den Kriegsgefangnen ein Leids geschah. Vor Seumes Fenster wurde Fürstbischof Massalski im vollen Ornat gehenkt.

Am 13. Juli begann die Belagerung Warschaus durch König Friedrich Wilhelm den Zweiten, und die Gefangnen durften hoffen, bald aus ihrer unerträglichen Lage befreit zu werden. Schon die Annäherung der Preußen übte einen günstigen Einfluß auf ihre Behandlung aus. Sie bemerkten, daß ihnen jetzt mit weit mehr Achtung und Zuvorkommenheit als bisher begegnet wurde. Die Beobachtungen, die Seume trotz der Enge seiner Haft über die Fortschritte der Belagerung machte, sind so zutreffend, daß sie eine Wiedergabe verdienen. „Man wurde, so erzählt er, des Schießens bald so gewohnt, daß auch die stärksten Kanonaden die Einwohner nicht beunruhigten; die Leute liefen der Lärmtrommel nach, als wenn die Glocke sie ins Theater riefe. Selbst als nach vierzehn Tagen das in der Westfront Warschaus gelegne Wola genommen wurde, zeigte sich keine außergewöhnliche Erregung; eine Menge Menschen stand auf den Dächern und hohen Balkons und sah dem hitzigen Gefecht wie einem interessanten Schauspiel zu.“ Erst als einen Monat später die Schanzen des im Nordwesten der Stadt liegenden Vorwerks Powonzki erstürmt wurden, wo unzweifelhaft die schwächste Stelle in der Verteidigungslinie war, entstand große Bestürzung. „Hätte, meint Seume sehr richtig, der König den Stoß kräftig auf Marimont weiter geführt, so wäre die Stadt in wenig Tagen zur Übergabe gezwungen worden.“ Er wußte nicht, daß der König für den Morgen des 2. September den Sturm auf Marimont und die Stadt überhaupt angeordnet hatte. Alle Dispositionen waren so umsichtig getroffen, daß man einen günstigen Erfolg mit der größten Zuversicht erwarten konnte. Da gelang es in der letzten Stunde dem Generalleutnant von Schwerin, durch Hinweis auf den Aufstand in Südpreußen und durch die Vorstellung, daß die ohnehin nicht starke und durch den Sturm nur noch mehr geschwächte Armee in Warschau dasselbe Schicksal erleiden könne wie wenig Monate zuvor die Russen, den König völlig umzustimmen. Der Befehl zum Stürmen wurde zurückgenommen, die Belagerung überhaupt aufgehoben, und der Rückmarsch angetreten. Damit schwand auch für die Gefangnen die Hoffnung auf baldige Befreiung. Noch zwei Monate sollte ihre Haft dauern, die

freilich, wie wir wissen, von der Strenge der ersten Zeit merklich nachgelassen hatte.

Erst der 4. November, der furchtbare Tag, an dem Suworow Praga eroberte, brachte ihnen die Freiheit. Um halb sechs Uhr am Morgen begann der Sturm, um acht Uhr feuerten die Russen schon aus den genommnen Batterien auf die Stadt, gegen Mittag fielen Kugeln in den Hof des Brühlschen Palais. Von seinem Fenster aus konnte Seume den Kampfplatz sehen, wo binnen zwei Stunden mehr als fünfzehntausend Menschenleben zugrunde gingen. Von Grausen und Entsetzen über das furchtbare Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, erfüllt, trafen ihn die Worte eines polnischen Offiziers, der auf der Flucht von Praga noch einmal in Seumes Zimmer trat, mit elementarer Gewalt. „Die Ihrigen haben wieder gesiegt," rief der Pole und hob den verwundeten Arm in die Höhe. „Wenn mir künftig jemand etwas von Gott und Tugend und Vorsehung sagt, will ich ihm die Antwort ins Gesicht schleudern." Einer der Russen, die mit Seume das Zimmer teilten, wollte ihm ein Wort des Trostes sagen, aber mit einem gräßlichen Fluche stürzte er davon; Seume sah ihn nicht wieder. Bis in die Tiefen seiner Seele erschüttert, richtete er den fragenden, zweifelnden Blick gen Himmel; es war ihm, als müsse er die religiösen und sittlichen Anschauungen, die er sich im Laufe seines Lebens erworben hatte, noch einmal eindringlich wiederholen, damit er in dieser Stunde nicht an ihnen irre würde. So entstand sein Gedicht: „Gebet eines Mannes, der selten betet." Heute noch spüren wir darin den Aufruhr der Gefühle, die den starken Mann erbeben machten. Er betete:

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet,
In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet auch ich, des Staubes Sohn . . .

Er will nicht wankend werden in seiner Überzeugung, daß des Menschen Schicksal in seine eigne Hand gelegt ist:

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mein Teil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir im Widerspruch . . .

Man legt dir, Weisester, wenn Toren
Durch Unverstand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verlust zur Last;
Und niemand mißt genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beschieden hast . . .

So erkennt er auch — ähnlich wie in seiner „Elegie" — in dem furchtbaren Zusammenbruche Polens die Folge eigner Verschuldung:

Wenn heuchlerische, schwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen
Und Völker an dem Gängelbande drehn
Und, desto blutiger zu zehren,
Mit Finsternis die Dummheit nähren,
Wagts der Gequälte, dich zu schmähn.

Aber diese Betrachtungen vermögen den Sturm, der in seinem Innern tobt, nicht zum Schweigen zu bringen. Immer wieder kehrt sein Blick zu der grauenhaften Vernichtung, die sich draußen vollzieht, zurück:

Die Zwietracht schwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn Erbarmen
Und würgt mit Wut in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunft zur Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande
Und mancher Jahre schönes Glück.

Inbrünstig fleht er:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wenn die Bosheit teuflich glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Die aller Bosheit Giften trotzt! ...

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden
Und jubelnd über Menschentrümmern gehn,
Laß mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeister mich umwehn! ...

Laß mich nicht, wenn mein Busen wütet
Und Lästerung und Wahnsinn brütet,
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmähn;
Ich stehe blind am großen Spiele
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem schwachen Auge sehn. ...

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich türmet,
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn,
So will ich meine Hände falten
Und mich an dich im Sinken halten,
Und sinkend werd ich nicht vergehn. ...

Vor Suworows Einzug in die eroberte Stadt kam für die Gefangnen noch ein höchst kritischer Augenblick. Die Trümmer der geschlagnen polnischen Armee wollten beim Verlassen der Stadt den König und die Kriegsgefangnen mit sich fortführen. Die Bürgerschaft jedoch, die sehr richtig erkannte, daß ihre Lage dadurch wesentlich verschlimmert werden würde, füllte bewaffnet den Schloßhof und widersetzte sich der Fortführung. So öffneten sich denn auch für Seume nach fast siebenmonatiger Haft die Tore des Gefängnisses.

Die furchtbaren Einzelheiten, die er von der Erstürmung Pragas berichtet, verdankt er einem hohen russischen Offizier, dem Obersten von Lieven. Dieser erzählte ihm unter anderm, wie er einem Grenadier begegnet sei, der sogar Schwerverwundeten das Bajonett durch den Leib rannte und ihnen dann mit einer Axt den Schädel spaltete. Auf die Vorhaltung des Obersten erwiderte der Wütende: „Ei was, Herr, sie sind alle Hunde und haben gegen uns gefochten und müssen nun sterben!“ Aber auch von menschlichen Zügen wußte Lieven zu melden. So hatte er auf der Weichselbrücke einen Soldaten getroffen, der einen dreijährigen Knaben auf dem Arm trug und zärtlich küßte. Er hatte ihn den Händen eines Kosaken entrissen, der ihn gerade in die Flammen werfen wollte.

Lieven begleitete Seume, als dieser ins Hauptquartier fuhr, um sich bei Suworow zu melden. Der Anblick, der sich ihm bei seinem Eintritt bot, war dazu angetan, ihm den genialen Sonderling sofort in seiner ganzen Eigentümlichkeit zu zeigen. Suworow, ein kleiner, hagrer Mann mit silberweißem Haar, stand am Kamin und zog sich die Unterkleider an. Einige vornehme Polen waren schon im Zimmer. Suworow sah sich nicht um, sondern rief nur: „Warten Sie ein wenig, meine Herren, warten Sie!“ Dann, ohne die Oberkleider anzulegen, wandte er sich rasch um und fiel den Polen mit den Worten:

Paix, amitié et fraternité! so ungestüm um den Hals, als wenn er sie erdrücken wollte. Es waren keine leeren Worte, die er sprach; denn er hatte bei der Kapitulation von Warschau eine Großmut bewiesen, die alle überraschte.

Die Selbständigkeit, die sich Seume unbekümmert um die Meinung der Welt in der Beurteilung großer Persönlichkeiten bewahrte, zeigt sich nirgends deutlicher als in der Charakterisierung Alexander Suworows. Der Sieger von Ismail und Praga, dessen Name von den meisten seiner Zeitgenossen nur mit scheuem Entsetzen genannt wurde, flößte ihm ein Interesse ein, das sich bald zur Bewunderung steigerte. Er fand in ihm einen Mann von vielseitiger Bildung, sogar von poetischer Begabung; Lieven zeigte ihm eines Tages einen Rapport des Generals, der in Versen voller Schwung abgefaßt war. Vor allem aber fühlte sich Seumes starke Natur unwiderstehlich angezogen von der furchtbaren Energie, die der Grundzug im Charakter Suworows war, aber — wie Seume richtig erkannte — sobald ihr Zweck erreicht war, weichern Regungen und dem Gefühle der Humanität Platz machte. Es gehörte kein geringer Mut dazu, ein solches Urteil in einer Zeit auszusprechen, in der die deutschen Schriftsteller fast ohne Ausnahme Suworow ihren Landsleuten als einen neuen Tamerlan, als Schlächter, Würger und Henker schilderten. Aber Seume ist auch für die Schwächen seines Helden nicht blind. Manche seiner barocken Züge glaubte er auf die Absicht zurückführen zu dürfen, seine Popularität bei dem Soldaten und dem gemeinen Manne zu erhöhen. So auch zum Teil seine altrussische Bigotterie, von der er aus jenen Warschauer Tagen einen heitern Zug erzählt. Ein Hauptmann hatte die Gebetsformel, die er des Abends vor der Parade beim Zapfenstreich hersagen mußte, abgekürzt. Wütend sprang der Feldmarschall auf ihn zu und schrie ihn an: „Du gewissenloser, entsetzlicher, gottvergessener Mensch, du willst den Himmel betrügen, du willst gewiß auch mich und die Kaiserin betrügen! Was willst du hier? Ich werde dich wegschicken."

Von dem grenzenlosen Vertrauen, das die Soldaten in seine Führung setzten, hatte Seume selbst während des Angriffs auf das Igelströmsche Palais ein merkwürdiges Beispiel erlebt. „Ja wenn Vater Suworow hier wäre, sagten die Grenadiere mitten im Feuer, so würde es sehr kurz gehn."

(Schluß folgt)



Weihnachten 1905 in Estland

Tagebuchblätter von A. von Hoyningen Huene



Traurige Weihnachten haben die baltischen Deutschen verlebt. Tausende irren, um Hab und Gut gebracht, im Lande umher oder suchen jenseits der Grenze ein neues Heim; als Christgeschenk wurde ihnen die bitterste Not beschert, als Weihnachtskerzen leuchteten ihnen ihre brennenden Häuser. Was von Generationen geschaffen worden ist, haben wilde Pöbelhaufen in wenig Tagen vernichtet. Ausgebrannte Häuser, verödete Höfe, flüchtende Familien, wohin sich das Auge auch wendet,

Wer vermag das Leid auszudenken, das über unser armes Heimatland gekommen ist! Ich kann es nicht, und die nachstehenden Tagebuchblätter sollen auch nur ein Bild der jüngsten Vergangenheit geben, wie es mir in der Erinnerung geblieben ist. Wenn sich darin persönliche Erlebnisse und Eindrücke allzusehr in den Vordergrund drängen, wenn interessante Ereignisse vielleicht vergessen oder kaum erwähnt werden, so sind sie doch ein kleiner Beitrag zu der Geschichte dieser bösen Zeit.

Matzal in Westestland, Freitag, den 16. (29.) Dezember. Es hat in unsrer weitern Umgebung vom Frühling an so häufig gebrannt, und man hatte sich an den fast allnächtlich rot werdenden Himmel so sehr gewöhnt, daß niemand mehr etwas besondres darin sah, wenn irgendwo eine Scheune oder ein Heuschober aufbrannte; aber seit gegen Ende der vorigen Woche der Generalgouverneur in Reval den Kriegszustand proklamiert hat, um eine Anzahl politischer Agitatoren ohne richterliche Ermächtigung verhaften zu können, wurden die Brände bösartiger. Die Feuerscheine mehrten sich und nahmen größere Dimensionen an, während sich zugleich das Gerücht verbreitete, zweitausend Mann hätten sich von Reval aus aufgemacht, die Herrenhäuser im Lande zu plündern und niederzubrennen. Von Montag an konnten wir jeden Abend fern am östlichen Horizont größere Brände beobachten; als ich heute Mittag von der Jagd nach Hause kam, hörte ich, daß die Güter Soinitz, Luist, Rosenthal, Steinhusen, Walk und Kaima den Mordbrennern zum Opfer gefallen wären, und daß sich verschiedne Flüchtlinge bei uns zur Nacht angemeldet hätten. Schreckliche Nachrichten aus Livland! Trotzdem ging ich am Nachmittage nochmals auf die Jagd und tröstete mich mit dem Gedanken, daß die Banden auf dem Wege nach Pernau wären und unsre abgelegne Gegend wohl verschonen würden. Während ich vergeblich am Strande nach Füchsen suche, beobachte ich, wie fern im Nordosten dünner Rauch aufsteigt, der sich zu einer riesigen Wolke verdichtet, und dabei kommt mir zum erstenmal der Gedanke, daß auch uns unmittelbare Gefahr droht. Zuhause höre ich, daß in Oidenorm das Herrenhaus und in Keblas die Brennerei geplündert worden sind. Die Dunkelheit bricht herein, und wieder rötet sich der Himmel im Nordosten. Schloß Fickel mit seiner unschätzbaren Bibliothek wird ein Raub der Flammen. Das ist vielleicht der größte Vandalismus in diesem ganzen blutig-feurigen Drama; denn die Fickelsche Bibliothek gehört zu den wertvollsten Rußlands und kann nie wieder ersetzt werden. Am Abend kommen Baron Maydell-Ruhde und sein Bruder aus Wattel mit ihren Damen, Kindern und Dienstboten, insgesamt achtzehn Personen, auf der Flucht nach Hapsal zu uns. Sie haben ihre Güter im Stich gelassen und nur das Notwendigste mitgenommen. Die ernste Stimmung der Flüchtlinge wirkt auch auf uns. Wie lange noch, bis auch wir von der heimischen Scholle vertrieben werden oder im Kampf um Haus und Herd unser Leben lassen müssen? — Kurz vor Mitternacht klingelt der junge Baron Budberg aus Wanamois bei uns an und bittet um Hilfe. Wanamois soll schwer bedroht sein. Wir beraten uns kurz. Wir sind unsrer nur neun Mann, und die Bande, die unsre Gegend bedroht, soll zweihundert bis fünfhundert Kopf stark sein. Wir würden also in einen aussichtslosen Kampf gehn und zudem unsre Damen ohne Schutz

zurücklassen; trotzdem erklären wir uns zur Fahrt nach Wanamois bereit, wenn auch Baron Pilar-Audern, der mit seinen Leuten den Aufständischen an der nahen livländischen Grenze ein siegreiches Gefecht geliefert haben soll, zur Hilfe kommen will. Daraufhin erhalten wir weiter keine Nachrichten aus Wanamois.

Sonnabend, den 17. (30.) Dezember, Morgens um drei Uhr dreißig Minuten wird Wanamois von nur zweiundzwanzig Mann niedergebrannt, die Pferde werden in bestialischer Weise abgeschlachtet, und der junge Baron Budberg gefangen fortgeführt. Das ist die erste Schreckenskunde des Tages, und ihr folgen rasch immer ernster lautende Nachrichten. Schloß Leal ist schwer bedroht. Ununterbrochen arbeitet das Telephon, Telegramme fliegen nach allen Richtungen, Boten kommen und gehn. Unser Haus hat sich im Fluge in ein Kriegslager verwandelt. Überall am Boden Wäsche, Mäntel, Patronen, Mützen in wirrem Durcheinander. Alle sehen ernst und übernächtig aus. In den Leutezimmern heulende Frauenzimmer und ernst dreinschauende Männer. Vom nächsten Nachbargut wird der Verwalter mit zwei treuen Leuten herbeiberufen, und wir beschließen, nach dem nur zehn Kilometer entfernten Schloß Leal zu fahren, dessen Besitzer abwesend ist, werden aber dringend davor gewarnt, weil es fast der ganze Flecken Leal mit den Mordbrennern hält, und weil die braven Bürgersleute erklären, uns mit Flinten und Steinen an der Besetzung des Schlosses hindern zu wollen. Kurz vor Mittag trifft der Wanamoissche Hauslehrer bei uns ein und erzählt, mit welcher Roheit die Mordbuben in Wanamois gehaust haben. Von Stunde zu Stunde lauten die Nachrichten ernster. Dumpfe Verzweiflung malt sich in den Gesichtern. Alle Gutsbesitzer, Pastoren, Ärzte und Lehrer aus der Umgegend sind geflohen, wir allein haben unsern Platz noch nicht verlassen. Nach Mittag werden die Maydellschen Damen mit ihren Kindern und Dienstboten nach Hapsal geschickt. Bald darauf schicken auch wir unsre Sachen nach Hapsal. Unsre Leute werden unterwegs überfallen und müssen sich mit dem Messer den Weg bahnen. Hartnäckig hält sich das Gerücht, daß Schloß Leal um sieben Uhr Abends in Flammen aufgehn, und daß in der Nacht eine größere Bande zu uns kommen soll. Gegen vier Uhr Nachmittags erhalten wir ein Telegramm vom Kreischef, daß fünfzig Soldaten zu unserm Entsatz kämen. Nun wird sofort nach Leal telephoniert, daß Soldaten im Anzuge wären, und daß dort für sie Quartier geschafft werden solle. Diesem Umstande ist es wohl allein zu danken, daß Schloß Leal erhalten blieb. Die Stimmung hob sich merklich. Gegen sechs Uhr erfahren wir, daß die Soldaten nicht kommen. Sie sind unterwegs nach dem schwer bedrohten Schloß Lohde dirigiert worden. Anstatt der Soldaten kommen etwa dreißig Herren vom Selbstschutz aus Reval, und kurz vor ihnen trifft der Oberförster aus Metzeboe ein, der seine Frau und seinen Neffen bei uns oder in Hapsal in Sicherheit bringen will. Wir sind nun mehr als vierzig Mann stark und beschließen, unverzüglich Schloß Leal zu besetzen und von dort aus die unsre Gegend unsicher machenden Banden aufzusuchen. Um neun Uhr Abends brechen wir auf achtundzwanzig Regis (niedrige estländische Schlitten) nach Leal auf. In Matzal bleibt nur mein alter Vater mit zwei treuen Wächtern als Schutz zurück. Die Nacht ist bitterkalt und sternenklar. Neben mir sitzt ein blutjunger Mann mit offnem sympa-

thischem Gesicht. Sein Benehmen verrät sofort den Aristokraten. Auch ihm haben Barbarenhorden das Vaterhaus verbrannt, auch er irrt wie so viele seiner Mitbrüder heimatlos im Lande umher, um zu schützen, wo es noch etwas zu schützen gibt. Schweigend liegt die kalte Winternacht über dem lichten Walde. Hoch vom Himmelsdome herab schauen die Sterne auf den langen Zug der Männer, die Weib und Kind verlassen, um ihren bedrängten Brüdern zu helfen. Bald nach zehn Uhr besetzen wir Schloß Leal. In derselben Nacht wird das durch die Leidensgeschichte der Prinzessin Auguste von Württemberg auch über die Grenzen unsers Heimatlandes bekannte Schloß Lohde ausgebrannt. Unschätzbare historische Erinnerungen gehn dabei verloren.

Sonntag, den 18. (31.) Dezember. Nach kurzem Kriegsrat bricht Baron H. Maydell um zwei Uhr Morgens mit fünfzehn Herren auf, um über Ruhde und Parmel den Sillaschen Krug bei Lohde zu erreichen. Gegen vier Uhr fahren fünfzehn andre Herren (darunter auch ich) längs der großen Poststraße nach Silla. Das gemeinsame Ziel beider Abteilungen ist, die Gegend von Brandstifter- und Räuberbanden zu säubern. Eine dritte Abteilung bleibt unter dem Befehl des Barons Ch. Maydell als Wache in Schloß Leal zurück. Es gelingt uns, in der Gegend von Steinhusen einige Mordbrenner zu verhaften und in Schloß Lohde geraubte Gewehre und Silbersachen zu beschlagnahmen. Die Gefangnen werden dem inzwischen unter Baron Buxhoevedens Führung in der Nähe von Silla eingetroffnen Militär übergeben. Die Maydellsche Abteilung konnte das Gut Parmel im letzten Augenblick retten. Dort hatte ein Abgesandter der Banden schon damit begonnen, die Brennerei zu demolieren und hatte zum Abend seine Gesinnungsgenossen angemeldet. Die Kosaken, die zugleich mit Baron Maydell in Parmel eintrafen, verfuhren mit ihm so unsanft, daß er auf dem Transport nach Hapsal seinen Wunden erlag. Die Kosaken gehn überhaupt mit den Brandstiftern sehr wenig zart um; so schlugen sie unterwegs bei Echmes drei Mann tot und verletzten einen vierten schwer. — Am Abend werde ich mit drei andern Herren zum Schutze der Strandwieck nach Schloß Leal abgeschickt, während die übrigen Herren mit dem Militär nach dem Fickelschen Gemeindehause aufbrechen, um Baron Budberg, der dort gefangen sein soll, zu befreien. Das Thermometer schwankt den ganzen Tag zwischen — 11 und — 13 Grad Reaumur. Die meisten von uns haben mehr als achtundvierzig Stunden nicht geschlafen.

Schloß Leal, Montag, den 19. Dezember (1. Januar). Das Wetter wird milder. Kurze Informationsfahrt nach Matzal. In Metzeboe wird das Forsthaus von fünf Räubern überfallen. Dabei werden drei Damen durch Messerstiche schwer verletzt.

Schloß Leal, Dienstag, den 20. Dezember (2. Januar). Zu Mittag erhalten wir ein Telegramm, daß Baron Budberg von den Banden freigegeben worden und auf dem Gute Riesenberg eingetroffen ist. Zugleich erhalten wir von verschiednen Seiten die Nachricht, daß es beim Schulhause in Felks zu einem Zusammenstoß mit einer größern Bande gekommen ist. Kurz vor Sonnenuntergang werde ich mit zwei andern Herren auf ein Nachbargut, dessen Besitzer geflüchtet ist, abgeschickt, um den dort mit den Mordbrennern sympathisierenden

Leuten die Flinten abzunehmen. Der Auftrag wird ohne Anwendung von Gewalt ausgeführt. In der Gegend kursieren die wildesten Gerüchte. Gewissenlose Hetzer predigen dem Volke, daß die Barone im Merjamaschen Kirchspiel die Männer niedergemacht, die Frauen geschändet und die Kinder auf Zaunpfähle gespießt hätten. Durch gütige Vermittlung erfahre ich die Namen einiger Haupthetzer. Um Mitternacht kommt Baron Buxhoeveden mit dem Militär (110 Mann Kosaken und Infanterie) von seinem Streifzuge nach Leal. Er bringt sechs Gefangne und mehrere Flüchtlinge mit.

Mittwoch, den 21. Dezember (3. Januar). Großes Frühstück oder vielmehr Abendessen in Schloß Leal. Dabei erfahre ich, daß es am Montag wirklich zwischen hundert Aufständischen, die sich im Felksschen Schulhause festgesetzt hatten, um den Herren vom Selbstschutz Widerstand zu leisten, und dem Militär zu einem Gefecht gekommen ist, bei dem sich namentlich Herr von Rennenkampf-Paenküll, der die Haustür öffnete und mehrere Minuten lang im dichtesten Kugelregen stand, ausgezeichnet hat. Die Herren vom Selbstschutz und das Militär haben wunderbarerweise gar keine Verluste zu verzeichnen. Über die Verluste der Aufständischen lauten die Nachrichten sehr widersprechend. Nach der geringsten Schätzung sollen dreizehn Mann tot am Platze gewesen und sieben bald nach dem Kampfe ihren Wunden erlegen sein. Die Zahl der Verwundeten wird man wohl nie feststellen können. Da das Militär einige Zeit in Leal bleiben sollte, so fuhren die meisten Herren vom Selbstschutz wieder nach Reval, und ich kehrte nach Matzal zurück. Im Laufe des Tages wurden die Mordbuben aus Metzeboe gebunden nach Leal gebracht, und ein Gemeindeschreiber, der die bäuerliche Bevölkerung in sinnlosester Weise gegen die Gutsbesitzer aufgehetzt hat, ohne richterliches Urteil von den Kosaken geknutet. Die Gerichte haben auf dem Lande schon längst aufgehört. Bisher sollen in Estland achtundneunzig Herrenhäuser und zweiundvierzig Brennereien geplündert und niedergebrannt sein.

Der Donnerstag und der Freitag verlaufen ruhig. Kosaken schweifen in der Umgegend von Leal umher und bringen die Haupthetzer gebunden auf das Schloß. Die Brandstifter haben sich vorsichtigerweise versteckt und erwarten den Abzug des Militärs, weil sie dann ihre Tätigkeit aufs neue beginnen wollen.

Am Sonnabend, den 24. Dezember (6. Januar) meldet der inzwischen nach Metzeboe zurückgekehrte Oberförster Landesen, daß dort ernste Unruhen ausgebrochen sind, und daß er sich mit den Seinen in Lebensgefahr befindet. Es werden sofort Soldaten dahin abgeschickt. Im ganzen großen Merjamaschen Kirchspiel gibt es kein einziges Herrenhaus, das nicht ausgebrannt wäre, kein einziger Gutsbesitzer, kein Verwalter ist mehr dort. So feiert man bei uns Weihnachten! Fürwahr ein trauriges Fest! Auch die, die bisher von Mord und Brand verschont geblieben sind, haben zumeist auf den strahlenden Christbaum verzichtet. Wer wollte auch fröhlich sein, wo so viele in bittre Not geraten sind, wo Gottes Hand so schwer auf der geliebten Heimat lastet! Ernst und sorgenvoll liegt die Zukunft vor uns. Böse Tage sind über uns dahingegangen, aber der Leidenskelch ist noch lange nicht geleert. Die verbrecherische Agitation gegen die besitzenden Klassen, die das russische Beamtentum seit Jahrzehnten mit allen Mitteln unterstützt hat, hat eine Macht des Hasses und des

Aufruhrs erzeugt, die sich nicht so leicht niederkämpfen läßt, die sich immer wieder in verheerenden Ausbrüchen Luft schaffen und nicht eher ruhen wird, als bis sie das Land in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt hat. Durch Waffengewalt ist jetzt wenigstens hier im Westen die Ruhe notdürftig wiederhergestellt worden, aber es ist eine Ruhe vor dem Sturm, eine Pause zwischen zwei Windstößen, von denen der zweite noch verheerender sein wird, als der erste war. Schon beginnen die Beamtenkreaturen, die gleich nach den ersten Schreckensnachrichten in die Städte geflüchtet waren, zurückzukehren und ihr lichtscheues Treiben wieder aufzunehmen, schon verlautet, daß der Untersuchungsrichter in Hapsal einige schwere Verbrecher, die die Herren vom Selbstschutz mit Lebensgefahr eingefangen haben, auf freien Fuß gesetzt hätte. So müssen wir nicht bloß mit den Revolutionären, sondern auch mit den Beamten kämpfen, die in ihrem blinden Deutschenhaß jeden Raubmörder und Pferdedieb uns gegenüber in Schutz nehmen. Gelingt es uns nicht, sie los zu werden, so ist das Deutschtum in den Ostseeprovinzen verloren. Sobald das Militär abzieht, wird auch der Aufruhr aufs neue ausbrechen. Und wenn trotz der demoralisierenden Tätigkeit der Beamten und der aufgestachelten Leidenschaften der Friede dauernd sein sollte, wenn es auch gelingen würde, die wilderregten Massen zu besänftigen, so stehn doch unserm Lande so schwere Zeiten bevor, wie es sie seit zweihundert Jahren nicht gesehen hat. Die vielen ruinierten Familien werden andre mit sich ins Verderben reißen, und der Mangel an Brot und Arbeitsgelegenheit wird schließlich auch die friedlichsten Leute zwingen, den Pflug mit der Flinte zu vertauschen. So leuchtet uns kein Stern, kein Lichtstrahl in der heiligen, gnadenbringenden Christnacht! Sorge und Not löschen uns die Weihnachtskerzen aus und lassen keiner rechten Weihnachtsstimmung Raum. Fast wie Spott, wie grausamer Hohn klingt die frohe Christbotschaft denen, die heute an rauchgeschwärzten Mauern und verkohlten Balken stehn, wo einst ihr trautes Heim gestanden hat, die mit dem Bettelstab in der Hand die heißgeliebte Scholle verlassen müssen, auf der sie alt und grau geworden sind, der ihre ganze Lebensarbeit geweiht war. Gott gebe, daß wir nie wieder so traurige Weihnachten feiern!



Eine unheimliche Persönlichkeit

1

In einer ärmlichen Wohnung am Marché Neuf zu Versailles fanden am 6. Mai 1858 mitleidige Nachbarinnen, die sich des hier wohnenden alten und seit einigen Tagen erkrankten Fräuleins Henriette-Jenny Savalette de Langes annehmen wollten, diese nur mit dem Nachtgewand und der großen Haube, ohne die sie niemand je gesehen hatte, bekleidet, tot neben ihrem Lager liegen. Mit dem zur Übernahme des Nachlasses herbeigerufnen Friedensrichter erschien der Gerichts-

arzt zur Ausstellung des Totenscheins. Nach den in den Akten aufbewahrten Schilderungen war die hier Verstorbne eine lange, hagre, vertrocknete Gestalt; unruhiges Mißtrauen und menschenfeindliche Härte lagen deutlich ausgeprägt in den scharfen, eckig geschnittnen Linien ihres Gesichts, dessen finstrer Ausdruck noch durch den unheimlichen Blick ihrer grauschwarzen Augen gesteigert wurde. Immer war es von einer schwarzen, Stirn und Wangen fast bedeckenden Haube umrahmt gewesen, eine Kopfbedeckung, die oft genug die Spottlust der Straßenjugend von Versailles erregt hatte. Zuletzt hatte das alte Fräulein fast allen Verkehr gemieden, war aber durch mancherlei Absonderlichkeiten, besonders durch ihre Manie, fortwährend umzuziehn, in der stillen Provinzialhauptstadt wohlbekannt geworden. Man wußte jedoch auch von ihren ehemaligen freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Gesellschaftskreisen und ihrem tadellosen, hochachtbaren Lebenswandel. Um so größer war die allgemeine Überraschung, als der Arzt feststellte, daß die vermeintliche Henriette-Jenny ein Mann gewesen war!

Die schmutzige, verwahrloste Wohnung, in die Savalette auch erst seit kurzem gezogen war, glich einer Tröblerbude mit ihrem buntscheckigen, teils sehr kostbaren, teils armseligen Mobiliar und allerlei merkwürdigem Gerümpel, das hier, wie es schien, ohne jede Auswahl zusammengeschleppt worden war. So war zum Beispiel über das einfache Bett eine kostbare seidne Spitzendecke aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten gebreitet, die man jetzt im Schlafzimmer des „Sonnenkönigs" im Versailler Schlosse bewundern kann. Wie das in Frankreich nicht eben selten vorkommt, wo die nationale Tugend der Sparsamkeit oft zur niedrigen Leidenschaft ausartet, fand man unter schmutziger Wäsche, seidnen Toiletten — wovon über dreißig Stück vorhanden waren — versteckt in verstaubten Kisten und Schränken ein Vermögen von mehr als zweihunderttausend Franken in Rententiteln und Banknoten. Merkwürdig scheint, daß im Inventar keine Rasiermesser aufgeführt sind. Dagegen war ein bedeutender Wein- und Spirituosenvorrat vorhanden, auch zahlreiche leere Flaschen. Der ganze Nachlaß fiel an den Fiskus, der mit der Generosität, die ihn in allen Kulturstaaten auszeichnet, für die Bestattung des von ihm beerbten Unbekannten ganze zwölf Franken und fünfzig Centimes ausgab.

Polizei, Staatsanwaltschaft und Notare gaben sich begreiflicherweise die größte Mühe, die Identität des Verstorbnen festzustellen und das Geheimnis dieser seltsamen Existenz aufzuhellen, doch ohne jeden Erfolg. Unter den zahllosen Briefschaften, mit denen alle Möbel vollgepfropft waren, fand man wohl an „Fräulein" Savalette adressierte Liebesbriefe, aber keinerlei Hinweis, der auf die Spur des Geheimnisses hätte führen können.

Bei der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich im Jahre 1815 machten zahlreiche Personen Ansprüche auf Pensionen und Belohnungen aller Art für Dienste, die sie während des Exils dem legitimen Herrscherhause geleistet haben wollten. Unter diesen war auch eine Dame, die sich Henriette-Jenny Savalette de Langes nannte und für die uneheliche Tochter eines Finanziers galt, der vor der Revolution den königlichen Prinzen, im besondern dem lebenslustigen, verschwenderischen Grafen von Artois (der spätere Karl der Zehnte) mehrere

Millionen vorgeschossen und sich hierdurch ruiniert hatte, wie wenigstens diese Tochter behauptete. Sie konnte weder den Namen ihrer Mutter noch den Ort ihrer Geburt angeben. Trotzdem wurden ihr von Ludwig dem Achtzehnten und dem Grafen von Artois zwei Pensionen zu je fünfhundert Franken auf die Zivilliste angewiesen sowie die Nutznießung des auf zwölfhundert Franken geschätzten Postbureaus des an der Straße nach Orleans, südlich von Paris liegenden Ortes Villejuif. Später erhielt sie auch eine bequeme Freiwohnung im Schlosse zu Versailles. Einflußreiche Personen scheinen sich für sie verwandt zu haben. Denn eine berechtigte Veranlassung lag für diese königlichen Gnadenbeweise nicht vor. Zwar war Savalette de Langes, zuletzt mit dem Titel eines königlichen Schatzmeisters, am Hofe des unglücklichen Ludwig des Sechzehnten eine hochangesehene Persönlichkeit, dabei aber in Frankreich einer der Hauptvertreter der Rosenkreuzler und andrer auswärtiger geheimer Gesellschaften gewesen, die eine so wichtige Rolle bei der Vorbereitung des revolutionären Umsturzes ausübten. Eifrig dem modischen Okkultismus ergeben, hatte dieser Finanzmann auch in intimem Verkehr mit den berüchtigten Abenteurern Saint-Germain und Cagliostro und den schwärmerischen Anhängern Weißhaupts, Swedenborgs und Saint-Martins gestanden und deren Versammlungen präsidiert. Noch im Jahre 1789 schloß er sich sofort offen der Revolution an und war während deren ganzer Dauer eng befreundet mit dem Konventsabgeordneten und Mitgliede des fürchterlichen Wohlfahrtsausschusses, Barère de Vieuzac. Dieser hatte als Vorsitzender im Prozeß Ludwigs des Sechzehnten das Schicksal des Königs entschieden, da er, eingeschüchtert durch die Drohungen der Jakobiner, als Erster für „den Tod ohne Aufschub" gestimmt hatte, und mußte so, als „Königsmörder" verbannt, von 1815 bis 1830 im Auslande leben. Als Savalette 1791 auf die Anklage hin, dem Grafen von Artois fünf Millionen geliehen und ihm so die Emigration ermöglicht zu haben, verhaftet wurde, verdankte er seine Rettung nur den Bemühungen seines Freundes Barère bei der allgewaltigen Kommune. Bald darauf wurde der frühere Vertrauensmann des Hofes vom Konvent sogar zu einem der fünf Kommissare ernannt, denen die Verwaltung des Staatsschatzes oblag. Dieser dunkle Ehrenmann starb 1798. Trotz alledem verkehrte seine uneheliche Tochter, eine begeisterte Royalistin, nach dem Jahre 1815 in den vornehmsten legitimistischen Kreisen, wo sie wegen ihrer soliden Tugend, hohen Intelligenz und musterhaften Frömmigkeit allgemein beliebt und geschätzt war. Das Einzige, was man an ihr zu tadeln fand, war ihre Unruhe, die sie beständig von einer Wohnung zur andern trieb. Mit Vorliebe hatte sie in zahlreichen Nonnenklöstern als Pensionärin gewohnt und sich in dieser geistlichen Welt viele Sympathien erworben. Sobald der von Ludwig Philipp unternommne Umbau des Versailler Königsschlosses zu einem Nationalmuseum sie des Quartiers beraubte, das sie von 1824 bis 1832 inne gehabt hatte, zog sie wieder in Paris von einer Mietwohnung zur andern. Immer zu allerlei vertraulichen Besorgungen und Gefälligkeiten bereit, entwickelte sich das „späte Mädchen" zu einer Art „Allerweltstante" des höchsten legitimistischen Adels und verkehrte zum Beispiel bei dem Herzog von Luynes, den Polignacs, den Macdonalds und der Herzogin

de la Rochefoucauld, die ihr sogar testamentarisch eine größere Summe vermachte. Auch die Gemahlin des „Bürgerkönigs," die Königin Amélie, und wie es scheint Prinz Louis, der spätere Napoleon der Dritte, interessierten sich angelegentlich für die verarmte Tochter des einstigen Finanziers. Von allen Seiten erhielt sie reiche Geschenke. Am liebsten waren ihr Schmuckstücke oder Kleider, die sie sich eigenhändig nach ihrem Maß umarbeitete. Denn das angebliche Fräulein de Langes mußte schon deshalb als bedürftig gelten, damit sie sich von ihren Freundinnen mit abgelegten Kleidern beschenken lassen konnte, da sie natürlich nicht wagte, eine Schneiderin zu beschäftigen. Aber trotz dieser scheinbaren Armut trat die kluge, verschmitzte alte Jungfer keineswegs als demütige Bittstellerin auf. Das „gute Fräulein de Langes," wie sie überall hieß, sprach laut und fest, mit hoher, etwas keifender Stimme und wußte den aristokratischen Freunden so zu imponieren, daß diese sie mit Aufmerksamkeiten überhäuften und sich häufig in ihren Briefen entschuldigten, ihre leicht erregbare Empfindlichkeit nicht gebührend geschont zu haben.

Zweimal wurde um die Hand des „Fräuleins" geworben, von einem Staatsbeamten und später von einem Major und Bataillonskommandanten de Lacipière. Ganz unverständlich ist Savalettes Verhalten zu diesem, mit dem „sie" während eines Zeitraums von sechzehn Jahren in wahrhaft teuflischer Bosheit und trotz der Gefahr, sich zu verraten, wie die Katze mit der Maus spielte. „Sie" begann 1823 damit, dem Offizier Geld zu leihen — achthundert Franken —, und erbot sich dann zur Berichtigung aller seiner Schulden, wenn er sie heiraten wollte. Sobald der Major das Verhältnis abzubrechen versuchte, wußte sie ihn durch geschickt aufgedrängte Darlehn immer fester zu umstricken; sobald er jedoch auf baldige Verehelichung bestand, forderte die „Braut" erst Rückzahlung des geliehenen Geldes und drohte mit Klagen bei seinen Vorgesetzten. Vielfach verwünschte der Unglückliche in seinen Briefen die Stunde ihrer ersten Begegnung. Völlig zur Verzweiflung getrieben, endete er durch Selbstmord, worauf Savalette, der sich als seine „Witwe" betrachtete, unter Drohungen das Geld von den Verwandten zurückforderte. Trotzdem verstand es der unheimliche Abenteurer, für seine Bekannten immer das „gute, fromme" Fräulein de Langes zu bleiben. Vielleicht auch infolge der politischen Umwälzungen lösten sich jedoch im Laufe der Zeit diese aristokratischen Beziehungen immer mehr, und als Savalette sich mißtrauisch und vergrämt nach Versailles zurückzog, war er schon völlig vereinsamt.

Soweit war es nicht schwierig, dieses Vorleben gerichtlich festzustellen. Im übrigen aber blieben alle Nachforschungen der Behörden erfolglos, und das Rätsel dieser Existenz, das seinerzeit die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigte, schien unergründlich zu sein. Mitten im bureaukratisch so wohlgeregelten neuzeitlichen Frankreich hat es ein Mann fertiggebracht, als Frau zu gelten, bis der Tod sein Geheimnis enthüllte, den Namen einer keineswegs erloschnen Adelsfamilie anzunehmen und daraufhin vom höchsten Gerichtshof im Jahre 1820 ein Certificat de notoriété eintragen zu lassen, wie es der Code Napoleon für den Fall, daß kein Geburtsschein zu beschaffen ist, vorschreibt. Sieben hochachtbare Zeugen, darunter zum Beispiel ein Marquis de Vernon, Stallmeister

des Königs Ludwig des Achtzehnten, erklären darin unter Eid: „daß sie Fräulein Henriette-Jenny Savalette de Langes genau kennen; daß sie außer der Ehe im Jahre 1786 als Tochter des Mr Charles-Pierre-Paul Savalette geboren ist; daß dieser starb, während das Fräulein noch im Kindesalter stand, und daß man niemals weder ihren Geburtsort noch den Namen und das Domizil der Mutter habe feststellen können.“ Dies war der von Savalette selbst seinen Opfern, deren Vertrauensseligkeit an die der von der Familie Humbert Beschwindelten heranreicht, erzählte Roman, und man darf annehmen, daß die Zeugen ihn in der Tat als „Mädchen“ seit vielen Jahren gekannt hatten, da sich unter den hinterlassenen Briefschaften ein schon vom Jahre XII (1804) datierter Liebesbrief fand, aus dem hervorging, das er schon damals als „Weib“ lebte. Obgleich der Unbekannte in seinem Äußern und ganzen Auftreten durchaus einem ehrbaren ältern Mädchen geglichen haben soll, scheint es doch völlig unerklärlich, daß nie ein Verdacht laut wurde, daß nie jemand, sei es auch nur aus freundschaftlichem Interesse, das Geheimnis dieser Geburt aufzuhellen versuchte, oder daß der Abenteurer bei Annahme eines fremden Namens gerade diesen, noch von andern getragnen Familiennamen wählte. Und wie sind die Gnadenbeweise der Bourbonen zu erklären, da der Anschluß des ehemaligen königlichen Schatzmeisters an die extremsten Jakobiner doch allbekannt war? Die Angelegenheit erschien so geheimnisvoll, daß die Einbildung freies Spiel hatte. Einige hielten das „Mann-Weib“ für verwickelt in irgendwelche finstere jesuitische Intriguen, für ein Opfer der Revolution oder für einen großen Staatsverbrecher, den alle Regierungen schonen zu müssen glaubten, um einen Skandal von unabsehbaren Folgen zu vermeiden. Es konnte nicht fehlen, daß man auch an das unglückliche königliche Kind, den Dauphin oder Ludwig den Siebzehnten dachte, und in Versailles selbst war 1856 diese Annahme zunächst allgemein. Welche geheimnisvollen Gründe aber sollten den Prinzen zu einer ebenso lächerlichen wie unwürdigen Mystifikation getrieben und ihn veranlaßt haben, sich mit geringen Unterstützungen abspeisen zu lassen, ohne gegen seine zahlreichen vornehmen Bekannten je sein Inkognito zu lüften?

Das ganze ängstlich-mißtrauische Wesen des Unbekannten verrät vielmehr, daß er eine verbrecherische Vergangenheit verbergen mußte. Die naheliegende Vermutung aber, daß er vielleicht eine Tochter des ehemaligen Schatzmeisters ermordete und sich, um die Früchte seines Verbrechens zu ernten, gezwungen sah, unter weiblicher Verkleidung aufzutreten, wird durch die Tatsache widerlegt, daß Savalette keinerlei Familienpapiere hatte und es nur durch List, Lügen und allerlei leicht zu verfolgende Fälschungen nach und nach dahin brachte, daß seine standesamtlichen Ausweise zuletzt leidlich den gesetzlichen Anforderungen entsprachen. Gewiß handelt es sich hier nicht um ein Opfer der Revolutionsstürme, sondern nur um einen gemeinen Verbrecher, der aber seine schwierige Rolle mit so ungewöhnlicher Kühnheit und Konsequenz durchführte, wie sie in den Annalen der Verbrecherpsychologie nicht oft ihresgleichen finden dürften. So hat dieser Fall längst das Interesse vieler französischer Spezialforscher erregt, es kann aber das Geheimnis erst in der neuesten Zeit als enthüllt gelten. Denn wenn sie auch nicht aktenmäßig belegt ist, so scheint doch

die nach eingehenden Untersuchungen von dem Pariser Historiker G. Lenotre*) gegebne Erklärung, die sich auf vertrauliche Eröffnungen eingeweihter Personen stützt, aus innern Gründen die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, wie sie zugleich einen merkwürdigen Einblick in ein finsteres Familiendrama aus den Kreisen des französischen Hochadels unter der Bourbonenherrschaft gibt.

2

Kurz vor dem Ausbruch der Revolution lebte in Paris außer dem bekannten Finanzmann Savalette de Langes noch ein denselben Namen führender Verwandter dieses, ein Witwer mit seiner zwölf- oder vierzehnjährigen Tochter. Als die Gefahr für alle den höhern Gesellschaftskreisen angehörenden Familien wuchs, zog sich dieser Savalette 1792 zunächst nach Versailles zurück, von wo er später mit seiner Tochter auf Umwegen die Bretagne zu erreichen suchte. Unterwegs, in der Gegend von Orleans, schloß sich ihnen ein junger Mann an, den wir hier B. nennen wollen, und der angeblich ebenfalls vor den Jakobinern flüchten mußte. In Wahrheit war er, trotz seinem eleganten, selbstbewußten Auftreten, nur ein Industrieritter, der, wie damals so viele, aus dem allgemeinen Umsturz der sozialen Ordnung Nutzen zu ziehn suchte. Die Begegnung mit dem über reiche Geldmittel verfügenden, aber völlig ratlosen Aristokraten schien ihm dazu eine gute Gelegenheit zu bieten. Da ihm die Bretagne, seine Heimat, genau bekannt war, übernahm er es, die Flüchtlinge sicher nach St. Malo und von da nach den englischen Kanalinseln zu geleiten. Die Kühnheit und die listige Verschlagenheit, mit denen er allen ihnen unterwegs aus dem Mangel an Reisepässen entstehenden Gefahren zu begegnen wußte, erwarben ihm bald das volle Vertrauen des ängstlichen und verzweifelten Savalette.

Saint Malo war damals angefüllt mit geflüchteten Aristokraten und mit Priestern, die den Eid auf die republikanische „Zivilkonstitution" verweigert hatten, und die sich alle auf englischem Boden in Sicherheit zu bringen suchten. Unter diesen Emigranten war auch Jeanne-Françoise de T. aus einem alten, jetzt noch blühenden Adelsgeschlecht der Bretagne; verschiedne seiner Mitglieder zeichneten sich als tapfre Führer der königstreuen „Chouans" aus. Jeanne-Françoises Vater war teils durch die Vorbereitungen zu dem royalistischen Aufstande, der bald nachher den blutigen, langjährigen Bürgerkrieg eröffnete, teils durch die bevorstehende Niederkunft seiner Gattin im letzten Augenblick auf seinem Stammschloß zurückgehalten worden und hatte deshalb die Tochter einem alten Diener namens Robin anvertraut, der mit ihr vorausreisen und die Familie in Plymouth erwarten sollte. Die Übereinstimmung des Alters und der Lage verband bald die beiden jungen Mädchen, als sie sich im Gasthaus kennen lernten, zu innigster Freundschaft. Der unermüdliche, geschickte B. wußte alle Hindernisse zu überwinden und endlich die Einschiffung der kleinen Gesellschaft zu bewerkstelligen, die nun aus Savalette nebst Tochter, der jungen Bretagnerin, deren Diener und ihm selbst bestand. Sie benutzten ein Hamburger,

*) G. Lenotre, Paris Révolutionnaire: Vieilles Maisons, Vieux Papiers. 11. éd. Paris.

nach seinem Heimathafen bestimmtes Schiff, und erst auf See stellte sich wegen der zahlreichen französischen Kreuzer und Kaperschiffe die Unmöglichkeit heraus, die Flüchtlinge an der englischen Küste zu landen. Der alte Diener war der ständigen Angst und Aufregung nicht mehr gewachsen. Er erkrankte und starb bei der Ankunft in Altona an einem Gehirnfieber. B. versuchte es, den Marquis de T. zu benachrichtigen, doch scheint das Schreiben verloren gegangen zu sein. Es erfolgte keine Antwort, und so blieb Fräulein de T., eine schwache, passive Natur, bei den Freunden, zu denen ihr der Zufall verholfen hatte. Übrigens lebten sie, wie alle diese Emigranten, der festen Zuversicht, daß die Revolution bald vorübergehn werde, und daß sie binnen kurzem nach der Heimat zurückkehren könnten. Aber die Zeit verging, und mit ihr erschöpften sich die Hilfsmittel Savalettes, der nun für die ganze kleine Gesellschaft aufkommen mußte. Durch ihr arrogantes, leichtfertiges Wesen hatten sich die anfangs in Deutschland so freundlich aufgenommnen französischen Emigranten bald allgemein verhaßt gemacht. Besonders die soliden, geordnete materielle Verhältnisse liebenden Hamburger betrachteten die arbeitsscheuen, hochmütigen und anspruchsvollen Fremden später nur noch als verächtliche Vagabunden. Auch nach dem Sturze der Jakobinerherrschaft blieben den Flüchtlingen die Grenzen Frankreichs verschlossen. So versanken Savalette und seine Begleiter, als ihre Hilfsmittel zu Ende gingen, bald in schreckliches Elend. Zuletzt lebten sie in einer dumpfen Kellerwohnung von tagsüber erbettelten Almosen. Faules Stroh und einige alte Lumpen dienten ihnen als Lager. Bald raffte der Typhus Savalette hinweg. Seine Tochter, der es nicht unbekannt geblieben war, welche bedeutenden Summen ihr Verwandter, der königliche Schatzmeister, den Brüdern Ludwigs des Sechzehnten geliehen hatte, richtete, wie es schon ihr Vater getan hatte, flehentliche Bittgesuche an die Prinzen. Unter Anleitung von B., auf den die beiden jungen Mädchen nun allein angewiesen waren, schilderte sie ihnen das furchtbare Elend und ihre hilflose Lage, ohne je auch nur eine Antwort auf diese Bitten um eine so dringend nötige Geldunterstützung zu erhalten. Es bewährte sich hier abermals die Wahrheit des Ausspruchs über die Undankbarkeit der Großen dieser Erde, den einst Strafford, der Günstling des englischen Königs Karls des Ersten, auf dem Wege zum Blutgerüste getan hatte: Nolite confidere in principibus, quia nec est spes, nec salus in illis. Als die Unglückliche ebenfalls vom Typhus ergriffen wurde, wiederholte sie noch im Sterben ihrer Freundin immer von neuem: „Vergiß niemals, daß der Graf von Artois mich im Elende hat umkommen lassen, obgleich er meiner Familie Millionen schuldete.“ Auch nach dem Tode der Savalettes war B. aber keineswegs gewillt, auf diese Forderungen gänzlich zu verzichten. Durch das junge Fräulein de T., das nun völlig in seiner Gewalt war, ließ er die Prinzen weiter mit Bittgesuchen bestürmen, wobei er, um diese eindrucksvoller zu machen, den Schein zu erwecken suchte, als ob sie von der verstorbnen Jenny und außerdem nicht von einer Verwandten, sondern von der Tochter des ehemaligen königlichen Schatzmeisters selbst herrührten. Aber auch dieser Betrug führte zu keinem Ergebnis. Im tiefsten Elend, gebeugt durch schwere Schicksalsschläge, sah sich Fräulein de T. völlig vereinsamt in der Fremde, allein mit dem ge-

wissenlosen Abenteurer. Um sie gänzlich an sich zu fesseln, machte dieser sie zu seiner Geliebten und behandelte sie bald mit der empörendsten Härte und Grausamkeit. Zuletzt scheint er die Unglückliche sogar gezwungen zu haben, sich der Prostitution zu ergeben. An der Zukunft verzweifelnd, hegte sie endlich nur noch den einen Wunsch, fern von der Heimat zu sterben, damit ihre Angehörigen nie von ihrer Schande erführen.

Bonapartes Staatsstreich vom 19. Brumaire erlaubte den Emigranten, wieder Beziehungen mit der französischen Heimat anzuknüpfen. Der Familie de T. gelang es endlich, den Aufenthalt der verlornen Tochter zu ermitteln, ihren Namen von der Proskriptionsliste streichen zu lassen und ihr so die Rückkehr nach der Bretagne zu ermöglichen. Bei dieser Wendung der Dinge fand es B. für angezeigt, schleunigst aus Hamburg zu verschwinden. Sein tief gebeugtes Opfer suchte jahrelang durch ein mit strengen Andachtsübungen und Werken der Barmherzigkeit ausgefülltes Leben jene traurige Vergangenheit zu büßen. Aber die Zeit heilte auch diese Wunden. Die Jahre des Exils erschienen ihr mehr und mehr wie ein entsetzlicher, aber wesenloser Traum, und endlich fügte sie sich den Wünschen der Ihrigen und reichte 1810 dem Grafen de S. R. die Hand.

Die junge Gräfin galt als ein Muster aller Tugenden. Da sie reich und in hochangesehener Stellung war, huldigte man ihr von allen Seiten. Nach wie vor widmete sie aber ihren Reichtum den Armen und lebte nur für barmherzige Werke edelster Nächstenliebe. Nach der Rückkehr des legitimen Herrscherhauses zählte sie zu den Vertrauten des intimsten Hofkreises, zu den um die Herzogin von Angoulême und den Grafen von Artois gescharten Ultralegitimisten. Ihr glänzendes Palais im Maraisviertel wurde der Treffpunkt der erlesensten royalistischen Gesellschaft.

Eines Tages meldete man der Gräfin, daß eine Frau von bescheidnem Äußern sie dringend zu sprechen wünsche. Da den Armen immer der Zutritt zu ihr offen stand, befahl sie sofort, die Bittstellerin zu ihr zu führen. Sobald diese, eine große, hagere Person, mit starken Stirnlocken, das Gesicht halb verdeckt von einem breiten Hut, sich allein mit der Gräfin sah, legte sie ihr demütiges Wesen ab und gab sich als der verschwundne B. zu erkennen. Er hatte sich nicht nur als Frau verkleidet, sondern es war ihm auch gelungen, seinem Wesen ein so durchaus weibliches Gepräge zu geben und sogar seine Stimme, die jetzt hoch und scharf war, so zu verändern, daß er für jeden andern unkennbar bleiben mußte. Satanischer Hohn blitzte aus seinen Augen hervor, als er das Entsetzen der Gräfin bemerkte, der er sich nun als „ihre alte Freundin aus der Emigrantenzeit, Jenny Savalette de Langes“ vorstellte, derselben Jenny, die vor mehr als fünfzehn Jahren in ihren Armen gestorben war! Hilf- und machtlos sah sie sich wieder in der Gewalt ihres ehemaligen Geliebten, dessen versteckte Drohungen sie mit Schauder vernahm! Kaltblütig eröffnete ihr B. seine Pläne. Nachdem er aus Hamburg geflohen war, hatte er ein elendes Abenteurerleben geführt, und oft hatten seine Gedanken bei dem Mädchen geweilt, dessen Schicksal er für immer mit seinem Dasein verbunden zu haben glaubte. Auch die Millionenforderung an die königlichen Prinzen

hatte er nicht vergessen und immer die Hoffnung gewahrt, zu gelegner Zeit aus dieser alten Geschichte Nutzen zu ziehn. Er hatte festgestellt, daß nur entfernte Verwandte des verstorbnen Finanziers Savalette übrig waren, die keinerlei Anspruch auf dessen Erbe erhoben. Deshalb hatte er beschlossen, sich den Prinzen als direkter, wenn auch unehelicher Abkömmling ihres Gläubigers vorzustellen und durch eine bei Hofe so gut eingeführte Persönlichkeit wie die Gräfin de S. R. seine Identität außer allen Zweifel stellen zu lassen. Er erklärte ihr, daß er nichts zu verlieren habe, und drohte im Falle einer Zurückweisung ihr, seiner Geliebten und ehemaligen Mithelferin bei dem von Hamburg aus gegen die Prinzen versuchten Betrug, mit einem sie und die Ihrigen vernichtenden Skandal, der sogar die kaum nach Frankreich zurückgekehrte königliche Familie auf das schlimmste kompromittieren würde. Bei diesen Reden überkam die unglückliche Frau das traurige Bewußtsein ihrer völligen Ohnmacht gegenüber einem zerschmetternd über ihr Leben hereinbrechenden Verhängnis. Sie sah sich in der Gewalt des Elenden, und um die Ehre des Namens, den sie trug, zu retten, willigte sie in alle seine Forderungen.

Von diesem Tage an begann die angebliche Savalette im Hause des Grafen de S. R. ein und aus zu gehn, und für die Gräfin fing damit eine nie endende Qual an. Immer sah sie sich von diesem Gespenst einer traurigen, schimpflichen Vergangenheit umschwebt, die sie seit so vielen Jahren fast vergessen und für immer vor aller Augen begraben geglaubt hatte. Sie mußte die verhaßte Person bei ihren Angehörigen einführen, ihre Ansprüche auf Entschädigung geltend machen und fortwährend dabei fürchten, daß irgendein Zufall den Betrug enthüllen könnte. Dem Ruchlosen gegenüber, der ihre Jugenderlebnisse mit so frechem Zynismus ausbeutete, sah sie sich zum Schweigen gezwungen, wollte sie den Ruf und das Familienglück ihres Gatten retten. Dabei spielte der verbrecherische Eindringling in diese aristokratischen, sonst so schwer zugänglichen Kreise seine weibliche Rolle mit einer schier unbegreiflichen Sicherheit und versäumte, um sie durchzuführen, keine ihm irgend zu Gebote stehenden Mittel und Wege: in Haltung, Gebärden, Sprache, Gewohnheiten und Beschäftigungen hatte er sich ganz zum Weibe umgewandelt. Nicht ohne Geschmack fertigte er Spitzenhauben, Häkel- und Tapisseriearbeiten, verstand sich trefflich auf die feine Küche, und seine Kochrezepte fanden vielen Beifall. Den frommen Damen seiner Bekanntschaft besorgte er zuverlässige Dienstmädchen, die er selbst in allen weiblichen häuslichen Arbeiten anlernte. Er war wohl bewandert in allen heraldischen Fragen, kannte Wappen und Verwandtschaftsgrade aller adlichen Familien, sodaß er in diesen Kreisen überall wohl gelitten war. „Fräulein Savalette" galt allen als eine etwas empfindliche, rechthaberische, aber im übrigen vortreffliche ältere Verwandte der gräflichen Familie, die bei den Kindern, da sie ihr Gesicht beim Küssen etwas rauh fanden, „Tante Bart" — tante Barbe — hieß. Zwar konnte ihr auch der Einfluß der Gräfin die Savaletteschen Millionen nicht verschaffen. Aber auf ihre Veranlassung hin und vermöge der Stellung des Grafen de S. R. erlangte „das Fräulein" das erwähnte Identitätszeugnis und die königlichen Gnadenbeweise. Jedermann bemühte sich, diese ausgezeichnete Royalistin zu unterstützen, „die für die gute Sache so viel

gelitten hatte," und die von der frommen, tugendreichen Gräfin patronisiert wurde. Im Laufe der Zeit scheint diese aber dennoch Mittel und Wege gefunden zu haben, wenn nicht ihren Gatten, so doch irgendwelche andre zuverlässige Ratgeber ins Vertrauen zu ziehn. Vielleicht ihren Beichtvater, und es war wohl dem geheimen, in dieser legitimistischen Welt so weitreichenden Einfluß der Geistlichkeit zuzuschreiben, daß später eine merkliche Veränderung in dem Verhalten der gräflichen Familie und der ihr befreundeten Kreise gegen Savalette eintrat. Unmerklich vernachlässigte man sie, die Türen der Salons schlossen sich vor ihr, die ihr geschriebnen Briefe wurden kürzer und kühler. Es scheint, daß viele um das dieses „Fräulein" umhüllende Geheimnis wußten, daß man es nicht mehr fürchtete. Um den Skandal nicht öffentlich zu machen, vermied man, die Justiz in Anspruch zu nehmen. Aber wie durch eine Art Freimaurerei, die in den Schleier des Geheimnisses eingehüllt betrieben wurde, machte man den Eindringling machtlos und schützte Ehre und Namen der bedauernswerten Gräfin vor seinen Bedrohungen. Dieses Verhalten bezeugt die Fülle von Sympathien, die sich diese durch ein bis auf den Fehltritt ihrer Jugend so fleckenloses, tugendreiches Leben erworben hatte. Von dieser Zeit an scheint die angebliche Savalette viel von ihrem frechen Sicherheitsgefühl verloren zu haben und beginnt jene Reihe von Domizilveränderungen, die besonders eine Eigentümlichkeit ihrer letzten Jahre wurden. Auch als die Zeitungen den eigentümlichen Vorfall erörterten, drang aus der legitimistischen Gesellschaft keine Stimme in die Öffentlichkeit, die den Namen der Gräfin de S. R. in Verbindung mit jenem in Versailles gestorbnen Unbekannten gebracht hätte. Ein für unsre Zeit der ausgedehntesten Reportage schier unbegreifliches Beispiel des stolzen sozialen Gemeinsinnes und des nun in Frankreich fast verschwundnen Kastengeistes jener in den Leidensjahren der großen Revolutionszeit fest zusammengeschweißten legitimistischen Adelskreise, die zur Ehrenrettung des Namens einer alten Familie trotz zahlreichen Mitwissern das Geheimnis sogar treulich zu bewahren wußten, daß alle amtlichen, offiziellen Erhebungen erfolglos verliefen.

Th. Freiherr von Fabrice



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

1



Die Leute sagten, es wäre herrlich, ein Kind zu sein; Anneli Pankow konnte das nicht begreifen. Neun Jahre war sie alt, und sie fand die Kindheit nicht leicht. Das ganze Leben mußte schwer sein; ihr Vater hatte es immer gesagt, und deshalb war er wohl auch leise davongegangen. So leise, daß sie es nicht gemerkt hatte, obgleich sie neben seinem Zimmer schlief. Alle, die ihn kannten, sagten nachher, es wäre gut so gewesen. Die Frau Bäckermeisterin, die Anneli gleich ins Haus nahm, versicherte es unter reichlich fließenden Tränen und lachte bald darauf wieder herzlich. Denn sie sagte, Gott und die heilige Jungfrau hätten ihr das Leben

gegeben, damit sie es genießen sollte, solange sie jung und gesund wäre. Wer krank war und müde, wie der Herr Schreiber Pankow, der war allerdings am besten im Himmel beim lieben Gott aufgehoben, und hoffentlich würde er noch einmal dahin gelangen. Obgleich er ja leider kein katholischer Christ gewesen wäre, sondern ein sogenannter Lutherscher, der in die Kirchhofecke gebettet werden mußte, wo nur Steine lagen, aus denen Dornengestrüpp hervorwuchs. Neben seine Frau Anna Luise, die dort ebenfalls ihre letzte Ruhestatt gefunden hatte. Wann das gewesen war, wußte Anneli nicht mehr genau; ihrer Mutter konnte sie sich nur mühsam entsinnen, obgleich sie es gerade jetzt immer von neuem versuchte. Sie wußte nur ganz genau das Grab zu finden, auf das der Vater Rosen und Jelängerjelieber gepflanzt hatte, obgleich der Totengräber den Kopf dazu geschüttelt hatte. Denn ging hier nicht der rote Hannjupp um, der vor fünfzig Jahren seine Frau und seine Kinder totgeschlagen hatte und deshalb im Grabe nicht schlafen konnte, obgleich er vor seiner Hinrichtung noch die Absolution erhalten hatte? Aber er mochte selbst empfinden, daß für sein Verbrechen sogar der Priester keine Verzeihung erteilen konnte; deshalb kam er Nachts aus dem Grabe, raufte seine Haare und schrie. Am Tage aber wurden seine Haare zu Dornenranken und seine Klagen zu Steinen; deshalb ließ sich kein Rechtgläubiger in diese Friedhofecke legen. Für Annelis Mutter aber war sie gut genug gewesen, und der Vater hatte gesagt, die Erde wäre überall des Herrn. Es war auch ganz gewiß: seitdem das Grab der Mutter in dieser verrufnen Ecke lag, sangen dort die Vögel, grüne Eidechsen huschten über die bösen Steine, und nirgendwo blühten die Rosen wie hier. Der Vater stand oft unter den Rosenbüschen, sah über die Mauer hinweg auf die Berge, die den Himmel von allen Seiten begrenzten. Einige waren hoch und kahl, andre niedrig und bewaldet, und zwischen ihnen lag das Städtchen mit dem spitzen Kirchturm, den alten Toren und den grauen Schieferdächern.

Die Sonne schien, und die Berge standen sanft und dunkel gegen den blauen Himmel. Anneli meinte, daß die Sonne in der kleinen Bergstadt Virneburg immer geschienen hatte. Bis auf den Tag, wo der Vater zum letztenmal mit ihr auf den Kirchhof ging. Da hatte ein feiner Schnee auf den Bergen gelegen, und der Himmel war grau und schwer gewesen. Auf den Gräbern flimmerten die Lichter; denn es war Allerseelen, und jeder dachte an die Verstorbnen. Auf dem Grabe der Mutter brannte kein Licht; aber der Vater brachte ihr einen Kranz von weißen Rosen, den er sich aus Koblenz hatte kommen lassen und auch gleich bezahlt hatte. Obgleich er sonst nicht viel Geld sein eigen nannte und den guten Bücherschrank dafür hatte verkaufen müssen. Aber es waren auch schöne, duftende, schneeweiße Rosen, die noch einen Schimmer ihrer einstigen Schönheit hatten, als der Vater wieder auf den Kirchhof kam. Diesesmal aber wurde er getragen und lag in einem schwarzen Sarge.

Es war gut so, sagte die lustige Frau Bäckermeisterin; aber als Anneli von der Beerdigung zurückkehrte, drückte sie sie in die wärmste Ecke der Backstube, gab ihr heiße, süße Milch zu trinken und vom besten „Platz" das größte Stück.

Noch heute fühlte Anneli den Geschmack von beidem auf der Zunge, und sie konnte weder gesüßte Milch trinken noch mit Zucker bestreutes Weißbrot essen.

Deshalb wies sie beides zurück, als Tante Fritze es ihr am ersten Nachmittag vorsetzte und sich über die Ablehnung entsetzlich wunderte.

Sie hielt ihr gleich eine Rede.

Milch und Brot macht Wangen rot, Anna. Du mußt Gott danken, daß du beides hast, Anna!

Anneli schwieg zu diesen Worten und auch zu der Frage, warum sie so gute Dinge verschmähte. Was tief, tief im Herzen saß, das konnte man doch nicht gleich ausplaudern. Besonders nicht an Tante Fritze, die dick war und alt und atemlos, die immer über die Milchpreise sprach, und was die Waschfrau vom Wetter gesagt hatte. Und daß gestern vom Schloß zwei Dachziegel in den Hof gefallen waren,

und daß die Demoiselle Stahl eine neue Haube erhielte. Obgleich sie neunzig Jahre alt war und eigentlich keine Hauben mehr gebrauchte.

Tante Fritze erzählte alles, was sie wußte; ihr konnte Anneli nicht sagen, was sie dachte. Denn sie würde es gleich der Waschfrau wieder erzählt haben oder der Frau Bürgermeisterin, wenn sie diese zum Kaffee besuchte.

Deshalb sagte Tante Fritze, Anneli sei verstockt. Sie war es vielleicht; aber die Frau Bäckermeisterin sagte auch, wie einen der Herrgott gemacht hätte, so wäre man einmal; dabei wäre nichts zu machen. Aber diese ihre Freundin hatte es gut: wenn sie einen Trost haben wollte, dann ging sie in die Kirche, beichtete alle Sünden und kam zufrieden heim. Ja, die Katholischen hatten es bequemer als die Lutherschen, die ihr Sünden- und Sorgenpäcklein immer mit sich herumtragen mußten. Aber das war nun einmal so: sie mußten allein mit sich fertig werden, und manchmal half ihnen der liebe Gott extra. So sagte wenigstens Onkel Willi, und er mußte es wissen, weil er so klug und vornehm war. Die Frau Bäckermeisterin sagte es und hielt Anneli immer von neuem eine kleine Rede.

Kind, Kind, daß du mir aber brav bleibst! So ein Glück, und so ein guter Herr; ein Herr Hofrat. Heilige Mutter Gottes! Er bezahlt die ganze Beerdigung, und alles, was dein guter Vater schuldig geblieben ist, dafür zieht er den Beutel. Kind, werde nur nicht hoffärtig! Der Herr Hofrat soll in einem wahrhaftigen Schloß wohnen; wenns nicht gelogen ist!

Es war nicht gelogen. Vor Annelis Augen lag das Schloß, wo sie wohnte. Weiß und kahl ragte es auf einem Hügel in die Luft und sah hinunter auf die roten Dächer der Stadt, auf den schimmernden See dahinter, auf den Kranz von Buchenwaldungen, die den See umrahmten. — Es war hübsch hier; Anneli konnte es wohl sehen. Obgleich der Himmel fast dunkler war als daheim in den Bergen, und die Menschen ernsthafter. Bei der Kirmes tanzten sie hier wohl kaum auf der Straße, und beim Schützenfest tranken sie nicht soviel Wein. Und von den Bergen klang kein Gesang; wohl deswegen, weil hier keine ordentlichen Berge waren.

Anneli saß auf der Terrasse und richtete ihre Augen auf das Schloß, wo Onkel wohnte und sie jetzt auch. Ehemals hatte ein Herzog seinen Hof hier gehalten, und die stolzen Ritter und Damen, deren Bilder im alten Tanzsaal hingen, waren lebendig gewesen und hatten die Falken steigen lassen, die sie jetzt still auf den Händen trugen. Und die Frauen hatten ihre roten und blauen Brokatgewänder über den Schloßhof schleifen lassen, wo jetzt nur Demoiselle Stahl im Rollstuhl gefahren wurde. Den Hofhalt zu sehen wäre nett gewesen; aber das war alles lange her; die Ritter mit ihren Falken und die Damen mit ihren Prachtgewändern schliefen ganz fest unter der Erde, gerade wie Annelis Eltern.

Eigentlich war es schade um das Schloß, daß jetzt fast niemand in ihm wohnte. Nur Onkel Willi, der die besten Räume nach der Seeseite hin hatte, und die alte Demoiselle, deren Zimmer am Schloßhof lagen.

Ehemals, vor Jahren, war das ganze Schloß bewohnt gewesen, und es hatte das adliche Armenhaus geheißen. Christel Subeck erzählte es, und sie wußte es von ihrem Vater, dem Doktor, der schon lange auf dem Schloß verkehrte, hier und in der Stadt die Menschen kurierte oder mit einem hohen schwarzen Hut auf dem Kopfe hinter ihrem Sarge herschritt. Vielleicht lag es an ihm, daß die armen Adlichen im Schloß alle ausgerottet waren, daß durch ihre Wohnungen Mäuse und Ratten huschten, und daß die Fledermäuse an den Zimmerdecken hingen. Was nun noch im adlichen Armenhaus wohnte, war niemals adlich gewesen: weder Onkel Willi, obgleich er ein Hofrat war, noch die Demoiselle Stahl, von der Christel ebenfalls wußte, daß sie früher auf dem Theater getanzt hätte.

Wie sie das gemacht hatte, konnte sich Anneli nicht denken. Sie hatte nur einmal in Virneburg eine Tänzerin auf einem Seil springen sehen; aber wie man das auf dem Theater bewerkstelligte, davon hatte sie keine Ahnung.

Es war einerlei; der Vater hatte immer gesagt, über andre Leute sollte man nicht soviel nachdenken. Anneli dachte auch lieber an ihn; wie er leise zuletzt mit ihr gesprochen und dann ganz still in seinem Sarge gelegen hatte. Aber er war nicht tot. Wenn sie die Augen schloß, dann hörte sie klar und deutlich seine Stimme. Anneli, du sollst uns nicht vergessen, weder mich noch deine Mutter. Wir schlafen, aber wir wachen über dir.

Nun, kleine Anneli, träumst du schon wieder?

Eine freundliche Stimme redete das kleine Mädchen an, und sie wußte, daß es Onkel Willi war, der hinter ihr stand. Der Herr Hofrat, den die Frau Bäckermeisterin so wunderbar nett gefunden hatte, und der auch wirklich gut war. Er hatte feines graues Haar, eine zierliche, vornüber geneigte Gestalt und Augen, bei denen Anneli an ihren Vater denken mußte.

Sie wandte sich um und sah ernsthaft in sein mildes Gesicht.

Ich träumte nicht, Onkel Willi, ich dachte an viele Dinge, an ernsthafte und an lustige, gerade, wie es kommt!

Darf ich einmal nach den lustigen fragen?

Des Hofrats schmale Hand glitt über das wilde blonde Haar seiner Nichte, und sie besann sich einen Augenblick.

Lustig war es vielleicht nicht, was ich dachte, aber erstaunlich. Als ich in Virneburg war, mußte ich mich freuen, wenn die Frau Bäckermeisterin mit mir sprach. Denn sie war sehr fein und viel vornehmer als ich. Hier aber sagt Tante Fritze, daß ich nicht mit Dora Kähler spielen dürfte, weil sie eine Bäckerstochter sei. Anneli schwieg, und ihr Onkel räusperte sich.

Liebes Kind, deine Tante Fritze —

Seine Nichte unterbrach ihn.

Ich weiß, Onkel. Sie ist meine Tante, und ich muß ihr gehorchen. Es tut mir leid, daß ich ihr vorhin sagte, sie wäre eine häßliche alte Jungfer. Aber Dora Kähler ist ein sehr nettes Mädchen, und es ist schade, daß ich nicht mit ihr spielen darf.

Der Hofrat lächelte.

Ich glaube es, Anneli, und ich will auch versuchen, dir diesen Verkehr zu verschaffen, obgleich deine Tante andrer Ansicht sein wird. Jedenfalls mußt du nicht durch Ungezogenheit etwas erzwingen wollen. Auch dein Vater würde das nicht gewünscht haben. Oder glaubst du das?

Anneli schüttelte den Kopf.

Vater sagte, ich sollte artig sein; er aber verlangte nicht soviel. Tante Fritze will, daß ich immer artig, immer fleißig sein soll. Sage, ist Tante Fritze immer so brav gewesen? Christel Subeck meint —

Der Hofrat hob die Hand. Ich mag nicht hören, was andre Menschen über Tante Fritze und mich sagen.

Zum erstenmal klang seine Stimme scharf, und Anneli wurde verlegen.

Ganz wie du willst, Onkel, obgleich es ja nicht schlimm ist, was Christel sagte. Sie meinte nur, Tante Fritze —

Sie ist meine ältere Schwester, unterbrach sie der Hofrat von neuem. Und nun komme zum Abendessen und bitte Tante Fritze wegen deiner Unart um Verzeihung.

Anneli blieb einen Augenblick stehn und seufzte. Dann schüttelte sie den Kopf, daß die krausen Haare wild um ihn herflogen, und folgte dem Onkel in das Schloß.

Einige Menschen kann man leicht um Verzeihung bitten, andre schwer. Tante Fritze gehörte zu den letzten. Anneli empfand es, aber sie ging doch in das große halbdunkle Speisezimmer und sagte, vor der Tante angelangt, ihren Vers.

Es tut mir leid, Tante Fritze, daß ich dich eine eklige alte Jungfer genannt habe, und ich will mir Mühe geben, es nicht wieder zu sagen.

Tante Fritze atmete schwer.

Liebe Anna, du darfst es niemals wieder sagen und es auch nicht denken. Ich bin deine Tante und erweise dir viele Wohltaten. Ich habe, seitdem du hier bist, mehr Arbeit in der Küche und mit der Wäsche, und —

Wir wollen von andern Dingen sprechen, sagte der Hofrat, der hinter seine Schwester getreten war. Wir sind hungrig, nicht wahr, Anneli? Seine glänzenden Augen sahen freundlich auf die Nichte, und diese setzte sich an den Eßtisch, um ihr Abendessen, das in Brot und Milch bestand, einzunehmen. Es schmeckte Anneli gut. Sie hatte ihre Schuldigkeit getan und die alte garstige Tante um Verzeihung gebeten, obgleich sie sie innerlich noch eine eklige alte Jungfer nannte. Den Ausdruck hatte sie von Christel Sudeck, von der sie überhaupt viel lernte. Christel war dreizehn Jahre alt und sehr stolz auf die Zahl ihrer Jahre. Bald würde sie groß und eine junge Dame sein, die sich verheiratete, und vielleicht hätte sie schon Kinder, wenn Anneli noch in die Schule gehen und bei Rike Bindseil nähen und stricken lernen mußte.

Anna, ich habe dich schon zweimal angeredet, sagte Tante Fritze vorwurfsvoll; woran denkst du denn immer?

Eben dachte ich an Heiraten und Kinderkriegen, antwortete Anneli der Wahrheit gemäß; ihre Tante aber, die eben ihren Tee zum Munde führte, denn auch sie und ihr Bruder hatten sich zum Abendbrot gesetzt, stellte die Tasse auf den Tisch.

Anna, Anna, wenn du noch einmal so häßliche Gedanken hast, wirst du hungrig zu Bett gehn müssen!

Liebe Schwester — Der Hofrat lehnte sich in seinen Stuhl zurück, um etwas zu sagen; aber Tante Fritze ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Lieber Wilhelm, was sich schickt und nicht schickt, weiß eine Frau besser als ein Mann. Solche Gedanken, wie Anna sie eben äußerte, darf kein artiges Mädchen haben. Anna, geh gleich zu Bett!

Die so Ermahnte gehorchte sofort. Ganz gesättigt war sie noch nicht; aber Schelte waren schlimmer als hungrig sein. Nach kurzem Gute Nacht! ging sie in ihr Zimmer und wunderte sich einmal wieder, daß sie gescholten wurde, wenn sie sagte, was sie dachte. Aber Christel Sudeck hatte ihr schon gesagt: Den großen Leuten muß man nie die Wahrheit sagen, sonst gibts Schelte.

Das Lügen ist oft schwer, hatte Anneli damals eingewandt, worauf die größere Freundin die Achseln zuckte.

Daran gewöhnt man sich, und Tante Fritze ist leicht zu belügen, weil sie recht dumm ist. Die Damen im Teekränzchen sagen es alle, natürlich, wenn sie noch nicht da ist. Nachher sind sie freundlich gegen sie, weil ihr Bruder der Hofrat Pankow ist. Aber er ist nur ihr Halbbruder und der Feinste von der ganzen Familie. Denn der alte Pankow ist nur ein Dorfschullehrer gewesen, und dein Onkel Willi würde nicht allzuviel geworden sein, wenn er auf der Universität nicht einen Prinzen hätte kennen lernen, der ihn an den Hof nahm und zum Vorleser machte. Nachher ist er dann in Ungnade gefallen.

Was ist Ungnade? fragte Anneli, und Christel legte ihr kleines spitzes Gesicht in ernsthafte Falten.

Ungnade ist, wenn ein hoher Herr jemand zuerst gern hat und dann nicht mehr leiden kann. Papa sagt, so etwas kommt oft vor.

Frau Doktor Sudeck trat jetzt in das Zimmer, und Christel sprach hastig von andern Dingen. Vom Wetter, von der Schule und von Bäcker Kähler, der dreimal in der Woche frische Kuchen backte. Und die gute Frau Doktor sah lächelnd von einem kleinen Mädchen zum andern und freute sich, wie niedlich sie sprechen konnten.

Ja, man müßte die Erwachsnen etwas betrügen, wenn sie gut gegen einen sein sollten; doch man müßte es erst lernen.

Anneli stand jetzt an ihrem Fenster, sah auf die Ulmen der Schloßterrasse, die zu grünen begannen, und auf den See mit dem bläulichen Walde dahinter. Über allem lag ein rotes Abendlicht: dasselbe, das jetzt auch vielleicht über der grauen

kleinen Bergstadt lag, über dem leise dampfenden Schornstein der Frau Bäckermeisterin und über der Kirchhofecke, wo beide Eltern schliefen. Von den Ulmen sang eine halbverschlafne Vogelstimme, und Anneli kniete nieder, wie sie es bei der Frau Bäckermeisterin gesehen hatte.

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Zier.
Steh mir bei im Erdenleide
Bis zur ewigen Himmelsfreude.

Jeden Abend betete Anneli diesen Vers, und wenn sie auch schon über das Erdenleid geweint hatte, so endete doch alles in der Himmelsfreude. Sie hörte auch ihres Vaters Stimme, der sie dieses Gebet gelehrt hatte, und dann wußte sie, daß er an sie dachte. Denn für sie lebte er, wenn er gleich in der Erde schlief.

Hofrat Pankow sprach unterdessen mit seiner Schwester.

Du mußt Geduld haben mit der Kleinen. Sie ist einsam aufgewachsen, und ihre Umgebung war nicht gebildet, der Vater in untergeordneter Stellung und immer krank. Man muß nicht immer erziehn wollen.

Auf diese Worte erwiderte Tante Fritze nichts, räumte das Teegeschirr ab und seufzte in Zwischenräumen. Wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie viel zu erwidern hatte und doch keine Antwort wagte. Denn wenn Willi Pankow auch nur ihr um zehn Jahre jüngerer Stiefbruder war, so ernährte und kleidete er sie und gab ihr eine schöne Wohnung. Ohne ihn wäre sie noch heutigestags Haushälterin bei alten und unfreundlichen Männern, die sich von ihr pflegen lassen wollten, ohne sie zu heiraten. In dieser Beziehung hatte Tante Fritze traurige Enttäuschungen erlitten, und sie mußte dankbar sein, daß der jüngere Bruder sie zu sich genommen hatte. In die kleine Stadt, wo sie fast ebensoviel bedeutete wie die Frau Bürgermeister, die Frau Doktor, die Frau Steuereinnehmer. Wo sie bei Kaffeegesellschaften gelegentlich auf dem Sofa sitzen durfte, obgleich die Damen ihr versicherten, daß sie für diesen Ehrenplatz zu jung sei. Und dann nannte die ungezogne Nichte sie eine eklige alte Jungfer!

Tante Fritze hatte Mühe, ihre Zunge im Schweigen zu erhalten. Weshalb sollte man Geduld mit einem Kinde haben, das nichts war und nichts hatte? Mit einem Kinde, das ganz nutzlos in der Welt war und am gescheitesten getan hätte, sich neben seinen Vater zu legen und zu sterben?

Aber sie sagte nichts. Ihr Bruder Willi war sonderbar; und ihm durfte sie nicht widersprechen. Deshalb griff sie zum Strickzeug, seufzte noch einmal und berichtete dann nach einer eindrucksvollen Pause, wie billig sie das Fleisch einkaufte und die Wirtschaft besorgte. Wenn niemand sie lobte, dann mußte sie es selbst tun.

Ihr Bruder hörte ihr geduldig zu, bis er endlich aufstand und sich in sein eignes kleines Arbeitszimmer begab. Vorher aber trat er leise in Annelis Kammer. Das letzte Tageslicht fiel hinein und gerade auf das an der Wand stehende Bett, worin die Kleine schlief. Sie atmete ruhig, und über ihr sonst so ernsthaftes Kindergesicht, worin die Augen wie eine große Frage standen, lag ein Ausdruck hilfloser Traurigkeit. Weitgeöffnet ruhten ihre schmalen kleinen Hände auf der Bettdecke, und in ihrer ganzen kleinen Erscheinung war nichts von dem Widerstande, dem Trotz, der Ungezogenheit zu spüren, über die Tante Fritze fast täglich klagte.

Eine ganze Weile betrachtete der Hofrat die kleine Schläferin und verließ dann das Zimmer so unhörbar, wie er gekommen war. Lange hinterher saß er an seinem Schreibtisch und dachte die Gedanken, die er so oft dachte. Wie sein junger Bruder kühn in das Leben geschritten und später irgendwo in der Ferne als müder, gebrochner Mann gestorben war. Es war alles von der Liebe gekommen. Von der Liebe, die alle Schranken durchbricht, wenn sie ihren Willen erreichen will; die vielleicht auch Schwingen hat, hochzufliegen; der aber die Flügel gebrochen werden, daß sie elend sterben muß.

Ja, die Liebe. Der Hofrat strich über sein weißes Haar und schaute auf die dunkle Zimmerwand. Da tat sie sich auf, und er sah auch sich der Liebe nachfliegen, hoch und immer höher. Bis auch seine Schwingen an eine Felswand stießen, und er bald wieder im Staube lag.

Ja, die Liebe. Willi Pankow griff nach einem Haufen von Schriften auf seinem Tisch. Es war besser, zu arbeiten, als zu denken, und noch besser, mit den Verfehlungen andrer Geduld zu haben. Mit Anneli wollte er sicherlich geduldig sein.

2

Hübsch und behaglich lag das Städtchen am Fuße des Schlosses und zwischen Wald und Seen. Sogar Anneli freute sich des Wassers, wenn es blau war und die Sonne darauf schien und auf den Waldrand dahinter. Sie stand oft auf der Terrasse und dachte darüber nach, was hinter dem Walde wohl liegen mochte. Christel Subeck sagte, Güter, Felder und andre kleine Städte, aber sie wußte es selbst nicht genau; und wenn man Fred Roland fragte, dann lachte er mit bekannter Großartigkeit. Denn Fred Roland war ein sehr kluger Junge, obgleich seine Mutter nur Hauben fertigte, und Tante Fritze jedesmal starre Augen machte, wenn man von Rolands sprach. Diese Augen bedeuteten: es ist nicht fein, von diesen Menschen zu reden; aber Anneli fand die Feinheit langweilig und Fred Roland sehr anziehend.

Er war so klug, daß er nicht mehr in die Volksschule ging, sondern in das Gymnasium, wo man Lateinisch und andre schwere Dinge lehrte. Eigentlich schickte es sich wohl kaum für Fred, daß er alle diese Dinge lernen wollte. Die Damen im Kaffeekränzchen, das neulich bei Tante Fritze tagte, hatten alle darüber die Köpfe geschüttelt.

Was sich die Roland einbildet! sagte die Bürgermeisterin, die fast so dick war wie Tante Fritze und fast ebenso kurzatmig.

Auch die Frau Steuereinnehmerin gab ihrer Verwunderung mit allerlei Worten Ausdruck, und nur die Doktorin Subeck schwieg gerade wie Mamsell Rike Bindseil, die niemals eine eigne Meinung hatte. Das hatte seinen Grund darin, daß die Mamsell kaum vornehm genug für die Damentees und -kaffees der kleinen Stadt war. Sie wurde nur mit eingeladen, weil Tante Fritze sie von früher her kannte und sich noch die Kleider von ihr nähen ließ. Auch gab sie Handarbeitsstunden. Nachmittags hatte sie eine große Gesellschaft von Mädchen bei sich; und Vormittags lernten andre kleine Mädchen im Einzelunterricht noch mehr. Und weil sie nützlich war und gewissermaßen zum Lehrstand der Stadt gehörte, deshalb durfte sie jetzt manchmal bei den vornehmen Damen Kaffee trinken und in aller Bescheidenheit zuhören, was diese erzählten.

Anneli hatte etwas übrig für Rike Bindseil. Sie war nicht viel größer als sie, dazu ein wenig verwachsen, und dann mußte sie immer bescheiden sein. Den Kaffee bekam sie zuletzt und auch die Kuchen, die süße Speise und die Butterbrote. Wenig fehlte, und sie hätte wie Anneli im Nebenzimmer sitzen und wie diese nur verstohlen auf die Unterhaltungen der Damen lauschen müssen.

Soweit aber kam es denn doch nicht; Rike Bindseil blieb bei den „Großen,“ wie Anneli alle Erwachsenen nannte, und Anneli saß allein im Nebenzimmer bei den Kuchenresten und den Resten der Unterhaltung, die zu ihr hinüberschwirrten. Die Bürgermeisterin und die Steuereinnehmerin sprachen am lautesten; nur manchmal wurden die Stimmen gedämpft, und dann erzählten sie gerade etwas Schönes. Etwas von der alten Demoiselle Stahl, die früher so lustig getanzt hatte und nun im Rollstuhl gefahren wurde, oder von Frau Roland, mit der die Sache auch nicht ganz in Ordnung war. Anneli kannte schon das Flüstern und das Wispern bei diesen Namen und wußte auch, daß manchmal sogar von ihr selbst gesprochen wurde. Doch dann stand Tante Fritze auf, sah in das Nebenzimmer und befahl: Jetzt kannst du weggehn, Anna. Das Wetter draußen ist wunderschön!

Es regnete meist; aber Anneli verschwand gehorsam, trieb sich auf dem Korridor umher und erschien wieder nebenan, als Tante Fritze noch mit Nachdruck redete.

Ja, es ist nicht leicht, und sie ist ein sonderbares Kind. Meinetwegen hätte sie bleiben können, wo sie war; aber mein Bruder wollte es nicht. Er hat ja immer seine eignen Gedanken! Bitte, Frau Bürgermeisterin, noch eine Tasse Kaffee?

Was ist eigentlich mit mir los? erkundigte sich Anneli bei Christel Sudeck. Tante Fritze hat wieder etwas über mich gesagt, aber es war schwer zu verstehn.

Du bist auch noch zu klein, entgegnete Christel herablassend. Aber ich weiß, was sie sagen wollte. Es paßt ihr nicht, daß du bei ihr bist, doch sie und dein Onkel sind deine nächsten Verwandten, sie müssen dich also zu sich nehmen, denn ins Armenhaus kannst du nicht gut.

Warum nicht? Anneli wurde lebhaft. Im Armenhaus scheinen sehr nette Leute zu sein; neulich bin ich dort einmal vorüber gegangen. Die alten Leute saßen vor der Tür und erzählten sich etwas; die Kinder spielten im Garten, und es roch so herrlich nach Zwiebeln und gebratnen Kartoffeln.

Aber Christel schüttelte den Kopf und lächelte erhaben, wie sie oft und gern lächelte. Sie war auch klug, schrecklich klug. Sie las in Doktorbüchern und von Leuten, die sich lieb hatten und manchmal gar nicht heirateten. Sie war in Hamburg gewesen und hatte eine Cousine, die schon sechzehn Jahre alt war. Deswegen war es eine Gnade, daß sie mit Anneli umgehn mochte, und deswegen sehnte sich Anneli manchmal nach einer gleichaltrigen Freundin, mit der sie spielen und tollen konnte. Aber diese Freundin fand sich nicht, und der Verkehr mit Dora Kähler, der kleinen Bäckerstochter, kam nicht zustande.

Es lag an Tante Fritze und an ihrer Art, und dann daran, daß Annelis Unterrichtsstunden sonderbar lagen. Sie wurde von Herrn Gebhardt in der Privatstunde unterrichtet, an der nur wohlhabendere Kinder teilnahmen, und Nachmittags kam sie auch nicht mit den Mädchen zusammen, die bei Rike Bindseil Handarbeitsstunde hatten, sondern mußte von neun bis elf Uhr Vormittags bei ihr stricken und nähen lernen. Um dieselbe Zeit, wo sich auch Christel Sudeck der Handarbeit widmen sollte, meist aber viel zu spät kam und ganz früh wieder ging.

Rikchen, sei nicht böse, sagte sie dann. Aber Mama hat eine Besorgung für mich, und dann muß ich noch für meine Stunden lernen.

Christel besuchte mit einigen Honoratiorentöchtern einen Privatkursus, der erst Mittags seinen Anfang nahm, weil die Lehrerin Vormittags noch andern Kindern Stunden gab. Aber sie hatte nie viel zu lernen, und die Mutter gab ihr keine Aufträge. Sie sagte also die Unwahrheit und lachte, als Anneli sie darauf aufmerksam machte.

Kind, Kind, ohne Flunkern kommt man nicht durch die Welt, wenigstens nicht auf angenehme Weise. Papa sagt es auch, und ich habe ihn schon flunkern hören.

Doktor Sudeck war für seine Tochter die höchste Autorität. Er war ein dicker, gemütlicher Mann, der gern einen Scherz machte und noch lieber ein Glas Wein trank.

Ihm ging es gut in der Welt, obgleich er flunkerte, und Tante Fritze hatte ebenfalls nichts auszustehn und flunkerte auch. Anneli hatte neulich gehört, daß sie ihrem Bruder gegenüber einen Brief ableugnete, den sie eben empfangen hatte, und daß sie auch sonst mit der Wahrheit nicht ganz genau umging.

Als Anneli aber neulich versucht hatte, ebenfalls zu lügen und bei der Gelegenheit die Schule zu schwänzen, da erging ein großes Strafgericht über sie. Sie war eingesperrt worden, Onkel Willi war traurig gewesen, und Tante Fritze hatte mit den Strafen der Hölle gedroht.

Wer lügt, den holt der Teufel, versicherte sie und machte dabei so runde böse Augen, daß es ihr Anneli zitternd glaubte.

Vom Teufel wußte sie Bescheid. Der war in der Kirche zu Virneburg abgebildet, wie er die Seelen der Gottlosen mit einer Gabel dem Feuer übermittelte.

Er war ein scheußlicher Kerl mit Hörnern und Pferdefuß und einem Bocksgesicht. In Virneburg lauerte er manchmal hinter den Häuserecken und stürzte sich auf alle Leute, die Sünde getan hatten. Anneli hatte keine Lust, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Aber der Gedanke beschäftigte sie doch, ob der Teufel hier ebenso aussähe wie in Virneburg, und als sie nachher für ihre Sünden um Verzeihung bitten sollte, fügte sie gleich die Frage hinzu, ob Tante Fritze ein Bild vom Teufel hätte.

Die Tante, die in ihrem Lieblingsgemach, der Küche, saß und an einem Strumpfe strickte, ließ die Hände sinken.

Ein Bild vom Teufel habe ich nicht, sagte sie empört.

Hast du ihn denn nicht einmal gesehen? Ich meine den hiesigen Teufel, setzte Anneli hinzu, als ihre Tante eine verdächtige Bewegung mit der Hand machte.

Den hiesigen Teufel? Kind, was denkst du dir eigentlich?

Ich dachte an den Teufel in Virneburg, Tante Fritze. Der warf —

Von deinem katholischen Unsinn will ich nichts hören, sagte Tante Fritze hastig. Komm, iß dein Abendbrot und geh zu Bett. Morgen mußt du zu Mamsell Bindseil gehn und sie um Entschuldigung bitten, daß du heute die Stunde versäumt hast. Und daß du mir heute Abend nicht noch an den Teufel denkst und an andre Gespenstergeschichten.

Anneli aß ihr Abendbrot und sagte kein Wort mehr. Die Milch war gut und auch das belegte Brot: wenn sie nicht unartig war, brauchte sie nicht zu hungern; aber sie hungerte im Herzen nach Aufklärung und nach Antwort auf viele Fragen. Wer aber sollte diesen Hunger stillen? Tante Fritze, die sie eigentlich nicht leiden konnte, oder Onkel Willi, der mit ihr auch nichts rechtes anzufangen wußte. Anneli merkte es wohl. Tief in Gedanken sank sie fast ganz in sich zusammen und hörte kaum, daß Tante Fritze auf sie einredete, von Aberglauben sprach und von katholischem Wesen. Dabei hatte Tante Fritze selbst vom Teufel angefangen.

Das durfte man eigentlich nicht. Als Anneli wieder glücklich in ihrem Zimmer war, sah sie sich doch ein wenig ängstlich um; dann aber lachte sie über ihre Furcht. Der Teufel kam nur in stockfinstrer Nacht, wenn man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, aber nicht um diese Zeit, wo der Frühling ins Land kam. Hier im Norden ließ er allerdings auf sich warten, aber der Waldgrund im Schloßgarten stand voll von Anemonen und von Himmelschlüsselchen. Die Stare schwatzten und lachten ums Schloß herum. Fred Roland ließ einen Drachen steigen, fast so groß wie er selbst, und es war Abends so wundervoll hell, daß man ohne Licht zu Bett marschieren konnte. Auch heute lag noch der fahle Tagesschein über dem See und seinen Ufern, große, weiße Vögel glitten über das Wasser; und im Zimmer rührten sich nur leise die dämmernden Schatten. So leise, daß kein Teufel daraus wurde und kein Gespenst, sondern ein sanfter Schleier, der sich milde und lind über das schlafende Kind legte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (An der Grenze zweier Zeitalter. Die Polizeifrage in Algeciras. Italien als „Bundesgenosse.“ Vom Reichstage. Marine und Kolonien: Die Unterströmungen und das Brechen ihres Widerstands.)

Die augenblickliche Situation zwischen Deutschland und Frankreich macht den Eindruck, als ob wir an der Grenzscheide zweier Zeitalter stünden. Auf der einen Seite die Spannung in Algeciras, die, wie das immer unmittelbar vor der Entscheidung zu sein pflegt, in diesem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht hat, auf der andern Seite die deutsche Hilfeleistung in Courrières mit der aufopfernden Tätigkeit unsrer westfälischen Mannschaften und der Überweisung von hunderttausend Mark durch das Essener Kohlensyndikat zur Unterstützung der Hinterbliebnen! Der Eindruck davon wird in Frankreich nicht sofort wirksam werden, aber er wird sich allmählich bei allen denkenden Franzosen doch dahin vertiefen, daß es zwischen den Nationen Bande gibt, die höher stehn als die Spekulationen der Diplomatie und der Unternehmergruppen. Es ist schon einmal darauf hingewiesen worden, daß die marokkanische Politik Frankreichs eine verzweifelte Ähnlichkeit hat mit der, die seinerzeit das zweite Kaiserreich nach Mexiko und von da nach Sedan geführt hat. Auch jetzt sind es Spekulantengruppen, die treibend hinter der französischen Regierung stehn, und die die eigentlichen Verantwortlichen sein würden, falls die Konferenz in Algeciras in einen Konflikt ausmünden sollte. Voraussichtlich wird das nicht der Fall sein, weil allmählich wohl allen an der Konferenz beteiligten Mächten klar geworden ist, daß Frankreich auf völkerrechtlich unhaltbaren Forderungen besteht und auf der Konferenz eine Miene annimmt, als ob es der gebende und nicht der empfangende Teil sei. Die französisch-englische Abmachung ist für die andern Signatare der Madrider Konvention absolut unverbindlich; weder Frankreich allein noch Frankreich und England waren berechtigt, sich von ihrer Unterschrift von 1880 loszusagen und über Marokko wie über herrenloses Gut zu verfügen. Hielten die beiden Mächte, hielt namentlich Frankreich Änderungen in Marokko für unabweisbar, so mußten sie *vorher* die Konferenz einberufen und die von ihnen gewünschten Veränderungen in der internationalen Stellung des Landes *vorher* genehmigen lassen.

Im gegenwärtigen Stadium der Polizei sind vier Lösungen denkbar: 1. die Annahme des österreichischen Vorschlags, den die Pariser Blätter einstimmig als für Frankreich „unannehmbar“ bezeichnen, 2. ein Abschluß der Konferenz ohne Lösung der Polizeifrage, also Beibehaltung des status quo, 3. Zuteilung von den in Rede stehenden acht Häfen, zwei an Frankreich, zwei an Spanien, vier an Marokko, 4. Hinzunahme eines neunten Hafens für den neutralen Inspekteur, Zuteilung von je vier an Frankreich und Spanien. Da die Lösung immerhin nur à courte durée, d. h. auf drei Jahre erfolgen soll, und die endgiltige Situation Marokkos von den mancherlei wechselnden Phasen der europäischen Politik bestimmt werden wird, so liegt für die Franzosen um so weniger Anlaß vor, nachträglich das von ihnen für die Konferenz angenommne Prinzip der Souveränität des Sultans und der Integrität des Landes zu verleugnen und gegen die starke Stellung anzukämpfen, die Deutschland in dem Festhalten an diesen von allen Mächten anerkannten Grundsätzen hat.

Frankreich verhandelt jetzt von einem Standpunkt aus, als ob Marokko schon sein legitimer Besitz sei, und als ob sich Frankreich nur herablasse, den Mächten und namentlich Deutschland aus Gefälligkeit einige äußerliche Konzessionen zu gewähren. Der Standpunkt der französischen Regierung mag sich dabei seit Delcassés Rücktritt einigermaßen verschoben haben, aber sie unterliegt auch heute noch den Wirkungen der Delcasséschen Politik und dem Einfluß, den dieser den treibenden Finanzgruppen eingeräumt hatte. Diese wollen ihre Pläne, mit denen sie nach Marokko gegangen sind, aufrecht erhalten und nicht durch die Konferenz beschränken lassen. Im wesent-

lichen wird durch diesen Umstand die in Algeciras eingetretne Situation erklärt. Dazu kommt dann, daß sich die französische Regierung den gegnerischen Parteien gegenüber nicht dem Vorwurf des „Kapitulierens vor Deutschland“ aussetzen mag; es wird deshalb schließlich eines sehr starken diplomatischen Drucks bedürfen, Frankreich zu den Zugeständnissen zu zwingen, von denen das Ergebnis der Konferenz abhängt. Wie es scheint, hat die Regierung der Vereinigten Staaten dieser Situation schon Rechnung getragen, und wenn ihr die andern Mächte nicht in gleichem Maße folgen, so hat das darin seinen Grund, daß England und Rußland mit Frankreich liiert sind, und daß Italien, das sich durch heimliche Abmachungen mit Frankreich ebenfalls die Hände gebunden hat, wenig oder gar nicht in Betracht kommt, ebenso das zunächst beteiligte Spanien. Trotzdem wird Italien bald daran denken müssen, seine Haltung so einzurichten, daß falls die Konferenz wider alles Erwarten mit einem Konflikt oder mit einer hochgradigen Spannung endigen sollte, die italienische Politik nicht zwischen zwei Stühle gerät.

Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, daß es auch im politischen Leben nicht möglich ist, zugleich an zwei Tafeln zu schwelgen. Von dem Augenblick an, wo sich Italien in heimliche Abmachungen mit Frankreich einließ, die es seinem Verbündeten verhehlte, hat sich sein politisches Ansehen und seine internationale Bedeutung sehr vermindert, die Sympathien, deren es sich bisher in Deutschland erfreute, haben eine starke Einbuße erlitten. Das ist nicht mehr eine „Extratour.“

Der Dreibund hatte für Italien die Bedeutung einer Deckung gegen Frankreich und einer Garantie seiner territorialen Integrität. Möglich ist ja, daß Frankreich den Italienern Garantien geboten hat, auf Grund deren sie der Deckung im Dreibunde entraten zu dürfen glauben. Aber es können sehr wohl Zeiten wiederkommen, und sie werden wiederkommen, wo eine anders gesinnte französische Regierung mit dem Papst ihren Frieden macht und schon dadurch zu Italien in eine wesentlich andre Stellung gerät. Des weitern bot der Dreibund Italien immerhin eine gewisse Sicherheit gegen die Folgen der irredentistischen Agitation, bei der leicht einmal Österreich der schon sehr lange Geduldsfaden reißen kann. Wenn das zu einer Zeit geschehen sollte, wo in Paris papstfreundliche Tendenzen ausschlaggebend sind, so könnte daraus für Italien eine außerordentlich ungünstige Situation entstehn. Ob dann gerade in Deutschland die Neigung noch sehr groß sein wird, einen so unzuverlässigen Bundesgenossen zu decken, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat Italien bei der ersten Gelegenheit, bei der es sich darum handelte, ernstlich Farbe zu bekennen, versagt.

Auffallend ist die Haltung der französischen Blätter, die fast ausnahmlos die Tendenz zur Schau tragen, als wäre ihnen die Verständigung mit Deutschland nicht nur sehr erwünscht, sondern eine Notwendigkeit, während sie zugleich insgesamt der Parole folgen, daß sich Frankreich höchstens einen Generalinspektor schweizerischer oder holländischer Nationalität gefallen lassen könne, der sich durch Reisen überzeugen möge, daß sich die in Marokko zu organisierende Polizei nicht zu einer französischen Armee auswachse. Aber sie lehnen es zugleich einmütig ab, daß „neben dieser großen Konzession,“ wie Matin, Temps, Gaulois und Eclair ein solches Zugeständnis bezeichnen, mit diesem Inspektorat zugleich das Hafenkommando in Casablanca verbunden oder hierfür irgend ein andrer Offizier dort eingesetzt werde als ein französischer oder ein spanischer. In dieser Forderung prägt sich am deutlichsten aus, daß Frankreich in der Meinung zum Kongreß gegangen ist, es könne Marokko als seinen Besitz ansehen und die Signatarmächte, namentlich Deutschland, mit einigen Äußerlichkeiten abfinden, während tatsächlich das Verhältnis umgekehrt ist, denn die Konferenz allein hat das Recht, festzusetzen, in welchem Umfange sich Frankreich über die Konvention von 1880 hinaus in Marokko betätigen darf. Der Temps vom 12. März spricht sich dahin aus, daß Frankreich jedes Zugeständnis viel teurer zu stehn komme als Deutschland, denn Frankreich habe in Marokko unmittelbare politische Interessen, Deutschland verteidige nur abstrakte Prinzipien, die weder seine Sicherheit

noch seine Zukunft beträfen. Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit sich die französische Presse über die Tatsache hinwegsetzt, daß es sich für Frankreich um einen diplomatischen Raubzug, für Deutschland um die Verteidigung eines vertragsmäßigen völkerrechtlichen Zustandes handelt. Im übrigen meinen wir, daß wenn die Polizei eine marokkanische sein soll, die Offiziere vom Sultan ernannt und marokkanische Staatsbeamte werden müssen, der Sultan auch das Recht der Organisation haben muß, und daß Frankreichs Beharren auf der Forderung, auch in Casablanca einen jeder internationalen Einwirkung entzognen Offizier einzusetzen, dem Prinzip der Souveränität des Sultans direkt zuwiderläuft. Für den „souveränen" Sultan besteht keinerlei Verpflichtung, die Häfen seines Landes nur Franzosen oder Spaniern einzuräumen, und Frankreich hat nicht das allergeringste Anrecht auf diesen Anspruch. Es steht somit, auch nach dem Ausspruch des Vertreters der Vereinigten Staaten, fest, daß die Verantwortlichkeit für das Scheitern der Konferenz nur Frankreich zufallen würde.

Die Arbeiten des deutschen Reichstags haben einen erfreulichen Zug in der Behandlung der Flottennovelle und des Marineetats in der Budgetkommission zu verzeichnen, deren Forderungen im ganzen mit wenig bedeutenden Abstrichen angenommen worden sind. Mag unter diesen immerhin die eine oder die andre Forderung sein, auf die die Marine nur schwer Verzicht leisten könnte, und die im Plenum wiederherzustellen sie jedenfalls versuchen wird, so liegt doch in diesem Verhalten der Kommission ein recht bemerkenswertes Vertrauensvotum für die Marineverwaltung wie auch eine patriotische Rücksicht auf die Zeitlage. Die Flottennovelle beruht bekanntlich auf einem Ausbau des Flottengesetzes, dessen Grundlagen durchaus intakt erhalten bleiben müssen. Es ist eine ernstliche Notwendigkeit für den Staat, daß an den Fundamentalbestimmungen dieses Gesetzes nicht gerührt wird. Das Flottengesetz erst hat der Flotte die festen Grundlagen gegeben, deren sich die Armee seit Jahrzehnten und länger erfreut. Würden diese Grundlagen jetzt wieder in Frage gestellt, so wäre es sehr zweifelhaft, ob man andre dafür erhalten würde, und ob nicht die ganze weitere Entwicklung der Flotte dadurch ins Schwanken geriete. Man kann verschiedner Ansicht sein, ob nicht auch innerhalb dieser Grenzen ein beschleunigter Ersatz der für die große Seeschlacht nicht mehr brauchbaren Schiffe hätte versucht werden können, aber die Marine mußte ihren Voranschlag der Rücksicht auf die Finanzlage des Reiches unterordnen und hat sich darum mit weiser Berechnung auf das Notwendigste und das Dringendste beschränkt, auf die Erbauung von Panzerkreuzern, auf Personalvermehrung und auf Deplacementsvergrößerung, drei Forderungen von so großer finanzieller Tragweite, daß es kaum möglich gewesen wäre, mit noch weitern vor den Reichstag zu treten. Diese Selbstbeschränkung gerade ist es, die im Reichstage großen Anklang gefunden und den Parteien die Bewilligung um so mehr erleichtert hat, als von „uferlosen Flottenplänen" bei den Gegnern jetzt nicht mehr die Rede sein kann. Wer sich den Widerstand in die Erinnerung zurückruft, den vor zehn Jahren fast alle Flottenvorlagen im Reichstage gefunden haben, wird zugeben müssen, daß sich, was das Verständnis für die Flotte und ihre Aufgaben anlangt, in der deutschen Volksvertretung ein erfreulicher Umschwung vollzogen hat, eine so wertvolle Errungenschaft, daß es unverantwortlich sein würde, sie durch zu weit gehende Forderungen, die den Rahmen des Gesetzes überschreiten, wieder in Frage zu stellen.

Sehr im Gegensatz zu der glatten Erledigung der Wünsche der Marine steht die Behandlung, die der Kolonialverwaltung im Reichstage zuteil wird. Vor allen Dingen ist es eine große Unbilligkeit, den erst seit so kurzer Zeit an die Spitze der Kolonialabteilung berufnen Erbprinzen von Hohenlohe für alle die Sünden verantwortlich zu machen, die unter seinen Amtsvorgängern, nicht infolge eines Schlendrians der Verwaltung, sondern meist durch den Umstand begangen worden sind, daß sich sowohl die Beamten und die Offiziere in den Kolonien wie die Räte im Amt in Berlin in völlig neue, ihnen unbekannte Verhältnisse einleben

mußten. Für die Beamten draußen kamen dabei die Einwirkungen eines ungewohnten Klimas in Betracht, nicht minder ihre isolierte Stellung inmitten unendlicher Landstrecken und einer eingebornen Bevölkerung, deren richtige Behandlung von jedem neu angekommnen Weißen erst wieder erlernt werden mußte und je nach Temperament, Charakter usw. anders ausfiel. Wenngleich wir seit zwanzig Jahren kolonisieren, sind wir dennoch völlig Neulinge in dieser Arbeit. Zwei Jahrzehnte genügen durchaus nicht, alle die Erscheinungen kennen zu lernen, die bei der kolonialen Arbeit berücksichtigt werden müssen. Für Deutschland kam dabei noch ganz besonders in Betracht, daß die Mittel für eine planmäßige Arbeit im größern Stil teils nicht vorhanden waren, teils vom Reichstag versagt wurden. Deshalb fehlte dem deutschen Kapital das Vertrauen, sich in ausreichendem Umfange an dieser Arbeit zu beteiligen. Auch die Anschauungen der leitenden Stelle haben wiederholt gewechselt. Fürst Bismarck wollte die Kolonien durch große Kolonialgesellschaften, durch „den königlichen Kaufmann“ in die Höhe bringen und verwalten lassen, ein Gedanke, der sich nicht bewähren konnte, teils weil die Gesetzgebung dazu nicht ausreichte, teils weil es auf die Dauer nicht anging, daß diese Erwerbsgesellschaften auch die staatlichen Hoheitsrechte ausübten und dadurch in ein mißliches Verhältnis zu ihren Konkurrenten gerieten, wie das in Neu-Guinea und in Ostafrika der Fall gewesen ist. Dieser Umstand mag auch mit dazu beigetragen haben, auf größere Beteiligungen des deutschen Kapitals entmutigend einzuwirken.

Unter dem General von Caprivi galt bekanntlich der Grundsatz: „Je weniger Afrika, desto besser.“ Der Verkauf Südwestafrikas wurde ernstlich erwogen, weil niemand da war, der den Besitz zu erschließen und zu verwerten vermochte. Die Abneigung des Generals gegen den Kolonialbesitz hatte sich schon in der Zeit bekundet, wo er noch Chef der Admiralität war und sei es für militärisch-politische Zwecke, sei es für dringende Vermessungsarbeiten niemals ein Schiff von ihm zu erhalten war. Fürst Hohenlohe faßte den Kolonialgedanken richtiger und wohlwollender auf, es fehlten ihm aber die Organe für die Durchführung. Erst der jetzige Reichskanzler trat der kolonialen Arbeit im vollen Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung wieder näher, aber ein volles, nie wieder einzubringendes Jahrzehnt war inzwischen ungenutzt darüber hingegangen. Die ganze Zeitentwicklung hatte einerseits die Notwendigkeit für Deutschland dargetan, sich Exportmärkte für die Erzeugnisse seiner Industrie zu sichern, andrerseits den Anbau der von ihm zu importierenden Rohprodukte auf eignem Gebiete zu entwickeln. Zugleich trat auch die ideale Bedeutung des Kolonialgedankens für unser innerpolitisches Leben entscheidend in den Vordergrund. Dasselbe Südwestafrika, das General von Caprivi an die Engländer verkaufen wollte, mußte mit einem ungeheuern Aufwand von materiellen Mitteln und mit Strömen deutschen Blutes gegen einen großen, auch heute noch nicht beendeten Aufstand verteidigt werden, unter den denkbarsten Schwierigkeiten für die Armee, deren Leistungen, sowohl die der Offiziere wie die der Mannschaften, die höchsten Erwartungen fast noch übertroffen und unter schmerzlichen Verlusten den Beweis gebracht haben, daß der Heldenmut der Väter, ihre Pflichttreue, ihre Opferwilligkeit in vollem Maße auf die heutige Generation übergegangen sind.

Von dem Augenblick an, wo sich an der leitenden politischen Stelle der Wille bekundete, Deutschlands Kolonialbesitz mit fester Hand zu entwickeln und zu pflegen, nahm die Neigung des deutschen Kapitals, die Kolonien auszubauen, in erfreulichem Maße zu, die schnelle Entwicklung von Tsingtau durch die Marine weckte bei der obersten Kolonialbehörde einen ersprießlichen Wetteifer. Mag nun immerhin das Bestreben des Reichstags, die Kolonialverwaltung von vorhandnen Schlacken zu reinigen, anerkennenswert sein, so darf das doch nicht soweit ausarten, die Verwaltung sowie ihre Organe in Afrika in übertriebner Weise zu diskreditieren und in dem Augenblick, wo durch die Errichtung eines selbständigen Kolonialamts eine neue Ära der kolonialen Arbeit bezeichnet werden soll, dieser Verwaltung die größten

Schwierigkeiten in den Weg zu legen, aus Gründen, die nicht immer ganz lauterer Natur sind. Der Abgeordnete Erzberger, das enfant terrible der Zentrumsfraktion, ist dabei so weit gegangen, daß er von dem Führer der Partei, dem Abgeordneten Spahn, öffentlich desavouiert worden ist, mit welchen Folgen, steht noch dahin. Aber es scheint sich immer mehr zu bestätigen, daß in der Zentrumsfraktion eine starke Strömung vorhanden ist, die ein selbständiges Kolonialamt mit dem Prinzen Hohenlohe an der Spitze ablehnt oder aber die Zustimmung von Bedingungen abhängig macht, die für die Regierung unannehmbar sind. Sobald der Reichskanzler fest und entschlossen erklärt, die Verantwortlichkeit für die Kolonialverwaltung ohne ein selbständiges Kolonialamt mit einem Kolonialsekretär an der Spitze nicht weiter tragen zu können, wird er auch diesen Widerstand brechen, der sich vielleicht weniger in Herrn Erzberger als in solchen Strömungen innerhalb der Kolonialverwaltung konzentriert, die Grund haben, sich der festen Leitung einer selbständigen Hand möglichst zu entziehen. *§*

Johannes Müller. Zu den Männern unsrer Zeit, die so eifrig die Tür zum wahren Glück, zum wahrhaft menschlichen und darum wahrhaft göttlichen Leben suchen, gehört Dr. Johannes Müller. Er glaubt in der Losung „persönliches Leben" den Schlüssel gefunden zu haben, gibt „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" heraus, und die starken Auflagen der kleinen Bücher, die er veröffentlicht, beweisen, daß sich ein Jüngerkreis um ihn gesammelt hat. Der macht ihm bange. Wie er in dem Buche „Von den Quellen des Lebens" (München, C. H. Beck, 1905) sagt, fürchtet er, die Leser möchten sich aus seinen Worten eine Lebenstheorie zurecht machen, um sich nach ihr bei jedem Schritt zu richten. Aber theoretisieren und reflektieren sei gerade das größte Hindernis für den, der sich selbst finden wolle. Beim Leben nach Vorschrift könne nichts ursprüngliches herauskommen. „Woran uns liegt, ist das genaue Gegenteil einer solchen Dienstbarkeit unter theoretischen Vorlagen [und Vorschriften]. Wir wollen, daß das freie Leben unsers Selbst mit seinen unmittelbaren Äußerungen in uns erwache, wir wollen, daß unser Genius in uns lebendig werde und uns in jedem Augenblick sage, was wir zu tun haben [wobei zu fragen wäre, wie viel Menschen einen solchen Genius haben mögen], wir wollen instinktiv das für uns Richtige treffen. Deshalb steht über dem Eingang zu diesem Leben das Wort: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in sein Reich kommen." „Die Bergpredigt" (in demselben Verlag) ist ein beachtenswerter Versuch, diese Magna Charta der Christenheit vor dem Schicksal zu bewahren, dem sie so oft verfallen ist, entweder philisterhaft verwässert oder in Tolstois Weise für Torheiten gemißbraucht zu werden. „Beruf und Stellung der Frau" enthält nicht gerade Neues, aber Schönes und Nützliches. Den Standpunkt des Verfassers mögen zwei Stellen andeuten. „Die Anschauung, daß durch eine ideale Neuordnung der Dinge, wenn sie überhaupt durch Verordnungen und Maßregeln eingeführt werden kann [könnte!], die Menschen zu der Höhe ihrer Bestimmung geführt werden können [könnten], ist ein Irrtum und ein Verhängnis, das lähmt und den Menschen verführt, den Angelpunkt seines Geschicks wo anders zu suchen als in sich selbst. Wir finden diese Grundtäuschung in der Frauenbewegung ebenso wie im Sozialismus." „Zwischen Prüderie und verwilderter Sinnlichkeit ist die naive Keuschheit so sehr verloren gegangen, daß man auf beiden Seiten erklärt, sie sei überhaupt nicht möglich. Das ist aber nicht wahr, sondern für jeden gesunden und natürlichen Menschen ist sie das Nächstliegende."



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 13

Ausgegeben am 29. März 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Die Bedeutung des Adels für unsre Armee

Mehr noch als der Verlauf des Krieges in der Mandschurei hat neuerdings die Revolution in Rußland gezeigt, daß dort ein Offizierkorps fehlt, das in jeder Hinsicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Soll ein Offizierkorps den schwierigen Anforderungen genügen, die die Erziehung und die Führung heutiger Volksheere stellen, soll es eine Autorität haben, die auch in den schwierigsten Lagen sowohl gegen den äußern wie gegen den innern Feind felsenfest steht, so muß es nicht nur körperlich und geistig frisch und gesund sein, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht auf der Höhe stehn. Das letzte aber trifft für die Masse des russischen Offizierkorps nicht zu, und hierdurch erklärt sich zum Teil sein Versagen bei den vielen Soldatenmeutereien. Allerdings haben hierbei auch andre Umstände mitgesprochen. Es kann nicht wundernehmen, daß auch das Offizierkorps von dem unreifen, mit weichlichen, falsch verstandnen humanitären Gedanken durchsetzten politischen Radikalismus, wie er in den weitesten Kreisen des Adels und in der gesamten russischen Intelligenz herrscht, erfüllt ist, und es wäre ungerecht, den Einzelnen für die schlaffe Auffassung einer ganzen Klasse verantwortlich zu machen. Darum aber steht für uns doch fest, daß wo in einem Offizierkorps hochgespanntes Ehrgefühl und die männliche Auffassung herrschen, nach der das eigne Leben nichts gilt gegen das Gebot der Pflicht, für den Soldaten der Weg zur Meuterei nur über die Leichen der Offiziere führt. Eine so hohe Pflichtauffassung aber wurzelt nur in den Söhnen solcher Kreise, in denen unbedingte Ergebenheit an das Herrscherhaus von alters her lebendig ist.

Man wird einwenden, daß die preußische Armee von 1806, obwohl sich ihr Offizierkorps solcher Ergebenheit rühmte, dennoch geschlagen worden ist. Auch haben wir ja schon im Reichstage die Ankündigung vernommen, daß sich die berufsmäßigen Anfeinder unsers Offizierkorps die willkommne Gelegenheit des hundertjährigen Gedenktages von Jena und Auerstädt nicht entgehn lassen werden, über die sogenannte Junkerarmee von damals herzuziehn. Diese ist ja häufig auch von national gesinnten, ehrlich liberalen Geschichtschreibern

geflissentlich als das Gegenteil von der Armee des Befreiungskrieges hingestellt worden. Daß aber auch ein Scharnhorst bei aller seiner Tüchtigkeit, ja sogar das größte Genie nicht binnen sechs Jahren einen solchen vollkommnen Wandel in einer Einrichtung hervorbringen konnte, die auf der Tradition von Jahrhunderten fußt, das wurde übersehen, denn leicht beieinander wohnen bekanntlich die Gedanken, auch in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse, wenn diese tendenziös betrachtet werden.

Wie sehr man dem geschmähten Offizierkorps der alten preußischen Armee Unrecht getan hat, beweist allein schon der Umstand, daß von den Offizieren der Armee von 1806 noch $54^{2}/_{3}$ vom Hundert im Frühjahr 1813 in den Reihen der aktiven Armee standen.*) In diese Zahl sind noch nicht die ehemaligen Offiziere eingerechnet, die eine Wiederanstellung bei der Landwehr fanden. Hier überwogen sie bei vielen Kavallerieregimentern durchaus, und auch bei der Infanterie waren sie zahlreich vertreten. Mit wenig Ausnahmen waren die Stabsoffiziere, ohne Ausnahme die Regimentskommandeure auch bei der Landwehr ehemalige Berufsoffiziere. Es verdient immer wieder hervorgehoben zu werden, daß die Aufstellung der umfangreichen Neuformationen, die die Armee im Jahre 1813 von 42000 auf 271000 Mann brachten, ohne die zahlreichen frühern Offiziere der alten Armee ganz undenkbar gewesen wäre. Die so oft in einen Gegensatz zur Linie gebrachte Landwehr dankte es tatsächlich nur dem Offizierkorps der alten Armee, daß sie 1813 so bald im Felde verwendbar wurde und an der Befreiung des Vaterlandes tätigen Anteil nehmen konnte.

Das Offizierkorps von 1806 war im ganzen genommen ein adliches, immerhin waren 661 Offiziere, etwa 9 vom Hundert bürgerlich, sehr viel mehr aber waren bürgerlicher Herkunft, denn es war damals wie jetzt üblich, verdienten höhern Offizieren den Adel zu verleihen. Hat doch Scharnhorst bei seinem Übertritt aus hannoverschen in preußische Dienste die Verleihung des erblichen Adels ausdrücklich zur Bedingung gemacht. Die Adelsfrage bei dem damaligen preußischen Offizierkorps darf überhaupt nicht von der allgemeinen Entwicklung des deutschen Adels getrennt werden. Da Familienname und Besitz bei uns nicht wie in England allein dem ältesten Sohne zufielen, hatte man sich, nicht zum Vorteil des Ansehens des adlichen Standes, frühzeitig an den Begriff des besitzlosen Edelmanns gewöhnt, der zu seinem Unterhalt Herren- und Kriegsdienste suchte. Neben die Abkömmlinge der landsässigen Geschlechter des niedern Adels trat dann in beständig wachsender Zahl der Briefadel, der sich mit ihm zu einem Schwertadel verschmolz. Dieser war sonach jedenfalls nur zum geringen Teil eigentlich junkerhaften Ursprungs. Wir finden ihn in den Landsknechthaufen zu Ausgang des Mittelalters und bei den Söldnerheeren des Dreißigjährigen Krieges vielfach vertreten. Dort suchte und fand die alte ritterliche Kampflust des Adels in neuer Form Betätigung.

*) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands. Beiheft 10 zum Militärwochenblatt 1901.

Neben dem General aus fürstlichem Stande und dem Edelmann treffen wir in den Offizierstellen auch Leute niedrer Herkunft, Glücksritter jeder Art, und sogar in den Generalsstellen Leute, die sich vom Gemeinen heraufgearbeitet hatten, wie Derfflinger und Johann von Werth. Die wirren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges haben noch lange nachgewirkt. Das Offizierkorps der brandenburgisch-preußischen Truppen unter dem Großen Kurfürsten und unter König Friedrich dem Ersten war zum Teil ähnlich zusammengesetzt. Erst unter Friedrich Wilhelm dem Ersten trat Wandel ein. Der König nötigte seinen Adel, der bis dahin vielfach fremde Kriegsdienste vorgezogen hatte, zum Eintritt in das heimische Heer. Er bildete sich dadurch ein nationales Offizierkorps von ritterlicher Gesinnung heran und verknüpfte zugleich das Interesse der adlichen Geschlechter des Landes auf das engste mit dem Heere. Damit wies er seinen Adel auf eine kriegerische Ruhmesbahn, wie sie kein Adel eines andern Landes aufzuweisen hat. Die Verdienste der Träger der Krone und der alten Geschlechter der Monarchie um die Großmachtstellung Preußens und dadurch mittelbar auch um die Errichtung des heutigen Deutschen Reiches sind auf das innigste miteinander verwachsen. Die hervorragenden Leistungen des Adels der alten preußischen Provinzen, der während des Siebenjährigen Krieges in großer Zahl seine Söhne dem Staate aufopferte, können nicht genugsam anerkannt werden. Es wäre also eines großen Volkes würdiger, statt, wie es vielfach geschieht, sich darüber zu ereifern, daß die Nachkommen dieser zum Teil immer noch die ersten Stellen im Heere bekleiden, das als einen ganz natürlichen Ausdruck königlicher Dankbarkeit zu betrachten.

Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten bildete sich eine wirkliche königliche Kriegsherrlichkeit im heutigen Sinne. Jetzt erst traten die Offiziere zum König in ein besondres persönliches Verhältnis, das an das mittelalterlicher Gefolgsleute zu ihrem Dienstherrn erinnert. Der König selbst betrachtete sich als den ersten Offizier seiner Armee. „Bürgerliche Elemente waren keineswegs ausgeschlossen, aber dem Stande als Ganzem, sagt Erdmannsdörfer, wurde der Charakter bevorzugter ritterlicher Vornehmheit aufgeprägt, der ihm seitdem geblieben ist."

Diese ritterliche Vornehmheit des Standes im ganzen hinderte jedoch nicht, daß in der preußischen Armee vielfach unbekannte Namen auftraten, wie das der damalige Brauch, die Armeen öfter zu wechseln, mit sich brachte. Es sind Namen, die häufig sehr bald wieder aus der Rangliste verschwinden. Der Stammbaum auch manches adlichen Offiziers der Armee von 1806 würde einer strengen Probe schwerlich standhalten. Man nahm es in jener Zeit nicht so genau; der Offizier wurde als Edelmann auf Grund seiner vorgelegten Papiere übernommen; ein Heroldsamt, das Nachprüfungen hätte vornehmen können, bestand noch nicht. War doch auch Gneisenaus und Yorks adliche Abstammung keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

Wenn man unter „Junkern" die Söhne landgesessener preußischer, insbesondre ostelbischer Geschlechter versteht, so konnte die alte preußische Armee ein „junkerhaftes" Gepräge schon deshalb nicht haben, weil in ihr eine große

Zahl von Deutschen aus dem Reich — allein 25 vom Hundert aller Regimentschefs und Kommandeure der Infanterie, 20 vom Hundert solcher der Kavallerie waren keine gebornen Preußen*) — sowie Offiziere französischer und polnischer Abstammung dienten. Sonach war schon damals das Offizierkorps der Armee, was seine Herkunft anlangt, keineswegs einheitlich zusammengesetzt, nicht anders als heute, aber wie heute stand es auch schon damals in dem Verhältnis persönlicher Gefolgschaft zu seinem königlichen Kriegsherrn, war es umschlossen durch das feste Band der Kameradschaft, fußte es auf der gemeinsamen Grundlage strenger Ehrbegriffe. Nicht das Versagen des Offizierkorps hat das Unglück von 1806 verschuldet, sondern das Versagen der höhern Führung, die veralteten Anschauungen über den Krieg überhaupt, die einem Napoleon gegenüber nicht mehr standhielten. Die ehrenvollen Verluste, die während des Krieges 1806/07 auf 15½ vom Hundert des Bestandes des Offizierkorps anzunehmen sind, bezeugen genügend, daß es seine Schuldigkeit vor dem Feinde getan hat.

Daß die Herkunft der Mitglieder des Offizierkorps von 1806 nicht dieselbe war wie heute, daß der höhere Bürgerstand damals wenig in der Armee vertreten war, lag an der friderizianischen Staatsordnung mit ihrer Abschließung der Stände gegeneinander, die im höhern Bürgerstande den Gedanken, die Offizierlaufbahn einzuschlagen, gar nicht erst aufkommen ließ. „Noch fehlte auch dem Bürgertum ein kräftiges Selbstbewußtsein, noch hatten seine Söhne nicht gelernt zu befehlen, noch trugen sie so gar kein Verlangen, im Heere dem Vaterlande zu dienen. Das tägliche mechanische Einerlei und die Strenge des Friedensdienstes, die stete Kontrolle, die fehlende Sicherheit der spätern Versorgung, die ungeheuern Strapazen des Feldlagers haben das gebildete Bürgertum nicht gelockt.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Paul Liman in seinem Buche: Hohenzollern die damalige Auffassung der gebildeten nichtadlichen Kreise. In ihnen liegt aber zugleich eine hohe Anerkennung für die Mannhaftigkeit des Adels jener Zeit. Die Bürgerlichen finden sich, der friderizianischen Überlieferung gemäß, bis zum Jahre 1806, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, nur bei bestimmten Truppenteilen: bei den für Ersatz- und Besatzungszwecke bestimmten dritten Musketierbataillonen, bei den Füsilierbrigaden, den Jägern und den Husaren sowie bei der Artillerie und im Ingenieurkorps. König Friedrich bestand, was den Offiziersersatz anlangt, streng auf der Überlieferung. Er hatte im Siebenjährigen Kriege genugsam erfahren, was er in den alten, von seinem Vater überkommnen Regimentern besaß, und diesen jederzeit den Vorzug vor seinen eignen Neubildungen gegeben. Er wußte, was der Korpsgeist für die Leistungen einer Truppe vor dem Feinde bedeutete, was sein adliches Offizierkorps galt, das, wie er sich ausdrückte, „auf alle Art meritiret, conserviret zu werden“ wert war. Dieser Eindruck war beim Könige so stark, daß von der Auflösung der nur für die Dauer des Krieges errichteten Freibataillone nicht nur die Abenteurer aller Länder, die als Offiziere den Ruf dieser Truppen schwer geschädigt hatten, getroffen wurden, sondern auch zahl-

*) Kunhardt v. Schmidt, a. a. O.

reiche vortreffliche Offiziere, Söhne guter bürgerlicher Häuser, die aus Begeisterung für den Heldenkönig die Hörsäle der Universitäten und die obern Gymnasialklassen verlassen hatten, um bei den Freitruppen einzutreten. Sie konnten froh sein, wenn sie bei den Garnisontruppen Anstellung fanden.

Bei solcher Denkweise des großen Friedrichs war es nicht zu verwundern, daß die Armee von 1806, was den Offiziersersatz anlangt, im wesentlichen noch dasselbe Gepräge hatte, das ihr Friedrich Wilhelm der Erste gegeben, und das sein Sohn unverändert gelassen hatte. So einseitig uns jetzt diese Denkweise erscheinen mag, so hatte sie doch der damaligen Zeit entsprochen, wenn sie auch für das Jahr 1806 schon als überlebt bezeichnet werden muß. Die Grundlage, auf der das Offizierkorps der alten preußischen Armee ruhte, hatte sich bis dahin als außerordentlich dauerhaft erwiesen. In einem längern Kriege verschmelzen sich die Unterschiede in der Erziehung. Vor dem Feinde verschafft sich mannhafte Tüchtigkeit sofort Geltung. So erklärt sich das schnelle Emporsteigen von Männern der untern Grade, darunter auch solcher niederer Herkunft. Verborgne militärische Talente entwickeln sich dann wohl ungeahnt rasch. Es ist aber etwas andres, in langandauerndem Frieden die Pflichten des Offizierstandes zu tragen, von deren Ernst und Schwere sich außerhalb stehende nur selten einen richtigen Begriff machen, als im Felde unter außerordentlichen Antrieben kühn zu handeln. Darin liegt mit die Erklärung für die Leistungen der jungen Generale in den Revolutionskriegen und unter Napoleon. Allerdings darf hierbei nicht außer acht gelassen werden, daß es in der französischen Armee vor dem Ausbruch der Revolution unter den Unteroffizieren und Mannschaften eine große Zahl von Leuten aus bessern Familien und von einiger Bildung gab. Es waren junge Menschen, die wegen leichtsinniger Streiche oder aus andern Gründen in die Armee geraten waren. Sie fühlten sich durchaus befähigt, Offizierstellen auszufüllen, und waren sofort bereit, sie einzunehmen, wo sich das Offizierkorps ablehnend gegen die Revolution verhielt. Andrerseits sind dann allerdings unter Napoleon die Mängel dieser Troupiers sehr deutlich hervorgetreten. Über ein homogenes, geschultes Offizierkorps verfügte er nicht, und er empfand das gegen Ende seiner Laufbahn bitter. Übrigens ist es bezeichnend, daß die von Glück und von Verdienst getragnen französischen Generale und Marschälle des ersten Kaiserreichs nur allzu bald aristokratische Gewohnheiten annahmen und sich, was für Mitglieder einer Geburtsaristokratie nicht nötig ist, von ihren im Avancement zurückgebliebnen Kameraden absonderten. Bei den „Soldaten von Fortune“ aus älterer Zeit kann man dieselbe Wahrnehmung machen. Auch Derfflinger hat Sorge getragen, sich rechtzeitig durch Verheiratung mit einer adlichen Dame in einen begüterten Landedelmann umzuwandeln. Dieser antidemokratische Zug ist ganz natürlich, denn von dem Wirken in einer höhern Kommandostelle ist nun einmal eine gewisse Förmlichkeit des Auftretens und die Wahrung der äußern Würde unzertrennlich. Napoleon bezeichnete das als Charlatanerie du commandement und hielt diese für unentbehrlich. In der ihnen angebornen und anerzognen Sicherheit und Vornehmheit des Auftretens beruht zum großen Teil auch der Vorzug fürstlicher Heerführer.

Wo in siegreichen Kämpfen Generale und ganze Offizierkorps improvisiert worden sind, zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß sie ihre Erfolge doch ganz wesentlich Eigenschaften verdanken, die von unsern Königen seit Friedrich Wilhelm dem Ersten jederzeit als die Grundbedingungen eines brauchbaren Offizierkorps hingestellt worden sind. Der Führer der Parlamentsarmee gegen Karl den Ersten von England war anfänglich Lord Essex, und Cromwell, der spätere Lordprotektor, entstammte ebenso wie Hampden und die übrigen Rebellenführer einem angesehenen Geschlechte der Gentry. Seine gefürchteten Eisenreiter aber waren Freibauern von so viel Vermögen, daß sie keinen Sold zu nehmen brauchten. Es wäre sonach durchaus verfehlt, für die Parlamentsarmee der englischen Revolution das demokratische Prinzip in Anspruch nehmen zu wollen. Von Cromwell sagt Ranke: „Sobald die Anhänger seiner Partei eine Richtung einschlugen, welche die bürgerlichen Zustände und das soziale Leben bedrohten, fanden sie in ihm ihren größten und wirksamsten Feind.... Mitten in den Ruin der politischen und kirchlich-politischen Autoritäten stellte sich Cromwell als der Beschützer der sozialen Zustände, des Eigentums, des bürgerlichen Rechts, der niedern Geistlichkeit auf."

Ein andrer großer Rebell und improvisierter General der angelsächsischen Rasse, George Washington, hat sich hundertdreißig Jahre später ebenfalls von den demokratischen Strömungen seines Landes fernzuhalten gewußt und dadurch die Organisation seiner kleinen Armee gefestigt. Er riet ausdrücklich, nur Gentlemen als Offiziere anzustellen. Und abermals fünfundachtzig Jahre später hat unter Lees Führung die konföderierte Armee von Nordvirginien im amerikanischen Bürgerkriege lange Zeit gegen die weit überlegne Armee der Nordstaaten mit ihren reichen Mitteln das Feld behauptet. Dieses war vor allem der überlegnen Geschicklichkeit Lees und der übrigen Generale der Südstaaten zu danken, dann aber dem Umstande, daß die weit überwiegende Zahl gedienter Offiziere der Unionsarmee dem Süden entstammte und deshalb für ihn Partei ergriff. Endlich aber kam im Süden der militärisch-hierarchischen Gliederung innerhalb der neuen Armee zu Hilfe, daß es eine herrschende Klasse von größern und von kleinern ländlichen Grundbesitzern gab, die die Offizierstellen besetzte, während die besitzlosen Weißen das Soldatenmaterial stellten. Die Mahnung Washingtons konnte deshalb im Süden besser berücksichtigt werden als im Norden. Bei den Konföderierten wurden die Offizierstellen tatsächlich zum größten Teil mit Gentlemen besetzt.

Wir haben staunend erlebt, daß sich Japan im Verlauf weniger Jahrzehnte aus einem mittelalterlichen Feudalstaat in eine moderne Großmacht umgewandelt, und gesehen, daß sich seine Armee durchaus auf der Höhe der heutigen Anforderungen gezeigt hat. So einzig dastehend diese völlige Umwandlung auch ist, so darf bei den militärischen Leistungen der Japaner doch nicht übersehen werden, daß auch in ihrem neugeschaffnen Heere die Bedingungen für die Heranbildung eines guten Offizierkorps sehr günstig lagen, nämlich durch das Vorhandensein eines Ritterstandes, der alten Samuraigeschlechter, deren Söhnen der weitaus größte Teil des Offizierkorps entstammt. Die überlieferten ethischen Grundsätze der Samuraikaste mit ihren strengen Be-

griffen von der Vasallentreue, ihre Erziehungsgrundsätze, die auf Charakterbildung, unbedingte Selbstbeherrschung, gute Sitte und Stählung des Körpers den Hauptwert legten, diese Erbteile der ältern Zeit haben bis auf die Schlachtfelder der Mandschurei nachgewirkt. Japan wird jetzt zeigen müssen, daß es sich auch dauernd diese Vorzüge eines aristokratischen Offizierkorps zu erhalten weiß. Auf ein solches paßt, was Paul Liman in andrer Gedankenverbindung sagt: „Die Gewöhnung zu herrschen und die Dinge von oben zu sehen, wird der im vornehmen Hause geborne leichter besitzen als der andre, der selbst der Masse entstammt. . . . Auch die Mittelmäßigkeit wird durch die Kraft und den Schimmer der Tradition getragen.“ Tocqueville bedauert in seinem Buche L'ancien régime et la révolution, daß der alte Adel Frankreichs durch die Revolution vernichtet worden sei. Er habe bei aller Verkommenheit immer noch einige der großen Eigenschaften seiner Ahnen gezeigt. „Eine Klasse, die durch Jahrhunderte an erster Stelle gestanden hat, ist von edelm Stolz und natürlichem Vertrauen in ihre Kraft erfüllt, sie ist so sehr daran gewöhnt, aller Blicke auf sich gerichtet zu fühlen, daß sie der widerstandsfähigste Teil des Gemeinwesens ist. Sie hat nicht nur männliche Gewohnheiten, sie vermehrt durch ihr Beispiel auch die Männlichkeit der übrigen Klassen.“ Das ganze Geheimnis der Wirksamkeit aristokratischen Wesens im weitesten und besten Sinne genommen ist in diesen Worten enthalten.

Freilich, das adliche französische Offizierkorps des ancien régime hat solche männliche Gewohnheiten nicht gezeigt, vielmehr sich als gänzlich unfähig erwiesen, seine Autorität zu bewahren. Die ihm anhaftenden Schäden hatten sich jedoch schon lange vor Ausbruch der Revolution bemerkbar gemacht, sie zeigten sich in Frankreich überall, auch außerhalb der Armee. Über die Zustände zu Beginn des Siebenjährigen Krieges sagt Camille Rousset in seinem Buche Le comte de Gisors: „Von 1748 bis 1756 hatte Frankreich in einem beispiellosen Wohlstande gelebt, in einer unerhörten Häufung geistiger und sinnlicher Genüsse; die ganze Gesellschaft hatte sich dabei entnervt und die Armee mit ihr.“ Über dem französischen Offizierkorps stand nicht wie in Preußen die Kriegsherrlichkeit des Königs mit unumschränkter Machtbefugnis, vielmehr hatte sich das Königtum eines großen Teils seiner Rechte zugunsten der Regimentsinhaber und dadurch, daß es den Stellenkauf zuließ, begeben. Die Regimentsinhaberstellen fielen dem reichen Hofadel zu, der durch ihren Kauf schon in jungen Jahren in die höhern Stellen einrückte, die mittlern und niedern, zum größten Teil ebenfalls käuflichen Offizierstellen nahm der unbemittelte Landadel ein, dessen Mitglieder im Dienste höchstens den Grad eines Oberstleutnants und das Ludwigskreuz erlangen konnten. Jedes höhere Streben war ihnen von Hause aus abgeschnitten. Bei der schlechten Finanzwirtschaft war es ein beliebtes Mittel, leere Staatskassen durch die Vergebung neuer Offizierstellen zu füllen. Kam ohnehin nach dem Etat schon ein Offizier auf 13 Mann, so wurde dieser Etat noch weit überschritten. Im Jahre 1789 hatte die Armee allein 1171 Generale.

Das französische Offizierkorps, wie es bei dem Ausbruch der Revolution beschaffen war, hatte keine Fühlung mit den Mannschaften. Sich um deren Er-

ziehung zu kümmern, lag nicht in seiner Gewohnheit. Der Versuch, sich bei dem Beginn der Revolution den Mannschaften zu nähern, wurde deshalb von diesen als Schwäche ausgelegt. Die Autorität des Offizierkorps schwand mehr und mehr. „Die Offiziere wagten nicht mehr zu befehlen und zu bestrafen, sie suchten durch Zureden und Bitten ihre Leute in Schranken zu halten und mußten glücklich sein, wenn es ihnen gelang, wenigstens die gröbsten Exzesse zu verhüten. Aber ihr Ansehen sank bei diesem Lavieren natürlich immer tiefer in demselben Grade, als der Geschmack des Soldaten an der Ungebundenheit sich steigerte." Mehrfach kamen die politischen Gegensätze in blutigen Straßenkämpfen der Regimenter untereinander zum Austrag. Die Regierung selbst aber unternahm „das gefährliche Manöver, der Revolution gegenüber Truppen zu konzentrieren, ohne sie zu gebrauchen" (Blume, Die Armee und die Revolution in Frankreich). Wer würde hier nicht an die Vorgänge erinnert, wie sie sich eben jetzt in Rußland abspielen! Wenn es Taine in seinem Buche Les origines de la France contemporaine. La révolution, I, als einen besonders rührenden Zug der französischen Offiziere bezeichnet, sie hätten sich wie brave Wachthunde von einer wildgewordnen Herde unter die Füße treten oder auf die Hörner spießen lassen, ohne zu beißen, und sie wären bis zuletzt auf ihrem Posten geblieben, wenn sie nicht verjagt worden wären, so zeigt das eine Verkennung des Wesens der einem Offizier zukommenden Handlungsweise, wie sie ärger nicht gedacht werden kann. Es war der weichlich-philanthropische Zug, wie er die Aufklärungsliteratur jener Zeit durchweht, der es hatte dahin kommen lassen, daß sich ganze Offizierkorps ohne Gegenwehr verjagen ließen.

Die Armee des alten Frankreichs kann man sonach mit der des alten Preußens in keiner Weise vergleichen. Hier floß schon vor 1806 dem Offizierkorps immer hinreichend frisches Blut zu. Schon das fortwährende Einrücken neuer Familien in den Adelsstand und somit auch in das Offizierkorps wirkte bei der im Vergleich zu heute so viel kleinern Armee günstig. Nicht erst die Ereignisse des Jahres 1806 haben die neue Zeit angebahnt, sie kündete ihr Nahen schon vorher an. Scharnhorst ist nicht erst durch das Unglücksjahr in die Höhe gekommen, sondern er genoß schon früher großes Ansehen in der Armee. In den verschrienen Zeiten der Reaktion, während der langen Friedensjahre, die auf die Befreiungskriege folgten, standen hintereinander zwei Männer bürgerlicher Geburt in der hohen Stellung des Chefs des Generalstabs der Armee, der ehemalige Ingenieurgeograph Krauseneck, dem der Adel erst 1840 mit der Verleihung des Schwarzen Adlerordens zufiel, und der einstige Regimentsschreiber Reyher, ein Beweis, daß in Preußen wahrhaftem Talent der Weg zu den höchsten Stellen der Armee, unbekümmert um die adliche Geburt, schon lange offen gestanden hat. Eine streng abgeschlossene junkerhafte Einrichtung ist unser Offizierkorps nicht, wenn auch das Wesen eines Gentleman für seine Mitglieder als unbedingte Forderung gilt, wir es sonach allerdings in diesem Sinne mit einer aristokratischen Einrichtung zu tun haben. Es muß als ein besondres Glück betrachtet werden, daß die nach dem Tilsiter Frieden beginnende Reorganisation unserm Offizierkorps, im Gegensatz zu denen andrer

Armeen, diesen Charakter durchaus gewahrt hat. Indem das Offizierkorps nach dem Tilsiter Frieden jedem seine Reihen öffnete, der den Nachweis genügender Bildung und Dienstkenntnis brachte, blieb doch die vorherige Wahl durch das Offizierkorps des Truppenteils die Bedingung für die königliche Ernennung zum Offizier; die Offizierkorps wurden damit selbst für ihren Ersatz verantwortlich gemacht.

Eine verschiedne Behandlung adlicher und bürgerlicher Offiziere, wie immer wieder behauptet wird, besteht bei uns nicht, sie kann gar nicht bestehn, denn der Adel hat nur noch das Vorrecht zur Führung des Adelsprädikats. Die Vermischung der frühern Stände ist schon viel zu weit vorgeschritten, als daß dem Adel eine wirkliche Bevorzugung in der Armee zuteil werden könnte. Die Allerhöchste Kabinettsorder vom 29. März 1890 schreibt nur vor, daß die Fahnenjunker Kreisen entnommen werden sollen, in denen der Adel der Gesinnung zuhause ist. Sie betont ausdrücklich, daß die Söhne ehrenwerter bürgerlicher Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt werden, einen durchaus geeigneten Offizierersatz geben. Vereinigungen innerhalb des Adels, wie sie der Johanniterorden oder die Deutsche Adelsgenossenschaft darstellen, können deshalb immer nur idealen Zielen, niemals der Wiederherstellung eines abgeschlossenen Adelsstandes dienen. Sie stiften Gutes in ihrer vorzugsweise der Wohltätigkeit zugewandten Art, für die Armee aber gibt es nur die Ritterschaft des Schwertes, zu der jeder Offizier gehört.

Wenn gleichwohl ausschließlich adliche Offizierkorps bestehn, so liegt darin keine absichtliche Zurücksetzung für Bürgerliche. Hier spricht die Überlieferung, wie sie sich bei verschiednen Regimentern ausgebildet hat, wesentlich mit, und daß man solche Überlieferung nicht gering achten darf, erkennt u. a. das Exerzierreglement für die Infanterie ausdrücklich an, wenn es an die Spitze des Abschnitts „Gefecht des Regiments" die Worte setzt: „Das Regiment ist durch seine Geschichte, durch die Einheitlichkeit seiner Ausbildung, die Zusammengehörigkeit seines Offizierkorps . . . ganz besonders für die Durchführung einheitlich ihm zuzuweisender Gefechtsaufgaben geeignet. Im Regimentsverbande wird der Trieb zum Zusammenwirken am allerlebendigsten sein." Der hohe Wert, den König Friedrich auf die Entwicklung eines gesunden Korpsgeistes legte, kann uns nur in der Überzeugung von dem Werte der Tradition bestärken, wenn auch die strengen Anschauungen des Königs für unsre Zeit nicht mehr passen. Nur wenn es ein Regiment mit ausschließlich adlichem Offiziersersatz nicht als sein schönstes Vorrecht betrachten würde, das denkbar Beste zu leisten, könnte man von einem Übelstande sprechen. Es mag vorkommen, daß in einem solchen Offizierkorps eines oder das andre seiner jüngern Mitglieder zur Überhebung neigt, aber im Grunde ist das gewöhnlich nur ein harmloser Auswuchs. Der sogenannte Gardeton ist immer nur eine vereinzelte Erscheinung gewesen und heute vollends eine bloße geschichtliche Reminiszenz, die sich wohl noch in Witzblättern, nicht aber im Leben vorfindet. Der jetzige überaus rege Dienstbetrieb und seine mehr und mehr feldmäßige Gestaltung läßt für dergleichen Albernheiten keinen Raum. Einfache und ungezwungne

Umgangsformen sind ein Kennzeichen guter Erziehung, man kann sie deshalb auch ganz besonders im Offizierkorps finden, und sie kontrastieren auf das vorteilhafteste mit der übertriebnen Förmlichkeit, wie sie sich häufig in Beamtenkreisen breit macht. Schon vor Jahren ist in den Grenzboten darauf hingewiesen worden, wie gekünstelt sich die studentischen Begrüßungsformen im Vergleich zu der zwanglosen kameradschaftlichen Art, wie sie bei Offizieren herrscht, ausnähmen. Wenn früher in dem preußischen Offizier eine gewisse Steifheit herrschte, so hat die Berührung mit den Süddeutschen diese seit dem Kriege 1870/71 jedenfalls sehr zurückgedrängt. Soldatische Straffheit im Wesen aber wird sich unser Offizierkorps hoffentlich für immer bewahren, denn wohin saloppe Manieren führen, hat sich gerade letzthin in Rußland recht deutlich gezeigt.

Die sogenannten bevorzugten Regimenter haben an unsern empfindlichen Offizierverlusten in Südwestafrika einen reichen Anteil. Dort hat nicht nur die preußische Armee, sondern das gesamte deutsche Heer sein Kontingent gestellt, ein Gegensatz zwischen adlichen und bürgerlichen Offizieren aber ist nirgends zutage getreten. Wo in bevorzugten Stellen der Armee Angehörige alter Offizierfamilien standen, haben sie sich bisher immer bewährt, wie das völlig natürlich ist, denn auch in andern Berufen vererben sich ja die Fähigkeiten und Talente. Warum sollte es da im soldatischen Beruf anders sein? Die Armee darf niemals vergessen, daß sich ihre heutigen Offizierkorps nach dem Muster der adlichen von ehedem und jetzt geformt haben, und welche Verdienste sich der Adel um die Pflege ritterlichen Sinns, der wertvollsten Eigenschaft unsers gesamten Offizierkorps, erworben hat. Ein solcher Sinn fehlt dem Offizierkorps der russischen Armee, er lebt in dem Slawen überhaupt nicht stark. Ein Blick auf Frankreich aber kann uns unbedingt nur darin bestärken, die vornehme Gesinnung scharf zu betonen. Nur so wahren wir die Einheit des Offizierkorps, die bei unserm westlichen Nachbar durch Aufnahme von Unteroffizieren und durch Parteiungen politischer und religiöser Natur gestört erscheint. Bei den ernsten Zeiten, in denen wir leben, kann der Wert eines einheitlichen Offizierkorps, dessen Wirken seiner ganzen Herkunft und Erziehung nach auf ideale Ziele gerichtet ist, nicht genug betont werden.



Der Zentralverband und die Sozialpolitik

(Schluß)



In derselben Delegiertenversammlung (15. September 1883), die über die Unfallversicherung beriet, erklärte der Bürgermeister a. D. Russell, Mitinhaber der Diskontogesellschaft, wenn die Wahlen dem Reichskanzler keine Mehrheit für seine Sozialpolitik gebracht hätten, so sei daran die Industrie nicht schuld.

Nein, meine Herren, die daran schuld sind, daß vernünftige Vorschläge nicht die Mehrheit im Reichstage finden können, sitzen nicht an dieser Stelle. Wir können

nicht Parteiagitation bei den Wahlen treiben, weil wir als ehrliche Männer nicht etwas versprechen wollen, was wir nicht halten können.... Dann kann ich aber auch nicht finden, daß die deutsche Industrie ein unzulässiges Selbstlob ausspricht, wenn sie sagt: wir haben auf diesem Gebiete schon bedeutendes geleistet. Es soll damit keineswegs gesagt sein, wir hätten nur beachtenswerte Vorschläge gemacht. Wenn die deutsche Industrie bisher nichts andres getan hätte als die meisten der Herren, die über die Sache im Parlament reden, nämlich nur schätzenswerte Vorschläge gemacht hätte, die sich nachher als undurchführbar erweisen, dann würde ihr sicherlich die Berechtigung fehlen, den Anspruch, gehört zu werden, zu erheben. Nein, meine Herren, die deutsche Industrie hat wirklich sehr bedeutendes geleistet. Der Antragsteller hat auf die großen Einrichtungen im Elsaß hingewiesen. Es ist aber auch auf die zu verweisen, die in den letzten zehn bis zwanzig Jahren in Westfalen und Rheinland und in manchen andern Bezirken getroffen worden sind. Wenn in den letzten Jahren in den westfälischen Hütten- und Kohlendistrikten ein Unglück vorgekommen ist, hat niemand an die öffentliche Mildtätigkeit appelliert, sondern es ist immer von der Industrie alles geschehen, ganz im Rahmen des Gesetzes, wie es projektiert war, um die Hinterbliebnen der bei einem solchen Unfall zu Tode gekommnen Arbeiter zu unterstützen und ihre Zukunft sicher zu stellen. Ich will ferner einmal verweisen auf die großartigen Einrichtungen, die von der Firma Krupp getroffen worden sind. [Bei einer spätern Gelegenheit wird mitgeteilt, daß diese Firma seit dem Jahre 1858 jedem durch Unfall arbeitsunfähig gewordnen Arbeiter zeitlebens seinen vollen Lohn gewähre, soweit dieser vier Mark nicht übersteige, der Witwe zwei Drittel dieses Lohnes. Allerdings schließe grobes Verschulden den Anspruch auf die Pension aus; Referent — es war der Geheime Finanzrat Jencke — könne aber versichern, daß bei der Beurteilung, ob grobes Verschulden vorliege oder nicht, mit der möglichsten Liberalität verfahren werde.] Wo das geschehen ist, da ist die Behauptung berechtigt: in keinem Erwerbszweige und bei keiner andern Nation ist im großen und ganzen für die Zukunft der Invaliden der Arbeit, für die Kranken und Geschädigten so gut gesorgt worden wie bei der deutschen Industrie. Ich kenne keine große Fabrik, kein größeres Etablissement irgendwelcher Art, das seine Kranken, seine arbeitsunfähigen Leute betteln läßt, überall werden sie mit durchgeschleppt; und eine Industrie, die das getan hat und das tut, die außerdem erklärt, wir wollen auch für weitere Ziele gern mitarbeiten — eine solche Industrie darf sagen: Wir haben den guten Willen, wir haben ihn bewiesen, und demzufolge verlangen wir, daß wir mit unsern Erfahrungen in der Sache auch gehört werden, daß man uns nicht immer hinstellt als Parteileute, als die Leute, die dem Arbeiter feindlich gegenüberstehn, sondern daß man uns als Leute anerkennt, die im eignen wohlverstandnen Interesse und auch aus Humanität wirklich für ihre Arbeiter gesorgt haben und für die Zukunft zu sorgen bemüht sind. Deswegen, glaube ich, ist es wohl angezeigt, daß die Industrie einmal ihrer Empfindung Ausdruck gibt in Beziehung auf die Art und Weise, wie man uns gegenwärtig behandelt, als ob wir nur diejenigen wären, die die Arbeiter aussaugen wollten, während wir doch für die Arbeiter gesorgt haben auch in den schweren Zeiten des letzten Dezenniums, wo nur ein ganz geringer Teil des in der Industrie angelegten deutschen Kapitals irgendwie eine Verzinsung gefunden hat, wo aber an allen diesen Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter, auch wo sie über die Verpflichtung weit hinausgingen, niemals gerüttelt worden ist.

Als der dritte Entwurf der Unfallversicherung beraten wurde, bekämpfte der Zentralverband besonders die darin vorgesehenen Arbeiterausschüsse, und zwar mit Erfolg. In einem Rückblick auf die Verhandlungen urteilt Bueck: „Wesentliche Wünsche und Forderungen des Zentralverbands waren unberücksichtigt geblieben; das übte auf seine Haltung keinen Einfluß aus. Er hielt

sich, nachdem das Gesetz erlassen und teilweise sofort in Kraft gesetzt worden war, für verpflichtet und betrachtete es als seine nächstliegende bedeutungsvollste Aufgabe, dem Reichsversicherungsamt bei der Durchführung des Gesetzes mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften Beistand zu leisten." Dann berichtet er weiter: „Die Verständigung unter den Industrien wurde dadurch außerordentlich erschwert, daß eine nicht unerhebliche Zahl selbst großer Unternehmer, die an den Vorkommnissen im öffentlichen Leben keinen oder nur sehr geringen Anteil nahmen und der Lebensweisheit innersten Kern glaubten in der ausschließlichen Verfolgung ihrer Sonderinteressen gefunden zu haben, dem Wesen der Unfallversicherung und dem Geiste des sie einführenden Gesetzes vollkommen verständnislos gegenüberstand. So waren beispielsweise in verschiednen Industrien die großen Unternehmer bestrebt, lediglich unter sich, also, mit Ausschluß der kleinern Betriebe ihrer Art, Berufsgenossenschaften zu bilden. Dabei wurde nicht bedacht, daß weder eine aus verhältnismäßig wenigen großen Unternehmungen gebildete noch eine nur aus den kleinen schwächern Betrieben zusammengesetzte Berufsgenossenschaft die erforderliche Bürgschaft für dauernde Leistungsfähigkeit bieten könne. In einer großen Versammlung rheinisch-westfälischer Unternehmer zum Beispiel verlangte ein großer Fabrikant unentwegt die Bildung einer Berufsgenossenschaft allein für die Metallindustrie in Lüdenscheid. Beim Vorhandensein so unreifer Anschauungen über das Wesen der von dem Gesetze zugrunde gelegten Organisation war es erklärlich, daß die Geschäftsführung des Zentralverbands außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, bis es ihr gelang, wenigstens für die mit dem Zentralverbande zusammenhängenden Industrien einen Plan für die Genossenschaftsbildung aufzustellen."

Am 2. Dezember 1887 trat in Berlin eine Kommission des Zentralverbandes zusammen, die in Gemeinschaft mit den vom Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und dem Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen eingesetzten Kommissionen die dem preußischen Volkswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegten Grundzüge einer Alters- und Invalidenversicherung beraten sollte.

Die Kommission erkannte vollkommen die der Verwirklichung dieses Planes entgegenstehenden berechtigten Bedenken, die in den folgenden Erwägungen ihren Ausdruck fanden. Für die Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft bestehe die Gefahr, daß die Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters durch den ihm gesetzlich verliehenen Anspruch auf Alters- und Invalidenversorgung gemindert werden würde, und daß er dem Anreiz nachgeben könnte, früher die Arbeit einzustellen, als es ohne jene Berechtigung der Fall sein würde. Den politischen Agitatoren würde die gewünschte Gelegenheit geboten werden, durch das Versprechen, für die Erhöhung der Rente wirken zu wollen, die Massen an sich zu fesseln. Ferner könnte die staatliche Versorgung der Arbeitsunfähigen insofern demoralisierend auf die Arbeiter einwirken, als das Gefühl der Verpflichtung zur Fürsorge für Eltern und Kinder abgeschwächt werden würde. [Später wird einmal beklagt, daß sich Rentenempfänger, die noch verdienen können, besser stehn als die unverletzten Arbeiter, das erbittre die guten unter diesen und demoralisiere die schlechten.] Durch die beabsichtigte Ansammlung und Totlegung enormer, auf Milliarden zu berechnenden Kapitalien würde die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der Nation unzweifelhaft geschädigt werden. Trotz diesen teils klarliegenden, teils augenblicklich noch nicht zu über-

sehenden Gefahren war die Kommission einig in der Überzeugung, daß die Stellung des Zentralverbandes zu dem neuen Gesetz eine durchaus wohlwollende sein müsse. Dem Zentralverbande werde aber die Aufgabe zufallen, äußerster Vorsicht das Wort zu reden, zumal da es sich hier um ein Gebiet handle, auf dem Experimentieren gänzlich ausgeschlossen sei. Unbedingt aber sei es Pflicht des Zentralverbandes, in wohlwollender Weise und mit voller Sympathie an dem Plane mitzuwirken, eine alle beteiligten Interessen wahrende Versorgung für alte und invalide Arbeiter herbeizuführen.

In einem spätern Stadium der Beratung knüpfte Jencke als Referent an die Kritik einzelner Bestimmungen noch einige Betrachtungen von allgemeiner Bedeutung.

Er verwies auf die großen freiwilligen Leistungen der deutschen Großindustrie für kranke, verunglückte, altersschwache oder invalide Arbeiter. Damit sei die Industrie der Gesetzgebung vorausgeeilt und habe dieser den Weg gewiesen. Diese freiwillige Fürsorge habe das Maß der gesetzlichen Leistungen vielfach überschritten, und auch in Zukunft werde der Umfang der Leistungen der Industrie zum Zwecke der Wohlfahrt ihrer Arbeiter auf das streng gesetzliche Maß nicht beschränkt bleiben können. Dies behaupte er denen zum Trotz, die nicht müde werden, der Großindustrie Mangel an Herz für ihre Arbeiter vorzuwerfen und ihr mit guten, für die Ratgeber recht billigen Ratschlägen an die Hand zu gehn. Im Interesse des Verhältnisses zu den Arbeitern sei es aber nicht wünschenswert, daß in Zukunft nur das zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter stehende Gesetz maßgebend sein sollte für die dem Arbeiter in der Notlage zu gewährende Fürsorge; denn das Gesetz sei kein Ausgleich, keine Überbrückung des Unterschiedes beider Klassen, es mache diesen Unterschied leicht noch schroffer. Das Gesetz werde bei dem guten Arbeiter — der schlechte nehme überhaupt keine Belehrung an — das Gefühl der Dankbarkeit dem Gesetzgeber gegenüber erregen. Damit werde aber voraussichtlich eine Erkaltung des Verhältnisses zwischen dem Arbeiter und dem Unternehmer eintreten, besonders wenn die bisher freiwilligen, von dem Unternehmer getragnen Lasten kraft gesetzlichen Zwanges nicht mehr von ihm, sondern von einer großen Gemeinschaft ausgehn, der der Arbeiter fernsteht. Deshalb sollten die Industriellen, um den in den großen Industriebezirken glücklicherweise noch bestehenden Frieden zwischen Arbeitern und Unternehmern zu erhalten, nicht aufhören, die Fürsorge für ihre Arbeiter als ihre Pflicht zu erachten. Das solle gesagt sein, um dem Geiste Ausdruck zu geben, in dem der Zentralverband an dieser Gesetzgebung mitarbeite. Jencke glaubte bestimmt vorhersehen zu können, daß diese Ausführungen der Agitation innerhalb und außerhalb des Reichstags reichen Stoff bieten würden. Den Agitatoren möchte er aber doch zu bedenken geben, daß Wohltatenausteilen ja etwas sehr schönes sei, aber sich in Wohltaten überbieten, das sollten doch eigentlich nur die tun, die dabei sind, wenns ans Zahlen kommt. Jencke schloß mit der Mahnung, die Selbstkosten der Industrie nicht ohne Not zu steigern, sich auch nicht bei Bemessung der Lasten von der zurzeit günstigen, jedoch dem Wechsel unterworfnen Geschäftslage leiten zu lassen.

Von dem Verhalten des Zentralverbandes in Beziehung auf die technischen Fragen des großen Versicherungswerkes wollen wir nur zweierlei erwähnen. Er sprach sich wiederholt gegen die Zusammenfassung der drei Versicherungen in einer einzigen Organisation aus — in Übereinstimmung mit dem Staatssekretär Grafen Posadowsky, der jedoch, nach seiner denkwürdigen Rede vom 2. März 1905 zu urteilen, seine Meinung über diesen Punkt geändert hat. Und der Zentralverband urteilte, daß bei der Alters- und Invalidenversicherung statt der Kapitaldeckung das Umlageverfahren hätte gewählt werden sollen. Er führte in einer Denkschrift aus,

daß bei der privaten Lebens- und Rentenversicherung die Größe der Zahl der Mitglieder gänzlich von dem freien Willen der Einzelnen abhänge. Ebenso sei der Eingang der Beiträge davon abhängig, wieweit die einzelnen Mitglieder in der Lage seien, die Prämien weiter zu zahlen. Es seien Umstände denkbar, durch die eine größere Anzahl von Mitgliedern unfähig gemacht werde, ihre Verpflichtung der Versicherung gegenüber zu erfüllen, was deren Zusammenbruch zur Folge haben könne. Bei den rechnerischen Grundlagen könnten, ebenso wie bei der Anlage der Fonds, trotz aller Überwachung durch den Staat, mit denselben Folgen verhängnisvolle Fehler gemacht werden. Alles das sei bei der staatlichen Arbeiterversicherung gänzlich ausgeschlossen. Diese beruhe auf dem allein richtigen und hier in erster Reihe bedeutungsvollen Prinzip des Zwanges. Dadurch werde ihr nicht nur der Bestand, sondern, bei irgend normaler Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse, eine fortgesetzte Zunahme des Bestandes der Mitglieder gesichert. Die Beitragzahlung sei derart gewährleistet, daß sie nur beim gänzlichen und dauernden Zusammenbruche des Staates gefährdet sein könnte. Für die Aufbewahrung der vorhandnen Kapitalien sei vollkommne Sicherheit vorhanden. Darum sei das Kapitaldeckungsverfahren wohl bei der Privatversicherung angebracht und notwendig, bei der staatlichen Arbeiterversicherung aber unnötig und vom Übel. Hervorzuheben sei noch, daß jede Zeit für den bedürftigen Teil des Volkes selbst zu sorgen habe. Der Zentralverband halte es darum für unzulässig, die Gegenwart höher als nötig zu belasten, um den kommenden Geschlechtern die ihnen obliegende Fürsorge zu erleichtern. Bei einem frühern Anlasse war gesagt worden: Bald werde im Wege des Kapitaldeckungsverfahrens für Invalidenversicherung eine Milliarde angesammelt sein. Wenn dasselbe Verfahren auch noch bei der Unfallversicherung eingeführt werden sollte, so würde der Industrie das Kapital in noch viel größerm Umfange entzogen werden. Der Referent (Bueck) glaube, die beste Sicherung für die Leistungen der Industrie bestehe darin, daß ihr die Gelder belassen würden, deren sie zur Fortentwicklung der nationalen Produktion bedürfe.

Mit der Novelle zum Krankenkassengesetz vom Jahre 1903 hat die Arbeiterversicherungsgesetzgebung im Deutschen Reich ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Der Zentralverband hält diese Novelle für verfehlt. Jedoch, bemerkt der Verfasser in einer Schlußbetrachtung, solle dieser verfehlte Abschluß die Anerkennung des mit der Arbeiterversicherung erreichten nicht beeinträchtigen. „Mit ihr hat das Deutsche Reich mit unvergleichlichem Wagemut und zähester Ausdauer eine Kulturarbeit höchster Ordnung vollzogen, die vorbildlich für alle Zeiten, alle Zeit ihm zum Ruhme gereichen wird. Das errichtete Gebäude ist würdig seiner Begründer, des großen Kaisers und seines treuen Beraters, des ersten Reichskanzlers, ausgefallen. Freilich ihre Absicht, die Massen zu versöhnen, ist nicht erreicht worden; aber sie vor Not und Elend zu bewahren, das ist geschehen in einem Maße, wie es bis dahin nicht für möglich gehalten worden war. Die gewaltige Größe des Erreichten zeigen die [in dem Schlußkapitel: »Die Ergebnisse der Arbeiterversicherung«] nachfolgenden Tabellen, auch was die deutsche Industrie dazu geleistet hat. Sie hat zu den freudigsten und wirkungsvollsten Förderern dieser höchst bedeutungsvollen Kulturarbeit gehört. Den Beweis dafür zu bringen, ist der hauptsächlichste Zweck der Darstellungen in diesem Buche gewesen."

Der dritte Band des Werkes behandelt die Gewerbegesetzgebung, und zwar besonders ausführlich die sich auf den Arbeiterschutz und die Gewerbegerichte beziehenden Vorgänge. Ein historischer Überblick erzählt den Übergang aus der

mittelalterlichen in die moderne Gewerbeverfassung, den Einfluß der Lehren Adam Smiths auf diese, die erste schüchterne Reaktion dagegen durch die preußische Jugendschutzverordnung von 1839, den vollständigen Sieg der Gewerbefreiheit in der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes von 1869, und die dreißigjährige gar nicht schüchterne Reaktion gegen sie, die einundzwanzig Novellen produziert hat. Deren Zeit besteht aus zwei Abschnitten, indem Bismarck einer übermäßigen Einengung der Industrie durch Gesetzvorschriften widerstrebte, der neue Kurs dagegen dieses Widerstreben grundsätzlich aufgab. Unter ihm bekam es der Zentralverband nicht allein mit den Sozialdemokraten, sondern auch mit den Kathedersozialisten, den Christlichsozialen und den Nationalsozialen zu tun. Ausführlich wird die Geschichte der großen Ausstände erzählt, besonders der letzte Bergarbeiterausstand von 1905, den Lohntabellen beleuchten. Von den zahlreichen Kundgebungen, mit denen der Zentralverband diese ganze Entwicklung begleitet hat, stellen wir einige besonders charakteristische zusammen.

In der Versammlung am 22. und 23. Februar 1878 zu Berlin wurde die soeben veröffentlichte erste große Novelle beraten. Direktor Haßler beantragte eine Bittschrift an den Bundesrat: die vorliegenden Gesetzentwürfe möchten vor dem Eintritt in die Spezialberatung einer besondern Kommission vorgelegt werden. „Hätte Deutschland schon den vom Zentralverbande erbetnen volkswirtschaftlichen Senat, so würde dieser selbstverständlich in seiner industriellen Abteilung das geeignetste Organ zur Begutachtung eines solchen Gesetzentwurfs sein. Der Senat sei aber noch nicht errichtet, darum fänden es die Referenten zweckmäßig, einen zweiten Antrag zu stellen für den Fall, daß der eben ausgesprochne Wunsch vom Bundesrat nicht mehr erfüllt werden könnte. In diesem Falle sollte aus der Mitte des Zentralverbandes eine Kommission zur Begutachtung der Vorlage gewählt werden." In einer vorläufigen Kritik der einzelnen Bestimmungen äußerte der genannte Referent: „In Erwägung, daß Schonung des jugendlichen Alters bis zum zwölften Jahre vor jeder industriellen oder fabrikmäßigen andauernden Beschäftigung der geistigen und körperlichen Entwicklung nur förderlich sein kann, und daß der Staat das Recht und die Pflicht hat, Unmündige und Abhängige vor selbstsüchtiger Ausbeutung zu bewahren und da schützend einzutreten, wo die natürlichen Vertreter der Minorennen, Eltern und Vormünder, aus Mangel an Einsicht oder von Not getrieben diese Pflicht unerfüllt lassen, sei gegen Absatz 1 und 2 des Paragraphen 133, die sich auf Kinder beziehen, nichts einzuwenden. Um so entschiedner aber müsse er sich gegen Absatz 3 dieses Paragraphen aussprechen, nach welchem junge Leute zwischen vierzehn und sechzehn Jahren nicht länger als zehn Stunden täglich beschäftigt werden sollen. Aus den Berichten der preußischen Fabrikinspektion sei zu ersehen, daß die strenge Durchführung solcher Bestimmungen in vielen Fällen die Entlassung der jugendlichen Arbeiter zur Folge gehabt habe, eine Folge, die gewiß nicht im Interesse der geschützten Personen liege. Ebensowenig könne das Auskunftsmittel als wünschenswert erachtet werden, das in einzelnen Fällen ergriffen worden sei. Es seien an Stelle der männlichen jugendlichen Arbeiter Mädchen eingestellt worden, die kaum das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hätten. Bei strenger Durchführung der fraglichen Bestimmung würde man zum elf- oder zehnstündigen Normalarbeitstag auch für erwachsne Arbeiter gelangen, ganz gegen deren Willen und Interesse. Das gelte natürlich nicht von der metallurgischen Industrie und dem Maschinenbau, wo der zehnstündige Arbeitstag schon gebräuchlich sei, sondern von andern Industrien, wie der Mulespinnerei." Fabrikdirektor Lohren urteilte ungünstiger als Haßler über die Gesetzentwürfe. „Er betrachte sie als eine Quelle der Unordnung in den Fabriken und als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit der Bürger. Ordnung in den Fabriken sei nicht aufrecht zu erhalten, wenn

gesetzlich verschiedne Arbeitszeiten für die verschiednen Klassen von Personen angeordnet würden." Anders wieder Direktor Sartorius. „Er gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß die Gesetzentwürfe von der Regierung eingebracht worden seien. Die Vorlage biete freilich nicht alles, was die Industrie zu erwarten berechtigt sei; die Regierung habe aber mit dem Doktrinarismus der Fraktionen zu rechnen. Er müsse gestehn, daß er noch zu den zurückgebliebnen Menschen gehöre, die in Fragen der rein wirtschaftlichen Gesetzgebung noch immer ein ungleich größeres Vertrauen zu den Regierungen hegten als zu den parlamentarischen Körperschaften. Die vorgeschlagne Kommission des Zentralverbandes sei besonders deswegen nötig, weil die Verhältnisse in den verschiednen Industrien sehr verschieden seien; die einen könnten bei den vorgeschlagnen Bestimmungen bestehn, die andern nicht. Die scharfe Verurteilung der Bestimmungen über die Pausen durch den Referenten halte er nicht für berechtigt; in der von ihm vertretnen Leinenindustrie sei die halbstündige Pause mit Stillstellung der Motoren schon eingeführt."

Am 25. Januar 1885 verhandelte der Ausschuß des Zentralverbandes über Anträge auf Erweiterung des Arbeiterschutzes.

„Kommerzienrat Haßler konnte feststellen, daß sich die Textilindustrie durchaus nicht ablehnend gegen Ausdehnung des Arbeiterschutzes verhalte. Sie lehne nur die zu sehr ins einzelne gehenden Bestimmungen ab, die in den Erwerb der Arbeiter und in den Betrieb störend eingriffen. Die Textilindustrie stimme unbedingt dem Antrage Lohren zu, der die Arbeit der weiblichen Personen jeden Alters zur Nachtzeit und an Sonn- und Festtagen prinzipiell verbieten wolle. Diese Zustimmung sei ausgesprochen worden auch für den Fall, daß das Verbot die Folge haben sollte, die Nachtarbeit in der Textilindustrie überhaupt zu verhindern. Die im Zentralverbande vereinigten Textilindustriellen sähen darin keine Schädigung, sondern vielmehr eine Förderung und Besserung der Verhältnisse der arbeitenden Klassen. Denn nach seinem und seiner Berufsgenossen Dafürhalten sei die Arbeit zur Nachtzeit gegen die Gesetze der Natur; sie sollte darum grundsätzlich ausgeschlossen sein. [Womit offenbar gemeint ist: verboten werden.] In einzelnen Gegenden Deutschlands komme es vor, daß fünfzehn Stunden lang und am Sonnabend die ganze Nacht hindurch gearbeitet wird, sodaß die Arbeiter Sonntags früh aus der Fabrik kommen, wenn die andern Leute zur Kirche gehn. Solche Arbeitszeiten seien ein schmählicher Mißbrauch. Er billige vollkommen die Abstellung solcher Mißstände durch gesetzliche Vorschriften. Vorläufig solle man sich jedoch mit solchen Bestimmungen begnügen, die geeignet seien, die zwölfstündige Arbeitszeit in der Textilindustrie allgemein zu machen." Direktor Frommel äußerte, „er sei ein entschiedner Gegner der Nachtarbeit von Frauen. Obgleich die süddeutschen Industriellen mit Zuhilfenahme der Nachtarbeit ihre Wasserkräfte viel besser ausnutzen und dadurch größern Gewinn erzielen könnten, habe sich doch bei ihnen der Gebrauch festgesetzt, die Nachtarbeit der weiblichen Personen als verwerflich und schädlich, als unbillig und ungesund anzusehen und sie darum zu vermeiden. Notstände könnten die Nachtarbeit entschuldigen, aber nur als Ausnahme. In einem Teile von Deutschland sei es in den Kammgarnspinnereien Gebrauch geworden, Tag und Nacht durchzuarbeiten. In Leipzig werde die Erlaubnis, während der Messe am Sonntage zu arbeiten, auch von verschiednen Fabriken ausgenutzt. Unter allgemeiner Zustimmung der Anwesenden bezeichnete er diese Bräuche als Mißstände, die im Interesse des guten Rufs der Industrie ausgemerzt werden müßten. Dies zu verlangen, sei der Zentralverband auch solchen Unternehmern schuldig, die sich gewissenhaft an das halten, was Pflicht und Moral vorschreiben, damit sie nicht denen gegenüber in Nachteil geraten, die in dieser Beziehung ein weiteres Gewissen haben." Das Ergebnis der Verhandlungen des Zentralverbandes faßt Bueck in den Sätzen zusammen: „Anerkannt war der Grundsatz worden, daß staatlicher Schutz den Klassen des arbeitenden Volks gewährt werden müsse, die sich selbst nicht

schützen konnten oder bisher nicht die genügende Kraft gezeigt hatten, es zu tun. Nur über das Maß des zu gewährenden Schutzes befanden sich die Vertreter der Industrie nicht ganz in Übereinstimmung mit den Vertretern dieser Richtung im Reichstage. Der Umstand, daß volle Übereinstimmung darin unter den Industriellen selbst nicht herrschte, läßt erkennen, daß bei dieser Frage die Verschiedenheit der tatsächlichen Verhältnisse bedeutend einwirkt. Auf diesem Gebiete lagen die Ursachen des Gegensatzes zwischen den Vertretern der Industrie und den humanen, arbeiterfreundlichen Reichstagsabgeordneten. Diese erblickten ihre Aufgabe in der Durchführung eines möglichst weitgehenden Schutzes, jene in dem Streben, den Arbeiterschutz mit den Bedingungen für den Bestand und Fortgang der Industrie und für eine gesicherte Lebenslage der Geschützten selbst in Übereinstimmung zu bringen. Über das dem Arbeiterschutz zugrunde liegende Prinzip bestand keine Meinungsverschiedenheit."

Auf einer Delegiertenversammlung zu Köln im Oktober 1885 sprach Jencke über die Sonntagsruhe.

Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß in dieser Beziehung unter den Mitgliedern des Zentralverbandes keine Meinungsverschiedenheit bestehe, daß sie den Sonntag in den Fabriken aller Art womöglich vollständig der Ruhe gewidmet sehen möchten, daß sie die Sonntagsarbeit an sich entschieden zurückweisen, sie zwar nicht vollständig entbehren können, aber sie nach Möglichkeit einzuschränken bestrebt seien. Er stehe vollständig auf der Seite derer, die eine scharfe Handhabung der Bestimmungen über die Sonntagsarbeit für erforderlich erachten. Dies hebe er hervor, weil es niemand entgangen sein könne, wie in den parlamentarischen Verhandlungen, in der Presse und anderwärts die Industrie als die heftigste und grundsätzlichste Feindin der Sonntagsruhe hingestellt werde, und wie man deren Gewohnheiten und Absichten in direkten Widerspruch zu den Geboten der Religion und der Humanität gesetzt habe.... Denen, die meinen, die Sonntagsarbeit habe ihre eifrigsten Freunde in der Industrie und ganz besonders in der Großindustrie, müsse die Meinung genommen werden, als ob die Sonntagsarbeit unter irgendeinem Gesichtspunkte vorteilhaft erscheinen könnte. Das sei die Sonntagsarbeit durchaus nicht. Sie sei teurer, weil dafür höhere Löhne bezahlt würden. Sie sei unbeliebt bei den Aufsichtsbeamten, die ihren freien Sonntag, in der Regel ohne Vergütung, verkürzt sähen. Endlich sei sie auch um deswillen unwirtschaftlich, weil es der menschlichen Natur sozusagen angeboren sei, am Sonntag zu feiern, und auch die sonst fleißigen Arbeiter am Sonntage in langsamerm Tempo arbeiteten. In seinen Augen sei die Sonntagsarbeit nur ein notwendiges Übel. Über die Einschränkung der Frauenarbeit äußerte sich derselbe Referent in einer Ausschußsitzung des Zentralverbandes am 27. Februar 1886. Er warf die Frage auf, „gegen wen sich die kürzlich im Reichstage gestellten Anträge wohl richteten, und antwortete unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung: gegen die, deren Los man durch diese Gesetzgebung zu verbessern bestrebt sei. Dr. Lieber habe Fälle unmenschlicher Ausbeutung erzählt. Jencke stellte ausdrücklich fest, daß er die von dem Abgeordneten angeführten außergewöhnlich langen Arbeitzeiten nie und nimmer billigen könne, daß er sie vielmehr für Überschreitung jedes erlaubten Maßes halte. Bis zum Beweise des Gegenteils könne er aber nicht glauben, daß es sich dabei um eine regelmäßige Arbeitleistung handle, sondern er nehme an, daß Ausnahmefälle vorgelegen hätten, die aus den Berichten der Fabrikinspektoren herausgegriffen worden seien. In Beziehung auf die Frauenarbeit habe derselbe Abgeordnete gesagt: »Wir machen kein Hehl daraus, daß unser letztes Ziel die vollständige Verbannung der verheirateten Frau aus der Fabrik ist, die Zurückführung der Gattin und Mutter an den häuslichen Herd.« Daß die Frauenarbeit in den Fabriken an sich schon für beklagenswert gehalten wird, lasse sich auch aus den Worten des Abgeordneten Hitze schließen. Er habe in der erwähnten Reichstagssitzung u. a. hervorgehoben,

daß die Zahl der Arbeiterinnen in preußischen Großbetrieben von 253387 im Jahre 1875 auf 402568 im Jahre 1882 gestiegen sei. Der Abgeordnete Hitze scheine es als bedauernswert anzusehen, daß die Zahl der Arbeiterinnen in diesen sieben Jahren um 150000 zugenommen habe. Demgegenüber dürfte doch auch die Ansicht eine gewisse Berechtigung für sich in Anspruch nehmen, daß es eine Wohltat sei, wenn jetzt 150000 Arbeiterinnen mehr durch redliche Arbeit ihr Brot verdienen, statt, obgleich arbeitsfähig, vom Verdienste des Mannes leben und die Hände in den Schoß legen zu müssen. In einer mit Töchtern gesegneten wie in einer kinderlosen Arbeiterfamilie gewähre die Besorgung des Haushalts den weiblichen Mitgliedern keine ausreichende Beschäftigung."

Nach Einleitung des neuen Kurses bemerkte Bueck als Referent in der am 21. und 22. Mai 1890 zu Frankfurt a. M. abgehaltnen Delegiertenversammlung: „Man dürfe nicht verkennen, daß die Ziele der Arbeiterbewegung in neuerer Zeit vollständig verrückt worden seien. Das Ziel sei nicht mehr in erster Reihe auf die Besserung der materiellen Lage der Arbeiter gerichtet; das sei ein überwundner Standpunkt. Jetzt verfolge die Bewegung in den meisten Fällen und hauptsächlich den Zweck, die beiden andern Faktoren der Produktion, die Intelligenz und das Kapital, unter den Willen der einheitlich geleiteten Arbeitermassen zu beugen." Geheimrat Jencke sprach über die Bestimmung des neuesten Gesetzentwurfs, wonach die Arbeitsordnung vor der Bekanntmachung den Arbeitern zur Äußerung vorzulegen sei. Diese Bestimmung halte er für einen positiven Eingriff in Rechte, die sich kein Arbeitgeber nehmen lassen sollte. „In der Begründung finde er den gegenwärtig vielerörterten Gedanken der Gleichberechtigung der Arbeiter mit den Unternehmern, über dessen Bedeutung viel Unklarheit herrsche. Gleichberechtigt sei der Arbeiter dem Arbeitgeber, bevor er bei ihm in Arbeit getreten sei; bis dahin stehe er diesem als freier Mann gegenüber, der tun und lassen könne, was er wolle: bei ihm in Arbeit treten oder nicht. Sei er aber bei ihm in Arbeit getreten, habe er den Arbeitsvertrag durch Anerkennung der Arbeitsordnung oder auf sonst eine Art abgeschlossen, so sei er nicht mehr dem Arbeitgeber gleichberechtigt, sondern dessen Untergebner und seiner Strafgewalt unterworfen. Mit dieser Auffassung breche der Gesetzgeber, wenn er bestimme, daß Arbeitgeber und Arbeiter über das, was in der Fabrik Recht und Ordnung sein solle, miteinander paktieren sollen. Die Arbeitsordnung sei der Ausfluß des souveränen Willens des Arbeitgebers, und dieser souveräne Wille beruhe auf seinem Eigentumsrecht." Das „Herr im Hause sein" hat der Abgeordnete Dr. Beumer im Reichstage am 29. Januar 1904 dahin erklärt, es sei nicht gemeint im Sinne einer Herrenmoral, sondern nur so, daß der Unternehmer allein Disponent in seinem Hause und verantwortlicher Leiter des Betriebes sein solle. Der Zentralverband hat sich auch mit der sich auf das Handwerk berufenden Gesetzgebung beschäftigt, hat u. a. die Bäckereiverordnung des Bundesrats gemißbilligt und von der Annahme andrer Vorschläge der Kommission für Arbeiterstatistik abgeraten; die Einsetzung der Gewerbegerichte wurde schon deswegen bedauert, weil sie eine neue Gelegenheit zum Wählen und Wühlen schaffe, und über obligatorische Arbeiterausschüsse wurde geurteilt, daß sie die Organisation der Sozialdemokratie durch den Staat bedeuten würden. Bei mehreren Gelegenheiten wird die Tätigkeit der Trade

Unions in England beleuchtet, und auch die Geschichte der „Zuchthausvorlage“ wird ausführlich erzählt. — Das umfangreiche Werk Buecks ist als urkundliche Geschichte der ganzen deutschen Sozialgesetzgebung und eines wichtigen Abschnitts der deutschen Gewerbe- und Handelsgesetzgebung auch für solche von hohem Wert, die einen andern Standpunkt einnehmen als der Zentralverband.



Aus Polens letzten Tagen

Erinnerungen eines deutschen Dichters von Georg Peiser

(Schluß)



Einige Zeit noch verweilte Seume in dem eroberten Warschau, dann rief ihn die dringende Bitte seines frühern Chefs nach Riga. Nach seinem Ausbruch aus der feindlichen Hauptstadt hatte Igelström noch bis zum 14. Juni das Kommando über die russischen Truppen in Polen behalten dürfen. Dann war er abberufen und durch General Fersen ersetzt worden. Durch die Ungnade seiner Kaiserin tief gebeugt, hatte er sich nach Riga zurückgezogen. Jetzt wollte er sich der gewandten Feder seines einstigen Sekretärs bedienen, sich in Petersburg zu rehabilitieren. Unterwegs begegnete Seume den Wagenreihen, die die große öffentliche Bibliothek, die einst Bischof Zaluski gestiftet hatte, von Warschau nach Petersburg führten. Das Herz des Leipziger Magisters empörte sich, als er sah, daß man die Bücherschätze so unordentlich verpackt hatte, daß sie Wind und Wetter ausgesetzt waren. Ein Wagen war in einen Hohlweg gestürzt, und die Gelehrsamkeit lag in einem traurigen Mischmasch auf der Erde. In Riga sah er dann auf dem Zollhause zwei Beamte, die eine lateinische Handschrift aus der Zaluskischen Bibliothek untersuchten und sich darüber stritten, ob sie estnisch oder lettisch sei.

Seume traf den General krank und bettlägerig. Wochenlang saß er an seinem Bett und hörte seine Auseinandersetzungen. Wie einen vertrauten Freund weihte ihn Igelström in alle Geheimnisse seines öffentlichen und privaten Lebens ein. Die Ausarbeitungen, die Seume auf Grund dieser Mitteilungen anfertigte, hat Igelström seiner Kaiserin überreicht. In seinen Mußestunden verkehrte er viel bei den „schwarzen Häuptern,“ der Vereinigung, worin die Rigaer Gesellschaft ihren Mittelpunkt hat, und schrieb wohl auch schon an seiner poetischen „Erzählung aus dem letzten Kriege: Das polnische Mädchen.“ Liest man das kleine Epos, das, wie Seume bemerkt, der Wirklichkeit entnommen ist, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es ein Herzensroman des Dichters selbst ist, der hier mit einigen Änderungen erzählt ist.

Ein polnischer Edelhof in der Nähe Warschaus wird von Kosaken überfallen und ausgeplündert. Die junge Soska, die zum Besuch auf dem Gute weilt, flieht aus dem brennenden Hause, fällt aber einer russischen Streifwache in die Hände. Um die schöne Beute bricht Streit aus. Schon blitzen die Klingen, da macht ein alter Kosak den teuflischen Vorschlag, lieber das Mädchen

zu töten, als sich seinetwegen die Hälse zu brechen. Eben will er die Pistole auf Soska abdrücken, als ein junger Kosakenhauptmann herbeieilt und sich ihm in den Arm wirft. Er geleitet Soska auf den Hof ihres Oheims, eines biedern Landedelmanns. Der alte Schlachziz,

Der in des Landmanns stiller Ruh
Für sich nur lebte und für seine Leute,
Mit ihnen litt und sich mit ihnen freute,

wird mit besondrer Liebe gezeichnet. Beim Wein erzählt er oft von den Taten der Vorfahren und bekräftigt seine Worte gern mit einem Kernfluche. Er bittet den Hauptmann, für einige Tage sein Gast zu sein, und dieser, der Soska seit dem ersten Augenblick der Begegnung liebt, willigt freudig ein. Schon keimt auch in Soskas Herzen die Neigung zu ihrem Retter, da tritt ein junger polnischer Offizier, der ältere Ansprüche auf die Hand des Mädchens hat, zwischen beide. Er kommt von Praga. Dem mörderischen Kampfe glücklich entronnen, ist er, obwohl aus einer Kopfwunde blutend, über die Weichsel geschwommen und hat sich gerettet. Der Kosak sattelt sein Pferd und reitet schweigend von dannen. Nur einige Worte, die er hinterläßt, verraten, mit wie tiefem Weh im Herzen er scheidet.

Erst im August 1795 kehrte Seume nach Warschau zurück. Er sollte hier einen jungen Offizier aus vornehmer russischer Familie, den Major von Muronzow, der im Warschauer Straßenkampf von einem Dachfenster aus durch Lunge und Leib geschossen worden war, abholen, und in die Bäder von Pisa begleiten. Seume besuchte die Stätten wieder, wo sich im vorigen Jahre so schreckliche Szenen abgespielt hatten. In einem Gedicht, das er seinem Freunde, dem Maler Graß, von Warschau nach Riga sandte, schrieb er:

Hier wall ich einsam durch die Menge,
Anachoret in dem Gedränge,
Hier, Freund, wo das verfloßne Jahr
Für mich die tödlichste Gefahr
Und Grab für Tausende der Unsern war.
Ich messe noch einmal die Gänge,
Wo Tod mir um den Schädel schlug
Und rechts und links von meinen Brüdern
Aus unsern dünngeschlagnen Gliedern
Viel in die große Nacht hinüber trug.

Hier stürzte Igelström vom Pferde;
Hier schlachtete ihn namenlose Wut;
Hier rann sein jugendliches Blut,
Hier, hier und dort, und färbte rund die Erde.
Hier sank ein Graukopf vor mir nieder,
Gab stammelnd mir die Hand und sprach nicht wieder;
Der Fall des guten, alten Knaben
War meine Rettung; sicher hätte sich,
Denn seine Richtung faßte mich,
Des Todes Blei in meine Brust gegraben. . . .

Dort warf mich ungestüm und edel
Ein alter Krieger noch zurück
Vom Fenster, und im Augenblick
Schlug zollbreit kaum der Tod von meinem Schädel.

Dort, wo der Nordwind durch die Trümmer
Der eingeschlagnen Gänge heult,
Wo jetzt nur noch Erinnys Schatten weilt,
Tief im Palaste war mein Zimmer. . . .

Dort liegt noch Prag in schrecklichen Ruinen
Am Flusse, der mit Majestät
Ernst, groß und feierlich vorübergeht.
Wer wird uns je mit diesem Tag versöhnen?

Ich sehe noch im Geist die Trümmer rauchen;
Und schwarzgebrannte Mauern tauchen,
Gleich Felspilastern rund um den Vulkan,
Vom Lavagrund nackt, hoch sich himmelan.

Dort hielt der Tod die große Feier
Bei Menschenopfern, stand und schrieb,
Als müde seine Hand vom Würgen liegen blieb,
Sein Denkmal auf das dampfende Gemäuer. . . .

Auf der Weiterreise, die zunächst nach Leipzig ging, war es wohl, daß er, wie er gelegentlich erzählt, in Posen vor der Hauptwache von einigen jungen Polen umringt wurde, die ihm versicherten, es wäre ihnen allen das liebste, wenn sie ebenfalls unter russische Herrschaft kämen. Sie dachten unstreitig, meint Seume, bleiben wir nur beisammen, so können wir durch irgendeine Konjunktur bald wieder politische Existenz gewinnen.

In Leipzig trat er wie ein Gespenst unter seine Freunde, die ihn längst als einen Toten betrauerten. Sie hatten seit Jahr und Tag nichts von ihm gehört und dachten nicht anders, als daß er bei dem Kampfe um Igelströms Palais gefallen sei. Er erfuhr hier, daß an eine Weiterreise wegen der kriegerischen Verhältnisse in Italien nicht zu denken sei, und so entschloß sich denn Muronzow, in Leipzig zu bleiben und sich der Behandlung des trefflichen Stadtchirurgen Dr. Eckoldt anzuvertrauen. Seume war herzlich froh, den vertrauten Verkehr mit seinen Freunden wieder aufnehmen zu können. In der Zeit behaglicher Muße, die jetzt für ihn anbrach, reiften die literarischen Entwürfe, mit denen er sich trug. Im Jahre 1796 gab er nicht nur seine „Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794,“ sondern auch den ersten Teil seiner „Obolen“ heraus, in dem sich auch „Das polnische Mädchen“ findet.

Aber schon Ende des Jahres trat ein Ereignis ein, das seine äußere Lage gänzlich veränderte. Am 17. November 1796 starb die Kaiserin Katharina. Eine der ersten Maßnahmen Pauls des Ersten, der sich grundsätzlich mit der Regierung seiner Mutter in Widerspruch setzen zu wollen schien, war der Befehl an alle im Auslande lebenden Offiziere, unverzüglich zu ihren Truppenteilen zurückzukehren. Wer nicht bis zu einem bestimmten Termin einträfe, solle aus den Listen gestrichen werden. Seume und Muronzow erhielten den Ukas erst, als dieser Zeitpunkt längst verstrichen war; überdies weilten beide auf besondern Befehl der Kaiserin bis zur Genesung Muronzows im Auslande. Muronzow reiste trotzdem sofort nach Moskau zurück. Seume, der keine Neigung verspürte, unter den obwaltenden Umständen weiter zu dienen, reichte sein Entlassungsgesuch ein, erhielt aber statt des ehrenvollen Abschieds mit Pension, um den er gebeten hatte, nur die einfache Mitteilung, daß er aus den Listen gestrichen sei. Er beruhigte sich dabei nicht, sondern antwortete mit einer Beschwerdeschrift, die zunächst keinerlei Erfolg hatte. Inzwischen hatte er selbst die russische Uniform ausgezogen und war zu einem bürgerlichen Berufe zurückgekehrt. Er wurde wieder Privatlehrer in Leipzig, dann Korrektor und literarischer Beirat der Göschenschen Buchhandlung in Grimma. Aber noch von seinem Schreibtisch aus verfolgte er die Vorgänge in Polen und Rußland mit lebhaftem Interesse. Das beweisen u. a. zwei kleine Schriften, die im Jahre 1797 geschrieben sind. Namentlich die erste Schrift, „Über das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharinas der Zweiten,“ zeigt historisches Verständnis. Sie ist ebenso weit von dem übertriebnen Katharinenkultus entfernt, den die Aufklärungspresse in Mode gebracht hatte, wie von dem ungerechten, oft nur an Äußerlichkeiten haftenden Verdammungsurteil späterer Tage. Eigentümlich ist besonders der Versuch, zu beweisen, daß alle politischen Verwicklungen Rußlands seit 1763

im Grunde auf die Königswahl Poniatowskis zurückzuführen seien. Das Urteil über diesen, hart und einseitig wie immer, lautet: „Er, nur er allein hat sein Vaterland zur endlichen Auflösung gebracht." Auch in der Teilungsfrage vertritt er dieselben, wie wir heute sagen würden, realpolitischen Anschauungen, die wir schon früher gekennzeichnet haben. Er macht dabei eben von diesem Standpunkt aus einen wesentlichen Unterschied zwischen Rußland und Preußen. Während er die Politik Katharinas in Polen den Interessen Rußlands durchaus entsprechend findet, steht er den preußischen Erwerbungen, durch die nach dem Beitritt Friedrich Wilhelms des Zweiten zum österreichisch-russischen Vertrage über die dritte Teilung die russische Macht der unmittelbare Nachbar Preußens geworden war, sehr kritisch gegenüber. „Es ist politisch eine große Frage, meint er, ob Erwerbung immer Gewinn ist." — „Man hat zwar, präzisiert er seinen Standpunkt in einem spätern Privatbriefe, die wilde Katze verjagt, aber sich neben dem Tiger angesiedelt."

In der zweiten Schrift, „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen seit der Thronbesteigung Pauls des Ersten," wirkt die Wärme wohltuend, mit der Seume wie für den Fortschritt in Rußland überhaupt so vor allem für die Aufhebung der Leibeigenschaft eintritt. Gedanken, wie er sie einst in jenem Gespräch mit Igelström in Warschau geäußert hat, werden hier mit großer Kraft der Überzeugung vorgetragen.

Bedeutender als diese Prosaschriften ist die „Parentation dem Könige Stanislaus Augustus Poniatowski," die er unmittelbar nach dem Tode des Königs im Februar 1798 verfaßt hat. Er zieht hier gleichsam das Fazit der Beobachtungen, die er während seines Aufenthalts in Polen angestellt hatte. Alle Einzelzüge, die er sich vom Charakter des Königs und der polnischen Nation eingeprägt hatte, sind hier zu einem furchtbaren Gesamtbilde vereinigt. Wo war der Enthusiasmus hin, mit dem die Gestalt des Polenkönigs einst von der gesamten Aufklärungspresse Europas gefeiert worden war, wo die flammende Entrüstung über das Attentat vom 3. November 1771, dem Poniatowski nur wie durch ein Wunder entronnen war! Jetzt durfte Seume fast allgemein auf Zustimmung rechnen, wenn er in der Erläuterung, die er dem Gedichte beifügte, sagte: „Was auch Pulawskis und seiner Gefährten Anschlag war, Polens Schicksal wäre wahrscheinlich noch aufgehalten, wenn er gelungen wäre." Die Weigerung Stanislaus Augusts, an dem Feldzuge von 1792 persönlich teilzunehmen, bezeichnet er in seiner Erläuterung — auch darin mit den Männern des 3. Mai übereinstimmend — als die Hauptursache des Mißerfolgs. „Wenn er auch kein Held war, so konnte doch schon seine Gegenwart und seine Teilnahme an der Gefahr Helden machen." Als er sich endlich entschlossen habe, ins Feld zu gehn, sei er nur bis an die Barrieren von Praga gekommen. Hier habe er einige seiner Damen getroffen, die Abschied von ihm nehmen wollten und ihn, da sie ihn blaß und bedenklich fanden, wieder in den Palast zurückführten.

Der Leser ist durch diese Ausführungen genügend auf das grausame Verdammungsurteil vorbereitet, womit das Gedicht selbst eröffnet wird.

Der König starb, verkündiget im Fluge
Das tausendzüngige Gerücht.
Das Ungetüm nährt oft sich von Betruge.
Verkündigt das Gerücht mit Fuge,
Der König starb? Es ist Gedicht!
Wie konnt er das? Der König lebte nicht.

Er hört nur auf zu essen und zu trinken
Und winkt nicht mehr dem Kämmerling,
Der biegsam schnell auf das erlauchte Winken
Den Sklaven, die zu Boden sinken,
Das Frühstück zu befehlen ging.
Wer so nur lebt, der ist ein totes Ding.

Steig an den Sarg des königlichen Toten,
Durch ihn gefallene Nation,
Und rufe laut und in den grellsten Noten
Da, wo man einst dich feilgeboten,
Ein heiliges Threnodion
Um seine Gruft und stirb am letzten Ton.

Er trug sein Bild, es war an ihm das beste,
Einst durch des Weltteils Mummerei.
Seht, sein Gesicht trägt noch die Überreste!
Er war der schönste bei dem Feste,
Und in Versaillens Feerei
Kam kein Narziß ihm, dem Sarmaten, bei.

Der Dichter erzählt dann, wie „Semiramis Ruthenia" ihr Auge auf ihn wirft und die Polen zu seiner Wahl zwingt.

Ihr zittertet in Ohnmacht, ihr Despoten,
Und stießt verbißne Wut in Sand;
Ihr bücktet euch, wie euch sich die Heloten,
Wenn ihnen Stock und Geißel drohten;
Der Sklave hat kein Vaterland!
So schwurt ihr Treu in des Adonis Hand.

Dann beschreibt er, wie Volk und König gemeinsam am Untergang des Landes arbeiten:

Hätt euch nur jetzt noch Einigkeit verbunden!
Selbst der entartete Piast
Hätt aus der Nacht, die euer Haupt umwunden,
Vielleicht den Faden noch gefunden!
Allein nur hassend und gehaßt
Sank alles schnell im Druck der Riesenlast.

Der König sprach in schönen, leeren Reden,
Und Nepotismus war sein Schwert;
Und Pöbelgeiz und Schwindel spornte jeden,
Den Geist der Nation zu töten,
Den man so lange schon entehrt.
Ein solches Volk war dieses Königs wert.

Von dem Attentat auf den König heißt es:

Hätt ihn die Treu des Dieners nicht gerettet!
Die Hand des Schicksals hätte doch
Noch einmal euch vielleicht noch losgekettet
Mit seinem Tode, und ihr hättet,
Sarmaten, euer fremdes Joch
Vom kühnen Hals gestürzt und lebtet noch.

In grellen Farben wird die erste Teilung geschildert:

Man kaufte die erbärmlichen Magnaten
Mit Schmeichelei und Bändern ein.
Für Mädchen und batavische Dukaten
Wurd Ehre, Freund und Land verraten;
Und mancher gab, ein Sklav zu sein,
Sein schlechtes Wort für eine Flasche Wein.

Der König weint. Die Tränen wären Ehre,
Hätt er sie als ein Mann geweint.
Ein König steht nur würdig vor dem Heere,
Und wenn auch Tod die Antwort wäre,
Spricht er nur dort mit seinem Feind,
Was er gerecht und was er menschlich meint.

Die Konstitution vom 3. Mai und der Auszug des Königs von Warschau bis Praga geben zu folgenden Versen Anlaß:

Noch einmal fuhr der Feuergeist der Väter
In die erwachte Nation.
Das Volk rief laut durch seine Stellvertreter
Und zeichnete die Missetäter
Zum nahen, längst verdienten Lohn
Und sprach berauscht dem Zorn der Feinde Hohn.

Noch lächelte die Hoffnung, da der Riese
Mit Stambuls Macht des Todes Spiel
Um Schädel warf, als ob zum Paradiese
Das neue Vaterland sich schließe:
Der Riese stand, und Stambul fiel;
Und Polen tat zu wenig und zu viel.

Der Sybarit hat endlich sich entschlossen
Und ziehet langsam in das Feld;
Die Frauen, die vor ihm in Tränen flossen,
Ziehn nach und halten den Genossen
Zwei Stadien, da steht der Held,
Bis weinend er in ihre Arme fällt.

Die ganze Verachtung für den unglücklichen Mann gipfelt in den Worten:

Er war so schön und drehte Antithesen:
Sein Leben war nur Zeitvertreib.
Es mögen die Gardinenrichter lesen,
Ob er bei Weibern Mann gewesen;
Bei Männern war er immer Weib.
Nun setze dich, Geschichte, hin und schreib!

Unterdessen hatte Seume auch seine Bemühungen, eine andre Form der Verabschiedung aus dem russischen Heere zu erhalten, fortgesetzt. Wenigstens so viel erreichte er schließlich, daß ihm im Dezember 1798, durch Vermittlung des Generals von Pahlen, der ehrenvolle Abschied erteilt wurde. Beigefügt war die in freundliche Worte gekleidete Erlaubnis, in sein altes Dienstverhältnis zurückzukehren, wozu jedoch Seume, nachdem der Charakter der Regierung Pauls des Ersten immer deutlicher hervorgetreten war, noch weniger Lust verspürte als früher. Sein Anspruch auf Pension, die damals Offizieren von einigem Verdienst in Höhe des zuletzt bezognen Gehalts gewährt wurde, war nicht anerkannt worden. So sehr Seume diese Behandlung als Unrecht empfand, er glaubte zunächst nichts daran ändern zu können. Trotzdem mochte er die Erinnerungen an seine Warschauer Erlebnisse nicht missen, und er benutzte gern jede Gelegenheit, sie wieder aufzufrischen. Als er im Jahre 1802 auf der Rückkehr von seinem Spaziergange nach Syrakus durch Mailand kam, versäumte er nicht, General Dombrowski aufzusuchen, den er einst im Hauptquartier Suworows kennen gelernt hatte, und der jetzt die polnische Legion in Italien befehligte. Sie hatten damals in verschiednen Lagern gekämpft, nun aber plauderten sie friedlich von den vergangnen Zeiten, und Seume nahm bereitwillig Dombrowskis Einladung an, während seines Mailänder Aufenthalts sein Tischgast zu sein. Hierbei kamen sie auch einmal auf die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung Polens zu sprechen. Seume bestritt sie, und auch Dombrowski schien damals Polen für unwiederbringlich verloren zu halten. „Aber ein Patriot, sagte er, dürfe die Hoffnung nicht aufgeben.“ Beide hatten noch einen andern Berührungspunkt: die gemeinsame Verehrung für Schiller. Ein Bändchen seiner Werke hatte, wie Dombrowski Seume erzählte, ihm einst das Leben gerettet. Er trug es in der Brusttasche, als ihn eine feindliche Kugel traf. Sie durchlöcherte das Buch, ohne den General zu verwunden.

Im Frühjahr 1805 griff Seume abermals zum Wanderstabe. Für seine nordische Reise scheint unter anderm auch der Wunsch maßgebend gewesen zu sein, seine Pensionsforderungen in Petersburg noch nachträglich geltend zu machen. Er besuchte alle die Orte wieder, an die sich für ihn so lebhafte Erinnerungen knüpften. In Warschau traf er am 17. April ein, am Jahrestage des blutigen Gründonnerstages von 1794. Er fand, daß die Stadt den Charakter

einer preußischen Provinzialhauptstadt anzunehmen beginne. Viele Paläste standen leer; der Adel schien mehr nach Rußland zu gravitieren, nicht zum wenigsten auch darum, weil die preußische Verwaltung, die auf Personalfreiheit zusteuere, die Lage des Landmanns wesentlich gebessert habe. Das Igelströmsche Palais lag noch in Trümmern. Der Speisesaal war eine Ruine, das Wachthaus eine Wäscherei, die Kriegskanzlei eine Schmiede, und Seumes Zimmer im Hintergebäude des Palais hing ohne Treppe in der Schwebe. Den Exerzitien der Rekruten sah er lange zu und bemerkte, daß sie freundlich und nachsichtig behandelt wurden. In dem nunmehr russischen Grodno besuchte er den Saal, wo der polnische Reichstag seine letzten Sitzungen abgehalten hatte. Das Hotel, wo er zu Mittag speiste, war das beste der Stadt. Aber die Terrinen waren gesprungen, kein Teller ganz, die Flaschen ohne Hals, und der Pudel wurde hernach aus derselben Schüssel gefüttert, aus der soeben die Gäste gespeist hatten. In Riga suchte er Igelström zu sprechen. Dieser war von Paul dem Ersten wieder zu Gnaden angenommen und als Gouverneur nach Orenburg geschickt worden. Aber schon nach einigen Jahren war er abberufen worden und war, sich und der Welt grollend, nach Riga zurückgekehrt. Er konnte es nicht über sich gewinnen, in seiner jetzigen Gemütsverfassung den Mann wiederzusehen, der um alle Einzelheiten seines frühern Lebens wußte, und ließ sich bei dem Besucher mit Krankheit entschuldigen, obwohl sein Neffe und der Arzt Seume vorher versichert hatten, daß er wohl imstande sei, ihn zu empfangen. Auch die Gattin Igelströms — er hatte die Gräfin Zaluska nach dem Tode ihres Mannes geheiratet — muß an der Abweisung Seumes Anteil gehabt haben, denn er setzt die Bemerkung hinzu, der alte Herr scheine jetzt auch in seinem Hause das Oberkommando nicht mehr zu haben. Vielleicht hatte sogar die vorsichtige Art, mit der Seume in den „Nachrichten" von der „gewissen Person" sprach, ihr Mißfallen erregt. Für die Beurteilung des historischen Wertes der „Nachrichten" ist es von Bedeutung, daß Seume auch jetzt noch an seiner günstigen Meinung über Igelström festhielt. Er werde, sagt er, seinen Charakter trotzdem gegen jedermann verteidigen, denn er habe nie etwas Widerrechtliches an ihm bemerkt.

In Petersburg trat er Klinger näher und wurde auch der Kaiserin Maria Feodorowna, der Mutter Alexanders des Ersten, vorgestellt. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn wieder in den russischen Dienst zu ziehn. Er hatte die Wahl, Hauptmann à la suite oder Professor an der Universität Dorpat mit einem Gehalt von 2500 Rubeln zu werden. Er lehnte beides ab, weil er sein Vaterland und seine alte Mutter nicht mehr verlassen wolle. Aber auch die Gelegenheit, seine Pensionsansprüche zur Anerkennung zu bringen, ließ er vorübergehn, wohl, weil er das Zeugnis des Mannes, der um seine Dienste am besten wußte, nicht für sich anrufen konnte. Sorglos, wie er allezeit gewesen war, dachte er, daß seine Feder und seine Sprachkenntnisse für seine geringen Bedürfnisse immer genügen würden. Aber es kam die Zeit, wo er seine Unterlassungssünde schwer bereuen sollte. Ein schweres Siechtum befiel ihn, das die Kräfte des sechsundvierzigjährigen Mannes langsam verzehrte. Er hatte Freunde genug, die ihn in der Not nicht verlassen hätten, aber der einzige,

meinte er, der die Pflicht habe, etwas für ihn zu tun, sei der Kaiser von Rußland. Auf Wielands Veranlassung rief er die Vermittlung der Kaiserin Maria Feodorowna an. Der Brief hat sich im Konzept unter den Papieren Seumes gefunden; seine Verhältnisse und die Umstände, aus denen er das Recht ableitete, um die Erleichterung seiner Existenz zu bitten, sind darin ergreifend dargestellt. Aber zugleich tritt die Überwindung, die es ihn kostete, den Brief überhaupt zu schreiben, so deutlich hervor, daß der höfischere Wieland, der das Gesuch der Erbgroßherzogin Maria Pawlowna zur Weiterbeförderung an ihre Mutter übergeben sollte, verlegen meinte, es sei etwas sonderbar stilisiert. Trotzdem hatte es den gewünschten Erfolg. Kaiser Alexander setzte Seume eine Jahrespension aus, die genügt hätte, ihn für immer drückender Not zu entheben. Aber die Anerkennung der Dienste, die unser Landsmann den Russen in Polen geleistet hatte, kam zu spät. Zwei Tage, bevor Wieland die „überaus graziöse" Antwort der Kaiserin in Händen hielt, hatte er die Nachricht empfangen, daß Seume am 13. Juni 1810 in Teplitz seinen Leiden erlegen sei.



Antike Universitäten

Von Wilhelm Kroll

ie die Wissenschaften, die wir heute auf den Universitäten pflegen, fast alle von den Griechen geschaffen worden sind, so haben diese auch zuerst Anstalten begründet, die wir mit unsern Hochschulen vergleichen können, und die auch auf deren Entstehung einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Die Neigung zu systematisieren, in dem krausen Gewirr der Einzelerscheinungen einfache und klare Linien aufzuzeigen, hat den Griechen im Blute gesteckt; sie hat bewirkt, daß sie von Anregungen der Praxis aus früh zur theoretischen Spekulation übergegangen sind, und ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß zu der Zeit, wo die Spekulation ihr Haupt erhob, die Religion der Väter morsch war und ihre Geltung zu verlieren begann, sodaß der Gedanke, frei von dem Wust theologischer Dogmen, seinen Siegeszug durch die Welt antreten konnte. Es ist gewiß ein großer Schritt in der Geschichte des menschlichen Geistes, wenn zum erstenmal wissenschaftliche Fragen um ihrer selbst willen aufgeworfen und beantwortet werden, und es müssen viele Bedingungen zusammentreffen, einen solchen Fortschritt zu ermöglichen. Im eigentlichen Hellas ist lange kein Boden für solche Bestrebungen gewesen, weil hier der Horizont durch kleinliches Parteigetriebe und unablässige Fehden mit den Nachbarstaaten beengt war. Anders in Jonien: hier traten vor den großen kolonisatorischen Aufgaben und vor dem Gegensatz gegen die stammfremde einheimische Bevölkerung diese Kleinlichkeiten zurück; der großartige wirtschaftliche Aufschwung schuf stolze und unabhängige Menschen und weckte einen weitschauenden Unternehmungsgeist, der zur Besiedlung weit entfernter Küstengebiete führte. Die Berührung mit Thrakern und Skythen, Persern und Ägyptern, Libyern und Kelten minderte die nationale Befangen-

heit und weckte das Interesse für historische Forschung; die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Meeren reizte zu geographischen, astronomischen und mathematischen Beobachtungen, zuerst hauptsächlich des Nutzens wegen, bald aber auch im Interesse der Wahrheit. Diese Bestrebungen haben einen festen Mittelpunkt zuerst, wie es scheint, in Milet gefunden, der wichtigsten Stadt Joniens, wo um das Jahr 600 Thales, ein vornehmer und einflußreicher Mann, Probleme der Naturphilosophie in Gemeinschaft mit jüngern Leuten zu lösen versuchte; hier hat noch lange eine Schule bestanden, die die umgebende Natur aus einfachen Prinzipien zu erklären gesucht und zum Beispiel die Fundamente der physikalischen Geographie gelegt hat. Auch in andern ionischen Städten haben solche Schulen geblüht, die zum Teil später verlegt wurden, als das Vordringen der persischen Macht den Bestand der hellenischen Kultur in Asien bedrohte: so ist Xenophanes von Kolophon nach Elea in Unteritalien gegangen, wo nun die eleatische Schule entstand, Pythagoras von Samos nach Kroton; in diesen beiden Schulen herrscht eine feste Tradition gemeinschaftlicher Arbeit, und in der pythagoreischen, wo Mathematik, Astronomie und Musik besonders gepflegt werden, überwiegt diese Gemeinsamkeit so sehr, daß es unmöglich wird, den Anteil des Einzelnen, auch den des Pythagoras selbst, abzugrenzen. Es waren die besten Männer, nach der Sprache jener Zeit die *ἄριστοι*, die sich in diesen Kreisen zusammenfanden, nicht bloß um die Gesamtheit des damaligen Wissens zu ergründen, sondern auch um dieses Wissen für religiöse und politische Reformen zu verwerten, und mit Neid erkannten spätere Philosophen, daß hier eine Universalität der Betätigung vorlag, die in der Folgezeit nicht mehr erreichbar war.

Eine neue Form des höhern Unterrichts schufen die Sophisten des fünften Jahrhunderts, die nicht feste, an eine Stadt gebundne Schulen gründeten, sondern, von Ort zu Ort ziehend, die vornehme Jugend in der Kunst der Rede und in allem unterwiesen, was für die politische Laufbahn nützlich erschien; die theoretischen Interessen traten hinter diesem praktischen Zweck zurück, ohne doch ganz zu verschwinden. Die Anregungen, die von der ionischen Naturphilosophie einerseits und der Sophistik andrerseits ausgehn, fließen zusammen in der Schule des Sokrates, die so zur eigentlichen Mutter des wissenschaftlichen Unterrichts wird. Freilich ist der Begriff, den man sich gewöhnlich von der Lehrmethode des Sokrates macht, recht verschieden von der Organisation einer Universität; den Sokrates, der auf dem Markte umhergeht und unreifen Jünglingen logisches Denken beibringt, kann man sich als Schulhaupt nur schwer vorstellen. Daß es aber auch hier an einem systematischen Unterricht und an gemeinsamer Forschung über allerlei Probleme nicht gefehlt hat, zeigt die Darstellung in den Wolken des Aristophanes, so karikiert sie auch ist: da erscheint Sokrates eingeschlossen in eine Denkerwerkstatt, zu der nicht jedermann Zutritt hat, und in der eine Reihe von Schülern mit der Lösung wissenschaftlicher Aufgaben beschäftigt ist. Nur aus einer gewissen Straffheit der Organisation ist es zu erklären, daß Sokrates in die Herzen vieler Jünglinge Keime gesenkt hat, die die Stürme des Lebens überdauerten und einige von ihnen antrieben, im Sinne des Meisters weiter zu lehren. Der bedeutendste unter ihnen war Platon, und

die von ihm gestiftete Akademie ist für die andern Lehranstalten dieser Art vorbildlich geworden, wie ja auch ihr Name zur eigentlichen Bezeichnung einer wissenschaftlichen Zentrale geworden ist. Es war ein Verein, wo das Schulhaupt nicht autokratisch herrschte, sondern ebenso wie die andern Mitglieder an feste Satzungen gebunden war, und wie alle antiken Vereine, war er um einen religiösen Mittelpunkt gruppiert, und zwar um einen Kult der Musen; ein Grundstück und ein Kapital hatte Platon gestiftet, aber die Mitglieder mußten regelmäßige, wenn auch niedrig bemessene Beiträge zahlen, die zum allgemeinen Besten verwandt wurden, namentlich für die gemeinsamen Gelage, die in jedem Monat einmal stattfanden, und für die die Schulhäupter selbst den Komment festgesetzt hatten; und wie schon Sokrates nach der wundervollen Dichtung Platons ohne Trübung seiner geistigen Kräfte eine ganze Gesellschaft unter den Tisch getrunken hatte, so konnte auch von seinen Nachfolgern mancher nicht bloß auf dem Katheder, sondern auch an der Kneiptafel seinen Mann stellen. Neben dem Meister übten hier die ältern Genossen eine Lehrtätigkeit aus, indem sie besonders nach der Seite der Spezialdisziplinen den Unterricht ergänzten; denn was hier getrieben wurde, war nicht bloß Philosophie im modernen Sinne, nicht bloß jene über dem Ganzen schwebende Wissenschaft, die nur einen geringen Ballast von Einzelkenntnissen mit sich führt, sondern es war immer noch beinahe die Gesamtheit des damaligen Wissens. An der ersten Stelle stand unter diesen Einzelwissenschaften die Mathematik, die nach ihrer Begründung durch die Pythagoreer zuerst hier wieder nennenswerte Förderung empfing; ja es soll über dem Eingange der Schule die Inschrift gestanden haben: *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω*. Daneben wurde Astronomie getrieben; es ist eine vielsagende Tatsache, daß der bedeutendste Forscher auf diesem Gebiete, Eudoxos von Knidos, nach Athen kam, um in den Verband der Akademie einzutreten und seine großen Kenntnisse in den Dienst der weiter tragenden Ideen des Meisters zu stellen; hier ist durch ihn der erste Versuch unternommen worden, die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper durch eine einfache Hypothese zu erklären. Aber auch Botanik, Zoologie und Medizin fanden hier eine Stätte, und überall versuchte Platon die Fülle der empirischen Tatsachen nach einfachen Prinzipien zu erklären und zu ordnen. Von den Geisteswissenschaften waren es außer Ethik und Logik besonders Politik und Poetik, die gepflegt wurden. Denn obwohl die Einzeluntersuchungen aus dem reinen Streben nach Wahrheit heraus geführt wurden, so sollte doch die Summe dieser Tätigkeit der Menschheit zugute kommen, und irgendwo, wenn nicht in Athen, so vielleicht in Syrakus, sollte ein Staatswesen eingerichtet werden, wo die Philosophen herrschten und unabhängig von dem Hin und Her der Parteien ihre überlegnen Kenntnisse von den treibenden Kräften des Lebens in den Dienst des Staates stellten. Zur Poetik aber trieb Platon der tiefe innere Drang des gebornen Künstlers, den auch das Denken nur fesselte, wenn es sich bis zur Höhe poetischer Intuition erhob und abgerundete Bilder schuf, die einen ästhetischen Genuß ermöglichten.

Nach Platons Tode wählten die Schüler durch Stimmenmehrheit seinen Nachfolger; dies ist wahrscheinlich in allen Philosophenschulen Brauch gewesen,

wie ja auch in den mittelalterlichen Universitäten die Scholaren vielfach Rektor und Professoren gewählt haben. Die Wahl ist damals nicht auf den rechten Mann gefallen, und so ist es gekommen, daß der bedeutendste von Platons Schülern, Aristoteles, eine eigne Schule begründete, die peripatetische. Hier ist das Ideal einer universitas litterarum in so vollkommner Weise verwirklicht worden wie niemals wieder; es bleibt eine staunenswerte Leistung, eine der größten, die die Hellenen vollbracht haben, wie Aristoteles in einer kurzen Spanne Zeit eine Reihe von Disziplinen neu begründet, andern eine viel sicherere Basis geschaffen hat. Der Kreis der Wissenschaften, die in der Akademie behandelt wurden, genügte ihm nicht, und er erweiterte ihn namentlich nach der philologisch-historischen Seite, weil sein ganzes Denken historisch gerichtet war. So suchte er auf allen Wissensgebieten zunächst festzustellen, was vor ihm geleistet worden war, und das urkundliche Material zu sammeln, das allein sichere Tatsachen berichtete. So stellte er, um die Grundzüge einer Staatskunst zu schreiben, als Vorarbeit die Verfassungen von 158 griechischen Staaten zusammen und verschaffte sich auch Kenntnis von den ihm erreichbaren Gesetzen fremder Nationen; so förderte er nicht bloß die Poetik weit über den von Platon gelegten Grund hinaus, sondern er durchsuchte auch die athenischen Archive, um von den Theateraufführungen seit der ältesten Zeit eine zuverlässige Kunde zu gewinnen und das chronologische Gerüst für eine Geschichte der griechischen Dichtung zu schaffen; er sammelte Sprichwörter und bekundete dadurch Interesse für volkskundliche Bestrebungen, die erst das neunzehnte Jahrhundert wieder ernsthaft verfolgt hat; er versuchte der Rhetorik, die bisher nur für die praktischen Zwecke der Schule dargestellt war, einen wissenschaftlichen Charakter aufzudrücken, aber auch hier sammelte er vorher die Lehren der ältern Handbücher, um aus diesem Vergleichungsmaterial die geltenden Gesetze zu abstrahieren. Auch in die Naturwissenschaften trug er diesen historischen Sinn hinein; er veranlaßte den Theophrast, die Lehren der ältern Naturforscher zu sammeln, und dieses achtzehn Bücher umfassende Werk war der erste Versuch, die Geschichte einer Wissenschaft darzustellen; seinen Schüler Menon regte er dazu an, die Dogmen der Ärzte zu sammeln, und auf diesem Fundament sollte sich eine Geschichte der Medizin erheben. Aber die wichtigste Aufgabe blieb auf diesen naturwissenschaftlichen Gebieten immer die Vermehrung des Beobachtungsmaterials, und daß auch diese in ungeahnter Weise ermöglicht wurde, das bewirkte besonders die glückliche Fügung, die zum Schüler des Aristoteles den großen Alexander gemacht hat. Auf seinen Zügen durch unerforschte Gegenden des Ostens ist der König auf die Sammlung wissenschaftlichen Materials bedacht gewesen, das dann im Archiv zu Babylon angehäuft wurde; es ist vielleicht schon benutzt für die Zoologie, deren Aufbau eine gewaltige Leistung des Aristoteles war; sicher für die Botanik, die im Auftrage des Meisters Theophrast bearbeitete. Denn es war natürlich nicht möglich, daß Aristoteles selbst jeden Baustein herbeitrug und jedes Gebäude ausführte; aber er steckte die Ziele ab und schrieb die Methoden vor, er wies den Schülern die Gebiete zu, für deren Bearbeitung sie durch ihre Vorbildung und Begabung besonders geeignet waren.

Nach Aristoteles Tode zeigte es sich bald, daß nur die geistige Überlegen-

heit dieses einzigen Mannes das gemeinsame Arbeiten vieler an großen Zielen ermöglicht hatte. Sogar die begabtesten unter seinen unmittelbaren Schülern hatten weder seine leitenden Ideen noch sein gewaltiges Organisationstalent; es trat deshalb eine weitgehende Spezialisierung ein, die auf vielen Gebieten zu einer geist- und kritiklosen Notizensammelei führte. Der Bestand der Schule aber blieb unangetastet, und je weniger man in der Forschung leistete, desto mehr wurde die äußere Organisation betont; schon der dritte Nachfolger des Stifters, Lykon, hatte mehr Sinn für gute Diners als für geistige Interessen.

Den beiden andern Schulen, die bald nach der peripatetischen in Athen begründet wurden, der stoischen und der epikureischen, waren hohe wissenschaftliche Ziele von vornherein fremd; der Jüngling sollte hier nicht zur produktiven geistigen Arbeit angeleitet, sondern in bestimmte philosophische Dogmen eingeführt werden, an denen er einen Schatz fürs Leben mitnahm; an die Stelle der Wissenschaft tritt die Ethik, und was von Logik und Physik noch daneben getrieben wird, dient im Grunde ethischen Zwecken. Aber eben durch diese Herabsetzung der Ziele werden die Philosophenschulen jetzt zu einer Bildungsanstalt für die griechische Jugend, wird Athen recht eigentlich zu einer Musenstadt; während Platon und Aristoteles nur einen kleinen Kreis von Auserlesnen um sich geschart hatten, drängen sich jetzt viele, denen ihre Verhältnisse den Luxus des Studiums erlauben, zu dieser üppig sprudelnden Quelle der Lebensweisheit; sogar Könige wie Attalos der Erste von Pergamon saßen gelegentlich zu den Füßen der Philosophen und legten Wert darauf, für Jünger einer bestimmten Schule zu gelten.

Die von den Philosophen aufgegebnen Gebiete wurden teilweise durch andre Organisationen mit Beschlag belegt, von denen zwei als besonders wichtig zu nennen sind: die Rhetorenschulen und die Bibliotheken. Die Kunst der Rede, die den Alten im höchsten Sinne des Wortes eine Kunst war, ist zuerst von den wandernden Sophisten des fünften Jahrhunderts, dann von Isokrates in einer festen Schule gelehrt worden, deren glänzender äußerer Erfolg die Rhetorenschule zu einem dauernden Element der antiken Jugendbildung gemacht hat. Zwar hat Aristoteles den Versuch gemacht, den rhetorischen Unterricht für die Philosophenschule zu retten, und spätere sind ihm auf diesem Wege gefolgt, aber sie haben die feste Tradition der Redeschule nicht erschüttern und nicht verhindern können, daß das rhetorische Studium mehr und mehr das eigentlich typische Kennzeichen höherer Bildung wurde. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß der philosophische Unterricht immer an wenig Stätten haftete, während sich viele rhetorische Zentren bildeten, besonders in den kleinasiatischen Städten, die in der Zeit nach Alexander zu neuer Blüte gelangten. Immer mehr wurde es Sitte, daß der Jüngling, der in seiner Heimatstadt den Unterricht in den Elementen und in der Literatur genossen hatte, zur Vollendung seiner Studien für einige Jahre einen Ort aufsuchte, wo ein berühmter Professor der Rhetorik dozierte und sich vielleicht daneben die Gelegenheit bot, philosophische Vorlesungen zu hören.

Während von diesen Bildungsstätten eine breite unmittelbare Wirkung ausgeht, ziehn die Bibliotheken mehr die kleine Schar der eigentlichen Forscher

an sich. Um die großen Bibliotheken in Alexandria und Pergamon scharten sich eine Reihe von Gelehrten, die zum Teil durch die Herrscher berufen worden waren und besondre Privilegien genossen; das Museum, wie es in Alexandria hieß, war recht eigentlich eine Akademie im modernen Sinne mit einer beschränkten Mitgliederzahl und festen Besoldungen; es hat bis in die Kaiserzeit bestanden, und nach seinem Vorbilde hat Hadrian in Rom eine ähnliche Anstalt, das Athenäum, begründet. Hier blühten literarhistorische, philologische und grammatische Forschungen, wie sie schon durch den Zweck der Bibliothek gefordert wurden, und einzelne Gelehrte haben auch Schüler herangebildet; aber auch mathematische, astronomische und medizinische Studien wurden hier gepflegt, und die erfolgreiche Entwicklung dieser drei Disziplinen in der hellenistischen Zeit ist mit der Bibliothek in Alexandria eng verknüpft, ohne daß doch eigentliche Lehranstalten dafür vorhanden gewesen wären.

Nicht von Grund aus verändert, aber doch verschoben wurden diese Verhältnisse durch das Eintreten Roms und des Occidents in den griechischen Kulturkreis. Nun gab es wieder ein großes Volk von noch unverbrauchter Kraft, das die etwas schal gewordne Weisheit der griechischen Philosophen als einen frischen Trank genoß, dem die abgegriffnen Kunststücke der hellenischen Rhetorik wie eine Offenbarung erschienen; es dauerte nicht lange, so strömten die berühmtesten griechischen Lehrer nach Rom, und es entstand hier ein neues Bildungszentrum, das die Städte des Ostens fast in den Schatten stellte. Die vornehmen Römer, die politische Missionen nach dem Orient führten, wurden gern gesehene Gäste in den Hörsälen der griechischen Philosophen; sie schickten dann wohl ihre Söhne zu dem, der ihnen den tiefsten Eindruck gemacht hatte, und namentlich Athen beherbergte dauernd eine Kolonie von adlichen jungen Römern, die philosophische und rhetorische Vorlesungen hörten — oder doch hören sollten. Die nivellierende Kultur der Kaiserzeit schuf für diese Studien stabile Verhältnisse, von denen besonders die Rhetorik profitierte, während die Philosophie etwas in den Hintergrund trat (auch die Vorbildung, der Elementarunterricht und die Lektüre der Dichter, wurde jetzt auf das rhetorische Studium als den eigentlichen Abschluß der Bildung zugeschnitten); ja der Staat, der bisher diese Dinge sich selbst überlassen hatte, traf jetzt bestimmte Maßregeln, um möglichst vielen die Wohltaten der allgemeinen Bildung zukommen zu lassen. Mark Aurel, dem der Stoizismus zu einem Evangelium geworden war, schuf besoldete Lehrstühle für die Vertreter der vier Philosophenschulen in Athen; zwei Lehrer der Rhetorik mit hohem kaiserlichem Gehalt, den einen für griechische, den andern für römische Beredsamkeit, gab es in Rom seit Vespasian, während andre Orte erst später solche kaiserlichen Professuren erhielten. Den Städten war es erlaubt, je nach ihrer Größe drei bis fünf Lehrer der Rhetorik und der Grammatik von allen Abgaben zu befreien, was bei der sich immer steigernden Höhe dieser Lasten einer Besoldung gleichkam. In Athen, aber auch in den großen kleinasiatischen Städten wie Smyrna und Ephesos, später in Antiochia und in Konstantinopel, im Westen in Rom und in Massilia, entwickelte sich ein ausgesprochen akademisches Leben, das mit dem Treiben an unsern Universitäten manche Ähnlichkeit hat. Eine Stadt sucht der andern ihre be-

rühmten Professoren zu entziehn, und diese lassen sich wohl durch eine Erhöhung ihrer Besoldung halten; ihr Selbstgefühl steigt mit ihren Einnahmen, und mancher erkennt höchstens den Kaiser und die Götter als über sich stehend an. Der Glanz der großen Namen lockt die Jünglinge von weither, und es entbrennt ein Wettstreit unter den Lehrern, wer die meisten Zuhörer habe, ein Wettstreit, der um so schärfere Formen annimmt, als die Vorlesungshonorare recht bedeutend waren, und wohlhabende Schüler ihren Lehrern oft aus Dankbarkeit ein kleines Vermögen schenkten; wird die Zahl der Hörer zu groß, so muß ein Assistent einen Teil des Unterrichts übernehmen. Die Anhänger desselben Lehrers, die sich oft aus derselben Provinz rekrutieren, bilden eine Art von Landsmannschaften; wenn der Fuchs im Piräus ankommt, am Ende noch unter den Nachwehen der Seekrankheit leidend, so empfangen ihn schon diese Korporationen, um ihn für sich zu gewinnen. Bleibt er der Weisungen des Vaters eingedenk standhaft, so kommt es wohl zu heftigen Schlägereien, die vor dem Richterstuhl ihre Ahndung finden. Ein Schüler des Professors Chrestos, ein heruntergekommnes Subjekt, das sich durch einen Becher Weines für jede Vorlesung einfangen ließ, störte unausgesetzt die Vorlesungen des Hadrianos, weil dieser ihn nicht als Hörer angenommen hatte; das erbitterte dessen Schüler so, daß sie ihn durch ihre Sklaven durchprügeln ließen, aber der Auftrag wurde so gut ausgeführt, daß der Arme nach dreißig Tagen starb. Nicht immer wurde die Studienzeit gut angewandt; denn mancher kam nach Athen nicht um des Studierens willen, sondern wegen des guten Weines auf dem Hymettos. Solche ärgerten dann die Bürger, indem sie Nachts in ihre Häuser eindrangen, machten Schulden und gaben das Kolleggeld für Würfelspiel, Rennsport und Hetären aus. Das Studium war teuer, und der Vater mußte brav Gelder schicken, wenn der Herr Sohn studieren sollte; manchmal blieb der Wechsel aus, und der Lehrer mußte selbst an den Vater schreiben oder sich nach den Eltern erkundigen, die nichts mehr von sich verlauten ließen. Nicht wenig Studenten mußten sich kümmerlich durchschlagen; so kam ein Student mit einigen Eseln an, die er verkaufte, um von dem Erlös sein Dasein zu fristen. Ein andermal hatten zwei zusammen nur einen Mantel, und wenn der eine ausging, mußte der andre daheim im Bette liegen. Ein Licht auf diese Zustände werfen die Vorschriften für die Studierenden der Universitäten Rom und Konstantinopel aus dem Jahre 370, die zeigen, daß die jungen Leute unter einer strengen Aufsicht standen. Gleich nach ihrer Ankunft mußten sie sich beim Zensor melden, einen Brief des Statthalters ihrer Provinz überbringen, worin ihre Personalien enthalten waren, ihre Wohnung und den Gegenstand ihres Studiums nennen. Die Behörden hatten darüber zu wachen, daß sie nicht in schlechte Gesellschaft gerieten, nicht zu oft das Schauspiel besuchten und sich von unmäßigen Zechgelagen fernhielten; wer diesen Vorschriften zuwiderhandelte, der wurde ausgepeitscht und nach der Heimat abgeschoben. Ebenso mußte jeder die Stadt verlassen, der mit dem zwanzigsten Lebensjahre sein Studium noch nicht abgeschlossen hatte. Über Zugang und Abgang wurden jeden Monat Erhebungen angestellt, und alljährlich wurde ein Bericht an den Kaiser erstattet, damit dieser die tüchtigsten jungen Leute als Beamte anstellen konnte.

Der Zusammenbruch der antiken Kultur, der nach langem innerm Siechtum endlich auch äußerlich zutage trat, hat auch das Schicksal der Universitäten besiegelt. Die Philosophenschulen hatten schon lange gekränkelt, und es war schließlich von den vier Schulen nur eine übrig geblieben, die platonische, die mit Aufgebot aller Kräfte die Succession in Athen aufrecht erhielt und immer noch das vor Jahrhunderten von Platon erworbne Grundstück ihr eigen nannte. Mitten in einer christlichen Zeit war hier eine Hochburg des Heidentums, und alle nur halbwegs lebensfähigen Reste heidnischer Kultur fanden hier eine begeisterte und aufopfernde Pflege, nicht bloß die eigentliche Philosophie, sondern auch Mathematik, Astronomie und Astrologie, Medizin, Grammatik und Rhetorik, namentlich aber die Theologie, die alle andern Disziplinen überragte und durchdrang; man kann vielleicht sagen, daß diese neuplatonische Schule einer modernen Universität näher kam als irgendeine andre Anstalt seit dem Verfall der aristotelischen Schule. Aber es waren doch nur wenige, die an einer verlornen Sache festhielten, und als Kaiser Justinian im Jahre 529 das Fortbestehn dieser Anstalt untersagte, da waren es nicht viele, die darum Trauer trugen. Aber mit der neuplatonischen Schule starb nicht die neuplatonische Philosophie, sondern sie bestand neben und im Christentum weiter und bildete neben der aristotelischen Logik das Hauptelement der Scholastik, ja Aristoteles war der Scholastik durch die neuplatonischen Erklärer vermittelt worden. Was die scholastische Philosophie für die Universitäten bis in das sechzehnte Jahrhundert und noch länger bedeutet hat, brauche ich hier nicht auszuführen; nur hervorheben will ich, wie dieser wichtige Teil der spätern Universitätsbildung seine Wurzel im Altertum hat.

Auch die Rhetorenschule ist von den Stürmen der Zeiten nicht unberührt geblieben. Bei den gebildeten Christen stellten sich religiöse Zweifel ein, ob die heidnische Kunst der glatten Rede auch Gott wohlgefällig sei, und man hätte sie gern beiseite geworfen, wenn man nicht noch immer an wohlgesetzten Phrasen und abgezirkelten Perioden eine beinahe kindliche Freude empfunden hätte; so ist es schließlich gekommen, daß christliche Kanzelredner in ihren Predigten alle die rhetorischen Kunstgriffe anwandten, die die antike Rhetorenschule seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. ausgebildet hatte. Und wenn auch schließlich im Occident die Rhetorenschule einging, so hat doch der rhetorische Unterricht in den Klöstern einen Unterschlupf gefunden, und antike Handbücher sind hier immer weiter studiert worden; im byzantinischen Reiche aber ist die rhetorische Tradition auch äußerlich niemals abgerissen und hat seit dem fünfzehnten Jahrhundert wieder von neuem auch auf die abendländische Kultur gewirkt.





Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Schluß)



Dank den Vorzügen seines Klimas ist Chile eines der gesundesten Länder der Erde, ungefähr wie Neuseeland oder Kalifornien. Wären die hygienischen Verhältnisse nicht so trostlos, so wüßte ich kein schöneres, gesünderes Land zum Leben als das des Kondors. Pocken und Typhus, dieser in Valparaiso geradezu endemisch, gehören zu den schlimmsten Feinden der Bewohner. Die Lungentuberkulose ist leider weit verbreitet. Mit daran Schuld trägt die üble Gewohnheit des Ausspuckens der Leute, wo sie gehn und stehn, das Sammeln der Infektionskeime durch das Schleppen der Frauenkleider auf den Straßen und das Belegen der Wohnräume mit Teppichen, die, weil sie fest aufgenagelt sind, nie gründlich gereinigt werden können. Gelbes Fieber geht über die Atacama nicht hinaus. Dysenterie grassiert zuweilen. Häufig sind Lungenentzündungen, die Folge der großen Temperaturschwankungen. Tetanus (Starrkrampf) ist äußerst selten, ein Zeichen, daß eigentlich infizierter Boden in Chile nicht existiert.

Aber alle die hier angeführten schweren Infektionskrankheiten könnten durch geeignete Maßregeln, dank der bakteriziden Kraft des hier so intensiven Sonnenlichtes, des einzig schönen Klimas und des relativ leichten Kampfes seiner Bewohner um die äußern Lebensbedingungen auf ein Minimum reduziert werden, wenn eben andre Regierungsverhältnisse, bessere Volksbildung, allgemeinere Aufklärung über die natürlichsten Dinge der Welt herrschen würden. Geradezu erschreckend in ihrer Verbreitung herrscht die Syphilis. Ihr schreibt man auch die Ursache von 75 Prozent der Sterblichkeit der Neugebornen zu. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß eine ungeheure Kindersterblichkeit die sonst staunenswerte Reproduktionskraft der Nation so ziemlich wieder aufhebt — eine ernste Mahnung an die Machthaber!

Mit den schon erwähnten Erdbeben, den innern Gewalten, steht die langsame Hebung der chilenischen Küste möglicherweise in Verbindung, was ich hier nur kurz anführen möchte. So wurde in den letzten zweihundert Jahren die Küste bei Valparaiso allein um etwa 5,8 Meter gehoben. Wie viele verschieden wirkende Kräfte hier im Spiele sind, mag dem Urteile des Fachmanns vorbehalten bleiben.

Den verschiednen klimatischen Zonen des Landes entspricht auch wieder die Verschiedenheit der ebenso eigentümlichen wie artenreichen Flora. Während im wasserreichen, feuchten Süden noch Urwälder sind, die bis hoch hinauf in die

Schnee- und Gletscherregion der Anden reichen, ist die stattliche Palme, Jubaea spectabilis, ein Merkmal des subtropischen Teils des Landes. Wirklich schön ist sie nicht, aber ohne ihre Gegenwart wäre das landschaftliche Bild Mittelchiles ebensowenig richtig denkbar wie ohne den Säulenkaktus. Sie gehört nun einmal mit zu der Staffage der Landschaft. Der dicke, glatte Stamm der Palme hat eine merkwürdige Gestalt: er ist in der Mitte dicker als am Boden oder an der Spitze. Dadurch entsteht eine Art Flasche. Diese Form beweist nur aufs neue wieder die wunderbare Anpassungsfähigkeit der Organismen an die äußern Lebensbedingungen. Dank dieser Stammbildung kann die Palme in der kurzen Zeit des Winters mit seinen großen Niederschlägen die Menge an Wasser in ihrem Innern aufspeichern, in Reservenahrung umsetzen, die ihr dann in der langen, regenlosen Zeit des Sommers das Leben ermöglicht. Die Blätterkrone wird von vielen stattlichen, dunkelgrünen Wedeln gebildet, die mit denen der Kokospalme einige Ähnlichkeit haben. Leider werden diese Palmen, die in einigen Landesteilen, ganze Waldungen bildend, zahlreich vertreten waren, mehr und mehr ausgerottet, da aus dem Safte ihrer Stämme eine Art von Palmenhonig (Miel de palma) gewonnen wird.

Im Frühjahr, also im August, pflegt man die Bäume umzuhauen. Wenn der Baum auf dem Boden liegt, wird die Blätterkrone abgehackt, und nun fließt aus dem obern Ende während einigen Monaten der Saft aus, der durch Kochen eingedickt wird. Ein Baum soll gegen vierhundert Liter Honig liefern.

Bambusen, duftende Myrtaceen, parasitische Bromeliaceen, kletternde Smilaceen, Epiphyten sind dem Süden wie der Mitte eigen. Im Süden selbst, bis hinauf an die Grenze des ewigen Schnees, kommen verschiedne Arten von Buchen vor, so zum Beispiel Fagus pumilio. Eine immergrüne Buchenart ist die Rauli, Fagus procera. Die Fagus obliqua, in Valdivia als Roble bekannt, ist wegen ihres guten, der Fäulnis widerstehenden Bauholzes sehr geschätzt. In mäßiger Höhe kommt auch die Coigue, Fagus Dombeyi, vor, mit kolossalem Stamme und dickem, rundem, dunkelm, glänzendem, nicht abfallendem Laube. Mächtige Lorbeerbäume, Laurel, Laurelia serrata, sind noch in Mengen vorhanden.

Die chilenische Araukaria, auch Pehuen genannt, Araucaria imbricata (Andestanne), bildet in den Provinzen Bio-Bio und Arauco (37 bis 39 Grad südlicher Breite) noch geschlossene Bestände. Ich sage absichtlich „noch"; denn der geradezu sinnlosen Vernichtung der chilenischen Urwälder wird erst gesteuert werden, wenn es zu spät ist. Die Araukarien werden über dreißig Meter hoch. Ihre faustgroßen Zapfen, piñones, bestehn aus keilförmigen Früchten, die den Kastanien an Geschmack ähnlich sind und von den Indianern als Nahrungsmittel gesammelt werden. In den Wäldern der südlichen Regionen herrschen immergrüne Sträucher aus den Familien der Oleander, Myrten und Erikaceen vor. Mit ihren Blüten mischen sich die von hochstämmigen Fuchsien und Veronikasträuchern. Dadurch erhält der Wald einen farbenreichen Schmuck. Verschiedne Bäume im Süden, wie die Persea, Lingue, Quillaya saponaria, liefern aus ihren Rinden vorzügliche Gerbstoffe. Aber auch diese wertvollen Bäume werden einfach der Rinde wegen ausgerottet. Kein Mensch denkt an eine Wiederaufforstung.

Den prächtigen Trauerweiden Chiles in der Form ähnlich ist der Maiten mit zarten, bleibenden, weidenartigen Blättern, die geschätztes Viehfutter abgeben. Im ganzen ist der Charakter des chilenischen Blättermeeres ein steifes, immergrünes, kleinblättriges, dunkles Laubwerk.

An allen möglichen Land- und Wasserpflanzen, von denen viele auch in Europa vorkommen, hat Chile keinen Mangel. Auf den Wiesen trifft man Kompositen, Labiatifloren, Verbenen und Rumexarten an. Es wäre eine große Unterlassungssünde, wollte ich nicht hier gleich auch des verwilderten Apfelbaumes gedenken, der in der Nähe von Valdivia ganz besonders üppig gedeiht. Dort herum ist auch sehr wahrscheinlich die Urheimat der Kartoffel.

In den Provinzen Talca, Linares, Maule entfaltet die Flora ihren größten Artenreichtum. Da ist auch Wasser leicht zu beschaffen, und die Folge davon ist eine überaus große Fruchtbarkeit, die sich bis nach Santiago hinauf erstreckt. Immerhin entbehrt die Physiognomie der chilenischen Landschaft der schönen Vegetationsformen, wie sie zum Beispiel dem Mittelmeergebiete zu so großem Schmucke dienen. Die rasch vorübereilende Frühlingsblüte der subtropischen Zone steht eben in keinem Verhältnis zu den langen Zeiten der Verödung!

Die Fauna Chiles hat zahlreiche Arten. Was die Vögel anlangt, so ist ihre Zahl etwas beschränkt und natürlich von der Nahrung abhängig, die sie in einem großen Teile des Landes den Sommer über wenig finden. Auffallend dagegen ist der Unterschied in ihrer Größe wie auch in ihrer Lebensweise. Von den winzigen, buntfarbnen Kolibris (Trochilus), die in mehreren Arten vertreten sind, bis zum mächtigen Kondor (Sarcorhamphus gryphus), dem größten Landvogel Chiles, der ausgespannt eine Flügelweite von drei bis vier Metern hat, kommen alle Größenverhältnisse vor. Während der zierliche Kolibri von Blume zu Blume flattert, um sich seine Nahrung an Insekten zu holen, lauert der Kondor als aasfressender Geier hoch oben in steiler Höhe auf seine Beute. Ja diese Raubvögel sind für die vielen wilden wie zahmen Herden in der Cordillera lästige Verfolger. Sie scheuen sich nicht, größere Tiere direkt anzugreifen; fällt ein Tier, Pferd, Rind, Guanaco und dergleichen, so stürzen sie sich augenblicklich darüber her, um dessen Fleisch wegzufressen. Von ihren Standorten in den Anden aus besuchen sie auch die Küsten des Stillen Ozeans und nähren sich von den durch die Flut ausgeworfnen großen Seesäugetieren. Menschliche Wohnungen meidet der Kondor; Kinder soll er nicht angreifen.

An andern Geiern ist ebenfalls kein Mangel. Verwandt mit dem Kondor ist der Gallinazo (Cathartes Urubu) und der Jote (Cathartes Aura). Diese Geier besorgen die Beseitigung animalischer Auswurfsstoffe und werden von der Bevölkerung geschont. Eigentliche Adlerarten sind in Chile selten, dagegen kommen Falken, Habichte, Eulen und Bussarde vor. Ziegenmelker und Schwalben sind nur durch je zwei Arten vertreten. Unter den Tauben zeichnet sich besonders eine rotbraune Art (Columba araucana) aus. Spechte und rebhühnerartige Vögel kommen vor, ebenso eine Reihe von Sumpf-, Wasser- und Strandvögeln. Den schwarzhalsigen Schwan (Cygnus nigricolis), weißen Reiher, den schwarzen Kormoran, Flamingos, Pinguine, Pelikane, Alken, Sturmvögel, Albatrosse und sonstige Möwenarten weist Chile in reicher Zahl auf.

Der südamerikanische Strauß, Nandu, Rhea americana, ist fast mannsgroß, oben graubraun, unten weiß; er lebt fast nur von Pflanzennahrung. Seine Jagd ist sehr interessant und geschieht meist mit den sogenannten Bolas (Kugeln aus Holz, Stein oder Eisen), zwei oder drei an der Zahl, die durch einen Riemen in einem gemeinsamen Mittelpunkte vereinigt sind. Gegen die Füße des Tieres geschleudert, winden sie sich darum und binden sie so fest zusammen, daß jede Bewegung unmöglich wird. Dadurch ist das Tier gefangen; es stürzt sofort. Allerdings verlangt die Anwendung der Bolas genau dieselbe Geschicklichkeit wie die des Lassos, eine Fertigkeit, die eigentlich nur der Einheimische als seine Domäne völlig beherrscht. Ähnlich wie der Strauß wird auch das Guanaco (Lama guanaco) gejagt. Es ist von der Größe eines Hirsches, lebt in Rudeln in den Anden und ist das charakteristische Säugetier des mittlern und des südlichen Teiles von Südamerika, gewissermaßen der südamerikanische Repräsentant des orientalischen Kamels. Sein Fleisch ist schmackhaft, seine Wolle gesucht. Früher vielfach gezähmt und als Lasttier verwandt, kommt es in Chile jetzt nur noch selten vor.

Seltner und kleiner als das Guanaco ist der Guamul (Cervus chilensis). Es ist als Wappentier neben dem Kondor im chilenischen Schilde enthalten.

Der Puma, Felis concolor, auch Silberlöwe genannt, kommt in Chile sowohl in der Cordillera de los Andes wie auch in der der Küste (de la costa) vor. Er ist mähnenlos, sehr listig, schweigsam, von der Größe eines Fleischerhundes, blutgierig, aber feige. Dem Rindvieh wie dem Pferdebestand kann der Silberlöwe sehr schädlich werden. Die Menschen flieht er. Dank der auf ihn gemachten Jagd verschwindet er mehr und mehr. Wildkatzen kommen in Chile in mehreren Arten vor. Der gewöhnliche chilenische Fuchs ist kleiner als der europäische; seine Farbe spielt mehr ins Gelbbraunschwarze. Er liebt sehr die Trauben und schädigt deshalb vielfach die Weinberge. Der Coipu, Schweifbiber, Myopotamus coypu, hat die Größe eines Bibers, aber einen Schwanz ähnlich dem der Ratte. Die Jungen folgen bald nach ihrer Geburt der Mutter ins Wasser, indem sie sich an acht Zitzen festsaugen, die auf dem Rücken der Alten unter dem Pelze versteckt liegen.

Fledermäuse sind vertreten, aber spärlich. In den Süßwasseransammlungen der mittlern Provinzen lebt eine Art Fischotter. Auch ein schön gestreiftes Stinktier, Chingue, nennt Chile sein eigen. An Nagern, Ratten wie Mäusen, herrscht ein unheimlicher Überfluß, der hier und da wirklich zu einer Plage wird, trotz den vielen Hauskatzen. Die Aufzählung weiterer Säugetiere würde mich zu weit führen. Erwähnen will ich noch einige, die dem Meere angehören. Der Walfisch und der Pottwal kommen im Stillen Ozean noch ziemlich häufig vor, ebenso verschiedne Delphinarten und Robben. Ein Seeotter, Gato de mar, der herrliches Pelzwerk liefert, ist ebenfalls vorhanden. Große Eidechsen und Schlangen kommen in Chile nicht vor. Die größte Eidechse ist etwa 25 Zentimeter lang (Aporomera), und die größte Schlange (Lycodon audax) erreicht kaum die Länge von einem Meter. Kein Reptil aber ist giftig.

Teufelspferde (Caballos de diablo), bis 15 Zentimeter lange, dünne und stäbchenartige Gespenstschrecken (Bacillus), Zecken, die fast jedes Säugetier heim=

suchen, fehlen ebensowenig wie Spinnen und Bremsen, die in manchen Gegenden so häufig sind, daß sich die Pferde von dorther von Jugend auf das Schweifwedeln angewöhnt haben und deshalb niedriger im Werte stehn.

An Moskitos ist ebenfalls kein Mangel. An den natürlichen Lebensbedingungen für diese Insekten (Culex wie Anopheles) fehlt es in Chile nicht; denn überall gibt es auch während des Sommers in den Städten Pfützen, stehende Gewässer und Schlamm genug, die idealsten Brutstätten für diese blutgierigen, die Nachtruhe in so aufregender Weise störenden Stechmücken. Als Malariaüberträger spielen sie aber in Chile glücklicherweise keine besondre Rolle. Diese Krankheit ist wenig bekannt. Immerhin aber sind diese Mücken auch sonst noch gefährlich genug und sollten mit aller Macht vertilgt werden. Zahllos und belästigend sind auch noch die vielen andern Arten von Fliegen, gegen die sich erfolgreich zu wehren nahezu ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Der Pulex irritans, der ganz gemeine Floh, feiert auf dem Körper Eingewanderter wie Einheimischer geradezu Orgien. Er ist eine der größten Plagen in Chile. Der Sandfloh dagegen fehlt. An Wanzen ist dafür aber kein Mangel. Sie treten oft so massenhaft auf, daß sie da, wo sie einmal eingeschleppt sind, ein Haus einfach unbewohnbar machen.

An Flußfischen ist Chile arm. Reichen Ersatz hierfür an allen möglichen eßbaren Bewohnern liefert der Ozean. Der Fischfang auf dem Meere ist aber leider noch sehr unentwickelt; ein Reichtum, dessen Hebung sich der Chilene selbst vorenthält.

10. Historisches, Ureinwohner

Der Name Chile soll von dem alten peruanischen Worte Tschili oder Tschiri herkommen. Dieser Ausdruck bedeutet Schnee, Kälte und wurde dem Lande beigelegt, als es die Peruaner unter ihre Botmäßigkeit brachten und ein kühleres Klima und größere Schneemassen in der Cordillera fanden als zuhause.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts drang schon der peruanische Inka Yupanqui mit zwanzigtausend Mann durch die Wüste Atacama bis nach Capayapu, dem heutigen Copiapó, vor. Er unterwarf die dortigen Völkerschaften und legte die heute noch vorhandne berühmte Inkastraße an, eine Leistung, die um so bedeutender erscheint, wenn man die natürlichen Schwierigkeiten erwägt, die sich dem Bau einer Straße durch den Sand einer Wüste entgegenstellen. Der Inka drang nach und nach mit seiner Armee bis in den Süden vor. Aber am Rio Maule geboten ihm die tapfern Araukaner Halt. Es entspann sich ein blutiger Kampf. Die Schlacht blieb unentschieden. Beide Teile wurden dadurch so stark betroffen, so sehr geschwächt, daß sich von da ab Peruaner wie Araukaner in der Defensive hielten.

Die von dem Inka eroberten Distrikte wurden der peruanischen Kultur zugänglich gemacht. Diese hatte, vor dem Raubzuge Pizarros, damals schon in dem Sonnenlande Peru eine wunderbar hohe Stufe der Entwicklung erreicht; sie stand in der vollsten Blüte. So wurden denn in Chile Bewässerungsanlagen ausgeführt, Goldminen und Goldwäschereien angelegt, Tonwarenfabriken errichtet, ebenso Tempel für den Sonnenkultus in Quillota und Colina gebaut, deren

Ruinen heute noch hier und da sichtbar sind. Politisch bildeten die unterworfnen Distrikte eine Art von Bundesstaat.

Pedro Calvo Barrientos, ein Soldat, war der erste Spanier, der Chiles Boden betrat. Ihm waren zur Strafe für ein begangnes Verbrechen in Cuzco beide Ohren abgeschnitten worden. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis zu entfliehn und in das Tal des Aconcagua zu entweichen. Dort schloß er sich den Kaziken an, die ihn freundlich aufgenommen hatten. Zum Danke dafür unterrichtete er die Eingebornen in der Art der damals modernen Kriegführung.

Die erste spanische Expedition brach 1535 von Peru aus nach Chile auf. Sie bestand aus etwa sechshundert Spaniern, denen fünfzehntausend Peruaner beigegeben worden waren. Ihren Befehl führte Diego de Almagro. Aber dieser kannte die Tücken des Hochgebirges nicht; denn sonst würde er nicht den Winter zum Übergange gewählt haben. Die Riesenkolonne kam in einen furchtbaren Schneesturm. Zu der schrecklichen, den Peruanern ungewohnten Kälte gesellte sich bald auch noch der Hunger. So kamen Tausende von Menschen auf diesem Zuge über die Anden um. Ähnliche bittre Erfahrungen hatten wohl auch schon früher die Inkas gemacht, wenigstens ließe sich daraus leicht und ungezwungen ihr dem Lande gegebner Name „Tschili" erklären.

Almagro, durch den ungeheuern Verlust an Menschen und an Material nicht abgeschreckt, drang mit dem ihm gebliebnen kleinen Rest in Chile ein. Ihn lockten die goldnen Schätze des Landes, von denen er in Peru schon so viel erzählen gehört hatte. Die Triebfeder seines tollkühnen Vordringens war nur die unersättliche Gier nach Gold. Bis zum Rio Claro gelangte er. Hier aber stieß er auf die Araukaner, die sich sofort gefechtbereit machten. Mit seiner Hand voll Leute konnte und durfte er es auf keinen Entscheidungskampf ankommen lassen. So zog er sich längs der Meeresküste langsam nach Peru zurück. In Cuzco wurde er 1538 durch das Beil hingerichtet, wahrscheinlich auf Betreiben seines skrupellosen Rivalen Pizarro. Dieser sandte 1540 Pedro de Valdivia in das chilenische Land, der ihm den Namen Nueva Estremadura gab, zur Erinnerung an die spanische Provinz, aus der er stammte, und um zugleich auch das Andenken an Almagro und seine verunglückte Expedition auszulöschen. Aber die Gewohnheit war auch hier mächtiger und stärker, und so blieb der erste Name Chile bestehn.

Valdivia gründete 1541 Santiago. Diese Gründung war anfänglich schwer gegen die Indianer zu halten. Diese, angeblich von jenseits der Cordillera stammend, tatsächlich auch mit den Araukanern nicht verwandt, bewohnten die Hochebne der Küstencordillera, auf der Santiago liegt, und belästigten die Stadt für lange Zeit. Unter fortwährenden Kämpfen drang Valdivia 1546 bis zum Bio-Bio vor, durchzog nach und nach das Araukanerland bis zum Rio Bueno und dem Rancosee. Schon früher war ihm zu Ehren von einigen spanischen Kolonisten die Stadt Valdivia gegründet worden, die er nun ebenfalls besuchte. Aber grimme Kämpfe mit den Araukanern folgten, und in einem davon fiel Valdivia. Rasch hatten diese Indianer die Taktik der Spanier durchschaut. Mit den von ihren Feinden erbeuteten Pferden betrieben die Araukaner nun Pferdezucht und organisierten Kavallerie. Dieser Umstand dürfte schon allein

ein Beweis sein für die außerordentliche Intelligenz und Anpassungsfähigkeit des chilenischen Indianers. Durch fortwährende Belästigung bei Tag und bei Nacht machten sie die Spanier schließlich kampfunfähig. Ihre heroische Todesverachtung verhalf den Araukanern endlich zum Siege, und 1602 gehörte wieder ganz Südchile vom Bio-Bio bis Chiloe den alten Besitzern. Erst 1726 wurde zu Negrete ein ziemlich dauerhafter Friede geschlossen.

In Valdivia selbst hatten die Indianer die spanischen Ansiedler unbehelligt gelassen. Durch Zuzug von außen her vermehrte sich die Kolonie nach und nach, errichtete Missionen und kaufte von den Araukanern Land. Auch die andern Ansiedlungen Rio Bueno und Osorno erhoben sich inzwischen langsam wieder aus ihren Trümmern.

Trotz der gewaltsamen Loslösung Chiles von Spanien zu Anfang des letzten Jahrhunderts und trotz mannigfachen Aufständen vermochten sich die Chilenen zu behaupten und verstanden es, das Gebiet der Araukaner mehr und mehr einzuschränken.

Im Jahre 1861 kam ein Franzose, Orellie Tounens mit Namen, von Beruf ein Advokat, in das Land der Araukaner. Es war ein merkwürdiger Mensch. Rasch hatte er die Indianersprache erlernt, heiratete die Tochter eines Kaziken und wußte die Zuneigung des Volks so zu gewinnen, daß er sich unter dem Namen Orellie Antoine der Erste zum konstitutionellen König von Arauco proklamieren lassen konnte. Die chilenische Regierung aber, die Gefahr richtig erkennend, ließ 1862 den König der Araukaner durch einen kühnen Handstreich aufheben. Orellie wurde nach Santiago gebracht und zur Vermeidung politischer Verwicklungen der Einfachheit halber für irrsinnig erklärt. Die Behörde glaubte aber noch nicht an seine Verrücktheit und verwies Orellie des Landes. Im Februar 1870 kehrte der Franzose heimlich wieder in sein Indianerkönigreich zurück. Jetzt aber verstand die Regierung in Santiago keinen Spaß mehr. Eine förmliche Treibjagd wurde auf Orellie ausgeführt, und wäre er in die Hände seiner Verfolger gefallen, so würde schmähliche Todesstrafe das Resultat gewesen sein. Dank der Unterstützung durch seine treuen Indianeruntertanen gelang ihm die Flucht aus „seinem Lande.“ Er starb 1878 bei Bordeaux.

Jetzt ist das Land der Araukaner von Norden nach Süden von Wegen durchschnitten, der Schienenstrang der Eisenbahn erstreckt sich tief hinein; in der Cordillera sind Forts angelegt, sodaß jeder Aufstandsversuch des heute sehr zusammengeschmolznen und leider auch degenerierenden Volks erfolglos wäre. Die stolze Devise Chiles: Por la razón ó la fuerza! hat der Staat den Araukanern gegenüber tatsächlich und erfolgreich zur Geltung gebracht.

Einige, Ochsenius entnommne, Daten über die merkwürdigen Ureinwohner Chiles dürften allgemeiner interessieren. Gegen die Araukaner verschwinden die noch vorhandnen geringen Überbleibsel andrer Urchilenen. Heute leben davon — diese Leute sprachen eine gemeinschaftliche Sprache, trieben Ackerbau, sogar Industrie, wie Seifenfabrikation, Metallverarbeitung und Färberei — im nördlichen Atacama noch einige Armara-Indianer, im mittlern Atacama etliche Dutzend Changos-Indianer, sogenannte Cholos, in den Provinzen noch einige tausend längst unterjochter Huilliches, Cuneos und Chonos-Indianer. Diese

beschäftigen sich noch mit etwas Viehzucht, Ackerbau und Fischerei, vermindern sich aber von Jahr zu Jahr. Sie werden eben geduldet, weil keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, sie zu vertreiben, auch ist ihre Arbeitskraft, obgleich weniger wert als die des Weißen, noch nützlich. Auch die Patagonen und ihre südlichen Nachbarn, die Feuerländer, spielen keine andre Rolle mehr, als die der „einstweilen" noch nicht unterworfnen und zivilisierten Bewohner von Landstrichen, die im Augenblick für Chile von geringem materiellem Nutzen sind. Im Gegensatz hierzu stehn die Araukaner, der tapferste Indianerstamm von Chile. Kein Stamm hat den Spaniern so langen und zähen Widerstand entgegengesetzt wie der der Araukaner. Erst seit vielleicht zwanzig Jahren kann man sagen, daß die Unterwerfung der letzten unabhängigen Häuptlinge als endgiltig anzusehen ist.

Das Wort Araucanos (Araukaner oder Araukanen) stammt von den Spaniern her, die ohne hinreichenden Grund die Indianer so benannten. Das Volk selbst hat sich wahrscheinlich niemals anders genannt als: „die Leute des Landes" (Mapu-che). Für die Hauptmasse gilt der Name Molu-che, der mit Krieger übersetzt zu werden pflegt. Das Indianergebiet ist heute zwar auf einen ganz kleinen Landstrich reduziert — zwischen den Flüssen Imperial und Tolten —, trotzdem aber sind dessen Bewohner noch die einzigen Repräsentanten früherer indianischer Machtstellung in Chile geblieben. Ihre Territorialverhältnisse aber ähneln schon sehr denen der Indianerreservationen in Nordamerika. Die in das Land geschobnen Verkehrswege bedeuten schon das nahende Ende der Araukanernation als solche.

Reich bewaldet ist das Araukanerland, mit eingestreuten herrlichen Wiesen und Weiden. Der jungfräuliche Boden ist außerordentlich fruchtbar. Die üppige Vegetation erschwerte alle Versuche, die Widerstandskraft der Araukaner gegen das Eindringen der Fremden zu brechen. Der viele Regen macht die Wälder saftig und feucht, und die Lianen darin, die Quila- und Colihuemassen, sind so undurchdringlich, daß sogar das Feuer wenig gegen sie vermag.

Die Bewohner sind von mittlerer Statur, Rumpf und Hals sind lang, die Brust ist hochgewölbt, Arme und Beine sind sehnig und kräftig, Hände und Füße klein. Die Haut ist weich, kupferrot bis weiß, dieses namentlich bei denen, die von geraubten weißen Frauen abstammen. Die Horde der Boroas hat sogar schlanken, entschieden europäischen Typus und Farbe. Es geht bei ihnen wie auch bei den übrigen Indianern östlich und westlich von der Cordillera die Legende, daß ihre Stammeltern vor altersgrauer Zeit aus einem Lande, Alemana genannt, über das große Wasser gekommen seien. Merkwürdig ist es, daß diese Wilden von den Deutschen nie anders als von „Parientes" (Verwandten) reden und ihnen allein offenkundige Beweise ihrer Sympathie geben. Diese Indianer sind wohl unsre einzigen „natürlichen" Freunde in der Welt!

Das Gesicht der Araukaner ist rund mit etwas vorstehenden Backenknochen, die Stirn ist niedrig, die Augen liegen horizontal, sind klein, braunschwarz, aber lebhaft und ausdrucksvoll; häufig ist die Iris biliös gefärbt. Die Augenbrauen sind meist geradlinig, die Nase ist etwas breit mit großer Öffnung, der Mund proportioniert mit schönem, regelmäßigem Gebiß. Das Haar ist tief-

schwarz, Männer wie Frauen lassen es wachsen. Während es die Frauen für gewöhnlich flechten, halten es die Männer durch ein langes Band, trari longo, zusammen. Die geistigen Anlagen sind, wie gesagt, nicht unbedeutend. Ich gebe hier ein Lied einer Indianerin, die aus ihrer Heimat Winfali von einem Indianer in der Nähe von Temuco entführt worden war. Es beruht auf einer wahren Begebenheit und spiegelt das Empfindungsleben dieser interessanten Menschen. Übersetzt lautet es:

Einen Gatten hatte sie;
Da entführte sie ein andrer
Weit nach fremden Landen.
Als sie ankam von Winfali,
Bei der Ankunft also sang sie
Ihren Sang:
Weit von fremdem Lande komm ich;
Dort aus blauer, blauer Ferne,
Zog durchs Land ich
Stets mit Weinen, stets mit Tränen.
Komme, sprach das Weib,
Weit aus fernen Landen,
Wo den teuern Freund ich ließ, o Weh!

Die Wirkung der Missionsstationen ist höchst gering. Sie werden von den Araukanern an den Südgrenzen ihres Landes geduldet. Der Charakter der Indianer ist ernst; sie sind schweigsam und indolent, solange es sich nicht um Kampf oder Jagd handelt. Selten brechen sie ein gegebnes Versprechen. Wo kein Mißtrauen vorliegt, üben sie Gastfreundschaft. Reich ist ihre Sprache, ausdrucksvoll und ebenso flexionsfähig wie die deutsche. Von spanischen Wörtern halten sie sie möglichst rein.

Die Kleidung besteht aus dem Chamal, einem Lendentuch, und dem Poncho, die von den Frauen meist aus Schafwolle gewoben werden. Auch die Frauen tragen das Lendentuch, und zwar so, daß es über den Hüften durch einen Gurt festgehalten und unter diesem bis zur linken Schulter aufgezogen wird, sodaß der rechte Arm und die rechte Brust frei bleiben. Ein zweites viereckiges Tuch (icula) wird um Nacken und Schulter geschlagen und am Hals durch eine schwere silberne Nadel zusammengehalten.

Die araukanischen Gewebe sind weniger musterreich als die peruanischen. Ihre Grundfarben sind meist dunkelbau und schwarz. Männer und Weiber halten sich und ihre Kleider durch Baden und Waschen rein. Die Araukaner sind gute Schwimmer. Das Tätowieren ist bei ihnen unbekannt; dagegen bemalen die Männer vor Festen oder vor Kämpfen das Gesicht grell blau und rot, und die Frauen bringen bei besondern Gelegenheiten feingezogne blauschwarze Strahlen um die Augen an, was ihr Aussehen vorteilhaft erhöht. Die Wohnungen bilden keine Ortschaften, sondern liegen vereinzelt und bestehn meist aus Blockhäusern, die mit Stroh gedeckt und durch Colihuegeflecht in mehrere Abteilungen geschieden sind. Ihre Nahrung besteht jetzt in den von den Spaniern eingeführten Zerealien: Bohnen, Erbsen, Weizen, Gerste usw. neben Mais. Der verwilderte Apfelbaum wächst bei ihnen in großer Menge. Zudem halten sie sehr viel Rindvieh, von dem sie aber die Milch nicht genießen, Pferde, Schafe,

Hunde und Katzen. Durch die Pferde sind sie zu einem Reitervolke geworden, das als solches sehr viel zu leisten vermag. Ihre Pferde sind ausgezeichnet abgerichtet und können in vollstem Rennen pariert werden. In der feinsten Weise verfertigen sie Zügelzeug aus ungegerbten Häuten und verzieren es mit Silber. Die Sporen, die an die bloßen Füße geschnallt werden, sind meist von Silber. Die Steigbügel bestehn aus einem mit zierlichen Holzschnitzereien versehenen halben Holzschuh, der den Fuß gegen Stöße und Verwundungen von vorn durch Äste und Rohrspitzen schützt. Der Bocksattel ist mit Schaffellen belegt und ebenfalls mit Silber beschlagen. Die Hauptwaffe der Araukaner ist die Colihuelanze, außerdem haben sie Schleudern, Keule und Schilde; selten gebrauchen sie Bogen und Pfeil. Der Lasso ist ihr steter Begleiter. Des waldigen Terrains halber ist bei ihnen die Bola wenig im Gebrauch. Holztrommeln, Holz- und Knochentrompeten und Hörner sind schon längst bei ihnen üblich. Ein eigentliches Oberhaupt haben die Araukaner nicht, nur bei allgemeinen Aufständen wird ein Hauptanführer, toqui, gewählt. Polygamie wird geübt. Die Mädchen werden, nachdem sie den Angehörigen abverlangt und bezahlt worden sind, gewaltsam vom Manne entführt. Die verschiednen Frauen leben höchst friedlich in demselben Hause, jede aber hat ihre besondre Feuerstelle. Trotz dieser Art des Frauenerwerbs herrscht doch die größte Moral unter den Indianern. Ehebruch und Verführung wird mit qualvollem Tode bestraft.

Eine beliebte Volksbelustigung bei ihnen ist die Chueca, eine Art von Billardspiel, bei dem die Kugel durch Krummstäbe auf dem Boden fortgeschleudert wird. Dieses Spiel wenden sie auch nach resultatlos verlaufnen Ratsversammlungen als letztes Entscheidungsmittel an. Die Frauen sind nie müßig. Sie besorgen nicht nur alle Haus- und Feldarbeit, sondern auch noch das Putzen des Sattelzeuges; außerdem flechten sie meisterhaft Matten und Körbe aus Lianen. Als Zierat spielt Silber eine große Rolle; so zum Beispiel in Form von Spangen, Ringen, Kreuzen, Ohrblechen, Fingerhüten. Gold wird von beiden Geschlechtern verschmäht, weil sie diesem Metalle, das die Habgier der Spanier so sehr gereizt hat, die Ursache der für sie so verderblich ausgefallnen Kriege zuschreiben.

Die religiösen Ansichten der alten Araukaner waren auffallend abstrakter Natur. Nirgends wird von einem eigentlichen Gottes- oder Götzendienste berichtet, und es scheint, daß sie ihre Gottheiten niemals körperlich dargestellt haben. Gegenstand der Verehrung waren die Seelen der Verstorbnen (Ahnenkultus). Das Übel der Welt, Gewitter, Erdbeben usw. stammt von bösen Mächten, deren höchste der Donnergott Pillan gewesen zu sein scheint. Ihm sind mehrere Untergötter beigegeben, wie zum Beispiel der Cherrúve, der Gott des Wetterleuchtens. Sein Haus ist am Vulkan, dessen Feuerschein mit dem in den Anden so häufigen Wetterleuchten vielleicht zusammengeworfen wurde. Wekuvü ist das böse Prinzip des menschlichen Lebens, überhaupt allen Unglücks.

Von der Unsterblichkeit der Seele sind die Indianer überzeugt, wie es auch ihr feststehender Glaube ist, daß sie nach dem Tode vereint ewige Freuden genießen werden. Von der katholischen Kirche wollen sie nicht viel wissen, weil ihnen die Missionare zuviel vom Fegefeuer erzählen. Und weil sie sich nicht

von ihren Brüdern im Jenseits trennen möchten, wollen sie ihren alten Glauben lieber nicht aufgeben. Der Christianisierung steht ferner auch die Polygamie entgegen. Viele würden sich vielleicht taufen lassen, wenn sie ihre Weiber behalten dürften, aber auch viele in den Missionen als Christen erzogne Araukaner fallen rasch wieder ins Heidentum zurück, nachdem sie zu den Ihren zurückgekehrt sind.

Das Andenken an eine Sintflut ist merkwürdigerweise bei ihnen erhalten. Tödliche Krankheiten schrieben sie früher einer Vergiftung oder einer Hexerei zu. Die angeblich schuldige Person wurde unter großen Feierlichkeiten und unter Anrufung eines ihrer Orakel (Machi) zu ermitteln gesucht. War sie ermittelt, so wurde sie ergriffen, vor einen aus Kaziken und Stammesältesten gebildeten Rat gestellt und meist zum Feuertode verurteilt. Antiquitäten, die von den Ureinwohnern herstammen, finden sich wenig mehr vor. Wahrscheinlich haben die Spanier in blindem Fanatismus bei ihren Eroberungszügen alles zerstört, was ihrer Meinung nach auf das Heidentum Bezug hatte.

Die ganze Lebensanschauung wie Lebensführung der Indianer hat offenbar einen großen Wandel erlitten. Daran ist hauptsächlich das von den Europäern eingeführte Pferd schuld, dessen Benützung und Züchtung, wie ich schon erwähnt habe, die Araukaner so schnell von ihren Feinden erlernten, daß sie wenig Jahre nach dem Beginn der Eroberung die Spanier mit Reiterei schlagen konnten. Erst der Gebrauch des Pferdes machte sie auch zu Herren der argentinischen Pampas, die sie bis vor wenig Jahrzehnten geblieben sind. Noch heute ist der Besitz eines gesattelten Pferdes der höchste Wunsch des Indianers, und Pferdefleisch ist der feinste Festtagsbraten.

Mehr und mehr schmilzt die Zahl der chilenischen Indianer zusammen. Sie dürften heute kaum noch 50000 Köpfe betragen. Hauptsächlich wirkten und wirken noch an dieser Dezimierung europäische Laster und Krankheiten mit. Die Zeit ist nicht mehr allzu fern, wo Chiles Ureinwohner der Geschichte angehören werden.

Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Am andern Morgen waren alle Grübeleien vergessen, und als die Sonne schien, wurden auch die Sorgen kleiner.

Rike Bindseil benahm sich auch im ganzen anständig.

Also du bist gestern nicht gekommen, weil du keine Lust zum Nähen hattest? fragte sie mit ihrer etwas zirpenden Stimme. Man muß immer Lust haben!

Hast du immer Lust zu allem? erkundigte sich Anneli, und die kleine Mamsell sah sie betroffen an.

Liebes Kind, solche Fragen darf man nicht tun!

Ach nein. Anneli setzte sich an das Fenster und holte ihre Näharbeit hervor. Natürlich, ich darf nicht fragen; Kinder dürfen gar nichts. Sie müssen immer artig sein. Ich wollte, ich wäre kein Kind mehr!

Es ist doch ein schönes Alter, murmelte Rike halb verlegen. Man hat keine Sorgen und braucht über nichts nachzudenken.

Meinst du das im Ernst? Aber ich habe viele Sorgen und muß ewig nachdenken. Du hast wohl keine Tante Fritze gehabt?

Rike Bindseil errötete heftig.

Kind, Kind, nun wollen wir fleißig sein. Dein Taschentuch ist recht schlecht gesäumt!

Sie verzichtete auf weitere Ermahnungen und zeigte Anneli geduldig, daß man ein Taschentuch nicht mit Riesenstichen säumen dürfe. Als sie ihre Unterweisung beendet hatte, schlüpfte sie in ein Nebengelaß, wo ein kleiner Kochofen stand. Hier kochte sie verschämt während der Privatstunden ihr Mittagessen; und wenn Christel Sudeck in die Stunde kam, lief sie gleich in die Küche und bat darum, alles dort brutzelnde kosten zu dürfen. Natürlich durfte sie es nicht, und meist kochten auch nur Kartoffeln auf dem Ofen. Aber ihr Geruch machte schon die Stunde gemütlich, und der Kochofen war erst recht behaglich. Mit ganz wenig Material ließ er sich heizen, und er wurde vor Eifer ganz rot, fast so rot wie Rike, die das Kochen als Geheimnis betrachtete.

Ach, Bitchen, sei nicht so, sagte Christel. Alle Leute müssen essen; und daß ich inzwischen meinen Antimakassar häkle, schadet den Kartoffeln nichts. Und nun laß mich nur wieder gehn; ich habe Übersetzungen aus dem abscheulichen Plötz zu machen.

Also war Christel wieder verschwunden, obgleich sie für jede Stunde fünfzig Pfennige bezahlte und kaum eine halbe blieb. Aber wenn sie Rike Bindseil Bitchen Rindseil nannte und der alten Mamsell über die runzlige Wange strich, dann sagte diese kein Wort.

Hinterher aber lachte Christel doch über sie und erzählte, daß sie ehemals Kammerjungfer gewesen wäre und eigentlich kein ordentlicher Umgang für feine Leute sei.

Wenn ich groß bin, dann werde ich sie nicht mehr kennen; jetzt aber kann ich mir das noch nicht leisten, sagte sie zu Anneli, die ganz empört wurde.

Dann bist du falsch, Christel, ganz falsch!

Die ganze Welt ist falsch, entgegnete Christel weise. Papa sagt es auch.

O, über diese Welt! Anneli konnte sie nicht begreifen und wußte auch keinen Menschen, den sie um Aufklärung bitten konnte. Onkel Willi würde ihr keine geben, weil er es nicht wollte, und Tante Fritze war zu dumm dazu. Vielleicht die alte Demoiselle Stahl, die sie schon etlichemal angeredet und auch einmal mit in ihre Wohnung genommen hatte.

Ihre Zimmer lagen am innern Schloßhof, standen voll von altem sonderbarem Hausrat, und die Wände waren behängt mit Lorbeerkränzen. Die Demoiselle hatte sie erhalten, weil sie so schön tanzte; aber jetzt war sie ein altes verschrumpftes Persönchen, das die frische Luft nur auf dem Rollstuhl fahrend genießen konnte.

Anneli konnte die alte Dame wohl leiden; aber daß sie früher getanzt hatte, konnte sie sich nicht denken. Dennoch ging sie jetzt einmal zu ihr und wurde auch freundlich von ihr aufgenommen.

Die Demoiselle saß gerade vor dem Spiegel und probierte eine Haube auf, die ihr Frau Roland gebracht hatte. Sie steht mir gut! sagte sie vergnügt; wahrhaftig, Rolandchen, wenn ich könnte, würde ich Ihnen einen Orden geben. Nicht wahr, Anneli, ich bin doch hübsch geworden?

Lachend wandte sie ihr braunes, verrunzeltes Gesicht der Kleinen zu, die sehr rote Wangen bekam.

Hübsch? wiederholte sie und warf einen verzweifelten Blick auf Frau Roland, die mit gleichmütigem Gesicht einige Seidenpapiere zusammenlas. Hübsch? wiederholte sie.

Die Demoiselle sah ihr mit funkelnden Augen ins Gesicht.

Du mußt die Wahrheit sagen!

Anneli atmete erleichtert auf.

Wenn ich das wirklich soll, will ich nur sagen, daß du recht häßlich bist, Demoiselle Stahl. Aber du bist wahrscheinlich einmal hübsch gewesen, damals, als du, wie die Leute sagen, noch tanztest!

Die Demoiselle war ernsthaft geworden.

Sehen Sie, liebe Roland, dieses Kind sagt die Wahrheit. Und Sie haben mir eben erzählt, daß mich die Haube zehn Jahre jünger mache.

Die Kleine kann es doch nicht beurteilen, erwiderte Frau Roland mit einem halben Lächeln; und außerdem ist der Geschmack verschieden.

Frau Roland war schlank gewachsen, sie hatte ein ernsthaftes, schmales Gesicht und dunklen Augen. Ihre Stimme klang angenehm, und Anneli mochte sie gern sprechen hören.

Aber jetzt ging sie davon, und die Kleine mußte bei der alten Dame bleiben und ein Stück Schokolade essen, das sehr alt und würdig schmeckte.

Erzähle mir etwas von dir! sagte die Demoiselle gütig. Bist du gern hier?

Wieder wurden Annelis Wangen rot, und sie öffnete den Mund zum Sprechen. Dann aber schloß sie ihn wieder und schüttelte nur den Kopf.

Die scharfen Augen der Demoiselle hatten dieses Mienenspiel beobachtet.

Du willst lieber nicht antworten?

Lieber nicht, bestätigte die Gefragte.

Ich kanns dir nicht verdenken, und die Frage war auch verkehrt. Du magst nicht lügen, und die Wahrheit mögen die Menschen nicht hören. Auch ich würde traurig werden, wenn ich hören müßte, daß du in meinem schönen Schloß nicht leben möchtest.'

Du hast auch keine Tante Fritze, begann Anneli. Ohne Tante Fritze wäre alles besser.

Aber wer sollte dann für dich kochen und für dein Wohnen und Schlafen sorgen?

Ich weiß es nicht. Langsam aß Anneli weiter an der Schokolade. Christel Subeck meint, ich gehörte nicht ins Armenhaus; aber vielleicht ist es dort sehr nett, und wenn ich in Virneburg bei der Frau Bäckermeisterin geblieben wäre, hätte sie mich vielleicht später in den Laden genommen. Oder ich wäre in das Kloster Zum guten Hirten gekommen, wo sie immer dienende Schwestern gebrauchen können. Die müssen die Stuben rein machen und an den Türen betteln, wenn kein Geld mehr da ist. Betteln möchte ich schon, setzte Anneli mit einem halben Seufzer hinzu. Manchmal wird man weggejagt, aber oft kriegt man etwas, und beides ist lustig.

Ich habe an den Türen gebettelt, und es war nicht angenehm.

Du? Mit großen Augen betrachtete Anneli die alte Dame, die sich lächelnd in den Stuhl zurücklehnte.

Ja, liebes Kind, ich habe gebettelt und später getanzt. So ist mein Leben gewesen, und nun warte ich auf den Tod.

Ich warte auch, sagte Anneli ernsthaft, nur daß er noch nicht kommen will. Er nahm meine Mutter und meinen Vater und früher noch meinen Bruder. Der war sehr klug und sollte viel lernen; aber da kam der Tod. Zu mir aber ist er nicht gekommen.

Sie sprach träumerisch, und die Demoiselle hörte ihr schweigend zu. Dann aber machte sie eine kleine ungeduldige Bewegung.

Du mußt nicht so grausig sprechen; das Leben ist doch schön, und wenn ich dir mein Bilderbuch zeige, dann wirst du sehen, wie schön es für mich gewesen ist.

Anneli mußte ein schweres Buch holen, in das lauter bunte Bilder geklebt waren: Tänzerinnen und Zigeuner, Offiziere und vornehme Damen. Von jedem wußte die Demoiselle eine Geschichte zu erzählen: entweder sie hatte die Leute gekannt,

die das Bild darstellte, oder von ihnen gehört, und sie wurde lustig beim Erzählen, ihre Augen funkelten, und sie begann mit dünner Stimme einen Tanz zu singen. Da wurde auch Anneli heiter, vergaß alle Sorgen und auch den Lauf der Zeit, bis an der Haustür drohend geschellt wurde, und Tante Fritzes Stimme draußen rief, wo ihre Nichte bliebe, und ob sie wohl wüßte, wieviel die Uhr sei.

Tante Fritze betrat nicht gern die Wohnung der Demoiselle, weil sie eine Tänzerin gewesen war, und weil Tante Fritze das Tanzen sündhaft fand. Also mußte Anneli schnell zu ihr hinauslaufen und konnte der Demoiselle kaum Lebewohl sagen. Aber es war schön bei ihr gewesen, wunderbar schön, und es tat nichts, daß Tante Fritze in zürnendem Schweigen neben ihr über den Schloßhof ging. Wenn die Tante schwieg, war sie angenehmer als im redenden Zustande.

Eigentlich war der Schloßhof nur ein Viereck, das an drei Seiten Mauern und an der vierten den Ausblick auf den See und die Terrasse hatte. Er war mit holprigen Steinen gepflastert, und in der Mitte stand ein alter, mit Moos bewachsener Triton, der ehemals Wasser in eine Brunnenschale geblasen hatte. Die Schale war jetzt leer, und die Muschel, von der noch ein Rest am Munde des Tritonen klebte, war zersprungen und mit Moos bewachsen. Aber das Gesicht des Brunnenmannes war noch immer lustig, mit einem verwegnen Ausdruck darin, der Anneli Freude machte.

Auch heute blieb sie stehn und betrachtete ihren Freund.

Wo wohnen eigentlich die Tritonen, Tante Fritze?

Du sollst keine häßlichen Worte gebrauchen! erwiderte die Gefragte streng.

Aber Onkel Willi sagte doch —

Schweig von Onkel Willi; wenn ich mit dir spreche, dann bin ich die Hauptperson, und ich werde dich nächstens ernstlich strafen müssen.

Womit? Anneli konnte das Fragen nicht lassen; aber die alte Tante sah sie zürnend an.

Ich werde mir eine Rute für dich anschaffen müssen. Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es.

Aber ich bin nicht dein Kind, und du hast mich auch nicht lieb, also darfst du mich nicht züchtigen.

Kinder, ihr zankt euch doch nicht? Onkel Willi trat der Schwester und der Nichte entgegen und sah sie beide freundlich an. Jedermann muß Geduld üben und einer den andern tragen. Und nun laßt uns von andern Dingen reden.

Onkel Willi haßte alles Unangenehme und schob es fast gewaltsam von sich. Anneli kannte schon seine Art und hatte nichts gegen sie einzuwenden. Heute aber hätte sie gern von Demoiselle Stahls Bildern berichtet, noch einmal gefragt, ob Triton wirklich ein häßliches Wort sei, und sich gegen jeden Rutenschlag verwahrt.

Aber sie mußte schweigen, und erst als sie im Bette lag, schwirrten die bunten Gedanken in ihrem Kopfe herum. Lieber betteln und tanzen als Rutenschläge, und besser heute dem Tode ins Angesicht sehen, als auf ihn zu warten, verrunzelt zu werden und ganz klein.

Die Kirchhofecke war besser als das Schloß mit der unfreundlichen Tante; am besten aber war noch der Schlaf, der jetzt kam und sie wie im Traum die Worte flüstern ließ:

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Zier.

3

Die Buchen waren über Nacht grün geworden, und Onkel Willi hatte befohlen, daß seine kleine Nichte ein neues Kleid haben sollte. Diese zwei Ereignisse beschäftigten Anneli so sehr, daß sie vergaß, Abends an ihren Vater zu denken und an Virneburg mit den grauen Häusern.

Wenn die Buchen ihr grünes Gewand angezogen hatten, dann machte Rike Bindseil mit ihren Privatschülerinnen einen weiten Waldspaziergang, auf dem Butter-

brot gegessen und Limonade getrunken wurde; und weil Annelis schwarzes Kleid schon recht schadhaft und grau geworden war, wünschte Onkel Willi, daß auch sie ein neues Kleid anlegen, und daß es ihr Rike Bindseil anfertigen sollte. Vor einigen Tagen schon hatte er diesen Wunsch in Annelis Gegenwart ausgesprochen, und sie ging jetzt immer sehr langsam bei Herren Ehlers und Kompagnie vorüber, die den größten Laden in der Stadt hatten. Auf der einen Seite konnte man Eisenwaren, Pflaumen und grüne Seife, auf der andern Modes de Paris kaufen, wie der kleine junge Mann mit dem Bleistift hinter dem Ohr sagte, der Herr Peterlein hieß, und der dort das Regiment führte. Christel Sudeck sagte, er wäre ein süßer kleiner Kerl, und sein Vater wäre Apotheker, was immerhin eine sehr anständige Stellung genannt werden müßte. Anneli hatte noch nicht viel über Herrn Peterlein nachgedacht; nun aber sah sie doch in den Laden hinein, wo er mit schöner Handbewegung bunte und schwarze Stoffstücke entrollte, und freute sich auf den Augenblick, wo auch sie mit Tante Fritze vor dem Ladentisch sitzen durfte, und wo Herr Peterlein auf die große Leiter klettern und immer noch mehr Stoffe aus den Borten holen mußte. Denn das war ganz gewiß, und Christel Sudeck sagte es auch: die jungen Herren im Laden müßten tüchtig springen, ehe man ein Kleid aussuchte. So ein Vergnügen kam nicht oft vor, und dann sollte es ausgekostet werden.

Es kam aber anders. Tante Fritze fand in ihrer Kommodenschieblade einen Stoff, mit dem sie sich einen Lehnstuhl hatte überziehn wollen. Dem Hofrat hatte er nicht gefallen; nun war er bis zu diesem Augenblick unbenutzt geblieben, wo sich Fräulein Pankow seiner entsann und ihn für Annelis Kleid bestimmte. Es war ein dunkelbrauner Kattun mit roten und gelben Tieren darin, von denen man nicht genau sagen konnte, ob es Löwen oder Spinnen waren. Es war auch einerlei: Anneli mußte mit dem Kleiderstoff zu Mamsell Bindseil gehn und sich Maß nehmen lassen.

Zuerst war sie grausam enttäuscht, und auch Rike Bindseil seufzte ein wenig, als sie das Paket öffnete. Aber dann sah sie in Annelis kummervolle Augen und versuchte, heiter auszusehen.

Es wird ein sehr starkes Kleid, Kind; du wirst viel Nutzen davon haben.

Was sind es für Tiere? fragte Anneli bekümmert, aber Rike konnte ihr keine befriedigende Auskunft geben. In ihrer Jugend, sagte sie, hätte man niemals viel von fremden Tieren gelernt, und hierzulande kämen diese Kreaturen nicht vor.

Anneli tröstete sich allmählich. Vielleicht war das Kleid doch nicht so stark, wie Rike glaubte, und vielleicht hatte Tante Fritze dann keinen Stoff mehr in der Schieblade liegen. Jedenfalls war das Wetter eigentlich zu lustig, als daß sie sehr bekümmert hätte sein können, und Stina, die zuerst das fertige Kleid betrachten durfte, fand es ganz gut.

Ich mag so gern was mit Vögelns! sagte sie. Vögelns kann man immer ansehen!

Stina Böteführ war Demoiselle Stahls Dienstmädchen, die leider nicht richtig Deutsch sprach, und die von der Demoiselle auch nicht zum richtigen Sprechen angehalten wurde. Das war ein Gegenstand, über den Tante Fritze sehr lange Reden halten konnte, die dann mit dem Befehle schlossen, Anneli sollte nicht mit Stina sprechen. Dieser Weisung zu gehorchen war fast unmöglich, da Stina ebenso oft auf der Schloßterrasse und über den Schloßhof ging, wie das kleine Mädchen, und sehr häufig denselben Weg in die Stadt hatte. Anneli dachte auch gar nicht daran, der Tante zu gehorchen, denn Stina war für sie eine sehr interessante Persönlichkeit. Sie mochte einige dreißig Jahre alt sein, war groß und breit gewachsen, hatte blitzende braune Augen und ein finsteres Gesicht, das sehr selten freundlich lächelte. Es war auch ganz natürlich, daß sie so unfreundlich war: dreimal hatte sie einen Bräutigam gehabt, und dreimal war die Verlobung zurückgegangen. Aus welchem Grunde, wußte Stina selbst nicht genau, aber es war so gewesen, und nach der letzten verunglückten Verlobung war sie an den See gelaufen, um hineinzuspringen.

Und da? fragte Anneli atemlos vor Erwartung. Denn hier pflegte Stina eine lange, lange Pause zu machen.

Und da? wiederholte sie höhnisch. Nu — ich bin doch nich ins Wasser gegangen, weil nix dabei rauskommt. Abersten das sag ich for ganz gewiß: wenn nu noch ein Kerl kommt, der mir haben will, den krieg ich beis Schlafittchen; o Gott o Gott ja, der soll mich nich entgehn!

Mit Stina mußte Anneli sprechen, dagegen half kein Verbot von Tante Fritze, und als das Mädchen die Vögel im Kleid für schön erklärt hatte, ging Anneli ganz getröstet auf den Marktplatz zur Ritterbank, um dort auf Rike Bindseil und Christel Sudeck zu warten. Denn der Waldspaziergang sollte heute gemacht werden, und das Wetter war fast so schön wie in den Bergen: der Himmel blau, die Wälder zartgrün, und die Straßen der kleinen Stadt so voll Sonne, daß sich alle Hunde in ihren Schein legten und den Frühlingstag verschliefen.

Zufrieden saß Anneli auf der Ritterbank, die so genannt wurde, weil sie aus einem Grabstein hergestellt worden war, der einem ritterlichen Grabe zum Schmuck gedient hatte. Der Marktplatz hier, auf dem sich die stattliche Kirche erhob, war ehemals ein Friedhof gewesen. Es war lange her, und wo einst die Gräber der Ritter und der Bürger gewesen waren, da drehte sich an Jahrmarkttagen ein Karussell, oder es verkaufte ein Lebküchler aus Braunschweig seine roten und braunen Herzen. Und die Grabsteine, die vor Jahren der Steinmetz künstlich ausgehauen, und über denen er manchen Schweißtropfen vergossen hatte, wurden aus der Erde gehoben und zu der Pflasterung der Gassen oder zu Ruhesitzen gebraucht.

Dem Ritter von Falkenberg war es erträglich gegangen. Seinen Grabstein, auf dem er selbst in ganzer Figur und mit einem sehr mürrischen Gesicht ausgehauen worden war, hatte man zu einer Bank verarbeitet, und wenn ihm auch bei dieser Gelegenheit der Rest seiner Nase und sein Schild abhanden gekommen waren, so konnte er doch schon ganz zufrieden sein, daß die Kinder auf dieser Bank lachten und spielten, und daß mancher kleiner Spatz nachher die Brosamen aufpickte, die hier oft verloren gingen.

„Falko von Falkenberg.“ Anneli buchstabierte an der krausen Umschrift des Steines, biß in ein Butterbrot, das Tante Fritze ihr mitgegeben hatte, und nickte Christel zu, die langsam über den Marktplatz kam.

Sudecks wohnten in der Nähe des Marktes in einem rebenumsponnenen Giebelhause, und Christel hatte oben im Giebel ihr Zimmerchen. Von hier aus konnte sie die Straße beobachten und manchmal verstohlen die Vorübergehenden mit Wasser begießen. Natürlich nur, wenn es dunkel war. Die alte Baronesse, die früher auf dem Schlosse wohnte, spannte immer einen Regenschirm auf, wenn sie bei Sudecks vorüberwackelte.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, hatte sie einmal dem sie besuchenden Pastor anvertraut; aber bei Sudecks regnet es immer. Die armen Leute!

Seit der Zeit war der Regen bei Sudecks nicht mehr ganz so häufig vom Himmel gefallen, und jetzt, wo die Baronesse tot war, war das Wunder langweilig geworden.

Christel war ein langbeiniges, blondes, ziemlich unschönes Mädchen. Aber sie hatte kluge Augen und bildete sich viel auf ihren Verstand ein. Daran war ihr Vater schuld, der seine Tochter verzog und manchmal Dinge mit ihr besprach, die sie eigentlich noch nicht hätte verstehn sollen. Dadurch wurde sie altklug und eingebildet, und ihre Mutter hatte keinen Einfluß auf sie. In der Weinlaune hatte Doktor Sudeck einmal zu seiner Tochter gesagt, er wäre auf seine Studentenliebe hineingefallen. Es war ein Scherz gewesen; aber Christel war noch zu jung für diesen Scherz und behandelte seit der Zeit ihre Mutter, als wäre sie ihr nicht ebenbürtig.

Jetzt stand sie vor Anneli und betrachtete sie mit kritischem Auge.

Was hast du da an?

Mein neues Kleid, entgegnete Anneli mit zitternder Stimme.

Hm! Christel setzte sich auf Falko von Falkenberg und schlug mit den Füßen gegen seinen Namen. Du erinnerst mich an eine Bettdecke. Ja, ganz gewiß, in Hamburg habe ich unter dir geschlafen.

Es sollte ein Lehnstuhlüberzug werden, Christel, verteidigte sich Anneli. Du weißt ja, wie Tante Fritze ist. Sie wollte nicht, daß ich zu Herrn Peterlein gehn und mir ein Kleid aussuchen durfte. Aber das Kleid sitzt gut, und die Vögel darauf sind doch ganz nett.

Es sind Drachen! meinte Christel, und dann lachte sie plötzlich hell auf. Wohlgetroffne Bilder von deiner Tante. Übrigens, ich weiß was von ihr!

Was denn? erkundigte sich Anneli.

Da aber trippelte Rike Bindseil heran, mit einem großen Bastkorb versehen und mit einem Hut geschmückt, der, wie Christel behauptete, aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte. Jedenfalls beschattete er das Gesicht der guten „Bike“ so gründlich, daß man außer dem kleinen zaghaften Munde, der im Schatten keinen übeln Eindruck machte, und den fragenden, gutmütigen Augen eigentlich nichts davon sehen konnte.

Und dann begann der Waldspaziergang, der Spaziergang im Frühling, den Rike Bindseil schon seit etwa zwanzig Jahren alljährlich mit ihren Privatschülerinnen gemacht hatte. Es war immer derselbe Weg gewesen, derselbe Himmel hatte sich über die Wandrer gespannt, und dieselbe Sonne hatte ihnen geschienen. Nur die Menschen waren allmählich andre geworden.

Viele von meinen frühern Schülerinnen sind schon tot, berichtete Rike, während sie flink einhertrippelte. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es sterben auch junge Menschen.

Wie dumm von ihnen! sagte Christel lachend. So dumm wollen wir nicht sein, nicht wahr, Anneli?

Sie gingen jetzt durch den hohen Buchenwald, der sich am See entlang zog. Er hatte hohe, schlanke Stämme, und sein Untergrund war mit Anemonen und mit Primeln bedeckt. Langsam stieg der Weg bergan, und wenn man den Blick seitwärts wandte, sah man das Wasser des Landsees flimmern und dahinter die roten Dächer des Städtchens.

Anneli antwortete nicht gleich. Sie stand still und sah durch die hellgrünen Baumwipfel in den blauen Himmel über sich.

Nahe bei Birneburg breitete sich auch der Hochwald über den Bergen aus. Seine Stämme waren schlank wie diese, und seine Wipfel flüsterten ebenfalls im Winde. Und der Himmel dort lächelte über allem, wie er hier lächelte. Aber wo war die Stimme, die unter den Kronen des Hochwaldes mit ihr gesprochen hatte? Die müde, matte, geliebte Stimme?

Sterben ist dumm! sagte Christel noch einmal. Alte Leute können nichts besseres tun; aber wenn man jung ist, muß man leben wollen. Komm, Bikchen, laß sehen, was du in deinem Korbe hast! Ich gebe dir fünfzig Pfennige die Stunde, dafür mußt du mich einmal im Jahre freihalten!

Noch nicht! bat Rike Bindseil. Wir sind noch nicht beim „Letzten Heller“ angelangt, wo es so guten Kaffee gibt!

Aber ein Stück Kuchen erwischte Christel doch aus dem Korbe, und Anneli mußte auch eins haben, obgleich Christel den Vorschlag machte, sie sollte einen ihrer Drachen, die auf dem Kleide abgebildet waren, verspeisen. Es wären keine Drachen, versicherte Anneli; aber sie mußte doch lachen und es ergötzlich finden, ein Kleid zu tragen, das einer Menagerie nicht unähnlich war. Und dann lag mitten im Walde ein Wirtshaus mit rotem Dach und rauchendem Schornstein; schon in der Ferne duftete es nach Arabien, wie Rike poetisch sagte, im Garten saßen etliche Menschen, und in einiger Entfernung wurden Kegel geschoben.

Es war herrlich, hier im Freien, fast mitten im Walde zu sitzen. Rike Bindseil bestellte Kaffee und einen leeren Teller, den sie mit leckern Kuchen füllte.

Die Butterbrote kamen dazu, und alle drei entdeckten, daß die schöne Frühlingsluft sehr hungrig gemacht hatte.

Anneli war besonders vergnügt. Eine solche Wanderung hatte sie noch niemals gemacht, sie genoß den Kaffee, das Wirtshaus, den Garten und die Hühner, die alle gefüttert werden mußten, und sie genoß doppelt, daß Tante Fritze sie nicht mit strengen Augen betrachten konnte. Ein ganzes Schock Ermahnungen hatte sie auf diese Vergnügungstour als Ballast mitgenommen und sie natürlich gleich über Bord geworfen.

Als das Kaffeetrinken beendet war, kramte Rike Bindseil in ihrer Tasche, stand auf und ging in das Haus.

Nun bezahlt sie, sagte Christel, deren scharfen Augen nichts entging. Sie hält uns nämlich wirklich frei, setzte sie hinzu, und eigentlich kann sie es nicht, weil sie so arm ist. Aber wir geben es ihr immer wieder, und wenn Papa sie behandelt, tut er es umsonst.

Ich weiß nicht, ob Tante Fritze ihr etwas wiedergibt, begann Anneli.

Nun, sie läßt doch Kleider bei ihr machen. Dabei verdient die alte Bike wieder. Sie ist wirklich ein gutes Tier, obgleich sie nur eine Kammerjungfer gewesen ist, allerdings bei Gräfinnen.

Rike Bindseil kehrte zurück, aber nicht allein. Neben ihr ging ein ältlicher, dicker Mann mit einem lebhaft gefärbten Gesicht und etwas verschwommnen Augen.

Wer ist das? fragte Christel halblaut; den kenne ich ja gar nicht.

Da stand er schon am Tisch und nickte beiden Kindern zu.

Guten Tag, liebe Kleinen, ich freue mich, eure Bekanntschaft zu machen! Ich werde Fräulein Bindseil und euch zurück begleiten!

Wie heißen Sie denn? fragte Christel mit ihrer schrillsten Stimme, und der Fremde öffnete schon den Mund zur Antwort, als Rike Bindseil diese für ihn übernahm.

Es ist Herr Kandidat Aurelius Bergheim, liebe Kinder. Ich kenne ihn von früher her und höre soeben, daß er im Schloß eine Wohnung erhalten hat.

Während dieser Mitteilung wurde Fräulein Bindseil dunkelrot, was seinen Grund darin hatte, daß Christel abwechselnd sie und ihren Freund betrachtete und dann mit den Augen blinzelte.

Sieh die kleine Bike an, sagte sie nachher zu Anneli. Die hat sich so etwas wie einen Anbeter angeschafft. Sie ist über die Fünfzig hinaus, aber Papa sagt, Alter schützt vor Torheit nicht. Kandidat Aurelius Bergheim! Hast du den Namen schon einmal gehört, Anneli? Nein, natürlich nicht, du hörst niemals etwas. Aber frage mal deine Tante Fritze, den alten Drachen, ich werde dann Papa danach fragen.

Sie gingen alle vier heimwärts, einen andern Weg als den ersten, und nun sahen sie immer das hochragende Schloß in der Nachmittagssonne vor sich liegen, umgeben von den großen alten Bäumen des Schloßgartens und der Terrasse. Es spiegelte sich im Wasser und schien größer und herrlicher zu sein, als es in Wirklichkeit war. So wenigstens kam es Anneli vor, die immer stehn bleiben und das Schloß betrachten mußte. Hatte es wirklich so blanke, lustige Fenster und ein blaues Schieferdach, das wie Seide schillerte, und waren die Bäume der Terrasse wirklich so alt, knorrig und bemoost, daß sie schon jetzt den Eindruck machten, als lege sich ein dicker, lichtgrüner Kranz um den alten Bau?

Christel Sudeck achtete nicht auf die Gegend. Sie berichtete Stadtklatschgeschichten, die sie aus dem Kaffeekränzchen ihrer Mutter aufgeschnappt hatte. Auch las sie schon eine Menge Romane, besonders solche, in denen sehr viel von Liebe die Rede war.

Kriegen dürfen sie sich nicht, sagte sie eifrig. Das ist furchtbar gewöhnlich, und Karoline Lindig findet es auch. Sie müssen sterben oder sich totschießen, das ist das beste!

Zufrieden nickte sie dem Friedhofe zu, an dem der Weg jetzt gerade vorüberführte. Er lag eine ganze Wegstrecke von der Stadt entfernt, und an seinen

jungen Bäumen konnte man merken, daß er seinem Zwecke noch nicht lange diente. Aber er war doch schon eine Stadt voll von Toten geworden: man sah es an den Grabsteinen und den Kreuzen. Anneli blieb stehn und schaute über die niedrige Mauer. Hier war alles gepflegter und ordentlicher als in Virneburg, von einer steinigen Ecke und von Dornengestrüpp war nichts zu merken.

Wo liegen hier die Katholiken? fragte sie. Denn die Frau Bäckermeisterin hatte ihr gesagt, bei den bösen Lutherschen im Norden hätten es die toten Katholiken noch weit schlimmer als ihre Eltern in Virneburg.

Christel antwortete nicht, sie deutete auf Rike Bindseil, die so eifrig mit dem alten Kandidaten gesprochen hatte, daß sie ihre Schülerinnen darüber vergessen zu haben schien. Nun aber wandte sie sich um und kam ihnen entgegen.

Kinder, wo bleibt ihr? Schön ists hier, nicht wahr?

Den Kirchhof finde ich nicht schön! entgegnete Christel spitzig, aber Herrengesellschaft ist besser, nicht wahr, Bike?

Das arme Rikchen begann zu stottern.

Ich kenne den Herrn Kandidaten von früher her, liebe Christel. Wir waren zusammen in einer Familie.

War er vielleicht Kammerdiener?

Ach nein — Rikchen vergaß böse zu werden —, er hat ja studiert, sogar Theologie.

Und weshalb ist er nicht Pastor geworden?

Es paßte ihm nicht, Christelchen, flüsterte Mamsell Bindseil. Für jedermann ist das nichts, Christelchen, es ist ein schwerer Beruf, und Herr Bergheim hat ein wenig Vermögen, er hat es nicht nötig.

Unterdessen hatte sich Anneli mit ihrer Frage an den Kandidaten gewandt, dessen behaglich rundes Gesicht ihr Vertrauen einflößte.

In welcher Friedhofecke liegen hier die Katholischen?

Herr Aurelius verstand sie nicht gleich, dann lächelte er gemütlich.

Liebes Kind, bei uns gibts keine Extraecken für unsre katholischen Mitchristen. Wenn sich einer von den Papisten hierher zum Sterben verirrt, kommt er hübsch in den Platz, der gerade dran ist. Und die Rosen und die Lilien duften auf seinem Grabe wie auf den andern.

Was sagt denn der liebe Gott dazu? fragte Anneli, die aufmerksam zugehört hatte.

Der liebe Gott? Herr Aurelius lachte. Das weiß ich nicht ganz genau, und ich habe mich auch noch nicht mit diesem Gedanken beschäftigt. Mit solchen Grübeleien muß man sich nicht den Kopf zerbrechen.

Er wandte sich jetzt wieder Mamsell Bindseil zu, und Anneli mußte auf Christels Bemerkungen hören, die sich immer noch nicht über Rikchens neuen Freund beruhigen konnte.

Ob sie sich früher wohl geküßt haben? kicherte sie. Glaubst du, daß Rike Bindseil zum Küssen war?

Anneli wußte es nicht, es war ihr auch einerlei. Der Friedhof lag hinter ihnen, und die ersten Häuser der Stadt erhoben sich an der Straße.

Es war ein schöner Spaziergang gewesen, und am liebsten hätte Anneli ihn noch einmal gemacht, besonders aber, weil sie wieder am Friedhof vorbeigekommen wäre und noch einmal lange und tief hätte darüber nachdenken können, wie der liebe Gott es mit den lutherischen und den katholischen Christen in seinem schönen Himmel machte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die russische Note. Das Ende in Algeciras. Kolonialkämpfe im Reichstage. Minister von Bethmann-Hollweg über Wahlrecht.)

Gleich einem großen Steine, der mit einem mächtigen Plumps in ein ohnehin erregtes Wasser saust und es in weiten unruhigen Wellenkreisen bewegt, hat die russische Note schier zuguterletzt, als in Berlin alle Welt auf die Meldung von der in Algeciras erreichten Verständigung wartete, das deutsche Publikum mit einem schrillen Mißakkord überrascht. In Deutschland hatte niemand je daran geglaubt, daß Rußland, das im westlichen Becken des Mittelmeers keinerlei Interessen hat, Frankreich in Algeciras im Stich lassen werde. In ganz Europa pfeifen die Spatzen von den Dächern, daß Graf Witte mit Sehnsucht auf eine neue französische Milliarde wartet, die Frankreich ihm — „nach Beendigung der Marokkokrisis" zugesagt hat, und an allen Börsen ist bekannt, wie dringend Graf Witte dieses Geld braucht. Andrerseits weiß gerade er am besten, welche großen Dienste Deutschland dem russischen Nachbar während des japanischen Krieges und später, namentlich auch bei der Herbeiführung des Friedensschlusses, in der loyalsten Nachbarschaft geleistet hat. Er sowohl wie die ganze russische Diplomatie sind deshalb in einer sehr schwierigen Lage. Auf der einen Seite der „französische Verbündete," der sich bereit erklärt hat, der russischen Geldnot bei gutem Wohlverhalten ein Ende zu machen, auf der andern Seite Deutschland, das auf Rußlands Erkenntlichkeit einen wohlbegründeten Anspruch hat. Immerhin war Deutschland zu der Annahme berechtigt, daß Rußland seine gegebne Vermittlerstellung auch als solche ausfüllen werde.

Bis zu einem gewissen Grade hat Rußland, dem an einem baldigen und beide Teile möglichst befriedigenden Ausgang in Algeciras sehr gelegen sein muß, dieser Erwartung auch entsprochen. Es hat keine neuen Schwierigkeiten geschaffen und in Algeciras vermittelnd zu wirken gesucht. In Berlin freilich mehr durch Empfehlung zur Nachgiebigkeit und auch unsrer Botschaft in Petersburg gegenüber, sogar von der höchsten Stelle aus, durch den Ausdruck der Erwartung, daß „Kaiser Wilhelm schließlich ein Machtwort sprechen werde." Im übrigen hat man sich ausweichend verhalten. In Paris dagegen scheint sich die russische Botschaft auf die Unterstützung jeder dort bemerkbaren Neigung zur Nachgiebigkeit in den wenigen Fällen dieser Art beschränkt zu haben.

Botschafter können die von ihnen zu vertretende Politik nicht nach ihren persönlichen Sympathien einrichten, sie müssen sich den Interessen ihres Landes anpassen, und die meisten Diplomaten suchen berufsgemäß mit der Regierung, bei der sie beglaubigt sind, auf gutem Fuße zu stehn. Gilt das schon für die gewöhnlichen Vertretungsposten, um wieviel mehr noch da, wo es sich um eine befreundete und verbündete Macht handelt. Unter den heutigen Verhältnissen kann kein russischer Botschafter in Paris irgendeinen Schritt tun, der die Sympathien Frankreichs für Rußland und damit das Bündnis in Gefahr brächte. Rußland braucht von Frankreich: erstens Geld, zweitens die Nichtunterstützung der Polen, drittens verbürgt die englisch-französische Entente indirekt auch eine erwünschte Annäherung Englands an Rußland. Das sind Tatsachen, mit denen sich ein russischer Botschafter in Paris abfinden muß.

In den Petersburger maßgebenden Kreisen ist man mit Recht über die Pariser Indiskretion erregt, die schließlich auf die gesamte Haltung und Leitung der russischen Politik kein sehr rühmliches Licht wirft. Die feierliche Pose der Note kam stark post festum, denn Deutschland hatte schon erklärt, daß es auf das vorgeschlagne neutrale Hafenkommando in Casablanca gar kein Gewicht lege. Deshalb wurden mit der russischen Note nur offne Türen aufgestoßen; schließlich mußte man sich obendrein bei Deutschland entschuldigen. Ganz aufgeklärt ist der Zusammenhang der Dinge übrigens noch nicht, auch wenn Botschafter Nelidow einen kleinen Teil der Schuld übernimmt, den größern aber dem Temps zuweist. Zum Schluß

bleibt die Sache doch an den auswärtigen Ministerien von Paris und Petersburg hängen, von denen das Pariser Ministerium das russische zu einem völlig deplacierten Schritt veranlaßte, und das russische Ministerium sich kurzsichtig zu einem solchen hergab, der alsbald in Paris mißbraucht wurde. Zum Glück handelt es sich nur um Marokko. Bei einer europäischen Frage könnte ein solcher Zwischenfall ernste Folgen haben. — Ein norddeutsches liberales Blatt hat seinen Lesern „aus vorzüglicher Quelle" mitgeteilt, von der englischen Seite sei eine zweimalige deutsche Anregung zu einer Begegnung der beiden Monarchen abgelehnt worden. Das Gegenteil davon ist die Wahrheit. In der Privatkorrespondenz der beiden Monarchen ist die Möglichkeit und die Nützlichkeit einer Begegnung im Laufe dieses Jahres beiderseitig anerkannt worden. Wozu also solche entstellenden Ausstreuungen?

Die russische Notenangelegenheit hat wohl mehr Aufsehen erregt, als sie verdient, weil die deutsche Kritik schon durch die Publikation im Temps mobilisiert worden war, und weil die amtliche Übergabe der Instruktion in Berlin darum als eine Unterstreichung jener Veröffentlichung empfunden wurde; die erregte Kritik tat dann das übrige, die Bedeutung der Sache zu übertreiben. So wenn zum Beispiel die Hamburger Nachrichten ohne weiteres urteilten, es müsse eine Provokation Rußlands von der deutschen Seite vorliegen, sonst sei die Sache gar nicht erklärlich! Die unendliche Konferenz hat an vielen Orten eine Summe von Nervosität angehäuft, die sich zu entladen beginnt. Die Note selbst und ihre Ursachen sind ein Zeugnis davon.

Was den Stand der Dinge in Algeciras selbst anlangt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Tatsachen alle publizistischen Kommentare überholen. Auch aus der französischen Presse spricht deutlich eine Konferenzmüdigkeit, namentlich das Pariser Blatt Le Journal drängte in diesen Tagen in sehr beachtenswerten Artikeln wiederholt zum Abschluß auf der Basis eines Kompromisses zwischen der Bank- und der Polizeifrage, bei der letzten in dem Sinne, daß Frankreich eine wirksame internationale Kontrolle anerkennen solle, aber nicht die Zulassung einer dritten Macht in der Polizeiorganisation. Es handelt sich also, wenn — wie anzunehmen ist — in jenen Artikeln die Grundgedanken der französischen Politik zu finden sind, jetzt darum, ob Frankreichs Konzessionen in der Bankfrage so ausreichend sein werden, daß sich Deutschland in der Polizeifrage auf die internationale Kontrolle beschränken und über den Umfang und die Kompetenz des Polizeiinspektorats, das dem diplomatischen Korps in Tanger unterstellt würde, in eine Verständigung mit Frankreich willigen kann. Wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß die finanziellen Gruppen in Frankreich, die Marokko schon unter sich verteilt hatten, nach der Konferenz ihr Möglichstes tun werden, die pénétration pacifique Marokkos in jeder Richtung weiter zu betreiben und für eine künftige unvermeidliche Konferenz eine neue Basis zu schaffen. Niemand kann sich verhehlen, daß hierin die Keime zu neuen Konflikten liegen, andrerseits ist nicht zu verkennen, daß sobald die Existenz eines Staates wie Marokko durch internationale Konferenzen geregelt werden muß, die Souveränität immer nur mit Mühe aufrecht erhalten werden kann. Die Türkei zwar ist 1856 und 1878, das letztemal nach einer schweren Niederlage, wieder existenzfähig gemacht worden, und sie wird noch lange nicht aus der Reihe der souveränen Staaten schwinden. Aber Marokkos Selbständigkeit wird für eine längere Dauer nur erhalten bleiben können, wenn es die jetzt gewonnene Frist gründlich zu einem wirtschaftlichen Aufschwung und Aufbau sowie zur Schaffung wirklicher Grundlagen der staatlichen Ordnung ausnutzt, ohne dabei den Spekulanten einer einzelnen Macht in die Hände zu fallen. Was Deutschland anlangt, so konnte unsre Diplomatie auf der Konferenz wenig mehr tun, als einen Rahmen zimmern, den auszufüllen der Tätigkeit des deutschen Kaufmanns und Exporteurs überlassen bleiben muß. Die offne Tür ist ihnen gesichert, und sie haben reichlich Gelegenheit, sich im Wettkampfe mit einer starken Konkurrenz zu erproben. Von dem Ergebnis wird dereinst für die Gestaltung der Zukunft Marokkos vieles abhängig sein.

Den Kolonialfragen ist durch den Reichstag in der Budgetkommission wie im Plenum diesesmal außerordentlich viel Zeit gewidmet worden, die keineswegs nur durch sachliche Debatten, sondern durch Nebendinge aller Art in Anspruch genommen wurde. Für den Erbprinzen Hohenlohe, den Leiter der Kolonialbehörde, ist es ein examen rigorosum gewesen, das er, zumal in Anbetracht seiner erst kurzen Amtszeit, sehr gut bestanden hat. Dieses Prädikat wird ihm kein unparteiischer Beurteiler weigern. Wie vielleicht nicht ohne Grund und ziemlich allgemein angenommen wird, stammen die Zentrumspfeile aus solchen Kreisen, die in einem selbständigen Kolonialsekretär den eisernen Besen fürchten und es deshalb vorziehn, Abteilung des Auswärtigen Amts zu bleiben, um die sich der Staatssekretär dieses Amts wenig kümmern könnte, während der tatsächliche Leiter nur eine sehr beschränkte Gewalt hätte und in der Fülle der Geschäfte erstickte, sodaß er den internen Verhältnissen nur wenig Aufmerksamkeit zuzuwenden vermöchte. Von dieser Seite her sind dem Zentrum wohl die angeblichen Gründe suggeriert worden, die gegen den selbständigen Kolonialsekretär sprechen sollen, und es macht einen geradezu lächerlichen Eindruck, daß das Zentrum die Unzuträglichkeiten vorschützt, die angeblich im Verkehr mit fremden Mächten durch die Selbständigkeit der Kolonialverwaltung entstehn sollen, nachdem der Staatssekretär und der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts das Gegenteil versichert und hinzugefügt haben, daß die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten immer nach wie vor durch das Auswärtige Amt gehn würden. Selbstverständlich bleibt Prinz Hohenlohe, wer er ist, auch ohne Staatssekretärtitel, auch ohne dessen Gehalt. Aber auf die Vollmachten eines Chefs einer obersten Reichsbehörde kann er nicht verzichten, wenn er Ersprießliches leisten soll. Der Vorwand des Zentrums ist um so deplazierter, als zumal in Verhandlungen mit dem Auslande die Entscheidung doch immer nur auf den Vortrag beider Behörden durch den Reichskanzler erfolgen würde. Die ganze Aktion ist offenbar darauf angelegt worden, dem Erbprinzen die Sache zu verleiden.

Als ein erfreuliches Ereignis, ja als eine Tat wird die Rede begrüßt, die der preußische Minister des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, bei der Beratung der Wahlgesetzvorlage im preußischen Landtage gehalten hat. Es war die runde und nette Antwort auf die Wahlrechtsdemonstrationen der Sozialdemokratie: „Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal nur ausdrücklich feststellen und wiederholen, daß die Adoption des Reichstagswahlrechts für uns unannehmbar ist." Hoffentlich wirkt diese bestimmte Erklärung der preußischen Regierung auf die in andern deutschen Staaten vorhandnen Neigungen, das Reichstagswahlrecht auch für die Landtage einzuführen, heilsam ein. Der Minister hat nicht das jetzige preußische Wahlrecht bis an das Ende aller Dinge sanktioniert, aber zwischen diesem und dem Reichstagswahlrecht gibt es doch wohl noch andre „Systeme," die den Anforderungen des staatlichen Lebens und Gedeihens besser dienen und nicht die Gleichmacherei, sondern ein Aufsteigen der untern Klassen fördern. Erregte Zeiten wie die unsern sind überhaupt nicht geeignet, Wahlrechtsfragen zu lösen und dabei an dem Bestehenden zu rütteln, ohne daß man Besseres, Erprobtes an seine Stelle zu setzen vermag. *g*

Wahlpflicht. Sehr lebhaft sind in mehreren deutschen Bundesstaaten jetzt die Erörterungen über das Wahlrecht. Man erkennt die Notwendigkeit einer Änderung und sucht nach dem „besten" Wahlrecht, vorläufig jedoch ohne rechten Erfolg. Wir meinen, daß ein vollkommnes Wahlrecht kaum gefunden werden wird; wenigstens müßte das so kompliziert sein, daß es in der Praxis nicht wohl anwendbar wäre. Wir wollen aber heute auf diese Frage nicht eingehn, vielmehr für die Lösung eines andern damit zusammenhängenden Problems einen Vorschlag machen. Es ist das Problem der Wahlpflicht.

Daß die allgemeine Ausübung des Wahlrechts eigentlich die Voraussetzung eben dieses Rechts ist, bedarf kaum der Ausführung; die Erfahrung zeigt jedoch, daß sehr viele Wahlberechtigte ihr Wahlrecht nicht üben. Gewiß werden das manche absichtlich tun — dagegen ist nichts einzuwenden —, die meisten aber tun es aus Lässigkeit. Diese Tatsache hat zu dem Gedanken geführt, das Wahlrecht durch die Wahlpflicht zu ergänzen. Irgendeinen ausführbaren Vorschlag, wie das zu machen sei, haben wir indes bisher noch nirgends gefunden. Daß von Bestrafungen der Lässigen nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich, mit bloßen Ermahnungen jedoch ist nicht geholfen. Da wollen wir im folgenden wenigstens auf eine Möglichkeit, wie das Problem gelöst werden könnte, hinweisen; wir sind dabei von vornherein überzeugt, daß unser Vorschlag zunächst starkes Kopfschütteln erregen und lebhafte Zurückweisung erfahren wird; aber wir glauben doch, daß der Gedanke allmählich ruhiger erwogen werden und schließlich Anhänger finden wird.

Unser Vorschlag ist kurz folgender. Bis etwa vierzehn Tage vor der Wahl müssen alle Kandidaten eines Wahlkreises genannt sein, bis etwa acht Tage vor der Wahl hat die Regierung das Recht (nicht die Pflicht), in jedem Wahlkreis einen der Kandidaten zu bezeichnen als den, für den die nichtabgegebnen Stimmen zählen sollen. Macht sie von diesem Rechte Gebrauch, so werden für diesen Kandidaten die nichtabgegebnen Stimmen in der Weise gezählt, daß jede nichtabgegebne Stimme als halbe (oder zwei Drittel) Stimme berechnet wird (beim „Pluralsystem“ mit der Hälfte der Stimmen, die dem Wähler zustehn würden). Macht die Regierung von dem Rechte der Kandidatenbezeichnung keinen Gebrauch, so werden die nichtabgegebnen Stimmen nicht gerechnet, d. h. es bleibt alles wie bisher. Ergänzend mag noch hinzugefügt werden, daß die Regierung das Recht haben soll, im ersten Wahlgange unter Umständen auch mehrere Kandidaten zu bezeichnen, denen die nichtabgegebnen Stimmen (immer als halbe) zuzurechnen seien; dann würden diese Stimmen auf diese Kandidaten verteilt. Das ist unser Vorschlag.

Und nun erwarten wir, daß gegen diesen Vorschlag ernste Bedenken geäußert werden; wir sind bereit, selbst damit aufzuwarten, möchten aber zunächst noch einige erläuternde Bemerkungen zu dem Vorschlage machen. Der Kürze wegen sprechen wir dabei immer nur von einem (nennen wir ihn einmal) Regierungskandidaten; sollten zunächst mehrere benannt werden, so treten die entsprechenden Änderungen ein; das berührt aber das Prinzip nicht.

Die Grundlage des Ganzen ist der alte in der Praxis des Lebens sehr oft angewandte Satz: „Wer schweigt, stimmt zu.“ Wer also bei den Wahlen schweigt, stimmt zu, nur muß vorher gesagt werden, wem er zustimmt. Das aber kann nur die Regierung sagen, und zwar ist die Nennung eines der Regierung genehmen Kandidaten (vielleicht ist er für die Regierung auch nur das kleinere Übel) um so berechtigter, als der Nichtabstimmende ja eben mit ihr zufrieden zu sein scheint. Daraus würde nun folgen, daß seine Stimme als ganze Stimme für den Regierungskandidaten gezählt werden müßte. Wir bekennen, daß wir, als wir schon vor Jahren zuerst auf diesen Gedanken kamen, auch dieser Ansicht waren, sind aber davon aus folgenden Gründen abgekommen.

Zunächst muß die Gefahr vermieden werden, daß nun die Wähler, die an sich für den Regierungskandidaten stimmen würden, erst recht säumig werden, indem sich mancher sagt: Meine Stimme zählt ja doch für den, den ich wählen will, also kann ich mir die Mühe sparen. Um solche Bequemlichkeit zu verhindern, soll seine nichtabgegebne Stimme eben nur als halbe Stimme gerechnet werden. Wir müßten uns in der Wirkung von Imponderabilien sehr irren, wenn nicht gerade diese halbe Wertung die Säumigen mehr antriebe zu stimmen, als die Aussicht, gar nicht gerechnet zu werden.

Zweitens sehen wir in dieser Einsetzung als halbe Stimmen eine gewisse Korrektur dafür, daß doch auch vielleicht Gegner des Regierungskandidaten der Wahl

fern geblieben sind, und weiterhin dafür, daß vielleicht mancher ernsthaft (durch Krankheit, Reisen) verhindert gewesen ist, sein Wahlrecht auszuüben. Auf die zuletzt genannten Fälle kommen wir übrigens noch zurück.

Drittens soll die halbe Wertung noch einer Gefahr entgegentreten, die bei voller Zählung wegen der dabei möglichen Säumigkeit der Wähler des Regierungskandidaten eintreten könnte. Es würde vielleicht bis zu einem gewissen Grade das Wahlgeheimnis gefährdet werden können; es könnte nämlich die Vorstellung entstehn, daß jeder, der die Wahl ausübt, der Opposition angehört; man könnte sich sogar denken, daß die Partei des Regierungskandidaten die Parole ausgäbe, nicht zu wählen, um die geheime Wahl illusorisch zu machen. Wird die nichtabgegebne Stimme nur halb gerechnet, so ist diese Gefahr wohl beseitigt.

Das sind die Gründe, die uns zu dem Vorschlag veranlassen, die nichtabgegebnen Stimmen nicht ganz, sondern nur halb zu zählen. Bemerken wollen wir noch, daß auch hierbei eine absichtliche Wahlenthaltung möglich ist durch Abgabe eines weißen Zettels. Weiter würde man den Wählern das Recht zugestehn können, schriftlich zu erklären, daß sie durch Krankheit, Reisen oder dergleichen verhindert seien, die Wahl auszuüben: dann würden diese Stimmen natürlich nicht gezählt. Im ganzen wird aber die Zahl der so Verhinderten nicht so groß sein, daß man wegen des dadurch entstehenden Fehlers den Gedanken verwerfen müßte, auch wird, wie schon gesagt worden ist, die hier etwa mögliche Ungerechtigkeit schon durch die halbe Zählung korrigiert.

Alles in allem glauben wir den Gedanken einer ernsten, nicht voreingenommnen Erwägung empfehlen zu dürfen. Er bewirkt, daß wirklich *alle* Wähler bei dem Wahlergebnis gezählt werden, und führt damit tatsächlich zu einer allgemeinen Ausübung des Wahlrechts, also praktisch zu dem, was die *Wahlpflicht* erreichen will. Ein andres leicht ausführbares Mittel aber, diese Wahlpflicht einzuführen, ist uns bisher nicht bekannt geworden: wird es angegeben, so lassen wir uns gern belehren. Bis dahin gilt auch hier der Satz: Wer das Ziel will, muß auch die Mittel wollen. Wir sehen in unserm Vorschlag auch eine sehr gute Korrektur des allgemeinen gleichen Wahlrechts und glauben, daß er geeignet ist, dort wo eine Wahlrechtsänderung notwendig erscheint, manche Bedenken gegen eine weitherzige Wahlrechtsgewährung zu zerstreuen. Interessant wäre es, wenn einmal berechnet würde, wie der Reichstag jetzt zusammengesetzt sein würde, wenn bei der letzten Wahl nach unserm Vorschlag verfahren worden wäre. A. B.

Volkswirtschaftliches aus der Gegenwart. Eine Schülerin Adolf Wagners, Frau *Marie Schwab*, hat (bei Gustav Fischer in Jena, 1905) eine Studie über *Chamberlains Handelspolitik* veröffentlicht. Wagner erklärt in einem langen einleitenden Vorwort die Schrift für einen guten Beitrag zur Beantwortung der großen Frage, der sein Buch: Agrar- und Industriestaat, gewidmet ist. Er findet, daß das reiche, der allerneuesten Zeit entnommne Material, das die Verfasserin verarbeitet hat, sein pessimistisches Urteil über den reinen Industriestaat rechtfertige. Dessen Übeln einigermaßen zu steuern, ist ja eben Chamberlains Bestreben. Die Verfasserin gelangt zu dem Ergebnis, daß die Verwirklichung von Chamberlains Handelspolitik für England überwiegend nützlich, für die Konkurrenzländer, namentlich für Nordamerika und Deutschland, schädlich sein würde. Nachdem das Buch erschienen war, ist ja das Kabinett, das Chamberlains Plänen zuneigte, unterlegen. Aber da die jetzige liberale Parlamentsmehrheit wahrscheinlich die hochgespannten Erwartungen ihrer Wählerschaft nicht wird erfüllen können, dürfte in nicht gar langer Zeit wieder ein konservatives Kabinett mit Chamberlain an der Spitze einziehn. — Calwer und *Max Schippel* sind bekanntlich zwei Genossen, die mit achtungswerten volkswirtschaftlichen Kenntnissen vernünftige Ansichten verbinden, und da sie sich nicht scheuen, diese zu äußern, beständig von der größern oder der kleinern Exkommunikation bedroht leben. Der zweite behandelt in seiner neuesten Schrift *Amerika und die Handelsvertragspolitik* (Berlin, Verlag der Sozialistischen

Monatshefte, 1906). Er betont im Vorwort, daß für konkrete Entscheidungen auf dem Gebiete der Handelspolitik nicht Parteirücksichten, sondern nur Tatsachen maßgebend sein können, und seine ganze, selbstverständlich auf statistischem Material beruhende Untersuchung beweist die Richtigkeit eines Ausspruchs, den seinerzeit der Staatssekretär Freiherr von Marschall getan hat, und den Schippel voranstellt: „Ich fürchte, daß drüben über dem Meere vielfach die Anschauung besteht, daß wir ein weit größeres Interesse an der Erhaltung guter Beziehungen hätten. Ich kann das nur als einen bedauernswerten Irrtum bezeichnen." Schippel weist nach, daß sich die Vereinigten Staaten durch ihre Rücksichtslosigkeit arg geschädigt, daß sie sich handelspolitisch isoliert haben, und daß sie vom hohen Pferde herabsteigen und nachgeben müssen. Woraus folgt, daß es eine falsche Politik wäre, aus Furcht vor der handelspolitischen Macht der Vereinigten Staaten ihnen in Tariffragen immer und ohne weiteres nachzugeben. — Dr. Armin Tille beklagt es als zwei große Übelstände, daß die Geschichtschreibung bei der Behandlung der neuern Zeit den wirtschaftlichen Tatsachen nicht in demselben Maße Rechnung trage wie bei der Bearbeitung des Mittelalters, und daß die Erforschung des neuern Wirtschaftslebens unter der Herrschaft von Vorurteilen stehe, deren Haupturheber Karl Marx sei. Namentlich werde die Bedeutung des Unternehmers unterschätzt. Genaue Kenntnis der Begründung und der Entwicklung der Unternehmungen sei die Grundlage der Wirtschaftswissenschaft. Deshalb empfiehlt er in der Schrift Wirtschaftsarchive (Berlin, Otto Elsner, 1905) die Gründung von Archiven, in denen Geschäftsbücher, Handelskorrespondenzen, Ausschnitte aus dem Handelsteil der Zeitungen, einschlagende Druckschriften aufbewahrt werden sollen. Die bis jetzt vorhandnen Druckschriften über einzelne Unternehmungen sind fast sämtlich Jubiläumsschriften. Tille zählt sie auf. Von den sechzig Firmen, deren Geschichte darin erzählt wird, sind einunddreißig Leipziger (darunter: Leipzig und die Leipziger Immobiliengesellschaft von Gustav Wustmann), und von diesen gehören sechzehn dem Buchgewerbe an. Dazu kommen die bekannten Werke von Ehrenberg (der auch, wie die Leser wissen, in Rostock ein Thünen-Archiv gegründet hat und eine Zeitschrift desselben Namens herausgibt): „Das Zeitalter der Fugger" und „Große Vermögen." Wo sich keine besondern Archive einrichten lassen, sollen sich die Handels- und Landwirtschaftskammern, die städtischen Archive und Museen der Aufgabe unterziehn. Am schärfsten drückt die Auffassung Tilles der Satz aus: „Für den Gesetzgeber und Politiker, für den das wirtschaftliche Gemeinwohl in Frage kommt, mag das Ganze, die nur unbestimmt umgrenzte Volkswirtschaft, den Gegenstand des Interesses bilden, aber für die Wissenschaft wie für den Unternehmer selbst muß der Einzelbetrieb in den Vordergrund treten, damit auf diese Weise die volkswirtschaftliche Untersuchung einen zuverlässigen Untergrund erhalte."

Der vollkommne Staat. Die Welt ist kein Chaos, sondern ein Kosmos; diese Überzeugung haben die Völker Europas von den Griechen geerbt. Die gesetzliche Ordnung der Welt aber ist das Werk der höchsten Vernunft, des persönlichen Gottes, und durch die Erlösung führt dieser die Ordnung des Gottesstaates ihrer Vollendung zu; so lehrte das Christentum. In diesen zwei Stücken waren alle mittelalterlichen Denker einig. Meinungsverschiedenheiten entstanden nur aus dem Umstande, daß die gesetzliche Ordnung der Menschenwelt nach christlicher Anschauung zwei Seiten hat, eine geistlich-kirchliche und eine weltlich-bürgerliche. Nach Augustinus und Gregor dem Siebenten stammt alles Recht der bürgerlichen Ordnung aus der geistlichen, ja man ist geneigt, die bürgerliche Ordnung für ein nur durch die Sünde notwendig gewordnes Übel zu halten. Eine Minderheit dagegen leitete auch die bürgerliche Ordnung unmittelbar von Gott ab und erklärte den Kaiser für unabhängig vom Papste und diesem gleichberechtigt. Der bekannteste Vertreter dieser Minderheit ist Dante, und Hans Kelsen hat in einer schönen Studie: Die Staatslehre des Dante Alighieri (Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1905) den Zusammenhang dieser Lehre mit den Theorien des Mittelalters erschöpfend dargelegt. Daß gerade in der Zeit, wo Dante seine Idee der Universalmonarchie

entwickelte, das Reich zerfiel, das bis dahin Träger der Idee gewesen war, und daß das dem Kaisertum widerstrebende Nationalbewußtsein der Völker anfing, sich kräftig zu regen, ist richtig. Trotzdem möchten wir Dantes Ansicht nicht mit dem Verfasser reaktionär nennen. Der Prophet steht über allen solchen Kategorien wie reaktionär und fortschrittlich. Das Wesentliche ist die Idee einer das ganze Menschengeschlecht umfassenden vollkommnen Staatsordnung. Daß sich Dante diese Ordnung als Universalmonarchie vorstellte und von der Unordnung und Zwietracht seines Vaterlandes gepeinigt, dem Wahne verfiel, Heinrich der Siebente könne und werde diese Ordnung aufrichten, ist nur eine den Zeitumständen entstammende vorübergehende Färbung der ewigen Idee. Denn die Idee selbst ist ewig, unvergänglich und notwendig; sie liegt auch den sozialistischen Träumen von einer Weltrepublik zugrunde, und viele, die weder Sozialisten noch Träumer sind, sehen die Verwirklichung der Idee in der Weltwirtschaft nahen, aus deren Verstrickung sich kein Volk mehr befreien kann. Dieselbe Idee liegt auch dem „Fundament einer neuen Staatslehre" zugrunde, mit dem uns Joseph Popper (Lynkeus) beschenkt hat (Dresden, Karl Reißner, 1905), denn sein Vorschlag würde sich, wenn er überhaupt durchführbar wäre, ohne internationale Vereinbarung nicht durchführen lassen. Er glaubt, den Pauperismus beseitigen zu können mit dem Rezept: Im Gebiete des Notwendigen Naturalwirtschaft und Zwang, im Gebiete des Überflüssigen freie Privatwirtschaft. Zur Befriedigung der Bedürfnisse erster Ordnung wird jedem ein Existenzminimum in natura zugesichert; was zur Befriedigung der Bedürfnisse zweiter Ordnung gehört, mag ein jeder wie bisher im freien Wettkampf erstreben und mit Geld kaufen. Ja, wenn es nur ein für alle Orte, Zeiten und Individuen gültiges Kriterium gäbe, nach dem die Grenze zwischen Bedürfnis erster Ordnung und Luxus gezogen werden könnte! Poppers Spott über manche Theoretiker der Nationalökonomie, die sich einbilden, das Heil der Welt hänge von der richtigen Wertlehre ab, ist vollauf berechtigt; nicht berechtigt dagegen seine Verachtung des „Flickwerks," das man Sozialpolitik nennt. Es ist eben Utopisterei, zu glauben, daß die Menschheit auf Erden im Politischen je einmal über das Flickwerk hinauskommen werde. Das Kunstwerk ist das einzige Produkt menschlichen Schaffens, dem die Möglichkeit beschieden ist, vollkommen zu sein.

Für den konfessionellen Frieden. „Die kirchlich-religiöse Gegenwart Deutschlands scheint in konfessionellem Hader und hartem Widerstreit theologischer Schulen aufzugehn. Die laute Öffentlichkeit gibt dem Scheine recht. Doch schon erheben sich Stimmen von Männern, die des Zankes überdrüssig sind; die es wagemutig versuchen, die durch die Reformation geschaffnen Zustände zu überwinden: die ohnmächtige Zersplitterung der evangelischen Landeskirchen, die schroffe Spaltung des deutschen Geisteslebens in zwei sich ruhelos befehdende Weltanschauungen. Sie maßen sich nicht an, das Volk über geschichtlich gewordne Gegensätze leichten Sprunges hinwegzuspielen. Unverhüllt offenbart sich ihnen ihre Schwere; aber sie bildet kein Hindernis, einander gegenseitig zu achten und die Konfessionen als zwei Pole einer Kraft aufzufassen." So schreibt der Archivassistent Dr. Ernst Müsebeck im Vorwort der Schrift: Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1905). Allerdings ist der Vater Arndt mehr Kämpfer als Friedensstifter gewesen, und was den Katholizismus anlangt, so hat er ihm in der Jugend, als richtiger Pommer, und dann wieder im Greisenalter, wo er die ultramontane Richtung überhandnehmen sah, schroff ablehnend gegenübergestanden: nur im Mannesalter haben ihm die gotische Baukunst und die Romantik einiges Verständnis für die andre Konfession erschlossen. Aber er hat zeitlebens den Standpunkt eingenommen, auf dem allein Verständigung möglich ist, hat die Orthodoxie und den Atheismus mit derselben Entschiedenheit bekämpft, die historische Berechtigung der verschiednen Kirchenbildungen erkannt und daran festgehalten, daß die deutsche Kultur nicht am Leben bleiben könnte, wenn sie von einer der drei Wurzeln losgerissen würde, aus denen sie erwachsen ist: Hellenentum, Christentum und deutsches Volkstum. Und er hat 1813 in seinem „Katechismus für den teutschen

Kriegs- und Wehrmann" Worte gesprochen, die heute wiederum gelten: „Der Satan der Bosheit wird kommen und rufen: Hie Papst, hie Luther, hie Calvin! Merkt auf, was ihr tut, horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege versammeln! Sie möchten euch gern verwirren, den alten Streit über die Religion erneuern und euch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben, ihr aber sollt auf diese nicht hören!" Abgesehen von dem Zwecke der Schrift fesselt die darin dargestellte religiöse Entwicklung Arndts das Interesse in hohem Maße. In den Anmerkungen ist das wunderschöne „Lebenslied" Arndts (Steh und falle mit eignem Kopf, tu das Deine und tu es frisch!) abgedruckt, das die meisten Leser des Büchleins hier wohl zum erstenmal finden werden. — In der Kampfstellung gegen die oben bezeichneten zwei Fronten finden wir auch den Doktor und Privatdozenten der Philosophie Eduard Platzhoff-Lejeune, obwohl er im übrigen mit Arndt wenig Ähnlichkeit hat. Im Religiösen steht er etwas weiter links als Arndt und auch als wir selbst stehn, urteilt aber in der Schrift: Religion gegen Theologie und Kirche, Notruf eines Weltkindes (Gießen, Alfred Töpelmann, 1905), nicht unbillig über die Kirchen und über seine ehemaligen Amtsbrüder — er war ursprünglich Theologe —, äußert vielmehr herzliches Mitgefühl mit der großen Gewissensnot, an der namentlich viele evangelische Geistliche leiden. Ein zweites (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905) unter dem Titel Lebenskunst erschienenes Büchlein desselben Verfassers enthält „Zwölf Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete," die Überschriften lauten: Das Neue und das Alte, das Extreme, Moderne Bewußtheit, Das Vorurteil, Die Sitte, Der Ehrgeiz, Moderne Verwilderung, Die Illusion, Barbarenkultur, Geistige und materielle Kultur, Der deutsche Charakter, Das bildende Reisen. Es steht nichts neues und epochemachendes in diesen Aufsätzen, doch sind sie angenehm und nützlich zu lesen.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 65. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1906 **Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Princeton University Library
32101 045357058

